Geschichten aus Steiermark.

Geſchichten aus Steiermark.

Germ. 3263

Von

P. K. Rosegger.

1861

Peſt.

Verlag von Guſtav Heckenaſt.

1871.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-Bibliothek

Pest. 1871. Gedruckt bei Gustav Heckenast.

Meinem Buche zum Geleitbrief.

Ich brauche mich wohl nicht zu entſchuldigen, daß ich Bücher ſchreibe. Das habe ich ſchon in meines Vaters Hütte als Knabe gethan und ich werde es kaum zu laſſen vermögen, ſo lange meine Hand eine Feder tragen und mein Auge derſelben folgen kann; mein Weſen verlangt es ſo. Aber vielleicht hätte ich mich zu entſchuldigen, daß ich dieſe Bücher drucken laſſe, daß ich ihnen die Weihe der Dichtung zutraue und daß ich den Menſchen zumuthe, dieſe Bücher zu leſen. Ich meine aber, es entſchuldiget mich vorläufig mein Wunſch, daß es mir gelingen möge, etwas Weniges des Schönen und Edlen, wie es in dem Ideale eines Dichterherzens glüht, den Menſchen würdig zu reichen und als redliches Erbe zu hinterlaſſen.

Meine literärischen Versuche sind einfach und harmlos, ich bin noch unerfahren in der Welt und nur in dem Volke der österreichischen Alpenländer bin ich daheim. Dieses Volk kenne ich, wie es lebt in seinen armen Hütten, in seinen einsamen Gehöften und in seinen stillen Dörfern, und seinen Charakter trage ich selbst in meinem Geblüte und in meinem Gemüthe.

Dieses mein Feld wäre so undankbar nicht. Der Schauplatz ist mitten in der großen Natur, die Menschen, wohl ein wenig rauh und ein wenig schlicht im Geiste, haben ein Herz voll tiefen Gefühles, nicht allzuselten maßlos übersprudelnd in Liebe oder Haß, aber bieder und edel im Kerne. Das ist ein derbkräftiges Volk und für uns um so interessanter, als es sich eben gegenwärtig aus seiner Geistesträgheit aufzuraffen und sich den fortschrittlichen Interessen der Zeit zuzuwenden beginnt. Und ich glaube, zu einer Zeit, in welcher die politischen so wie die culturhistorischen Schwerpunkte mehr und mehr in das Volk zu fallen beginnen und in welcher die Humanität mit aller Anstrengung auf das Wohl des Volkes hinarbeitet, dürften volksthümliche Schriften und die Dorfgeschichte im engeren Sinne mehr als je die Aufmerksamkeit der Lesewelt verdienen. Wahrhaftig, das Leben und Streben des Volkes, besonders des, durch natürliche und

culturgeschichtliche Umstände eigenartigen Gebirgsvolkes darf nicht unbeachtet bleiben, wie es ja an einem Auerbach, an einem Silberstein und beziehungsweise auch an einem Stifter bereits würdige Vertreter gefunden hat.

Auch das steierische Volk wäre in der Literatur eines begabteren Vertreters werth, als ich es bin, und es ist durch manchen wackeren, vaterländischen Sänger auch verherrlicht worden. Dennoch will ich es versuchen, seine Eigenarten und seinen Charakter von der klaren, ruhigen Seelengröße bis zu den wildbrausenden Leidenschaften herab zu zeichnen. Es ist nicht unmöglich, daß mir die Liebe und Begeisterung, welche ich für Steiermark in meinem Herzen trage, vorläufig das Talent zum Theile ersetzt und mir nach und nach durch ernstes Studium die entsprechende Kraft verleiht, welche nöthig ist, ein solches Volk in seiner ganzen Wahrheit künstlerisch darzustellen.

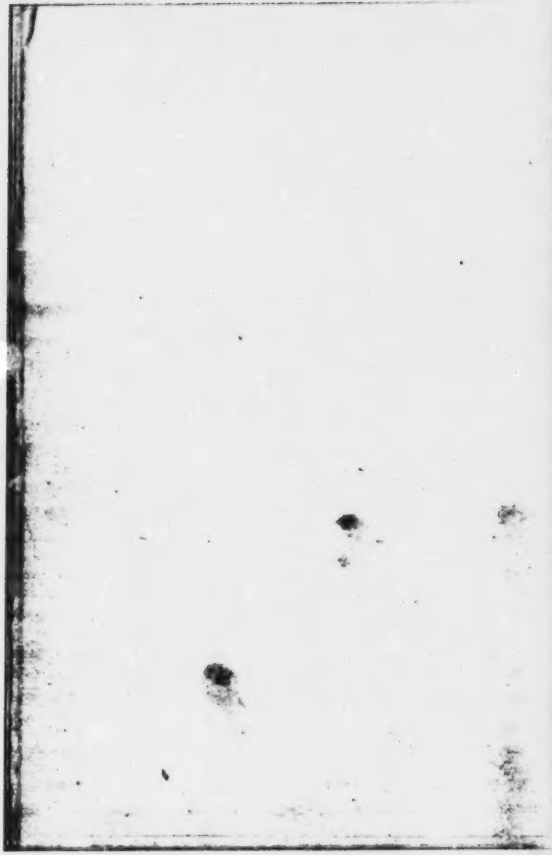
Wohlan, mein liebes Buch, so ziehe wohlgemuth hinaus und erzähle von den Bewohnern unserer Alpen. Erzähle in jener schlichten und herzlichen Weise, wie es dem Charakter dieses Volkes entspricht. Vielleicht findest du Gemüther, deren warme Neigung du dir zu erwerben

vermagst; vielleicht findest du Freunde, die deine klein
Vorzüge, wenn solche in dir sind, aufmunternd würdig
und die dich in treuer Offenheit auch auf deine Feh
aufmerksam machen, auf daß dein Verfasser an Einsi
und Selbstständigkeit gewinne und seiner Zeit zur Ei
seines Volkes und zum Besten der Literatur Würdig
leiste.

Graz, den 24. Dezember 1870.

P. K. Rosegger.

Das Holzknechthaus.



Wahrhaftig, wenn um die Hütte nicht einzelne, gelbe, geringelte Ahornblätter herum gelegen wären, man hätte gemeint, es sei ein Juniabend.

Dieser Fichten- und Moosteppich, der sich so wunderbar sorgsam über Erde und Gestein hinzog, und sich so innig an alle Glieder des Waldes zu schmiegen wußte, mußte von den fleißigen Rosenfingern des Mai gewoben sein. Die hohen Fichten und Tannen hatten noch keine einzige ihrer Millionen Schmucknadeln, die sie vom Frühling hatten, weggeworfen; sie standen gar stolz da in ihren dunkelgrünen Mänteln, jeder hatte eine Krone auf, und sie standen so nahe beisammen, daß sie ihre Arme ineinander verschlingen konnten. Selbst die kahlen Stämme, vom Boden bis zu den ersten Aesten hinauf, hatten ihren Schmuck; ihre grauen und braunen Rinden waren so nett und verschiedenartig gezeichnet und geschnitzt, daß man meinte, die ganze Weltgeschichte sei in Holzschnitt da. Die kleine Wiese zwischen den hohen Bäumen, die rechts am Bache liegt und bis zur Hütte herausgeht, wollte heuer auch noch Gutes thun; sie trieb mehr des jungen Grases, als die zwei weidenden Ziegen verzehren konnten, und am Rande des Wassers hatte sie einen zierlichen Wald Narrenkräuter. Wie war denn dem „Ackerl" jenseits am Rain, das der Mirtl Martin durch Axt und Brand der Wildniß abgerungen, bis

es, ſorglich gepflegt, ſtatt wildes Geſträuche volle Garben gab? Ihm war, als habe es noch zu wenig des Brotes geſpendet, und es trieb neue Keime.

Es war, wie an einem Juniabend, aber viel ſtiller und feierlicher; man konnte es weithin hören, wenn ein Aſt ſeufzte. — Ein alter, wohlthätiger Ahorn ſtand auch im Gebirgsthal, aber der hatte ſich hinter die drei Tannen, welche die Hütte, Mirtl's Daheim beſchützten, verborgen, weil er keine grünen Blätter mehr hatte; dieſe waren ihm geſtorben und abgefallen und nun hüpften ſie, wie Geſpenſter, in allen Farben und Ringelformen im Thale aus und ein. Es kam heute dann und wann ein leiſer Windſtoß in das Thal, die Wolken waren weiß und „lämmerlt“ und gingen ſchnell über das kleine, von hohen Bergen begrenzte Stück Himmel dahin und vom Hochwald hernieder rauſchte es.

Im Thale begann es bereits zu dämmern und der Mirtl ſaß auf dem Bänklein vor der Hütte und ſchärfte ſeine Axt mit einem Schiefer und befeſtigte ſie dann an der Krax'n (Trage von Holz), auf welche bereits Mehlſack, Schmalzbutte, Hafen, Pfanne und verſchiedene andere Gegenſtände, wie ſie der Holzknecht die Woche hindurch auf dem „Schlag“ benöthigt, gebunden waren. Mit dieſer Beſchäftigung fertig, ſtellt Mirtl die Krax'n in die Hütte, ſetzt ſich behaglich auf die Bank, und ſchlägt Feuer für ſein Abendpfeifchen.

Mittlerweile hatte ſein Weib die Ziegen, die ſchon lange um die Hütte herum und ſogar rückwärts auf das ſchiefe Rindendach geſtiegen waren, in den Stall gethan, und war eben beim Melken für Abendſuppe und Frühſtück, wenn der Mirtl morgen fortging. Dabei ſang ſie einen „Almer“, den

der Holzknecht vor dem Häuschen mit einer nicht „unebenen" Baßstimme schmunzelnd begleitete, bis ihm derweil sein Pfeifchen ausging.

Plötzlich klopfte es von innen an das kleine Fenster und hinter dem Glas wurde das gemüthliche Gesicht eines alten Mütterchens sichtbar: „He, Mirtl, wo sein denn heut die Kinder so lang; geh schau ein wenig und bring s' heim; 's geht der Wind rechtschaff'n kalt."

„Nun, wird euch schon zeitlang, Mutterl?" entgegnete der Angesprochene, indem er aufstand, die Finger in den Mund steckte und pfiff. Nur der Wald gab Antwort, sonst blieb es still, bis Mirtl den Ruf wiederholte.

„Was hast denn, Mirtl, sind leicht die Kinder noch nit da?" schrie die Melkerin vom Stall hervor; aber der Mann war schon auf und fort, er erinnerte sich, daß die Kleinen seit frühem Nachmittag nicht mehr um die Hütte waren. Es war schon dunkel. Auf der Wiese stand er still und blickte umher und horchte. Vom Lahnkogel hörte er das Bellen eines Rehes und im Hochwald rauschte der Wind. Sonst war Alles ruhig.

Dem Mann wurde bang, er pfiff noch einmal, dann rief er: „Hansl! — Inlerl!

Ach, der böse Wald, wie er immer höhnend nachsprach und wie er so schwarz dalag, und geheimnißvoll, als berge er Unglück in sich.

Mirtl eilte weiter; er lief gegen die Schlucht und rief in Einem fort die zwei Namen. Vergebens. Es wurde finster. Der Holzknecht betete: „Jesus Maria!" in seinen Gedanken und dann wurde ihm leichter und er dachte, es werde doch

nicht ſein. Aus der Schlucht hörte er das Rauſchen des Bächleins, das dort einen Waſſerfall bildete.

Und mit dem Waſſerrauſchen ſchlug plötzlich — aber es war nur momentan — der Laut einer Kinderſtimme an ſein Ohr. Dann horchte er und pfiff und ſchrie und hörte nichts, als Wind- und Waſſerrauſchen. Mirtl eilte in die Schlucht und auf einmal — o, welch' freudiges Aufwallen und Entzücken — ganz nahe hörte er die wohlbekannten, fröhlichen Kinderſtimmen. Sie ſaßen am Bach; die Kleinen ſchienen es gar nicht zu bemerken, daß ſich darin ſchon die Sterne ſpiegelten — ſo beſchäftigt waren ſie, aus den Steinchen und Holzſtückchen ein Häuslein zu bauen und eine Mühle, wie ſie der Anbauer weit draußen im Dorfe hatte, bei dem ſie ſchon einmal waren, als der Vater Korn hinaus und Mehl hereintrug und ſie mitgenommen hatte. Jetzt wollte der Knabe auch noch das Waſſer in die Mühle leiten, er war ja Müller und das Schweſterchen, das war der Vater, der das Korn brachte — he! da rief er, da ſtand er vor ihnen. „Wart's ich werd' euch helfen, wenn's nit heimgehen wollt's; marſchts gleich auf der Stell; wißt's nit, wanns Zeit iſt und wo ihr hin g'hörts — ich möcht gleich die Ruthe nehmen!"

So zürnte der Vater und die Kinder rafften ſich erſchrocken auf. Sie hatten früher ſeine Stimme ja nicht gehört, weil das Waſſer rauſchte und jetzt ſahen ſie es erſt, daß es bereits finſter war. Sie hatten ihn böſe gemacht, wußten ſich keinen Rath und ſchluchzten. Aber der Mann hob jetzt die Kleinen an ſeine Bruſt und ohne ein Wort mehr zu ſprechen, hielt er ſie feſt — feſt. — Sie waren ja ſein Alles — ſie waren ſein Alles auf Erden!

So trug er ſie nach Hauſe, und daheim am Herdfeuer wurden die naſſen Kleider der Kleinen, und das Auge des Mannes bald wieder trocken. — Der Wind rüttelte am Fenſter und bei der Abendſuppe, die den Kleinen heute doppelt ſchmeckte, weil ja auch der Vater wieder gut war und ihnen erlaubt hatte, morgen wieder in die Schlucht gehen zu dürfen, nur nicht ſo lange — meinte nun Mirtl, das würde ſchlecht Wetter machen, dann werde es dieſe Woche zum Holzen.

„Das iſt mir ſchon allemal z'wieder, wenns zum Holzen iſt!“ ſagte das Weib halb wehmüthig, halb unmuthig, „man muß ſich die ganz' Wochen grämen; 's vergeht halt doch kein Jahr, daß nit ein Unglück geſchieht?“

„Geh, geh, Waberl (Barbara), denk auf'n Obern!“

„Vergiß 's Zellerkreuzl (Kreuz aus Maria-Zell) nit, Mirtl!“ mahnte die Großmutter, während ſie die Kinder auszog und dieſelben dann in's gemeinſame Bettchen an der Ofenbank brachte.

„Und ſonſt fehlt nichts daheim?“ frug der Holzknecht, indem er die braune Schwarzwälderuhr aufzog; — „daß ich nichts vergeß, morgen muß ich zeitlich auf — ein Salz iſt noch?“

„Na, das werd ich ſchon machen, Mirtl; ſchau, daß dir nichts abgeht. Nimm den Lodenrock und ein wenig Branntwein mit. Da ſteck ich dir einen engliſchen Balſam und eine Kräuterſalben ein, daß du zum Fall doch was nehmen kannſt. Den Tabak haſt?“

„Bei Leib, den vergiß ich nit. Wann ich nur einen Tabak hab, ums Andere frag ich nit viel. Eines muß ich dir noch ſagen, Waberl: gib auf die Kinder acht — ſchau, ich bin

heut ſo ſterbens erſchrocken, wie ich ſie nit gleich gefunden hab, 's kann bald was ſein! Und noch was, dieſe Wochen iſt Nikko, draußen im Kaſten unter'm Korn hab ich Aepfel und ein paar Lebzelten, die ſteckſt den Kindern in die Schuh und der Mutter hab ich ein Kopftuch kauft, das legſt ihr auf's Fenſter neben ihrem Bett. Und du Waberl, kriegſt zum Nikko erſt Samſtag was, wenn ich heimkomm," ſetzte der Mann ſchelmiſch hinzu und ſtrich ſeinen Schnurbart.

Bald darauf war der Kienſpan im Holzknechthäuſel verloſchen. —

Iulerl wurde zuerſt wach. Sie ſah, wie es ſo licht war in der Stub' und draußen, und Alles ſo weiß. Sie wußte es gleich, ſie ſah es ja, wie ſie noch immer herabfielen, die weißen Vögelchen. Sie hüpfte vor Freude im Bettchen und zwickte den Hanſl, daß er auch erwache und flüſterte ihm in's Ohr: „A Schneewerl hat's g'ſchneibt, a Schneewerl hat's g'ſchneibt!"

Und als die Kinder angezogen waren, — Iulerl durfte heute das neue Lodenjöpl, das ſie von der Pathin im Dorf erhalten hatte, tragen — warteten ſie gar die Suppe nicht ab, ſo eilten ſie in den ſchneienden froſtigen Tag hinaus. Der Knabe wollte des Vaters Griesbeil nehmen, weil es ſpitzig war und mit demſelben allerhand Dinge auf den feinen Schneegrund zeichnen; aber das war ſchon in aller Früh mit dem Bater fort, weit hinaus in den großen Raitſchlag, wo heuer der Baron ſchlagen ließ und dreißig Holzknechte beſchäftigte. Das war ein wahres Vergnügen für die Kleinen, wie ſich ihre Fußtrittchen und Finger ſo rein und nett in den weichen Schnee eindrückten und wie ſich aus demſelben allerlei Männ-

lein formen ließen, die sie auf die Bank stellten, wo sonst der Vater so gerne saß. Viel Spaß machten die großen Flocken, die langsam um die dunklen Tannen tanzten und von denen Juleri kaum erwarten konnte, bis sie herabkamen. Dann langte sie mit den Händen nach denselben oder hielt wohl gar das Gesicht so, daß die kalten, wunderlichen Blättchen auf ihre rothen, warmen Wangen laufen konnten, bis Großmutter sagte, daß das gar nicht gesund sei. „Mußt die Flankerl in Ehren halten, Kind," sagte sie dann noch, „das sind Briefeln, die der liebe Herrgott im Himmel oben schreibt und zu den Menschen herab fallen läßt, daß sie auf ihn nit vergessen!"

Das fand nun das Mädchen so merkwürdig und lieb, daß sie es gleich dem Hansl sagen ging, worauf dieser nach einer recht großen Flocke haschte, um einmal ordentlich zu untersuchen, was denn darauf stände, aber sie zerging ihm in der Hand und er hatte nur einen hellen Wassertropfen.

Als die Mutter auf den Mittag Feuer anmachte und über das Dach des Häuschens blauer Rauch stieg, dachte sich Juleri, daß das eigentlich nicht sein sollte, weil dadurch die Himmelsbrieflein schwarz würden.

Das Schneien hielt an und die Kinder waren schon ganz naß, als sie die Großmutter zu Mittag in die Hütte brachte. Sie selbst fühlte Frost und bat die Waberl, ihr die Suppe heute an ihr Ofenbänklein zu bringen.

Nach dem Essen, als Waberl im Stall und am Herd fertig war, brachte sie einen Strohschaub und einen Bund Weidenruthen in die Stube. Daraus flocht sie Brot-, Zeug-, Näh- und Strickkörbe, welche sie recht geschickt und zierlich zu formen verstand und welche für den Winter ihren Erwerb

bildeten. Weit draußen, wo die hohen Berge aufhörten und die Mürz floß, wuchsen die Weiden, und Mirtl brachte, wenn er von der Rait kam, immer einen Bund davon mit.

Die Kinder mußten Späne klieben und das Mädchen versuchte sich mitunter auch im Flechten, was aber immer viel zu locker wurde, weil ihre Finger noch zu schwach waren. Der Hansl machte sich an die Großmutter; sie sollte wieder Märchen erzählen, oder sonst was, sie konnte so schön, daß man sich gar nicht satt hörte und die Kinder aufjubelten oder sich nach Umständen wohl gar zu fürchten anfingen.

Die Großmutter wußte Sachen, die wahr waren und sich einst in der Gegend zugetragen hatten.

Wie's *draußen* aussah, das wußte sie freilich nicht; sie war ihr ganzes Leben in diesem Thale und kam nie weiter, als in's Dorf und zur Kirche hinaus. Nur einmal, als sie noch jung war, und draußen in Zell eine „Ehrmesse" gehalten wurde, war sie mit ihrem Manne dort. Das war so weit, daß sie unterwegs einmal bei fremden Leuten über Nacht bleiben mußten. Sonst hatte Großmutter von der Welt nichts gesehen und meinte, es werde auch nirgends so schön und gut sein, als daheim im kleinen Thal bei den hohen Bergen. — Ihr Vater soll das kleine Haus vor der Schlucht, deren Felsen vor Wind und Wetter schützten, erbaut und sich von Wurzengraben ernähret haben. Als er starb, erhielt sie das Häusl und heiratete einen jungen Mann, der oft in die Gegend kam, allerlei Kräuter sammelte und aus den Ameishaufen den „Waldrauch" herauszog; mit letzterem betrieb er Hausirhandel und setzte dieses Geschäft fort bis zu seinem Tod. Es war schon manches Jahr um, seitdem man ihn aus der Hütte fortgetragen

hatte, da übernahm der einzige Sohn, der Mirtl, die Wirthschaft.

Aber der Mirtl befaßte sich nicht mehr mit den Wurzeln und Kräutern, sondern machte ein Flecklein Wald urbar, worauf Korn und Erdäpfel wuchsen. Am Bache, wo Wachholder und Hagebuttengesträuche wucherten, haute er diese aus und verbrannte sie an der Stelle, damit durch das Feuer auch die Wurzel getödtet werde. Darauf grub er den schwarzen Grund um und legte Gras- und Kräuter-Samen hinein, so daß in zwei Jahren fußhohes Futter wuchs. Nun brauchte er die Ziegen nicht erst in den Wald fortgehen zu lassen, um sie den Gefahren vor Jägern und wilden Thieren oder eines Absturzes auszusetzen.

Wie Mirtl nun seine kleine Wirthschaft im Gedeihen sah, heirathete er ein armes Mädchen von Marwänden herüber, und die junge Hausfrau legte auch noch einen Gemüsegarten an und putzte das Häuschen heraus, daß es eine Freude war.

Da kam eines Tages der herrschaftliche Förster in das Thal und sah sich die Sache an und frug den Mirtl, wer ihm denn erlaubt habe, hier auf fremdem Grund und Boden so zu wirthschaften. Der Wald und das Thal und Alles gehöre dem Baron von Scharfenthal und die Hütte stände nur aus Duldung da. Wolle er, der Mirtl, hier anbauen, so habe zwar der Baron nichts dagegen, nur müsse er sich zur Robot in den herrschaftlichen Waldungen auf zwei Tage in der Woche verpflichten. Das hatte nun Mirtl zusagen müssen, sonst wäre ihm Alles weggenommen und zerstört worden.

Da nun aber draußen an der Mürz, wo der Baron Werke und Hämmer hatte, viel Holzkohlen verbraucht wurden,

nahm der „Herr" Holzleute auf und ſchickte ſie mit glänzenden Aexten in ſeine Urwälder.

So hatte auch Mirtl — der nun nicht mehr gezwungen war, bei der alten Mutter zu Hauſe zu bleiben, weil ſie und auch das Hausweſen die arbeitſame Waberl verſorgte — im „Schlag" Arbeit erhalten; für die zwei Tage war er „verpflichtet", für die vier übrigen erhielt er den Taglohn. Es that den Leuten daheim in der Hütte recht weh, wenn ſie an den Hausvater dachten, der mit Schweiß und Lebensgefahr bei karger Koſt die langen Tage draußen waltete und ſich opferte für die wenigen Groſchen, die er freudig ſeinem Daheim brachte, und zum Vortheile eines reichen Mannes, der mit dem abgekargten Lohn des Arbeiters ſeine Hunde fütterte.

Waberl blickte trüb in den ſchneienden Nachmittag hinaus. Sie ließ ihr Flechtwerk ruhen, ſie flocht und wob ihre Gedanken in den Winter, in die traurige Zeit, die heuer ſo lang ausblieb und doch kam.

„An was denkt ihr denn, Mutter; daß der Winter viel ſchöner iſt, wie der Sommer, gelt?" Das ſinnende Weib gab dem Knaben, der ſo frug, keine Antwort und mußte erſt lächeln, als dieſer mit der ſchwarzen beſtaubten Zither kam, die ſonſt immer an der Wand neben dem Bette hing: „Ihr werdet gewiß das ſchöne Lied vom Häuſerl im Oberland vergeſſen; möcht's recht gern lernen — ſpielt's doch wieder einmal!" Und Waberl ſpielte. Sie ſpielte die melancholiſche Weiſe eines Liedes, das einen traurigen Inhalt hat und bemerkte es nicht, daß die Saiten verſtimmt waren. Als Waberl damit zu Ende, ging ſie, der Großmutter einen Strohpolſter unter das Haupt zu legen, weil dieſe bei ihrer Ofenbank eingeſchlafen war.

Nun mußten die Kinder mäuschenſtill ſein und ſie ſchlichen auf den Zehenſpitzen in das Vorhaus, wo ſie wieder laut plaudern und ſcherzen konnten.

Am nächſten Tag blieb die Großmutter im Bett, weil ſie, in Folge der kleinen Verkühlung geſtern, ein wenig unwohl war. Sie war aber recht heiter und unterhielt die Kleinen, die heute doch nicht mehr ausgehen konnten, denn der Schnee war ſchon zu tief geworden.

Die langen Aeſte der Tannen hingen ſchwer nieder und die Zaunſtecken des Gärtchens hatten hohe Hauben auf. Nur zur Noth ließ ſich der Schnee noch ausfaſſen, wenn Waberl vom Bächlein Waſſer holen wollte. Das Bächlein war auch ſchon ſo verſchneit, daß man es gar nicht mehr ſah und hörte, ſondern es wie durch einen Kanal ſtill dahin ſickerte. Sonſt war das Wetter nicht kalt und es ging auch kein Wind, nur war der Himmel fortwährend grau und voll.

„Aber die Knecht' werden ja völlig nit arbeiten können," meinte Waberl zur Großmutter, indem ſie mit einem Beſen den Schnee von den Schuhen kehrte. „Dann kommt der Mirtl wohl gar noch vor dem Samſtag," entgegnete dieſe, „das Holzen geht doch nit."

Großmutter blieb im Bett, es ſei ihr nur ein wenig kühl und ſchwach und verſäumen thäte ſie ja nichts.

So verging der erſte Theil der Woche und als es Donnerstag Morgens wurde, war eine große Freude in der Hütte.

Die Kinder konnten in die Schuhe nicht hinein.

Oh, ſie hatten gar nicht daran gedacht oder geglaubt, er könne in dieſem Wetter doch nicht kommen. Es war

Niklo, und der heilige Bischof war in der Nacht da gewesen und hatte Aepfel und Lebzelten in die Schuhe gethan und der Großmutter ein schönes, buntes Kopftuch auf das Fenster gelegt. Inlerl getraute sich die rothen Aepfel gar nicht zu essen, sie meinte, es sei schade, weil sie im Paradies gewachsen wären. —

Allein, so selige Freude heute auf den frischen Gesichtchen der Kleinen glänzte, so schwerer Kummer lang auf dem Herzen der Hausfrau. In tiefster Sorge stand sie mit der Schale Hollunderthee vor der kranken Großmutter und bot ihr zu trinken. Diese trank ein wenig und mußte immer wieder einschlafen, wenn sie geweckt wurde. Sie war so müde. Mitunter lispelte sie leise, daß ihr Sohn kommen möge, und daß ihr ein bischen kühl sei. Dabei hatte sie eine glühende Stirne und heiße Hände. Waberl legte der Kranken Sauerteig auf, daß die Hitze vergehe. Die Großmutter ließ es lächelnd geschehen, und einmal sagte sie, wie im Träumen, jetzt werde sie wieder jung und kriege rothe Wangen wie vor vielen Jahren, als sie den Josl zum Mann genommen. Er sei zwar schon gestorben, aber sie werde ihn doch wieder nehmen.

Ueber Nacht war sie so geworden und Waberl wußte sich vor Angst nicht zu helfen und sie ging in den Ziegenstall und weinte und betete, daß ein Schreckliches doch nicht über ihr Haupt kommen möge. Mit Angst und Hoffnung sah sie dem Samstag entgegen. Wenn doch nur das Schneien aufhörte; daß nicht etwa alle Wege und Pfade — sie wagte das Weitere gar nicht zu denken, und der Schneefall dauerte fort.

Es waren keine großen, breiten Flocken mehr, die da fielen, nein, es war wie ein dichter Nebel und Staub, was

nu niederging, daß man ſelbſt die nächſten Bäume kaum ſehen konnte. Das Bänklein vor der Thür war längſt unter Schnee, und Waberl meinte bei ſich, jetzt müſſe es doch bald aufhören, denn über das Bänklein ſei der Schnee ſonſt auch in dem tiefſten Winter ſelten gegangen. Die zwei Nebenfenſterchen in der Stube, die gegen die Schlucht ſahen, waren bereits verſchneit und wenn man durch die anderen hinausſah, hatte man die gleiche Schneehöhe mit den Fenſtern, ſo, daß der Hauſl einmal verwundert ausrief: „Mutter, unſer Haus iſt in die Erd' geſunken!"

So war es Freitag Abend geworden und das Schneien hatte endlich aufgehört. Nun, da man wieder klaren Blick hatte, ſah man erſt die ungeheueren Schneemaſſen, die im Sonnuntergehen gar golden ſchimmerten. Fremde Vögel flatterten auf den Bäumen umher, wie man ſie ſonſt nie in der Gegend ſah, und ſie hatten ein gar eigenes Gezwitſcher.

Später wurde es ruhig und es ging der Mond auf. Auch die Sterne ſah man; es war eine heitere Nacht.

Waberl ſaß am Bette der Kranken und blickte traurig auf die kranken Züge. Sie ſchlummerte, nur als jetzt der Mondſchein langſam auf ihre Wangen rückte, erwachte ſie und lächelte ein wenig. — „Er ſieht mich ſchon an," liſpelte ſie „aber er hat ein ſo bleiches Geſicht. — Die Sonne, die möcht' ich wohl auch noch einmal ſehen!"

Die Großmutter ſagte dieſes mit einem Ton, der die arme Waberl ſchier zum Tode erſchreckte. Waberl verhüllte darauf das Fenſter mit einem blauen Tuche, daß der Mond nicht ſo hereinſcheinen konnte.

„Gelt, die Kinder schlafen schon?“ frug dann die Kranke vollständig wach.

Sie ruhten neben in ihrem Bettchen und hielten sich umschlungen, wie zwei Engel.

Die Großmutter griff nach der Hand ihrer Schwiegertochter: „Waberl, sei nit traurig; 's geht Alles gut aus. Noch verlaßt euch die alte Mutter nit, schau, ich hab euch ja Alle gern. Bleibt's nur o, und schaut's auf die Kinder, das bitt' ich euch!“

Waberl schluchzte, die Kranke blickte ihr starr ins Gesicht, dann lispelte sie schwächer: „trinken!“

Die Tochter reichte ihr das Preißelbeerwasser, das kühlend und stärkend wirkt, und die Greisin nahm ein paar gierige Züge. „Jetzt ist mir besser, viel besser,“ hauchte sie auf den Polster zurücksinkend — „geh, leg' dich nieder, Waberl, bist auch müd; ich werd's schon sagen, wenn ich was will.“

Bald darauf schlief sie ruhig ein.

Waberl horchte dem Athem, er war viel ruhiger und gereglter. 's wird doch wohl, dachte sich das besorgte Weib, mich deucht 's wird ein wenig besser, — nein, da wär ich aber froh! 's wird doch wohl; und morgen kommt ja der Mirtl. — Sie besprengte nun die Schlafenden mit Weihwasser und machte ein Kreuz über alle drei. Bald darauf war der Kienspan im Holzknechthäusel verloschen.

Wie sie nun ruhten, die vier Menschenherzen und träumten freudig und bang — und die Wanduhr tickte und der Mond strahlte — still durch die Fensterlein; — da zog das Schicksal durch die Stube, drückte einen Kuß auf die Lippen der schlummernden Greisin und verhüllte das Antlitz.

Ein leiser Windstoß, der am Fenster rüttelte, weckte Waberl auf. Sie machte Licht, um nach der Kranken zu sehen. Diese schlummerte.

In der Stube war's kühl geworden, und Waberl wollte der Großmutter ihre Decke bringen; es mußte ihr kalt sein. Aber sonst hatte sie einen leichten Schlaf und keine Beschwerde im Athemholen.

So süß hatte Großmütterchen schon lange nicht geruht, nie in ihrem Leben. Sie war eingegangen zur ewigen Ruhe.

Der Kienspan flackerte roth und düster, als wollte er ein bleich gewordenes Antlitz wieder färben ....

Juleri lächelte im Traum und schmiegte sich an den Hals des lieben Brüderleins. Und Waberl war hingesunken auf den Lehnstuhl und verbarg ihr Gesicht. Ihre Lippen zuckten, sie hatten keinen Laut, ihr Auge hatte keine Thräne — Alles, Alles im Herzen! —

Der Kienspan verlosch, aber die Kohle glimmte noch lange, wie das Gedenken der Liebe an ein verblichenes Herz. —

— — — — — — — — — — —

Sie todt, und begraben mit ihr im Schnee, getrennt von ihm und von aller Hilfe und von allem menschlichen Trost!

An den Fenstern blühten wundervolle Eisblumen und durch dieselben schimmerte die Morgenröthe.

Waberl ging und machte Feuer in dem Ofen und molk die Ziegen zur Suppe für die Kinder. Die Ziegen gaben heute weniger Milch als sonst; vielleicht, weil Waberl nicht sang? Als die Kinder erwachten, sagte sie, sie sollten heute still sein und beten, es sei die Großmutter gestorben. Darauf durften

ſie die Leiche anſehen und Hanſl ſagte, ſie ſei nicht geſtorben, ſie ſei ja noch da und ſchlafe nur. Dann küßte Wabert ihre Kinder und konnte endlich weinen.

Nun holte ſie ihren Wachsſtock aus dem Kaſten hervor und als ſie die Leiche mit einem Leinen überdeckt hatte, zündete ſie den Wachsſtock an und ſtellte das kleine Crucifix dazu, das ſonſt auf dem Hausaltar ſtand. Dann that ſie ihre Arbeiten, wie ſonſt jeden Tag und dachte fortwährend an den Abend, wenn er kommen und es ſehen werde.

Draußen ging ein kalter Wind und fegte an den rieſigen Schneemaſſen und wehte ihn in alle Fugen und an die Fenſter, daß es ganz dunkel wurde im Häuschen und das Wachslicht einen gar eigenen Schein an die Wand warf.

Die Kinder fürchteten ſich und gingen zur Mutter in die kleine Küche. Dort kauerte ſie am Herdfeuer und betete und die luſtig flackernde Flamme heimelte ſie an und erleichterte ihr Herz.

So erwarteten ſie den Abend. Er kam, aber — Mirtl kam nicht. — Lange war die Stunde ſchon vorüber, um welche er ſonſt an die Thür klopfte, ſein gutes Weib und ſein liebes Mutterl begrüßte, und die Kleinen an den Schnurbart drückte. Heute war dieſe Stunde längſt vorüber. Er konnte ja nicht kommen, es war unmöglich; der Schnee lag klaftertief und vom „Schlag" bis zur Hütte hatte man im Sommer gute drei Stunden.

Vielleicht hatte er's verſucht und es ging und er iſt weiter gewatet und weiter, bis er immer mehr einſank, ermüdet ein wenig ausruhen wollte und einſchlief und — verweht wurde. — —

Solche Gedanken folterten das arme Weibesherz. Waberl ſtürzte zum Fenſter, riß es auf, als wollte ſie zu Hilfe rufen die Bäume, den ganzen Wald und Erde und Himmel! Dann ſchwankte ſie wieder zur Herdlehne und zog die Kinder an die ſtürmende Bruſt, als ſeien ſie nunmehr ihr Einziges und Allereinziges, an dem ſie Gattentreue und Mutterverehrung, in unendlicher Kindesliebe vereiniget, zu verſchwenden habe! —

Die Herdflamme war ausgegangen. Sie ſah es nicht, ſie hielt die Kinder in den Armen und barg ihr Geſicht in die jungen Locken. — Da klopfte es an der Thür.

Waberl ſprang auf: „Da iſt er, Gott ſei Lob und Dank!“

Sie zündete einen Span an und ging öffnen. Die Thüre wollte nicht aus den Riegeln; von außen drückte eine zu große Schneelaſt an dieſelbe. Jetzt wich ſie: „Endlich biſt da, Mirtl, grüß dich zu tauſendmal Gott!“ jubelte ſie dem Eintretenden klagend entgegen. Dann ſtieß ſie einen Schrei aus und der Span entfiel ihrer zitternden Hand.

Es war nicht Mirtl; es war ein fremder Mann!

Dieſer ſagte: „Beruhigt euch gute Frau; ich bitt' euch nur um ein Lager für dieſe gräßliche Nacht und thu' euch nichts zu Leide.“

„Ja bleibt's, aber mein Mann, kommt er auch? habt's ihn nit geſehen; wißt's nichts von ihm?; ich bitt' euch!“ jammerte Waberl.

„Ich kenn' ihn nicht und hab auch Niemanden —“

„Ihr kennt's ihn nit, mein' Mann, den Holzknecht Mirtl; ja, ſeid's nit vom Dorf herein?“

„Mirtl! — vom Dorf, nein, nicht vom Dorf — der Holzknecht Mirtl iſt euer Mann?“

„Nit wahr, 's hat ihn nit verſchneit! — oder hat's ihn? ſagt's nur gleich heraus, ich ertrag's ſchon — ich ertrag Alles! — Alles!“

Die Kinder weinten. Der Fremde ſuchte das aufgeregte Weib zu beruhigen und ſagte, daß Mirtl nicht todt ſei, gewiß nicht und daß er kommen werde, er habe ihn geſehen, auch geſprochen — im Schloß — im Dorf draußen, aber heute könne er nicht mehr kommen, heute nicht mehr. Grüßen ließ er ſie. — Dabei war der Mann ſelbſt ſichtlich aufgeregt und ſchüttelte mißmuthig den Schnee von den Kleidern, lehnte den Stock und ein Gewehr an die Wand und warf den Hut mit ſeinem hohen Federbuſch auf die Bank, die ihm das nun etwas beruhigte Weib zum Niederſitzen hinſtellte.

Der Fremde war ein großer, ſchöner Mann, in eleganter Jagdkleidung und mit langem Knebelbart, an dem noch Eis hing. Die Kleinen fürchteten ſich vor ihm, bis er jedem ein freundliches Wort gab.

Waberl ſtand am Herd und blies die Glut an. „Mögt's doch eine Suppe?“

„Dank euch, Mutter; hab ein bischen Schnaps bei mir. Aber das iſt euch 'ne verdammte G'ſchicht; hab's noch nit erlebt' ſo. Soll der Teufel alle Jägerei holen! 's war aber nicht ſo arg heut' Morgens, und neuer Schnee, ſagt man, iſt des Haſen Weh; 's ging auch ganz vortrefflich bis in den Mittag hinein und ich ſchieß' ſogar ein Thier. Verlier ich euch mein Gefolge und finde in dieſem Höllengeſtöber die Spur von keinem Teufel. Mein't ihr,“ der Hund käm' mir

nach, oder ich hört' wenigſtens 'nen Schuß — Nein. Ich geb' Nothſchüſſe und verpuff mein Pulver bis auf den letzten Kern. Umſonſt! Als ob ſie alle die Erd' verſchlungen hätt', die Sakramenter. Gab euch ein gut Stück Arbeit, bis ich da vom Kamm 'rab komm! Iſt doch der Schnee bald mannstief! Fall ein Dutzendmal bis unter die Arm' ein und wie's nun gar finſter wird — mein' ſchon, 's iſt aus mit mir — ſeh' ich zum Glück das Licht eurer Hütt'. — Wie weit rechnet ihr, bis da zur Schlucht 'nein, Frau?"

„Mein Gott, hat unſere alte Mutter nit mehr braucht, als eine kleine Viertelſtund. —"

„Und ich wat' euch gute zwei Stunden da 'raus. Sackera! Ich ſpür' ja gar keinen Finger und keine Zehe mehr!"

„Zieht's euere Schuh aus und ſetzt's euch auf den Herd da — wart's, ich bring euch Schnee herein, der zieht die Gefrür aus — ſo! Aber zieht's doch den Rock aus, er iſt ja pritſchlnaß, ich geb' euch eine Joppen von mein' Mann.— Aber, mich deucht, wann der Mirtl doch nur auch da wär!"

„Kommt morgen! Ein paar Schneereif', Frau, ſind gewiß im Haus? ich zahl ſie; ſonſt könnt ich kaum fort; 's werden aber ſchon meine Leut' kommen."

So wurde geholfen und geſprochen und berathen. Hernach aßen die drei ihre Suppe und beteten laut ihr Tiſch- und Abendgebet. Dem Fremden kam das recht eigen vor und wie die Kleinen ſo unſchuldig aufblickten und nun noch ein Vaterunſer für die Großmutter, die geſtorben, und für den Vater, der nicht gekommen ſei, beteten, bekam's ihn, wie ein Zittern' im ganzen Leib, und als müſſe er fort, in der Nacht noch, augenblicklich und befehlen und erlöſen. —

Nach dem Gebet frug Waberl den Fremden, ob er gleich ſchlafen zu gehen wünſche, ſie trage ihm Stroh in die Küche; oder ob er mit in die Stube gehen wolle, ſie und die Kinder würden heute durch die Nacht aufbleiben, weil ſie einen Todten hätten.

Das war eine neue Ueberraſchung für den Mann und er wollte den Todten ſehen.

Der Mann ſtand, fern von ſeinen Prachtgemächern und ſeinem Ueberfluß, in der Wildniß, mitten in einer Hütte voll Armuth und Noth und Grauen und ſtarrte in das ſtumme Todtenantlitz der Greiſin und in die abgehärmten Züge ſeiner Wirthin und in die frommen Engelsgeſichtchen der beiden Kinder.

Es war ein tiefes Schweigen, ein allgewaltiger Augenblick — der Mann ſank wie gebrochen auf einen Stuhl und verdeckte mit den Händen ſeine Augen, daß er nichts, gar nichts mehr ſehe.

Aber draußen um die Hütte herrſchte ein fürchterlicher Sturm, ähnlich dem in ſeinem Herzen. Das mächtige Rauſchen der Tannen, das heftige Toſen an den Pfählen und Wänden der ſchutzloſen Hütte drang ſchauerlich an ein ungewohntes Ohr.

Aber Waberl hörte von all' dem nichts. „Gelt, guter Herr," ſagte ſie, als ſie die Erregung des Fremden gemerkt hatte, „gelt? Mein lieber Gott, er hat ſie noch ſo geſund und wohlauf verlaſſen und im Fortgehen noch geſagt: Werdet mir nit älter derweil, Mutterl, und bleibt allaweil, allaweil luſtig! — Und jetzt iſt 's ſo. Nein, der wird aber hauſen (ſich grämen)!"

Hanſl war auf dem Stuhl eingeſchlafen und Waberl brachte die Kinder in's Bett.

Der Fremde kauerte im Winkel hinter dem Ofen und horchte dem nächtlichen Sturm. Die Fenster waren verweht und verfroren. Waberl bat den Mann, daß er ſchlafen gehe und nicht etwa auch noch krank werde, er ſehe ſo unwohl aus. Aber der Fremde zitterte und ſagte, daß er doch nicht ſchlafen könne und er werde ſich ſchon ſo ausruhen.

Nach Mitternacht ließ der Sturm nach und man hörte ihn nur mehr von der Ferne wie ein dumpfes Nachdonnern nach einem Gewitter.

Dem Manne waren endlich die Augen zugefallen, aber Waberl ſaß bei der Leiche und betete. Die Lider waren ihr ſchwer — ſie verlor ſich und träumte unzuſammenhängende Bilder aus heiteren Zeiten. Da hörte ſie aus Fernem gleichmäßige Schritte, die immer näher und näher kamen. Waberl fuhr plötzlich auf. Sie hörte nichts ſonſt, als das Ticken der Uhr.

Das Weib blickte auf die ſchlummernden Kleinen und drückte auf die blühenden Wangen einen Kuß, in welchem alle Freude und aller Schmerz des Mutterherzens aufgelöſt war.

Der Fremde mußte ſchwere Träume haben, er war ſehr unruhig und ſeufzte. Waberl war beſorgt um ihn und dachte bei ſich, wie es doch gut ſei, daß er gekommen. Er war ihr ein Troſt in dieſen Schreckniſſen, die ſie allein wohl kaum zu ertragen vermeint. War es wer immer, er werde das ja wohl ſagen, er ſei nun Hausfreund und müſſe helfen, helfen, bis Mirtl da und Alles wieder beſſer wäre.

Es mußten dicke Wolken am Himmel hangen, es wollte in ſolchem Wetter nicht recht Tag werden.

Der fremde Mann erwachte auf ſeiner Bank, rieb ſich die Augen und entſann ſich ſeiner Lage. „Will denn dieſe gottverdammte Nacht kein Ende nehmen?“ murmelte er aufſpringend und auf ſeine Uhr ſehend. Sie mußte von der Näſſe gelitten haben und ſtand. Die Wanduhr zeigte im düſteren Schimmer des Wachslichtes die achte Morgenſtunde.

Waberl, die an der Wand herum gegangen war, und die Fenſter geprüft hatte, rang ſprachlos die Hände.

„Was habt ihr denn ſchon wieder?“ fuhr ſie der Fremde an, „ob's nit licht wird in dieſem elenden Loch, frag' ich euch!“

Da wankte das troſtloſe Weib auf ihn zu: „Flucht nit, wir ſind verſchneit und verweht.“

„Verſchneit? Was habt ihr da geſagt! verſchneit und verweht?“

Er rannte wie wahnſinnig zu den Fenſtern und raufte ſich die Haare aus. Verſchneit und verweht! abgeſchloſſen von aller Menſchenhilfe, gehüllt in ewige Nacht — lebendig begraben, — verhungernd — zerſchmettert, wenn das Dach ſeiner unberechenbaren Laſt weicht und einſtürzt. Verſchneit und verweht! —

Und es blieb Nacht in der Hütte.

Der Fremde hatte ſich ausgetobt. Jetzt ſaß er am kleinen Tiſch und ſtarrte ſprachlos in die Flamme des Kienſpan's. Waberl mußte ihn tröſten. Sie ſagte, daß man durch den Rauchfang Tag ſchimmern ſehe, und daß Mirtl ſchon kommen werde und ſie alle erretten.

Da lachte der Mann auf. Es war fürchterlich, wie er auflachte und das Weib und die Kinder erſchreckte. „Heute noch nicht,“ murmelte er dann.

Nun machten ſie Verſuche, ob denn nirgends ein Ausweg. Sie öffneten die Thür; eine Schneemaſſe ſtürzte in das Haus, aber es blieb dunkel über derſelben. Sie mußten tief liegen. — Aber durch den engen, hohen Rauchfang lächelte jetzt heiterer Himmel nieder. Doch da hinaus zu kommen, war unmöglich. Alles Rathen und Anſtrengen vergebens.

Die Kinder hatten zuerſt ihren Spaß, daß es heute finſter bleibe; ſie löſchten in der Küche den Span aus und ſpielten „blinde Kuh“. Als aber die Mutter ſagte, daß ſie beten ſollten zum lieben Gott um Hilfe und Errettung, ſonſt müßten ſie alle mitſammen ſterben, da wurden ſie denn doch ein wenig traurig.

Waberl war ein ſtarkes Weib und hatte ſich Faſſung errungen. Sie ordnete Alles neu an und dachte nach, wie es jetzt werden müſſe. Lebensmittel waren im Hauſe, ſie müſſe nur ſehr ſparſam damit umgehen. Die Ziegen geben ja täglich Milch und wenn's darauf ankäme, auf einige Wochen Fleiſch. Brennholz lag im Vorhaus und wenn dieſes verbraucht, wolle ſie die Wand zwiſchen Stall und Futterkammer angreifen. Und endlich müſſe doch ihr Mann und Hilfe vom Dorfe kommen.

Vor allem beſchloß Waberl die Leiche der Großmutter mit Hilfe des Fremden auf den Vorboden zu ſchaffen, denn der Geruch in der Stube ſei ungeſund.

Nach alldem ſchmeckte bei Tiſch die Erdäpfelſuppe recht gut, aber der Fremde aß nichts, ſondern verſuchte nur einmal aus ſeiner Pfeife, welche reich und zierlich beſchlagen war, zu rauchen. Dabei hing er ſeinen Gedanken nach. — Wird er wohl kommen? Nein, vor drei Tagen gewiß nicht.

O Hohn des Schicksals! das ist zu viel! Laß' mich doch nicht so elendiglich verderben. — Wird man mich nicht suchen? Ja, Hunderte werden es, aber sie werden mich in diesem Schneegrabe nicht finden.

Den zweiten Tag war der Fremde schon recht heiter und spielte mit den Kindern und sagte, sie sollten ihn den Vetter Franz nennen; zu Hansl sagte er besonders, er werde noch sein Firmpathe werden. Waberl versicherte er, daß Mirtl in einigen Tagen ganz gewiß kommen werde und sie möge derweile nur auf das Feuer Acht geben und wohl nachsehen, daß das Wachslicht am Vorboden nicht Schaden thue.

Der Mann aß nun auch, wenn gleich wenig, von der Milchsuppe und den Kartoffeln und trank zu Durst mit den Anderen Wasser von aufgelöstem Schnee. Dabei lächelte er wehmüthig und sagte, die Kinder streichelnd, sie würden mitsammen schon noch einmal was Anderes bekommen. Fluchen hörte man ihn nicht mehr.

So ging wieder ein Tag dahin und die Bewohner der Hütte gewannen den „Vetter Franz" recht lieb. Er wußte Geschichten zu erzählen und wie es draußen in der Welt und bei den reichen Menschen zugehe. Er zeigte ihnen seine Sackuhr und sagte, daß das, woraus das Gehäuse gemacht, Gold wäre. Sein Gewehr mußte er ihnen auch zeigen und erklären und er frug, ob denn der Vater keines habe. Die Kinder sagten nein, aber Waberl erzählte, daß Mirtl wohl einmal eines gehabt habe, als noch Wölfe im Gebirge waren und böse Leute in der Gegend herumstrichen. Da sei aber der herrschaftliche Förster gekommen und der habe es mit fortgetragen, weil „unsereins", der mit der Jagd nichts zu thun, kein Gewehr haben dürfe.

„Aber es gibt ja eine solche Unmasse von Wild in diesen Bergen herum; euer Mann wird doch die Gelegenheit so dann und wann benützen?“ frug der „Vetter“.

„Ach, was euch nit einfällt. Ungerechtes Gut thut kein gut, und erlaubt ist's einmal nit. So lang der Mirtl arbeiten kann, werden wir schon so auch was haben!“

Der Fremde sah dem Span zu, dessen Kohle sich so merkwürdig ringelte. Hansl war noch im Anschauen und Untersuchen der Uhr begriffen und frug, „ob's denn mehr solche Sachen in der Welt gäbe?“

„Bei allen reichen Leuten, mein Kind,“ gab der Mann lächelnd über diese junge Einfalt zur Antwort.

„Ei, so sag' mir einmal, Vetter Franz, wie wird man denn ein reicher Mann?“

Was sollte der Fremde wohl darauf antworten? aber Julerl that's für ihn. „Ein reicher Mann, Hansl?“ meinte sie, „wenn man ein Schloß nimmt und braucht die armen Leut' zum Robaten, wie der Baron unseren Vater.“

Der „Vetter“ war ernst und nahm die Kinder auf seinen Schoß. Er küßte sie und that im Herzen ein heiliges Gelöbniß.

Seitdem es Nacht in der Hütte war, hatte der Zeiger der Wanduhr zehnmal seine Runde gemacht. Das Stückchen Himmel, das durch den Rauchfang hereinlugte, war trüb, so trüb, wie die Gemüther der Hüttenbewohner, deren letzte Hoffnung im Erlöschen war. Aber sie waren ruhig und ergeben. Nur der „Vetter“ war wieder einmal, wie rasend, er müsse fort, er könne hier nicht umkommen.

Und am sechsten Tag, als der Himmel wieder blau durch den Rauchfang blickte, wurde es anders.

Waberl hatte es zuerst gehört und athemlos in der Stube verkündet. Dann waren sie Alle in's Vorhaus gelaufen und hatten es wieder gehört. Dann wurde der Schnee vor der offenen Thür, der früher schwarz war wie die Wand, grau und licht und lebendig, eine Gestalt brach aus demselben hervor und im rosigen Tag stand Er da und fiel seinem Weibe um den Hals. — — — Der Kienspan war darauf verloschen.

Es war ein freudiges Tagen in der Hütte und im Menschenherzen — bis Mirtls Blick bang suchend umher zu irren begann. — Oben im Vorboden lag sie und vom Wachsstock brannte das letzte Stümpfchen. — Todt schon seit acht Tagen.

Der Holzknecht kniete an der Bahre und hielt die harte, kalte Hand fest umfaßt und starrte lange, lange in das weiße Antlitz: „Mutterl! hab euch so lieb gehabt, und jetzt seid's mir gestorben!"

Und wie der holde Tag durch die Thür strahlte, und das harte Weh im Herzen sich aufgelöst hatte in warme Thränen, gedachte Waberl auch des Fremden. Der stand im Winkel hinter dem Herd und weinte. Als ihn der Mirtl sah und wieder ansah und sich die Augen rieb, hat sich das ereignet, was im Schlosse draußen noch heute durch ein großes Gemälde dargestellt wird.

— Im Gemälde kniet der reiche und hochedle Baron Franz von Scharfenthal vor einem braunen, bärtigen Holzknecht und umfaßt dessen Knie und blickt weinend, flehend auf in's rauhe, treue Gesicht.

So hat es der Künstler dargestellt.

Auf der Rückseite des Gemäldes ist ein Fach und in demselben liegt die Urkunde. Sie lautet:

„Im Jahre des Heiles, als der strenge Winter war, hat sich der Freiherr Franz von Scharfenthal auf der Jagd verirrt und sechs Tage und sechs Nächte in einer Holzknechthütte des Hochgebirges bei einer armen Familie, mit welcher er förmlich eingeschneit wurde, zugebracht. Er wäre alldort Todes gestorben, wenn nicht noch zu rechter Zeit der Vater der Familie und Besitzer der Hütte, vulgo Holzknecht-Mirtl, den der Baron einige Tage früher, als dies geschehen, wegen Wildfrevel auf zehn Tage einsperren ließ, von seiner Haft frei geworden wäre und mit vielen anderen Gebirgsleuten die Bewohner der Hütte gerettet hätte. Der Wildfrevel des Holzknechtes bestand darin, daß er mit einem Aft einen Hasen erschlug, welchen er seiner Familie zum Sonntagsbraten bringen wollte."

So hatte es der Baron aufschreiben lassen und das ist die Geschichte von dem Holzknechthaus.

Draußen im schönen Thal, wo auf einem Hügel das prächtige Schloß steht, liegt zwischen wohlbearbeiteten und fruchtbaren Feldern ein stattlicher Bauernhof und viele Knechte und Mägde schaffen in und um denselben. Der Bauer trägt einen tüchtigen Schnurbart und arbeitet wacker mit, obwohl er's nicht Noth hätte. Wenn er Abends heimkommt, halst der alte Hallodri sein Weib und sagt: „Waberl, du Herztausige, grüß dich Gott!"

Den Bauernhof hat der Baron dem Mirtl geschenkt und der braucht keine Robat mehr zu entrichten. Zuletzt die

Tochter hat vor einem Jahr einen Gutsbeſitzer geheiratet und Hans iſt in Wien an der Univerſität. Er wird Doctor.

Für den Hof daheim ſind ſchon noch Jüngere.

Der Baron hat viele graue Haare. Man ſagt, er habe die erſten vom Holzknechthäuſel mitgebracht. Er iſt auch ſonſt ſeit jenem Ereigniſſe ganz anders geworden. Wenn er irgendwo eine arme Familie weiß, ſo hilft er und erkundet ſich, wie tief um ihre Hütte im Winter der Schnee liege. Und wenn er am Sonntagmorgen bei den Seinen, die ihn verehren, auf dem Söller ſteht, und den Mirtl und ſeine Gattin und Kinder feſtlich gekleidet mit den zwei feurigen Hengſten thaleinwärts fahren ſieht, ſo lächelt er.

Wo fahren ſie hin?

D'rin im Gebirg iſt ein Dorf und eine Kirche und ein kleiner Gottesacker dabei, dort halten ſie und pflanzen Blumen auf ein Grab, und geben einem alten mühſeligen Weiblein Geld, damit es dieſelben ferner pflege. Dann ſetzt ſich Mirtl mit den Seinen wieder auf das Gefährte und läßt's weiter gehen — tiefer hinein in das Hochgebirge. Der Weg iſt holperig und neben demſelben rauſcht und ſchäumt der Wildbach. Endlich kommen ſie in ein enges Thal, wo das Waſſer ruhig durch eine kleine Wieſe läuft und zwiſchen den Tannen ein Stück graues Gemäuer ſteht.

Auf dem Gemäuer wächſt wunderſchöner blauer Enzian und anderes Kraut. Davon pflückt ſich der Mirtl ab und nimmt mit in's große Thal hinaus. Es ſoll gut ſein für allerlei Gemüthszuſtände; auch der Baron Franz von Scharfenthal braucht davon.

Die Alpenhütte.

Dort auf den steilen Hochweiden, wo zwischen Heidekraut und Federgras weißes Gestein aus dem Boden hervorlugt und die Zerbensträuche beginnen, wandelt eine Touristengesellschaft.

Es sind vier Männer, theils in städtischer, theils in Jägerkleidung, mit Wollendecken, Alpensträußen und Bergstöcken wohl versehen.

Raschen Schrittes, die Stöcke fest in den Boden stemmend, eilen sie die steilen Hänge hinan, — stehen aber plötzlich wieder still, stützen sich auf die Stöcke, trocknen den Schweiß, blicken und deuten mit den Fingern in das vor ihnen liegende Bergland hinaus und sprechen und lachen.

Aus der gegenseitigen Ansprache zu entnehmen, ist einer der Männer Professor, ein anderer Hôtelbesitzer und einen dritten reden sie immer mit dem Titel „Herr Hauptmann" an.

Der Vierte sitzt noch weiter unten auf einem Baumstrunk. Der blickt nicht hinaus in die Morgenlandschaft, nicht in die ruhigen Firnen und leuchtenden Felsengebilde, nicht in die fernen Ebenen, wo blauer Aether liegt — er stützt seinen Kopf auf die Hand und starrt zu Boden.

Zwei Bergstöcke und ein breiter Filzhut liegen neben ihm. Die langen Haare des Hinterhauptes hat er nach vorwärts gekämmt, daß sie die Glatze verdecken. Die Haare sind grau, aber sein langer Backen- und Schnurbart ist gar schon weiß.

Unter dieſem weißen Schnurbart brummt der Mann unverſtändliche Worte hervor. —

„Nu, Herr Kapitän, wills nicht gehen?“ rief einer der drei vorderen Männer dem Sitzenden zu.

Dieſer wendete langſam ſeinen Kopf, dann nahm er einen Schluck aus ſeiner mit Stroh überflochtenen Flaſche, die er an einer grünen Schnur umgehangen hatte. Endlich erhob er ſich, faßte in jeder Hand einen Stock, und klimmte, ſo wie auf Vieren, aufwärts.

„Daß euch der Teufel hole, mit eurer Alpenpartie!“ brummte er dann den Gefährten zu, „mich kriegt ihr nicht mehr herum; 's iſt heut' das erſte- und das letztemal!“

„Hänge dich mal in meine Arme, Kapitän,“ ſagte der Hauptmann, welcher in Touriſtenkleidung war und einen rothen Schnurbart trug, „und habe nur noch ein wenig Geduld, bald ſind wir im Lande, wo Milch und Butter fließt.“

„Oh, nur gleich Milch und Honig, ihr Bergfexen! Wollt' ich doch, ich wär' noch draußen im indiſchen Ocean; das wär' noch ein Leben, aber in dieſem dreimal vermaledeiten Gebirge geht Einer ja zu Grund mit Mann und Maus!“

„Ei wart' nur, bis wir erſt oben ſind; du verpolterſt dir ja deine ganze Lunge! Wenn du nur erſt die hübſche Sennerin ſiehſt; dann geht dir noch dein verknöchertes Seemannsherz auf und du leideſt am Ende gar Schiffbruch an deinem alten Junggeſellenleben. Rüſtig, rüſtig, Kapitän, komm'!“

„Geht ihr hin, wohin ihr wollt; ich bleib' da liegen — bin leck.“

Damit ließ ſich der Mann nieder auf den mooſigen

Boden und wollte nicht weiter, bis ihn der Hauptmann und der Professor zwischen sich nahmen und halb trugen, halb zogen.

So kamen sie eine Strecke vorwärts und erreichten endlich die Anhöhe. Hier wurde der Weg bequemer und ein kühles Lüftchen zog vom nahen Gemsgebirge her.

„Versuchen Sie's jetzt wieder einmal allein, sehen Sie, dort steht schon die Alpenhütte," sagte der Professor zum Kapitän.

„Meinetwegen," entgegnete dieser und sank auf den Boden, als man ihn frei ließ.

„Er verstellt sich; er thut's aus Bosheit," meinten die Anderen, „man sollte ihn liegen lassen und seiner Wege gehen."

„Aber dann verkühlt er sich," sagte der Offizier, „schaffen wir ihn in die Hütte dort; wenn er sich erfrischt hat, so mag er's wieder versuchen, oder besser, er bleibt dort, bis wir ihn morgen auf unserem Rückweg holen."

Man hörte eine schrillende Blechschelle, wie sie in den Berggegenden die Rinder um den Hals als Glocke tragen. Ein Mann in grünen Strümpfen, abgenützter Lederhose, grauer, geflickter Lodenjacke und grobem braunen Filzhute trieb eine Anzahl von Kühen heran.

„Schön' guten Morgen, Alter, ihr treibt die Rinder auf die Weide?"

„Ja freilich," antwortete der Hirt und lenkte die Herde rechts gegen das Zerbengebüsche.

„Kann man bei euch in der Hütte dort frische Milch und Butter haben?"

„Da müßt ihr die Kathrin fragen, ich weiß es nicht."

Der Mann trieb weiter und die Touriſten ſchritten mit ihrem halb ohnmächtigen Gefährten der Hütte zu.

Dieſe ſtand in einem eingeplankten Anger an eine kleine Felswand angelehnt. Sie war von Holz, hatte gegen Sonnenaufgang eine Bretterthür und mehrere kleine, theilweiſe mit Papier verklebte Fenſter. Das weit vorſtehende Dach aus Baumrinde war beinahe liegend und mit Steinen beſchwert. Neben der Hütte ſtand ein Stall aus rohen Steinen und Brettern, und vor demſelben plätſcherte aus einer Rinne eine Quelle in den langen Holztrog.

Die vier Männer traten in die Hütte, in welcher neben dem Feuerherd ein betagtes Weib in braunem Leinenkittel, Lodenſpenſer und rothem Kopftüchlein ſtand und einen Kübel Butter rührte.

Als dieſes die Fremden vor ſich ſah, hielt es in ſeiner Arbeit ein und ſagte laut und derb: „Was wollt's denn?"

„Milch ſollſt du uns geben, Weibchen, viel Milch, friſche Milch und Butter dazu!"

„Ei, geht's weiter! Meint ihr, wir ſind mit unſeren Kühen für euch da? — Milch und Butter! ſchreit's gleich; — ihr wißt einen Schmarn, was man für Plag und Schererei hat, bis ſo ein Schäffel Milch in der Kammer ſteht!"

„Aber wir zahlen es ja, Herzchen, wir verlangen nichts umſonſt. Wir machen einen Tauſch, wenn du willſt; wir geben dir Schinken und Schnaps und du gibſt uns Milch und Butter dafür, was?"

Da ſtellte ſich die Schwaigerin erſt recht nahe vor die Fremden hin, ſtemmte die dicken Hände in die Seiten und ſchrie:

„Ja, meint ihr, ich bin ein ſchlechtes Menſch, das den Bauern die Sachen verwirthſchaftet? Meint ihr, ich werde Jedem, der da auf der Alm müſſig herumläuft, mit Milch und Butter aufwarten? das wär's Wahre! da würd' ich einen ſchönen Haufen heimbringen, wenn wir im Spätherbſt ins Dorf hinabziehen!"

„Aber ſo iſt's ja nicht gemeint, Kathrina, wir haben dich ja nur bitten wollen."

„Wer hat euch g'ſagt, daß ich Kathrina heiße?"

„Das hat uns der Mann geſagt, der da die Rinder hinaus getrieben hat, und er hat auch geſagt, du ſollſt uns nur was geben."

„Das hat der Michel geſagt? Möcht' doch wiſſen, was der mit meiner Milch und Butter zu ſchaffen hat! — Aber, wenn er's geſagt hat, ſo iſt's was ander's; ſetzt euch ein wenig da zum Tiſch — werd' euch gleich was bringen."

Bei dieſen Worten wiſchte ſie mit ihrer Schürze von Tiſch und Bank den Staub ab und ging dann durch ein ſchmales Thürchen in die Nebenkammer.

„Iſt das die ſchöne, idylliſche Sennerin?" frug der Kapitän, der bei den rauhen Worten des Weibes beinahe ein wenig aufzuleben begann.

Die Anderen entgegneten nichts auf die Frage, ſondern wiſchten ſich nur wiederholt den Schweiß und blickten auf den glatten Lehmboden und auf die ruſſigen Wände, auf das ſpärliche Küchengeſchirr, den braunen Kaſten, auf das grobe Strohbett in der Ecke, auf den räucherigen Hausaltar und auf Alles, was da war.

Die Schwaigerin brachte einen Milchtopf, leerte ihn in

eine hölzerne Schüssel, that vier Holzlöffel aus der Tischlade und sagte: „Habt's g'wiß noch mit keinem Holzlöffel gegessen; aber die Milch ist nicht schlecht. Da habt's Brot dazu, 's ist freilich nicht gar weiß — wie wir's halt haben auf der Alm; — g'leg'n euch's Gott!"

Unsere vier Touristen ließen sich's schmecken, obwohl die Holzlöffel recht unangenehm rauh waren. — Sie seien immer noch bequemer, als die Muscheln, aus welchen man nach dem Schiffbruch auf der Insel Madagaskar den Thee getrunken, meinte der Kapitän.

Nach dem Essen öffnete der Hötelbesitzer seine Ledertasche, legte geräucherten Schinken und Weißbrot auf den Tisch und schnitt von beiden ein Stück für die Schwaigerin ab.

„Für die Milch seid's nichts schuldig," sagte diese, „aber wenn ihr mir was geben wollt's, so nehm' ich's schon und sag vergelt's Gott!"

Dann legte sie das Erhaltene auf einen Holzteller und stellte es in den braunen Kasten.

Hierauf erkundigten sich die Männer nach dem nächsten Weg auf die noch ferne Hochreitspitze, ob sie dieselbe bis zum Abend erreichen könnten und ob dort eine Hütte zum Uebernachten sei, was das Weib Alles bejahte.

Als sie dann aufbrachen, sagte die Schwaigerin: „Mein Heiland, der Herr da kann ja völlig nicht gehen! er ist ja ganz matsch!"

Sie meinte den Kapitän, der sich wirklich auch sogleich wieder auf die Bank niederließ und einen Fluch brummte.

„Es geht nicht," sagten die Anderen und wußten nicht, was sie mit ihrem Gefährten nun machen sollten.

„Nu, wenn er nicht fort kann, so wird er wohl dableiben," rief die Schwaigerin, „ist ja schon ein alter Hascher; sollt' sich in mein Bett legen, wenn er will; eine Suppe geb' ich ihm schon zu Mittag und auf die Nacht. und morgen, wenn Ihr zurückkommt, nehmt's ihn halt wieder mit!"

„So eine elendigliche Alpenfahrt, eine gottverdammte!" fluchte der Kapitän. Dann trug er den Anderen auf, bald zurückzukommen und blieb in der Hütte.

„Macht's euch zurecht, und thut's, wie wenn's daheim wärt's," sagte das Weib, half dem Alten die Stiefel ausziehen und richtete das Bett. „Möcht' doch wissen, wer euch da heroben haben muß, seid's eh von der Stadt, und die alten Leut sollten schön drin bleiben!"

„Drinbleiben, ja, hast recht Sennerin, hab' auch nicht gehen wollen, aber die drei wollten mich durchaus mit haben und sagten, einmal sollt' ich doch sehen, wie es auf der schönen Alpe ist, — ja, jetzt seh' ich's!"

„Und ihr seid's früher in euerem Leben noch nie auf der Alm gewesen?"

„Ei, das schon, ich habe die Gebirge von Dekan durchwandert und hab' sogar den Adamspick auf der Insel Ceylon theilweise erstiegen; — ei ja, war damals aber auch noch jünger."

„Wo ist denn hernach diese Gegend; hab' mein Lebtag noch nichts g'hört davon."

„Ja, liebe Sennerin, das ist ein Land, weit, weit draußen hinter dem Meer, und wenn man dort hinkommen will, so muß man viele Wochen auf dem Wasser fahren."

„Und ihr seid's gar auf dem Wasser gewesen? Je, da müßt 's davon erzählen, wenn der Michel heimkommt, er hört

das, vom großen Waſſer, gar ſo gern; — da weiß euch der Michel auch eine Geſchichte, wo die Leut' auf ſo einem Schiffhaus gefahren ſind und wie der Sturmwind kommen iſt und das Schiffhaus zu einer Steinwand getragen hat, daß die Leut' allſammt zu Grund gangen ſind."

„Ja ſiehſt du, das hab' ich auch mitgemacht vor zwanzig Jahren. Damals iſt mein Schiff zu Grunde gegangen und nur ich und zwei Andere noch haben uns an eine Inſel gerettet und haben dort bei den Wilden gelebt, bis uns ein anderes Schiff aufgenommen und wieder in unſer Land gebracht hat."

„Nein, da müßt ihr heut' die ganz' Nacht erzählen; jetzt aber muß ich arbeiten, 's wird Mittag und zuſammengerührt hab' ich auch noch nicht. Mögt's zu Mittag etwa einen Sterz?".

Der Mann bejahte, rieb ſich dann ſeine Füße mit Unſchlitt und Schmalz und legte ſich ins Bett.

Es war ihm eigen zu Muthe; er fühlte ſich fremd und heimiſch zugleich in dieſer Hütte. Er ſah der Schwaigerin zu, wie ſie an der Butterkübel rührte, wie ſie dann auf dem Herde Feuer machte, daß der Rauch den ganzen übrigen Raum der Hütte erfüllte und beinahe zum Bette niederſchlug. Sie hantierte flink auf dem Herd, den Bänken und in der Milchkammer herum und that von Zeit zu Zeit einen kurzen Blick auf das Bett, ſprach aber kein Wort.

Als ſie einmal zum Brunnen hinaus lief um Waſſer zu holen, ſang ſie einen Almer, aber mit einer ſolchen Stimme, daß ſich der Kapitän im Bette aufrichtete und horchte.

Bald darauf hörte man die Blechſchelle der Kühe, die

heim kamen und von der Schwaigerin nun in den Stall gelassen wurden.

Der Michel ging in die Futterkammer und schüttete Gras in die Barren und die Schwaigerin molk die Kühe und sang wieder Almer dabei.

Später ging der Michel in die Hütte, that ein Leintuch aus der Tischlade, deckte damit den Tisch und legte drei Löffel hin.

Die Schwaigerin kam auch und ging sogleich zum Bett: „Jetzt ist's zum essen, wenn ihr aufstehen wollt's. Aber das muß ich sagen, schön war's just nicht, daß ihr mich angelogen habt's!"

„Wer, ich hätte" —

„Nu ja, die Anderen halt. Der Michel hat nichts g'sagt, daß ich euch was geben sollt'! So seid's halt, ihr Stadtleut', wenn ihr nur lügen könnt, so ist euch schon leichter. — Hätt' just nicht Noth than, hätt' euch so auch was geben, wenn ich g'sehen, daß euch was abging'! — Und jetzt setzt's euch zum Tisch und eßt's was!"

Und der Kapitän setzte sich mit den Beiden zum Tisch und aß von der Milchsuppe und vom Roggensterz. Keines sprach ein Wort dabei, allseitig hatte die Aufdeckung des kleinen Betruges verstimmt.

Der Kapitän hatte die Lüge nicht gesagt, aber er saß jetzt wie auf Nadeln und der alte Graubart getraute sich kaum aufzusehen in die blauen Augen Kathrinens, in welche er heute ein paarmal schon so minniglich geschaut. —

Nach dem einfachen Mahle holte die Schwaigerin das von den Touristen erhaltene Selchfleisch und Weißbrot aus dem Kasten und legte es dem Halter vor: „Da, Michel,

das kommt von der Stadt heraus, eß es nur weg, oder nimm's mit auf die Weide."

„Vergelt's Gott! Kathl," ſagte der Michel, „ich nehm' nur einen Theil, das andere mußt du eſſen. —"

Dann aßen ſie zuſammen und luden auch den Fremden dazu ein.

Im Laufe des Nachmittags hing der Kapitän den großen Lodenmantel des Halters um und ging aus der Hütte. Er ſah in die Gegend hinaus und es kam ihm vor, als ob alle hohen Berge viel tiefer lägen, als der Punkt, wo die Alpenhütte ſtand.

Es hatte ſich der Himmel umwölkt, nur weit draußen im Flachlande ſchien die Sonne noch. Unten in den Holzſchlägen ſah er einige Rehe weiden, aber da knallte ein Schuß und die Thiere eilten dem Dickichte zu.

Auf den weißen Steinen neben dem Hüttenanger ſaßen Krähen und ſuchten Nahrung am mooſigen Boden. Im Anger weidete ein junges Schwein und wühlte an der Stallmauer, wo Schwämme wuchſen. Hinter dem Anger hinaus war ein kleiner Garten mit Erdäpfelblüthen und einigen verkrüppelten Kohlhäuptern.

Unter dem Angerzaun, durch welchen das Brunnenwaſſer hinabfloß, dehnte ſich eine Wieſe aus, und dort mähte Kathrina das Gras für die Kühe zum Nachtmelken.

Der Mann mit dem weißen Barte lehnte ſich an den Zaun und ſah der Mäherin zu.

Es ſtrich ein kalter Wind über die Höhen und der Kapitän zog den Lodenmantel enger um ſich, aber er ging nicht in die Hütte: er ſah der Schwaigerin ſo lange zu, bis dieſe

mit dem vollen Futterkorb heraufkam und denſelben in die Futterkammer trug.

Jetzt begann es langſam zu regnen und Kathrina ſagte: „Nu, eure Leut' kriegen auch ein ſchönes Wetter auf der Hochreitalm!“

Als ſie in die Hütte zurückkamen, war es in dieſer ganz dunkel. Die Schwaigerin richtete ſich eine Bank zurecht und ſchnitt auf derſelben Enziankraut, Einhagen und andere Pflanzen klein und that ſie in einen Hafen.

Der Kapitän ſaß neben ihr, rauchte aus einer Pfeife, die dem Michel gehörte und frug einmal: „Biſt du noch nie in der Stadt geweſen, Sennerin?“

„Sagt's nur nicht alleweil Sennerin, wir ſind ja nicht im Tirolerland, und im Steiriſchen heiß' ich Schwaigerin. — Wegen der Stadt habt ihr mich gefragt, nein, ich bin nie drin geweſen und ich verlang' auch nicht hinein!“

„Ich glaub' dirs ſchon, Kathrina.“ —

Es fing immer ſtärker an zu regnen und um die Hütte legte ſich dichter Nebel.

Die Schwaigerin lockte das junge Schwein in den Stall und bald darauf kam der Halter mit den Kühen heim. Er kam ganz naß in die Hütte und zog ſich aus; der Kapitän wollte ihm den Lodenrock abtreten, aber der Michel ſagte: „Brauch ihn nicht, behaltet ihn nur an; ihr ſeid das Wetter nicht gewohnt.“

Der Nebel wurde immer dichter und finſterer; der Kapitän dachte an die drei Touriſten und frug, ob auf der Hochreitalpe doch nicht etwa gefährliche Stellen ſeien. —

Am Abende, nachdem die Stallverrichtungen vorüber

waren, machte Kathrina Feuer auf dem Herd und dann setzten sie sich wieder alle drei an den Tisch.

Während sie aßen erzählte der Kapitän von seinem Leben und den Seefahrten in den indischen Gewässern.

Er war der einzige Sohn eines Kaufmanns in einer deutschen Hafenstadt. Er hatte ein ruhiges, fast schwärmerisches Temperament und wollte sich den Wissenschaften widmen; aber sein Vater bestimmte ihn zum Kaufmannsstande. Als Knabe schon kam er zur Marine, und nach Jahren übernahm er eines der Schiffe seines Vaters. Er segelte nach England und machte eine Fahrt nach Westindien, wo er in die Hände von Piraten fiel, aus welchen er sich mit einem schweren Lösegeld loskaufen mußte. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, lebte er einige Jahre auf einem Landgut. Später entschloß er sich nochmals zu einer Seereise. Die zerrütteten Vermögensverhältnisse seiner Familie machten es ihm aber nur schwer möglich, neuerdings ein Kauffahrteischiff auszurüsten. Endlich gelang es doch und Adam — so heißt unser Mann — nannte den Dreimaster „Die Hoffnung". So umsegelte er Afrika und landete nach Monaten glücklich in Ostindien. — Mit kostbaren Waaren reich und schwer beladen bis an das Deck, die Hoffnung auf den lustig wehenden Segeln, so glitt das Schiff über die indischen Wässer heimwärts. Aber noch lange bevor es das gefährliche Cap umsegeln sollte, kam ein Sturm und „die Hoffnung" strandete an den Küsten von Madagaskar. — Adam rettete sich mit zwei Gefährten durch einen Balken. Wochenlang lebten sie auf der Insel, durchzogen die heißen, sumpfigen Küstenstriche und nährten sich von wilden Gewächsen. Einmal

geriethen sie beinahe den einheimischen, halbwilden Stämmen in die Hände, doch sie entkamen und endlich wollte es ein glücklicher Zufall, daß ein spanisches Schiff landete und die drei Männer wieder nach Europa zurückbrachte.

Dem Michel war bei dieser Erzählung der Löffel aus der Hand gesunken und er sagte nur: „Unsereiner da in den Bergen weiß aber doch gar nichts von der Welt."

„Nein, aber jetzt werdet ihr doch nimmer fortschiffen hinaus?" frug Kathrina.

„Als ich in meine Vaterstadt zurück kam," schloß der Kapitän „da war mein Vater todt und unser Haus an Gläubiger veräußert; nur meine Mutter lebte noch und nähte und strickte. Ich verdingte mich als Arbeiter am Hafen, um mich und meine Mutter zu ernähren. Viele Schiffe sah ich kommen und gehen, aber selbst fuhr ich nicht mehr hinaus. Ich arbeitete an der Küste und erwarb mir manches Stück Geld. Aber als endlich auch meine Mutter gestorben war, da fühlte ich mich ganz allein in der Welt und ich hatte auch keine Freude mehr an den Hafenarbeiten. Verhaßt war mir der Anblick des Meeres, das mich um alle meine Güter und Hoffnungen betrogen hat. Ich sehnte mich tief in das Land hinein, zu einem ruhigen Leben. Da ließ mich der Zufall mit einem pensionirten Offizier bekannt werden, der da im Lande herum Besitzungen hat; — es ist der mit dem rothen Schnurbart, der mit den Anderen auf die Hochreitalpe gegangen ist. Dieser Mann nun nahm mich mit ins Land herein und ich bin schon mehrere Jahre bei ihm. Er hat Landgüter und will mich immer zu seinem Förster oder zu einem Verwalter machen; aber ich treff' kein einzig

Stück Wild und in der Landwirthſchaft verſteh' ich auch nichts. So ein alter Matroſe iſt nicht viel nutze zu brauchen in der Welt, — ich denk' das Beſte iſt, ich gehe wieder nach Oſtindien."

„Ja, daß euch leicht die Räuber wieder erwiſchten! Ich kenn's ſchon, ihr mögt das Wohlſein nicht vertragen," meinte Kathrina.

So verging der Abend und endlich gingen ſie zu Bette. Der Michel lag draußen in der Futterkammer, Kathrina hatte einen langen Lehnſtuhl zur Wandbank geſtellt und ſich darauf aus ihren Kleidern und dem Lodenmantel des Halters ein Lager bereitet. Der Kapitän mußte im Bette liegen.

Als inſoweit Alles in Ordnung war, ſchob Kathrina den Holzriegel vor die Hüttenthür, ſchürte die Herdgluth auf einen Haufen zuſammen, nahm das Weihbrunngefäß und beſprengte damit die glühenden Kohlen. Dann trat ſie noch zum Bette des Mannes mit dem weißen Barte, um auch ihn mit Weihwaſſer zu beſprengen, und legte ſich auf ihre Bank.

Den andern Morgen ſchien wieder die goldene Sonne in die Hütte. Gerade wie ſie aufging, fiel ſie durch das Fenſter auf den weißen Bart des Kapitäns und auf ſein Auge. Die Schwaigerin löſte ihre Schürze los und verdeckte damit das Fenſter, denn wenn die Sonne auf das Geſicht eines Schlafenden fällt, ſo zieht ein Schatten über deſſen Sitz im Himmelreich.

Als aber die Sonne ſchon hoch ſtand, und die Schürze am Fenſter längſt überflüſſig war, da rüttelte Kathrina an

der Bettdecke und rief: „Steht auf, ſteht auf, der Schinder iſt da um die Haut!“

Da rieb ſich der Mann die Augen und ſagte: „So gut hab' ich ſchon lang' nicht geſchlafen, Schwaigerin, wie heute da in deiner Hütte.“

Dann ſtand er auf, kleidete ſich an und ging in's Freie hinaus.

Es war ein herrlicher Sommertag. Der Himmel war blauer als in Oſtindien, und die röthlich grauen Felſenkanten ſtanden heute ſo nahe da drüben, als hätte ſie der geſtrige Wind näher geblaſen. Alles war ſo klar und friſch, nur draußen über dem Flachland lag weißer Nebel.

Der Kapitän fühlte ſich vollkommen geſund und nahm ſich vor, am Nachmittag der Kathrina bei der Futterarbeit zu helfen.

Da kamen um die Mittagszeit die drei Gefährten von der Hochreitalpe zurück, und das ärgerte den Mann mit dem weißen Barte.

Sie lachten und ſchrieen wie geſtern, und ſprachen von der Herrlichkeit, die da oben auf der Hochreitſpitze ſei und der Hauptmann neckte den Kapitän wegen ſeines Zurückbleibens.

Der brummte wieder und ſagte, er könne auch heute noch nicht mitkommen, er müſſe ſich den Fuß verſtaucht haben, oder was das ſei, kurz, er könne nicht zehn Schritte weit gehen.

„Schau, das iſt ſchon wieder nicht wahr!“ rief die Schwaigerin, „g'rad' ſeid's über den Anger hin und zum Zaun g'laufen — hab's wohl geſehen, ſeid's flinker wie Unſereins!“

Jetzt neckten sie den Mann noch mehr.

Später, als die Schwaigerin in den Stall ging, eilte der Kapitän ihr nach und sagte: „Warum hast du denn das vom Gehen gesagt; wär' noch gern' ein paar Tage da geblieben!"

„Nu, ist recht, bleibt's halt da, braucht's deshalb ja nicht zu lügen."

„Jetzt lassen sie mich aber nicht mehr zurück."

„So kommt's halt im nächsten Jahr wieder, mich freut's, wenn's euch da gefällt. Aber daß ihr euch wieder auf so ein Schiffhaus setzt, das thät' ich euch nicht rathen. Bleibt's schön daheim, seid's doch auch nimmer jung!"

Da faßte der Kapitän ihre Hand und sagte: „Daheim, ja wohl, daheim!" — dann wendete er sich schnell um, drückte seinen breiten Filzhut tief in die Stirne und ging zu seinen Gefährten. —

Am Nachmittag, als wieder ein Lüftchen über die Höhen wehte, stiegen die vier Touristen hinab über den Hang.

Der alte Soldat stemmte seinen Stock schief an den Boden, stützte sich darauf und rutschte so hinab. Der Hotelbesitzer hüpfte leichtsinnig über das Gestocke und Gestein, so daß der Professor ihm zurief: „Halt, Wirthshaus, so kannst du dir ein Bein brechen!"

Der Kapitän blieb auf dem Fußsteig, der sich hin und herschlängelte und kam um eine Viertelstunde später in das Thal hinab.

Unten führt neben dem schäumenden Wildbach ein schmaler Weg hinaus, auf dem man die Holzkohlen in die Ebene schafft; diesen gingen die vier Männer.

Der Profeſſor erzählte nun dem Kapitän, daß die Partie auf die Hochreitſpitze gar nicht ſo angenehm geweſen ſei. Sie mußten die Nacht in einer halb zerfallenen Halterhütte zubringen, durch welche der ſcharfe Wind zog und der Regen ſickerte. Da nicht einmal eine Bettſtelle, der Boden aber ganz naß war, ſo ſtellten ſich alle drei eng zuſammen und wanden die Wollendecken um ſich. So ſtanden ſie die ganze Nacht. Am Abend lachten und ſchrieen ſie eine Weile, dann waren ſie eine Zeit ſtill; ſpäter fluchten ſie und ſo kam der Morgen. Der war zum Glück heiter und die Männer traten ihre Wanderung ſogleich an. Sie beſtiegen die Hochreitſpitze, doch hier blies ein ſo eiſiger Wind, daß die naſſen Kleider faſt ſteif wurden. Sofort machten ſie ſich auf den Rückweg und erſt, als ſie über die Viehweiden der Almhütte zueilten, begannen ſie wieder zu ſchreien und zu lachen.

Das hatte der Profeſſor dem Kapitän nun Alles erzählt, und dieſer antwortete darauf nur: „Ich hab's in der Almhütte ſehr warm und bequem gehabt.“

Es war ſchon dunkel, als die Touriſten in das Flachland hinauskamen. Sie ſtanden auf einmal ſtill und blickten zurück in die Alpen; die Wand an der Hochreitſpitze nahm ſich aus, wie ein glühendes Horn, ſonſt war nichts Rechtes mehr zu ſehen.

In einer halben Stunde darauf ſaßen ſie in einem Waggon des Poſtzuges und fuhren gegen die Stadt.

Seit dieſer Landpartie ging der Mann mit dem weißen Barte zur Abendzeit gerne auf den Schloßberg, ſetzte ſich auf eine Holzbank und ſah nach dem glühenden Horn in den Alpen.

Als der Herbſt, der Winter und der Lenz vorbei und der Sommer wieder gekommen war, da ſagte der Kapitän einmal beim Nachtmahle zum Hauptmann, bei dem er wohnte: „Morgen werde ich auf einige Tage verreiſen, ich habe ſeit ein paar Wochen ein wenig ſchweren Athem und es wird mir ein kleiner Luftwechſel gut thun.“

Und den andern Tag gegen Abend hatte er ſeinen breiten Filzhut auf, die Flaſche mit dem Strohgeflechte um und in jeder Hand einen Alpenſtock. Er klimmte den Hang hinauf gegen die Almweide.

Als er zur Hütte kam, war ſie verſchloſſen. Er klopfte an ein Fenſterlein und rief: „Kathrina!“

Er rief es zwei- und dreimal, und als er keine Antwort erhielt, ſetzte er ſich auf die Bank vor der Thüre und wartete.

Es war Alles noch ſo, wie vor einem Jahr, der Stall, der Brunnen, der Angerzaun. — Der Mann erhob ſich, ging zum Zaun und ſah auf die Wieſe hinab. Theilweiſe war das Futter abgemäht, theilweiſe ſtand es noch; aber die Schwaigerin war nicht da. Er ging zur Hütte zurück und ſetzte ſich wieder auf die Bank. Der Brunnen rauſchte immerfort und immerfort.

Endlich, als es dunkel wurde, hörte er die Viehſchelle. Der Michel trieb die Rinder heim und hinten her kam Ka-

thrina und trug einen großen Korb mit blauem Enzian auf dem Rücken.

Der Kapitän ging den Leuten entgegen, grüßte und ſagte, daß er nun wieder da ſei.

„Iſt ſchon recht," entgegnete die Schwaigerin, „wenn ihr wollt könnt ihr über die heutige Nacht wieder dableiben. Morgen werdet ihr ein ſchönes Wetter haben auf die Hochreitalm."

„Mag nicht hinaufgehen; ich bin nur zu euch gekommen und kehre von hier wieder um."

Kathrina nahm aus einer Wandfuge über der Thür einen Eiſenhaken und ſperrte damit auf. Dann gingen ſie in die Hütte.

Der Mann nahm ſeinen Hut ab, hing ſeine Flaſche mit dem Strohgeflecht an die Wand und ſetzte ſich zu Tiſch, wie vor einem Jahre.

Als ſie zu Abend aßen, ſagte der Kapitän, er habe, als er die Hütte verſchloſſen fand, gefürchtet, ſie ſeien nicht mehr da.

„Ei ja, ſo lang' wir's Leben haben, könnt's uns jeden Sommer finden da; ſind doch jetzt ſchon fünf und dreißig Jahre heroben, — gelt, Michl?" ſagte Kathrina.

„Nun, und im Winter?"

„Ja ſchaut's, im Winter bin ich halt bei unſerem Bauern im Dorf unten; aber der Winter, das iſt eine langweilige Zeit; mich freut's nicht unten, 's geht Alles ſo liederlich über einander. Die Leut' gaffen Einen an, wie die Kuh ein neues Thor und man kann ihnen nichts recht machen; 's

kommen auch überall ganz andere Bräuche auf, als die zu meinen jungen Zeiten; 's iſt ſchon ganz eine andere Welt. Ich kenn' mich nimmer recht aus und es freut mich allweg nur auf meiner Alm.

„Da biſt du aber doch ganz jung heraufgekommen vor fünf und dreißig Jahren!"

„Ja, mein Eid, vier und zwanzig Jahr alt bin ich halt geweſen."

„Und hat es dich damals im Dorfe nicht gefreut?"

„Nein, gar nicht!" ſagte die Schwaigerin. Sie wurde dabei ganz roth im Geſichte und hätte bald den Suppentopf über den Tiſch geſtoßen.

Der alte Mann bemerkte dieſe Verlegenheit und wollte das Geſpräch abbrechen. Aber ſeine Neugierde war ſo ſehr wach geworden, daß er noch bemerkte: „Erzähl' mir einmal etwas von deiner Jugend, Kathrina, ich hab dir mein Leben auch erzählt, vor einem Jahre."

Die Schwaigerin gab keine Antwort, ſondern verrichtete emſig einige Kleinigkeiten.

Später ſetzte ſie ſich wieder zum Tiſch und ſagte: „Ich red' ſonſt nicht gern' davon, aber daß ihr nicht etwa glaubt, 's iſt was Schlechtes, wenn's euch g'rade d'rum iſt, ſo will ich's euch wohl ſagen: ich bin eine kalte Braut."

„Eine kalte Braut?"

„Habt' noch nichts davon gehört? Glaub's gern; man findet nicht gar viele kalte Bräut' in der Welt. Am Ende bleibt ihr gar nicht über Nacht in meiner Hütte, wenn ich's euch erzähl'!"

Der Mann mit dem weißen Bart nahm Kathrina an der Hand und ſagte: „Erzähl' mir!“

Hierauf wiſchte ſie mit der hohlen Hand die Broſamen in die Tiſchlade und begann:

„Soll kein uneben's Diandl geweſen ſein, ſagen die Leute — mein! das weiß ich nimmer, aber das weiß ich, daß die ſauberſten Buben zu meinem Fenſterl kommen ſind und mich haben heiraten wollen. Hab' keinen hineingelaſſen. Dann ſind ſie aber zu meinem Vater, der ein Kleinhäusler geweſen iſt, und haben um mich angehalten. Und der Vater hat geſagt: iſt recht', wenn die Kathrina will. Aber ich hab' keinen wollen. Nur ein junger Jägerbub, der einmal in's Dorf kommen iſt, hat mir gefallen, weil er ſo fein ausgeſchaut und ſo ſchön mit mir than hat. Wie der geſagt hat, daß er mich heiraten will, hab' ich geantwortet: Mein, ich könnt' mir nichts ſchöners denken in der Welt, als wenn du mein Mann wärſt! — und dann hab ich ihm in die ſchwarzen Augen geſchaut. Aber wie ich es meinem Vater erzählt hab', hat dieſer geſagt: Kathrina, wenn du mir folgen willſt, ſo nimm den Jägerbuben nicht! Da hab' ich rechtſchaffen geweint; aber da hab' ich auch in einem Buch geleſen — ei ſchau wie hab ich doch geleſen? — ja: Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen, und deinem Mann nachfolgen. — Darauf hab' ich mir dacht: Jägerbub, ich heirat' dich doch noch! Aber mein Vater hat geſagt und das war ſeine Red': Schau, Kathrina, du biſt mein einzig Kind, geh' folg' deinem alten grauköpfigen Vater und nimm den Jägerbuben nicht! - Mein, da bin ich niederkniet vor ihm und hab' gebeten: Wenn ihr euer Töchterl nicht ins Grab bringen

wollt, ſo gebt euren Willen zur Heirat! — Nun, ſo in Gottesnamen! hat er darauf geantwortet, wirſt denken auf mich! — Gott Lob und Dank, jetzt wird noch Alles recht, hab' ich mir gedacht. Gleich darauf hat mich und den Jägerbuben der Pfarrer auf der Kanzel verkündet und 's iſt die Hochzeit angeſtellt worden. Aus lauter Freud' hab' ich die ganzen Nächt' nicht ſchlafen mögen, ſo gern hab' ich meinen Jägerbuben gehabt. Aber ich weiß heut' noch nicht, wie das geweſen iſt, je näher die Hochzeit gekommen iſt, deſto ſtiller iſt mein Bräutigam geworden; aber ich hab' mir dacht: Mein, wen griff' nicht das Heiraten an! und hab' mir nichts gemacht daraus. So iſt der Tag kommen, weiß 's noch ſo gut, wie wenn's geſtern g'weſen wär' — hab' ein roſenroth's Kleid angehabt und ein grünes Kranzerl auf dem Haupte. Viel' Hochzeitleut' ſind gekommen und die andern Diandl ſind völlig neidiſch geweſen auf mich. — Ja, und ſo knien wir halt am Altar und ich bin ganz glückſelig und weine aus lauter Freud! Der Pfarrer iſt geſtanden vor uns und hat gefragt, ob wir uns lieben und treu bleiben wollen bis zum Tod; und ſo oft mein Jägerbub „Ja" geſagt hat, iſt mir mein Herz in die Höh' gehüpft aus lauter Lieb und Glück. — Aber wie er das drittemal hätt' ja ſagen ſollen, da — nein, ich mag's gar nicht erzählen, muß mich zu todt ſchämen — hat mein Jägerbub „Nein" geſagt! — — Aufgeſprungen bin ich und das Hören und Sehen iſt mir vergangen. — Gott ich kann euchs gar nicht ſagen .... — Erſt daheim in meinem Bett bin ich wieder zu mir ſelbſt kommen; ſchaut's und ſeit der Zeit bin ich halt eine kalte Braut. — Jetzt iſt's aus mit mir, hab' ich mir gedacht, die Leut fürchten mich und weichen

mir aus, weil in einer kalten Braut kein Glück und Segen mehr iſt. Ins Waſſer wär' ich geſprungen, wenn nicht mein alter Vater geweſen wär'; zum Jägerbuben hab' ich noch hin wollen, aber der iſt fort aus der Gegend und die Leut' haben geſagt, er hätt' nur einen Spaß mit mir machen wollen. — Fort nun, ich auch aus dem Dorf und aus der Gegend! das war mein einziger Gedanke. Da hat mich endlich der Eggrigler auf ſeine Alm genommen. Schaut's, und ſeit der Zeit bin ich jeden Sommer da und hab Fried und Ruh. Das Liebſt' wär' mir ſchon, wenn ich über den Winter auch könnt auf der Alm bleiben; ſeit mein Vater vor acht Jahren geſtorben iſt, will ich von der Welt gar nichts mehr wiſſen. Ich bleib' bei meinen Küh'n, und die freſſen mir das Futter aus der Hand und geben mir die Milch, — wenn ich auch eine kalte Braut bin!" —

Kathrina ſchwieg, der Michel legte den Löffel weg und ſagte: „Kathl, ich bleib auch bei dir!"

Der Kapitän ſtarrte auf das grob leinerne Tiſchtuch. Endlich hielt er ſeine Rechte über den Tiſch und ſagte: „Kathrina, ich geb' dir die Hand. Wenn ich davon gewußt hätte, ſo wäre ich nicht nach Oſtindien gefahren, ſondern zu dir her und hätte dich zum Weib genommen, du biſt keine kalte Braut, du biſt das wärmſte Weibesherz, das ich auf Erden je gefunden!" —

Es war faſt ganz ſtill in der Hütte, nur der Kienſpan kniſterte in ſeinem Haken.

Später meinte der Kapitän: „Der Michel iſt brav, daß er bei dir bleibt, Kathrina."

Nach dieſen Worten ging der Halter, ohne ein Wort zu ſagen aus der Hütte und ſuchte ſein Bett auf.

„Iſt er auch ſchon fünfunddreißig Jahre hier?“ frug der Seemann die Schwaigerin.

„Iſt nicht weit gefehlt,“ antwortete dieſe, „aber redet nicht von ihm, wenn er da iſt, er mag's nicht hören; habt's ja geſehen wie er jetzt fortgegangen iſt. Mein, der Michel iſt halt auch ein armer Haſcher!“ —

Nach alldem bereitete die Schwaigerin wieder ihr Lager auf der Bank, — der Kapitän mußte im Bette liegen und ſie beſprengte ihn wieder mit Weihwaſſer, wie vor einem Jahre.

Der nächſte Tag war ein Sonntag.

Die Schwaigerin frug nach der Frühſuppe den Kapitän, ob er heute noch dableibe. In dieſem Falle ſolle er mit ihr und dem Michel hinaus auf die Hochweide gehen, denn die Hütte ſperre ſie zu.

Somit gingen ſie alle drei zuſammen und der Michel trieb die Kühe aus dem Stall, den Steig hinaus gegen das Zerbengebüſche. An dieſen zogen ſie vorüber und gegen eine breite, faſt ebene Wieſe, welche die Hochweide heißt.

Hier war bleichgrünes Federgras mit Enzian, brauner Ehrenpreis, blaues Vergißmeinnicht und dunkelgrüner Sauerklee. An einzelnen Steinen, die aus dem Boden hervorragten, wuchs Himbeerkraut, aber ohne Frucht. Weiter am Rand iſt Wachholdergeſträuch. Hier ſtehen auch die letzten Fichtengruppen. Weiter hinauf gibt es nur Zerbengewächſe; dann kommt halbbemooſtes Geſtein und Gerölle und endlich die hohe Fels-

wand der Hochreitſpitze, die im Abendſonnenſchein vom flachen Lande aus zu ſehen iſt, wie ein glühendes Horn.

Hier graſten nun die Kühe und die Biechglocke ſchellte. Die Sonne ſchien aus tiefblauem Himmel warm nieder und draußen im Lande lag blauer Duft, aus welchem hie und da weiße Punkte ſchimmerten. Dieſe Punkte waren große Häuſer, Schlöſſer oder Kirchthürme.

„Jetzt iſt dort Predigt und Hochamt," bemerkte Kathrina, dann zog ſie einen hölzernen Roſenkranz mit einem kleinen Meſſingkreuz aus dem Buſen und ſagte, daß ſie jetzt die Haus- und Alpenmeſſe beten werde. Dann knieten ſie alle drei hin auf einen breiten Stein und beteten laut den Roſenkranz.

Noch bevor dieſer zu Ende war, ſtand der Kapitän auf und ſetzte ſich auf den Stein, dann betete er wieder mit, ſo gut er konnte.

Nach dem Gebete pflückte der Mann mit dem weißen Barte Vergißmeinnicht und Ehrenpreis und ſagte zu der Schwaigerin: „Nimmſt du von mir einen Strauß, Kathrina?"

Sie nahm ihn und ſagte: „Vergelt's Gott!"

Als ſie am hohen Mittag wieder in die Hütte zurückkehrten, ſtellte Kathrina den Strauß in ein Gefäß mit friſchem Waſſer und bemerkte: „Bin doch neugierig, wie lang' ihr mir treu bleibt's?"

Dem Kapitän ſtieß dieſes Wort ein wenig an's Herz und er verſetzte: „Wie lang? Kathrina, das kannſt du in dieſem kurzen Leben nicht mehr erfahren!"

„Ei, geht's weiter mit euerem Spaß, ein Stadtherr bleibt doch nur so lang' treu, als sein Schenkblümerl frisch bleibt."

Der Mann erwiederte nichts auf diese Bemerkung, er strich nur seinen weißen Bart, der fast bis an die Brust hinab hing — dort blieb seine Hand ruhen.

Am Nachmittag nahm die Schwaigerin ein sehr altes Gebetbuch aus dem braunen Kasten und setzte sich damit an ein Fenster.

„Kannst du auch lesen, Kathrina?" frug der Kapitän.

„Ja, ein wenig, aber ihr müßt mich nicht auslachen, wenn ich laut vom Büchel bet', still kann ich nicht, da verlier' ich die Buchstaben immer."

Und sie las laut ein Gebet an die Mutter Gottes.

Der Michel saß am Tisch und heftete einen Fleck auf den zerrissenen Ellbogen seines Lodenrockes, bis er wieder zu den Kühen mußte.

Am Abend erzählte der Kapitän dieses und jenes von der Welt draußen; aus seinem eigenen Leben, von den Seefahrten und dem gesegneten Lande Ostindien.

„Aber, jetzt will ich nichts mehr von all dem," schloß er, „für mich hat das Meer und das große Leben nie gepaßt, ich hätt' mein Sein einem ruhigeren Beruf zuwenden sollen. Das große Leben hat mir das nicht gegeben, was es Anderen gibt, es hat mich nur arm und heimatlos und krank gemacht; ich will nichts mehr von diesem großen Leben. Ich will nur noch ein einsames, ruhiges Plätzchen und ein warmes Menschenherz, an dem ich den Rest meiner Tage verleben und endlich selig sterben könnte."

„Wird ſchon ſein," ſagte der Michel.

Den andern Tag peitſchte der Wind den Rauch über der Hütte nach allen Richtungen.

Die Schwaigerin ſagte zum Kapitän: „Dürft ſchon noch da bleiben, aber wenn ihr bald fort wollt, ſo müßt ihr heut ſchon gehen, 's wird ein ſchlechtes Wetter anheben."

Dann wurde noch Manches geſprochen, und der Mann mit dem weißen Barte dankte für die Gaſtfreundſchaft, hing ſeine Flaſche um, nahm ſeinen Alpenſtock in die Hand und verließ die Hütte.

Er ging dem Fußſteig entlang und die Schwaigerin blickte ihm nach, ſo lange ſie ihn ſehen konnte, dann ging ſie wieder an ihre Arbeiten.

Der Kapitän ſtieg über den Hang hinab, wie ihn der Pfad führte und dann ging er langſam neben dem ſchäumenden Wildbach hin. An beiden Seiten des Baches iſt der Hochwald, in welchem der Wind rauſchte, am Himmel zogen Wolken dahin, und endlich war an demſelben kein blaues Fleckchen mehr zu ſehen.

Als der Kapitän auf der Eiſenbahn gegen die Stadt fuhr, ſchlug der Regen an die großen Glasſcheiben des Waggons und auf den Alpen lagen dichte, graue Nebel.

So verging wieder ein Jahr.

Der Kapitän ſaß oft an ſtillen Abenden auf dem Schloßberg und ſah nach dem glühenden Horn in den Alpen.

Er fühlte ſich immer fremder im Hauſe ſeines Freundes. Dieſer begann ihn zu vernachläſſigen, die Beiden paßten nicht recht zuſammen. Der alte Mann kam ſich vor, wie ein Bettler. Wenn er nun in das mühſelige Alter kommt, wer wird ihn pflegen, wer wird um ihn ſein? — Es iſt wohl traurig um den Mann, den das Schickſal verfolgt.

Als der nächſte Frühling kam, ſagte der Kapitän zu ſeinem Gaſtfreund: „Hauptmann, ich will dieſen Sommer auf dem Lande zubringen, ich merk' es, daß mir die dicke Stadtluft von Jahr zu Jahr weniger wohl thut."

Auf dieſes Wort faßte der Offizier den Seemann am Arm und ſagte: „Alter, ich ahn', du gehſt geheime Wege!"

Darauf lachten ſie beide und der Kapitän erzählte nun, daß er in der ganzen Welt keinen Platz kenne, wo es ihm ſo gut gefallen, als in der Alpenhütte unter der Hochreitſpitze, wo er auf der Partie vor zwei Jahren zurückblieb. Er ſei auch im letzten Sommer wieder dort geweſen und es habe ihm die Seele aufgefriſcht; er habe dort allen Gram vergeſſen und ſei wieder jung geworden. Hierauf erzählte der Kapitän auch die Geſchichte von der kalten Braut.

Aber während der Mann die Geſchichte erzählte, ſchritt der Offizier zweimal zum Fenſter und wieder zurück, und als ſie zu Ende war, ging er zu einem Schrank, kam mit einer Geldrolle zurück und ſagte: „Kapitän, wenn du hinauf

kommſt, ſo gib ihr das und ſag', das ſchicke ihr der Jägerbub!"

Da ſah ihn der Mann mit dem weißen Bart eine Weile an und rief endlich aus: „Wirſt doch nicht du . . .!

„Still, Adam, ich war damals ein Junge, der Abenteuer ſuchte, es iſt ſchon lange her und es iſt Alles anders geworden; ich bin lang' kein Jägerburſche mehr, ich hab' dem Vaterland gedient — und jetzt nichts mehr davon!"

„Aber ſie wird mir das Geld vor die Füße werfen."

„Das wird ſie nicht, ſie iſt ein armes Weib!"

„Sie nimmt kein Silber für ihr Lebensglück, — ich kenne ſie. Du mußt ſelbſt mit mir und ihr Abbitte leiſten auf den Knieen!"

Da lachte der Mann auf. Aber der Kapitän wurde zornroth, warf die Rolle auf den Boden, daß ſie auseinander ſprang und rief: „Das iſt elend, das iſt ſchlecht, Herr!"

Dann verließ er ſchnell das Zimmer . . . . .

An einem der nächſten Tage ſtieg der Mann mit dem weißen Barte wieder den Hang hinan gegen die Alpenweide.

Leicht war er nie hinauf geſtiegen, aber diesmal ging es am ſchwerſten. Nebſt der eingeflochtenen Flaſche hatte er heute auch noch eine angepfropfte Ledertaſche umgehangen und an den Rücken ein großes Felleiſen geſchnallt, an welchem auch noch ein paar Stiefel und ein Filzhut gebunden waren.

Sonſt trug er noch die grauen, halbſtädtiſchen Kleider, die aber ſchon recht fadenſcheinig waren.

Als er die letzte Anhöhe erſtiegen hatte und auf dem

Platze war, wo man die Hütte sehen kann, da hüpfte den Fußsteig ein Knabe mit bloßen Füßen heran. Als dieser den Fremden sah, blieb er plötzlich stehen und bog dann rechts ein gegen das Zerbengesträuch.

Es war bereits Mittag und aus dem Dachfenster der Hütte stieg Rauch auf. Sie ist zu Hause, dachte der Mann und förderte seine Schritte.

Die Schwaigerin röstete gerade das Sterzmehl in der Pfanne, als er eintrat.

„Guten Tag, Kathrina!“ sagte er. „Jetzt bin ich da mit Sack und Pack!“

„Uh Jeßtl, ihr seid es!“ rief sie, und wischte ihre Hand in der Schürze ab, um sie ihm zu reichen.

Sie war sehr roth im Gesicht und das war vom Feuer, an dem sie stand.

„Mein, was habt's denn heut' Alles bei euch?“ frug sie, nachdem sie eine Bank frei gemacht hatte, daß er Platz nehmen konnte.

„Meine sieben Sachen,“ sagte der Kapitän, legte ab und wischte sich die Stirne. Dann trat er hin an den Herd und sprach: „Gott sei Lob und Dank, daß ich wieder da bin!“

„Ja, aber wo wollt ihr denn hin mit euerem Packwerk?“

„Ich? — nu, ich will — weißt du, über die Alpe will ich halt, da in's Salzburgische hinüber.“

„Mein, da geht's ja weitmächtig g'fehlt, ihr Närrisch!“

„Nun, wo ich halt hinkomm! — Wie geht's dir, Kathrina?“

Sie dankte für die Frage und arbeitete weiter.

„Kathrina, wenn du dann fertig biſt, ſo ſetz' dich ein wenig zu mir; ich muß dir was ſagen und dich dann auch um etwas fragen."

„Werde gleich fertig ſein," entgegnete die Schwaigerin und arbeitete emſig weiter.

In der Hütte war es noch, wie es vor einem und vor zwei Jahren war.

„Jetzt haben wir den Michel halt auch verloren," ſagte das Weib während des Schaffens am Herd.

„Oho, wie denn das, Kathrina!"

„Tröſt' ihn Gott! Habt's ihn ſchon zum letztenmal geſehen; im vorigen Jahr, noch ehe der Winter kommen iſt, haben ſie ihn unter die Erde geſchoben."

Sie arbeitete weiter und als ſie am Herd und in der Milchkammer fertig war, ſetzte ſie ſich zum Mann und ſagte: „Nu, und wie geht's euch; was wollt's mir denn ſagen?"

„Erzähle mir das vom Michel früher, wie hat's ihn denn ſo ſchnell gepackt?"

„Mein, der Michel iſt halt ſein Lebtag ein armer Menſch geweſen; ſo ein ledig's Kind von einer Dienſtmagd, und ſolche haben eh nichts Gutes in der Welt. Von einem Bauer zum andern haben ſie ihn geſchoben und überall haben ſie ihn zum Fußſchemmel gebraucht. Als aber für ihn die Militärjahre kommen ſind, hat er doch nicht fort wollen in die Welt hinaus. Wie er vom Kreisamt die Zuſtellung kriegt hat, iſt er nicht gangen, iſt daheim blieben, hat ſich verſteckt in einer Köhlerhütte und hat gelebt von Wurzeln und

Kräutern. Aber da hat ihn so ein Herumstreicher verrathen, die Fanger sind kommen und haben den Michel fortgeführt. Da ist er Soldat gewesen und hat müssen spießruthenlaufen. — Ja, so ist es gewesen, aber schaut's, erschossen hätt' sich der Michel eher, als daß er Soldat bleiben wär'; fort ist er heimlich einmal in der Nacht und ist glücklich wieder heimkommen. — Darauf hat er sich in den Wäldern und auf den Almen herumgetrieben Jahr und Tag, weil er sich im Dorf wegen den Fangern nicht hat dürfen blicken lassen. Endlich hat ihn der Eggrigler als Halter auf seine Alm genommen. So sind wir, ich und der Michel zusammen gewesen auf der Alm, und der Michel hat sich im Sommer immer Kraut und Erdäpfel anbaut, weil er über den Winter heroben blieben ist. Der Bauer hat ihm ein wenig Mehl herauf gestellt und ich hab' ihm Milch und einen Hafen Schmalz da gelassen, daß er leben hat können. — So ist es lang' fortgangen, aber in den letzten Jahren herum hat der Michel oft stundenlang nachgedacht wegen dem, daß er den Kaiser und das Vaterland so betrogen hat, daß er Jahr aus Jahr ein in keine Kirche kommt und daß er lebt wie ein wildes Thier. — Da ist er oft stehen blieben vor mir und hat gesagt: Kathl, ich bin ein schlechter Christ! Wenn ich dent', was andere Leut' thun und sind und was ich bin, so schäm' ich mich vor mir selber! Jetzt ist's zu spät, daß ich mich anzeig'; einen alten Hascher können sie nicht mehr brauchen, nur daß sie mich schlagen und eine Weil einsperren thäten, — und das hilft nichts, deshalb bin ich nicht besser und die Andern haben nicht mehr. — Aber thun möcht' ich noch was, Kathl, eh ich sterb', damit ich

auf meinem Todbett ſagen könnt: Gar ſo ſchlecht bin ich doch nicht geweſen und ganz umſonſt hab' ich nicht gelebt! — Schaut's, lieber Herr, ſo hat der Michel oft und oft geredt und ich hab' allemal gſagt: Sei nur getröſtet, Halter, 's wird ſchon noch werden! Und richtig, geworden iſt's. 's war im vorigen Jahr das erſtemal, daß der Michel im Herbſt mit mir und den Kühen in's Dorf zogen iſt. Sind kaum drei Tage unten, kommt in der Nacht bei der Rainhäuslerin Feuer aus. Das ganze Dorf lauft zuſammen, aber da ſteht ſchon Alles in Flammen und oben durch's Fenſter ſchreit die alte Rainhäuslerin heraus und bittet um tauſend Chriſtiwillen, daß man ihr zu Hilfe komme. — Jeſus! ſchreien die Leut', die Rainhäuslerin iſt im Feuer! — aber Keiner will hinein und retten: 's wär' umſonſt, das Häusl brennt über und über. Aber da ſchießt euch der Michel herbei, wie er iſt, in Hemd und Hoſe, tritt er die Thür ein und läuft durch Rauch und Funken hinein in die Stub'; — ſchaut's, und bald trägt er die alte Rainhäuslerin auf dem Arm daher — aber, wie er durch die Thür heraus iſt, ſtürzt ein glühender Firſtbaum auf ſeinen Kopf, daß er gleich zuſammenbricht und liegen bleibt. Freilich, das Mütterl iſt davongekommen, aber mit dem Michel iſt's aus geweſen. Das letzte Oel hat ihm der Pfarrer noch geben, dann iſt er in die Ruh' gegangen. — Ei, gedacht hab' ich mir's wohl, daß ich ſo lang' plauder' bis mir die Suppe übergeht!"

Bei dieſen letzten Worten lief Kathrina zum Herd und zog einen Hafen vom Feuer, in welchen ſie ſogleich einige Tropfen Waſſer goß, um die aufſteigende Milchſuppe nieder zu dämpfen.

Nun hörte man wieder die Blechglocke und der Knabe, den der Kapitän auf der Weide geſehen hatte, kam mit den Kühen und die Schwaigerin ging hinaus und that dieſe in den Stall.

Dann war's Zeit zum Eſſen.

„Der da iſt halt jetzt mein Halter," ſagte Kathrina, dem alten Mann den Knaben vorſtellend, „und der Sylveſter iſt ein recht braver Bub."

Der Kapitän aß ſehr wenig und ſprach auch nicht viel, nur das ſagte er nach dem Tiſchgebet: „Wenn ich einmal ins Dorf hinab komm', ſo ſuch' ich ſein Grab auf."

Am Nachmittag ging er hinaus hinter den Stall, wo der Erdäpfelgarten war; aber heuer wuchſen Brennneſſel in demſelben und andere wilde Gewächſe. Später ſah er der Schwaigerin zu beim Futtermähen, ſagte aber kein Wort dabei und ſie ſagte auch nichts.

Nur am Abend, als ſie wieder beiſammen um den Herd waren und das Feuer luſtig ſchnalzte, rief Kathrina auf einmal: „Mein, hab' ich aber doch ganz vergeſſen, daß ihr mir zum Mittag was ſagen habt's wollen; jetzt hab' ich ſchon Zeit, was wißt's denn!"

Da holte der Kapitän Athem aus tiefer Bruſt, als wollte er es, wie mit einem Eimer heraufſchöpfen, was tief in ſeinem Herzen war. Endlich begann er:

„Kathrina, ich will nun da bleiben bei dir in der Hütte und nicht mehr fortgehen. — — Da hab' ich mein ganzes Beſitzthum mit herauf genommen; wenn es recht iſt, ſo pack' ich es aus und ſonſt trag' ich es wieder hinab und ſuche mir

halt unten bei den andern Menſchen ein Dach; — aber am liebſten wär's mir ſchon da bei dir. Ich wollt' mit dir leben und auch noch ein wenig arbeiten; mag wohl ungeſchickt ſein, aber Kraft hab' ich noch und bin auch ſonſt jünger, als ich ausſehe; — dieſe Haare da ſind nur auf den Seefahrten ſo bleich geworden. — Da drin in der Taſche hab' ich Papiere, die einige hundert Gulden werth ſind — das iſt mir von meinem mühevollen Leben übrig geblieben. Es iſt wenig, aber — es iſt mir doch noch zu viel, ich möcht' es ſchier mit dir theilen, Kathrina! dieſes kleine Haus könnten wir ausbeſſern laſſen und auch im Winter hier wohnen und kleine Arbeiten verrichten. Im Sommer wollten wir dem Bauer die Rinder pflegen und Milch und Schmalz ſammeln. So wollten wir fortleben und für die alten Tage blieb' uns noch immer was zum zehren. — Das ſind ſo meine Gedanken, die ſich ſchon noch zurechtlegen und ausbeſſern laſſen. — Und nun bitte ich dich, Kathrina, daß du mir auch deine Meinung darüber offen ſagſt."

Kathrina ſchwieg eine Weile, dann ſagte ſie: „Ich kann mirs doch nicht denken, wie euch das eingefallen iſt — ich mein', ihr wollt mich nur foppen — Euere Blumen vom vorigen Jahr ſind auch lange ſchon verdorrt. — Von der großen Stadt wollt ihr da in das Alpenland her? Nein, geht's weiter; lacht's mich eh ſchon aus, daß ich euch ſo lang' zuhör' — was macht's denn ſo Späſſe mit mir?"

Da faßte der Mann mit dem weißen Barte ihre Rechte in ſeine beiden Hände, ſah ihr in die Augen und ſagte leiſe: „Kathrina, thu' mir nicht weh, ich bin kein verſteinerter, ausgetrockneter Weltmenſch, ich hab's nie halten mögen mit den

Schmetterlingen. Das Schickſal hat mich genug geſchlagen und gedrückt, aber das Herz iſt mir ganz geblieben. Kathrina, ich bin arm, aber ich bin ein ehrlicher Kerl!"

Er redete hierauf noch manches Wort, welches die alte Magd faſt nicht verſtehen und nicht glauben konnte.

Endlich ſagte ſie: „Nein, wenn das richtig wahr iſt, daß ihr dableiben wollt's, ſo müßt's meinen Bauer, den Eggrigler fragen; wenn der's erlaubt — mir iſt's vom Herzen recht, das kann ich ſagen, und mir ſeid's nicht im Weg. Aber das ſag' ich, annehm' ich nichts von euch; behalt's eure Sach' — ich kann arbeiten und wenn ich einmal alt werde, ſo ſchaut ſchon der Bauer auf mich, und ich hab's, Gott Lob und Dank, nicht noth, daß mir die fremden Leut' was ſchenken müſſen."

„Warum verſtehſt du mich nicht, Kathrina? — Ich hab' dir Alles geſagt, bis auf ein einziges Wort, und das einzige Wort iſt ſo ſchwer zu ſagen — hab' gemeint, ich brauch es nicht auszuſprechen. — Ich möchte, Kathrina, daß du mein Weib wirſt."

— Kathrina ging hinaus in den Stall, dort lehnte ſie ſich an den Futterbarren und weinte ſo heftig, wie noch nie ſeit fünfunddreißig Jahren.

. . . . . .

Als der Spätherbſt gekommen war, und die Herden ſchon wieder in den großen Marſtällen des Bauernhofes ſtanden, da bewohnte Kathrina an der Mittagsſeite des Dorfes ein kleines, feſtes Haus: ſie konnte ſich nun wieder ſehen laſſen im Dorfe und mit Allen verkehren. Sie war keine kalte Braut mehr. Mit ihr ging immer ein Mann mit einem

weißen Barte, der den Leuten sehr gefiel, weil er gar freundlich und gut war. Und erst gar als sie im Dorfe erfuhren, daß dieser Mann zu Land und Wasser um die halbe Erde gereist sei, unter den Seeräubern gewesen war, und einmal Schiffbruch gelitten hatte, da wollten Alle mit ihm bekannt werden; und wenn er am Sonntag Nachmittags mit seinem Weiblein ein wenig in's Wirthshaus ging, da kam immer auch der Pfarrer, der Schulmeister, der Amtmann, der Eggrigler, und wer sich sonst noch ein heiteres Stündlein gönnen konnte.

Als der Allerseelentag kam, ging der alte Weißbart auf den Kirchhof und stand lange vor Michels Grabhügel. „Hab' ihn gut gekannt," sagte er den Leuten, die sich wunderten, warum der Mann gerade hier so lange stehe.

Im Winter, wenn es draußen stürmte und um das Häuschen ein wahrer Schneewall aufgeschichtet lag, saß Adam gerne an der Ofenbank bei Kathrina, wenn sie spann oder nähte. Da rauchte er immer seine Pfeife, und wenn diese ausgegangen war, nahm er gar sein Weibchen um den Hals und sagte: „Endlich — endlich bin ich doch am Gestade. Draußen in den weiten Wässern hab' ich es gesucht und hier im stillen Hochthale hab' ich es gefunden. Nicht für die Welt, sondern für das Haus bin ich geboren!"

Als aber der Winter und der Frühling vorüber war, da zog der Weißbart mit seiner Hausfrau wieder hinauf auf die Alm. Sie ließen sich's nicht nehmen und pflegten die Rinder des Eggrigler wie vor und eh, und wenn Touristen einsprachen in der Alpenhütte, so fanden sie gastliche Auf-

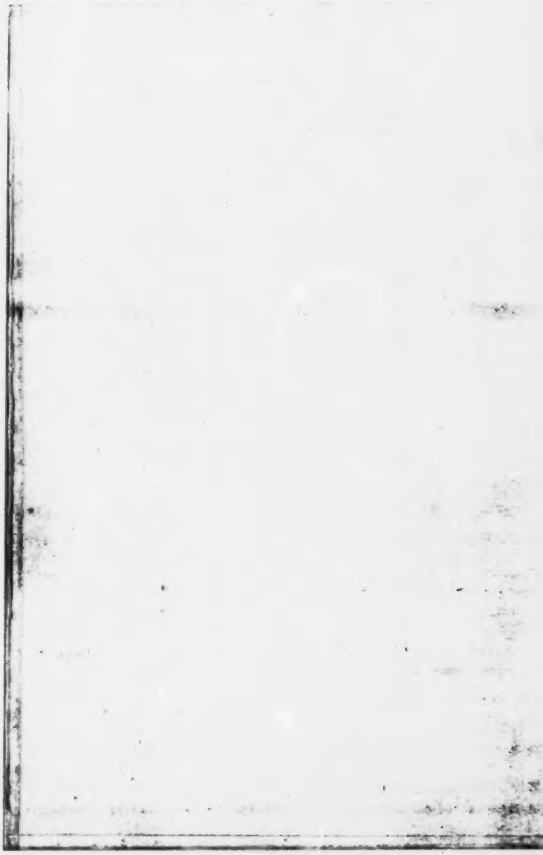
nahme und nebſt Milch und Butter wohl gar noch ein Glas „oſtindiſchen Thee“ aus Alpenkräutern.

Einmal aber, als ein rothbärtiger Mann in Jagdkleidung vorüber ging, eilte Adam zur Thür und ſchob den Holzriegel vor.

„Was thuſt du denn?“ frug Kathrina in verweiſendem Tone.

„Das iſt Einer, der gibt Geldrollen für Menſchengtück!“ verſetzte der Mann mit dem weißen Barte.

Genovefa.



Am ſüdlichen Abhange des Grübnergehölzes brennt der Wald. Er brennt ſchon Tage lang und im engen Gebirgskeſſel liegt ſo dichter Rauch, daß man von einem Berg kaum auf den andern ſehen kann. Stechender Brandgeruch erfüllt das Thal; die Sonne iſt eine rothe Scheibe und man vermag ſie den ganzen Tag anzuſehen. Schon von weitem hört man das Schnalzen und Kniſtern der brennenden Bäume und das dumpfe Dröhnen der fallenden Stämme; das ſprüht dann zeitweiſe durch die dunkelbläulichen Rauchwolken hochauf, bis die Flammen und Funken in neuem, friſchem Geäſt wieder Nahrung finden. Dazwiſchen hört man das Schreien und Fluchen der Männer, welche da ſind, um dem Brande Einhalt zu thun. Die Leute aus der ganzen Gegend ſind beiſammen, denn es droht ein fürchterliches Unglück.

Der Wald iſt groß, er gehört theilweiſe einzelnen Bauern, die aus Holzkohlen ihren einzigen Erwerb ziehen; theilweiſe iſt er Gemeingut des Dorfes, das davon alle Gemeindekoſten beſtreitet. Weit zieht ſich das herrliche, dunkelbraune Gehölz hin über Hänge und Höhen bis gegen das ſtattliche Dorf hinein, welches auf der Breitebene liegt, und ſeine ſilberweißen Schindeldächer und ſein zinnblechernes Kirchthurmdach weit in die Gegend hinausſchimmern läßt. Anfangs hatten die Einwohner vor dem Feuer das Geſtrüpp

und Gesträuch weggeräumt, aber die Flammen griffen höher, sie griffen zu den dichtbemooſten Stämmen und deren Kronen empor, welche die glühende Sonne schon seit Monaten getrocknet und gedörrt hatte. Da machten sich die Leute wohl an das Fällen und Abstocken, aber das Feuer folgte ihnen auf dem Fuße und Rauch und Hitze zwangen sie zum Einhalten.

„Wenn bis übermorgen kein Regen kommt, so ist der ganze Wald und auch das Dorf verloren!“ jammerten Viele und man war rathlos.

Der Greßbacher war der Einzige, der nicht den Kopf verlor. „Den Grühnerwald müssen wir aufgeben,“ rief er, „aber das Dorfholz ist noch zu retten. Dort vom Ankogel hinab müssen wir abgrenzen. In zwei Tagen haben wir einen mehrere Klafter breiten Strich entstockt, und vor dieser Zeit kommt das Feuer wohl nicht dort hinüber!“

Und so ließen sie im Grühnerwalde den Gluthen und Flammen freien Lauf und arbeiteten nun am Ankogel. Der Grühner, der unten im Thale jenseits des Baches sein Haus hatte, war ein rasender Mann. Er steht am Zaun und muß zusehen, wie dort oben sein ganzer Wohlstand zu Grunde geht. Und wie der Mann so dasteht, derb, rauh und knorrig von oben bis unten gleich einer der wilden riesigen Hochwaldfichten, die dort drüben brennen, da kann man es in seinen Augen und Zügen sehen, daß auch der Grühner ein brennender Baum, der aber inwendig glüht und lodert, wie wenn der Bliz in ihn gefahren ist.

Vor vier Tagen war es gewesen, am Samstag spät Abends. Der Bauer schlief schon und Alles war ruhig im Hofe. Da schlägt es plötzlich an's Fenster, daß die Scheiben

klirren, und ein Knecht, der alte Gregor, ruft herein: „Bauer, Bauer, der Wald brennt!“

Der Grübner fährt auf — das iſt ja wie am hellichten Morgen, und wie er ſeine ſchlaftrunkenen Augen durch das Fenſter gegen den Wald wendet, da muß er ſie niederſchlagen, ſo grell loht es auf drüben im Gehölze. Sie gingen zu retten, aber da zog ein heißer Luftſtrom durch die Bäume, und als am Morgen die Sonne kam, war ſie nur eine glanzloſe hellrothe Scheibe. Seitdem brennt es und ſeitdem hat der Grübner keinen Biſſen zu ſich genommen. Gearbeitet hat er mit den Anderen Tag und Nacht und dem Feuer geboten: „Du mußt auslöſchen!“ Aber das Feuer erloſch nicht. Das waren nicht dieſelben Flammen, die daheim auf dem Herde kniſterten und ihm Wärme und nahrhaftes Brot bereiteten, das waren böſe, unheilvolle Feuerfluthen, aus der Hölle hervorgebrochen, um ihn, den Grübner, zum Bettler zu machen. Und als gar die Leute ihre Arme ſinken ließen und nur an den Gemeindewald dachten, da fluchte er über die Menſchen und raufte ſich die grauen ſtruppigen Haare, als wollte er damit das Moos von den Bäumen zauſen — und er ſchlug ſich die Fauſt in's Geſicht, daß das Blut niederfloß aus Naſe und Mund. „Wenn nur Gott retten kann,“ ſchrie er auf, „warum thut er es nicht, warum läßt er mich, den fleißigen arbeitſamen Grübner, jetzt zum Bettler werden?! — Bub'!“ rief er ſeinem zwölfjährigen Sohne in's Ohr, „ſo iſt dieſer Gott und ſo ſind dieſe Leute, jetzt ſiehſt du 's, ſo ſind ſie!“

Der Pfarrer war gekommen und wies ihn ob ſolchen Frevels derb zurecht.

„Wo iſt der Gregor?“ rief der Bauer.

Der Grezor war noch beim Feuer, und als ſonſt kein Menſch mehr dabei arbeitete, hackte er noch die Aeſte von den Stämmen und ſchleppte ſie abſeits. Raſtlos eilte er durch Geſtrüpp und Rauch. Seinen Lodenſpenſer hatten die Funken bereits durchlöchert und ſeine langen weißen Haare waren gekrauſt und roth geworden. Vorgeſtern war er in ſeiner Noth beim Caplan zur Beichte und ſeitdem geht er nicht mehr weg von der Brandſtätte, bis das Feuer gelöſcht iſt.

„Und wenn mein Wald hin ſein muß, ſo ſoll auch das Gemeindeholz brennen und das Dorf und die ganze Welt!“ ſchrie der Grübner. Er lachte, als gegen Abend ein ſtarker Luftzug kam und als gar einzelne Windſtöße das Feuer doppelt auffachten und die flammenden Reiſer hoch über die Wipfel dahintrugen gegen den Gemeindewald und das Dorf. Die Sonne ſah man nicht mehr und im Thale war es ganz dunkel geworden. Nur die grellen Flammen leuchteten noch, aber das war heute kein ruhiger Schein, wie in den früheren Nächten, es war ein Flackern und Wogen und über die Felder und Auen flogen die finſteren Schatten des gepeitſchten Rauches dahin. Wild toſte der Sturm, die Gebäude ächzten und das Praſſeln der Flammen war ſchrecklich zu hören. Jetzt ließen die Arbeiter ihre Aexte fallen und eilten dem Dorfe zu, um dort zu retten, was noch zu retten war. In wenigen Stunden ſchon konnte ſich das Flammenmeer über den ganzen Wald ergoſſen haben und an die Dächer des Dorfes ſchlagen.

Da loderte aus dem ſchwarzen Abendhimmel ein Blitzſtrahl nieder und dieſem folgte ein erſchütternder Donnerſchlag

und ein heftiger Regenſtrom. Das rauſchte nieder wie ein Wolkenbruch, und bald ſchoſſen Gießbäche den Thalweg entlang und brauſten um Haus und Stall und hinab über den Hang. Um Mitternacht war Alles ruhig und heiter, und der Vollmond ſchien in das Thal, und aus den Schluchten ſtiegen ſchneeweiße Nebel auf. Aller Rauch und Brandgeruch war fort und der Waldbrand war gelöſcht. Am Morgen lagen im Grübnerwald zwiſchen den ſchwarzen Strünken nur dampfende Brände, und über den ganzen weiten Hang hin lohte keine einzige Flamme mehr. Freilich waren über zwanzig Joch des herrlichſten Stammholzes verloren, aber noch mehr war dem Grübner wider Erwarten davon erhalten geblieben. Und weil das nun einmal ſo war, ſo ergab ſich der Bauer drein, ließ ſich wieder ſeine Morgenſuppe ſchmecken und machte dabei Pläne, was mit dem ausgebrannten Waldgrund nun weiter zu thun ſei.

Genovefa, die Stallmagd, ſchaffte in der Futterkammer, fütterte die Kalben, molk die Kühe und trieb ſie endlich aus und aufwärts gegen das Hochfeld zur Weide. Die Magd war unſtät und blickte rechts und links, und als ſie zur Höhe kam, ſtieg ſie auf die Kreuzwand, blickte ringsumher und horchte. „Gregor!“ rief ſie dann. Aber das gab heute keinen luſtigen Wiederhall vom Walde herüber wie ſonſt, wenn ſie ein Lied ſang und die Kühe bei ihren Namen rief; jetzt ſteht ja kein einziger lebendiger Baum mehr drüben — Alles verbrannt, verdorben. „Gregor!“ ſchrie ſie wieder. Nein, es wird ihm doch nichts geſchehen ſein; jetzt iſt er ſchon ſeit zwei Tagen nicht mehr im Hauſe geweſen, ein ordentliches Dienſtbot' muß ja immer da ſein, ich werd' ihm das ſchon ſagen — aber er weiß ja ſonſt ſelbſt, was ein ordentliches Dienſt

bot' zu thun hat. So dachte die Magd bei ſich und ging dann wieder in den Hof hinab.

Der Bauer war in der Wagenhütte und ſtellte die Schlarpfen — ein Fahrzeug, halb Wagen, halb Schlitten, zum Transport des Holzes in den Hängen — zuſammen. Er wollte nun die Brände und Strünke ſeines verbrannten Waldes zu der Kohlſtatt hinausführen und ſehen, ob daraus noch Kohlen zu gewinnen ſeien, die an das große Stahlwerk draußen in der Ebene gut zu verwerthen ſind. Den Brandgrund wollte er dann reinigen, entſtocken, umpflügen und zu einem Acker machen, denn Bäume wachſen auf ſolch einem ausgebrannten Boden ſobald nicht wieder. Der Bauer dachte daran und ſteckte eben ein Rad an die Schlarpfe, als Genovefa vor ihm ſtand und frug:

„Aber, Bauer, wo iſt denn der Gregor alleweil?"

„Der Gregor? Nu, wenn er nicht auf dem Eſchenbaum iſt und für die Schafe Aeſte herabhackt, dann weiß ich's nicht."

„Ja, er iſt aber ſchon zwei Tage nicht mehr da geweſen, es wird ihm doch nicht wo was geſchehen ſein, Bauer?"

„Ei nu, und wenn ihm was geſchehen wär', was geht denn das dich an? Ich bin Bauer und ich hätt' den Schaden, wenn er ſich ein Bein gebrochen, oder den Hals; ich hab' ihm den Lohn zu geben für's ganze Jahr und nicht du! — — Wird halt bei den Löſchern geweſen ſein und heut' Nacht drüben im Dorf geholfen haben — was weiß ich!"

Der Mann ſchlug den Nagel an die Radachſe, daß es klirrte, und er ſprach kein Wort mehr.

Genovefa ging traurig in den Stall an ihre Arbeit. Sie war durchaus nicht mehr jung, doch bei ihrem Geſchäft noch ganz rüſtig; heute aber — heute ging's nicht. Sie lehnte die Streugabel an die Wand und ging fort. Sie war an den Werktagen noch nie ſo fortgegangen von ihrer Arbeit, aber heute mußte ſie, und ſie wußte doch nicht, wer es ihr gebot. Sie eilte gegen den Bach und jenſeits des Thales aufwärts gegen das Gebränd. Da glühte es noch unter den Bränden und Aſchen, und die Magd mußte einen weiten Umweg machen, um gegen den Dorfwald zu kommen. Sie wollte in das Dorf hinüber und den Gregor ſuchen. Aber als ſie an die Grenzen des Brandgrundes kam, wo der grüne, friſche Wald beginnt, da lag der Gregor auf dem verſengten Boden. Er ſchlummerte und hielt eine Hand tief in das Moos gebohrt. Das Kleid ſeines linken Fußes war ihm förmlich vom Beine gebrannt, und die Haut war dunkelblau angelaufen und blutete an einzelnen Stellen.

„Jeſus — aber Gregor!“ ſchrie Genovefa.

Der Greis ſchlug die Augen auf und ſagte ruhig: „Das iſt die Befa, gelt?“

„Ja, was machſt du denn da? du haſt ja eine fürchterliche Brandwunde; heiliger Gott, ich geh' ſchnell um Leute.“

„Das hilft nichts, Befa, bleib' nur da und lege kaltes Moos auf das Bein; ſchau, ich hab's nicht können in die Erde bringen, die Erde kühlt ſo was recht ab. — Sag' mir, wenn du da vom Weg herauf gegangen biſt, brennt es noch wo?“

Die Magd antwortete nicht, ſie weinte, legte Moos

und Erde auf die Brandwunden und ſchlug ihr Kopftuch um dieſelben.

„Das iſt ein großer Schaden für den Grübner, gelt?“ ſagte der Mann.

„Nein, wie iſt dir denn das geſchehen, Gregor?“

„Das da? Ich war ungeſchickt, Veſa, und ſo iſt beim Arbeiten ein brennender Aſt auf mich gefallen. Zuerſt hab' ich gemeint, ich muß ſchreien vor Schmerz, und es iſt mir heiß und kalt durch den Leib gegangen. Hab' auch ſchon glaubt, ich muß verbrennen hier, weil ich nicht weiter gehen hab' können: aber da iſt der Regen gekommen und hat das Feuer gedämpft, und meinen Schmerz hat er auch abgekühlt. Veſa, dieſer Regen war wohl gut, ſonſt wär' der ganze Wald und das Dorf und Alles hin geweſen.“

„Gib mir doch die Hand, Gregor, ich richte dich auf und führe dich heim.“

„Nein, laß die Hand da drin, das iſt ſo kühl — hab' mir ſie ein bißchen ſtark verbrannt.“

„Aber ſo mußt du ſterben hier, Gregor!“

„Meinſt du? — Ach nein, wegen ſo was ſtirbt man nicht. Schau, ſonſt bin ich noch ſtark. Es freut mich auch, daß du gekommen biſt, Veſa. Du biſt mir der liebſte Menſch auf dieſer Welt. Aber jetzt — heute iſt es mir erſt recht, daß wir nicht geheiratet haben; wenn es geſchehen wäre, ſo wärſt du jetzt eine Bettlerin. — Ei, laß mich, es iſt mir ſo heiß in der Bruſt — Veſa, wenn ich doch ſterben müßte! — Bauer, wenn ich jetzt ſtürbe, das wäre bös für uns beide. Schau, ich will dir jetzt dienen, zehn, zwanzig Jahre, ſo lang' ich lebe, und du ſollſt mir keinen Kreuzer lohnen,

bin ſchon ſo auch fleißig. Tag und Nacht werd' ich arbeiten und Sonntags geh' ich betteln vor die Kirchthür, daß du mir auch keine Nahrung zu geben brauchſt. Meine Hand darauf, Bauer!"

„Hilf uns die liebe Frau! Gregor, der Bauer iſt ja gar nicht da!"

„Nicht? Aber brennen wird's ſchon wieder. O lieber Gott, es iſt mir nur ſo heiß. Das macht das dumme Liegen da, hilf mir auf, Veſa, ich weiß nicht, daß ich heute gar ſo ſchwach bin."

Genovefa richtete den Kranken ein wenig auf und betete in Gedanken zu der Jungfrau Maria in Zell, auf daß doch Jemand komme und ihr helfe in dieſer Noth.

„Hab' ich dir das Andere ſchon erzählt, Veſa? Nicht? So muß ich es aber doch gleich thun. Aber du mußt mir verſprechen, daß du es Niemand ſagſt, ſo lang' ich lebe. Wenn ich heut' oder morgen ſchon ſterben muß, und es kann wohl ſein, weil mir der Brand zum Herzen kommt, ſo kannſt du es heut' oder morgen ſchon ſagen; und wenn ich noch fortlebe, ſo mußt du all die Tage das Geheimniß in dir tragen, ſonſt ſperren ſie mich ein, und dann kann ich gar nichts mehr gut machen. — Leg' mir jetzt Moos auf die Stirn und auf die Wunden da, daß ich ruhig denken und ſprechen kann. So. Und jetzt mußt du auch nicht erſchrecken, Genovefa; und zuerſt mußt du mir auch noch verſprechen, daß du mir's glaubſt, daß ich nicht ſchlecht bin; wirſt mir's aber nicht glauben wollen, Veſa, daß ich den Wald angezündet hab'!"

„Jeſus Maria! — Gregor!" ſchrie die Magd auf, deckte ihr Geſicht mit der Schürze zu und zitterte.

„Ei ja, das hab' ich mir gedacht, ihr Weiber ſeid Alle ſo, daß ihr Alles gleich in die Welt hinausſchreit. Hätt' ich's wohl auch thun mögen, als es brannte, aber was hätt's genützt? Sollſt dir doch denken, daß es nicht blos Bosheit gibt, ſondern auch Unglück, und ſo eins iſt uns jetzt halt auch begegnet. — Am Samſtag zum Feierabend bin ich in das Dorf hinüber zum Segen gegangen, um zu beten, daß es regne — das weißt du. Iſt rechtſchaffen weit hinüber für Unſereinen, und auf dem Rückweg da bin ich auf einmal ſo müde geworden mitten im Wald — nu, du weißt, Beſa, wenn man alt wird — das Korntragen war auch ſo ſchwer den ganzen Tag. Da hab' ich mich halt ein wenig hingeſetzt auf einen Stein und hab' mir gedacht: Ein Stücklein Brot wäre jetzt wohl gut. Aber weil du kein Brot haſt, Gregor, ſo zünd' dir ein Pfeifchen an, das ſtärkt auch. Hab' mir darauf das Zündholzkäſtlein aus der Taſch' genommen, aber die Hölzlein werden bei dem vielen Schweiß einmal zu feucht, ſie zünden wohl, löſchen aber wieder aus, und keines hat mir brennen wollen. Nehme mir da ein wenig Moos und dürres Reiſer, wie es um mich genug herum lag, und damit ging's. Ja, ich glaub', es ging, und ſo, beiläufig, mußte es geweſen ſein, ich weiß das nicht mehr recht; bin dann noch ſitzen geblieben und hab' ein wenig geſchlafen. Als ich wach geworden, hat Alles gebrannt, das Moos, die Reiſer, Alles, und an den nahen Baumſtämmen iſt das Feuer hinauf geſtiegen und iſt oben auf den Aeſten herum geflogen wie ein Vogel mit goldenen Flügeln. Jeſus Maria! denk' ich, jetzt brennt der Wald! Auf die Reiſer bin ich getreten, hab' meinen Hut und Rock auf die Flamm' geworfen, auf die Bäume hab' ich wollen

und das Feuer tödten, erſticken mit den Händen, mit meiner Bruſt, bin zurück gefallen auf den Boden und wäre zuletzt ſelbſt bald mit verbrannt. Das kann ein großes Unglück werden, denk' ich noch, und lauf' heim, was ich laufen kann, und weck' die Leut' . . . weißt es ja ſo, Veſa. — Wenn doch nur wieder ein Regen käm', da — da drinnen brennt's ſo wild fort und das kann kein Menſch dämpfen."

„Aber jetzt geh' ich, Gregor, und werde den Bauer bitten, daß er ſogleich um den Arzt fährt."

„Nein, aber wenn du mir den Caplan holſt, ſo iſt's mir ſchon recht. Ich ſchlaf' da derweil, mußt aber bald kommen, Veſa!"

Da lief die Magd fort und lief, was ſie konnte, gegen das Haus und dachte unterwegs: Heiliger Gott, jetzt hat der den Wald angezündet!

Als ſie zum Grübner kam, rief ſie ihm beinahe athemlos zu: „Bauer, ich bitt' euch um Gotteswillen, fahrt geſchwind zum Bader und zum Pfarrer, der Gregor liegt drüben im Wald, er hat ſich völlig verbrannt!"

Der Mann horchte auf. „Verbrannt hat er ſich? Was geht denn der Narr zum Feuer! Nu, wegen mir magſt in's Dorf gehen, hab' nichts dagegen wegen ein, zwei Stunden, aber fahren kann ich nicht, das Roß iſt auf der Weid'."

Hierauf nahm der Bauer Stein und Schwamm heraus und ſchlug ſich Feuer. Die Pfeife zwiſchen den Vorderzähnen frug er dann die rathloſe Magd: „Wo liegt er denn?"

Dieſe ſchluchzte in die Schürze und entgegnete: „Dort, wo das Feuer ausgeloſchen iſt." Dann trocknete ſie ſich die Augen und eilte fort gegen das Dorf.

Im Dorfe war noch große Verwirrung. Da ſtanden im Freien Käſten, Schränke und anderes Geräthe, und die Leute gingen zwiſchen den Dingen hin und her und ſprachen laut und ſchnell mit einander und lachten. Sie ſchafften nun die Sachen wieder in die Häuſer; die Feuersgefahr war ja vorüber.

Als der Arzt und der Caplan im Chorrocke durch den Wald hinabſtiegen und Genovefa mit dem Licht in der Laterne vorausging, kam ihnen Gertraud, die Dienſtgefährtin der Genovefa, entgegen. Sie hatte den Verunglückten geſucht, aber nicht gefunden und ſchloß ſich nun den drei Menſchen an. Als ſie ſchon eine Weile durch den hohen, finſteren Wald hinab gegangen waren und nun gegen die Lichtung kamen, wo das Gebrände anfing, blieb Genovefa ſtehen und war im Begriffe, ihrer Gefährtin die Laterne zu geben, aber ſie ſchloß den Henkel feſter in die Hand und ging noch einige Schritte weiter.

Plötzlich ſtanden ſie vor dem alten Knecht. Aber er war todt. Er lag auf dem Angeſichte und um ihn herum war das Moos aufgewühlt.

Der Arzt unterſuchte die Leiche und ſagte dann halblaut zum Prieſter: „Der Mann hat viel gelitten!“ Dann gingen die zwei Männer wieder durch den Wald hinauf gegen das Dorf.

Genovefa und Gertraud hatten lange vor dem Todten gekniet und gebetet. Die Mittagsſonne blitzte durch die hohen Baumkronen nieder und von Zeit zu Zeit hörte man einen Vogel zwitſchern. Endlich flochten die Mägde zwei Aeſte ineinander, legten den Gregor hinauf und trugen ihn gegen den Grübnerhof.

Der Bauer ſtand an der Thür, hatte die Arme über die Bruſt geſchlagen und rauchte ſeine Pfeife. Als ſie mit dem Todten herankamen, trat er einen Schritt bei Seite, nahm die Pfeife ein wenig aus dem Munde und winkte gegen die Wand, wo die Bodenſtiege war.

Man ſtellte ſofort unter der Stiege ein paar lange Stühle zuſammen und legte die Leiche darauf. Dann kam die Bäuerin, bedeckte den Todten mit einem Leintuch und zündete daneben ein Oellichtlein an. Dann gingen ſie zum Eſſen und nach dem Eſſen Jeder an ſeine Arbeit wie jeden Tag.

Den andern Morgen zogen ſie Alle in das Gebränd hinüber und ſchafften die halbverbrannten Baumſtrünke gegen die Kohlſtatt hinaus. Die zwei Knechte hieben die noch ſtehenden Stämme um und ſchlugen die ſchwarzen Aeſte von denſelben. Die Mägde trugen und zogen die halbverkohlten Stücke an beſtimmte Plätze, wo dieſelben durch die Schlarpfe weiter geſchafft wurden. Da Gregor nicht mehr war, ſo führte der Bauer das Pferd. Dabei hatte er allerlei Gedanken. Der ſchöne reiche Wald iſt nun todt und verbrannt zu Kohlen, aber nicht zu ſolchen, die man draußen verkaufen kann um ſchweres Geld. — Der Mann biß ſich derb in die Lippen, das Pferd hätte er aus Zorn ſchlagen mögen mit dem Peitſchenſtock — aber dann wäre es ihm mitſammt der Schlarpfe hinabgerannt über den Hang und hätte ſich gar alle Beine gebrochen.

Guſtl, der einzige Sohn des Grübner, kam mit dem Mittagsmahle. „Komm her, Bub!“ ſchnaubte ihm der Bauer entgegen, und als der Junge bei ihm war, ſtieß er ihn, daß

die Suppe aus dem Topfe floß, und dann ſchlug er ihn erſt, weil er das Eſſen halb verſchütte.

Im Gebrände ſelbſt gab es ſonderbare Erſcheinungen. Da lagen gebratene Vögel herum und auch ein verkohltes Reh hatten ſie gefunden. Das Merkwürdigſte war ein Eichhörnchen — oder war's ein Wieſel, man kannte es nicht mehr recht — es hing an einem Baume und hatte ſich feſt um einen dicken, halbverkohlten Aſt geklammert, war aber ganz ſchwarz und durchgebrannt bis auf die bleichen Beinchen. Unter all dem waren jedoch gar viele lebendige Würmer und Mücken; die ſind klein und zart und leben fort hinaus über das Verderben und Unheil.

Aber wie es denn geſchehen ſein mochte und wie es begonnen hatte? Das frug der Grübner zehnmal. Es hat doch kein Blitz eingeſchlagen in der ſternhellen Nacht! Am Ende haben Vagabunden im Walde gelagert und ein großes Feuer angemacht, wie dergleichen Geſindel gern thut, oder — es iſt gar von einem Nachbar geſchehen aus Bosheit und Schlechtigkeit. Ja, ſchlecht ſind ſie genug, dieſe Menſchen, und darum haben ſie meinen Wald auch brennen laſſen und nur das Gemeindeholz retten wollen. Der Greßbacher kann's auch gethan haben, der iſt ſo Einer, der! — So war das Denken des erbitterten Mannes.

Gegen Abend, als er am Wege noch einige Brände auflud, fand er im halbverſengten Mooſe eine Tabakspfeife und ein Zündholzkäſtlein aus Bein. „Aha!“ rief er aus, „das iſt dem Gregor ſein Zeug und da liegen die Hölzlein noch herum — hat der mir den Wald —?“

Da trat Genovefa zum Bauer und ſagte, daß ſie Alles

wiſſe, und erzählte auch Alles, was ſie wußte, ſetzte aber hundertmal hinzu: „Seid nicht bös auf ihn, Bauer, zu Fleiß hat er's nicht thun und er hat deswegen ſterben müſſen!“

Der Grübner ſchwieg anfangs dazu, aber ſpäter ſagte er: „Iſt mir immer ſo vorgekommen, daß dieſer Menſch mein Unglück ſein wird. Warum hab' ich ihn auch nicht fortgeſchickt, hat ſo kaum das Brot verdient, das er mir gegeſſen!

Als Genovefa mit Gertraud allein war, ſchluchzte ſie: „Haſt du gehört, was der Bauer geſagt hat? Nein, Gertraud, wenn er mir all meine Finger abhacken thät, ſo thät's mir nicht ſo weh, als wenn er über den Gregor ſo redet.“

„Und noch dazu jetzt, wo er auf der Bahr liegt!“ entgegnete Gertraud; „ich mein' aber immer, unſer Bauer hat gar kein Gewiſſen; haſt du's ſchon geſehen, was er macht, wenn er betet? Nein, man ſoll ſo was gar nicht ſagen, aber — da hat er in einer Hand den Roſenkranz und die andere hat er im Sack und klimpert mit dem Silbergeld. Gelt, das thut kein Chriſt?“

Am Abend, als Genovefa in's Haus kam, beſprengte ſie die Leiche mit Weihwaſſer und füllte friſches Oel in die Lampe. Dann hatte ſie einen ſchweren Stein auf dem Herzen; morgen ſoll ſchon der Begräbnißtag ſein, und der Bauer hatte noch gar keine Anſtalten dazu getroffen.

Indeß beim Abendeſſen ſagte der Grübner zu den zwei Knechten: „Morgen um das Sonnaufgehen müſſen wir wieder im Brand ſein, und früher tragt mir den da draußen in's Dorf hinüber, daß er doch einmal aus dem Hauſe kommt!“

Genovefa legte den Löffel weg und aß nichts mehr. Alle waren ſtill, und die Knechte zitterten um den Mundwinkel und waren roth im Geſicht. Der Bauer aß und zuckte mit ſeinen buſchigen Augenbrauen und ſah nicht nach rechts und nicht nach links. Da hielt Genovefa plötzlich die Hände ineinander und rief laut: „Bauer, gelt, ich darf euch bitten — ihr laßt den Gregor ordentlich begraben!“

„Was geht dich der Gregor an, du graue Bettel!“ brach der Bauer los; „ich mein', mit den dummen Liebsg'ſchichten habt ihr's lang g'nug trieben; iſt euch nicht gut angeſtanden, ihr alten Stöck'; ich hab' nur nichts ſagen wollen, weil es gar nicht der Mühe werth iſt wegen ſolcher Kinderei; aber jetzt, weil Eins auf dem Brett liegt, mein' ich, ſoll 's Andere an dem ſündhaften Hallodriren g'nug haben! Nicht? — Nu, und haſt noch nicht g'nug, du alte Krautſchreck', ſo leg dich halt hin zu ihm — laß euch gern forttragen, all'zwei, gern!“

Die Knechte machten Bewegungen, aber Genovefa ſagte dem Bauer die Worte: „Schmäht mich, wie ihr wollt, Bauer, aber ihm werft keine Steine nach in die Ewigkeit und begraben laßt ihn chriſtlich. Es iſt ja noch ein Kaſten von ihm da, es ſind Kleider von ihm da; das reicht aus für den großen Conduct; drei Glocken können auch noch geläutet werden. Oft und oft hat der Gregor geſagt: Mag mir ſonſt nichts mehr erſparen, weil ich ſchon ſchwach bin und allſonntäglich mein Gläslein Wein haben muß, ohne Tabak thut es ſich halt auch nicht — aber für ein ehrlich Begräbniß wird ſchon noch was übrig bleiben. — Ich bitt' euch, Bauer, der Gregor hat euch fünfundzwanzig Jahr' treu und fleißig

gedient, hat's immer gut mit euch und den Eurigen gehalten — laßt ihn chriſtlich begraben!"

„Ja, ja, Kaſten und Kleider! wir wiſſen's ſchon, wie das ausſieht. Und glaubt ihr, das Zeug iſt für das Eingraben da? — Kaſten und Kleider! ich mein', ſo viel wär' mein Wald doch werth geweſen, nicht? Keinen Kreuzer geb' ich, und wenn ein Jud' käm' und gäb' mir drei Groſchen für den ſtarren Gregor da draußen — iſt recht, ich verkauf' ihn. Wer zahlt mir den Wald? Wer? — Treu und fleißig gedient, ja — als ob ich ihn dafür nicht auch bezahlt und überzahlt hätt'!"

„Bauer, ich dien' euch ein ganzes Jahr umſonſt; keinen Groſchen verlang' ich, aber den Gregor laßt chriſtlich begraben!" bat die Magd wieder.

Der Grübner wiſchte den Löffel und ſpielte damit. „Ein Jahr, meinſt du? — Nu, können ja noch reden davon, ſollſt auch nicht ſagen, der Grübner iſt ein Stein!"

Nach dem Abendmahle ſprach er im Vorhauſe noch lange mit der Magd, und Genovefa ſtand darauf die halbe Nacht bei der Leiche und weinte bitterlich.

Am übernächſten Morgen wurde Gregor im großen Conduct unter dem Geläute dreier Glocken chriſtlich begraben. Viele Leute ſind mit der Leiche gegangen, und Genovefa hat über all das vor Schmerz und Freude geweint. Zuletzt hat ſie noch dem alten Einleger Gottfried eine Weihkerze und zwei Groſchen gegeben, daß er für Gregor's Seele bete.

Als der Großknecht an einem der folgenden Tage einmal mit Genovefa allein auf dem Felde war, da das Korn ſchon reif geworden, ſagte er zu ihr: „Das war wohl ein-

fältig von dir, Vefa, daß du dem Bauer ein ganzes Dienstjahr geschenkt haſt; er hätte den Gregor auch ſo ordentlich begraben müſſen; oder glaubſt du, wir hätten unſern Geſpann in einen Sack genäht und auf den Friedhof getragen wie einen Bündel Hafer in die Mühle? O, da hätteſt du eher ganz was Anderes geſehen! Ich hab' damals beim Tiſch den Georg ſchon mit dem Fuß geſtoßen — und wie der Bauer nur noch ein Wort ſagt von einem ſolchen Eingraben wie einen Hund, nur ein ſolches Wort, und wir brechen ein paar Stuhlfüße ab und lehren den Bauer Gott erkennen! Wir hätten es than, und wenn er's noch eine Weil' ſo fort treibt mit dir, ſo geſchieht was. Glaubſt, ich trau' mich nicht, daß ich jetzt hingeh' zu ihm und ſag': Grübner, du biſt ein Schuft! Glaubſt, ich trau' mich nicht?"

„Laß es nur gut ſein jetzt, Großknecht, und reden wir kein Wort mehr davon. Ich dien' gern ein Jahr umſonſt, wenn der Bauer nur dem Gregor nicht nachflucht — der Todte könnt' ja kein' Ruh' haben im Grab." . . .

Und ſie redeten nicht mehr davon.

Gegen den Herbſt kam eine ſchwere Arbeit. Im Gebrände mußte das Geſtöcke entfernt und der Boden umgegraben werden. Mit dem Pflug kann man in ſolchem Waldgrund nichts anfangen, und ſo nimmt denn Jedes ſeinen Spaten oder die Haue und gräbt vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend. In den Früheſtunden da geht's freilich noch gut, da geben die Bäume, die auf der Anhöhe ſtehen, ihren Schatten, aber bald guckt die Sonne über dieſelben herüber, als ob ſie ſehen wollte, ob die Arbeiter wohl auch fleißig. Und dann werfen die Leute ihre Röcke weg und gra-

den wieder. Die Sonne bleibt nun da und blickt immer auf die Arbeiter und wendet ihr Geſicht gar nicht weg. Und die Leute wiſchen ſich den Schweiß und graben.

Für Einen, der mit der Haue ſein trocken Brot heraus graben muß aus ſteinigem Grund, ſchleicht die Sonne gar langſam über den Himmel hin; aber auch für ihn kommt der Abend. Die Schatten des weſtlichen Bergwaldes werden länger und länger; die Leute richten ſich auf, athmen in einigen langen Zügen die friſchere Luft ein, faſſen den Spatenſtiel feſter an und graben. Und erſt wenn es dunkel geworden iſt und die Haue in den Steinen ſchon helle Funken gibt, ſagt der Großknecht: „Laſſen's gut ſein für heut'!“ und die Leute ſuchen ihre Röcke, nehmen die Haue über die Achſel und gehen heim.

Solche Tagewerke hat auch die alte Genovefa mitmachen müſſen, weil im Kuhſtall der Guſtl, der Grübnerſohn, angeſtellt wurde. „Sonſt thut's mir nichts,“ hat ſie geſagt, „aber das Kreuz will mir völlig abbrechen.“

Und wie nun der ganze Hang bearbeitet war, kam der Bauer mit dem Säetuch und ſtreute Korn in den aufgelockerten Boden. Da iſt — wie er gerade um einen kleinen Felſen ſäete — ein Vöglein vor ihn hingehüpft und hat einige Körnlein aufgeleſen. Darüber gerieth der Grübner ſo in Zorn, daß er einen weiten Sprung machte, um das Thierlein in den Boden zu treten; aber das war luſtig auf den nächſten Baum geflattert und der Bauer hatte im Schwingen ſein ganzes Korn auf das Erdreich geſchüttet. Nach dem Säen wurde die Erde noch einmal gelockert und der Same eingewühlt — dann war es für dieſes Jahr fertig.

Die Witterung war lang hinaus ſchön und die Saat ging auf und grünte noch — endlich aber kam der Winter. Die Leute zogen ſich allmälig unter das Dach zurück, in der Stube begann das Spinnen, in den Ställen das Füttern und auf der Tenne das Dreſchen.

Genovefa, die ſonſt beim Spinnen die feinſten Fäden zu drehen wußte, die im Stalle zu ſchaffen verſtand wie nicht bald Eine, mußte heuer auf der Tenne den ſchweren Dreſchflegel handhaben. Sie dachte oft dabei, wie Gregor bei der Arbeit ſo flink und heiter war und für die Winterabende allerhand Geſchichten wußte. Sie, die Beſa, hatte damals auch geſungen, jetzt aber hat ſie gar keine Stimme mehr und es fallen ihr auch die Lieder nicht ein. Die Lieder kämen nur ſo beim Kuhmelken, aber jetzt darf ſie ja nicht mehr in den Stall, dort hantirt der Guſtl und will Alles ſelbſt verſtehen. Die arme Magd iſt ganz verwaiſt und einſam.

Es kam die Weihnachtszeit und der Bauer ließ jedes Dienſtbot vor ſein Tiſchlein rufen und zahlte den Jahrlohn aus. Nur Genovefa ließ er nicht rufen.

Aber der Großknecht frug den Grübner: „Was iſt's, Bauer, kriegt die Beſa nichts?"

„Das macht dir gar nicht heiß, Bub', du haſt dein' Sach'!"

„Aber ich will's juſt wiſſen, kriegt ſie was oder nicht?"

„Nein, ſie kriegt nichts!"

„So! — Iſt recht, Bauer, iſt ſchon recht. Weißt du, Grübner, die Leute denken ſich ſchon lang' was von dir, und ich denk' mir auch dasſelbe, und ich ſag' dir's auch, du biſt überhaupt ſo Einer —"

„So Einer! Was für Einer?“

„Was du an der Vefa thuſt — man kann dir bei Gericht nicht an, das weiß ich, denn du haſt ſie eben überredet — aber ſchlecht iſt es von dir! — Bauer, du biſt ein elender Schuft!“ Mit dieſen Worten ſpie ihm der Knecht in's Geſicht.

„Anſpeiſt du mich?“ krächzte der Grübner und ſtürzte gegen den Tiſch, wo ein Meſſer lag; „Teufel, ich ſtech' dich nieder!“

Aber in dieſem Moment hatte ihn der Knecht am Halſe gefaßt und ſchleuderte ihn gegen den Kachelofen, daß dieſer borſt und einbrach.

„Jetzt komm' mit mir, Vefa!“ rief der Großknecht dieſe im Vorhauſe an, „komm', wir gehen zum Greßbacher — bin ſo zornig geweſen und hab' dem Bauer den Kopf eingeſchlagen. Hab' mir nicht mehr zu helfen gewußt!“

Indeß ſtand der Bauer mitten in der Stube mit blutender Stirne, und die Leute, die über den Lärm zuſammengeeilt waren, ſtanden um ihn herum und ſein Weib wuſch ihm das Blut mit kaltem Waſſer weg und ſchlug dann ein Tuch um ſeinen Kopf. Der Mann ſagte nicht ein Wort, er frug auch nicht nach dem Großknecht. Der Großknecht hatte ſeine Kleider genommen und war fort: es war ihm ganz leicht um die Bruſt über das, was er dem verhaßten Bauer gethan hatte.

Genovefa aber blieb wie vor im Hauſe und arbeitete und arbeitete. Auch Gertraud blieb ihrer Gefährtin zu Liebe und von einer fremden Pfarre waren zwei neue Knechte gekommen. So ging es ſeinen gewöhnlichen Lauf wieder fort.

Der Bauer trug lange die Binde um die Stirne und ſprach wenig; nur mit ſeinem Weibe fluchte er und ſeinen Sohn ſchlug er, wenn ihn irgend etwas wurmte.

Da geſchah im Laufe des Winters einmal ein großes Unglück. Klopfte es um Mitternacht plötzlich an der Schlafkammer des Bauers und Genovefa rief: „Steht doch geſchwind' auf, draußen im Stall gibt's was, die Vieher röhren fürchterlich."

Und als ſie mit Lichtern in den Stall kamen, lagen zwei Kalben und eine Kuh mit ausgelaſſenen Eingeweiden da und verendeten. Die wilde Maſtkuh war von der Kette los geworden und hatte ihre ſcharfen Hörner den wehrloſen Nachbarn in die Leiber gerannt. Als der Grübner dies ſah, war er über alles Erwarten ruhig, nur befahl er, daß man ſogleich den Guſti, der die Aufſicht über den Stall hatte, herbeibringe. Guſtl hatte in der Futterkammer ſein Bett, aber das war heute leer, der Stallbub' war nicht daheim. Unter der Decke war's noch warm, er konnte nicht weit ſein. Man ſchrie und rief ihn beim Namen, aber er gab keine Antwort und kam nicht. Man ſuchte ihn in der Scheune, auf dem Dachboden im Heu, in der Wagenhütte — er war nirgends.

Jetzt erſt wurde der Bauer raſend und blieb es tagelang, denn der Junge kam nicht und Niemand hatte ihn ſeit der Zeit geſehen. Sofort kam wieder Genovefa in den Stall, aber ſie hatte nicht mehr die Freude bei den Thieren wie einſt.

„Den Buben ſchlag' ich todt, wenn er kommt!" ſchrie der Grübner oft und oft, aber es verging der Winter, es kam der Frühling und im Grübnerhof wurde kein Todtſchlag begangen. Der Sohn des Hauſes blieb verſchollen. Die Bäuerin

hatte ſeit der Zeit viel geweint; der Bauer hatte nur manchmal, wenn er ſo in ſeiner Mühle auf dem breiten Steine ſaß, den Kopf geſchüttelt und darauf recht feſt in das Pfeifenrohr gebiſſen. — Anfangs war zu glauben, der Guſtl ſei aus Furcht vor der Strafe nur zum Nachbar geeilt, habe ſich dann in eine angrenzende Pfarre geflüchtet und er werde ſich ſchon wieder einſtellen im Elternhauſe. Aber es verging der Frühling und es kam der Sommer und der Junge kam nicht zurück.

„Du, Alte," ſagte der Grübner einmal zu ſeinem Weibe, „der Bub' macht mich noch närriſch!"

Das Weib fühlte ſelbſt dergleichen, aber es war überraſcht über dieſes Wort ihres Mannes; mit einem ſolchen Ton hatte er ſchon ſeit Jahren keines mehr geſprochen. Sie fiel an ſeine Bruſt und weinte, aber der Bauer ſchob ſie unſanft weg. „Die Welt iſt eine Teufelei, die eigenen Kinder thun Einem die größte Pein an."

Als der Hochſommer und die Mähzeit vorüber war, wurde es von den Kanzeln aller Pfarrkirchen in der Gegend verkündet, daß Auguſt Grübner, er möge ſein wo immer, in's Vaterhaus zurückkehren wolle, es wäre Alles gut und es geſchehe ihm nichts zu Leide.

Aber da kam einmal der Dorfbote in den Hof und ſagte zum Grübner: „All' euer Ausſchreien iſt für nichts, euer Junge iſt fort nach Amerika."

„Muß ich dich niederſchlagen, Lügner!" fuhr der Bauer den Boten an, aber ſpäter ſetzte er ſich auf den Brunnentrog, ſtützte ſein Kinn auf die Hand und brummte: „Mag ſein, mag wohl ſein!"

Es war ein schöner, warmer Sommer gewesen und die Erntezeit kam früher, als es sonst in jenen Gegenden zu geschehen pflegt. Das Korn am Hange des Waldgebrändes war bereits reif und die Leute, die des Holzweges kamen, wunderten sich über die langen vollen Aehren, die sie da sahen. In der ganzen Gemeinde gab es kein so herrliches Getreidefeld, als auf dem Waldgrunde des Grübners. Ganz, wie wenn es der letzte Sommer hätte gut machen wollen, was sein Vorgänger an diesem Boden verbrochen hatte. So ein Waldbrand richtet aber auch ein gutes Kornfeld; alle Gras- und Unkrautwurzeln werden vertilgt und die Erde mit Kohlen reichlich gedüngt.

Das gab vielleicht hundert Metzen, bis Alles in den Säcken — so viel erntete sonst kein Bauer in der Gegend. Das richtete den Grübner auch wieder auf, er wurde wieder herrischer und fluchte wieder mehr mit seinem Gesinde, schlug auch das Pferd kräftiger mit dem Peitschenstiele, kurz, es war wieder neues Leben in ihm.

So begann das Kornschneiden. Da wurde das Haus zugesperrt und Alle mußten auf das Gebränd. Der Bauer hatte die Leute selbst angestellt nach der Reihe über den Hang hinauf, stets Mann und Weib zusammen, wie es im Oberlande Brauch und Sitte ist. Da dreht die Magd, die voran schneidet, das Band aus Stroh, schneidet eine „Welle" heraus und legt sie auf das Band. Hierauf kommt der Knecht, schneidet die zweite „Welle", legt sie zur ersten auf das Band, bindet die beiden Büschel zusammen und die Garbe ist fertig.

So auch auf dem Hang. Voran schnitt Gertraud, die Weidmagd, dann kam ein Knecht. Diesem folgte die Geno-

vefa mit dem zweiten Knecht, dann die Bäuerin und zuletzt der Bauer. Der Bauer fluchte, daß es ſo langſam gehe, er habe ja nichts zu thun und könne zehnmal ſchneller ſchneiden — was man denn vorne treibe? Aber vorne trieben ſie gar nichts Sonderliches, nur daß ſie ſich zeitweilig das Angeſicht abtrockneten. Genovefa hatte doppelt zu trocknen, den Schweiß und ein wenig Naß von den Augen. Sie dachte an Gregor und an die ganze Geſchichte, die ſich an das ſteile Kornfeld knüpft. Kein Menſch als ſie dachte daran, daß heute der Jahrestag — Gregor's Sterbetag ſei! Als ſich am ſpäten Nachmittag die Leute um einen Stein zuſammen ſetzten und Brot und kalte Milch verzehrten, ſchlich die alte Magd davon, pflückte am Raine einen Strauß von Kornblumen und wilden Mohnblüthen und eilte damit zwiſchen den Halmen gegen den Wald und zum Platz, wo vor einem Jahre Gregor gelegen und geſtorben. Dort war noch das Moos, in welches der Arme ſeine wunden Glieder zu vergraben geſucht, aber es war nicht mehr verſengt, es grünte wieder.

Genovefa kniete nieder, legte den Strauß auf den Raſen hin und betete. Thränen floſſen ihr aus den Augen, aber das war zarter, kühlender Thau auf dieſe Stelle — nach den heißen Kämpfen, den glühenden Schmerzen, nach dem Herzbrechen und Vergehen! Und als ſie ſo betete für den einzigen Menſchen, den ſie geliebt wie einen Bruder, da traf Genovefa ein Schlag in's Geſicht, daß ſie rückwärts taumelte.

„Ein ſchön Geſindel das, heut' zu Tag; iſt das ganze Kornfeld reif, daß ſchon die Körner ausfallen, geht ſo eine Creatur in den Schatten und faulenzt! Vefa, dir muß man's in den Kopf ſchlagen, was man will, ſonſt merkſt es nicht.

Aber ich werd' dir noch g'nugsam sein, das magst glauben!"

Der Bauer war's und jetzt trieb er die Magd förmlich vor sich her und selbst, als Genovefa längst schon wieder schnitt, fluchte er noch fort. Der Großknecht kümmerte sich nicht um den Geifernden und redete während der Arbeit mit seiner Vorschnitterin von Diesem und Jenem, vom Waldbrand auch, und es komme ihm vor, als rieche es noch davon, es habe einen so sonderbaren Geruch auf diesem Gebrände.

Ueber solche Reden ärgerte sich der Bauer noch mehr: er wollte, daß unter seinen Leuten den ganzen Tag kein Wort gesprochen werde, damit nur die Arbeit noch besser vor sich ginge. Er würde von rückwärts jetzt noch mehr gedrängt haben; aber er war an eine Stelle gekommen, wo die Halme besonders dicht standen, so, daß einer den andern fast erstickt hatte. Das war dort am Felsen, wo der Bauer beim Säen im Verfolgen eines Vögleins das Korn ausgeschüttet hatte. Wie der Grübner hier so schnitt und hächelte, schrillte die Sichel plötzlich an ein Hartes und in demselben Augenblick stieß der Bauer einen wilden Schrei aus und taumelte zurück.

Was war's denn? Ja, was war's, eine halb verweste Menschenhand langte ihm aus den Halmen entgegen. Und als die Leute herbeikamen und das Getreide auseinander schlugen, da fanden sie am Gestein einen Leichnam kauern.

„Jesus, das ist der Gustl!" rief die Bäuerin aus, und der Bauer sah die Leiche und das Gesicht mit den ausgehöhlten Augen, mit dem zerfressenen Unterkiefer — es war sein Sohn!

Der Mann rang nach Athem und brach zusammen. Als er stürzte, fiel er mit dem Arm in die scharfe Sichel — aber er gab keinen Laut von sich. Stärker war das Mutterherz; es hat wohl geweint, daß es Allen durch Mark und Bein gegangen ist, aber zusammengebrochen ist es nicht. — Für diesen Tag war es Feierabend auf dem Hang. Die Leute zogen heim. Die Männer trugen den Bauer auf zwei Stangen; Genovefa führte die Bäuerin am Arm und Gertraud trug die Röcke und die Sicheln nach.

Jetzt war es wohl recht still und traurig auf dem Grübnerhof. Den Sohn des Hauses hatten sie begraben, ohne Geleite und Glockenklang, denn dem halb vermoderten Körper klingt nichts mehr nach in die Grube. Die Leute sprachen unter sich noch hin und her, wie es sich doch mit dem armen Jungen zugetragen haben mochte. Er ist vielleicht durch jenen Lärm im Stalle erwacht, hat das Unglück geahnt, hat dann aus Furcht vor seinem Vater die Flucht ergriffen, ist herum geirrt im Walde und auf den Hang und dort am Felsen erfroren. Das war die Muthmaßung. Der Bauer lag in seinem Stüblein und hielt die bleichen Hände ineinander. Er bewegte die Lippen, aber er fluchte nicht mehr.

Der Arzt sagte: „Es hat ihn der Schlag getroffen auf dem Felde und es ist gut, daß er in die Sichel gefallen ist und viel geblutet hat, denn sonst wär' er sogleich todt gewesen."

Da faßte der Kranke einmal die Hand des Arztes und lispelte ihm, wie geheimnißvoll, die Frage zu: „Bader, werd' ich noch einmal gesund?"

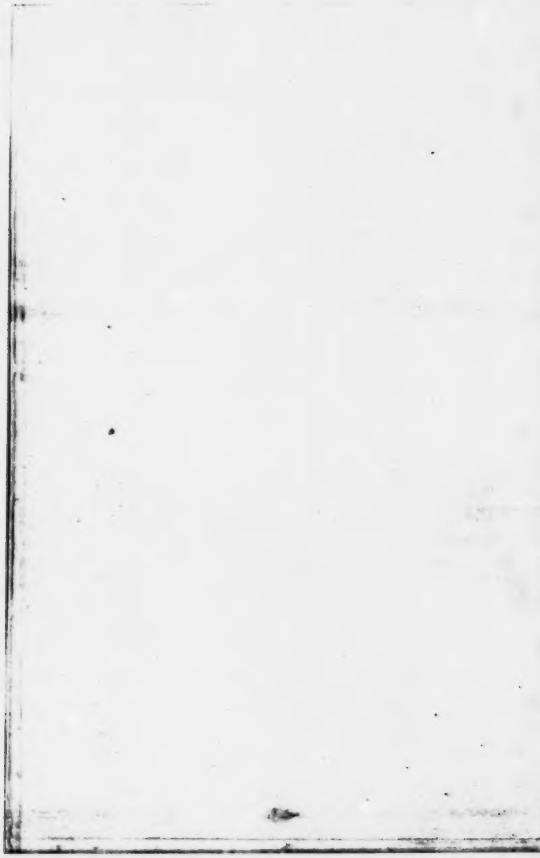
Was der Arzt darauf geantwortet hat, muß nicht gut gelautet haben; denn der Bauer hat sein Weib und die Besa zu sich rufen lassen und hat das Testament gemacht.

In wenigen Tagen darauf lag der Grübner im Vorhause unter der Bodenstiege, wo vor einem Jahre Gregor gelegen war. Und der Großknecht hobelte in der Zeughütte ein Stück Holz und zimmerte ein Kreuzlein daraus. Und als er fertig war, malte er mit rother Zimmerfarbe auf den Querbalken die Worte: „Hier liegt Gallus Grübner", und auf die Rückseite des Balkens: „Gott, gib ihm die ewige Ruh'!"

Am übernächsten Morgen wurde die Leiche im großen Conduct unter dem Geläute dreier Glocken bestattet. Und als der Mann begraben war, gingen die Leute wieder hinüber ins Gebränd und schelten noch Tage lang, bis alles Korn ab war. Dann ging es in den Herbst und Winter hinein, und Genovefa arbeitete im Stall und im Haus und wo es was zu thun gab. Aber als die Weihnachten kamen und die Dienstleute von der Bäuerin ausbezahlt wurden, bekam Genovefa wieder nichts. Nun, seit dem Tode des Bauers ist sie eben keine Dienstmagd mehr, sie hat ihr Ableben auf dem Grübnerhof und wird gut gepflegt und braucht nichts zu arbeiten — so steht's im Testament.

Aber Genovefa arbeitet doch — sie würde sonst krank, meint sie. Nur in der Erntezeit geht sie jedes Jahr an einem bestimmten Tag hinüber auf den Hang, wo immer schönes Getreide steht, und sucht am Waldrande das grüne Sterbebett ihres Gregor auf.

Die letzte Fichte.



Ein Baumleben und -ſterben und andere traurige Geſchichten.

Ueber den hohen Wipfeln des Bergwaldes zieht ein leiſes Lüftchen.

Einige Aeſte, die längeren und freieren, fächeln langſam und wiſpern kaum vernehmbar dem Menſchenohr — es redet der Baum zum Baume. Das Gemeinſchaftliche, was ſich tief unten im Boden in verſchiedene Stämme theilt, grüßt ſich oben als Aſt, als Wipfel wieder.

Von der Ferne, über dem Hohlzaungraben iſt das ſecundirende Rauſchen einer Holzſäge vernehmbar. Es iſt wie das ſchnelle Athemholen eines Schwerkranken, wie das Stöhnen, das Röcheln eines Sterbenden.

Jeder Baum ſtellt ſein Fächeln und Säuſeln ein, der ganze Wald ſchweigt — bange, wie eine Familie am Bette des Angehörigen, Scheidenden.

Es ſtirbt ein Baum! —

Auf der ebenen Höhe ober dem Hohlzaungraben, ſo weit ſich der „Schlag" das vollſtändig gelichtete Geſtockfeld, von der entgegengeſetzten Berglehne herauf erſtreckt, und wo ſich eine Reihe grauer, bemooſter Grenzpfeiler, die Scheide des Lerchrinnerſchlages vom Herrſchaftswalde anzeigend, dahinzieht, ſteht eine rieſige, weit über hundert Fuß hohe Fichte mit

langen Zweigen und dichtem Reisig. Es ist die Einzige, Letzte auf der Lerchrinnerseite.

Wie Ameisen am Fuße eines Mannes, nehmen sich gegen den Baum zwei Holzknechte aus, welche an zwei entgegengesetzten Seiten desselben stehen und die breite, wie Silber glitzernde Säge langsam hin- und herziehen. Die Mitte des Stammes ist noch nicht erreicht, aber die Arbeiter halten an. „Stoß aus!“ sagte der Eine, ein junger, stämmiger Bursche, zu seinem Gefährten, einem betagten Mann mit rußigem Gesichte. Dieser zog das heiß gewordene, scharfzähnige Zeug heraus.

Beide sahen auf und wischten sich den Schweiß von der Stirne.

Die Fichte stand unbeweglich da, als ahnte sie es noch nicht, daß der Moosboden auf ihrer Wurzel schon bedeckt war von ihren eigenen Spänen!

Am Wipfel flog ein Ammer ab und zu und baute geschäftig an seinem Neste. —

Wenige Schritte von den Arbeitern auf einem entrindeten Blocke saß ein Mann und starrte stumm auf die Säge und auf den tiefen, weißen Schnitt. Mehrere Male hob er den Blick höher und bis zum Wipfel hinauf — dann senkte er ihn langsam wieder: — unter seinem Augenlid glitzerte etwas, schier wie die Säge am Baume.

Die Gestalt des Mannes war knöchern mit langen, dürren Gliedern — wie ein vom Sturme gebrochener Baum; seine wenigen Haare waren grau, wie bereiftes Reisig im Spätherbst.

Dieser Mann war der alte Lerchrinner.

Er ſah aus, als müſſe er groß Leid zu tragen haben. War er krank? war ihm Eines geſtorben von den Seinen, oder thäte er ein Stücklein Brot nicht verſchmähen, wenn man da hinginge und ihm's reichte? —

Nun ſchaute er hinaus und hinab. Dieſer Schlag da abwärts bis zur Wieſe und jenſeits derſelben der „Anwachs“ (junger, erſt aufkeimender Wald) und das große Gehöfte dort auf der Anhöhe und die Haferfelder und die Kohlſtatt unten, gehörte ihm — Alles ihm.

Aber —

Der Burſche dort am Baume, der mit dem Köhler ſchnitt, war ſein Sohn, ſein einziger und letzter — und der Baumſtamm mit der Todeswunde war auch ſein letzter. —

Vor ſiebzig Jahren, als der Lerchrinner noch ein Kind war, hatte er das kleine Bäumchen gewahrt. Als es einſt der Aehndl (Großvater) umhacken wollte zu einer Wagenſtange, da doch nichts aus dem ſchmächtigen Dinge würde, beſonders hier auf dem Windkogel nicht, da bat er, es nur ſtehen zu laſſen, und der Aehndl trug ein anderes heim. Hernach zäunte der Knabe das Bäumchen mit Erlgeſträuche um, daß es von den Thieren nicht benagt werden konnte; und wie er zu Jahren und Gedanken kam und der Baum größer und groß wurde, ſaß er oft unter dem Schatten ſeines Schützlings und dachte nach, wozu ſo ein Baumſtamm doch allerwärts zu verwenden ſei. Für die Enkel ein Wieglein würde wohl auch daraus. —

Jetzt war's anders. Sein Sohn und Nachfolger, der Vincenz, hatte noch nicht geheiratet. Unten im Wohnhauſe war es ſtill, die alte Lerchrinnerin nickte am Spinnrocken,

das Leben hatte ſie recht müde gemacht. — Oben rauſchte die Säge durch den Baum. —

Der Lerchrinner war einmal ein reicher Mann. Als er von ſeinem Vater Haus und Hof übernahm und Käthchen heimführte, da ſtand über dem Sturmriegel und in der Hochleite noch ein großer Wald — wohl über vierzig Joch im ſchönſten Schmucke. Der hatte zum Hochzeitstag die Reiſer und Kränze geliefert und das Brautbett und die Wiege. Schöne Zeiten kamen, ſchöne, heitere Zeiten! Der Hof und das luſtige Leben auf großem Fuß, wie es der Lerchrinner gewohnt war, verlangte zwar Geld, aber das nahe Röller'ſche Gewerke zahlte für das Faß Holzkohlen dreiundzwanzig Groſchen — ein außerordentlicher Preis. Der Lerchrinner dingte ſich Holzhauer und da begann's im Wald zu hallen und zu knallen, zu krachen und zu klingen, Säge und Axt hauſten und brauſten um die Wette und ſtatt Vogelſang hörte man Vierzeilige.

Unten im Thalgrunde wurde eine Kohlſtatt mit drei Meilern errichtet, und da rutſchten ſie hinab über die hohe, glatte Rieſe, die geſchälten „Dreilinge", erſt langſam von der Berghöhe dann ſchnell und ſchneller mit unaufhaltſamer Gewalt, bis ſie unten am Abſprung hoch aufſprangen und luſtig ineinander anklingend im Bogen zur Grube hinabſtürzten.

Der ſtämmige Lerchrinner ging überall in Hemdärmeln umher, die Hände auf dem Rücken, oder über der Bruſt gelegt, und ſah nach, ob's allenthalben recht Nutz' und Gang habe.

Wie da die Kohlwägen und Krippen — jeden Tag wohl

gefällt und geſtaunt — den „Gupf“ mit Geſträuche über der Wand förmlich hinauf gebunden in's Thal hinaus führen! Wie da der Kohlenbauer jeden Sonntag mit ſeinem Roſch (Holzbrettchen, auf welchem die Zahl der Kohlfuhren durch Einſchnitte angezeigt iſt) bei Herrn Köller und ſeinem Caſſier zu thun und zu „raiten“ hatte, und wie er dann ſtets mit heiterer Miene und gefüllter Brieftaſche heimkehrte! Wohl, es brachte durch die vielen Jahre dem Lerchrinner Tauſende ein. —

Aber der Wald forderte Entgelt und Sühne, ja Rache für all' die Bäume und Bäumchen, die man ihm geraubt und gemordet hatte.

Der Lerchrinner hatte zwei Söhne und drei Töchter — heute finden wir nur mehr den jüngſten Sohn, den Zenzl. Der Aelteſte fiel beim Graßſchnaten (Herabhacken der Zweige für Streu) vom Baum. Zwei Töchter, Mädchen von ſechzehn und neunzehn Jahren, ſchickte der Vater eines Herbſttages in den Wald, um Brennholz für das Haus zu fällen — um die Abendzeit brachte man ſie beide in einem Leintuche nach Hauſe; kein Glied, kein Beinchen war ganz, Alles zerſchmettert, ein ſtürzender Baum hatte ſie erſchlagen. Das war ein Jammer!

Julchen, ein ſechsjähriges Kind, wagte ſich ſpielend auf einen Kohlenmeiler, dieſer brach durch und das Mädchen wurde verkohlt aus der Glut hervorgezogen.

Das die Rache des Waldes für gemordete Bäume und Bäumchen, vielleicht für noch Anderes. —

Bei dem letzten Unglück auf dem Kohlenmeiler hatten der Lerchrinner und ſein Weib keine Thränen mehr. Und

doch war es der größte Schmerz. Der Mutter war's, als ſollte ſie nach ins Gräblein hinabſtürzen, als ſeien die Tage, die ſie etwa noch durchleben ſollte, ein langſames Sterben.

Und — es ſollte auch ſo ſein. —

Von dem Tage des letzten Unglückes an war der Lerchrinnerin nicht mehr wohl, ſie begann zu welken, zu ſiechen, einzuſchrumpfen wie ein Baum, an dem die Wurzel abgehauen.

Der Bader vom Dorfe draußen hatte die Achſel gezuckt; man wendete ſich an Aerzte fernerer Gegenden; man gebrauchte koſtbare Medizin. Das arme Weib ſiechte und welkte ohne Halt und Heil. Da fuhr der betrübte Mann eines Tages mit der Kranken in einem Einſpännerwagen durch's Thal hinaus, weit hinter das Dorf, man wußte nicht, wohin. —

Wochen vergingen, da zog der müde Schimmel das Wägelchen wieder in den Hof ein. Links ſaß traurig der Lerchrinner und rechts lehnte, dicht in Tücher und Decken gehüllt, ſein Weib — es ſiechte und welkte ohne Halt und Heil! —

Sie waren in der fernen Stadt geweſen, an die Thüren berühmter Aerzte hatten ſie geklopft — vergebens. Noch bevor der Kohlenbauer umlenkte, hatte er den letzten Groſchen ausgegeben.

So vergingen Jahre. Glaubt nicht, die arme Bauersfrau ſei heimgegangen zu ihren Kindern — ſie lebte noch fort und litt. Endlich begann mit ihr auch der kummervolle Gatte zu ſiechen.

Zenzl hatte nun das Hausweſen zu leiten. Es gab viel

Mühe, aber wenig Erwerb; alle Dienstleute waren entlassen. Er that Alles, um den Eltern Linderung und Trost zu schaffen. Der Wald auf dem Riegel und am Hohlzaungraben war dahin — nur fahles Gestocke und dürres Reiser am Boden — wie vertrocknetes Gebein auf einem Schlachtfeld. Die schönste Zeit für den Kohlenhof war vorüber — düster herein blickte die Zukunft.

Bleich und wortkarg wankte der alte Lerchrinner in Hof und Schlag umher. Wie dachte er so gerne zurück an die glücklicheren Tage!

Einmal fiel es ihm ein, zu berechnen, wie viel Faß Kohlen er aus seinem Walde gewonnen habe. Bonifaz, der Köhler, mußte ihm die Kohlenwägen abmessen — es trug jeder eilf Faß. Der Lerchrinner dachte nach, schüttelte den Kopf und ging nach Hause. Zu Hause suchte er alle seine Rösche hervor, die er im Feldkasten aufbewahrt hatte. Er zählte jeden Schnitt in denselben und er zählte zum zweitenmale. Hernach that er die Brettchen wieder in den Kasten, wischte sich den Schweiß von der Stirne und war wie früher.

An einem der nächsten Sonntage behandelte der Pfarrer auf der Kanzel das Evangelium von dem ungerechten Haushalter; er warnte nachdrücklich vor fremdem Gut, vor Betrug und Diebstahl und nachdem er lange und ernst gesprochen hatte, schloß er mit einem Fußfall gegen den Altar, um die Gnade flehend, der Herr wolle jedes seiner Pfarrkinder gütig bewahren vor allem fremden Gute, damit keines ewig verloren gehe.

Der alte Kohlenbauer war auch in der Kirche und als er nach Hause kam, war er stiller und ernster als je und

er aß nur wenig. In der nächstfolgenden Nacht hatte er einen sehr unruhigen Schlaf und einmal rief er sogar um Hilfe, daß er auch sein krankes Weib aufschreckte.

„Kathl, bist da?“ stöhnte er und tappte krampfhaft nach ihrer Hand.

„Was hast denn, Seppl, geh', leg dich nieder.“

„Unsere liebe Frau mög' mich nicht verlassen!“ rief der Mann in unnatürlicher Aufregung, „schau, Kathl, ich kann nicht selig werden, ich hab' — Jesus, da steht er schon! Kathl, halt' mich, halt' mich, sag' ich!“ Erschrocken streckte die Angerufene beide Hände aus, um ihn an sich zu ziehen, da war er schon aufgesprungen und ging nicht früher in's Bett, bis Zenzl herbei kam und Licht machte.

Nun war er ruhiger geworden und erzählte, daß er ungerechtes Gut auf sich habe, und daß im Traum der böse Feind gekommen sei um seine Seele.

„Ich habe,“ redete er mit unsicherer Stimme weiter, „den Werksherrn Röller durch die vielen Jahre her um mehr als tausend Faß Kohlen betrogen. Wir haben jeden Wagen für zwölf Faß gerechnet, unsere Kohlenwägen trugen aber nur eilf — fragt den Bonifaz. Und das wär' gefehlt, Kathl, Zenzl, wir müssen abstatten, gutmachen, sonst thät' ich nicht ruhig sterben; — thut für mich beten!“

Nach längerem, liebevollen Zureden von Weib und Kind schlief der Mann endlich wieder ein.

Wenn's nun wirklich so wäre, wenn er den Werksherrn so bedeutend benachtheilt hätte — womit gut machen? im Hause war die Noth, auf dem Feld wuchs nur mageres Alpenkorn, im Walde — es war kein Wald. —

Am andern Tag ging der Lerchrinner zum Pfarrer, in's Gewerk zu Herrn Röller und wieder zum Pfarrer.

Später ſaß er oben auf dem Sturmkogel bei jener Fichte, mit der er in der Jugend Freundſchaft geſchloſſen, und ſann.

Der Kopf war ihm ſchwer. Was hatte doch der Pfarrer geſagt und was hatte der Werksherr geſagt? Er ſuchte es an einander zu fügen und zu reimen, daß es auch paſſe für ihn und für ſein Gewiſſen.

Es hätte ſich auch gut fügen laſſen, denn Herr Röller hatte gelächelt und geſagt: „Lerchrinner, das macht nichts, es iſt aus Verſehen geſchehen und ich rechne deswegen dem Lerchrinner keine Schuld auf!“

Aber — den Himmel bedecken finſtere Wolken und oben lebt ein gerechter Gott!

Der Pfarrer ſagte, ſo lange er, der Lerchrinner, nicht gewußt habe, daß der Wagen zu wenig Maß und Faß halte, wäre er frei geweſen von Betrug und Unrecht; erſt jetzt, da er es wiſſe und nicht gut mache, ſei er ein Betrüger, ein Dieb.

— In ſeinen alten Tagen ein Betrüger, ein Dieb! — er klagte es dem Baum.

— Nicht anrechnen! Keine Schuld! — daß ich dann am Ende noch büßen müßte im Fegfeuer — in der Hölle! —

Lerchrinners Augen rollten wild, ſchier wäre es ihm lieber geweſen, der Werksherr hätte Alles genau und unerbittlich zurück verlangt.

„Und ich geb's doch zurück,“ ſchrie er, „ich mag kein Betrüger, kein Dieb ſein, ich mag nicht, — und ich geb's doch!“

Zurückgeben? womit?

Er blickte hinab auf sein Eigenthum. Haus und Stall waren leer, die Kohlstatt auch, die Hohlleiten kahl, der Anwachs kaum mannshoch.

Ein Meiler wenigstens müsse sein — aber die Bäumchen, die dort unten am Wiesenraine stehen, seien zu wenig, und sonst —?

Früher Wald und Wald verschwendet und jetzt zu wenig für einen Meiler, um die Seele zu kaufen!!

Er wischte sich den Angstschweiß von der Stirne.

Ueber ihm rauschte der Baum.

Der hohe, mächtige Baum — Gruß und Himmelsstimme war ihm dieses Baumrauschen.

Hatte er's nun? War der Stamm nicht groß und dick, gäb' er nicht tausend Scheiter für den Meiler?

War zwar sein letzter, sein theurer Baum — aber die Menschenseele ist auch die einzige, die theure . . .

Der Baum sollte fallen.

Hätte dem Armen Krankheit und Unglück den Sinn nicht verwirrt, er würde dem einzigen Sohn das letzte Hab nicht entzogen haben, um es einem Reichen zu geben, der es nicht verlangte. —

Zenzl, der zwanzigjährige Bursche, hatte einen gesunden Verstand. Er sah es ein, wie krank sein Vater sei, viel kränker als die Mutter, die in letzter Zeit mitunter manch' Stündlein am Rocken saß. Er war geisteskrank und der Sohn sah es ein, daß den Armen weder der Arzt, noch der Pfarrer, noch der Werksherr heilen könne von seinem Wahne, die Kohlen ersetzen zu müssen. — Es ist das Beste, er gibt's,

dann hat er Ruhe und wird gar wieder gesund; so dachte Zenzl und er hatte auch schon mit dem Gewerkherrn darüber gesprochen. Beide waren eins geworden, den alten Mann zu beruhigen, zu heilen; hatte doch Röller gesagt, er nehme die Kohlen des letzten Meilers von dem Alten als Ersatz, zahle sie aber dem Jungen, dem Zenzl, heimlich zurück. Dieser möge also den letzten Baum nur getrost opfern, dem greisen Vater zur Ruhe, dem Lerchrinnerhof zum Segen. —

Ueber den Hohlzaungraben ist das secundirende Rauschen einer Holzsäge vernehmbar. —

„Setz' ein!" sagte Zenzl nach kleiner Rast, und der Bonifaz that's und tiefer und tiefer nagten die eisernen Zähne ins Mark des Stammes.

Dem alten, kranken Mann, der auf dem geschälten Blocke saß, war's, als gälte dieses Schneiden, dieses Verwunden und Tödten des scharfen Instrumentes ihm! —

Plötzlich zuckte er zusammen, er mußte sich an einen Strunk halten, um nicht zu Boden zu fallen; — die Zähne waren in die Mitte, in das Herz des Baumes gekommen.

Etwa fünfzig Züge noch — jetzt wurde die Säge herausgezogen.

Der Baum stand noch aufrecht und fest, und er fächelte, wie seine Kameraden über der Grenze. Gar stolz schaute er nieder, auf die paar Menschen unten — seine kürzesten Aeste waren länger, als diese Menschen! Er sah das Geschlecht erstehen und vergehen und noch war er jung und kräftig und hatte Mark und Grund auf ein Jahrhundert!

Der stolze Baum hatte vergessen, daß es ein Menschlein war, welches ihn einst wahrte und schutzte. —

„Keil ein!“ kommandirte der ſachkundige Zenzl, indem er die Säge an einen Grenzpfeiler lehnte und um die Axt griff.

Ein eiſerner Keil wurde mit ſtarken Axtſchlägen in die Spalte, in den Schnitt getrieben.

Bisher hatte der Baum gleichgiltig auf das Getriebe und Geraufche an ſeinem Fuß niedergeblickt, jetzt aber, bei dieſem Schlagen und Keilen! — was ſie doch nur wollten? — er ſchüttelte ſein Haupt.

Noch eine zweite, dicke Keile aus hartem Holze wurde hineingeſchlagen, den erſten nahm Bonifaz mit der Hand heraus.

Weithin klangen die Schläge und hallten wieder zurück: der Wald ſchien dem Baum gar Eigenes zu berichten!

Zenzl hackte an der entgegengeſetzten Seite des Keiles eine klaffende Scharte mit feſter, ſicherer Hand, daß die Holzſpäne weitaus flogen.

Die Faſerwand zwiſchen Scharte und Keil ſchnalzte. Zenzl ſtellte ſich auf eine andere Seite und führte noch einen Schlag und einen zweiten auf den Keil. Der Wipfel war bedeutend nach links gewichen. Mit jedem Schlage nickte er etwas weiter auswärts — abwärts, wie Einer zuſammenknickt, den der Schlag trifft. Jetzt kam er in Lauf und Gang, unten ſchnalzte es, und ſchwer und ſchnell mit Sturmesrauſchen, einen mächtigen Bogen beſchreibend, fiel die rieſige Laſt zur Erde.

Ein betäubendes Krachen und Dröhnen — der Boden erbebte.

Auch jenſeits der Grenze und des Hohlzaungrabens fiel ein Baum und ein zweiter und ein dritter und weithin

in den fernen Wäldern fielen Bäume und Bäume. — Es war ein Krachen in Nah' und Ferne, als entwurzle der Sturm tausend Stämme und das war der Grabgesang des Waldes um den todten Baum!

So stirbt der Baum.

„Mich ziemt, 's wird dämmerig; ich mein', wir taßen's für heut' gut sein," sagte Zenzl zum Köhler.

„Ist recht," entgegnete dieser.

Beide wischten sich den Schweiß ab und nahmen Säge und Axt.

„Geht der Vater mit!" sagte der junge Holzhauer, dem Angesprochenen die Hand entgegenhaltend.

Wie aus einem Traume geschreckt, fuhr dieser auf; dann schleppte er sich zu dem Stock des gefällten Baumes und zog, wie zu einer Feier, den breiten Lodenhut vom Haupte.

Er stützte sich schwer auf seinen Stock und winkte seinem Sohn: „Zenzl, geh' her da, muß dir was sagen. Wenn ich gestorben bin, so schneid' mir in's Holz da, wo der Baum gestanden ist, ein Kreuz — sonst verlang' ich kein Denkmal, nur das — und wenn du nachher oft vorbei gehst, so bleib' da steh'n einen Augenblick und denk' an deinen Vater. Und das, Zenzl, das merke dir: sei genau auf Maß und Gewicht und gib einem Jeden, was ihm gehört. Laß' dir das aufschreiben auf eine Tafel und stell' sie da auf, an der Grenz' ist schon der rechte Platz. Mich hätt' auch wer mahnen dürfen! — Und jetzt geh' heim, Zenzl, und nimm den Bonifaz mit zum Nachtmahl — ich komm' nach."

Langsam schritten die beiden Holzhauer quer den Weg

hinab. Der alte Lerchrinner brach ſich noch ein Zweiglein von dem gefällten Baume und hinkte langſamer nach.

Der heimatloſe Ammer zwitſcherte und flog über das greiſe Haupt dahin.

Schnadahüpfeln und Schnackerlſtoßen.

Durch den ſteinigen Hohlweg vom Lerchrinnerhof gegen die Kohlſtatt hüpfte ein Mädchen. Drall, flink, ſchwarzäugig, blondlockig war es und das friſche, luſtige Hüpfen über Steck und Stein hatte es dem Reh abgelernt. Es war ſchon erwachſen, — eine friſche volle Knoſpe, die morgen zum Röslein wird.

Den Anzug trug es nach heimiſchem Brauch und Schnitt. Röckchen und Schürze kurz und von blaugefärbtem Rupfen (grober Flachsſtoff); das Hemdchen, deſſen Aermel kaum zum Grübchen am Ellbogen reichten und welches am Halſe mit einem Schnürchen züchtig zuſammengebunden war, hatte es aus Reiſten (feiner Flachsſtoff). Ueber dasſelbe hatte das Mädchen ein rothes Halstuch um, welches vorne in Herzform bis zur Schürze ging. Füße und Haupt waren bloß; den weißen, breitkrämpigen Strohhut trug es in der Hand, weil er ſich im Laufen am Kopfe nicht gut halten wollte.

Jetzt hielt das Mädchen an, ſtieg auf einen Stein und indem es die rechte Hand in die Seite ſtemmte und den Zeigefinger der Linken an den Mund hielt, horchte es beobachtend hinüber gegen das Gebränd und gegen den Anwache hinaus.

„Heizerl, Heizerl!“ rief es — eine Silberglockenſtimme, die der Wald getreulich wiedergab. — „Heizerl, Heizerl!“

Aus dem Dickicht hörte man ein paar Blechſchellen, welche näher kamen; bald hüpften eine alte Gais und zwei Kitzeln (junge Ziegen) aus dem Anwachs hervor und der Ruferin zu

„Nu, ſeid ihr da? Geh', Tupferl, komm ein biſſel zu mir, ja, magſt dein Salerl nimmer?“ redete das Mädchen mit einem Jungen, welches zurückgeblieben war, um noch einige Blätter Brombeerlaub zu gewinnen.

Alle drei ſprangen nun ſeitlings ihrer Herrin oder Hüterin durch den Hohlweg der Kohlſtatt zu.

Dort war's recht einſam und ſtille. Kein Meiler dampfte, keine Glut kniſterte unter der Löſche. Melancholiſch plätſcherte ein Brünnlein in ein geſchwärztes Kübel, unbenützt floß es über und ab.

Die Hütte, von unbearbeitetem Waldholze gezimmert und mit Baumrinden gedeckt, war verſchloſſen. An den kleinen Fenſtern ſtanden Blumentöpfe, die ſtachen ſonderlich ab von all dem Rohen und Schwarzen. Hinter dem „Kohlbarren“ war von Fichtenrinden ein Hüttchen ſorgſam gebaut und zuſammengefügt. Das war der Stall für das „Heizerl“ und für die „Kitzeln“.

Bald waren dieſe unter Dach und Fach. Die Sali — ſo hieß das Mädchen — ging nun zur Wohnhütte, legte dort an der äußeren Bank einige Pilzlinge hin, die ſie im Vortuch mitgebracht hatte, nahm den hinter einer Dachrinde verſteckten Schlüſſel hervor und öffnete die kleine Thür.

Nicht lange, ſo ſtieg ein blauer Rauch über der Köhlerhütte auf.

Sali war die Tochter des Köhlers Bonifaz. Sie war

im „Kohlen" dem Vater zu Hilfe, hielt und pflegte die Ziegen für Milch und Zucht, und jetzt — da kein Kohlen war, ging ſie in den Lerchrinnerhof — zum „Bauer", wie ſie ſagte, und ſorgte dort in Haus und Stall und pflegte die alten Leute.

Sali nahm nun — da es auf dem Herde luſtig brannte — ein rein geſcheuertes Holzgeſchirr und begab ſich damit in den Stall zum Melken.

Die Kitzeln hatte ſie ſchon lange geſpennt (der Muttermilch entwöhnt); brauchte ſie doch die Milch für den Vater!

— „Und zwoa Blattln, zwoa Bleamln,
Und a Rehn um an Stomm;
Und wos oanonda bſtimmt is,
Dös findt ſih ah zſomm!"

hörte man im Stalle ſingen und dazwiſchen rauſchte die Milch in den Zuber.

„Steh umi, Heizerl, du trittſt mir ja die Milch aue, wart' du Wichtling, du! Da ſteh her, ſo!" —

„Set' mih nieder auf a grean Gras,
Fallt mar a Röserl auf mei Schooß,
Ih woaß nit, bin ih alloan, alloan, —
Oda hon ih an Schatz!"

So ſprach und ſang das Mädchen durcheinander. Mittlerweile war es finſter geworden.

Weil die Ziege, die heute auf guter Weide war, noch immer Milch gab, ſo richtete ſich Sali den Melkſtuhl neuerdings zurecht und ſang wieder, und zwar recht luſtig:

„A Bua, der ſchön gloanzt
Und a Bua, der guat tanzt
Und a Bua, der guat holln kann,
Der wird mei Mann!“

Dieſem folgte raſch ein anderes „Schnadahüpfl“, aber von draußen herein:

„Da Vogl, der ka Reſt hat,
Fliagt woidaus und woidein,
Und ſe Diandl, dös ich moan
Ghört doh amol mein!“

Still war's; — Sali ſtutzte . . . von draußen kam's — vor der Hütte wurde es geſungen. Sali hätte bald auf das Anziehen bei den Strichen (Zitzen) vergeſſen.

„Der Zenzl!“ lachte ſie dann auf, „oh du Feiner, ich kenn' dich — geh zeig' dich — hab dich ja ſchon geſehen!“

Der Genannte kam in den Stall, lachte und bot ihr die Hand: „Grüß dich Gott, Sali!“

„Grüß dich Gott auch, und ich dank dir ſchön, Zenzl, — ſchau, du kommſt heut noch?“

„Haſt was dagegen, Saleri?“

„Nein, nicht z'wegen dem. — Wo iſt denn hernach mein Vater?“

„Der kommt heut nicht. Wie wir vom Holz heimgangen ſind, wartet ſchon der Mitteralplerbot auf ihn: Beim Steinberger hat ſich ein Ochs das Hörndl weggeſtoßen und da hat dein Vater mit müſſen; — morgen zur Jauſenzeit wird er wohl kommen; — er läßt dich grüßen und dir ſagen, du ſollſt mich halt heut für ihn da behalten.“

„Geh weiter, das hat mein Vater nicht geſagt!“ ſchmollte das Mädchen.

„Geh dir aber heut nicht mehr fort, juſt nicht und ich bleib bei dir — du ſchau, da iſt ein Raupwurm!“ — Er griff ihr an den Nacken.

„Gehſt nicht!“ rief ſie und ſchlug ihm auf die Finger, „laß den Raupwurm nur laufen, der wird mich nicht freſſen; — du biſt ein Unend (Schelm)!“

Sali that recht böſe. Jetzt ging ſie in die Hütte, ſickerte die Milch durch ein Siebchen, ſchürte das Feuer und ſah ſich nicht mehr nach dem Burſchen um.

Dieſer war ihr faſt zagend gefolgt: „Salerl, ich bitt dich, ſei nicht harb. Aber morgen beim Holzſchneiden wirſt ſchon wieder gut werden.“

„Was? beim Holzſchneiden?“

„Ja, Salerl. Mein Vater läßt dich bitten, daß du mir morgen im Holz ein bißl hilfſt, weil dein Vater auf die Mitteralm hat müſſen wegen dem kranken Ochs.“

„O Gott nein, dir hilf ich nicht im Holz; deinem Vater thät ich ſchon helfen, aber dir nicht, weil du alleweil galſterſt (ſchäckerſt) und keinen Fried gibſt!“

„Wenn ich dich aber ſchön bitt, Salerl!“

„Und wenn ich nicht mag, Zenzl!“ —

Der Burſche blieb vor der Hütte ſtehen.

Sali ſchaffte am Herd, kochte ſich die Abendſuppe, aß ſie, ſcheuerte das Geſchirr, beſprengte Herd, Tiſch und Bett mit Weihwaſſer gegen Unglück hier und dort und ſchickte ſich an, ſchlafen zu gehen.

Der Burſche ſtand noch immer vor der Hütte.

Er hatte es verdorben. Sali war ſonſt ſehr, ſehr lieb, aber ſie konnte gar böſe werden. Er aber — was hatte er

doch Unrechtes geſagt? Uneben war er ſonſt doch auch nicht — man hatte ihn allerorts gern und der Pfarrer ſagt es noch heute: Der Zenzl war mein bravſter Miniſtrant! — Und ſonſt war er hübſch — ſauber — er war kein Tollpatſch und kein Latſch — und da geht ſie her und ſagt: „Ich mag nicht!“ —

Weibervolk, übereinander! dachte ſich Zenzl und wollte endlich fortgehen, denn die Hüttenthür war ſchon längſt zu. Aber er konnte es nicht laſſen — „Gute Nacht, Sali!“ rief er noch laut.

„Gute Nacht, Zenzl!“ entgegnete es von innen; — dann ging er langſam den Hohlweg hinan.

Es hörte ſich das Rauſchen des Waldbaches. Im Geſtrüppe ſangen Grillen und vom Gebrände herüber ſcholl es wie ein Uhurufen.

Ueber dem Gehöfte, dem Vaterhauſe, ſtand ein Stern. —

Als Zenzl endlich in ſeiner Kammer war und ſich in das Bett legte, mußte er ſtugatzn (ſchluckſen) oder es ſtoßt das Schnackerl, ſagt man auch. Zweimal kam's ihm — dreimal — wer mochte wohl an ihn denken — ſo ſpät noch? — gar viermal ſtoßt es. Denkt die Sali etwa? —

Jetzt war's gut und ruhig. —

Mit dem Stugatzn oder Schnackerlſtoßen iſt es ſo: Wenn's ſtoßt, ſo iſt's ein Zeichen, daß Jemand an den Betreffenden denkt, und wenn es dieſer erräth, wer das wohl iſt, hört das Stoßen auf.

Auch Sali hatte Schnackerlſtoßen in ſpäter Abendſtunde.

Sie iſt gekommen.

Zenzl wollte es dem Vater nicht ſagen, daß ihm Sali im Holze nicht hilft, oder ſollte er ſagen, ſie ſei krank, oder er habe ſie nicht gefunden oder ſie hätte andere nothwendige Dinge zu thun? Ei, wozu eine Lüge — des Weibervolks wegen! Er wollte ſich allein behelfen, oder einen herrſchaftlichen Holzhauer drüben anſprechen, daß er den Baum zu Dreilingen abſchneiden hälfe.

Den andern Tag mit dem Früheſten ging Zenzl auf den Sturmkogel.

Es war ein friſcher, heiterer Morgen und Welt und Geſchöpf wie neu geboren. Selbſt dem kranken Ehepaare war wohler als ſonſt. Der alte Lerchrinner hatte gemeint, wenn der letzte Baum einmal um ſei, werde es auch mit ihm gar werden. Das ſchien doch nicht ſo zu ſein.

Luſtig wiſpelnd (pfeifend) ſchritt Zenzl über das thauige Geſchläge gegen die Höhe.

Vom Hohlzaungraben herüber hörte er ſingen. Er ſtand ſtill, zog ſeinen grünen Hut ab und horchte.

„Früh von da Morgenröth,
Spor, bis d'Sunn obi geht
Und die ganz Nocht dahin
Ligſt du mir im Sinn!“

— „Hallo, das iſt die Sali!“ jubelte Zenzl in ſich hinein. „Die Sali, und ſie wartet ſchon auf mich. Aber nur nichts ſchuldig bleiben, wart!“

Schnell darauf ſang er:

Univ. Bibl. München

„Hör ih mei Schotzerl,
Wia's vom Bergl ſchön ſingt.
Hui, wia mei Herzl
Ueban Zaun eini ſpringt!“

Die drüben ſchwieg nicht, im Gegentheil, ſie wußte, daß er es hörte, alſo friſch! Erſt noch ein's drauf, ein zärtliches und dann — daß er nicht etwa glaube, ſie wolle ihm das von geſtern heute abbitten — ein Anderes, ein ſtechendes — ſie wußte ſchon ein's.

Sie ſang:

„Goldkopfad, ſchworzaugad,
A Röſerl aufn Wangen,
Du herztauſiga Schotz,
Dih muaß ih dalangen!“

Jetzt war's gewiß, ſie meinte ihn, den Zenzl — er war ja blondköpfig und ſchwarzäugig. Und jetzt galt es von ſeiner Seite, ihr zu zeigen, daß er es ſei und daß er ſelbſt es gehört habe:

„An ſchön guatn Morgn
Hon ih da brocht,
Und vazeih ma ſe Wörtl
Von geſtern auf d'Nocht!“

Im Nu hatte er das beiſammen und jetzt war ja wieder Alles gut.

Aber vom Hohlzaungraben klang es wieder:

„Bua, bold'ſt mih nit mogſt,
So ſchick ma ſein Poſt,
Ih zohl ſchon in Botnlohn,
Daß's da nix koſt!“

Was war das wieder? — Hatte er nicht recht gehört oder war's doch nicht die Sali?

„Dummheiten! — Weibervolk!“ brummte der Bursche, faßte Säge und Axt fester auf die Achsel und schritt weiter. —

Wenn man der Sängerin im Hohlzaungraben ins Herz hätt' sehen können! Ein wenig Stolz, ein wenig Trotz und — ein wenig gern hatte sie ihn doch! —

Als Zenzl zum Baum am Sturmkogel kam, war Niemand dort. Alles schöne Denken und Hoffen war zu Wasser geworden — zu Eis — Zenzl war gefroren. Er war allein — verlassen — Niemand sieht sich nach ihm um; die Welt ist ohne ihn auch noch ganz. — — „Je, meinetwegen!“

Der Bursche zog einen Stein aus der Tasche und schärfte die Axt.

Unten im Geschläge rauschte das Reisig. Zenzl wendete sich: „Die Salerl? Ei, bist da, grüß dich, grüß dich!“

„Ja, meinst denn, ich bleib da!“ neckte das Mädchen, indem es sich durch das Gesträuche herauf wand, „geh' dir gleich wieder fort, mach dein' Sach nur allein!“

„Salerl!“ bat der Bursche.

„Kommst eh schon zu röhren (zu weinen), du Hascherl du — ich bleib schon da; was du etwa thätest, wenn ich nicht wär!“ setzte sie schelmisch hinzu.

„Gar erschießen thät' ich mich!“

„Geh hör mir auf, du wilder Bub! Das mag ich nicht leiden, wenn man von so was sagt, das ist nicht recht. — Hast schon eine Suppe gehabt, Zenzl?“

„Hab' heut keine mögen.“

„Hab' mir's wohl denkt und ich hab' da einen Käs mitbracht; Vormittag, wenn wir müd' und hung'ring sind, nachher essen wir ihn zusammen.“

„Biſt aber ein liebs Diandl," ſagte der Burſche und ſtreichelte ihr Kinn, wo ein Grübchen war, „magſt mir nicht noch eins ſingen?"

„Nichts da! wo haſt denn die Hack'? Wenn wir nicht anfangen, ſo werden wir nicht fertig — mach', Zenzl — huſi, huſi (hurtig)!" —

Bald ſchnalzten und krachten die Aeſte und Reiſer an der gefällten Fichte. Beide hackten und was recht hart und knöcherig war, wurde mit der umgekehrten Axt weggeſchlagen. Man mag es wohl ſagen: Die Sali war ein „gelernter" Holzhauer! wie ſie Axt und Säge und Keil ſo regelrecht zu faſſen und handhaben wußte; wie ſie nur die Hacke ſchwang, daß die Luft ſauſte! Die Stelle, wo ſie das erſtemal einhaute, traf ſie auch das zweitemal und immer wieder, bis der Aſt wegflog. Und ſo glatt ſah ihre Baumſeite aus, ſchier, als ob ſie der Tiſchler gehobelt. Das konnte gar der Zenzl nicht ſo gut machen. Er lugte ihr oft verſtohlen in Hand und Arbeit' und dachte: Das wäre ſo ein Weibchen für mich — thät einen Knecht erſparen! — Er hatte Sali während der Arbeit ein paarmal angeſprochen und über das und das Bemerkungen gemacht; ſie gab ihm nicht Antwort, verlor kein einzig Wort und hackte und hackte. Selbſt, als ſie zum Reſt des Ammer kam, that ſie keine Bemerkung, ſie ſah es nur einen Augenblick an und da ſie ſah, daß es leer war, arbeitete ſie ruhig und rüſtig weiter. Sie hatte es ſich in den Kopf geſetzt, dem Zenzl zu zeigen, wie man's angreifen und machen müſſe und daß ſie das auch könne, was er — und beſſer noch.

Zenzl ſetzte aus. Noch der Wipfel war zum abhacken;

Sali that's — es krachte, die Späne flogen — — sie holte aus, ſtützte ſich auf die Axt — fertig! Der Baum war geäſtet.

Das hätte ihr Einer nachmachen ſollen!

Ihr hatte es der Vater gelehrt, jetzt konnte ſie es beſſer als er.

„Magſt nicht raſten, Sali?“ ſagte Zenzl und ſetzte ſich ſelbſt auf einen Haufen Reiſig.

„Biſt matt und möchteſt leicht ſchon einen Käs?“ bemerkte das Mädchen und holte ſeitwärts aus einem Geſträuche ein Strohkörbchen hervor, dann ſetzte es ſich auf einen dicken Aſt und öffnete das Körbchen.

„Setz' dich lieber ein wenig zu mir da auf's weiche Graß (Reiſig), lud ſie der Burſche ein.

„Ich mag nicht,“ ſagte Sali — „aber was iſt denn das für eine Beer unter deinem Fuß; ſind gar die Preißelbeer ſchon zeitig?“

Sie that, als müſſe ſie die Beere beſehen — ein erſonnener Vorwand war's — ſie ſetzte ſich an Zenzls Seite auf das Reiſig.

Beide aßen Käſe und ſcherzten.

„Und den haſt du gemacht?“ frug der junge Lerchrinner.

„Ja, und für dich noch dazu — ſchmeckt er dir?“

Der Burſche blieb die Antwort ſchuldig. Er hatte an ſeinem Schnurbärtchen etwas zu ordnen. Es war, als ob nun etwas kommen müſſe. Plötzlich hub er an:

„Sali, du machſt mich alleweil nur traurig; immermal ziemt mich, für mich wär 's Beſt', wenn ich ſo liegen thät, wie der Baum da — maustodt. Du biſt oft ſo bös' zu mir,

die heutig' Nacht hab ich nicht viel geſchlafen. Ich wär alt genug; mein Vater hat in meinen Jahren ſchon geheiratet. Fünfzig Jahr hat er gehauſt und gewirthſchaftet — jetzt mag er nimmer. Er hat mir Haus und Grund geben und hat geſagt: Thu, was du willſt, nur den letzten Meiler laß mir, daß ich mir meine Seel' kaufen mag. Das iſt von wegen der Geſchichte mit dem Röller. Den Meiler geb' ich zu tauſendmal gern — der Vater mag Ruh haben und ein leichtes Gewiſſen in ſeinen alten Tagen. Mit dem Wald iſt's ohnehin nichts mehr; vielleicht in ſpäten Jahren wieder; ich fang eine andere Seite an, ich verſuch' die Viehzucht. 's kommt halt auf den Segen Gottes an und — meine Mutter — — ja, meine Mutter hat geſagt, ich ſoll heiraten."

Wie ein ſchweres Seufzen war das letzte Wort und jetzt war's gar, als habe der Burſche den Faden verloren. Er knüpfte an den Schuhriemen und dieſe waren gar nicht loſe, und den Faden, den er brauchte, konnte er nicht finden.

Sali hatte im Reiſig ihr Käſemeſſer verloren und ſuchte und ſuchte und konnte es auch nicht finden.

Beide waren roth, bis hinter die Ohren.

War's wegen des Suchens und Knüpfens — wegen des Auflöſens?

Eine Ameiſe, welche ein Eierchen trug, lief über Zenzl's Fuß.

Ein Ammer flog in die Nähe des Mädchens, nahm vom Reiſig ein Zweiglein und flog wieder davon.

Es war derſelbe Ammer, der auf der Fichte ſein Neſt gehabt hatte. —

„Salerl, und jetzt werd' ich dir was sagen," bemerkte Zenzl leise.

Das Mädchen suchte im Reisig

„Schau, Salerl, ich hab dich so — so gern; du bist mir gar Alles und wenn du nicht bist, brauch ich kein Haus und keinen Grund, dann werd' ich Soldat und komm nicht mehr heim. Du weißt, wie ich bin und du kennst mich und ich kenn dich auch. Jetzt sag' mir's und ich bitte dich, sag' mir's von wegen dem, ob du mich magst oder nicht — ?"

Das Mädchen suchte und suchte nach dem Messer.

„Zuletzt sitzt gar du d'rauf!"

Er erhob sich; beide suchten.

Beide waren sich nahe — sehr nahe; ihre Blicke begegneten sich einen Augenblick — dann ihre Lippen . . .

Im Gesträuche rauschte es.

Die Beiden fuhren auf, das „Heizerl" und die „Kitzln" hüpften heran.

— Und das Käsemesser? —

In's Herz und in's Mark.

Zenzl maß mit der Hackenheb (Axtstiel) den Baumstamm und machte nach jeder dritten Heblänge ein Zeichen in die Rinde. Bei jedem Mark mußte abgeschnitten werden und das waren die Dreilinge.

Sali nahm die Säge und stellte sich damit an's erste Mark.

„Bist rechtisch?" frug sie.

Zenzl bejahte es.

„So ſtell' ich mich auf die Linke, ſo!"

„Schad' um ſo einen Baum, daß man ihn verbrennt," meinte der Burſche, „das gäb' ſchöne Läden für Bett und Heidl (Wiege)."

„Schneid'!" rief das Mädchen.

Sie ſetzten an, die Säge rauſchte durch das Holz.

Der Stamm war dick, — ſie waren noch nicht in die Mitte gekommen, als ſie ausſetzten.

„Aber nein, jetzt iſt der ſchon wieder müd," neckte Sali — dabei ſchnaufte ſie auch ſelbſt.

„Diandl, ich weiß was!"

„Nun, ſo red'!"

„Ein Buſſerl gib mir noch, dann bin ich ſtärker."

„Ja, Narren hat's geregnet! Zieh aus!"

„Wenn ich dich aber bitt, Sali!"

„Wenn ich aber nicht mag, Zenzl! — doch halt, ich weiß was und das thun wir. Wir ſchneiden jetzt ohne zu raſten, bis wir durch ſind. Jetzt merk' aber auf!" — ſie hob den Zeigefinger wichtig in die Höhe — „wenn beim letzten Zug die Säg' an deiner Seite niederfällt, ſo kriegſt ein Buſſerl, und fällt ſie an meiner, ſo —"

„Kriegſt du ein's," fiel ihr Zenzl luſtig in die Rede. Er war vor Freuden ganz witzig geworden, doch das Mädchen verbeſſerte: „Nein, ſo kriegſt kein's und jetzt gilt's."

„Iſt recht, es gilt!"

Wieder rauſchte die Säge. An beiden Seiten flogen die weißen Späne in das Moos und auf die Schuhe.

Nur mehr ein Drittheil. Beiden rann der Schweiß von der Stirne. Zenzl ſchnitt und berechnete die Züge und ſann

auf Vortheile. Sali ſchnitt und lächelte heimlich, ſie wußte, daß es hier keine Vortheile geben könne.

Die Säge rauſchte. Kaum ein Zoll war das zu Durchſchneidende mehr dick. Zenzl zog und ſchob und zog mit doppelter Anſtrengung – ſchier mit Herzpochen. Jetzt nur noch einige Züge, nur wenige — jetzt nein, aber jetzt — war's ab.

Zenzl hatte den letzten Zug, an ſeiner Seite fiel die Säge nieder.

„Gewonnen!“ jauchzte er und ging daran, ſeinen Preis zu holen.

„Jetzt kriegſt erſt recht kein's!“ kicherte das Mädchen — „gib Ruh, du Unend du!“

— Ihr war's aber doch recht.

„Bſt!“ liſpelte Sali plötzlich, „ſchau, ſchau dorthin, Zenzl!“

Der alte Lerchrinner ſaß auf dem Baumſtock.

Beide thaten, als ob ſie ihn nicht bemerkt hätten und machten ſich mit den Geäſten zu ſchaffen und gingen wieder zum Stamm und ſchnitten.

Der alte Mann ſtand auf und hinkte heran — „Zenzl!“ rief er kläglich: „Zenzl, aus iſt's!“

„Ah, der Vater iſt da! was gibt's, was fehlt, Vater?“

„Hört auf, hört auf zu ſchneiden, ihr ſchneidet mir Hände und Füße ab!“

Dieſe Worte ſtieß er in höchſter Aufregung, wie im Uebermaße des Schmerzes aus. Seine Mundwinkel zuckten, ſeine Glieder bebten.

Sali lehnte die Säge an den Baum, trat hin zum alten Manne und legte ihm, wie abkühlend, die flache Hand an die heiße Stirne:

„Ihr ſeid heut' wieder recht krank, Vater, ſetzt euch ein wenig auf's Graß!"

Sie führte ihn hin und war ihm behilflich, daß er ſich ſanft niederlaſſen konnte.

Auch Zenzl war ſtill und traurig geworden.

Der Kranke wurde ruhig und ſchien einzuſchlummern. Die beiden jungen Leute gingen wieder an die Arbeit.

Plötzlich ſprang der alte Mann empor und kreiſchte: „Jeſus Maria, mein Fuß! die Säge, die Säge weg! o, nicht ſo tief in's Mark! Kinder, beim Blut Chriſti ſeid gebeten, habt Erbarmen, laßt mir meinen Fuß — bis ich ſterbe!"

Zenzl und Sali waren wieder herbei geeilt: „Seid doch ruhig, Vater, wir thun euch ja nichts zu Leide und ihr werdet' wieder geſund."

Zenzl ſprach's mit feuchten Augen.

Sali barg ihr Geſicht in's Vortuch und weinte.

„Ich wieder geſund?" hauchte der Greis, dann lächelte er. Dieſes Lächeln war noch viel trauriger, als das Weinen.

„Gefallen und abgeſchnitten iſt der Baum," ſagte er, „ja — wenn er wieder ſteht und lebt und friſch und jung iſt, dann mag's ſein, dann werd' ich wohl gar wieder geſund. Aber da, da liegt er, und ihr ſchneidet ihn auseinander und mich — euern alten Vater auch!"

Der Mann faltete die Hände und betete. Der blaue Himmel ſpiegelte in ſeinem Auge.

Es war ein reicher, ſonniger Sonntag; — ſo viel Mark und Geſundheit keimte und ſproß — wäre denn kein Heil für den armen, armen Mann?

Es wäſcht ſich die Katz'.

Seit den Geſchichten auf der Höhe waren einige Wochen vergangen.

Einzelne Blätter an Linden und Eſchen und am Himbeerlaub färbten ſich gelblich und die jungen Schwalben, welche in der Scheune des Lerchrinnerhofes ihr Neſt hatten, flogen mit den Alten umher und zwitſcherten auf dem Kornfeld und im Krautgarten.

Zenzl und Bonifaz und Sali hatten das Ihre wohl gethan — der Baum von der Höhe und die Bäumchen am Rain lagen geſchält, glatt und weiß in der Kohlſtatt.

Der von Wäldern, Alpenhöhen und Felſen eingerahmte Morgenhimmel lachte mit tiefblauem Auge nieder in das Thal, in die Schlucht.

Es war zur Morgenſtunde; ſchon lag die Sonne auf der Spitze der Mitteralpe.

In der Kohlſtatt herrſchte reges Leben.

Es kollerte und hallte das Holz — es rollte, es pochte. Dazwiſchen klang manches Liedchen, natürlich und ſinnig und heiter und ſchuldlos — oft wohl auch tief ernſt, betrübt, klagend — Herzenslieder, wie ſie nur im Gebirge, im Reiche der ewigen Natur bedeutſam ertönen.

Zenzl und Bonifaz ſpalteten Holzblöcke und machten Scheiter für den Meiler.

Sali war eben mit der Frühſuppe vom Bauer gekommen, wo ſie nun faſt die ganze Zeit bei den Kranken zubringen mußte, denn das alte Paar hatte das friſche, fleißige, umſichtige, allſeitig ſorgende Mädchen ſehr lieb.

Zenzl ſtützte ſich einen Augenblick an die Hackhebe: „Biſt da, Sali, — wie geht's dem Vater?“

„Jetzt ſchläft er wohl, aber in der Nacht, mein, da iſt er gar ſehr drobweis (im Delirium) geweſen!“

„Iſt wohl recht zuwider, und der Mutter?“

„Ho, die iſt ſchon auf! heut hat ſie gar die Kühe gemolken und ſpinnen thut ſie rechtſchaffen; ei ja, die Mutter, die gefällt mir recht gut, ich mein', die wird doch noch einmal!“

Nach dieſem Berichte trat Sali in die Kohlſtube, ſetzte den Hafen mit dem Frühſtück auf den Herd, band das Tuch, in welches es gewickelt war auf, deckte es ab und ſchüttete die Suppe in eine Schüſſel. Hernach bedeckte ſie den rein gehaltenen, kleinen Tiſch, der aus zwei zuſammengefügten Brettchen beſtand, holte aus einem rußigen Schrank zwei Löffel hervor und ſchnitt Schwarzbrot auf.

Als ſie mit all' dem fertig war, rief ſie zur Thüre hinaus: „Jetzt kommt's zum Suppeneſſen!“

Und die beiden Holzhauer ſaßen um die dampfende Schüſſel, beteten laut das Tiſchgebet und aßen.

Sali aß nicht mit, ſie hatte oben mit den „Baterleuten“ ſchon gefrühſtückt. Sie beſchäftigte ſich jetzt mit den Ziegen, ließ den Hahn und die zwei Hühner in's Freie und fütterte die Katze.

Das war ihr ganzer, voller Viehſtand.

Auf einmal rief das Mädchen vom Stall herüber: „Mannleut, heut kommt noch wer, es wäſcht ſich die Katz!“

„Wer mag's etwa ſein!“ bemerkte Bonifaz, indem er

den Löffel auf den Tisch stämmte, „wohl gar ein Bot für ein krankes Vieh; aber heut könnt' ich nichts geben und wenn mir Einer die Haut über die Ohrwaschel ziehen thät, nur weil ich nichts hab'! Alleweil kann man nicht für Andere denken und schaffen, Unsereinem hat auch der Herrgott das weiß' Brot nicht auf der Haselnußstauden wachsen lassen."

Die Mehlsuppe mit dem Haferbrot war genossen.

„Gott vergelt's!" sagten die beiden Männer in frommer Weise und wischten am Tischtuch ihre Löffel ab.

Dann gingen sie wieder an die Arbeit. Die Stämme lagen in tausend Stücke gespalten, immer näher rückten sie dem Letzten, dem Verkohlen.

Dem Letzten? So ein Baum nützt nicht blos, so lange er steht und lebt und Schatten, Dach und Streu gibt — zum Besten erst dann, wenn er nicht mehr ist. In der Esse loht die Kohle noch mächtig auf, schmilzt und reinigt und verbindet und lebt dann fort in des Eisens Kraft und nützt.

Da steht der Baum wohl sehr über manchen Menschen! —

Vom Herrschaftswalde herüber hörte man Hundegebell und Schüsse.

Die Arbeiter bemerkten es kaum, endlich aber sagte Zenzl: „Schaut's, der Herr Röller hat heut ein Jagen, 's wird doch der Bär nimmer da sein, den sie in letzter Woche gesehen haben."

„Kann leicht sein," gab der Köhler zu, „so ein Rabenvieh geht nicht weg, bis es nicht ein paar Ochsen im Rachen hat; Fangeisen sollen sie in die Ameishaufen stecken, a halt

ja, ſo einem verwunſchenen Weber thät ich wohl noch geſcheit genug werden!"

Ohne ſich weiter um den Lärm im Walde zu kümmern, wurde wacker darauf los gearbeitet — Splitter und Spalten flogen nach allen Seiten.

Sali war wieder zum Bauer hinauf gegangen, verrichtete dort das Haus- und Stallgeſchäft, that mit den kranken Leuten herum und kam erſt zu ſpäter Mittagszeit mit dem „Eſſen" wieder in die Kohlſtatt.

„Meine Leut, ich muß Weihholz auf's Feuer legen," ſagte ſie, kaum angekommen, „ich mein', 's wird ein Wetter kommen, über der Mitteralm ſchaut's gar ſo wild her und wetterſieden thut's auch ſchon!"

Sie holte unter dem Gedecke Palmholz (getrocknete Weidenzweige) hervor, dieſe brach ſie in Stümpfchen zuſammen und legte ſie kreuzweiſe auf angefachte, glühende Kohlen.

Ueber der Alpe hörte man wirklich ein dumpfes Murren.

Die Männer gingen zum Mittageſſen.

Das Mahl, woraus es beſtand? — Halt Gottesſegen und ein geſunder Magen gehört dazu: Eine Schüſſel mit Salat in ſaurer Milch und ein dickes braunes Mus aus Waſſer und Roggenmehl. — Halt ja, Gottesſegen und ein geſunder Magen! —

Erſteren bringt die Zeit und der Glaube, letzteren das Holzſpalten; — die beiden Männer aßen und waren heiter.

Das dunkle Gewölke ſtieg immer weiter herauf, das Rollen des Donners wurde hörbarer. Ein grauer Schleier legte ſich über das Himmelsauge, der Sonnenſchein hatte ſich verzogen.

Die Gegend wurde ſtill, man hörte keinen Vogelſang.

Sali hatte ein geſchwärztes Crucifix von der Wand genommen und war damit hinausgegangen in's Grüne, dort machte ſie Kreuze gegen das herannahende Gewitter und betete.

Das iſt das Wetterwehren, auf daß das Ungewitter, wenn es durch eine Zauberei entſtanden oder ſonſt vom böſen Feind kommt, nicht ſchaden könne in Haus und Feld und Wald.

Von der Richtung des Gewitters flog ein Geier über die Kohlſtatt und den Anwachs dahin.

Sali ſprang in die Hütte: „Mannleut, betet doch nur gleich die Litanei, 's wird grob kommen!"

Auf dieſes Wort knieten die Männer nieder und Zenzl ſprach auswendig die Litanei von den Heiligen.

Draußen fielen einzelne, ſchwere Tropfen, ſo daß die Löſch emporſpritzte.

Ueber die Alpe zuckte ein blendend weißer Funken hin — ein ſtarker Donnerſchlag erfolgte.

„O mein Gott in deinem Reich, der Vater und die Mutter werden ſich aber fürchten, wenn ich doch oben wär' im Haus!" jammerte Sali.

Jetzt kam ein heftiger Guß.

Niederſauſende Tropfen zertheilten ſich in viele und ſpritzten hoch auf, bald bildeten ſich auf dem ſchwarzen Boden kleine Bächlein und dieſe vereinigten ſich wieder zu Bächlein und Bächen.

Durch das Donnern und Waſſerrauſchen wurden von außen Menſchenſtimmen vernehmbar. In demſelben Augenblick

ſtürzten mehrere Männer in Regen gebadet, aber erhitzt, mit Jagdtaſche und Gewehr in die Hütte.

„Jeſſes, die Jäger!“ hauchte das erſchrockene Mädchen und ſchlug ſich ſchnell das Halstuch um, welches es in Tages- und Arbeitshitze nicht benützt hatte.

„Guten Tag, Leutl! — müßt ſchon erlauben, es hat uns der Regen überraſcht!“

So rief Einer im Hereineilen. Der Gewerksherr Röller war's, ihm folgten ſeine Begleiter, der Pfarrer, der Schulmeiſter, der Dorfarzt, der Förſter und ein fremder Herr.

Jetzt war die Köhlerhütte ſchier zu enge.

Während Sali eilig das Geſchirr und das Eßzeug vom Tiſchchen räumte, ſtanden die Holzhauer auf, thaten ehrerbietig und erfreut über die unverhoffte Einkehr ſolcher Gäſte.

„Ihr kommt ſo oft ins Dorf,“ meinte der Pfarrer, ſeinen Doppellauf in eine Ecke lehnend, „und immer findet ihr bei uns Dach und Fach, nun müßt ihr da im Thale uns auch einmal beherbergen. Iſt aber ein beſchwerlicher Weg da herein!“

„'s geht an, Hochwürden, wenn man geſund iſt,“ entgegnete Zenzl und haſchte nach des Pfarrers Hand, daß er ſie küſſe.

„Wer hätte das Wetter heute am Morgen geahnt — man ſollte glauben“ — ſchnaufte der Schulmeiſter, trocknete mit dem Schnupftuch ſein Geſicht und griff gelegentlich um die Doſe: „Aufzuwarten, Herr von Röller?“

Der Angeſprochene hatte ſich bereits nach dem übrigen Theil der Hütte umgeſehen und hatte ſchon dem ſchämigen Mädchen die Hand zum Gruß geboten.

„Ei, da ist man erstaunt, wie sich der Herr von Röller gleich an das zarte Geschlecht macht! man sollte glauben!“ sagte der Schulmeister und lachte sehr über seine Bemerkung.

Bonifaz starrte in den Regen hinaus und sagte: „Hab mir's wohl denkt, 's hat gestern spät Abends der Hahn kräht und da kommt immer grob Wetter — nein, weil's nur nicht schauert, Gott sei Lob und Dank, 's ist der Hafer noch auf dem Feld und wenn's uns den herausschlagen thät, da könnten wir unsere Mägen gleich einsalzen lassen. Ja, ihr thut lachen, 'ich bin halt ein G'radhinaus und ich red', wie ich's versteh'. — Schau, jetzt wird's schon schön und dann geh'n wir wieder Holz klieben, Zenzl.“

Röller erkundigte sich um das Befinden von Zenzl's Eltern. Der Bursche schüttelte traurig den Kopf.

„Die Frau Mutter wird werden,“ sagte der Dorfarzt, der beide behandelte, „aber der alte Mann! — Der hat's im Kopf. Die Kohlgeschichte und der Baum! Ich hatte gemeint, wenn er den Baum umhaut, um seinen Wahn zu beruhigen, so wird's etwa gut, und jetzt ist's der umgehauene Stamm. Es ist merkwürdig, der arme Mann ist wie mit dem Holze verwachsen — es hat sich daraus ein ganz eigenthümlicher psychischer Zustand entwickelt.“

„Als ob der Wald dem Manne feindlich wäre,“ bemerkte der Pfarrer, „zuerst die Kinder und jetzt — aber vielleicht hat der Zustand in jener früheren Zeit seinen Ursprung.“

„Der Lerchrinner war der Baumtod,“ sagte der Förster, „ich vermesse mich zu keinem Urtheil, aber ein Frevel war's, den ganzen herrlichen Wald hinzuschlachten, ein Frevel an Grund und Boden, ein Frevel an den Kindern. Der gemor-

dete Wald rächt ſich — wenn das Alle wüßten! — Früher waren beſſere Zeiten, heißt es, das Feld war fruchtbarer, die Viehzucht kräftiger; — jetzt erlahmt der Boden, kältere Winde ziehen. Aber in den beſſeren Zeiten ſtand der Wald und befruchtete durch geregelte Feuchtigkeit das Feld, die Wieſe, die Weide und mäßigte die Temperatur; über den Schlachtfeldern des Waldes trauert die Natur und ſelbſt die Sonne beginnt zu ſiechen."

„Baum und Bauer gehören zuſammen," verſetzte der Schulmeiſter, „wohl lebt der erſtere ohne den letzteren, aber ſtirbt der Baum, ſo ſtirbt der Bauer. Man ſollte glauben—"

Der Schulmeiſter kam in ſeiner Rede nie, oder nur höchſt ſelten über ſein: man ſollte glauben hinaus.

So tauſchten die Männer ihre Meinungen aus, der Gewerkherr ſelbſt theilte ſeine Anſicht mit dem Förſter, er ſagte, daß er dem Lerchrinner in früheren Jahren mehrmals gerathen habe, mit dem Schlagen des Waldes einzuhalten.

Ueber den Zuſtand des Bauers kamen ſie darin überein, daß er das Abfallen der Blätter nicht überleben werde.

Mittlerweile war das Gewitter vorüber gezogen und durch die Wolkenriſſe blickte das blaue Himmelsauge wieder auf den funkelnden, friſchgrünen Anwachs und auf die Kohlſtatt.

Zenzi und Bonifaz gingen wieder an die Arbeit.

Sali hatte den Herren Käſe vorgeſetzt; ſie ließen ſich ihn ſchmecken.

„Die Jager und die Hund,
Freſſen gern' alle Stund'"

ſagte der Förſter und man lachte.

„Schon oft habe ich die oberſteieriſche Käſe rühmen

gehört, nur habe ich bis heute ſolche nicht gegeſſen," bemerkte der Fremde und griff tapfer zu.

„Ei, da im Meſſerheft ſteckt gar eine Graßnadel, oder wie ſie das Ding da nennen," ſagte der Schulmeiſter, „man ſollte glauben —"

Sali wendete ſich gegen den Herd und wurde roth. Dann ging ſie in den Stall, um die Ziegen in's Freie zu laſſen.

Röller verließ ebenfalls die Hütte und ging dem Mädchen nach. Sie blieben lange zuſammen im Stall; ſie hatten Wichtiges zu beſprechen.

Die Geſellſchaft ſchmunzelte und that verſchiedenartige Bemerkungen.

Röller war ein greiſer Mann!

Holz- und Herzglühen. Ein junger Sproſſe.

Mitten in der wunderbaren Werkſtatt der Natur, mitten in Waldesgrün und Sonnenglühn, mitten im Waſſerrauſchen und Vogelſang — mitten, mitten im Leben und Weben, und doch einſam ſteht der glühende Kohlenmeiler. Wie das Gold und die Unſchuld, ſo rein glüht das Feuer in ſeinem Innern, im Herzen; weiß, wie das Bild der Freude und Seligkeit, entringt ſich der Rauch ſeiner glühenden Geburtsſtätte und ſteigt langſam und ſtill gegen das Blau des Himmels auf!

So denke ſich der Glaube den Geiſt, welcher der heißkämpfenden Bruſt entflieht — aufwärts, aufwärts!

So denke ſich die Hoffnung das Gebet, welches dem glühenden, bedrängten Herzen entſteigt — aufwärts, aufwärts!

So denke ſich die Liebe das Brandopfer glühen und lohen. —

Und der Kohlenmeiler war ja auch ein Brandopfer — das Brandopfer eines Brautpaares, dargebracht für ein krankes Vaterherz! —

Eines Brautpaares?

Trotzdem und trotzdem! Die Wirthſchaft verlangte es und während des Kliebens und Auflegens der Scheiter zum dreireihigen, dreiſtöckigen Meiler, während des Einhüllens desſelben mit Reiſig und Löſche und während des Anzündens war es richtig und ernſt geworden.

Der Vater hatte in einem lichten Augenblick geſagt: „Haſt recht, Zenzl, die Sali iſt ein gutes, rühriz's Weiberl: wenn ſie auch nichts hat, ſo hat ſie doch was, Bub, ſie hat doch was! Geſunde Glieder hat ſie und ein gutes Herz; — hat deine Mutter auch nicht mehr gehabt — was willſt denn noch? Thu' hauſen und wirthſchaften mit ihr, bleib brav und in Ehren — ſei genau auf Maß und Gewicht und gib Jedem, was ihm gehört. Wo iſt denn das Mädl? Geht her, all' zwei, ſeid recht glücklich in Haus und Stall, in Feld und Wald und in der Sterbſtund. Meinen Segen habt ihr, Amen! — Und wenn ich nicht mehr bin," ſetzte er noch hinzu, „vergeßt an das Kreuzlein nicht, oben — das bitt' ich euch!"

Mütterlein lächelte und küßte die Kinder und zuletzt gar auch den Alten.

Der Bonifaz hatte geſagt: „Hab's ſchon lang gewußt, wo der Bartl den Moſt feil hat; eine Spul' im Sack, das Stroh im Holzſchuh und ein Mädl im Haus läßt ſich nicht

gut verſtecken. Und mir iſt's recht, habt's euch gern und ich bleib' bei euch, ihr müßt ſchauen auf mich und ich ſchau euch auf's Vieh und auf die Kinder und lern' ihnen das Kohlen und das Viehärzten."

Dabei war er glücklich, daß er wie toll und kindiſch herum rannte und ſchier auf den Meiler vergaß, wenn er ausbrannte.

Beim Pfarrer war's auch in der Richtigkeit und es hatte auch Herr Röller viel mitgeſprochen.

Und ſo war's ins Reine gekommen und bis der Meiler verkohlt, ſollte die Hochzeit ſein.

Am erſten Sonntag nach Michaeli wurden es fünfzig Jahre, ſeit der Lerchrinner ſeine Hausfrau heimgeführt hatte, und jetzt — nach fünfzig Jahren, ſollte er ſeine Hausfrau wieder heimführen — der junge und der alte!

Auch der Alte! — Es gibt eine goldene Hochzeit. Herr Röller hatte mit dem Pfarrer und mit dem Gemeindevorſteher davon geſprochen. Wenn die Alten nur entſprechend wohl ſind.

Immer näher rückte Michaeli heran, immer kleiner wurde der ſchwarze, dampfende Haufe in der Kohlſtatt. Der Köhler hatte diesmal beſonderen Fleiß mit Meiler und Kohlen — als ſollten dieſe Kohlen in eine gar eigene Eſſe kommen — in eine Eſſe, wo zwei Menſchenherzen zuſammengeſchmiedet werden für Zeit und Ewigkeit.

Das erſte Aufgebot von der Kanzel war ſchon geſchehen. Die Brautleute hatten recht viel zu thun; da gibt es Vorbereitungen für Brautkleider, Kränze, Bänder, für die Hochzeit-

gäſte und beſonders für die „jungen Leut", wie man die Kranzjungfrauen und ihre Burſchen nennt.

Dieſe letzteren mußten wohl wenigſtens vier Paare ſein.

Sali hatte auch heimliche Geſchäfte.

Die „Vaterleut" waren ruhig, aber einmal hatte der Alte wieder Alle erſchreckt. Er fantaſirte in der Nacht fürchterlich; es ſei heiß, man möge ihn doch aus dem Meiler ziehen, Hände und Füße ſeien ſchon verkohlt, man ſoll ihm doch um des Himmels willen Herz und Seele nicht verbrennen, und er ſchrie laut und rief zur Jungfrau Maria!

Seitdem waren mehrere Tage vergangen und er war doch wieder ruhig. So oft von dem nahen Ehrentag und von der goldenen Hochzeit die Rede war, klärte ſich ſein Blick und er lächelte zu ſeiner Ehhälfte.

Am erſten Tag nach Michaeli „ſtörte" Bonifaz und dämpfte die letzten, glühenden Kohlen im Waſſerkübel.

Wieder raſſelte nach längerer Zeit ein Kohlenfuhrwerk vom Hohlzaungraben gegen das Röller'ſche Gewerk.

Und endlich kam der Vorabend.

Haus und Hof hatte Alles ſchon bereitet, aber Braut und Bräutigam hatten noch Vieles zu thun. Mütterchen trug ſein Spinnrad in die Dachkammer hinauf, nur hatte es der Sali noch früher die Strähne gezeigt, die es im Sommer über geſponnen.

Väterchen ging gar rüſtig in Haus und Hof umher und ohne Rock, wie einſt; er hatte bereits ein neues Hemd an, wie es der Gemeindevorſtand, der Brautführer war, ſchickte. Er äußerte heute, da der Abend gar ſo ſchön und heiter ſei, den Willen, den Baumſtock auf dem Sturmkogel

zu beſuchen. Zenzl fürchtete, daß der Vater dadurch wieder in eine neue Gemüthsaufregung kommen könnte und machte Vorwände: Es ſei ſo dämmig (ſchwül) geweſen den Tag über und es käme ſicher noch ein Gewitter.

Der Alte ſchwieg. Dann ging er zu ſeinem Weibe und theilte dieſem ſein Vorhaben mit. Sein Weib war einſtimmig und bereit.

Durch das Gebrände und den Anwachs ſchritten im Abendglühen zwei alte Leute gegen die Sturmhöhe hinan.

Beide hatten Stöcke und eines ſtützte ſich an das andere. Anfangs eilten ſie, wie flüchtig, als ſie aber den Hof hinter ſich hatten, gingen ſie langſamer, blieben oft ſtehen, ſahen einander ſtumm an und waren froh.

Morgen ſollten ſie ihre goldene Hochzeit feiern!

Mit Mühe kamen ſie die ſteile Höhe hinan — doch endlich waren ſie oben. Es war der Sturmkogel, aber kein Sturm brauſte, ein wohliges Lüftchen zog.

Die trüben Augen des alten Lerchrinners irrten unſtät und ſuchend umher. Das, was er meinte und ſuchte, war tief unten, war verkohlt — verkohlt. Traurig fiel ſein Blick auf den breiten, weißen Stock, auf dem der Baum geſtanden. So lange hier das Kreuzlein nicht eingeſchnitten, war ja noch nicht Alles aus.

Jetzt — du Liebe Gottes! was iſt das? —

Der Greis that einen Schrei, einen Juchſchrei, wie vor fünfzig Jahren ſo hell und heiter, und die Berge thaten ihm 's nach.

Ganz nahe am Stock, ſchier mit demſelben verwachſen, ſtand ein junger Fichtenbaum, lebend, friſch und grün, —

leise fächelte er mit seinen zarten, schlanken Aesten, als wollte er das Greisenpaar recht fröhlich, recht herzinnig begrüßen.

„Katharine!“ jubelte der Lerchrinner, „jetzt schau! der junge, lebendige Baum! ich werde wieder gesund!“— Weinend fiel er dem Weiblein um den Hals.

Die Beiden traten nun zum Bäumchen, betasteten die Aeste, den Stamm, sogar die Wurzel; — wahrhaftig, es keimte und wuchs und der alte Mann fühlte, wie es keimte und wuchs.

Im Gehöfte begann es zu dämmern.

„Es ist Zeit zum Rosenkranz!“ sagte der junge Lerchrinner, aber Sali frug: „Wo sind denn die Vaterleut?“

Man suchte, sie waren im ganzen Gehöfte nicht zu finden. Man wurde ängstlich, endlich fiel es Zenzi ein, daß der Vater für den Abend auf den Sturmkogel gehen wollte. Schnell hing er den großen, hölzernen Rosenkranz, die „Hausbeten“, wieder an die Wand und verließ das Haus.

Sali begleitete ihn; sie war heiter, während dem Burschen um die kranken Eltern bangte.

In einer Viertelstunde waren sie auf der Anhöhe; dort standen sie still und sahen und lauschten.

Das Greisenpaar kniete am Baumstock und hielt die Hände gefaltet.

Die sanfte Abendröthe beleuchtete ihr Gesicht — noch mehr verklärte es die Freude — die Freude!

Die Sonne war unten, noch glühten die fernen Kanten der Alpen im Abendschein. Es war ein Leuchten, ein rosiges Weben und Vergehen, ein Blühen und Glühen außen und im Menschenherzen!

Auch Zenzl und Sali auf den Knieen.

Zwei Brautpaare! Hier eines, mit blühenden Wangen und Lippen, mit klaren, frischen Augen, mit lockigem Haar, bekränzt von Jugend und Unschuld, von den Fittigen der Hoffnung getragen, umstrahlt und umwebt von Natur und Liebe — glücklich, überglücklich!

Dort eines, niedergebeugt von Alter und Schicksal, mit eingefallenen, durchfurchten Wangen, mit erlöschenden Augen, mit bleichen Haaren — eine lange Reihe kummervoller Jahre durchwandert, ein' wehevolles Leben hinter sich und vor sich die Grube; aber kindlich glaubend, gewahrt und geleitet vom Engel der Liebe, angelangt am ruhigen, lichtstrahlenden Abende des Lebens!

Und das Bäumchen am Stocke — wie ein Christbaum war es, so heilig und hehr, milde Früchte tragend den beiden Paaren. Dem Brautpaar an des Lebens Morgen Kindesliebe, Hoffnung, Freude; dem Brautpaar an des Lebens Abend Genesung, Beruhigung, seligen Frieden!

O, leuchte fort, du wonniges Abendglühen — wehe nur, Lüftchen, umwoben vom rosigen Lichte; — fröhliche Nachtigall du, singe dein lieblichstes Lied! —

Als die vier Glücklichen dem Gehöfte zuwandelten, hatte Väterchen oben seinen Stock vergessen.

Wie 's in der Bibel steht.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei! steht es zu Anfang des heiligen Buches.

Das ist ein wahrer Satz, den wissen und an den glauben Alle, haben sie jenes Buch gelesen oder nicht.

In der Dorf- und Pfarrkirche, nahe an den Altarſtufen ſteht heute ein rothbedeckter Betſtuhl und in dieſem ſitzen die zwei Paare in Freude und Brautſchmuck.

Das eine der Paare feiert die goldene Hochzeit, das andere die eiſerne, — doch, wir wiſſen es ja.

Wie Kohlen glühen und im Feuer Eiſen mit Eiſen verbinden, ſo iſt auch — — kurz, der Traualtar iſt eine Schmiede und Eſſe, die Lieb' iſt glühende Kohle und des Prieſters Wort und Segen iſt der Hammer. So wird hier gehämmert und geſchmiedet ein ehernes Band, treu und ſtark und innig, bis der Roſt der Grabeserde es löſet! —

Die Bräute weinen, als ſollte Rosmarin und Herzenstroſt und Nelke an ihrer Bruſt durch Thränen neu aufgefriſcht werden — und die Sträuße grünen und blühen ohnehin ſo lebendig. Zenzl ſchlägt ſein Auge gegen den Stein, auf dem er kniet — der bedürfte doch gewiß keines Tropfens Friſche! Der Jüngling iſt ergriffen von dem weihevollen Ernſte, der ihn umweht. Er thut als ob er ſich die Haare aus der Stirne ſtreichen wollte und fährt ſich bei dieſer Gelegenheit über das Auge.

Väterchen blickt auf ſeine geſchmückte Braut — die iſt ganz weiß und hat ein grünes Kränzlein auf — ſchier ſo holdſelig, wie vor fünfzig Jahren! Dann läßt der alte Mann den Blick auch auf ſein Eigenes gleiten; hat er nicht etwa dieſelbe hirſchlederne Hoſe mit den weiß ausgenähten Streifen und Blumen und den ſchwarzgrünen Rock mit ſeinem hochaufgeſtülpten Kragen und den breitkrämpigen Filzhut mit dem grünen Band und der breiten Silberſchnalle und den Hahnfedern — wie heut vor fünfzig Jahren? — Und in's Knopf-

loch an der linken Seite hatte ihm Sali einen wunderprächtigen Strauß gesteckt. Der Greis lächelte, weinend lächelte er — dann schämte er sich dessen.

Sali trägt ein weißes Kleid mit rothen Bändern ausgeschmückt und über dem sorglich getheilten, geflochtenen Haar liegt der Kranz. Der Kranz ist einfach und frisch — eben wie er aufwächst draußen in der freien, sonnigen Welt.

Was wohl um den Hals so glänzt und funkelt! Herr Röller steht an der rechten Seite, der weiß es.

Heute war's Jedem im Dorfe klar, warum der Schneidermeister die ganze, letzte Woche hindurch Abends nicht zum „Löwen" kam — Zenzl stack in einem vollkommen neuen — fast modernen Anzug aus feinem Tuch und Gemsleder, aus gefärbter Wolle, ja gar aus Seide, wie der grüne Hosenträger, das rothe Halstuch und das Hutband!

„Hat doch noch was, der Lerchrinner!" flüsterten sich ein paar Bauern zu; — wer weiß? —

Vollständig ganz von Allen aber war doch nur Einer, der Bonifaz! — Hohe, glänzende Stiefel hatte er an und um den grauen Rundhut trug er Schnüre und Fransen und seltene Federn und einen echten Gemsbart! Er stand neben dem Bürgermeister nicht weit hinter den Brautleuten; man konnte ihn nicht übersehen — auch den Hut hielt er so, daß ihn Jeder und Jede und Jedes wohl bemerkte. Aber tauschen hätte er heute mit Niemandem mögen. Für das junge Paar hatte er gute Hoffnung, heute, als er am frühen Morgen aus der Hütte ging, lief ihm ein Eichhörnchen gerade über den Weg — ein gutes Zeichen!

Hinter dem Köhler kamen die „jungen Leut“ und die Uebrigen. Es waren Viele.

Jetzt fiel der Tusch (Intrade) ein und bald darauf ein lauter, schallender Festmarsch. Gar der Schulmeister wollte sich heute zeigen und als Alle nach der Musik auf den Chor schauten, da war er so selig, daß er Jedem, der ihm in den Weg kam, seine Dose aufwartete. Solche Festtage schüttelt man aber auch nicht jeden Tag aus dem Aermel heraus.

Der Pfarrer kam und die kirchliche Handlung begann. Das alte Paar wechselte die Ringe, wie vor fünfzig Jahren. Der Pfarrer sprach von der Weihe und Bedeutsamkeit einer goldenen Hochzeit und wünschte eine solche auch dem jungen Paare.

Da weinten Viele, der Schulmeister hatte schier den Tusch versäumt, so sehr war er gerührt.

Nun kam der Brautführer und brachte Wein, der in der Kirche getrunken wurde und nach diesem gingen Alle in's Freie.

Als sie unter Gejauchze und Musik gegen das Wirthshaus zogen, flog ein bunter, großer Vogel über das Dorf. Alle sahen gegen Himmel zum wunderbaren Thier, aber plötzlich rief der Brautführer aus: „Kruzitürken, die Braut ist weg!“

Und sie war weg.

Der Vogel war aus Papier und künstlich fliegen gelassen. Das hatte der Grubbauer Franz gemacht und während die Aufmerksamkeit dem Vogel zugewendet war, hatte er die Braut entführt.

In der Kneipe beim Krappelschuster wurde er mit seinem Raube eingeholt, aber er hatte schon einen großen Humpen Wein durch die Gurgel gejagt, und der Brautführer mußte zahlen.

Diese Sitte des Brautentführens ist in den Gebirgsländern weit verbreitet.

In's Hochzeitshaus angekommen war es zum „Krautsalzen" in der Küche; die Braut muß nach dem Gebrauche für das Küchenpersonale eine handvoll Silbergeld in den Krauttopf werfen. Da war Sali sehr verlegen, aber Röller hatte ihr heimlich Salz in die Hand gedrückt und so that sie nun das Ihre.

Die Musikanten spielten dabei frisch auf und dann — die Zimmer und Tische waren ja längst bereitet — gingen sie zum Essen.

Die Ehrenplätze neben den Brautpaaren nahm Bonifaz, der Brautführer und Röller ein.

Es war ein lustiges Schmausen; die alten Lerchrinner'schen lächelten beständig und der Köhler sagte ein um das anderemal: „Wenn nur auch die Meine noch leben thät, die Meine!"

Das alte Paar war schier so gesund, wie das junge; der Vater war's erst seit gestern! Ja, das war ein Werk von der Sali, das sie ihren Enkeln und Urenkeln noch erzählen wollte. Sie war's, die vor mehreren Tagen das Bäumchen oben — pst! — Mütterchen und Väterchen dürfen es ja nicht wissen — das Bäumchen muß von sich selbst gewachsen sein, aus dem Boden und dem Samen des Alten!

Zenzl und Sali lächelten heimlich zusammen. —

Das Beſte kam erſt am Abend.

Juſt, als die Muſik von Neuem losging und der „Speiſemeiſter“ die Kerzen in ihren hellgeputzten Leuchtern auf die Tiſche ſtellte, war's.

Zuerſt ſangen ſie Lieder.

Der alte Lerchrinner war dabei der Erſte und der Sangmeiſter. Da ſang er:

„Möcht a Weinkolta ſein,
Kehrad überoll ein,
Sprechad überoll zua,
Bis ih buſſlt här' gnua!“

Und gleich darauf:

„Hiazt brauch ih zwoa Herzln,
A kolſch's und a treu's,
Hiazt hon ih zwoa Diandln,
An olt's und a neu's!“

„Nu, ihr Hallodri, geigt's nach!“ rief er den Muſikanten zu, und dieſe ſpielten ſeine Arie nach.

Und der alte Lerchrinner hatte auch noch eine Stimme!

„Jetzt macht's mir aber das auch einmal nach!“ ſagte er lachend und ſang mit ſonderbar hüpfenden Tönen:

„Z' Grobnegg draus
Is an Egghaus,
Is an olt's Weib
Hoaſit Michel;
Hot a krumpe Noſn,
Kann Trumpetn bloſn,
Hot a Maul
As wia Sichel!“

Da lachten sie und die Musikanten konnten es doch nicht nachmachen.

Der Alte war aufgestanden und blickte stolz umher, als wollte er sagen: Wer kann noch so was, wer? —

Man hatte es bei all dem Singen und Klingen gar nicht bemerkt, daß sich Röller hinausgeschlichen hatte. Mit einenmale hörte man jetzt draußen in der Vorstube lebhafte Bewegung, an der Thüre erschien der Wirth mit zwei brennenden Kerzen und neben ihm kam Röller herein, der eine Last auf der Achsel trug. Er schritt mit derselben in die Mitte des Speisezimmers, dort stellte er sich auf den Boden.

Es war eine nagelneue, fein gearbeitete Wiege! —

Lachen und witzelnde Bemerkungen wollten von allen Seiten losbrechen, aber freundlich ernst gebot Röller Ruhe.

In der Wiege lag ein in ein weißes Linnen geschlagener Gegenstand, welcher nach Andeutung des Gewerksherrn der jungen Braut zum Hochzeitsgeschenke bestimmt war.

Sali erröthete, Alle sahen sie an. —

Euch Leser aber bitte ich, nur nicht gleich zu argwöhnen, — was in der Wiege lag, geschlagen in weißes Linnen, war allerdings klein, lieb, aber — alt.

Röller stellte sich mitten in das Zimmer und hielt folgende Rede:

„Verehrungswürdige Gesellschaft!

Der Tag, den wir heute durchjubelt, das Fest, das wir gefeiert haben, ist im Menschenleben das Erfreulichste. Es ist vielleicht ernster, bedeutungsvoller, heiliger, als sich's Mancher vorstellen mag, aber die heiterste Freude, die wir in solcher Feier empfinden, ist gewiß am Platze. Besonders heute. Die

rosige Jugend und das ehrwürdige Alter hält Hochzeit. Zwischen diesen beiden Paaren liegt ein halbes Jahrhundert mit seinen Frühlingssonnen und Winterstürmen, mit seinen Freuden und Schmerzen! — Das Schicksal hat diese Haare sehr gebleicht. — Fragt den Greis, der heute ein Fröhlicher ist unter den Fröhlichen, fragt ihn nach kummervollen Tagen, thränenreichen Nächten — er weiß davon zu erzählen. Fragt die Greisin, wie einer Mutter um's Herz ist, wenn man ihr ihre Kinder in's Haus trägt — blutig — zerschmettert — verkohlt! — — Doch, wozu heute den Schmerz aufwecken; nach heißem, stürmischem Tag ist ja eine milde Abendröthe erblüht. Herzlich wollen wir uns dieser freuen.

Ein anderer Gegenstand aber ist's, über welchen ich heute einige Worte sprechen will. Unweit des Lerchrinnerhofes stand vor wenigen Wochen noch ein großer, herrlicher Fichtenbaum, der letzte in Lerchrinners Gebiet. Krankheiten und verschiedene Unglücksfälle verwirrten den Sinn des wackeren Bauers, und er wurde vom Wahne gepeinigt, als sei er dem Werksherrn, dem er seinen ganzen, großen Wald zugeführt auch noch das Letzte schuldig und er fällte den Fichtenbaum. Ich, der Werksherr, aber versichere feierlich, daß ich in diesem Belange keinen Heller nehme, noch nehmen dürfte; im Gegentheile, ich versichere, daß ich den Aufschwung meiner industriellen Thätigkeit nur dem mir seit vielen Jahren reichlich herbeigeschafften Kohlenbedarf verdanke. Ich, aus eigenen Waldungen wäre denselben nicht zu decken im Stande gewesen. Lerchrinner half aus der Verlegenheit, er ist also der Gründer eines sehr bedeutenden Theiles meines Vermögens. Vor Gottes Recht stehe ich ihm heute als Schuldner gegen

über und die Gesellschaft wird mir beistimmen, wenn ich heute, um das alte Brautpaar zu ehren, dem jungen ein kleines Hochzeitsgeschenk mache. — Ich bitte dich also, du junges Brautpaar, daß du von deinem Gönner diese Wiege zum Gedenken nehmest. Sie wird kein überflüssiger Hausartikel sein. — Diese Wiege wird um so willkommener und heute eines Brautgeschenkes würdiger erscheinen, wenn ich sage daß sie aus dem Holze jenes Baumes verfertiget ist, welcher im Leben des Vaters, wie in den Brauttagen des Sohnes eine so bedeutende Rolle spielte. — Verkohlt, meint ihr, sei die Fichte? Allerdings bis auf den sogenannten Stockdreiling, den mir Sali, ohne wohl zu ahnen wozu, auf meinen Wunsch heimlich zur Seite bringen half. Das ist die Thatsache. Und hier in der Wiege finde ich noch eine Kleinigkeit — zwar kein Lerchrinner'scher Sprosse noch — aber auch nicht ganz zu verschmähen. Das gehört ausschließlich der Braut zum Heiratsgut, das sie ihrem jungen Gatten mit in's Haus bringe."

Nach diesen Worten legte der Werksherr den in die Leinwand gewickelten Gegenstand auf den Tisch vor die tieferröthende Braut.

Dann schloß er:

„Ich wünsche vom Herzen, daß dies mein Schärflein wohl aufgenommen sei und reichlich Zinsen trage. Das Hausgeräth aber — von der letzten Fichte stammend — sei den zahlreichen Nachkommen im Lerchrinnerhause eine gesegnete Lagerstätte; es werde alt sammt dem Geschlechte, bis einst die Ururenkel unter Schutz und Schatten eines neuen, kräftigen Hochwaldes sich erfreuen!"

So hatte Röller gesprochen und „Amen, Amen!" er-

ſcholl es von allen Seiten und das Aufjauchzen der Pfeifen und Trompeten hieß ebenfalls: Amen, Amen!

Endlich nahm der Brautführer den eingehüllten Gegenſtand, auf welchem alle Augen der Frauen und Männer ſtets ununterbrochen gehaftet waren, und ſchlug die Leinwand auseinander.

Ein blaues Päckchen kam zum Vorſchein und das enthielt — wir glauben es der Ueberſchrift: hundert Dukaten! —

Das Kreuzlein im Stock.

„Nutz Heidl,
Nutz Heidl,
Greane Stäudl,
Rothe Bleamerln dron,
Das Seppert ſchlaft ſchon!"

Großmütterchen ſang's und ſah ſüß beſorgt auf das lächelnde, nur wenige Monate alte Bübchen und hopſte: „Nutz Heidl, Nutz Heidl!"

Die Wiege war nicht mehr ganz neu; ſeit dem Hochzeitstage war ein Jahr verfloſſen.

Vater und Mutter ſind auf dem Felde beſchäftigt und ernten und ſäen für's künftige Jahr. Aehndl Bonifaz füttert und ſtriegelt das Vieh und treibt es auf die Weide.

Großväterchen ſitzt auf der Ofenbank am hölzernen Geländer, hüſtelt und greift oft an die Bruſt.

Und Großmütterchen ſitzt auf dem Dreifuß, ſingt und ſieht ſüß beſorgt auf das Büblein. Dieſes thut, als ob es die Lieder gar ſchon verſtände, es lauſcht und lächelt.

Haſt recht, Kleiner, lauſche und lächle, nie in deinem

Leben wirst du mehr einen Gesang hören, der schöner wäre als Großmutters Lieder an der Wiege!

Lange richtet das Sepperl sein Aeuglein auf die Sängerin, dann auf die Stubendecke und ließ sie endlich langsam zusinken.

Jetzt schlief es und träumte von den Engelein.

Der Gesang verstummte, die Wiege blieb stehen, die Ahndl (Großmutter) nickte und nickte und war auch eingeschlafen.

Ein heftiger Hustenausbruch des alten Gatten weckte sie wieder. Sie stand auf und ging zum Ofen: „Geh, Seppel, trink einen Thee, halt dich doch schön warm auf der Brust! ei wart, ich bring dir deinen wollenen Brustfleck."

„Der Baum wächst auf, und ich muß doch fort!" sagte der Kranke traurig, „aber jetzt geh' ich ja gerne, ich bin ein alter Mann. Geh, Kathel, thu' dem Sepperl die Fliegen vom Gesicht wegjagen!"

Sie that's und reichte dann dem Manne die erdene Theeschale.

Der Greis war ruhig, er lächelte oft und er sah oft seinem kleinen Enkel und Namensbruder in das holde, weiße Gesichtchen.

Man sagte, der Kleine sehe ihm gleich, wie herabgerissen.

Wenn der Husten mitunter ein Viertelstündchen ausblieb, so wurde der Alte gesprächig. Einmal sagte er zu seinem Weibe: „Alte, ich sag, der Lerchrinner stirbt nicht aus!"

„Und die Lerchrinnerin auch nicht!" lächelte das Mütterchen mit bedeutungsvollem Kopfnicken, „Seppl, ich hab' gestern wieder was wahrgenommen!"

„Wart nur du, du biſt ſchon die Rechte!“ ſagte er heiter und drohte mit dem Finger — dann kam wieder der böſe Huſten.

— — Der Abend war warm und heiter. Als die „Jungen“ vom Felde heimkehrten und Bonifaz das Vieh in den Stall that, flogen in Haus und Hof luſtig die Schwalben umher.

Wohl waren die Eſchen und Ahornblätter zu tauſenden fahl und gelb, viele lagen gar auf dem Boden umher, aber der Himmel war licht und die Wolken leicht und goldig, wie im Frühling.

Darum waren auch die Schwalben noch da.

Väterchen war heute lange im Freien und kam erſt in ſpäter Dämmerung, als ihn ſeine Gattin ſchon lange vermißte, in die Stube.

Bevor er zu Bette ging, hatte er das kleine Sepperl recht lange im Arm und er ſcherzte mit dem Kinde und trillerte ihm ein Abendliedchen vor.

„Er wird doch wieder beſſer,“ tröſtete ſich Sali und Zenzl entgegnete: „Wenn's Gottes Wille iſt.“

Als der letzte Tagesſtrahl erbleicht, war das Licht im Lerchrinnerhof erloſchen.—

Aber, am andern Tag, noch bevor der Morgen graute, brannte in der Nähe des Lerchrinnerhofes ein großes, helles Feuer. Die Nachbarn, die es ſahen, beteten für einen Verſchiedenen. — —

Draußen im Dorfe klangen die Glocken hell und feierlich.

Im Lerchrinnerhofe war große Stille und Trauer; nahe am Bett der Ahndl ſtand die Bahre des alten Lerchrinner.

Es war ein trüber Herbſtmorgen, die Schwalben waren fortgezogen.

Gegen den Sturmkogel hinan ſchritt Zenzl, daß er den Willen ſeines heimgegangenen Vaters erfülle. Aber ſiehe, auf dem breiten, grauen Stocke, wo die letzte Fichte geſtanden, war friſch und weiß — das Kreuzlein eingeſchnitten.

— — — — — — — — —

Jahr und Tage ſind vergangen.

Dem nächſten Enkel, einem Mädchen, hatte Großmutter noch ihr: „Nutz Heidl" geſungen, dann legte man ſie zu ihrem Manne.

Der kleine Sepperl band aus Weidenzweigen ein Kreuzlein und ſteckte es der Ahndl auf das Grab. —

Die Wirthſchaft im Lerchrinnerhofe hatte ſich merklich verbeſſert. Gekohlt wird nicht mehr, aber die Kornfuhren ſind hoch und breit und die Rinder ſind glatt und munter. Die hundert Dukaten liegen nicht in der Truhe, ſie ſind lebendig geworden und helfen arbeiten.

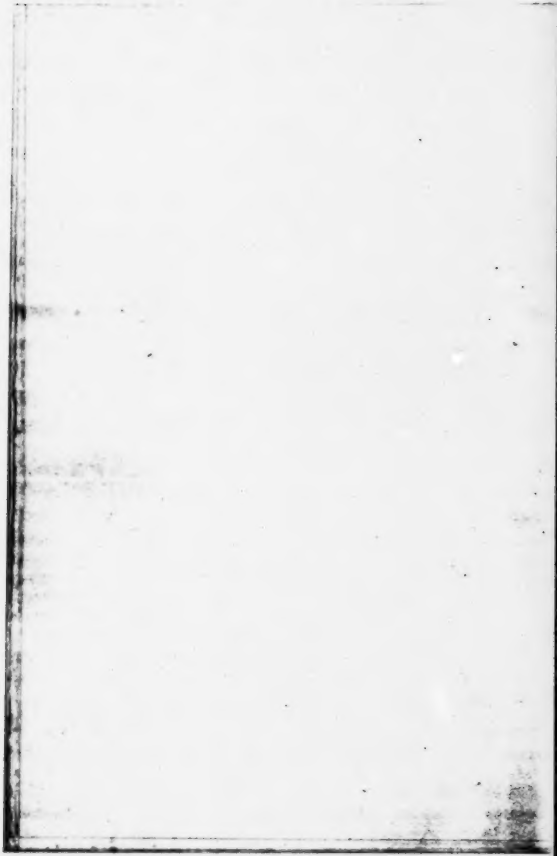
An Sonntagen und Feierabenden, wenn ſchönes Wetter iſt, ſagen die Kinder: „Vater, Mutter, geh'n wir zum Aehndlbaum!"

Und dann gehen ſie allſammt durch den jungen, blühenden Wald auf die Sturmhöhe.

Das von Sali gepflanzte und gepflegte Bäumchen iſt groß und ſtark geworden, es breitet ſeine Aeſte aus über die junge heitere Familie und über den Stock mit dem Kreuzlein.

Was da ſtand und zuſammenbrach und verglühte und zu dem und dem wurde — die letzte Fichte war es alſo doch nicht.

Der Lex von Gutenhag.



Es iſt ein kalter, nebliger Septembermorgen und das Tagen im Gebirge noch kaum bemerkbar.

Dem einſamen Thalweg entlang rollt ein Steirerwäglein, auf welchem ein Mann und ein Knabe in ländlicher Bauerntracht ſitzen.

Erſterer leitet das langſam dahintrabende Pferd und ſpricht ſehr lebhaft mit dem Knaben, bis dieſer plötzlich eine Wendung macht, als ob er aus dem Wagen ſpringen wollte.

„Ihr ſeid unausſtehlich, Vater, mit euerer ewigen Brummerei und mit dem unaufhörlichen Predigen; wie bin ich doch ſo froh, daß ich endlich einmal fortkomme!“ ſagte der Knabe und ſtampfte mit dem Fuße gegen die geflochtene Wand, als ob er das träge Gefährte aus Ungeduld fortſtoßen wollte.

Der Vater ſchwieg jetzt, und zog nur den Leitriemen feſter um die Hand.

„Wollte wünſchen, daß da draußen es Alle ſo gut mit dir meinten, als die Deinigen!“ entgegnete er endlich.

„Juſt, als ob ich mir ſelbſt nicht zu helfen wüßte! gebt mir doch nur eine Kindsmagd mit, die mich behandelt wie einen Buben von ſechs Jahren, wie ihr es ſo gern' gethan habt; — meint ihr denn . . . nein, es iſt ekelhaft!“

Daß heute der Vater immer wieder ſchwieg, ſo oft eigentlich ein rechter Anlaß zum Grollen war, das ärgerte den Jungen noch mehr.

„Ich werde am Ende den Zug noch verſäumen!“ ſagte er plötzlich, riß dem Mann den Leitriemen aus der Hand und ſchrie: „Hi, hi! geh, Fuchſer, geh!“

„Und was ich dir noch ſagen muß, Lex, wenn du mit fremden Pferden zu thun haſt, ſei vorſichtig und beſonders reite anfangs nicht allein aus. Ja, und geb' überhaupt acht auf dich, wenn du' mit ſcharfen Werkzeugen zu ſchaffen haſt. Der Direktor hat mir geſchrieben, daß es im Inſtitute allerhand neue Maſchinen und Geräthe gibt; da heißt es denn behutſam ſein. Haſt du deinen Daumen wohl gut eingebunden?“

Der Knabe antwortete nicht und ſteckte die linke Hand mit dem eingewickelten Daumen ſchnell in die Taſche.

Die Räder raſſelten auf dem ſteinigen Feldweg dahin. Endlich wurde es „grau“ im Nebel und die Bäume, die am Weg ſtanden, traten deutlicher hervor. Das Thal erweiterte ſich und einzelne Fuhrleute mit ſchwer beladenen Roheiſenwägen zogen heran und ſchrieen: „Guten Morgen, Bauer!“ oder: „Seid zeitlich aus dem Neſt geſtiegen, Großpfleger; von Gutenhag heraus iſt ein weiter Weg!“

„Ja, und wir müſſen um halb ſieben im Markte ſein. Was haben wir ſchon?“

Auf dieſe Frage des Großpflegers gab der nahe Marktflecken mit ſeiner Thurmglocke Antwort, es ſchlug ſechs.

Jetzt tauchten die Häuſer aus dem Nebel auf, aus den Fenſtern ſchimmerten Lichter und drüben am Bahnhof leuchtete das rothe Signallicht.

Der Alte ließ den Fuchs langſamer traben und frug den Jungen, ob er ein Glas Wein wolle, es ſei noch Zeit.

„Ich mag nichts.“

„Und wenn wir dann nicht mehr reden können mitsammen, sei schön brav, Lex, und thu' so, wie ich dir gesagt hab'. Das Geld gib gleich, wenn du ankommst, dem Direktor.“

Der Knabe schwieg.

„Und wenn du was brauchst, so wirst wohl schreiben. Zu Weihnachten werden wir dir schon was schicken. Die zwei Anzüge hat dir Anna in den Koffer gepackt, und dazu auch Wäsche für das ganze Jahr. Hast du vielleicht an Daheim noch was auszurichten?“

Lex schnitt sich die Nägel, klappte dann sein Taschenmesser zu und spielte damit.

„Wasch' dich des Morgens auch immer mit kaltem Wasser, das gibt ein frisches Blut und macht kräftig. Die Mutter hat dir auch sechs neue Handtücher eingepackt.“

Das Steirerwäglein rollte jetzt durch den Markt und über den Kirchplatz hinauf gegen den Bahnhof.

Vor diesem hielt das Gefährte und der Vater stieg aus.

„Bleibe derweil beim Fuchser, Lex, ich werde dir eine Karte lösen und den Koffer aufgeben.“

Als der Vater mit dem Koffer, der auf dem Wägelchen als Sitz gedient hatte, in den Wartsalon getreten war, sprang der Knabe vom Wagen, eilte zum Pferd und streichelte es.

„Jetzt müssen wir auseinander, mein lieber Fuchser; du gehst wieder nach Gutenhag zum Großpflegerhof zurück und ich reise weit in das Land hinaus in die große Landwirthschaftsschule und komme erst über's Jahr wieder zu dir. Dann reiten wir wieder auf das Hochfeld, wo der Vater die Mardereisen richtet — behüt' dich Gott, derweil!“

Jetzt ſchlug das Glockenſignal.

Der Großpfleger eilte herbei: „So, Lex, da haſt du die Karte, ſtecke ſie in den Leibelſack, wenn du ſie verlöreſt, müßteſt du doppelt ſo viel zahlen. Jetzt, ſonſt weiß ich nichts mehr; ſoll ich dir vielleicht einen Gruß an die Mutter und an die Schweſter ausrichten?"

„Wenn ihr wollt!" antwortete der Junge und ſtrich dem Pferde die Mähne.

„Und jetzt, behüt' dich Gott! gib mir die Hand, Lex. Ja, und da muß ich dir noch was ſagen. Ich bin dir wegen gar nichts böſe — wegen gar nichts, damit, wenn dir etwa einmal der Gedanke kommen ſollte, es könnte ſo ſein, du weißt, daß ich dir gut bin. Die Mutter läßt dir das auch ſagen. So, und jetzt eile hinein, geh' der Frau dort nach, der Zug iſt ſchon da. Lex, behüt' dich der liebe Gott!"

Der Knabe hatte ſeine Hand einen Augenblick hingelegt auf die ſeines Vaters, aber er ſah ihn nicht an, er ſchlug die Augen unſtät zu Boden und entgegnete kaum vernehmbar: „Ja, behüt' euch Gott!"

Dann eilte er in den Bahnhof. Der Alte ſchrie ihm noch nach: „Das Eßzeug iſt auch im Koffer und verlier' den Schlüſſel nicht!"

Ein paar ſo gleichgiltige Worte nach dem eigentlichen Lebewohl ſind gut, ſie lindern die bange Spannung des Scheidens. —

„Fünf Minuten!" ſchrie der Kondukteur, und Leute ſtiegen aus und ein paar ſtiegen auch ein.

Lex war einen Moment auf dem Trottoir ſtill geſtanden; er hätte dem Vater eigentlich noch was ſagen ſollen —

ja, und das muß auch noch ſein. Er ſprang durch die Halle und hinaus, aber der Wagen des Vaters war nicht mehr da, der fuhr ſchon unten über die Brücke, halb im Nebel gedeckt. Traurig ging Lex über den Sandboden.

Drei Glockenſchläge.

„Einſteigen, einſteigen!“ rief der Kondukteur, faßte den Knaben am Arm und ſchleuderte ihn fluchend in den Waggon, denn der Zug bewegte ſich ſchon.

Der Junge wußte nicht, wie ihm geſchah.

Fremde Männer ſaßen da in groben, dunkelgrauen Röcken und mit braunen, bärtigen Geſichtern. Dieſe lachten, als der Knabe zu ihnen hineinſtolperte und ſich an der Thür die Binde von ſeinem Finger weggeſchält hatte, ſo daß dieſer zu bluten begann.

Da draußen flogen jene Gegenden vorüber, die Lex ſchon alle durchzogen hatte, als er mit dem Vater einmal auf dem Viehhandel aus war. Dort am Weg ſtand auch die Buche, unter welcher ſie miteinander geraſtet und Brot gegeſſen hatten. Dem Knaben fiel ein, wie er damals das Stück Brot zornig in das Gras warf, weil es altgebacken war. Der Vater hob es ſchweigend auf und ſteckte es in den Sack. Es hat ihm gewiß weh gethan. —

Jetzt kamen Wälder und Dörfer vorbei, wo Lex noch nie geweſen war. Der Knabe legte ſeine Wange an die Glasſcheibe und ſah hinaus.

Wenn er doch jetzt noch einmal daheim wäre, daß ihm Anna den Finger verbände; — die Wunde blutete heftig. Als er ſich geſtern mit dem neuen Taſchenmeſſer einen Reife-

stock schneiden wollte, war er sich mit der scharfen Klinge in das Fleisch gefahren.

Er drückte jetzt sein weißes Taschentuch auf die Wunde und blickte dabei immer zum Fenster hinaus. Er konnte kein Blut sehen. Das feine Taschentuch hatte ihm die Mutter mitgegeben — es war ihr Name darin. — Nein, wenn er ihr nur den Eierkuchen nicht verschmäht hätte, den sie ihm mitgeben wollte — das hat sie gewiß recht betrübt. Der Vater wird doch den Gruß ausrichten daheim! — .

„Schütte dein überflüssig Blut auf den Düngerhaufen und nicht auf meinen Rock da, hörst, Junge!“ rief ihm plötzlich sein Nachbar zu. Er that schnell die linke Hand auf die Fensterseite; Alle lachten und machten sich über ihn lustig.

Und wenn er jetzt verblutete? ob das Gelächter wohl aufhören würde!

Auf der nächsten Station stieg eine Bäuerin ein, diese erbot sich, den blutenden Finger zu verbinden, weil es sonst ekelerregend sei, neben dem Jungen zu sitzen.

Er ließ es geschehen und dankte, aber die Mutter hätte das Leinen viel zarter um die Wunde gewickelt.

Der Zug rollte jetzt über eine weite Ebene. Links und rechts lagen Mais- und grüne Rübenfelder und dazwischen standen kleine Häuser mit Strohdächern. Der Nebel hatte sich verflüchtigt, aber man sah nichts, als die einförmige Fläche, nur in der Ferne zog sich ein blauer Bergstreifen hin.

Die Leute im Waggon rauchten und führten rohe Reden, und auch die einstiegen, kamen mit einem Scherzwort, als ob sie mit den Anderen lange schon bekannt wären, und mußten dann doch erst fragen: Wo aufgestiegen und wie weit fahren?

Lex lehnte in seinem Winkel am Fenster und sann still in sich hinein.

Plötzlich rauschte ein Schnellzug vorüber. Dem dachte Alex nach: Du bist in zwei Stunden dort, wo heute morgens mein Vater mit dem Fuchser war. Wenn ich will, kann ich heute auch noch dort sein. —

Die Sonne schien durch den blauen Dunst auf die Ebene nieder. Lex fuhr sich über die Stirne; aus seinen Augen leuchtete jetzt eine Freude — wenn er will, kann er heute auch noch dort sein.

Er pfiff ein Lied; ja, und das, fiel ihm ein, singt Niemand schöner, als der Schlagerfranz in Gutenhag.

Die Sonne stand schon sehr hoch, als der Zug in eine große Halle fuhr. Man war in der Hauptstadt.

Lex ließ alle Anderen vor sich hinaus und stieg endlich selbst nach.

Ein weitläufiger Verwandter erwartete ihn am Bahnhof, empfing den Reisekoffer und transportirte beide in einen bereit stehenden Wagen, mit dem Bemerken, daß es nun per Achse ins Institut gehe, er fahre aber nicht mit, sondern werde ihn — den Lex — schon einmal besuchen.

Der Mann auf dem Bock leitete den Wagen nicht in die Stadt, sondern durch eine lange Allee hinaus den Feldern entlang.

Lex kam sich in dem feinen, weichgepolsterten Wagen fast vor, wie ein Baron, und fühlte die Brusttasche, ob er wohl auch das Geld noch habe.

Nach einer einstündigen Fahrt standen die Pferde an einem großen Thore still, und der Kutscher winkte dem Knaben, daß dieser aussteige.

Ein Mann in dunkelbraunen Kleidern, mit ausdrucksvollem Gesichte und grauem Haupthaar stand am Thore. Dieser reichte dem Jungen die Hand entgegen und frug: „Nun, also das ist der Lex von Gutenhag?“

Der Knabe antwortete nicht, er sah zu Boden.

„Sie sind ja ein großmächtiger Bursche, Ihr Vater schreibt, daß Sie erst fünfzehn Jahre alt wären. Jetzt gucken Sie mich aber auch einmal an, ich bin der Direktor des Institutes.

Lex überreichte dem Direktor einen Brief und sagte halblaut: „Da ist das Geld von meinem Vater.“

Er wußte nicht, wie er mit diesem Manne reden sollte; der hat ihn ja mit Sie angesprochen, nun hat aber der Untergebene nichts Höflicheres mehr.

Der Direktor führte den Jungen hierauf durch einen großen, weitläufigen Garten gegen ein alterthümliches Gebäude.

Vor demselben tummelten sich viele Knaben und Jünglinge herum; jetzt zogen sie Alle die Kopfbedeckung ab und riefen: „Grüß' Gott, Herr Direktor!“

„Grüß euch Gott, Burschen, da bring' ich euch einen Kollegen. Er ist aus dem Oberlande, heißt Alex Großpfleger —“

„Ja, und bin in Gutenhag daheim!“ vervollständigte der Junge einem ihm zunächst stehenden Knaben.

„Das kenne ich nicht,“ antwortete dieser und wendete sich weg.

„Führt ihn ein wenig im Garten herum, zeigt ihm die neuen Fichtenanlagen und die Baumbrechmaschine.“

„Nein, ich muß jetzt meinen Koffer auspacken und die Sachen ordnen,“ meinte Lex.

„Das überlassen Sie nur der Haushälterin," sagte der Direktor ernst.

Die Bursche nahmen ihren neuen Kollegen in ihre Mitte und gingen gegen den Baumgarten.

„Wenn sie mir aber etwas verstreut," bemerkte Lex, an die Haushälterin und den Koffer denkend, „es sind Tücher von meiner Schwester und acht paar neue Strümpfe d'rin."

Sie zerrten ihn förmlich fort und zeigten ihm die französischen Blumenbeete und junge Sprößlinge südländischer Obstbäume.

„Wachsen bei euch im Oberlande auch Feigen?" frug ein blondlockiger Junge und blinzelte mit den Anderen.

„Jetzt müssen wir ihm die englische Säemaschine zeigen."

„Nein, die neue amerikanische Windmühle zuerst."

„Herr Großpfleger, wollen Sie etwa gar eine oberländische Strumpfstrickmaschine sehen?" frug ein Junge mit Sommersprossen, auf die frühere Bemerkung Lexens von den Strümpfen anspielend.

Alle lachten und Viele schrieen: „Bravo!"

Lex wendete sich ab, seine Mundwinkel zitterten.

„Rauchen Sie?" frug ein schwarzäugiger Knabe und hielt ihm eine Cigarre hin.

„Nein, mein Vater sagt, das Rauchen mache lungensüchtig."

„Dann ist Ihr Vater ein Esel!"

Lex blieb stehen und ballte die rechte Faust: „Ich lasse meinen Vater nicht schmähen und werde —" er hob die Hand zum Schlage.

„Was werden Sie?" fielen mehrere Stimmen ein.

„Ich werde es dem Direktor sagen!“ entgegnete Lex mit zitterndem Ton und ließ die Hand sinken.

„Ja, thun Sie das, dann lassen wir Ihnen gleich ein rothes Röcklein machen,“ lachten Einige.

„Ich möchte am liebsten allein sein,“ sagte Lex mit brechender Stimme und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ist recht, und dort oben im Wald ist eine Einsiedlerhütte,“ versetzte Jener, der früher von der Strumpfstrickmaschine gesprochen hatte.

„Und da haben Sie gleich auch die Kapuze dazu!“ rief der schwarzäugige Knabe und drückte dem Lex den Hut über die Augen.

„Laßt ihn, er ist ein Oberländer, heißt Alex Großpfleger —“

„Und ist in Gutenhag daheim!“ schrieen und lachten die Buben durcheinander. Lex entkam durch einen engen Laubgang.

Er schritt durch den dunkeln Kastanienwald und lehnte sich endlich an einen Baum.

Er fühlte einen unsäglichen Schmerz.

Da tragen sie Alle feine Kleider und sprechen per Sie und sind so roh. Hier sollte er nun leben und mit diesen Menschen lernen und arbeiten! Wie sie nur so sein können, er hat ihnen gar nichts gethan. Sie haben entweder keine Heimat, oder sie sind sehr böse. —

Auf einem Thürmchen des Institutsgebäudes schlug es zwölf Uhr.

Jetzt haben sie daheim schon lange gegessen und die

Mutter hat bereits alles Geschirr abgewaschen. Und hier — vielleicht sitzen sie da im Schloß drin eben bei Tische und auf mich vergessen sie oder rufen mich so nicht, weil ich für heute noch nicht gezahlt hab'. Ich möcht' aber auch um hundert Gulden keinen Löffel Suppe; ich werde gewiß keinen Bissen essen da, bis ich krank werde, und dann müssen sie mich heimschicken. Und jetzt möcht' ich nur wissen, an welcher Seite das Oberland liegt; da ist die Sonne aufgegangen, hier drüben ist die Stadt und da über dem Obstgarten muß das Oberland sein. Wenn ich nur die Mutter daheim nicht gar so —

Zwei Frauen schritten durch den Park und kamen nun auf den Jungen zu. Er hätte fliehen mögen, aber sie mußten ihn schon gesehen haben.

„Ei," frug die Eine und blieb vor dem Knaben stehen, „Sie sind wohl der Alex Groß — Groß — wie heißen Sie doch?"

„Großpfleger, und bin in Gutenhag daheim," antwortete der Junge treuherzig.

„Aber kommen Sie doch zu Tisch, um zwölf Uhr wird gespeist, hat Ihnen mein Mann das nicht gesagt?"

„Ich mag nichts."

„Heut' ist Dienstag, da haben wir immer Knödel mit Sauerkraut, das ist eine oberländische Speise."

Ein Knabe sprang vorüber. „Küß die Hand, gnädige Frau!" rief er der Dame, die mit Ler sprach, zu.

„Sehen Sie, Großpfleger, jetzt sind sie schon fertig Macht aber nichts, Sie werden heut' mit mir speisen; aber

für künftig merken Sie sich's: Wer nicht kommt zu rechter Zeit, der muß warten, auf das, was übrig bleibt!"

Lex blickte die Frau an; er kannte es nicht, war das Freundlichkeit oder Strenge, aber das stand fest, daß dieser Bestimmtheit nicht zu widersprechen sei.

Die Begleiterin der Frau Direktor wurde dem Jungen als die Haushälterin des Institutes vorgestellt, welcher er die Wäsche und die auszubessernden Kleider zu übergeben habe.

Lex ging nun mit den beiden Frauen in das Haus und zu Tische. Der Speisesaal war im Erdgeschoß; die Zöglinge waren schon aufgestanden, nur der Direktor saß noch an seinem Platz und verzehrte eine Traube. Während desselben machte er den jungen Oberländer mit der Hausordnung bekannt; er sagte, wie Vormittag studirt und Nachmittag im Freien gearbeitet werde, was man praktiziren nenne. Er nannte die Namen aller Zöglinge und ihre Heimatsorte, er unterrichtete Lex, wie er sich gegen seine Kollegen zu benehmen habe; viele seien zwar ein wenig boshaft und vorwitzig, aber verdorben sei keiner.

Lex wollte schon erzählen, daß Einer seinen Vater einen Esel genannt habe, aber er hielt den Mund zu; er bleibe ja so nicht länger, als höchstens zwei Tage hier, dann fahre er wieder heim.

Nach dem Speisen wies ihm die Haushälterin seinen Kleiderschrank und das Bett an; letzteres war in einer Ecke des gemeinsamen Schlafsaales.

„Da hab' ich Ihnen ein Bild von der Mutter Gottes aufhängen lassen, daß Sie in der Nacht auch etwas Geweihtes bei sich haben," bemerkte die alte Dame.

„Ich hab' ſchon eine Zellermünze von meiner Schweſter um den Hals, Frau Mutter," entgegnete Lex.

„Ich bin keine Frau Mutter," verſetzte die ſo Angeredete, „man nennt mich Fräulein Dorothea."

Dem Knaben hätte es wohlgethan, Frau Mutter ſagen zu dürfen, er hätte in dieſes ſchöne herzliche Wort immer ein Stück von ſeiner Empfindung legen können. Das Fräulein Dorothea werde er an dieſem betagten Weib ſein Lebtag nicht herausbringen, aber er bleibe ja ohnehin nur zwei Tage hier.

Als Lex mit Kaſten und Bett fertig war, ſuchte er ſich einen einſamen Winkel und ſchrieb einen Brief an ſeine Eltern, daß er krank ſei und heim müſſe. Da lachte es plötzlich hinter ihm auf: „Der Lex von Gutenhag iſt krank und will heim; ha, das iſt köſtlich!"

Der mit der Strumpfſtrickmaſchine war's, und jetzt lachten Alle, die im Saale waren und ſchrieen: „Der Lex von Gutenhag will heim!"

Großpfleger zerriß das Blatt und ging davon. Aber es that ihm beinahe wohl, daß jetzt das ganze Haus ſein Leid wußte und der Name Gutenhag genannt wurde. Aber er haßte nun auch das ganze Haus, weil es nicht mit ihm fühlte. Er ging in den Hof hinab und nahm ſich vor, dem Erſten, dem er begegnete, eine Ohrfeige zu verſetzen.

Da ſtand ein Pferd am Brunnen und ſah ihn an. Lex ging zu ihm hin und ſagte: „Ich nehme meinen Vorſatz zurück, du kriegſt ſie nicht. Du ſchauſt völlig ſo aus, wie unſer Fuchſer daheim, nur haſt du graue Ohren und der Fuchſer braune. Du biſt gewiß auch aus dem Oberlande und wenn du willſt, ſo reiten wir heute, wenn es finſter wird,

heim. Dem Direktor laß' ich als Ersatz für dich meinen Koffer und das ganzjährige Kostgeld."

„Je, der spricht auch mit dem Schimmel!" rief es vom Fenster herab und Alle vom Hause schrieen es nach: „Der Lex von Gutenhag spricht mit dem Schimmel!" — und Abends, als der Direktor von den Anlagen heimkam, klopfte er dem Großpfleger auf die Schulter und sagte: „Sie konversiren also mit meinem Grauen, Alexius!"

Dieses Wort erschreckte den Jungen fast bis zum Umfallen. Er hatte den Ausdruck „konversiren" nicht verstanden und meinte, der Direktor habe auf lateinisch bei Gott nichts anderes gesagt, als: „Sie wollen also mit meinem Grauen durchgehen, Alexius!"

Er sah, daß es in diesem Hause keine Heimlichkeiten gab und geben konnte, denn Alles spionirte und schien zusammen verschworen und habe gegen ihn feindliche Stellung.

Zum Nachtmahle kam Brot und Bier und Lex saß just zwischen der Strumpfstrickmaschine — so hieß er in seiner Seele den, der ihm den ersten Spott angethan — und dem mit den dunkeln Augen, der seinen Vater einen Esel gescholten hatte.

— Das sind meine größten Feinde in der Welt, und wenn sie einmal in's Oberland kommen, so laß' ich sie prügeln, dachte sich Lex; der Eine hat auch Cigarren in der Tasche und raucht heimlich, das könne man wohl dem Direktor sagen, aber es geht mich nichts an und ich bleib' doch nicht.

„Ei, dem ist im Finger kalt!" bemerkte der Schwarzäugige und zeigte auf Großpflegers eingebundenen Daumen.

Der Verspottete warf ihm einen grimmigen Blick zu; wenn Lexen doch nur auch was eingefallen wäre, daß er diesen entsetzlichen Lästerer recht hätte zu Schanden machen können.

„Sagen Sie mal, Herr Großpfleger, was kostet jetzt im Oberland das Pfund Kropf?"

Ein schallendes Gelächter brach los. Lex wußte nicht einmal, von wem dieser neue Spott wieder gekommen war. Er glühte vor Zorn, trank sein Bier aus und — oh, wenn er jetzt das leere Glas Jedem hätte an den Kopf werfen können!

Als er aufstand, sagte die Frau Direktor zu ihm: „Sie müssen auch Ihr Mundstück brauchen, Großpfleger, sonst ziehen Sie bei uns den Kürzern!"

„Hab' gemeint, das sei verboten im Institut," stotterte Lex.

„Wer nicht schimpft, wie ein Spatz, der gehört schon der Katz!" deklamirte ein blatternarbiger Junge.

Lex begab sich jetzt in den Schlafsaal, damit er eher in's Bett käme, als die Anderen vom Bier aufstanden, sonst würden sie ihn gewiß wieder von Neuem necken, denn er hatte ein gestricktes Hemd an.

Nur ein einziges Lämpchen flimmerte im großen Saal, es war dunkel und einsam.

Die Betten waren alle aufgedeckt und er legte sich in das seine. Er hatte noch nie in einem fremden Bett geschlafen; aber das soll das erste und das letztemal sein — morgen ist er wieder daheim. Wenn er über die Nacht nur nicht etwa wirklich krank wird: die Decke ist so leicht und kühl

und in der Bruſt fühlt er ein böſes Drücken. — Wenn er ſchwer krank würde und hier liegen bleiben müßte; er könnte nicht einmal heimſchreiben und kein Menſch thäte es für ihn. Und dann ſterben ohne Eltern und Schweſter — die Buben legen noch Spottworte auf ſeinen Sarg. Endlich hören ſie es doch in Gutenhag und kommen und finden den Grabhügel von ihrem Lex . . .

— Es war aber auch dumm, daß ich daheim ſo grob und ſchlecht geweſen bin — dachte der Junge weiter — ſie ſprechen jetzt gewiß von mir, ſie werden gerade um den Herd herum ſitzen und Späne klieben. Ach, da hab' ich oft böſe Reden gegen die Mutter gethan; ſie iſt ſonſt geſcheit, ſie wird doch wiſſen, daß es nie ſo ſchlecht gemeint geweſen iſt. Nu, morgen werd' ich das ſchon ſagen; durch die hintere Kammerthür ſchleich' ich hinein — da ſteh' ich plötzlich in der Küche und ſage: Grüß euch Gott zuſammen, ich bin da! Es hat doch viel geholfen, daß ihr mich in's Inſtitut geſchickt habt, jetzt will ich euch in Allem folgen und immer gut ſein, nur fort geh' ich nicht mehr! — Freilich, die Leut' werden ſagen: Schau, der Lex hat wollen ein gelehrter Bauer werden, aber er hat die Muttermilch nicht entbehren können und bleibt nun ein ungelehrter. Er hat auf den Baum ſteigen wollen und iſt in den Koth gefallen! — Ei, das iſt mir jetzt ſchon eins, was die Leut' reden, ſie wiſſen Eins und das Andere nicht — ſollen 's nur ſelbſt probiren! —

Im Speiſeſaal wurden Lieder geſungen. Lex hörte es; das waren ſchöne Weiſen und er wunderte ſich nur, wie dieſe Wilden denn doch ſo ſingen konnten. Jetzt haben ſie gar das „Landleben“:

„Das Landleben
Hat Gott geben
So heiter und froh!“

Ach, das ſangen die Mutter und die Schweſter daheim faſt auch ſo! oft und oft in den Spinnnächten, oder beim Futtermähen auf der Wieſe hatten ſie das Lied geſungen. — Jetzt ſah er die Wieſe, den Tannenwald und das Vaterhaus in Gutenhag. — Nichts iſt ſo geeignet, Erinnerungen wach zurufen, als die Töne.

Lex ſaß im Bett, ſtürmiſch klopfte ſein Herz!

— Und wenn ich heut' noch ginge! — den Weg zum Bahnhof kenn' ich; dann ſetz' ich mich auf den erſtbeſten Zug und bis morgen Mittag, wenn ſie Alle in die Stube kommen, bin ich daheim. Und ich geh' heut' noch!

Er will ſchon aus dem Bett, um ſich raſch anzukleiden, da johlt es die Stiege herauf und hereinſtürmen die Buben und ſie necken und ſtoßen und ſchlagen ſich einander, und den Blatternarbigen nehmen ſie jetzt gar in ſein Leintuch und vier Burſche, jeder an einer Ecke, ſchnellen ihn empor und laſſen ihn wieder auf die Blache niederfallen – dann wieder empor — das Tuch fallen gelaſſen — plumps liegt der „Himmelflieger“ auf dem Boden. Da jubeln ſie, aber der Gefoppte erhaſcht den erſtbeſten der Verräther, ſchlägt ihm die Blache um Kopf und Geſicht und endlich um den ganzen Leib, wirft ihn auf den Waſchtiſch, daß die Waſſerbecken klirren und rollt ihn hin und her, wie einen Nudelwalker.

Endlich kommt der Direktor: „Jetzt genug, zur Ruhe!“

„Schlafen Sie schon, Großpfleger?“ frug dessen Nachbar, als er im Bette lag und Alles schon still war.

„Nein,“ antwortete Lex in kläglichem Ton, „ich möcht' die Frau Dorothea haben.“

Jetzt brach der Lachsturm von Neuem los.

„Sehr gut!“ riefen Mehrere, „der Großpfleger möchte die Dorothea haben; der Großpfleger ist ein Mordkerl!“

„Ja wohl, Mordkerl, der Gutenhager gießt Silberketten!“ sagte dessen Nachbar. Lex weinte.

„Fehlt Ihnen was, Großpfleger?“

„Ja,“ schluchzte dieser, „ich will einen spanischen Thee haben, mir ist so übel!“

„Und den soll Ihnen Fräulein Dorothea kochen?“

„Wissen Sie,“ erklärte jetzt Einer, der sich auf den Waschtisch gestellt und die Würde eines gelehrten Redners angenommen hatte, „wissen Sie, wertheſter Herr Baron von Gutenhag, Fräulein Dorothea Crescenzia Kniereiterin verfügen sich zu solch' ungewöhnlicher Stunde nie in die Gemächer strebsamer Jünglinge, es müßte denn dero höchst eigene Person in Begleitung —“

„Sie bleiben morgen ohne Frühstück, Bumstangl, und jetzt in's Bett, augenblicklich, marsch!“

Der Direktor war's und sein Stock, die jetzt bedrohlich an der Thür standen.

Im Moment herrschte die tiefste Stille.

Lex biß sich vor Freude in die Lippen und hätte rufen mögen: Nur gleich zuschlagen, Herr Direktor! — Auf den Thee aber mußte er verzichten.

Endlich kam der Schlaf.

In derſelben Nacht brannte der Großpflegehof in Gutenhag. Das Feuer war auf dem Strohdach ausgebrochen; man ſah es im erſten Entſtehen, konnte aber nicht löſchen, es waren alle Leitern zu kurz. Anna war in ihrer Schlafkammer und konnte nicht heraus: die ſchwere Thür lag feſt im Schloß. Man rief Leute zu Hilfe, aber ſie kamen nicht. Durch die Gaſſe zogen luſtige Studenten und ſangen das Lied vom Landleben, aber ſie ſtanden nicht bei in der Noth. Schon mußte der Dachſtuhl einſtürzen auf das arme, hilferufende Mädchen — da ſpringt Alex auf, daß er ſich den Kopf empfindlich an die Mauer ſtoßt.

Er war wach. Sein Herz klopfte hörbar

Die Lampe im Saal war erloſchen — Alles ſchläft und ſchnarcht.

Lex konnte nicht mehr einſchlafen, der Traum war fürchterlich. — Es brennt ganz gewiß daheim, dachte er ſich, das Haus bauen wir wohl wieder auf, aber nur Niemand verbrennen, um Gotteswillen!

Lex hielt die Hände zuſammen und betete.

Gegen Morgen ſchlummerte er ein.

Es war Sonntag. Lex fuhr mit den Seinigen in die Kirche, er lag am Herzen der Mutter und hielt die warme Hand der Schweſter in der ſeinen. Da läutete es zum Hochamt — das Läuten kam näher und — weckte ihn auf.

Es war die Morgenglocke im Inſtitute, mit welcher der Hausknecht durch den Saal ging.

Lex drückte ſeine Hand zuſammen ſie war leer — ſie hielt die Schweſter nicht.

Lex war der erſte aus dem Bett und als er angezogen

war, ging er sogleich in den Garten. Die Sonne ging auf und sie war durch den leichten Nebel anzusehen, wie ein rother Ballen.

Der Junge eilte über das thauige Gras.

Seine Stimmung war gehoben. Dieser Tag sollte ja das Wiedersehen bringen.

Lexens Entschluß stand fest. Mit einer gewissen Fröhlichkeit ging er zum Frühstück und die kräftige Rindsuppe schmeckte ihm.

Als die alte Haushälterin mit Brot in den Speisesaal kam, grüßte er heiter: „Guten Morgen, Fräulein Dorothea!"

Die Anderen machten wieder ihre Glossen und lachten.

— Ihr werdet es schon noch sehen, wie ich mich räche — dachte Lex — morgen werdet ihr's wissen, daß ich mit euch nicht leben will und daß ihr mir Alle mit einander zu niederträchtig seid.

Nun kam der Direktor und grüßte freundlich, auch den, der ohne Frühstück bleiben mußte. Der hatte indeß schon lange ein großes Stück Brot verzehrt, welches ihm ein Anderer heimlich zugesteckt hatte.

„Was ist heute?"

„Chemie und Geometrie."

Ah, ja so, es war zum studiren. Lex ging auch mit in das Lehrzimmer, das bereits geheizt war.

Da standen Bänke und Tische, wie im Schulhause zu Gutenhog, nur Alles größer, feiner und unausstehlicher.

Lex erhielt seinen Platz und ein Blatt Papier mit Bleistift.

Chemie und Geometrie ſtand für Mittwoch in dem Stundenplan. — Was denn doch das ſein mag! — Aber das ſollte heute noch nicht dargethan werden, es war der erſte Tag im Schuljahre.

Der Direktor und noch zwei andere Herren in ſchwarzem Anzug waren da. Letztere machten vor den Zöglingen eine ruhige Verbeugung.

Der Direktor hielt nun eine Rede von Nutz und Zweck landwirthſchaftlicher Inſtitute, von der Geſchichte und Einrichtung derſelben und ſagte, daß ſie die Kernſchule der menſchlichen Kultur ſeien.

Dann ſtellte er die beiden Herren im ſchwarzen Anzug als die Lehrer und Präfekten vor. Hierauf diktirte er die Tagesordnung, die Lehrgegenſtände und die Bücher, die ſich Jeder anzuſchaffen habe. Dann legte er mit ernſten, kräftigen Worten die Grundzüge ſeiner Erziehungsweiſe dar und daß er in ſeinem alten Schulmeiſterherzen noch viel Gutes und Liebes für ſeine Zöglinge trage, daß er dafür aber Gehorſam und Zuneigung fordere von Allen und Jedem! Er habe es gerne, wenn es in ſeinem Hauſe luſtig zugehe und ſich Jeder frei und ungezwungen bewege, wie im Kreiſe ſeiner eigenen Familie. Aber in Acht und Bann wolle er wiſſen Hader und Tücke und er ſei entſchloſſen, die Stifter ſolcher Hausübel aus dem Inſtitute zu entfernen. In ſolchen Fällen wiſſe er ſtrenges Gericht zu halten, aber er hoffe, daß es zu derlei nicht kommen werde und begrüße heute Alle in dieſer Anſtalt des Lernens und der Jugendluſt mit einem munteren Glückauf!

— Ja, iſt Alles recht ſchön — dachte ſich Ler — aber ich gehe dennoch durch.

Die Eröffnungsfeierlichkeit war vorüber, und die übrige Zeit des Tages als „frei“ erklärt, damit sich Jeder — sie waren doch Alle erst seit wenigen Tagen angekommen — einrichte und mit den Verhältnissen der Anstalt bekannt mache.

— Jetzt sind Diese auch fremd da, und können so wild und toll sein, ja, was sind denn das für Menschen! — Er konnte es gar nicht begreifen.

Indeß beschloß er, so lange er noch da sei, nicht die mindeste Gemeinschaft mit diesen Jungen zu haben.

Als diese am Nachmittag in die neuen Anlagen, welche die Freude des Direktors waren, hinausgingen, blieb Großpfleger zu Hause, legte die Wäsche in seinem Koffer zurecht, ging dann mit verschränkten Armen durch die Säle und blickte alle fünf Minuten auf eine Schwarzwälderuhr, welche im Lehrsaale hing.

„Warum sind Sie nicht mit in den Wald gegangen?“ frug ihn Fräulein Dorothea, welche sich zu seinem Aerger immer um ihn zu schaffen machte.

Er antwortete nicht.

„Sie haben wohl gar Heimweh?“ bei dieser Frage blieb die Haushälterin vor dem Jungen stehen und dieser sagte: „O nein.“

„Das wäre auch thöricht, es wird Ihnen bei uns schon gefallen, zwar — ich sage das nur Ihnen, Herr Großpfleger — zwar sind heuer einige gottlose Buben hier. Lassen Sie sich ja mit diesen nicht ein. Auch kommen Sie jetzt in die gefährlichen Jahre, Herr Großpfleger, und da möchte ich, Ihre erfahrenere Freundin — betrachten Sie mich ganz als solche — Ihnen einen Rath geben. Beten Sie täglich drei Vater-

unser zum heiligen Aloisius und besprengen Sie sich des Morgens fleißig mit Weihwasser. Und dann noch was, — mit Ihnen, Herr Großpfleger, kann man über derlei schon sprechen, Sie sind gescheit — steigen Sie nie mit dem linken Fuß zuerst über eine Thürschwelle! Wer das nicht beachtet, der hat stets Unglück und so lange, bis er wieder über dieselbe Schwelle mit dem rechten Fuß zuerst gestiegen ist. Sehen Sie, daher kommen all' die Malheurs heut' zu Tage, weil die Leute so leichtsinnig sind und auf diese Dinge vergessen oder gar nicht glauben. Ich hab' mir das angewöhnt, und wenn ich durch eine Thüre gehe, da mach' ich's immer so — sehen Sie — ich setze den linken Fuß gerade an die Schwelle und steige dann mit dem rechten hinüber. — Aber einmal vergaß ich Ihnen doch darauf. — Es ist gerade vor drei Wochen sieben Jahr' gewesen, zu Maria Geburt war's — ich weiß es noch, wie gestern. Es war hohe Zeit zur Frühmesse, aber ich laufe noch schnell in den Hof hinab ein krankes Huhn zu füttern, setz' mich dann auf den Wagen zum Direktor und wir fahren in die Stadt zur Kirche. Wie wir gegen den Bahnhof kommen, wird Ihnen das Pferd scheu, geht durch, die Räder fahren an einen Baum — der Wagen bleibt stehen, der Direktor hält sich noch, aber ich lieg' im Graben und — denken Sie sich, Herr Großpfleger — meine schöne, schwarzseidene Haube — nagelneu noch, ist Ihnen total zerdrückt und zerknittert wie ein Waschhadern! Wohl ließ ich mich sogleich nach Hause fahren, aber das vergeß ich in meinem Leben nicht. Wie ich dann nachdenke, ob ich wohl ein Kreuz gemacht am Morgen und mich mit Weihwasser besprengt, da fällt's mir ein, — bist mit dem linken Fuß über die Schwelle

gestiegen, als du in den Hühnerstall gingst, sehen Sie, und so war's auch! — darum — aber Sie müssen nichts davon merken lassen, lieber Großpfleger, — der Herr Direktor und die gnädige Frau sind sonst gut, sehr gut, aber entsetzlich ungläubig! Es wär' deswegen zwischen uns auch bald schon einmal zu einem Bruch gekommen. Als nämlich der Direktor für die Samstage im Institut das Fleischessen eingeführt hatte, sage ich zu ihm: Herr Direktor, sag' ich, sehen Sie sich nach einer anderen Haushälterin um, ich verdinge mich nicht an Heiden! — aber denken Sie sich, er ließ mich nicht fort!"

— O du dummer Direktor! hatte Alex schon aufschreien wollen, aber er wendete sich schweigend von der Alten hinweg. Es freute ihn jetzt, daß sich Dorothea nicht Frau Mutter nennen ließ, dieser Name wäre doch viel zu gut für sie.

Aber als Großpfleger aus dem Saale ging, stieg er doch mit dem rechten Fuß zuerst über die Schwelle, daß es heute gut ausgehe.

Hierauf trieb er sich wieder allein herum, und als es dunkel wurde, zog er zwei Röcke an und schlich aus dem Institute.

Zwei Stunden darnach löste er sich auf dem Bahnhofe eine Karte nach dem Markt im Oberlande, von dem aus der Weg nach Gutenhag geht.

Ungeduldig schritt Lex durch die große Warthalle und kümmerte sich nicht um das Leben und Treiben um ihn herum.

— Thut ihr, was ihr wollt, es ist gut, in sechs Stunden bin ich daheim!

Endlich tönte das Signal und der Zug brauste heran.

Das Thor wurde geöffnet und die Menge ſtrömte hinaus zum Einſteigen.

Mit einem wahren Hochgefühl drängte Lex dem Ausgange zu; da faßte ihn plötzlich Jemand am Arm: „Ei, wohin, Großpfleger?“

Der Direktor ſtand neben ihm und ſah ihm ſtrenge in's Geſicht.

Das wurde bleich — kreidebleich.

„Noch ſind die Ferien nicht da, Junge; wir gehen jetzt zuſammen nach Hauſe!“

„Aber ich bin krank und muß heim,“ ſtotterte Lex.

„Oh, Kind, im Oberlande geht ja kalte, rauhe Luft, die thäte ſchlecht; für Kranke haben wir das beſte Klima!“

„Aber die Karte iſt auch ſchon gelöſt.“

„Hat nichts zu ſagen, Großpfleger, Ihr Taſchengeld für Oktober und November wird die Auslage vollſtändig decken.“

Lex mußte mit in's Inſtitut. Die Knie wollten ihm einbrechen, als ihn der Direktor in den Speiſeſaal führte, wo die anderen Zöglinge wieder beim Bier ſaßen.

„Burſche, da bring' ich einen Deſerteur, den laſſen wir ſpießruthenlaufen.“

„Ja, ſpießruthenlaufen, bravo!“ ſchrieen Alle, aber die Frau Direktor gebot Ruhe und ließ Großpfleger ihr gegenüber Platz nehmen.

„Was treiben Sie doch, mein Lieber,“ ſagte ſie hierauf zu Lex, „die Heimat fällt ihnen ja nicht durch und man wird Sie wohl entbehren zu Hauſe. Und wir haben auch noch Niemand umgebracht.“

Sie ſetzten dem Jungen Bier vor. Er rührte es nicht an: — in ihm war ein Leid, ein ſolch gräßlicher Schmerz — nicht zu ſagen! — Jetzt haben ſie ihm Vater und Mutter weggenommen und Anna und die Heimat. Sie halten ihn gefangen in dieſem entſetzlichen Haus, und daheim wiſſen ſie es nicht und meinen, es gehe ihm gut.

Als Lex allein an ſeinem Bette ſtand, von dem er ſich ſchon freudig verabſchiedet für immer — da brach er in ein erbärmliches Weinen aus.

Die übrigen Zöglinge hatten den Auftrag erhalten, Großpfleger nicht zu necken, denn er ſei wirklich krank; — und ſie ließen ihn in Ruh.

Lex weinte und betete, daß dieſe unfaßbare Qual von ihm genommen werden möge; — dann kam ein ſüßer Schlaf. Das war der Freund, der treue, der einzige Freund. Der brachte dem armen Jungen ſtets die Heimat und Alles, was darin war und ließ ihn wohnen und wandeln an der Seite ſeiner Lieben. —

Lex freute ſich auf nichts, als auf die Nacht; die erwartete er ſtets mit Sehnſucht. Alles um ihn war fremd und feindlich, aber das Bett war ſein Daheim; hier wartete die Ruhe und der Traum auf ihn, hier erſchien ihm freundlich und treu die ſchöne Vergangenheit wieder.

An einem der nächſten Tage machte das Inſtitut einen Ausflug in die Stadt.

Der Direktor hatte Großpfleger freundlich dazu eingeladen, allein, dieſer ging nicht mit. Er ſaß im Lehrzimmer bei einem Buche, er ſtarrte in dasſelbe, aber er dachte nichts dabei.

Einen Kalender hatte er ſich gekauft und da zählte er die Tage bis zum Ferienmonat, und die bereits vergangenen ſtrich er durch. Sonſt gab er keinen Kreuzer aus, ſondern ſuchte im Gegentheile möglichſt viel zu erſparen. — Die Zeit iſt verloren, die du hier verleben mußt, die Kleider ſind verloren, die du hier verbrauchſt, ſchau nur, daß du ein Stück Geld errettеſt, und vor Allem das Leben! — Das war ſein Sinnen und mit einer wahren Angſt ſorgte er für ſeine Geſundheit. Er ging nie ohne Ueberrock und am liebſten gar nicht aus; am Abend aß er nichts, weil er einmal gehört hatte, es ſei der Geſundheit zuträglicher, wenn man ohne Nachtmahl in's Bett gehe. — Und das Leben, das muß ich bewahren um jeden Preis, ich muß die Meinen nochmal ſehen. Aber — ein ganzes Jahr, und hier vergeht keine Zeit: hier wird man alt und grau in einem einzigen Tag! —

Am liebſten unter Allen im Hauſe hatte er die Frau Direktor, weil ſie am wenigſten ſprach. Es war ihm peinlich, wenn Jemand mit ihm redete, er konnte nach fremden Worten nicht denken und gab verkehrte Antworten.

Die Kollegen legten ihm ſeinen Hang zur Einſamkeit für Eigenſinn und Stolz aus und ſie nannten ihn nicht anders, als Baron von Gutenhag und heißen ihn Euer Gnaden oder Duckmauſer.

Die alte Haushälterin bedauerte lebhaft, daß Lex nicht Prieſter werde, er habe ein ſo ernſtes, frommes Geſicht und ſähe aus, wie der heilige Aloiſius.

Dieſer Behauptung zu Folge nannten ſie den Lex abwechslungsweiſe den heiligen Aloiſius. —

An einem schönen Oktobertag machte der Direktor mit seinen Zöglingen einen Ausflug in das Gebirge; Einige von den Größeren nahmen sogar Gewehre mit, denn sie waren zu einer Hasenjagd geladen.

„Da muß der Oberländer auch mit!“ hatte der Direktor gesagt.

„Der Herr Baron sind ein leidenschaftlicher Jäger.“ bemerkte Bumstangl.

„Und der heilige Aloisius bleibt sicher nicht daheim,“ riefen Mehrere.

Aber Großpfleger ging nicht mit. Er ging in den Garten und legte sich in die Sonne. Und doch mußte er heute an die Jagd denken; vielleicht kommen sie auf einen hohen Berg, wo man in's Oberland sehen kann. — Ich hätte mitgehen sollen. Aber muß ich denn jetzt zu Hause bleiben? kann ich nicht allein einen Spaziergang machen? und wenn ich jetzt fortginge? das Wetter ist prächtig und hält — in zwei Tagen wär' ich in Gutenhag.

„Grüß Gott!“ rief eine helle Stimme.

Lex erhob sich schnell und sah nun einen fremden Jungen auf sich zueilen; schon von Ferne streckte ihm dieser seine Hände entgegen und rief wiederholt: „Grüß Gott, was machst du da?“

Großpfleger reichte ihm seine Rechte, es that ihm wohl, daß ihn wieder einmal Jemand mit „du“ anredete. — Wer es doch sein mag, er sieht gut und freundlich aus; ich meine, den könnte ich lieben. —

„Ich kenne dich nicht,“ sagte Lex schüchtern.

„Ich dich auch nicht,“ entgegnete der Jüngling lächelnd,

„ich komme zwölf Meilen von Westen und werde hier die Landwirthschaft lernen. Du bist gewiß ein Oberländer?“

„Ja,“ antwortete der Junge freudig, „ich heiße Alex Großpfleger und bin in Gutenbag daheim. Und wie heißt denn du?“

„Raimund!“ sagte der Fremde und schüttelte Lex noch einmal die Hand.

„Und wie denn noch?“ frug dieser.

„Wie noch? ja, sonst nichts mehr. Für jetzt, da ich noch Schüler bin, ist mir Raimund ganz genug und wenn ich einmal vierundzwanzig Jahre alt bin, werde ich mir schon einen zweiten Namen machen.“

Lex sah ihn groß an. — Jetzt hat Der keinen Schreibnamen. „Aber wo bist du denn daheim?“

„Das weiß ich nicht. Es muß auch nicht Jeder wo daheim sein. Gelt, Lex, ich bin merkwürdig, ich habe keinen Namen und keine Heimat; aber ich werde dir schon noch erzählen, wie das ist. Wenn wir miteinander sprechen, so nenne mich nur immer Raimund, und ich werde zu dir blos Lex sagen, wenn du willst.“

„Ja, das ist mir am liebsten, daheim nennen sie mich auch immer nur Lex.“

„Aber wo liegt denn Gutenbag?“

„Ja, da muß man länger als drei Stunden auf der Eisenbahn fahren und dann geht es noch drei Stunden durch ein Thal in's Gebirg hinein.“

„Es muß ein kleiner Ort sein.“

„Nein, ein recht großer, es sind über zehn Häuser und eine Kirche. Unser Haus ist das größte und das erste rechts, wenn man

in's Dorf hinein geht. Gleich hinter dem Hause geht der Wald hinauf. Ich sage dir, das ist so ein schöner Wald: er gehört uns und auch der Schlag, bis in den Hintergraben hinein; heuer haben wir stocken lassen. Und links am Weg ist eine große, grüne Wiese — die ist dir anderes grün, wie dieser langweilige Garten da. Die Wiese gehört auch uns. Du erkennst sie leicht, sie geht bis zur Hecke hinein und drüben am Bergrain rinnt der Bach hinaus."

„Es muß schön sein in Gutenhag."

„Oh, schön!" jubelte Lex auf, er war glücklich, daß endlich einmal Jemand mit ihm über seine Heimat sprach. „Du mußt mitfahren nach Gutenhag, Raimund, ich werde meinem Vater schon schreiben darüber."

„Es gilt, Lex; dieses Oberland steckt mir schon lange im Kopf, weißt du, ich singe und tanze nichts lieber, als den Oberländler. Aber jetzt muß ich meine Reisetasche auspacken, ich habe sie nur in das Vorhaus hinein gestellt, weil Niemand daheim war, als eine alte Frau."

„Die Dorothea, aber die wird dir schon eine Lade anweisen und ich will dir helfen auspacken. Dann, weißt du, [illegible] noch machen? ich bitte die Dorothea, daß sie unsere Betten zusammenstellt, denn die Anderen, das sind böse Gassenbuben, wirst sehen."

Raimund hatte dem Direktor schon früher über Alles geschrieben und so war für ihn schon vorbereitet.

Lex half dem Ankömmling rasch die Sachen ordnen und erzählte ihm nebenher Alles, was er selbst vom Institute schon wußte. Es war ein anderer Geist in ihn gefahren, es

kam ihm vor, als ob jetzt Eines von daheim zu ihm gekommen wäre.

„Haſt du ſonſt nichts mehr?“ frug er Raimund, als die wenigen Gegenſtände in der Lade lagen und er ſich abſtaubend die flachen Hände in einander ſchlug.

„Ich brauche auch nicht mehr. Zwei Anzüge und einen derben Jungen, den man hineinſtecken kann, das iſt genug.“

Lex lachte.

— Du lieber Gott, jetzt kann Der auch lachen — dachte ſich Dorothea, die gerade durch den Saal ging, und ſie wäre jetzt bei einem Haar bald mit dem linken Fuß über die Schwelle getreten.

„Und jetzt laß' dich einmal anſehen, Lex!“ ſagte Raimund, indem er ſich vor den Oberländer hinſtellte und ſeine beiden Hände demſelben auf die Achſeln legte: „Biſt gar kein ſo übler Junge, Lex, deine blauen Augen gefallen mir. Sag', hab' ich auch blaue?“

Die Beiden ſahen ſich in die Augen, doch, plötzlich ſtießen ihre Köpfe zuſammen, daß es Beiden in den Ohren klang.

Da kicherte es hinter ihnen und die Strumpfſtrickerſchine, welche ſich, nach der bereits erfolgten Heimkehr [redacted] Ausflug, heimlich hinzu geſchlichen hatte, um den Schabernack auszuüben, eilte davon.

Raimund lief dem boshaften Jungen nach, erwiſchte ihn beim Rockkragen und ſchüttelte ihn ſo derb bei den Haaren, daß der Burſche Ach und Weh ſchrie und mit aufgehobenen Händen ſchwor, es nicht mehr zu thun.

Mehrere waren auf das Geſchrei herbeigekommen, nah-

men für die Strumpfstrickmaschine Partei und schimpften halblaut über diesen „Ausländischen“, der keinen Spaß verstehe.

„Raimund!“ sagte Lex, als jener wieder zu ihm zurückgekehrt war, „jetzt hast du mir einen großen Gefallen erwiesen; der böse Bub' dort hat mir den ersten Spott angethan.“

„Böse muß er deshalb gerade noch nicht sein, aber boshaft,“ entgegnete Raimund, indem er mit dem Sacktuch seine Hände abwischte.

„Oh, boshaft sind sie Alle; ich kann dir gar nicht sagen, was ich in diesen wenigen Tagen hier gelitten habe; du wirst es auch nicht aushalten und dann gehen wir miteinander. Aber vorsichtig müssen wir das anfangen, lieber Freund!“

Nun erzählte Lex seinem neuen Gefährten, wie er bereits einen Fluchtversuch unternommen habe und wie betrübend derselbe vereitelt worden war.

Raimund sagte nichts darauf, aber er dachte sich desto mehr.

„Ich lese in deinen Augen eine gefährliche Krankheit,“ versetzte Raimund nach einiger Zeit. Lex erschrack und stotterte:

„Kannst du denn profezeien? aber was denn für eine [illegible]ankheit, ich bitte dich!“

„Wenn du diese überstanden hast, wirst du ganz gesund [illegible]ein und ein fröhliches Leben führen. Wenn ich dir die Krankheit auch nenne, du wirst mir nicht glauben.“

„Ja, Raimund, ich werde dir glauben.“

„Du hast Heimweh.“

„Nein, das nicht, aber in der Brust“ —

Es trat der Direktor in den Saal. Er grüßte kühl und blickte prüfend umher.

Raimund trat zu ihm, um ſich vorzuſtellen. Er hob die Hand etwas und warf einen Blick auf des Mannes Rechte.

Der Direktor reichte ſie ihm nicht.

„Sind Sie dieſer Raimund?“ frug er gleichgiltig

Der Befragte bejahte es.

„Sie haben Ihre Lehrzeit gleich mit einem Skandal eröffnet!“

Raimund ſtutzte, offenbar meinte der Direktor den kleinen Konflikt mit der Strumpfſtrickmaſchine.

— Er hat uns die Köpfe zuſammengeſtoßen — wollte der Junge einwenden, doch er ſchwieg und ſah zu Boden.

„Für die Zukunft verbitte ich mir ſolche Auftritte, ſonſt bleiben wir nicht beiſammen!“ warf der Direktor noch hin und verließ den Saal.

Raimund ſchritt betrübt zum Fenſter und ſah hinaus. Das alſo war der Empfang von dem vielgerühmten, menſchenfreundlichen Direktor des landwirthſchaftlichen Inſtitutes, bei dem er ſo warm empfohlen worden war. Er hätte es doch noch ſagen ſollen, daß ihn der Junge geneckt; was muß ſich der Mann nun von ihm denken, der ihn aus Gnaden in ſeine Anſtalt genommen hat!

„Haſt recht, Lex, ich werde hier auch Heimweh kriegen,“ ſagte Raimund zu jenem.

„Ah, das iſt geſcheit, dann fahren wir heute noch ab, wenn du willſt!“ jubelte Großpfleger,

— Wohin, thörichter Junge? — biſt überall fremd! — Dieſer Gedanke zog durch die Seele des Jünglings und kam als folgendes Wort zu Lex:

„Hörst du, Heimweh hab' ich nicht; — mein Weh ist — namenlos!"

Sein Weh ist namenlos. In diesem Ausdruck lag so viel Schmerz, daß Großpfleger unter einer Thräne sagte: „Ich versteh' dich schon, du meinst, weil du keine Heimat hast."

„Ja, und darum mußt du jetzt weinen, natürlich. Glaubst du denn, es ist ein so großes Unglück, wenn man nicht weiß, wo und von wem man geboren ist? Ich bin gerade so gut da, wie du, und gerade so gut Mensch, wie alle Anderen — und Freuden hab' ich am Ende auch so viele."

„Wie bist denn du? just warst du so betrübt und jetzt lachst du schon wieder und schaust so glücklich d'rein!"

„Ja weißt, ich hab' mich wahrscheinlich über den Buben dort ein Bischen geärgert, oder über den Direktor, weil er auf mich böse ist. Am Ende schickt er mich heute noch fort: weißt, Lex, — aber es wäre mir lieb, wenn du es den Anderen nicht sagen wolltest — ich bin hier als Gast und zahle kein Schulgeld. Ein Gönner hat mich beim Herrn Direktor empfohlen, daß ich mich hier ein wenig ausbilde. Da kommt dir heute gleich dieser Skandal. — Ei was, es ist geschehen, und jetzt ist es einmal nicht anders."

„Wie doch dein Haar weich ist und lang; auf Ehre, meine Schwester trägt es auch nicht länger. Auch sonst siehst du zart aus, aber Hände hast du grobe; hast gewiß recht arbeiten müssen?"

„Nicht mehr, als ich konnte," lachte Raimund.

„Wie alt bist du denn?"

„Je nun, so zwischen vierzehn und siebzehn herum."

„Da biſt du gewiß fünfzehn; ſchau, ich bin auch fünfzehn. Aber, kannſt du auch wirklich keine nähere Zeit beſtimmen? Ei, weißt du was, Raimund, an dem Tag, wo wir durchgehen, feiern wir dein Geburtsfeſt.“

Es war dunkel geworden und man läutete zum Nachtmahl.

Ler und Raimund ſaßen zuſammen, und da ſagte Erſterer: „Heute ſchmeckt mir das Bier: ſollſt leben, Raimund! — weißt du, was mich von dir freut, daß du gleich du zu mir geſagt haſt.“

„O je, heute lacht der heilige Aloiſius auch,“ bemerkte plötzlich Einer.

„Dann kriegen wir ein anderes Wetter,“ verſetzte ein Zweiter und Alles ſah auf Großpfleger und kicherte.

„Geht das dich an?“ frug Raimund denſelben.

„Ja, ja! Und wenn du mir den Burſchen dort, der vom heiligen Aloiſius geſprochen hat, ſchopfbeutelſt, ſo ſchenk' ich dir meinen beſten Rock,“ liſpelte Ler ſeinem Freund in's Ohr.

„Ja, mußt du's denn gleich ſo ernſt nehmen? ſag' ihm eine witzige Grobheit und aus iſt's.“

„Raimund, es gibt gar keine Grobheit in Worten, die für den dort grob genug wäre: er hat einmal meinen Vater einen Eſel geheißen.“

„Ehrfurcht, meine Herren!“ herrſchte Bumſtangl, „Seiner Gnaden, der Herr Baron von Gutenhag legen eine Generalbeicht ab!“

War das wieder ein Bravorufen und Händeklatſchen!

„Hallo,“ ſagte Raimund, „da geht's ja luſtig zu!“

„Und das nennſt du luſtig?“ verſetzte Ler entrüſtet.

„Wer doch der Neue ſein mag?“ frug der Blatternarbige ſeinen Nachbar, indem er auf Raimund deutete.

„Das ſagt er nicht: wohl gar ein verzauberter Königsſohn!“

„Ja, ja, ein verwunſchener Prinz!“

„Der verwunſchene Prinz!“ ſchrie die Strumpfſtrickmaſchine und zeigte auf Raimund.

„Siehſt du, jetzt haſt du's auch!“ raunte Lex dieſem in die Ohren und Alle ſchrieen nun: „Der verwunſchene Prinz! Guten Abend, verwunſchener Prinz! wie geht's?“

„Wie jenem verzauberten Königsſohn im Märchen, dem die Eſel den Abendgruß gebracht haben,“ verſetzte Raimund ſchnell.

Da brach über dieſes Wort ein wahrer Beifallsſturm los, der Direktor ſelbſt klatſchte in die Hände und rief: „Bravo, Raimund, ſo recht, nur immer mit gleicher Münze zurückgezahlt; das bringt Leben in's Haus und erſtickt zimperliche Empfindlichkeiten!“ —

„Jetzt weiß ich, wie man's machen muß,“ ſagte des andern Tages Raimund zu Lex, „man muß gleich mit der Keule d'reinſchlagen. Ich bin geſtern über mich ſelbſt erſchrocken, wie mir das derbe Wort herausfuhr, und doch war's das Rechte.“

„Ja, und es war meine größte Freude, wie du das Wort geſagt haſt. Aber wirſt ſehen, man wird dich jetzt immer den verwunſchenen Prinzen nennen.“ Lex ſah ſeinen Freund an und fuhr fort: „Aber ganz Unrecht haben ſie nicht. Jener verwunſchene Prinz, von dem mein Vater in

Gutenhag die Geſchichte weiß, ſieht gerade ſo aus wie du. Und wer weiß, ob du nicht ein Königsſohn biſt!"

Großpfleger war faſt ein Anderer geworden. Er war immer um Raimund und wenn ihm dieſer für Momente abhanden kam, ſo ging er durch alle Säle und Gartenſtriche und ſuchte ſeinen Freund. Nur mit dem ſprach er, und was Raimund ſagte, das fand er ſchön und gut und verſtändig. Er unternahm nichts, ohne ihn zu fragen: auch alle Lehraufgaben machten ſie zuſammen.

Ueber die Landwirthſchaft waren ſie wohl oft getheilter Anſicht. Raimund verglich immer mit den Methoden, die er in den weſtlichen Gegenden erfahren hatte, während Großpfleger nur das für gut fand und als das Beſte rühmte, was in Gutenhag gang und gäbe war. Er ärgerte ſich, wenn Raimund ſagte: „Ihr Oberländer dürft euch gar nicht groß machen; ihr ſeid gegangen, ſo weit man euch geſchoben hat, und denſelben Pflug, den die Gutenhager vor zweihundert Jahren gehabt, den haben ſie heute noch. Wenn euch der Zeitgeiſt mitunter aufweckt, und die Völker rüſtig vorwärts ſchreiten, glotzt ihr ihnen gähnend nach, und wenn ihr ſie aus den Augen verloren habt, ſo legt ihr euch wieder langſam auf den Pelz. Doch," fügte Raimund ſtets hinzu, „dein Vater iſt vernünftiger, wenn er ſelbſt auch noch keine neuen Samen eingeführt hat, ſo ſetzt er doch einen jungen Wildling in einen fruchtbaren Garten und läßt ihn pelzen und pfropfen, um ihn dann veredelt wieder in die Heimat zu verpflanzen. Das wird noch eine ganz edle Baumgattung geben."

„Du biſt aber doch viel geſcheiter, als unſer Schul

meiſter in Gutenhag, den habe ich nie ſo reden gehört," verſetzte Lex auf dergleichen Reden. —

So vergingen Tage. Lex war ruhig und heiter geworden, nur immer gegen Abend, wenn die Schatten lang wurden, und bis man im Saale die Lampen angezündet, hatte er noch ſeine böſe Stunde. Da dachte er, wie jetzt in Gutenhag die Sonne hinter den Berg ſinkt und man die letzten Fuhren Herbſtrüben heim zieht und ſich dann zum Krautabſchneiden um die eingeheimſte Frucht zuſammenſetzt und dabei allerlei Schwänke erzählt und Lieder ſingt. — Das weiß Raimund aber doch nicht, wie das ſchön iſt — dachte ſich der Junge — und darum kann er mich nicht verſtehen, wenn ich ihm vom Oberland erzähle und am Ende muß ich doch noch allein heim. —

„Willſt du nicht einmal mit mir in die Stadt gehen?" frug Raimund, als Lex eben wieder einmal in trüber Stimmung war.

„Ei, laß mich mit der Stadt aus, auf den Bahnhof dürfen wir doch nicht."

„Nun, wenn du nicht willſt, ſo gehe ich allein, aber ſonſt hab' ich dich bitten wollen, mir unterwegs einmal recht viel von Gutenhag zu erzählen, an den Winterabenden muß es doch gemüthlich ſein dort?"

Jetzt verſprach Großpfleger augenblicklich, daß er mitgehe und begann ſogleich mit einer Beſchreibung der „Rubenveſper", bei welcher man bis zwölf Uhr aufbleibe und die fürchterlichſten Räubergeſchichten höre; da habe der Vater oft die Geſchichte vom verwunſchenen Prinzen erzählt. Und Anna ſinge immer das Lied vom Pilgersmann und die Knechte

gäben Räthsel auf. — O, da war der Junge wieder in seinem Fahrwasser und versicherte noch einmal, er gehe schon mit in die Stadt.

Am nächsten Morgen kam ein Brief von Gutenhag und ein breiter, runder Ballen, an Großpfleger adressirt.

„Raimund, Raimund, die Mutter schreibt mir und sie schickt einen Allerheiligenstrietzl, da wirst du sehen, wie gut sie backen kann. Sie hat das beste Brot in ganz Gutenhag und wenn Kirchweih' ist und der Dechant kommt, läßt der Herr Pfarrer immer bei uns backen."

Lex öffnete den Ballen und zog einen riesigen Brotlaib hervor, breit und hoch und von köstlich brauner Farbe.

„Gelt, du hast noch keinen solchen Allerheiligenstrietzl gesehen, Raimund?"

Dieser verneinte, er wisse überhaupt nicht, was das mit dem Allerheiligenstrietzl sei.

„Da bist du einmal einfältig," sagte Großpfleger und belehrte, daß im Oberlande zu Allerheiligen jedes Dienstbote und Hausgenosse von seinem Herrn einen Laib Weißbrot bekomme, den er verkaufen oder zu beliebiger Zeit essen könne. Das sei der Allerheiligenstrietzl.

Dann nahm Lex das Gebäck in seine beiden Hände, legte es vor sich auf die Knie und sah es lange an. — Also, du kommst von daheim, dich hat meine Mutter gebacken und meine Schwester auf den Händen getragen, es ist doch Schade, daß man dich ißt. Aber der Raimund soll es wissen, was man in Gutenhag kann. — Bei diesem Gedanken öffnete er sein Taschenmesser, machte mit der Spitze über den Laib ein Kreuzzeichen und schnitt ihn mitten auseinander.

„So, lieber Raimund, das ſchenk' ich dir," — ſagte er und hielt dem Freund die eine Hälfte entgegen.

Dieſer lachte. „Glaubſt du, daß ich ein Vielfraß bin? Oder was ſoll ich mit dieſem Rieſenbrotſtück? Ich hab' ja ohnehin genug zu eſſen hier, du weißt, ich nehm' nicht einmal meine Semmel zum Frühſtück."

Lex zog ſeine Hand mit dem Brote langſam zurück und ſprach kein Wort. Ohne einen Biſſen zu verkoſten, legte er die zwei Hälften in ſeine Lade, ſchlich in einen Winkel und weinte.

Raimund hat ihm das Brot von daheim verſchmäht und hat es mit dem Eſſen im Inſtitut verglichen, ja, er zieht dieſes ſogar dem Allerheiligenſtrietzl vor. Das war eine Schmach für ihn und für ſeine Mutter und für ganz Gutenhag.

Seit dieſem Zwiſchenfall redete Großpfleger tagelang kein Wort zu ſeinem Freund, ja, er nahm ſich vor, gar keinen Freund mehr zu wollen, außer in Gutenhag.

Aber eines Nachmittags, als der Direktor die Zöglinge zu den Hecken hinausgeführt hatte, um eine Art Zaun gegen die noch weidenden Schafe der Nachbarſchaft zu flechten — ſagte Raimund plötzlich zu Großpfleger: „Du biſt eigentlich von Haus aus ein Leu geweſen, da hat man dir bei der Taufe das r für ein u gemacht und es iſt ein Lex aus dir geworden."

Großpfleger mußte laut auflachen. Nun war Alles wieder gut.

„Lex, wir ſollen, bevor noch der Schnee kommt, miteinander einen Ausflug in's Gebirg machen," ſagte Raimund,

„und da ſteigen wir auf den höchſten Berg, den es gibt und ſchauen in das Oberland.“

Lex war dabei.

„Aber weißt du, was gut wäre?“ fuhr Raimund fort, „wenn du noch Brot von deiner Mutter hätteſt, das könnten wir mitnehmen, weil wir vor Abend nicht heimkommen.“

„Ja freilich hab' ich noch Brot,“ ſagte Großpfleger freudeſtrahlend, „ich hab' dir auch noch nicht einen Biſſen angerührt und hätte es verderben laſſen, weil — weil du nichts genommen haſt.“ —

Und am nächſten Sonntag, nachdem Fräulein Dorothea das Tiſchgebet zum Frühſtück geſprochen hatte, ſagte Bumſtangl: „Iſt es wahr, daß der heilige Aloiſius und der verwunſchene Prinz heute mitſammen in's Gebirg gehen?“

„Dann wollen wir den Herrn Direktor bitten, daß wir ſie begleiten dürfen,“ meinten Andere.“

„O Gott, die ſind lange ſchon über alle Berge,“ rief Dorothea, „ſchon um die Betleutzeit habe ich ihnen das Hausthor aufgeſperrt.“

Hierauf machten die Burſchen noch einige Witze über den „Baron“ und den „Prinzen“.

Um dieſelbe Zeit waren unſere beiden Freunde wirklich ſchon weit vom Inſtitut und zogen bereits, die Ebene hinter ſich laſſend, durch eine Bergſchlucht.

Großpfleger war im Erzählen. Er beſchrieb Gutenhag und ſein Elternhaus und verſchwieg nicht, daß ſein Vater der angeſehenſte Bauer in der ganzen Gegend ſei. Es gab auch in Gutenhag Neuerungen. Da beſaß Lexens Vater eine Windmühle mit eiſernem Räderwerk und eine Dreſchmaſchine,

die einzige, die in der Gegend war. — Ferner erzählte Lex von ſeiner Kindheit und wie das oft ſchön geweſen ſei im Fiſchfang, oder wenn ſie junge Hunde bekommen hätten.

„Aber ſchlecht bin ich geweſen," fuhr der Junge leiſer fort, „Raimund, das reut mich ſo oft, ſo viele Haare ich auf dem Haupt habe — ich war ſo eigenſinnig und grob gegen meine Eltern, und meine Eltern ſind ſo gut und die Schweſter auch. Aber einmal — ach ja, du wirſt mir's nicht glauben wollen, Raimund — da habe ich Anna mit einem Brett geſchlagen, daß ſie zu Boden gefallen iſt. Sie war damals noch klein und wir haben gemeint, ſie ſtirbt uns, weil ich ſie juſt am Kopf getroffen habe. Ich glaube, ſie weiß nichts mehr davon, ſonſt könnte ſie unmöglich ſo gut ſein mit mir. Sie hat ſehr geweint, als ich von daheim fortging, aber ich war damals noch ein Narr und habe mich gefreut, daß ich fortkonnte und hab' nicht einmal ordentlich Abſchied genommen. Anna verband mir in der letzten Stunde noch den wunden Daumen da — ich hab' ihr nicht einmal gedankt dafür. Raimund, ich könnte da in das Waſſer hinab ſpringen, wenn ich daran denke und mir iſt immer noch, als könnte und ſollte ich gar nicht leben hier, ohne mich daheim ordentlich verabſchiedet zu haben. Ich habe das der Schweſter auch ſchon geſchrieben: ſie antwortete, ich ſollte mir nichts d'raus machen, ſie wüßten ſchon Alle, daß ich's gut meine. Aber ſchlecht war das von mir, gelt, Raimund?"

Raimund ſchwieg lange; endlich aber legte er ſeine Rechte auf Großpflegers Schulter und ſagte: „Ich weiß nicht, ob ich dich ganz verſtanden habe, aber wenn ich nachdenke, ſo biſt du fünfzehn Jahre ſo heimatlos geweſen, wie ich; erſt jetzt

haſt du deine Heimat gefunden, das heißt, du biſt zum Bewußtſein derſelben gekommen."

„Ich weiß nicht, wie es iſt," entgegnete Lex, „aber du haſt immer ganz neue Gedanken, und wenn du ſie ausſprichſt, ſo wundert es mich, daß ich nicht auch ſchon dasſelbe gedacht habe. — Jetzt, wenn du willſt, Raimund, ſo ſetzen wir uns da neben den Bach, eſſen ein Stück Brot und ich werde dich dann um etwas bitten."

„Sind ſie Alle ſo höflich bei euch im Oberland?" lächelte Raimund, „nun, und um was willſt du mich denn bitten, wenn wir das Brot eſſen?"

„Jetzt kenne ich dich ſchon fünf Wochen und ohne dich hätt' ich's nicht ausgehalten bis heute in der Fremde. Wenn ich einen Bruder hätte, könnte ich ihn nicht lieber haben, als dich; — und doch — du biſt — ich weiß nicht, wie ich ſagen ſoll, — du biſt nicht ſo wie ich — du biſt ſehr, ſehr gut, aber — ich fürchte, du lachſt mich aus und du gibſt dich nur aus Barmherzigkeit mit mir ab. Du müßteſt ja jeden Grafen zum Freund bekommen, wenn du wollteſt, du biſt — aber lache doch jetzt nicht ſo — du kommſt mir wirklich vor, wie ein verwunſchener Prinz!"

Lex war bei dieſen Worten ganz roth geworden und als er nun ſchwieg, ſagte Raimund: „Jetzt haſt du wirklich recht einfältig geredet, Lex."

„Ja, du machſt mich auch noch ganz dumm; ſag' mir doch nur einmal, wer du eigentlich biſt; ich bitte dich, erzähle mir dein Leben!"

„Na, da wirſt du aber auch was Rechtes hören. Schau,

ich hätte dir's ſchon lange erzählt, aber weil du immer ſo, Gott weiß, was Großes in mir haben wollteſt, ſo war es, ich muß ſagen, peinlich für mich, dir zu ſagen, daß ich ein armes Bettelkind bin. Ich habe ſo eine ganz dunkle Erinnerung in mir, von einem bleichen Weib mit langen, ſchwarzen Haaren, welches mich trug. Da war eine Zeit, in welcher über mir immer ein Baum oder der blaue Himmel war. Aber ich weiß nicht, iſt das wirklich ſo geweſen, oder hab' ich einmal ſo einen Traum gehabt; aber dann wäre das der einzige Traum, den ich nicht vergeſſe. — Das Erſte, was ich beſtimmt von mir weiß, iſt, daß ich mit einem Mann, der auf einer großen Weide Vieh hütete, in den Wäldern herumging und nur für die Nacht mit ihm in einer Bretterhütte ſchlief. Aber der Mann ſagte mir oft, daß er nicht mein Vater und die Hütte nicht mein Geburtsort ſei; er habe mich einmal an einem Sommermorgen im Walde unter einer alten Eiche gefunden. Er behalte mich nur aus Barmherzigkeit und ich mußte ihm das Vieh hüten helfen. Im Winter hatten wir kein Vieh und kamen ſelten aus der Hütte. Mein Pflegevater hatte allerlei Hölzer am Ofen lehnen und aus dieſen Hölzern ſchnitzte er Herrgöttln. Ich half ihm dabei und habe auch ganz allein einen gemacht, aber dieſen brachte der Hauſirer, der uns die Dinger abnahm, wieder zurück und ſagte, er bringe ihn nicht an, weil die Hände am Kruzifix ſo dick wären, wie die Bruſt, und auf die Naſe hätte ich auch vergeſſen. — Darauf ſtellten wir den mißglückten Herrgott auf den Hausaltar und verrichteten vor demſelben unſer Morgen- und Abendgebet. — Eines Abends aber — das war im Sommer — als wir von der Alm in unſere Hütte zurück-

kehren wollten — ja, Lex, da fanden wir keine Hütte mehr, aber die Kohlen glühten und rauchten noch — ſie war uns niedergebrannt. — Ich ſehe den Mann noch, wie er die Hände am Rücken daſtand und in den Rauch ſtarrte. Plötzlich ſagte er: Ei was, es iſt einmal ſo, und jetzt, Junge, braten wir uns da an der Glut ein paar Erdäpfel zum Nachtmahl! — Während wir aber die Erdäpfel aßen, belehrte mich mein Pflegevater, daß er mich nun nicht mehr behalten könne, ſondern ſelbſt irgendwo in den Dienſt treten müſſe. Ich ſollte nur getroſt und mit Gott in die Welt gehen. — So ging ich denn in die Welt, Lex, aber ich denke alle Tage an den guten Mann, er hatte graue Haare und viele Furchen über der Stirne. — Ich bin zwei Tage gewandert, da hatte ich am dritten in einem Pfarrhofe, in dem ich einſprach, eine große Freude. Ich fand im Schlafſtübchen, das mir der freundliche Pfarrer angewieſen hatte, einen Herrgott von meinem Ziehvater. Kannſt mir's ſchon glauben, vor dieſem Kruzifix habe ich das andächtigſte Gebet in meinem Leben gethan, und dabei hab' ich ein großes Weh' empfunden — da muß mir völlig ſo gewesen sein, wie dir, wenn du in der Dämmerſtunde an Gutenhag denkſt. — Den andern Tag nun hab' ich den Herrn Pfarrer gebeten, daß er mir das Crucifix ſchenken möchte; ich wollte es mitnehmen in die weite Welt zum Andenken und zum Segen. Ich erzählte dem Pfarrer meine Geſchichte; darauf faßte er meine Hand und ſagte: Junge, ich laſſe dieſes hölzerne Bild nicht fort und dich auch nicht. Es iſt uns hier im Ort der Meßner geſtorben; willſt du zur Meſſe und zum Ave läuten und auf dem Chor den Blasbalg treten? Das wollte ich und ſo blieb ich beim Pfar-

rer. Der Pfarrer war ein luſtiger und praktiſcher Mann und als ich eine Zeit bei ihm war, ſagte er einmal zu mir: Junge, du biſt ein gelernter Herrgottmacher, mach' mir die meinen auch! Und er brachte mir Oblaten und ein Stemmmeſſer, und zeigte mir, wie ich die Blättchen zu Hoſtien auszuſtechen und zu runden habe. — Jetzt hatte ich den Leuten ſchon zwei Gattungen Herrgöttln geliefert, die eine zum Anſehen und die andere zum Eſſen, — und nebenbei ſchellte ich mit den Glocken."

„Ja, nun, wie iſt denn das?" warf Großpfleger ein, „ich habe immer gemeint, die Hoſtien kommen aus Rom. Meine Mutter hat mir oft erzählt, daß am Gründonnerſtag die Glocken nach Rom gehen und am Charſamſtage voll mit Hoſtien wieder zurückkämen."

„Aber ſchau, da iſt deine —" Raimund hielt ein.

„Nun? jetzt was haſt du ſagen wollen?"

„Nichts, nichts; — wäreſt doch wieder böſe geworden. — Indeß, immer hab' ich mit dem Läuten und Herrgöttlmachen doch nicht zu thun gehabt und da hab' ich in der freien Zeit die Schule beſuchen dürfen. Als der Pfarrer ſah, daß ich da fleißig war und weiter kam, hat er mir Bücher geliehen und da habe ich immer ſehr viel geleſen. Ich hab's gar nicht gemeint, daß die Welt ein ſo merkwürdiges Ding iſt, bis ich das Alles ſehe — ſchwarz auf weiß. — Acht Jahre bin ich dir beim Pfarrer geweſen und bin bei ihm ganz geſcheit geworden. Aber einmal — der Herr Pfarrer war in einem Nachbarsdorf auf Kirchweih — mußte ich das Haus hüten. Da ging ich in ſein Schreibzimmer und ſah mir einmal recht alle Bücher an, die er hatte. Da fand ich

dir auch ein ganz kleines Büchlein mit der Ueberſchrift: Des Menſchenthums Glauben und Wiſſen. Das hab' ich durchgeleſen. Und weißt du, was ich mir da gedacht habe? — Lex, ich hab' dich lieb und muß mit dir einmal über etwas ſprechen; aber heute noch nicht, erſt, wenn du längere Zeit im Inſtitut geweſen ſein wirſt. — Ich habe dem Pfarrer nichts merken laſſen, daß ich bei ſeinen Büchern war, nur hab' ich von da an den Mann nicht mehr ſo recht lieben können, wie bisher, und er war doch mein größter Wohlthäter. Und da war ich auch mit einem Knaben bekannt, der war der Sohn vom Wirth und miniſtrirte bei der Meſſe. Wir waren oft zuſammen im Garten oder auf dem Feld und wir waren gut zuſammen. Es ſtanden große, edle Sachen in jenem Büchlein, aber mich wird es reuen, ſo lang' ich lebe, daß ich dem Jungen davon erzählt habe. Er hörte mir ſehr aufmerkſam zu, aber er ſah mich nicht an dabei, und in einigen Tagen darauf führte ihn der Gemeindediener zum Richter. Der Junge hatte die Kirchenkaſſe beſtohlen. Er geſtand auch gleich Alles ein und ſagte dann: Des Pfarrers Raimund hat mir etwas erzählt und da hab' ich geglaubt, wenn es ſo iſt und keinen Himmel und keine Hölle gibt, ſo kann man thun, was man will, — ich wollte Geld und ſo hab' ich mir eines genommen. — Lex, ich hab' es ihm freilich erzählt, aber ich hab' es ganz, ganz anders gemeint, er hat mich nur nicht verſtanden. — Dann, als man den Dieb gezüchtigt hatte, kam das Böſe erſt auf mich, ich mußte noch an demſelben Tag den Pfarrhof und das Dorf verlaſſen und als der Pfarrer die Thür hinter mir zuſchlug, war ſein letztes Wort: Biſt ein ſehr ſchlechter Menſch! — Wie weh'

mir dieſes Wort gethan hat, Lex, das kann ich dir gar nicht ſagen. Ich wollte mich über einen Felſen ſtürzen und ich hätte es auch gethan, da dachte ich an ein Wort, welches ich in jenem Büchlein auch geleſen hatte und ich ging am Abgrund vorüber. Wenn der Pfarrer geſagt hätte, daß ich gut und rechtſchaffen wäre, ja, da hätt' ich vielleicht ſterben können, denn mehr braucht man ja nicht zu werden; weil er aber behauptet hat, daß ich ein ſchlechter Menſch ſei, ſo galt es noch zu leben und zu zeigen, daß ich es nicht bin. — Meines alten Ziehvaters Segen iſt aber doch über des Pfarrers Fluch hinaus mir nachgefolgt. Ich lernte auf meiner Wanderſchaft einen Werksarbeiter kennen, der mich bei ſeinem Verwalter aufführte. Ich mußte dieſem gefallen haben, denn er behielt mich bei ſich und beſchäftigte mich in ſeinem Garten. Schön war dieſes Arbeiten bei den Bäumen und Blumen und Früchten, und ich weiß nicht, wie das kam, mich freute Alles, was ich anſah. Da war der Feldbau, die Bienenzucht, der Eiſenhammer und all das Leben und Weben um mich — und da dachte ich wieder an das Büchlein mit der Aufſchrift: Des Menſchenthums Glauben und Wiſſen. Was die Wiſſenſchaft über den Garten, den Wald, das Feld und die Metalle doch wohl ſagen mag? — Ich möchte aber doch wohl die Landwirthſchaft ſtudiren! bemerkte ich dem Gärtner einmal und in drei Wochen darauf ſagte der Verwalter zu mir: Ich wüßte was Rechtes für dich, Raimund, du ſollteſt die Landwirthſchaft ſtudiren! — Ja, das wäre freilich ſchön und wenn ich reich wäre, ſo thät' ich's auch, verſetzte ich. — Und ich, ſagte der Verwalter, thäte es an deiner Stelle auch, wenn ich nicht reich wäre; ich bäte irgend

einen braven Mann, einen Gutsbeſitzer, oder Werksverwalter, oder ſo Jemanden, daß er mich ſtudiren ließe! — Du kannſt dir denken, Lex, ich ſah den Mann eine Weile nur ſo an, da kam mir auf einmal der Muth und ich platzte heraus: Ja, laſſen Sie mich ſtudiren, Herr Verwalter! — Der Mann lachte. Später ſagte er: Junge, ich habe einen guten Freund, der einem rühmlich bekannten landwirthſchaftlichen Inſtitute als Direktor vorſteht; es müßte ſehr ſchief gehen, wenn ich dich bei dieſem Manne nicht um ein Geringes unterbrächte. — Und ſo war's und ſo wurde es, und ſo, Lex, iſt es; — auf dieſe Weiſe bin ich zu dir gekommen."

Lex hatte während der ganzen Erzählung in den Wildbach, der in der Schlucht rauſchte, hinabgeſtarrt und ſchien Raimunds Worte kaum zu hören. Jetzt, als dieſer ſchon lange geendet hatte, ſagte er: „Weißt du, wie dich die Anderen im Inſtitute jetzt heißen würden? Den Herrgottlmacher!"

Die beiden Jungen zogen weiter und verzehrten nun zuſammen den Heiligenſtritzl.

Als ſie gegen Mittag an einer alten Ruine vorbeikamen, bemerkte Lex, daß auch in der Nähe von Gutenhag ſo ein altes Schloß ſei, in welchem aber ein unermeßlicher Schatz begraben liege. Da ſei zwiſchen den halbverfallenen Mauern unter dichtem Gebüſche eine Fallthüre, welche in unterirdiſche Gewölbe führe, wo alle, von jeher durch Ungerechtigkeit erworbenen Reichthümer der Welt aufbewahrt lägen. Aber es ſeien große ſchwarze Hunde als Wächter bei den Reichthümern, und dieſe ſeien die Seelen der einſtigen ungerechten Beſitzer. Und wenn man dieſe Schätze heben könnte, ſo wären damit auch alle jene ungerechten Seelen erlöſt.

„Ja, so erzählt man," fuhr Ler fort, „und einmal ist ein alter Köhler zufällig hinein gekommen, aber da hat er in den unterirdischen Gängen eine wunderbare Musik gehört und darüber ist er eingeschlafen. Wie er wieder erwachte, lag er im Gebüsche neben der alten Ruine. Du, Raimund, wenn wir zusammen nach Gutenhag kommen, so versuchen wir es den Schatz zu heben; ich weiß auch die Zeit, in welcher man die Fallthür offen findet, freilich trifft das selten zu; weißt du, nur an einem Ostersonntag, an welchem eine Sonnenfinsterniß ist, da sind alle Thore zu unterirdischen Reichthümern offen, und da steigen wir im Schlosse bei Gutenhag hinab."

„Aber weißt du auch, Ler, daß am Ostersonntag gar nie eine Sonnenfinsterniß sein kann?"

„Warum denn nicht?"

„Weil eine Sonnenfinsterniß nur zum Neumond stattfindet. Da aber Ostern immer der erste Sonntag nach einem Vollmonde — nach dem ersten Vollmond im Frühling ist, so kann der Ostersonntag unmöglich auf Neumond fallen. — Hörst, ich möchte aber noch gerne etwas von den verborgenen Schätzen im Schlosse bei Gutenhag wissen."

„Ja, da mußt du einmal meinen Pathen, den Schmied, fragen, der weiß dir einen ganzen Tag davon zu erzählen."

„Nein, von dir selbst möchte ich noch etwas davon hören, und zwar, ob du an dergleichen Geschichten wirklich glaubst?"

Großpfleger gab auf diese Frage keine Antwort, sondern frug: „Und ist das auch gewiß wahr, daß am Ostersonntag keine Sonnenfinsterniß sein kann?"

„Wenn wir nach Hauſe kommen, werde ich es dir in einem Buche erklären, wie das iſt, dann weißt du es und brauchſt es nicht mehr zu glauben.“

„Dann glaube ich aber auch nicht mehr an dieſe dummen Schatzgräbergeſchichten,“ entgegnete Lex. —

Nach mehrſtündiger Wanderung hatten die beiden Freunde einen Bergrücken erſtiegen; da hatte man einen herrlichen Freiblick in das Land hinaus. Auf der weiten Ebene lag ein leichter, blauer Nebel, durch welchen die Thürme und Fenſter der Stadt ſchimmerten. Nebenhin zog ſich die Eiſenbahn und man ſah gar einen Zug auf derſelben, aber der ſchien zu gehen, wie eine Schnecke. Weiter nördlich gruppirten ſich grünende Hügel und begann das formreiche Bergland.

Plötzlich that Lex einen Schrei: „Gutenhag!“

„Wo?“

„Siehſt du den blauen Berg dort mit dem jähen Abſturze links, wo unter der Rothwand der Jägerſteig geht?“

„Der Jägerſteig?“

„Ja freilich, den ſiehſt du nicht, ich eigentlich auch nicht, aber er geht dort um die Rothwand, die du auch kaum ſehen wirſt; ſchau nur links auf den Berghang hin, ſieh', dort unter der Rothwand liegt Gutenhag!“

Raimund blickte hin.

„O, wie ſchön!“ fuhr Lex fort, „wie ſchön, daß man das Alles ſo ſehen kann. Dort der Wald hinauf, der gehört uns und rechts vom Zaun iſt der Lehnhoferſchlag. Mein Vater iſt jetzt gewiß dort und merkt die Lerchenbäume an, die er im Frühjahr verkaufen wird. Dort über die Wieſe werden die Holzblöcke hinabgelaſſen, ſiehſt du?“

„Aber Lex, ich ſehe ſonſt nichts, als den blauen Berg und der iſt wenigſtens zwei Tagreiſen von hier entfernt.“

„Das freilich,“ entgegnete Großpfleger, „und ich ſehe wohl auch nichts, aber — bis morgen Abends ſind wir ganz bequem dort; ich werde dir ſchon meinen Stock da geben, daß du leichter gehſt, und den Ueberrock trag' ich dir auch. Zuerſt gehen wir über dieſen Bergrücken hinaus und dort hinab, wo ſich im Thale der Weg hinzieht; das Thal und der Weg gehen ganz ſicher nach Gutenhag. Unterwegs eſſen wir noch den Heiligenſtritzl auf.“

Raimund ſah Lex an, wie dieſer glühte und leuchtete.

„Ich kann dich gar nicht begreifen, Lex, du denkſt entſetzlich ungeſchickt.“

Als Großpfleger hierauf ſeinen Freund betrübt anblickte und dabei um den Mundwinkel bebte, da reute Raimund das herbe Wort und der Ton, mit dem er es geſprochen hatte. Der Gute *denkt* ja nicht, er fühlt nur, es herrſcht eine tiefe Bewegung in ihm; es zittert der Schmerz durch ſeine Seele, daß er da iſt, und der Drang, daß er dort ſein will, und die Freude, daß er hineilen kann. Dies zuſammen iſt *Heimweh*.

„Weißt du, wo es auch noch ſchön iſt?“ ſagte Raimund, „kehre dich einmal um, ſiehſt du dort über die Ebene hinaus das blaue Gebirg? Das iſt das Weinland, Lex, dort müſſen wir zuſammen einmal hin.“

„Ich habe ſchon Trauben gegeſſen. In Gutenhag werden ſie jetzt im Spätherbſt an den Sonntagen verkauft; ſie kommen weit her und ſind ſehr theuer. Ich werde für uns beide ſchon kaufen, haſt du auch die grünen lieber, als die blauen?“

Raimund hatte seine schwere Noth bis er den Freund vom Bergrücken wieder herunter und auf den Weg gegen die Stadt eingeleitet hatte.

Lex war sehr betrübt, er starrte jetzt nur immer auf seine Füße und gab den Worten seines Begleiters keine Antwort.

„Nimmt der Kaiser auch in Gutenhag Soldaten?“ frug Raimund.

„O ja, und heuer im Frühjahr haben sie des Schmieds Josef behalten und noch drei Andere; aber der Josef ist schon gestorben, gleich in vier Wochen d'rauf, als sie ihn behalten haben. O Gott, Raimund, da war ich so entsetzlich dumm; wenn ich alt genug gewesen wäre und sie mich genommen hätten, so wäre ich zu den Freiwilligen gegangen!“

„Armer Lex, da wärest du jetzt in einem fremden Land und kämest vor Jahren nicht mehr heim. So aber bist du mitten im Heimatland und kannst vom Berg aus dein Gutenhag sehen.“

„Ja, da hast du recht, aber mich wird's doch noch treffen, in fünf Jahren bin ich alt genug; — Raimund, ich hau mir eine Hand ab.“

„Thu' das, dann hat dein Gutenhag einen Krüppel und einen schlechten Kerl!“ Raimund sprach diese Worte scheinbar ruhig, aber der Ton war gereizt; dann warf er seine Blicke auf die Bäume umher und pfiff.

Lex fühlte sich bis in die Seele getroffen. Nach einer Weile sagte er: „Nimm so was nur nicht gleich so auf, es war ja nicht mein Ernst. Aber sag', warum muß es denn auch Soldaten geben in der Welt? Es sollen alle Menschen

daheim bleiben und in kein anderes Land wollen, dann gibt es keinen Krieg und man braucht keine Soldaten."

„Schön wär' das schon, Lex, aber da müßten die Menschen keine Selbstsucht und alle Bildung haben. Siehe, lieber Freund, ich habe darüber auch schon oft nachgedacht. Was mich noch am meisten ärgert, ist, daß auch die gebildeten Völker gegen einander Krieg führen. Und wenn sie noch so lange und friedlich neben einander leben, und sich gegenseitig aufhelfen und vervollkommnen; plötzlich brechen sie auf in bewaffneten Schaaren, fallen sich gegenseitig in die Heimat ein und schlagen einander todt. Aber ich glaubte immer, das liegt in einer falschen Bildung, und wenn die Menschen um eine Tugend weniger hätten, so wäre es besser. Ich meine, die allzugroße Vaterlandsliebe, der Patriotismus, wäre nicht nöthig. Aber da hält sich jede Nation für die beste und edelste und verlangt, daß sich ihr die anderen unterwerfen und das führt zum Krieg. Freilich wohl ist diese oder jene Nation edler als andere, aber eben deshalb, mein' ich, soll sie den anderen mit Rücksicht und Liebe begegnen und ihnen alle Mittel zur Beredlung bieten. Oft fängt aber gerade jenes Volk Krieg an, welches — freilich dann mit Unrecht — als das edelste bekannt war. Oh, das ist eine Schande! — Und Jedem wird die Vaterlandssucht schon auf der Schulbank eingepfropft, und jeder meint, sein Land sei das schönste und berechtigtste in der Welt, das man beschützen und kräftiger machen und erweitern soll. Das ist aber dumm von den Menschen; die ganze Erde gehört zusammen und Jedem steht die ganze Erde offen, und darum hat er ja Füße, daß er nicht immer auf einem und denselben Platz, wo er zufällig

geboren iſt, ſitzen zu bleiben braucht, und darum hat er eine Zunge, die ſich in alle Sprachen zu finden vermag und darum hat er ein Herz, das wie alle anderen Menſchenherzen fühlt. — Ich meine, wenn die Menſchen einmal ganz vernünftig ſein werden, ſo wird von einem ſogenannten theuren Vaterland nicht mehr die Rede ſein!"

Auf dieſe Worte verſetzte Großpfleger: „Du mußt ſchon ſehr viel gedacht haben, daß du ſo ſprechen kannſt, aber an Alles haſt du gewiß noch nicht gedacht. So kann auch nur ein Menſch reden, der, wie du, von Vaterland und Heimat nichts weiß, weil er beides gar nicht hat. Darum ſollteſt du wenigſtens mich nicht abhalten, Raimund, wenn ich heim will."

„Ei, du kannſt ja gehen, wenn du willſt, ich ſage nur, daß du dir das Leben verdirbſt, wenn du jetzt die Schule verläßt, die ſo viel Wichtiges für dich hat. Dazu wäre dein Fortgehen gerade jetzt ſehr unpraktiſch; das Schwere im Inſtitut haſt du bereits erfahren, jetzt käme erſt das Schöne und die Freude hier. Daheim lachen ſie dich aus und deine Eltern betrübſt du und du wirſt nicht das, was du werden ſollteſt. Wegen mir magſt du ja gehen!"

Raimund pfiff wieder.

Lex ſpielte mit ſeinem Stock und warf ihn dann plötzlich in das Geſtrüppe.

„Jetzt iſt's gewiß!" rief er endlich aus, „ich gehe nicht und ich rede kein Wort mehr davon; wenn aber das Schuljahr aus iſt, dann gehen wir alle beide zuſammen. Lauf' jetzt, du Herrgottlmacher, du!"

Beide gingen einen ſchnelleren Schritt.

Auf einmal aber blieb Raimund ſtehen und klopfte mit

seinem Stock auf die rothe Erde am Weg: „Das ist Ocker!“ Dann nahm er ein Stück in die Hand und sagte: „Lex, das gibt eine schöne, gelbe Farbe, ich nehme das mit, und sage dem Herrn Direktor, daß hier Ocker ist.“

Es war schon finster geworden, als unsere beiden Freunde an der Ruine vorüber kamen. Da blieb Raimund wieder stehen und sagte: „Lex, vielleicht ist auch in diesem Schloß ein Schatz verborgen; komm, wir wollen sehen!“

„Um Gotteswillen, Raimund, laß das; die Gespenster lassen keinen Spott mit sich treiben. Laß das, Raimund!“

Wie ihn Lex jetzt fest an der Hand hielt, lachte Raimund. Durch den Wald lachte auch Jemand. Großpfleger zitterte. „Jesus!“ ächzte er plötzlich auf, „dort an der Mauer geht ein Todtenlicht!“

Raimund sah es auch schimmern an der Mauer und meinte: „Das ist doch seltsam, sind denn hier noch Menschen?“

„Nein, das sind gewiß Geister, komm, komm!“ drängte Lex und weinte fast.

„Ich muß es aber sehen, was es ist, wir wollen hinaufsteigen und untersuchen.“

„Nein, nein, ich geh' nicht mit!“

„So bleib' derweil da, ich komm' bald zurück!“

„Ich — ich bleib' auch nicht da!“

„So geh' langsam fort, ich komme bald nach!“

„Ich bitte dich, ich geh' mit dir!“ —

So stiegen sie über das Gestein hinauf. Lex schloß sich fest an Raimund. Als sie aber an der Mauer waren, wo es früher geglänzt hatte, sahen sie nichts. Ein Nachtvogel flatterte auf und über die Mauer.

Aber du zitterſt ja gar, Lex!“ ſagte Raimund. Dann ging er einige Schritte hin und her. „Siehe, da iſt ja das Licht!“ rief er plötzlich: neben einem Stein glänzte etwas.

„Rühr' mir's nicht an, Lex!“

„Gott behüte meine arme Seele!“

„Was meinſt, Bruder, das iſt gewiß ein Dukaten oder gar ein Diamant!“

„Iſt es was immer, gehen wir!“

„Ja, du wollteſt doch auch den Schatz im Schloſſe bei Gutenhag heben! Nimm doch jetzt das Goldſtück da, es liegt gewiß eine Zaubermacht darin. Wir wollen ſehen!“

Raimund bückte ſich und hob das Leuchtende auf. Es war ein Hoſenknopf von Meſſing. Der hatte im Abendroth ſo geleuchtet.

Jetzt lachten Beide hell auf und Raimund meinte, das ſei doch auch etwas ſehr Nützliches und in gewiſſen Verhältniſſen mehr werth, als Gold: er habe eigentlich geglaubt, es werde nur ein werthloſes Stück Glas ſein — nun ſeien ſie doch wenigſtens nicht umſonſt heraufgeſtiegen.

Lex bat nur, daß Raimund im Inſtitut von ſeiner närriſchen Furcht nichts bemerken wolle, ſonſt bekäme er — Lex — noch den Spitznamen: Haſenfuß.

Raimund verſprach es. —

Als unſere Jungen einige Stunden ſpäter im Inſtitute bei ihrem Bier ſaßen, legte Raimund ſeinen Arm um Großpflegers Nacken und ſagte: „Jetzt ſind wir wieder daheim!“

Nun kamen Tage der Arbeit und des Lernens.

Die Naturwiſſenſchaften, ſo wie Geographie und Geſchichte machten auf Lexens Gemüth einen tiefen Eindruck und nicht ſelten rief er während des Vortrages gedehnt aus: „Ah, ſo iſt das Ding!“

Auch die landwirthſchaftlichen Gegenſtände, als Seidenbau, Bienenzucht, die Hopfen- und Forſtwirthſchaft, die Maſchinenkunde u. ſ. w. verfolgte er mit großem Intereſſe, und überall ſtand ihm Raimund zur Seite. Bei dem war es, als wiſſe er das Alles ſchon von früher her und er wußte zu dem Theoretiſchen immer Proben und Beiſpiele zu machen. Aus Allem, was da lag und ſtand, fand er die Geſetze der Chemie und Phyſik heraus, ſo daß Lex einmal ausrief: „Da ſteht ja ganz Gutenhag mitten in der Wiſſenſchaft — es weiß es nur nicht!“

Auch die modernen Sprachen wurden vorgetragen, und als Raimund ſeinen oberländiſchen Freund aneiferte, Franzöſiſch zu hören, wurde dieſer böſe: „Glaubſt du, ich werde mit meinen Knechten und Mägden franzöſiſch rechten, wenn ich einmal den Großpflegerhof hab'? Es iſt überhaupt ein Unſinn, daß es in der Welt ſo viele Sprachen gibt; 's wäre ja *eine* genug, die deutſche, und die iſt doch unſtreitig die ſchönſte und geſcheiteſte und ich meine, in den anderen Sprachen könnte man gar nicht einmal alle Gedanken ſagen.“

„Das kann man in gar keiner — auch in der deutſchen Sprache nicht,“ entgegnete Raimund, „und gerade die beſten und ſchönſten Gedanken kann man gar nicht, oder wenigſtens nicht ſo zart und klar ausſprechen, als man ſie denkt. Ich habe einmal in einem Buch geleſen, daß die

Worte eigentlich nichts ſind, als Eiszapfen aus dem Meere der Gedanken."

Bumſtangl nahte jetzt und ſchrie dazwiſchen: „Weiß der Weiſe auch, wie man einem Mädchen das ſagt, was man ſich ſelbſt nicht denken kann? Man küßt es."

„Wie er dich da gleich unterbricht!" bemerkte Lex, als Bumſtangl wieder fort war, „das iſt wirklich ein recht dummer Bub'!"

„Das war juſt nicht das Dümmſte, was der in ſeinem Leben geſchwätzt," entgegnete Raimund.

Lex ärgerte ſich, daß Raimund die übrigen Zöglinge immer vertheidigte. Er haßte ſie beinahe, weil ſie für Alles nur Spott hatten: ſelbſt der Direktor that mit und die Frau desſelben war ihm viel zu trocken.

Nur einen Menſchen im Inſtitute liebte er ganz und einen halb; der erſte war Raimund, der zweite — Dorothea. Dieſe war in vielen Stücken ganz wie ſeine Mutter, ſie hatte viele oberländiſche Redeweiſen, ja ſie war ſelbſt eine Oberländerin. Wenn ſie nur nicht überall dieſen dummen Aberglauben hätte; wenn ſie nur den zehnten Theil von Raimunds Gedanken hätte, dann wäre ſie ſchon ganz geſcheit. — So dachte ſich Großpfleger und einmal ſagte er zu Raimund: „Du könnteſt dir ein großes Verdienſt erwerben."

„Und wie denn?"

„Sage der Dorothea einmal deine Anſichten über die Welt, daß ſie doch auch vernünftig denken lernt."

Da lachte Raimund laut und rief: „Lern' es du ſelber einmal, iſt mir lieber. Die nennt mich den Antichriſt, ſobald

ſie mich kennt und bittet den lieben Gott, daß ſich die Erde aufthu und mich verſchlinge. Daß ich dir's ſage, Lex, wenn du wieder in Gutenhag ſein wirſt, ſo ſuche deine Grundſätze, die du von hier mitnimmſt, ja nicht den Alten beizubringen — das wäre Oel in's Feuer. Nicht einmal du ſelbſt darfſt noch Alles wiſſen — doch, du wirſt es ſchon noch erfahren." —

Die Weihnachtszeit wollte Lex in Gutenhag zubringen, aber da kam von daheim ein Brief, er möge nur im Inſtitut bleiben und ſich mit dem beigeſchloſſenen Gelde ein paar gute Tage anthun.

Allerdings betrübte das den Jungen und er konnte nicht begreifen, wie ihm die Seinen das doch zumuthen konnten. — Ja freilich, die haben ſich in Gutenhag zu Hauſe, und das iſt für ein ordentliches Weihnachtsfeſt ſchon genug.

„Da haben ſie mir zehn Gulden für die heiligen Tage geſchickt," ſagte er zu Raimund, „was fangen wir denn damit an? Ich denke, meinen Theil ſpare ich auf die Ferien, du kannſt mit dem Deinen machen, was du willſt. Da nimm, meine Mutter ſchickt es dir zum Chriſtgeſchenk und ſchreibt, du ſollſt in den Ferien doch gewiß mit nach Gutenhag kommen. Leſe ſelbſt den Brief, den hat meine Schweſter geſchrieben. Gelt, Anna hat gar keine ſo ſchlechte Schrift? Aber du biſt doch nicht böſe, Raimund, daß ſie dir da Geld ſchicken. Leſe nur, was ſie ſchreiben: Wir bitten deinen Freund Raimund, daß er vorläufig dieſe Kleinigkeit annehme für das, was er dir thut und iſt und wir werden ihm für ſeine Liebe und Freundſchaft ſchon dankbar ſein. — Dieſen Satz haben Alle zuſammen gemacht; ich weiß, ſie werden lange nachge-

dacht und Rath gehalten haben, wie man das am beſten ſagt."

Raimund nahm das Geld und beſchloß, mit einem Theil desſelben ſich ein werthvolles Buch zu kaufen und mit dem übrigen ſeinem Freund eine ungeahnte Chriſtfreude zu bereiten. Dann ſchrieb er ſelbſt nach Gutenhag und bedankte ſich für das Geſchenk.

In Bezug des Buches zog er den Direktor zu Rathe und dieſer ſchlug ihm Humboldts Kosmos vor, dazu war aber das Geld um das Vierfache zu wenig. Sofort entſchieden ſie ſich für Göthe und in wenigen Stunden hatte Raimund den ganzen Göthe hübſch gebunden in einer wohlfeilen Ausgabe auf ſeinem Tiſchchen.

„Lex," jubelte er, „ich kann dir gar nicht ſagen, was mir deine Eltern für eine große Freude gemacht haben. Da ſiehe: Göthe! — Es gibt gar kein größeres Chriſtgeſchenk!"

Dann zerbrach ſich Raimund ſtundenlang den Kopf, welche Ueberraſchung er doch dem Lex anthun werde. Es wollte ihm nichts einfallen.

Doch, doch! —

Als ſie am nächſten Tag miteinander in die Stadt gingen, ſagte Raimund zu Lex, es ſei jetzt dort in einem Glashauſe was Merkwürdiges zu ſehen.

„Was denn?"

„Die Sonne als Malerin!"

„Ja, das hab' ich auch ſchon in Gutenhag geſehen, da malt ſie im Frühjahr alle Blumen roth und blau und gelb und weiß."

„Paß auf, Lex, hier in der Stadt kann sie's auch im Winter, wirst sehen!"

Als sie in der Stadt waren, sah Lex die Auslagen an und Raimund ging nachfragen, ob die Sonne heute male. Bald kam er zurück und sagte zu Lex: „Ja, sie malt!" Dann führte er seinen Freund durch eine Hausflur in einen Garten und in ein Gewächshaus.

Dort war ein Mann, der zeigte auf die Blätter einer Akazie: „Hierher bitt' ich den Blick!"

„Sehen wir einmal hin dort, aber ganz ruhig, jetzt wird sie malen!" sagte Raimund, schlang seinen rechten Arm um Lex und die Linke legte er in des Freundes Rechte.

Sie blickten auf die dunkelgrünen Blätter der Akazie.

„Ich seh' aber nichts!" rief Lex plötzlich, „die Blätter bleiben immer grün und du hast mich zum Besten!"

Mißmuthig verließ er das Glashaus, aber Raimund war sehr heiter und als beide nach Hause kamen, wußten schon Alle davon und schrieen: „Unsere Weisen hören nicht allein das Gras wachsen, sie sehen auch die Sonne malen, ha, ha!" —

Am heiligen Abend war Lex wieder einmal recht traurig. — Jetzt haben sie daheim Feierabend und kommen Alle in die Stube und es werden die Festtagskleider hervor geholt und Anna putzt ihre neue Haube auf und die Mutter ordnet die frischgebackenen Krapfen in der großen Christtagsschüssel und der Vater bringt ein halbes Schwein in die Küche zum Festbraten, und die Mägde kneten und reiben Semmeln und Zucker und bügeln das schneeweiße Tischtuch. Dann, zur Abenddämmerstunde wird es ruhiger im Hause und der Groß-

knecht und der Ochſenbub nehmen Weihwaſſer- und Rauchgefäße und gehen damit in Haus und Hof herum und weihen und ſegnen ein. Und wenn ſie zurückkommen, iſt ſchon der Tiſch gedeckt mit dem glattgebügelten Tuch und eine brennende Kerze ſteht darauf und dann gehen ſie Alle zum Nachtmahl. Es iſt der Chriſtabend. — Und hier iſt es ſo öd und alltägig und dieſe Buben poltern herum und ſchreien und ſchimpfen und kehren noch den ganzen Garten um, als ob der Chriſtabend gar nicht wäre! Ich möchte am liebſten heute noch fort. —

Es war ſchon finſter und Lex ging traurig der Gartenmauer entlang. Einigemal ſah er zu den Sternen auf — da leuchtete ſein Kindeshimmel nieder, da oben hing ſo viel Glaube und Erinnerung und Glück; — und er mußte da leben unter fremden Leuten, die gar nicht denken und fühlen konnten, wie er — die gar ſo hölzern und ſelbſtſüchtig waren! —

Es wurde zum Speiſen geläutet.

Die Zöglinge eilten wie gewöhnlich lärmend und johlend in das Haus. Lex ging langſam nach — jetzt wieder Bier und in Einem fort das dumme Bier — wie iſt doch das Leben bei ſolchen Leuten ſo langweilig! —

„Feuer!“ hörte man plötzlich rufen. Es brennt! Wo? heiliger Gott, wie die Fenſter leuchten! Die Jungen ſtürmen und lärmen durch das Vorhaus dem Speiſeſaal zu, öffnen die Thür — bleiben verſteinert ſtehen und man hört nichts mehr, als ein tiefes, langgezogenes: Ah!

„Was iſt denn das?“ frug Lex leiſe ſeinen Freund Raimund, der ſich an ihn gemacht hatte.

„Ja, weißt du nicht, daß heute der heilige Abend iſt? Der Chriſtbaum!“

Ja wohl, der Chriſtbaum groß und reich — der Gottesbote Tannenbaum, der ſeine Arme ausſtreckt nach allen Seiten, Freude und Liebe vertheilend, ſegnend, in Glaube und Hoffnung alle Menſchen umarmend! — Er ſtand da mitten im hohen Saale und ſtrahlte in bunter Lichterpracht vom Fußſtockel bis zum hohen, zitternden Wipfel. — Und unten ſtanden und lagen ſie herum die Kiſtchen und Packetchen und am Stamme ſelbſt hingen allerlei Gegenſtände, wie ſie die Menſchen auf Erden brauchen zu Nutz und Freude.

Und um dieſes Alles ſtand im Halbkreis die Tafel, ſchneeweiß gedeckt, und da prangten überfüllte Schüſſeln und Teller, und goldig funkelnde Flaſchen ſtanden der Reihe nach, als ſollten ſie Wache halten bei dem heiligen Baum.

„Was iſt das?“ frug Lex noch einmal.

Da trat der Direktor hervor, ganz ſchwarz gekleidet, und neben ihm ſeine Frau, ſchneeweiß und freundlich. Sie begrüßten die Zöglinge und luden ſie ein zur heiteren Chriſtfreude. Dann machte der Direktor aufmerkſam auf die verſchiedenen Gegenſtände um den Baum herum, die mit Adreſſen verſehen waren und ein guter Geiſt gebracht habe, für die Kinder des Hauſes.

Jetzt brach ein derber Jubel los.

Der erhielt Bücher, ein Anderer Kleidungsſtücke, wieder ein Anderer irgend ein kleines Hausgeräthe; — kurz, die verſchiedenſten Sachen waren da, wie auf einem Jahrmarkte.

Raimund ſagte zu Lex, er möge vorgehen, es ſei gewiß für ihn auch was dabei. Er ſelbſt aber ſtellte ſich in einen

Winkel und lächelte; wohl wußte er, daß für ihn nichts da sein konnte, er hatte ja keine Eltern und keine Verwandten, die sich heute seiner erinnern könnten; — deshalb aber lächelte er doch; er freute sich, daß der Christbaum so ruhig dastand und leuchtete. Diese Strahlen gingen ihm zutiefst in die Seele, und doch weckten sie da keine Erinnerung auf, es war der erste Christbaum, den er sah. Er dachte an die Poesie der Freude und an die Liebe der Menschen.

„Herrgottlmacher Raimund!" rief es und unter Gelächter brachten sie unserem Jüngling in der Ecke ein Packet heran.

Der war nicht wenig überrascht, aber die Adresse lautete wirklich an ihn.

Er öffnete — Bücher! Humboldt's Kosmos, sehr schön gebunden. Dabei war ein Zettel mit den Worten: „Lieber Raimund! Nehmen Sie heute von mir diese Erinnerung. Das ist das wahre Christkind und der Erlöser der Welt. Ihr Freund und Lehrer —" Hier stand der Name des Direktors.

Raimund eilte zum Direktor, faßte dessen Hand und diese ließ ihn sobald nicht wieder los. „Jetzt, Raimund, haben Sie Göthe und Humboldt," sagte der Mann zum Jüngling, wenn Sie bisher gut und verständig waren, so werden Sie mit diesen Büchern in Zukunft edel und weise sein!"

Jetzt kam Lex heran. Er brachte ein freudestrahlendes Gesicht mit und eine Cylinderuhr, welche ihm seine Eltern geschickt hatten. Aber kaum konnte er diese vor Raimund öffnen und sagen: „Und von Silber ist sie auch noch!" als sein Name zum zweitenmal gerufen wurde. Ein Packet war noch da an ihn und während er es mit Hilfe Raimund's

öffnete, ſagte er: „Das iſt ganz gewiß für dich was von meiner Mutter.“

Ein kohlſchwarzes Käſtchen war's, und das hatte zwei kleine Glasfenſterchen an einer Seite.

„Was iſt denn das wieder und was ſoll ich doch mit dem da machen?“ rief Großpfleger.

„Mach' einmal da die Wand auf und gucke durch die Fenſterlein hinein, vielleicht iſt der Schatz vom Schloſſe bei Gutenhag darin,“ ſagte Raimund.

Sofort guckte Lex hinein. Da lachte er plötzlich hell auf: „O Gott, Raimund, du und noch Einer! du und noch Einer! — Schau!“

Ja, und da ſtanden ſie darin im kleinen Käſtchen, die zwei Freunde Raimund und Lex; Raimund ſchlang ſeinen rechten Arm um Lex und die Linke legte er in des Freundes Rechte.

So ſtanden ſie drin und ſo guckten ſie von Außen hinein.

„Das hat die Sonne gemalt, ſiehſt du, die Sonne!“ lächelte Raimund dem vor Erſtaunen ſprachloſen Jungen zu, „und ich werde es dir ſchon noch erzählen, wie das iſt. Aber jetzt laß einmal ſehen, am Ende iſt auch noch was Anderes da.“

„Nein, nein, laß das Sonnenbild, ich ſchau' uns ewig an!“ jubelte Großpfleger und guckte wieder in das Käſtchen. Aber da ſchrie er noch einmal auf: „Gutenhag!“ rief er aus, „und wir zwei ſind fort! da ſchau, das iſt Gutenhag und unſer Haus hier am Weg, und die Kirche dort und der Wald und das Schloß rückwärts; das iſt Gutenhag! — Und wo

ſieht man denn da überall hin? Das iſt doch unmöglich Alles in dieſem Käſtchen drin!" —

Raimund rieb ſich über das treffliche Gelingen ſeiner Idee in Einemfort die Hände und Lex war ſo außer ſich vor Erſtaunen und Freude, daß er ſich kaum zu faſſen wußte. Immer mußte jetzt Raimund in das Käſtchen gucken und da redete er, daß ihm die Worte über einander purzelten: „Siehſt du das Bretterdach und die Schindeln über der Thür? Und die Thür iſt halb offen und an der Wand iſt der Taubenkobel, der gehört mir, es fehlt das Brettlein noch, das im letzten Sommer der Wind herabgeriſſen hat. Vor dem Stall liegt der Düngerhaufen; das muß ich aber dem Vater ſagen, daß er ihn nicht ſo lang liegen laſſen ſoll im Hof, du weißt ja, wie der Direktor geſagt hat, es geht bei dieſem Liegen viel guter Stoff verloren. Und in der Wagenhütte ſteht das Wäglein, auf dem bin ich mit dem Vater an den Bahnhof gefahren. Dort die braune Stallthür an der Ecke, ſiehſt du ſie, dort iſt der Fuchſer drin — o Gott, jetzt bin ich ja wieder daheim!"

„Und wer ſteht denn dort am Brunnen?"

„Was, am Brunnen ſteht auch wer? Laß' ſehen, iſt gewiß ein Bekannter. — Du gütiger Gott! — Anna! Anna! Grüß dich, grüß dich! — O, ſie iſt es, ich kenne ſie, ſie hat das kurze, graue Röcklein an!"

Alle wurden aufmerkſam auf den jubelnden Jungen und der Direktor ſagte zu ſeiner Frau: „Lex iſt doch ein guter Burſche und Raimund nicht minder; ſie haben zarte Herzen."

Endlich ging man zum Eſſen, aber Großpfleger ſagte: „Meinetwegen! ich rühr' keinen Biſſen an und ich mag' keinen

Tropfen; — da steht sie und wartet, bis der Kübel voll ist; sie holt Wasser für die Küche."

„Sie soll leben und ganz Gutenhag daneben!" rief jetzt ein Bursche und hielt sein Glas hoch in der Rechten. Es war der, welcher seiner Zeit Großpflegers Vater einen Esel geheißen hatte. Aber gesühnt war nun dieses mit dem freundlichen Wort; sogleich ergriff auch Lex das Glas und stieß an und that dem Kollegen Bescheid, und dieser sagte: „Machen wir Bruderschaft, Lex!"

„Ja, ja, Bruderschaft, Lex!" schrie auch die Strumpfstrickmaschine, und Alle schrien dasselbe und Lex mußte mit Jedem Bruderschaft trinken. Dabei wußte er heute für Jeden einen Spott und Jeder auch für ihn, und Alle lachten und Lex lachte am lustigsten! Der Direktor und Raimund mahnten ihn zum Essen, aber Lex sah wieder in das Kästchen und Alle redeten mit ihm über Gutenhag.

So herrschte im Saale eine Freude und Heiterkeit, wie wenn Alle zusammen eine einzige glückliche Seele gewesen wären — und dazu leuchtete der Christbaum so hell und klar, daß man fast in den Himmel hineinsehen konnte.

Es war schon lange nach Mitternacht, als sich die Zöglinge mit schweren Augen in den Schlafsaal begaben.

Aber als die Anderen schon lange schliefen, saßen Lex und Raimund noch bei einer Kerze zwischen ihren Betten und hatten das schwarze Kästchen bei sich, und viele Bilder.

„Nun, und jetzt sag' mir, Raimund, wie ist das und wer gibt mir das Alles?"

„Doch wohl das Christkind!"

„Lüg nicht! Der Direktor hat mir's wohl gesagt, von

dir hab' ich's, und ich ſchreibe heut noch heim, daß du mir ein Geſchenk gemacht haſt, das viele tauſend Gulden werth iſt und daß du ganz gewiß ein heimlicher Prinz biſt. Ja, jetzt iſt's ausgemacht."

„Einfältig biſt du ſchon genug, daß du mir dieſe Dummheit machſt! Aber ſag', haſt du denn wirklich noch kein Guckkäſtchen geſehen? Nun hör', für deine Uhr kannſt du ein halbes Dutzend ſolche Dinge haben."

Und nun erklärte Raimund ſeinem Freund die Photographie und die Grundzüge der Optik und ſchloß endlich: „Siehe, ſo hat uns die Sonne gemalt dort beim Photographen in der Stadt, als wir im Glashaus ſtanden, und ſo hat ſie auch dein Heimatsdorf und viele andere Gegenden und Orte des Oberlandes aufgenommen: wir werden ſchon noch mehr ſolche Bilder bekommen."

Lex ſtarrte auf die Photographie, auf der er mit Raimund ſtand, er konnte ſein Auge von dieſem Wunderbaren kaum wegwenden.

„Aber ich bin doch viel ſchöner, als ich eigentlich bin!" bemerkte er.

„Du biſt auch ſonſt ſchön!" verſetzte Raimund und blickte ſeinen Freund lächelnd an. Lex lächelte auch.

„Und du biſt noch viel ſchöner, Raimund, viel ſchöner, als da auf dem Bilde; da willſt du nicht lächeln und ſiehſt mich auch nicht an. Wenn du mich aber anſiehſt und dabei ein wenig lächelſt, ſo habe ich immer — ich weiß nicht, wie ich das ſagen ſoll — immer ſo eine Empfindung, die mir ſehr, ſehr wohlthut. Und ein Schnurbärtchen bekommſt du auch ſchon; — ſag', ich auch?"

„Freilich, Lex, aber du solltest nicht," sagte Raimund, und leiser setzte er hinzu: „An dir ist ein Mädchen verloren, schön wärest du genug dazu. Alter, ich hab' dich so von Herzen lieb!"

Er küßte den Jungen; dieser erröthete fast und küßte auch.

Die Kerze war herabgebrannt, der Zeiger auf Lexens Uhr stand auf zwei.

Das war die Christnacht im Institute.

Ruhig gingen nun die Festtage vorüber, und Lex fand es nicht mehr so unausstehlich im Institute. Auch die Kollegen erschienen ihm nicht mehr so böse: er redete mit jedem und sie thaten sich gegenseitig sogar Gefälligkeiten.

Er ließ auch Alle in sein Guckkästchen sehen und sie fanden Gutenhag schön und die zwei auf dem Bilde gut getroffen. Nur den Bumstangl ließ Großpfleger seine Schätze nicht mehr ansehen, weil er ihm auf der Photographie einmal einen Schnurbart angezeichnet hatte, den Raimund nur mit großer Mühe wieder wegradiren konnte.

Im Laufe des Winters ereignete sich im Institute nichts Besonderes, nur, daß sehr viel Schlittschuh gelaufen wurde. Lex hatte das auch versucht, aber sich gleich in den ersten Minuten den Kopf in das Eis geschlagen, daß er weinte. Er verfluchte das Schlittschuhlaufen und alle schlüpfrigen Bahnen, aber Raimund sagte: „Jetzt mußt du erst recht laufen, das Lehrgeld ist gezahlt und das wirst du nicht fahren lassen."

Allein, Lex schwor sich trotzdem, alle Schlittschuhe von der Erde zu vertilgen, und es gelang ihm wirklich, das Spiel vorläufig von der Wiese hinter dem Institut zu verdrängen, indem er auf dem Eise ein anderes einführte, das ober-

ländische Eisschießen. Das neue Spiel fand Gefallen und unter den Schützen war Lex stets der beste. Selbst Raimund machte es ihm diesmal nicht nach.

Doch auch das heimische Eisschießen erwies sich undankbar gegen seinen Förderer; einmal traf den Jungen ein Eisstock so empfindlich am Schenkel, daß er lautlos zu Boden sank.

Er wurde in's Institut getragen und mußte mehrere Wochen das Bett hüten. Der Fuß war lange sehr stark geschwollen und Bumstangl hatte sogar einmal die Bosheit, dem Kranken zuzuflüstern: „Jetzt siehst du dein Gutenhag nicht mehr, Lex, sie werden dir das Bein abschneiden, und mit dem andern stehst du ohnehin schon im Grab!"

Das erzählte Großpfleger seinem Freund Raimund, der sich den Studirtisch an sein Bett gerückt hatte und stets bei dem Kranken war.

„Aber Eines wäre das Gute, wenn sie mir den Fuß abschnitten, Raimund."

„Daß ihn der Eisstock nimmer träfe, gelt?"

„Nein, daß — ich nicht Soldat werden dürfte," wollte er sagen, aber das hätte ihm wieder einen schlechten Kerl eingebracht, wie damals auf der Landpartie.

Raimund war immer heiter und steckte damit auch den Kranken an.

„Meine Hand darauf, Alex, zu Ostern machen wir einen Ausflug miteinander und beschwören wieder einen Schloßgeist. Jetzt aber sei ruhig und lustig und denk', es ist einmal so."

„Mit deinem ewigen: es ist einmal so und es ist einmal nicht anders; es könnte aber anders sein! — das sag' ich dir, Raimund, auf's Eis geh' ich nicht mehr!"

Bis zum Frühjahr war Lex wieder ganz gesund und lustiger, als je.

„Raimund," sagte er einmal „es geht doch noch Alles gut aus; in ein paar Monaten sind die Ferien. Ich freue mich unendlich auf Gutenhag!"

Raimund schwieg.

„Warum sagst denn du nie was von den Ferien, du wirst ja deine Eltern sehen."

„Meine Eltern, ich?"

„Ja freilich, du einfältiger Raimund, wir sind Brüder und meine Eltern sind nun auch deine Eltern. Aber weißt du — es ist dumm von mir, daß ich's sage, ich habe dich eigentlich überraschen wollen. Ich habe dem Vater geschrieben daß er dir ein Pferd kauft und es mit dem Fuchser auf den Bahnhof schickt, wenn wir kommen."

„Aber Lex!"

„Und auf die Schnepfenjagd gehen wir, aber nur wir allein, ich mag keinen Andern bei uns. Wenn ein Dritter bei uns ist, so gehörst du nicht ganz mein. — Dann noch was, du kriegst auch einen oberländischen Anzug und eine silberne Uhr dazu — ich werde es der Mutter schon sagen."

„Mein Wort darauf, Lex, ich geh' dir nicht mit nach Gutenhag, wenn du solche Geschichten anfangen willst!"

„Ja, wo gingst du denn sonst hin, wenn du heim nicht willst? Bei meiner Seele, Raimund, das liebste wäre mir, wenn du ein Sklave wärest!"

„So!"

„Und weißt du, warum? damit ich dich kaufen und mit dir machen könnte, was ich wollte."

„Freund, du wirst schlecht aus lauter gutem Herzen.“ Aehnliche Gespräche zwischen den beiden Freunden fanden nicht selten statt. —

Eine Woche vor Schluß des Schuljahres erhielt Raimund einen Brief aus Gutenhag: in demselben stand Folgendes:

„Lieber Herr Raimund!

Ihr dürft in den Ferien nicht heimkommen, es ist das hitzige Fieber bei uns. Alle im Hause liegen, nur ich bin noch gesund bis auf ein wenig Kopfschmerz, den ich heute habe. Wir können es gar nicht sagen, wie gerne wir euch daheim hätten, aber ihr dürft nicht kommen und um keinen Preis, sonst würdet ihr auch ganz gewiß krank und stürbet uns noch gar; für junge Leute, sagt der Bader, ist's am allergefährlichsten. — Wir lassen Ihn nun recht schön bitten, lieber Herr Raimund, daß Er den Lex abhalten möge, nach Gutenhag zu gehen: aber sagen darf Er es ihm nicht, warum, sonst läßt er sich nicht abhalten. In drei oder zwei Wochen wird es schon wieder gut sein, und dann schreiben wir gleich, daß ihr kommen dürft, aber früher nicht. Mach' Er dem Lex etwas vor, Er ist ja gescheit und wird es schon anzufangen wissen: — wir werden Ihm dafür recht dankbar sein.

Anna Großpfleger.“

Ein paar Tage nach der Ankunft des Briefes sagte Raimund zu Lex: „Ich sag' dir's im Voraus, Großpfleger, wenn ich mit dir nach Gutenhag geh', so bleib' ich dort, so lang' ich leb'!“

„Gelt! Oh, das hab' ich ja gewußt. Ich geh' auch nicht mehr fort. Wir bleiben nun immer beisammen, und weißt du an was ich schon gedacht hab'? du könntest Anna heiraten."

„Nein, ich hab' dir's schon einmal gesagt, daß ich nicht heirate."

„Das weißt du ja noch nicht, wie dir Anna gefällt."

„Ja, wenn man all' die Leute heiraten wollte, die Einem gefallen, da wären ich und du auch schon ein Ehpaar. Ich liebe die Mädchen sehr, Alex, ich liebe sie sehr, die Mädchen; aber verlieben werde ich mich in keines. Das Verlieben ist doch nichts anderes, als ein mißrathenes Lieben. — Aber, was ich hab' sagen wollen, ja, daß ich in Gutenhag bleibe und dein Knecht werde."

„Aber ich nehm' dich nicht. Ich mag es nicht, wenn der Knecht gescheiter ist, als der Herr: und du bist einmal gescheiter als ich, damit alle! — Da weiß ich was anderes: mein Vater muß dir tausend Gulden geben, und da kaufst du dir ein Haus. Nachbar Schmidt gibt das seine her, und das ist gerade neben dem unsern."

„Ja, ich seh's schon, ich komm dann nicht mehr fort von Gutenhag. Um eins thut mir beinahe leid, weißt du, das Unterland hätt' ich mir einmal gar so gerne angesehen."

„Das soll gar nicht schön sein, hab' ich mir sagen lassen."

„Wirst Recht haben, kann der Müh' werth'; doch der Wein, der Wein, lieber Freund!"

„Aber du trinkst ja sonst nicht!" warf Alex ein.

„Das ist es auch nicht. Die Trauben vielmehr. Nein, was das bei einer Weinlese für eine Lust sein muß! Da

ſind dir die gelblich grünen Reben angereiht über den ganzen Berg hinan, und zwiſchen den Blättern hängen die großen, ſchweren Trauben, blau und grün; und da kommen die Arbeiter, die Winzer, und leſen ſie ab und ſingen Oberländler und geſchoſſen wird auch! —"

„Geſchoſſen auch? Ei, das muß wohl ſchön ſein!"

„Und ob! o, ich hab' ſchon ſo viel von der Weinleſe gehört; bei meiner Treu, Ler, ich möcht' auch einmal ſelbſt dabei ſein. Ich hab' wohl ſchon nachgedacht: ließ ſich's denn gar nicht machen, daß man in Gutenhag Reben anpflanze?"

„Reben in Gutenhag? Ja, freilich muß das gehen; da iſt hinter unſerem Haus hinauf ein Acker, wo der Vater immer die Erdäpfel anbaut und da geht es, ich weiß, da geht es; Raimund, das wird ein Weingarten, du, wie dir da die Leut' ſchauen werden! dann haben wir aber auch Alles in Gutenhag, was ſchön und gut iſt, und das hab' ich gewußt, daß du gleich was Rechtes mit hinaufbringſt. Wenn wir nur ſchon Reben hätten! Ei du, da kommt mir ein Gedanke; gehen wir — aber du mußt mit, ſonſt geh' ich auch nicht — weißt, wir ſollten jetzt in den Ferien zuerſt in das Unterland gehen und Reben holen; ah du, wie ſie ſich da freuen würden daheim, wenn wir den Weingarten mitbrächten!" —

Die Reiſe in's Unterland wurde beſchloſſen, und ſo hatte Raimund ſeinen Freund herumgekriegt.

Die Ferien wurden in dieſem Jahre wegen Feldarbeiten der Zöglinge im Inſtitute länger hinausgeſchoben, aber als ſie endlich kamen, nahmen unſere beiden Jungen von der Anſtalt und den Kollegen Abſchied. Es war ein herzliches

Scheiden, für Ler um ſo mehr, als er nicht mehr in's Inſtitut zurückkehren ſollte. Der Junge weinte, ſo daß Raimund auf den Weg gegen den Bahnhof die Bemerkung that: „Ich weiß wahrlich nicht, haſt du aus Schmerz geweint, oder aus Freude.“

„Das möcht' ich dich am liebſten fragen. Lieber Freund, dieſes Fortgehen iſt gar nicht ſo luſtig, als ich es mir immer gedacht habe. Dieſe Buben ſind am Ende gar nicht ſo uneben, viele haben mir verſprochen, zu ſchreiben. Und dem Direktor müſſen wir ordentlich am Herzen liegen, er hat mich gar ſo feſt an der Hand gehalten, als ich fortging, und die gnädige Frau, haſt du geſehen? die hat auch geweint. Dann erſt Fräulein Dorothea, du, ſag', haſt du auch was bekommen von ihr? nicht? nun ſieh, mir hat ſie da in's Papier was eingemacht: aber ſie hat mir aufgetragen, daß ich's nicht früher öffne, als bis ich weit fort bin.“

Am Bahnhofe gaben die Jünglinge ihr Gepäck nach dem Oberlande auf, ſie ſelbſt aber löſten ſich Karten in das Unterland. Auch ein Schreiben nach Gutenhag warf Raimund heimlich in den Briefkaſten, das enthielt die Anzeige von der Reiſe in's Weingebirge und die Weiſung, wohin Briefe an ihn zu adreſſiren ſeien.

So' fuhren ſie in's Unterland. Es war ein prächtiger Herbſttag und unſere Freunde waren luſtig und ſahen zum Fenſter hinaus, wie da die Gegend vorüber flog. Es war für Ler eine ganz fremde Gegend. War es in der Nähe der Hauptſtadt ſchon nicht mehr ſo, wie im Oberlande, ſo ſah man hier faſt gar keinen Berg und keinen ordentlichen Baum mehr, nur Hügel und bleichgrüne Gebüſche auf denſelben.

Kein einziges Häuschen, wie sie da zerstreut auf den Hügeln herum standen, hatte ein Bretterdach, alle waren mit Ziegeln oder Stroh gedeckt. Raimund machte seinen Freund auf den ersten Weinberg aufmerksam und dieser schrie: „Ja, der Zug hält ja nicht, wir müssen doch aussteigen!“

„Glaubst du denn, es gibt nur einen Weinberg, wir reisen in's Weingebirge, und da wird Alles voll Reben sein, so weit man sehen kann.“

„Und wenn wir da hinkommen, so werden wir Alles ansehen und recht freundlich sein mit den Leuten und wenn sie es zugeben, mit ihnen oberländische Lieder singen,“ meinte Lex.

Nach mehreren Stunden endlich kam die Station, wo sie ausstiegen.

„Jetzt sind wir mitten im Unterland, Lex, siehst du, das ist Alles Weingebirge. Durch dieses Thal gehen wir hinein und dann sprechen wir irgendwo zu.“

„Ja, bist du denn gar so bekannt mit den Leuten hier?“

„In meinem Leben war ich nicht da, aber bekannt bin ich doch; die Welt gehört zusammen und die Menschen sind überall gleich. Wirst sehen, wir unterhalten uns prächtig mit den Leuten.“

„Wir müssen aber sehr weit vom Institut sein.“

„Zehn Meilen etwa.“

„Und ich darf nun das Packetchen vom Fräulein Dorothea wohl öffnen?“

Beide standen still und nicht ohne Neugierde öffnete Lex das Papier.

Ein braunfärbiger Rosenkranz war darin.

Lex lachte laut auf: „Ah, jetzt hält mich die noch im

mer für einen Bethruder! willſt den Roſenkranz etwa du Herrgottmacher?"

„Oh, den mußt du behalten; nicht weil es ein Roſenkranz, ſondern weil es ein Geſchenk iſt und an einen Menſchen erinnert, der dir damit eine Freude machen wollte. Aber — hörſt du, lieber Lex, es freut mich doch, daß du über das Ding da lachſt, es beweiſt, daß du befreit biſt von dieſem Band, welches ſo viele Seelen noch feſſelt. Der Roſenkranz, Freund, iſt ein ſchlechtes Ding für die Menſchen, er bringt um die Zeit und um das wahre Gebet zu Gott und um die Tugend. Da gibt es Leute, die mit dem Roſenkranz Alles machen wollen; da ſchellen ſie damit und ſuchen den lieben Gott aufzuwecken, und wollen das Gewiſſen betäuben, und wollen ihn als Strickleiter benützen und damit in den Himmel hinaufklettern. Es gibt viele dergleichen unſinnige Sachen, die ſich in die Religion eindrängen und dieſelbe unrein machen. Ich erkenne nur das an, was uns Menſchen weſentlich veredelt, alles andere Zeug verachte ich. Mit dir kann man darüber ſchon ſprechen, Lex, und ich habe mir auch vorgenommen, dir meine Gedanken über Religion einmal mitzutheilen, aber ich meine, es iſt überflüſſig. Du biſt gut und edel und haſt von der Wiſſenſchaft, ſo weit du ſie getrieben, bereits das Rechte heraus gezogen; wir denken nun über Gewiſſensangelegenheiten vollſtändig gleich."

„Ich glaub' immer, Raimund, wenn ich dich nicht gefunden hätte, ich wäre nur ein halber Menſch geblieben." —

Von einer Anhöhe knallten Böller und jetzt erſt ſahen die beiden Freunde in einem nahen Weinberg ein bewegtes Leben. Leute waren zerſtreut zwiſchen den Reben und ſtanden

nur mit dem Kopf über dieſelben empor und wenn ſie ſich etwas buckten, ſo ſah man ſie gar nicht, ſondern hörte nur ihr Lachen und Singen.

Die Jünglinge eilten den Winzern zu. Als ſie zwiſchen den Rebenreihen dahin gingen, pflückte Ler eine der ſchönen, blauen Trauben, die da hingen.

„Was machſt du, Ler?“ rief Raimund.

„Muß aber doch einmal eine Traube koſten.“

„Und das thuſt du ſo gleichgiltig, als ob du im Walde ein Sträußchen Erdbeeren aufläſeſt? Das iſt aber was Anderes und du haſt jetzt einen Diebſtahl begangen. Wenn dich der Weinhüter erwiſcht, ſo läßt er dich einſperren.“

Ler machte ein ſehr langes Geſicht, hielt die Traube in der Hand und wußte nicht, ſollte er ſie fallen laſſen oder wieder an die Rebe hängen.

„Und ich eß' nicht eine einzige Beere davon,“ ſagte er dann, „und ich mag überhaupt jetzt keine Traube mehr und wenn wir zu den Leuten kommen, ſo bitte ich ſie, daß ſie mir verzeihen.“

„Das iſt ſchon wieder übertrieben. Iß jetzt die Traube und wenn wir hinauf kommen, ſo bitten wir um mehrere, ſie geben uns gewiß gerne.“

Und als ſie zu den Leuten kamen, grüßten ſie und ſagten, daß heuer ein gutes Weinjahr wäre.

Ein alter Mann entgegnete etwas und lachte, und Mehrere ſagten etwas darauf, aber es waren ganz fremde Worte und die beiden Freunde verſtanden ſie nicht.

Dieſe ſahen einander an und waren ſehr verblüfft.

Jetzt erst dachten sie daran, daß sie mitten im Lande der Wenden waren.

Das war aber keine erfreuliche Entdeckung, was sollten sie nun machen?

Alsogleich zogen sie weiter. Die Sonne neigte zum Untergang, die zwei Jünglinge mußten sich um eine Herberge umsehen.

Endlich sprachen sie in einem Häuschen ein, aber eine alte Frau, die da war, hielt ihre Schürze vor das Gesicht, als schämte sie sich, daß sie die Fremden nicht verstand.

Nichts desto weniger wies sie ihnen in der Stube einen Platz an und ging wieder an ihre Arbeiten in der Küche.

„Jetzt weiß ich erst nicht, dürfen wir dableiben oder nicht," sagte Raimund.

„Bleiben wir nur da und geben wir der Alten einen Gulden, das wird sie schon verstehen. Es ist aber merkwürdig, die Stube und der Ofen und der Tisch hier ist ganz so, wie bei uns daheim im Oberlande und die Leute sehen auch gerade so gut und offenherzig aus, wie in Gutenhag, und dennoch ist's ein ganz anderes Volk. Ich kann die Sache gar nicht begreifen."

Jetzt trat ein greiser Mann in die Stube. Der begrüßte die Jünglinge und zwar deutsch.

Er lud sie ein, bei ihm da über Nacht zu bleiben, er habe heute gerade Lese und sie seien just recht gekommen, sie würden sich schon unterhalten; freilich spreche er schlecht deutsch, aber am Abend kämen die jungen Leut' heim und Musikanten habe er auch bestellt.

Lex lachte über das elende Deutsch, das dieser Mann sprach, aber Raimund gab ihm deswegen einen Verweis:

„Ja, ſei nur recht unartig und lache für das freundliche Entgegenkommen, dann werfen ſie uns hinaus!"

Ein Teller Trauben wurde ihnen vorgeſetzt und ſie aßen.

Als es finſter wurde, kamen die Winzer in die Stube und noch ein paar Männer mit Geige und Klarinette. Der alte Mann deckte den Tiſch und brachte Licht.

Wie die Leute luſtig waren mit einander, wie die Mädchen ſcherzten und den Fußboden mit Federweiß beſtreuten! Unſere zwei Freunde aber ſaßen hinter dem Ofen und verſtanden von Allen nicht ein Wort, denn auch der Greis redete jetzt mit den Leuten wendiſch.

Als es aber zum Eſſen war, kam er zum Ofen und führte die Fremden zum Tiſch und ſtellte Jedem ein ſchneeweißes Teller vor, während die Anderen gemeinſam aus einer Schüſſel aßen.

Es war ein großes Mahl mit verſchiedenen Fleiſch- und Mehlſpeiſen und unſere jungen Reiſenden ließen ſich's wohl ſchmecken. Der Alte munterte ſie auf Wein zu trinken und ſie thaten es auch, obwohl Raimund dem Lex immer auf den Fuß trat, wenn dieſer lange Züge machte.

Nach dem Eſſen begann der Tanz und bevor ſich die Jünglinge noch in ihren Ofenwinkel zurückzuziehen vermochten, drehten ſie ſich ſchon im Kreiſe, jeder mit einer jungen Wendin.

Später trafen ſich die Beiden in einer Ecke und Raimund ſagte zu Lex: „Was ſchauſt du denn ſo ſauer d'rein?"

„Zu viel getanzt hab' ich und jetzt geht mit mir Alles ſo herum."

„Mit mir auch; hörst du, diese dort mit dem rothen Mieder, oh, diese tanzt!“

Sogleich eilte er zur Bezeichneten und flog mit ihr wieder durch die Stube.

Alles lachte und der Alte nahm Raimund bei der Hand: „Brav! Meine Tochter, das!“

Wieder saßen unsere Freunde für Augenblicke hinter dem Ofen und Raimund sagte mit kläglicher Stimme: „Es hat mich!“

„Was hat dich, bist du krank?“

„Toll, toll bin ich. Micka heißt sie. Ach, Alex, und sie spricht nicht deutsch!“

„Meinst du die, mit dem rothen Mieder?“

„Mieder, ja. — Mensch, ich bin verliebt!“

Fort stürzte er wieder, winkte dem Mädchen, nahm es am Arm und führte es hinter den Ofen.

„Der ist mein Freund und heißt Alex Großpfleger,“ sagte Raimund und stellte ihr den Genannten vor.

Das Mädchen lachte.

„Und du sollst mein lieber Schatz werden, Micka!“

Das Mädchen lachte wieder.

„Sie lacht ganz deutsch,“ bemerkte Lex, „just wie meine Schwester; wie sie aber ein Wort spricht, so versteht man sie nicht.“

Raimund hielt Micka fest an der Hand, neigte seinen Kopf zu ihr und sah ihr in die Augen.

„Kai očeš, kai očeš?“ sagte das Mädchen, und sah ihn auch an.

„Wenn ich dir jetzt einen Kuß gebe und du gibst mir dein Herz dafür, — wäre das nicht prächtig?“

„Dein rothes Mieder möchte er, sonst nichts; o, der ist ein Fuchs, Micka!“ versetzte Lex und lachte.

„Wenn ich wüßte, Lex, daß dich Micka jetzt verstanden hätte, ich schlüge dir den Kopf ein.

„Ses neč na sestopim.“ lispelte das Mädchen und zupfte an der Schürze.

„Mein Freund, der Großpfleger, ist ein Esel, Micka.“

„Und der meinige ist ein verwunschener Prinz und macht Herrgöttln.“

„Und der Alex Großpfleger hat heute Trauben gestohlen.“

„Ja, und der verwunschene Prinz liebt alle Mädchen, er hat mir's selbst gesagt.“

„Das ist nicht wahr, ich liebe nur dich, Micka!“

„Er ist in dich verliebt und das ist ein mißrathenes Lieben.“

„Lex, ich prügle dich durch!“

„Nimm mich, Micka!“ sagte Lex.

„Lex, ich schlag' dich in den Boden hinein!“

„Laß' mich in Ruh', Raimund, und schnitz' Herrgöttln!“

Die beiden Jungen lagen sich in den Haaren.

Micka lachte laut.

„Raufen nicht hier! Mein Haus!“ schrie der Alte und schwang einen Stock. Micka war fort. —

Als die beiden Freunde in einem Bett auf dem Dachboden lagen, sagte Raimund: „So dumm sind wir zwei noch nie gewesen, wie heute.“

„Du hast mir Haare ausgerauft, Raimund.“

„Und du haſt mir Ohrfeigen gegeben.“

Dann lachten ſie luſtig auf und umarmten ſich. —

Als unſere Wanderer des andern Tages wieder durch die Weinberge ſtreiften, war Raimund ſehr traurig.

„Es iſt doch nicht ſo, wie ich mir gedacht hab', aus den Augen, aus dem Sinn,“ meinte er, „und ich werde ſie nicht vergeſſen.“

„Wenn es dir wirklich ernſt iſt, Raimund, ſo bitte ich dich wegen des Geſtrigen noch einmal um Verzeihung.“

„Als ich heut' behüte dich Gott zu ihr ſagte, ſah ſie ſo traurig d'rein und ließ ihre Hand lange in der meinigen liegen. Ich hätte ihr einen Kuß geben mögen, aber das darf man nicht thun, wenn man dann ſo fort muß für alle Ewigkeit.“

„Ei, mache dir nichts d'raus und denke: Es iſt einmal ſo!“

„Aber es könnte anders ſein!“ verſetzte Raimund ſchnell auf den leiſen Spott. „Das Vernünftigſte wär', ich blieb da; bin doch hier ſo gut daheim, wie in euerem Oberlande. Und ich bleib' auch da und ich geh' zu einem Bauer hier und arbeite!“

Lex entgegnete kein Wort. Er blickte zu Boden. Beide gingen ſtumm neben einander hin.

Als ſie an einen Gartenzaun kamen, blieben ſie ſtehen und Lex ergriff Raimunds Hand: „Thu' mir das nicht an, Raimund!“

„Nein, ich geh' ſchon mit dir, es iſt nur ſo kindiſch von mir; ich habe doch Niemand auf der ganzen Welt, der ſo lieb und mein iſt, als du!“ —

Einen Tag verweilten ſie in der Gegend und Raimund verfügte ſich im Laufe desſelben auf das nächſte Poſtamt, ob nicht etwa „aus dem Inſtitute", wie er zu Lex ſagte, ein Brief da ſei.

Es war keiner da.

Großpfleger drängte zum Heimfahren, doch Raimund entgegnete: „Wir haben ja noch keine Reben!"

Auf dem Weg, welche anzukaufen, ſtolperte Raimund über einen Stein und verſtauchte ſich den Fuß.

„Jetzt kannſt du mich führen, Lex, ich bin nicht im Stande zu gehen."

„Gut, ſo führ' ich dich gleich dem Bahnhof zu; laſſen wir die Reben, ſie gedeihen doch nicht in Gutenhag"

Raimund hatte heftige Schmerzen am Fuß. Noch eine Zeit ſchleppte er ſich am Arme des Freundes dahin, doch als ſie an dem kleinen Haus vorüber kamen, wo ſie eine ſo luſtige Nacht durchgebracht hatten, ſagte Raimund: „Laß' mich, Alter, ich kann doch nicht weiter, ich fall' um."

„Aber ich trag' dich, wart', ſo am Rücken trag' ich dich; es iſt nicht ſo weit zum Bahnhof hinaus."

„Daß ich dir unterwegs ſtürbe! Es geht mir durch alle Glieder und das Blut ſchießt mir ſo zu Herzen. Wir müſſen hier ſchon noch einmal übernachten, morgen iſt's gewiß beſſer."

Und ſie ſprachen wieder zu und der Alte war freundlich; Micka aber war nicht zu Hauſe, ſie war bei einem Nachbar auf der Leſe.

Der Kranke ging ſogleich in das ihm auf dem Dachboden anzewieſene Bett und Lex legte ihm kalte Umſchläge

über den leidenden Fuß, deckte ihn dann warm zu und ſtrich dem Freund die Haare von der Stirne.

„Wird es morgen beſſer ſein?“ frug er.

In der Nacht ſchliefen Beide ſehr gut, aber als es am Morgen zum Aufſtehen kam, ſeufzte Raimund: „Ach Gott, heute geht's erſt gar nicht, der Fuß iſt ſicher tüchtig geſchwollen.“

Lex entgegnete nichts, er ſtand hinter dem Bett und weinte.

„Haſt du auch Fußſchmerzen, Lex?“

„Ach, du glaubſt mir's gar nicht; ich halte es hier nicht mehr aus; es hat mir geträumt, mein Vater ſei geſtorben; ich muß heim, komm', ich bitte den Bauer, daß er dich mit zwei Ochſen auf den Bahnhof führt.“

„Nein, das geht nicht, Freund, das geht nicht. In einigen Tagen iſt's ja gut; ſei nur ruhig — oder ſonſt geh' allein, und laß mich liegen da.“

„O Gott, nein! und wenn ich auch könnte, wenn ich könnte, Raimund, ſo wär' ich nicht ſo ſchlecht dich zu verlaſſen in deiner Noth. Ich bleib' bei dir, aber zum Bader lauf' ich und ich geb' ihm all mein Geld, daß er dir bis morgen hilft.“

„All dein Geld willſt du ihm geben? dann können wir nicht heimreiſen und müſſen erſt recht dableiben.“

„Ja, ſo ſag' doch, was ich anfangen ſoll?“ klagte der Junge. Er war rathlos.

Für einen Moment ſtieg in Großpfleger ſogar der Gedanke auf, ob nicht etwa gar die Tochter des Hauſes die Urſache

ſei, daß Raimund nicht fort wollte. Aber nein, ſo falſch war ſein Freund nicht.

Ein paar Stunden ſpäter ſtand der Wundarzt bei Raimund. Er ſprach deutſch und erklärte den Zuſtand durchaus nicht für gefährlich.

Nach der Viſite begleitete Großpfleger den Arzt vor die Thür und frug, wie es denn eigentlich mit dem Kranken ſtehe.

„Ja, aufrichtig," meinte der Mann, „das iſt ein ſehr eigenthümlicher Fall, weiß Gott, der Patient muß es mehr innerlich haben — am Fuß ſind' ich nicht das mindeſte Uebel."

Lex wußte genug. Er war empört. Er eilte zu ſeinen Wirthsleuten, um Abſchied zu nehmen — er gehe fort, aber der Kranke bleibe da. Dann eilte er davon.

Und zu Raimund, der auf dem Dachboden lag, ging er nicht mehr? — Wozu auch, der hatte ihn hintergangen, ſchmählich, gewiſſenlos hintergangen; der hatte über ein fremdes Weib den Freund vergeſſen und betrogen; — gut denn, ſo ſoll er den Freund auch verlieren, auf ewig verlieren!

Aber als Lex auf der Gaſſe ſtand, da konnte er nicht weiter. Zurück eilte er und über die Holzſtiege auf den Dachboden.

„Raimund!" ſagte er, als er vor deſſen Bett ſtand, „ich geh' jetzt, leb' wohl!"

„Was haſt du doch ſchon wieder?"

„O, verſtelle dich nicht, ich kenne dich — wir ſind fertig!"

„Aber Lex, du wirſt den Weg zum Bahnhof verfehlen."

„Das hätt' ich in meinem Leben nicht geglaubt von dir, daß du ſo biſt! Raimund, du haſt mir ſehr, ſehr weh

gethan! — Aber es iſt gut, bleib' nur ruhig, du biſt krank — gar krank — haſt einen böſen Fuß — leb' wohl!"

Fort war er.

Durch das Thal lief er wie ein Gehetzter — aber es zitterten ſeine Füße. — Endlich ſetzte er ſich auf den Raſen unter einer Eiche und weinte.

Ein rückſichtsloſes, falſches Handeln, das man von einem Freunde erfährt, thut dreimal weher, als die giftige That eines Feindes.

„Nun denn, — es iſt einmal ſo!" rief Lex aus — aber, das war ſein Sprichwort, und viel Gutes und Schönes hatte er doch von ihm. —

Und Raimund hat noch in ſeinem letzten Wort Recht gehabt — ſtundenlang irrte der Junge in der Gegend umher und erſt gegen Abend kam er in den Ort, an dem die Eiſenbahn lag. Hier löſte er ſich am Bahnhofe ſogleich eine Karte, doch der nächſte Zug in das Oberland ging erſt am folgenden Morgen ab.

Lex ſchlief auf der Bank des Wartſaales und träumte von den Seinen, wie einſt in der erſten Nacht im Inſtitute. Aber auch Raimund war überall, wohin er blickte; der lächelte heiter und rief ihm zu: „Grüß Gott, was machſt du da? Ich heiße Raimund und komme zwölf Meilen von Weſten und wenn die Ferien kommen, gehe ich mit dir in's Oberland!" Dann grinſte er wieder und heulte: „Weh, ich habe mir den Fuß verſtaucht!"

Plötzlich weckte ihn das Signal. Lex ſprang auf und in einigen Sekunden darauf ſaß er im Waggon.

Endlich einmal nach ſo langer Zeit — nach Hoffen und Sehnen ging's der Heimat zu.

Noch einmal dachte er an all das Leid- und Freudvolle dieſes langen Jahres zurück. Es war eine ernſte, betrübte Zeit, aber durch dieſelbe ſchlang ſich ein leuchtender Goldfaden. Nun, der war jetzt auch zerriſſen. Lex wollte Alles vergeſſen, es ſollte wieder ſo werden, wie es früher geweſen, nur daß er beſſer, verſtändiger, gelehrter geworden war. —

Um die Mittagszeit, als es eben zwölf Uhr ſchlug, verließ Großpfleger den Bahnhof des Marktes, zu welchem der Vater und der Fuchſer ihn vor einem Jahre begleiteten.

Das war die alte Gegend mit den hohen, dunkelgrünen Bergen und den grauen Felſen ſeines Oberlandes wieder! Das war das enge, ſchattige Wieſenthal und die ſchmale Straße; das waren wieder die weißen und bunten Rinder auf den Weiden und die hoch aufgeſchichteten Kohlenwägen mit den ſchweren Pferden. Und das waren die Menſchen wieder: die luſtigen Mädchen mit den geſchürzten Röcken und den hochwattirten Spenſern; die Männer mit ihren Gemsledernhoſen, grünen Strümpfen und Hüten mit Hahnenfedern. — Hallo! — Und erſt, wenn er nach Gutenhag kommt und ihn alle Leute anſchauen! Er ſieht doch viel ſtattlicher aus, jetzt; und wenn er nun gar in's Haus tritt und ihn Anna zuerſt ſieht; — oh, wenn er ſie nur recht überraſchen könnte!

So leicht waren dem Jungen die Füße, wie ein Vöglein flog er dahin und — endlich lag es da vor ihm mit ſeinen zehn Häuſern und dem dunkelrothen Kirchthurm und mit ſeiner grauen Ruine — das liebe Gutenhag!

Und wie die Glocken klingen, als gelte es ſeiner Ankunft.

„Was läuten ſie denn ſo in Gutenhag?“ frug Lex einen des Weges kommenden Holzhauer.

„Einen reichen Großbauer ſchieben ſie hinein.

„O Gott, wie heißt er denn? ich kenne ja die Leute hier!“

„Bin ſelber nicht von da,“ war die kurze Antwort und der Mann zog weiter.

„Jeſus, wenn ſie jetzt meinen Vater begraben!“ rief Lex aus.

Zwei andere Menſchen, die Arm in Arm aus dem Dorf kamen, beſchloß er zu fragen. Doch — dieſe eilten ihm lachend entgegen und es war bei Gott niemand Anderer als Anna und — Raimund.

„Grüß' dich Gott, Lex! biſt du endlich einmal da, du — du!“ ſchrieen ſie und erdrückten den Ankömmling beinahe im Umarmen.

„Anna, Anna, grüß' dich der Himmel! aber ſag' mir, was läuten ſie denn ſo?“

„Den alten Almhofer begraben ſie, weißt, den blinden Mann, der Sonntags immer mit zwei Schimmeln in die Kirche fuhr.“

„Und der Vater, die Mutter?“

„Sind ſchon wieder beſſer.“

„Und zu mir ſagſt du gar nichts!“ rief Raimund.

„O, du haſt einen zu böſen Fuß!“

„Darum geh' ich an der Krücke, jetzt!“ lachte Raimund und hing ſich wieder in den Arm des Mädchens.

— Wie kommt doch der jetzt nach Gutenhag? —.

frug ſich Lex, aber als ſie Alle daheim um den großen Tiſch herum ſaßen, da erfuhr er Alles.

Die Eltern waren krank geweſen und wollten nicht, daß die beiden Burſchen um die Zeit der Epidemie nach Hauſe kämen. Sie ſchrieben Raimund, es zu verhindern, ohne Lex den Grund merken zu laſſen. — Die Reiſe in's Unterland, ſowie Raimunds Unwohlſein war nur Vorwand und Liſt, um die Heimkehr ſo lange als möglich zu verhüten. Als Raimund aber ſah, daß Lex nicht mehr länger zu halten, ließ er ihn fort, brach zugleich aber auch ſelbſt auf und ſuchte dem Jungen einen Vorſprung abzugewinnen, um die Zuſtände in Gutenhag auszuforſchen und auf ſeine Ankunft vorzubereiten. — Die Seuche war indeß glücklich vorüber und Raimund gewann einen ganzen Tag, um ſich mit den Verhältniſſen des Hauſes Großpflegers und der Leute bekannt zu machen und Alex dann um ſo mächtiger zu überraſchen.

Und als dieſer dann kam, war bereits Alles ſo weit und glücklich gediehen, daß Raimund und Anna Arm in Arm dem lieben Heimkehrenden entgegenhüpfen konnten. — —

Raimund war voll Freude. Er führte den Sohn des Hauſes in dieſem förmlich auf und ſagte: „Vater, Mutter, Schweſter, da bring' ich euch einen guten Freund von mir: er heißt Alex Großpfleger und iſt in Gutenhag daheim!“

„Hab' ſchon gehört von ihm,“ meinte der Vater, „ſoll ein böſer Junge ſein, dieſer Lex von Gutenhag!“

„O, da meint ihr einen Andern; es gibt gar keinen beſſeren Kerl und keinen braveren Sohn und Bruder in der Welt, wie Der da! — Und jetzt komm, Lex, ich zeig dir meinen Fuchſer!“

Aber Lex umarmte Vater und Mutter und ſagte: „Nun geh' ich euch nimmer fort und der Raimund bleibt auch da, gelt, der muß jetzt immer bei uns beiben —“

„Ja, und Herrgöttl machen!“ fiel Anna ein.

„Jetzt weiß die auch ſchon davon,“ ſagte Lex, „ja, woher haſt du denn Alles?“

„Als ob er mir das ſelbſt nicht erzählt haben könnte!“

„Aber das Andere weißt du doch noch nicht.“

„Was denn?“

„Daß —“ Lex war daran, die Geſchichte vom rothen Mieder zu erzählen, aber er that es doch nicht.“

„Nu, was denn?“

„Daß — daß er ein verwunſchener Prinz iſt. Ja ja, das iſt er, wirſt es ſchon ſehen, und es kommt noch eine Fee und die wird ihn erlöſen!“

„Wird eine ſaubere Fee ſein!“ lachte Anna.

„Jung und ſchön und gut,“ ſchrie Raimund drein, „juſt ſo, wie d u!“

Wenn man jetzt, etwa einmal zur Sommerszeit an einem Feierabend nach Gutenhag und in den Großpflegerhof kommt, ſo kann man ein heiteres, herziges Bild ſehen.

Auf der großen Lehnbank unter der Linde ſitzen zwei noch junge Ehpaare.

Das eine ſind die „Schmiedbäueriſchen“; e r heißt Raimund und ſ i e Anna. Das andere Paar iſt der junge Großpfleger und ſeine Frau.

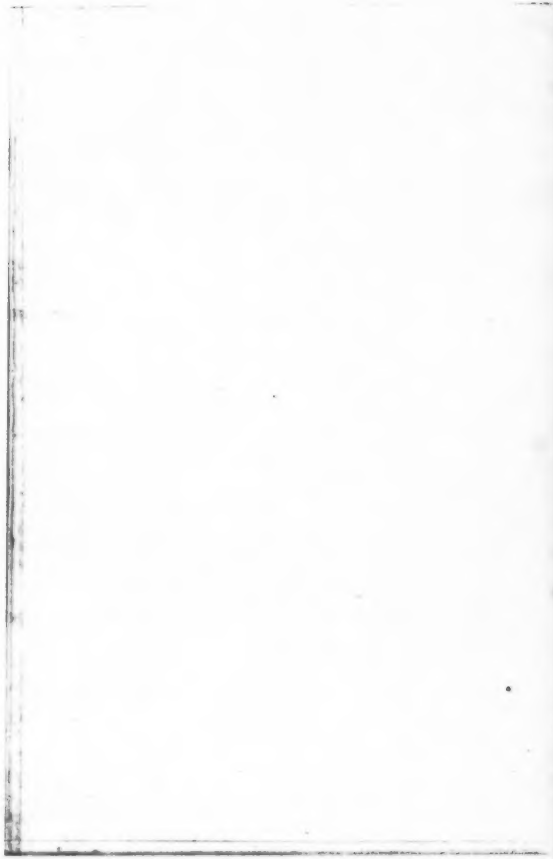
Letztere iſt ein gar liebes Weibchen; aber wenn ſie ſpricht, da lachen Alle, denn ſie ſpricht herzlich ſchlecht deutſch. Sie iſt eine Wendin und heißt Micka.

Dem Lex war nämlich wieder einmal der Gedanke gekommen, Weinreben in Gutenhag zu pflanzen. Er reiſte ſofort in's Unterland, brachte richtig ein paar friſche Stecklinge mit und auch ein Weibchen.

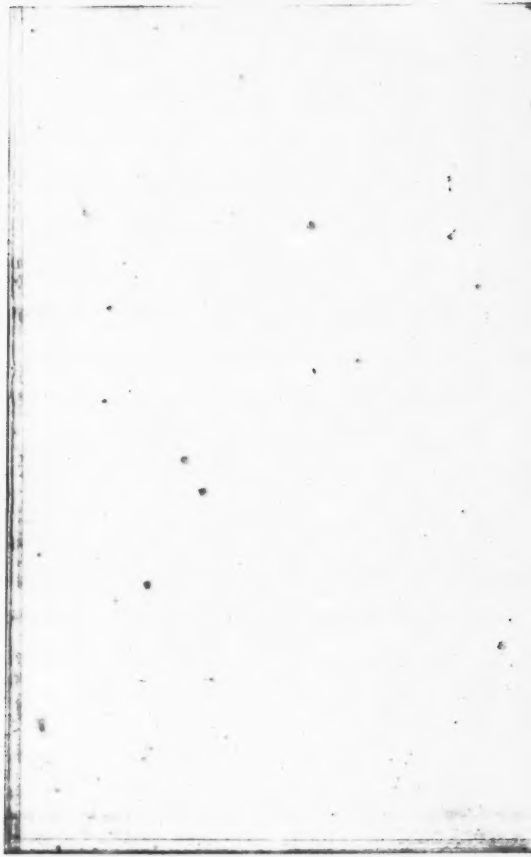
Raimund hat ſehr große Augen gemacht, als ſie ſo heimkamen, aber ſeit Micka kein rothes Mieder trägt, gefällt ſie ihm nicht mehr ſo gut, wie damals.

Was die Stecklinge anbelangt, ſo ſcheinen ſie zu gedeihen, ſie ſind am Hang hinter dem Großpflegerhof angepflanzt und treiben alljährlich friſches Laub.

Wer wiſſen will, was ſonſt noch gedeiht, der ſehe dort auf die Gartenbank. Dort ſind die Aelteſten und die Jüngſten. Die alten Großpflegerleute ſpielen mit den Kindern, und dieſe ſpielen mit einem Guckkäſtchen, gucken hinein und ſchreien: „Das hat die Sonne gemalt, ſiehſt du, die Sonne!“



Des Lehrers Weihnacht.



Vor Kurzem noch konnte man über der Thür des Gemeindeschulhäuschens, welches in einem verlorenen Thal des Oberlandes steht, den Spruch lesen: „Bildung macht frei!“

Diese Worte hatte einst der Schullehrer an die Wand geschrieben; der Schullehrer ist aber jetzt schon lange nicht mehr in der Gegend und über seinem Spruch klebt der „Haussegen des heiligen Apostels Jakobus“.

Franz Wiesner war ein Bauernsohn aus dem Dorfe. Eilf Jahre brachte er in der Fremde bei dem Militär zu und machte einen Feldzug nach Italien mit. Als er von demselben in die Heimat zurückkehrte, grüßte und umarmte er Alle mit der linken Hand; die Rechte hatte er nicht bei sich, die lag an den Ufern des Tessin in Italien begraben. Aber seines älteren Bruders Rechte, die mittlerweile den Besitz des elterlichen Hauses übernommen hatte, drückte die vereinsamte Linke nicht so herzlich, als sie der Heimkehrende bot. Franz wußte auch wohl warum, er war traurig und sann nach, was er nun beginnen sollte, um dem Bruder und der Gemeinde nicht zur Last zu fallen. Freilich hatte er während seiner Dienstzeit lesen und schreiben gelernt, er hatte sich auch manch anderes Wissen angeeignet, aber in jenem verlorenen Thale ist nicht der Ort, wo man dergleichen verwerthen kann für das tägliche Brot.

Aber Franz Wiesner ſann was aus und brachte es dahin.

In dem entlegenſten Theil der Pfarre, wohin der Klang des hellen Dorfglöckleins lange, lange nicht mehr drang, wo nur Waldbauern und arme Holzleute wohnten, die, abgeſchloſſen von der Welt, oft wochenlang nicht in das Dorf kamen, hatte ſich Franz eine Wohnſtätte aufgerichtet. Dort wurde dem Invaliden eine leerſtehende Hütte überlaſſen und dort war er nun Schullehrer und unterrichtete die Köhler- und Holzknechtkinder.

Das ging anfangs ſchwer. Die armen Leute wollten dem Franz kaum das Eſſen geben, welches er ſich abwechſelnd von dieſer oder jener Hütte zu holen hatte. Bald aber gewannen die Kinder den Mann, der einen großen Schnurbart und freundliche Augen hatte, lieb und horchten aufmerkſam ſeinen Worten und Geſchichten, die er von der großen, fremden Welt mit hereingebracht hatte.

Und merkwürdig war's, wie er mit der linken Hand Alles ſo geſchickt angriff, wie er ſchrieb und zeichnete und den Kindern allerlei poſſirliche Dinge zu machen wußte — das war rein zum Verwundern.

Außer der Schulzeit arbeitete Franz an ſeiner eigenen, weiteren Ausbildung — das Wiſſen iſt ja ſo erhaben und ſegnend — und es ſchien ihm erreichbar. Auch that er in den Hütten ſeiner Brotgeber kleine Dienſte, ertheilte Rath und Auskunft wo er konnte und es Noth that und an Sonntagen, wenn er in das drei Stunden entfernte Dorf ging, leiſtete er Botendienſte und beſorgte mit Genauigkeit das und das.

So wurde der Lehrer beliebt und die Leute gaben ihm nun gern das Eſſen, wie ſie es ſelbſt hatten, und es fand

ſich hier und da auch oft ein lodernes Kleidungsſtück oder ein Paar Schuhe für ihn. Den Tabak, den er rauchte und um Alles nicht hätte entbehren können, kaufte er ſich von der Penſion, die er für ſeine todte Hand erhielt.

So gingen Jahre und Jahre dahin und unſer Franz Wiesner fühlte ſich recht zufrieden. Er ſorgte für ſeine Hütte und machte ſie immer wohnlicher und traulicher — das war ja nun ſein Haus und Heim zum Leben und zum Sterben. — Es war gar nicht einſam in dieſen Wänden: da kam ja das junge Volk mit ſeinem heiteren Unfrieden, mit ſeiner ewigen Friſche und Treuheit und Wahrheit.

Franz freute ſich, wie ſeine Schüler wuchſen und kräftig wurden, und wenn bei den Burſchen die „Stellungsjahre“ kamen, ſo machte er ihnen Muth und Luſt für das Soldatenleben, für die weite Welt, wo ſo viele ungehobene Schätze liegen und wo ſo viel herrenloſes Glück umherfliegt!

Und wenn die Jungen fortzogen aus ihren Heimatshütten, ſo tröſtete Franz die Eltern und malte das Soldatenleben ſo farbig und heiter aus, daß die Mütter unter Thränen lächelten und ſagten: „Ja, wenn das ſo iſt, ſo iſt es gar nicht ſo uneben und da wollt' ich ſchier ſelbſt nicht ſagen!“

Da bekam Franz wohl gar Briefe vom Regiment — ſeine ehemaligen Schüler ſchrieben ihm und erzählten ihm ihr Wohl und — Anderes und daß es doch gut ſei, wenn man leſen und ſchreiben könne. Solche Briefe las der alte Invalide zehnmal durch, zauſte dabei an ſeinem Schnurrbart und murmelte: „Sind ſchon rechte Teufelskerle da draußen, aber ein anderes Leben iſt's halt doch, man weiß was man iſt und man — Mordsblitz und Kanonen! Das waren Zeiten!“ —

Heute durchschreitet dieser Mann langsam seine warme Stube, in welcher die Kinder um den großen Tisch herum sitzen und an einem Rechenexempel arbeiten.

Nicht selten blickt er besorgt durch die kleinen Fenster in den stürmischen Wintertag hinaus. — Wenn sie heute nur heimkommen können, die Hütten sind weitläufig zerstreut, jene der kleinen Anna liegt gar hinter den Geschlägen. —

Es ist der heilige Abend. Franz wollte auch diesmal, wie alljährlich in's Dorf zur Christmette gehen und den Kindern was mit heimbringen für die Feiertage, aber der Schneesturm hatte alle Wege und Pfade verweht — er war also abgeschnitten von der Dorfkirche, die in Festesklang und Lichterstrahl die süße, heilige Freudennacht beging.

Es war die Stunde noch nicht da, aber der Schullehrer stand still und sagte: „Hören wir auf, Kinder, es ist heute der heilige Abend. Ihr, die Näheren geht ruhig nach Hause und die Entfernteren bleiben so lange da, bis sie Jemand nach Hause holt; es macht tiefen Schnee!"

So gerne sie den Lehrer hatten, aber sie wollten doch Alle fort; daheim war ja die Christnacht, wo die Mutter Hirtenlieder singt und das Jesukindlein an die Fenster klopft. Franz versprach den Harrenden, daß, wenn bis zum Abend sich Niemand einfände, er sie nach Hause begleiten wolle.

So blieben sie und Franz legte noch Holz in den Ofen und erzählte dann eine Geschichte von der Liebe des Christkindleins zu armen Menschen.

Nach und nach kamen die besorgten Eltern, um die Ihrigen durch den Wintersturm heimzuholen. Nur die kleine

Anna ſaß betrübt da; um ſie wollte Niemand kommen aus dem Hauſe jenſeits der Geſchläge.

Der Lehrer hatte den Gedanken an die Chriſtmette aufgegeben und war nun mit dem Kinde allein in der Stube, in welcher bereits eine Wachskerze brannte.

Es kam die Zeit des „Rauchens", jener Sitte, die im Oberlande zu Weihnacht herrſcht. Da geht der Bauer am Chriſtabend, wenn die Sonne untergegangen iſt, mit Rauchgefäß und Weihwaſſer durch Haus und Hof, beräuchert und beſprengt ſein Beſitzthum und ſpricht den Segen dazu.

Anna frug den alten Mann, ob er nicht mit dem Kohlengefäß gehe, um ſein Haus einzuweihen. Dieſer verneinte es und ſagte, daß dergleichen keinen Nutzen, wohl aber Schaden bringen könne, wenn — wie ſchon oft die Unvorſichtigkeit ſpielt — auf dem Boden, oder ſonſt wo ein Feuerfunke verſtreut werde.

Das Mädchen ſagte nichts darauf, es ſaß in ſeinem Winkelchen, legte die Händchen gefaltet in den Schooß und ſchlug die Augen nieder.

Im Ofen kniſterte die Flamme, Franz polterte und war luſtig und endlich ging er gar und ſuchte Bilder und Spielſachen auf und that Alles um das Mädchen zu ermuntern.

Er ſagte, daß nun auch in ſein Haus das Chriſtkindlein komme mit dem Himmelsſegen und morgen wolle er Anna zu den Eltern tragen.

Aber das Kind ſchluchzte in ſeine Aermel und als ihm der Lehrer eine gute Abendſuppe vorſtellte, wollte es nicht davon eſſen; es verlangte ihm heim in's traute Bettlein, in

die Arme der Mutter. Franz ſelbſt fühlte den Schmerz des Kindes und er ſann nach, ihn zu lindern.

Und er erſann auch was. Sein Graukopf war erfinderiſch, nur hätte er mögen von den Engeln, die heute Himmelsgaben ſpendend durch die Welt zogen, für die Kleine ein Stündlein Schlaf erbitten.

Er führte Anna an ſein Bett und machte ihr das Kleidchen loſe und ſagte, daß ſie ein wenig ſchlafen möge, er wolle bei ihr ſitzen und wachen, und ſie aufwecken, ſobald das Chriſtkindlein gekommen ſein würde.

Franz hielt aber nicht Wort. Als die Aeuglein des Kindes zugeſunken waren, wurde er rührig wie ein Jüngling, eilte mit ſeinem Küchenmeſſer auf fünf Minuten in den Sturm hinaus und dann auf den Dachboden hinauf. Dort kehrte er das Unterſte zu oberſt; geräuſchlos ſchnitt, band, klebte und ſchuf er mit unendlicher Mühe ſeiner einzigen Hand, aber endlich war es fertig. — Vor Freude weinte er ſchier, der alte Graubart, über das Gelingen und den Anblick. Er ſchlich zum Bett und zupfte das Mädchen ein wenig. Es erwachte und es ſah. Das Chriſtkindlein war gekommen!

Die Stube war hell, wie am Tag; auf dem Tiſche ſtrahlte ein kleiner Tannenbaum mit hundert Lichtlein. Eine buntfarbige Kette ſchlang ſich von einem Aſt zum andern und oben am Wipfel ſtrahlte ein ſilbernes Kreuzlein.

Dieſes Kreuzlein war das Beſte, was der alte Mann hatte, das war das Verdienſtkreuz vom Feldzuge her, ſeine Freude und ſein Stolz, aber heute war die Weihnacht — zum Chriſtkind wollte er es dem Mädchen ſchenken aus herzinniger Liebe.

Seht ihn an, den Alten, ihm ſelbſt leuchtet die Freude in den Augen und ſie quillt ihm gar heraus in einer Thräne.

Seit den Zeiten des Paradieſes hat es noch keinen Baum gegeben auf Erden, der ſolche Früchte getragen, als der Tannenbaum in der Chriſtnacht; zart und ſüß und heilig ſind ſie und ſo wohl und friſch laſſen ſie ſich erhalten Jahre und Jahre hin, ein Lebensalter — ſelbſt der Greis am Stabe zehrt noch davon. —

Das betroffene Mädchen hing dem Manne am Hals, es war faſt ängſtlich, es konnte den Blick von ſolch nie geſehener Herrlichkeit nicht abwenden. Endlich liſpelte es: „So iſt das Chriſtkindlein bei uns daheim noch nie gekommen.“

In jenem Thale, von dem ich erzähle, iſt die liebliche Sitte des Chriſtbaums nicht bekannt; der Abend wird nur durch Beten und Singen gefeiert, oft gar durch ein Kartenſpiel, bis es zum „Mettengange“ Zeit wird.

Darum war Anna ſo erſtaunt. Franz aber küßte ſie und hob ſie zum Tiſch empor. Plötzlich jedoch ſchreckte das Kind zuſammen, ſchmiegte ſich ängſtlich an den Greis und ſchluchzte: „Der böſ' Feind iſt draußen und heut' redet die Katz' und der Hirſch. Ich fürchte mich ſo ſehr!“

Anna zitterte und bekreuzte ſich; nur mit Mühe konnte ſie der Lehrer beruhigen. „Einfältig's Kind,“ ſagte er, „ſo was mußt du nicht glauben. Der böſe Feind geht nicht da draußen herum, er hat auch keine Gewalt über Kinder. Wenn du aber einmal größer wirſt, Anna, dann erſt mußt du dich vor ihm in Acht nehmen; er ſchleicht gerne in's Herz, ohne daß man's wahr nimmt, und richtet Unheil an in demſelben. So ein böſer Feind iſt auch der Aberglaube, und den kann

man nur beſchwören und austreiben, wenn man viel lernt. Schau, Anna, auch das von der Katz' und von dem Hirſch, daß dieſe Thiere in der Chriſtnacht ſprechen wie ein Menſch, iſt nichts, und das Wünſchhütl auf dem Kreuzweg und der Fünfguldenbeutel im Brunnen, iſt Alles dummes Zeug. Wenn der liebe Gott Wunder wirken wollte, ſo thäte er ſchon beſſere, meinſt du nicht? Darum, liebes Kind, glaube ſolcherlei nicht, ſelbſt wenn es auch von deinen Eltern geſagt wird, dieſe haben es auch nur gehört, nicht aber erfahren und haben es aus Aberglauben nur ſo ausgelegt. Ich hab' euch Alles das ſchon in der Schule geſagt und ich hab' euch gebeten, daß ihr es nicht vergeſſen möget, wenn ich auch einmal geſtorben ſein werde. — Wie traurig! es will nicht Tag werden in unſerem Volke, ewig hat es dunkle Weihnacht, ewig liegt der Volksgeiſt in der erbärmlichen Krippe zwiſchen Ochs und Eſel. Doch, mein Kind, du kannſt das nicht verſtehen; ſei jetzt ruhig und ſieh dir einmal den Chriſtbaum an. Möge er milde ſtrahlen in deine Seele, daß es hell werde, und in ſpäteren Jahren, wenn du Hausfrau, wenn du Mutter ſein wirſt, ſo erinnere dich an dieſe Nacht, wo das Chriſtkindlein ſo lieb und hoffnungsvoll zu uns gekommen iſt und denke zurück, Anna, an deinen alten Lehrer und an das, was er geſagt hat, und der Segen Gottes ſei mit dir durch dein ganzes Leben!"

Der Greis ſchwieg, er drückte das Kind, das ihn ſo treu und unſchuldig anblickte, an die Bruſt.

Es war ſein Chriſtkindlein!

— — — — — — — — — —

Und als es tagte und der hohe Feſttag aufging, da

kamen die bekümmerten Eltern Annens, welche bisher durch den heftigen Sturm abgehalten waren, das Kind zu holen. Sie sagten dem Lehrer Dank für seine Sorge und luden ihn für den Mittag zum Essen ein. Das Beste, was die guten Holzleute schaffen konnten, kam auf den Tisch und Anna erzählte dabei von dem Christkindlein, das einen leuchtenden, wunderbaren Baum von dem Himmel in des Lehrers Stube gebracht habe. Dann küßte sie das silberne Kreuzlein, welches sie heute immer um den Hals trug und sie küßte den Lehrer und sie sprach die Worte nach, die er in der Nacht in Lieb und Ernst zu ihr gesagt hatte.

Bei solchem Tisch war nun der Greis heiter und vergnügt und er war selbst ein Kind.

Aber es war sein letztes, fröhliches Mahl. — Nach einigen Wochen sah man ihn weit draußen im Lande von Haus zu Haus wanken und zitternd an die Thür klopfen um ein Stücklein Brot. —

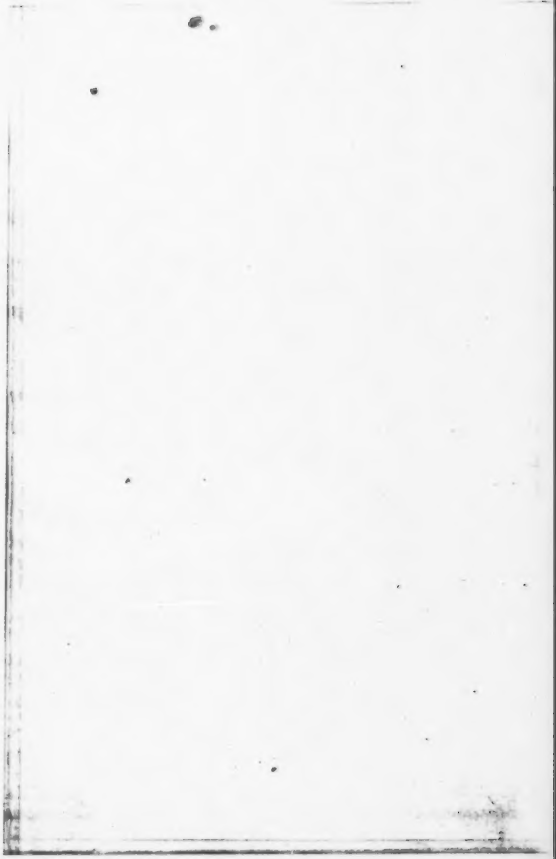
In jener Nacht des Christmärchens, als Franz Wiesner so herzlich zu dem Kinde gesprochen, hatte ihn ein finsterer Köhler belauscht, welcher einen nächtlichen Rundgang durch die Gegend gemacht hatte, um das Wünschhütlein zu suchen Ob der Köhler das Wünschhütlein gefunden, davon ist nichts erzählt, nur das ist gewiß, daß er den Lehrer im Dorfe angeklagt hatte als Einen, der in der Christnacht nicht bete und nicht singe, auf alten Glauben und Brauch nicht halte, den Kindern brennende Waldbäume als Christkindlein vorstelle, sie ihren Eltern abwende und zum bösen Geiste der Zeit verführe.

Es ist bitter zu sagen, wie sie darauf den alten Mann seines Amtes entsetzt und aus der Hütte gestoßen haben. — —

Seine Kraft dem Vaterland, ſeine Seele der Heimatsgemeinde opfern und — betteln müſſen, das muß bitterböſe ſein!

Jetzt gibt es keine Schule mehr in jener Gemeinde, das Häuschen, in welchem Franz Wiesner lehrte, dient als Stall für die Rinder, und über der Thür prangt der chriſtliche Hausſegen des heiligen Apoſtels Jakobus.

Alpenglühen.



Wie das kniſtert und knattert durch den Wald herauf, wie das ſchnalzt und kracht und der Lärm von Menſchenſtimmen ſo wild durch die Bäume hallt!

Brennt der Steinwendhof?

Nein, der ſteht ruhig draußen im Thale und ſonnt ſeine ſtattlichen Wände und ſein ſilberig ſchimmerndes Schindeldach im heiteren Nachmittag.

Aber ein luſtiges Feſt feiert er heute, ein Feſt des Fleißes und der Arbeit. Der blaue dünne Rauch, der aus dem Schornſteine ſteigt, verräth und verheißt was, und drinnen in der großen Geſindeſtube werden viele Tiſche gedeckt.

Am Fenſter der Küchenkammer hockt die ſchwarze Katze und ſpäht durch die kleine Scheibe zu den hochaufgeſchichteten Krapfen hinein.

Diesſeits der Wieſe am Waldabhange ſteht eine große, aus Brettern gezimmerte Hütte, welche heute von Menſchen wimmelt und aus welcher der Lärm kommt.

Das iſt der Dörrofen oder die „Haarſtube", wo der aus der Bleiche kommende Flachs gedörrt und gebrechelt (gebrochen) wird. Zu dieſer Arbeit iſt die ganze Nachbarſchaft, ja das halbe Dorf geladen. Das iſt ein wichtiger Tag und der Stolz für den Bauer, wenn er die große Haarſtube mit Flachs vollgeſpeichert hat.

Es iſt aber auch ein muhvoll Arbeiten und Sorgen den ganzen Sommer hindurch, und doch wächſt nach all dem nur eine Pflanze, mit welcher die Natur nichts Rechtes anzufangen weiß. Dieſe Pflanze gibt keine Nahrung und kein Bauholz und kein Brennmateriale — das woget nur immer mit ſeinen zarten, blauen Blüthen wie ein Meer, und endlich wird gar Alles dunkelbraun und ſpröde, und jeder Stamm verwildert förmlich und wird wüſt und rauh und er ſetzt ſich ſeinen eigenen Kopf auf. Da zieht man ihn aus der Erde und durch Eiſenkämme — Fuß und Kopf wird ihm abgeriſſen, dann muß er wieder auf das Feld in die Sonne und in den Regen, bis er ſterbensbleich wird.

Biſt du jetzt zahm, Geſelle, willſt du dem Menſchen dienen? Nein, lieber brichſt und vermoderſt du? Gut, wir haben noch andere Foltern, du mußt jetzt von der Kälte in die Hitze — in einem finſteren Kerker, unter Dampf und Qualm ſollſt du in Banden ſchmachten. Jetzt erſt recht nicht? Trotzig und ſteif ſtreckeſt du deine Glieder und brichſt. — Wohlan, ſo magſt du ihn leiden, den Martertod; die ſcharfe Brecke erſt weiht und heiligt dich und macht dich würdig zur Albe des hohen Prieſters, zum Kleide für die jungfräuliche Braut!

Zwei lange Reihen von Holzbrechen, theils ihre Füße in die Erde getrieben, theils auf Stöckeln, mit Steinen beſchwert, waren aufgeſtellt. An der einen Reihe ſtanden die Burſche, welche den Flachs blos „überhackten“, von den gröbſten Hülſen und Schuppen befreiten, während ihn an der andern Reihe die Weiber und Mädchen fein hechelten, bis die letzten Rindentheilchen von den glatten, weichen,

weißgelblich glänzenden Faſern, dem eigentlichen Flachs, fielen.

Zwiſchen dieſen Reihen lief raſtlos ein Mann ab und zu und verſchwand in der finſteren Kammer über dem Ofen, kam aber immer ſogleich wieder keuchend und ſchwitzend mit einem rohen „Haarbuſchen“ hervor und vertheilte denſelben an die „Brechler“.

Aber das war ein Necken zwiſchen den Burſchen und Mädchen und ein Kichern und Aufſchreien unter den Weibern, wenn ihnen ſo ein vorwitziger Junge eine Handvoll ſtechender „Agen“ in den Buſen ſtreute.

„Biſt aber ein Unend, Waſtl, ein Hallodri, ein Abdrähter und ſchon der Rechte!“ ſchimpften ſie, und das war den Burſchen gerade recht, denn wenn dort ein Diandl Einem ſagt: „Wart', du wilder Bub', geh' weiter!“ ſo heißt das gerade ſo viel, als das bekannte: „O, Sie Schlimmer!“ Es kommt nur darauf an, wie es geſagt wird.

Vom Hofe heran nahten nun zwei Knechte und brachten auf einer Holztrage ein bekränztes Faß und mehrere Laibe Weißbrot. Hinter denſelben trippelte ein buckliges Männlein daher und das lachte ſchon von Ferne unter ſeinem breitkrämpigen Filzhute hervor den Arbeitern entgegen. Mit beiden Händen ſchwang er einen großen Honigtopf und ſchrie: „He, Leut'l, he!“

Dieſes kleine, bucklige Männlein iſt der große, reiche Steinwendhofer.

Wie ihn die Brechler bemerkten, entſteht neuer Jubel — mehrere Burſchen eilen ihm entgegen, nehmen ihm den

Topf ab, und tragen nun Topf und Steinwendhofer triumphirend in die Hütte.

„Grüß dich, grüß dich, du alter Schöpsreiter du — magst nicht buckelringen?“ rufen sie.

Kaum ist diese Aufforderung heraus, ist das Männlein schon wieder auf den Füßen; „buckelringen!“ schreit er und liegt einem stämmigen handfesten Burschen in den Armen, oder vielmehr auf dem Bauch, denn der Bauer reicht dem Angegriffenen kaum bis an die Brust hinauf. Fest hat er sich um den Riesen geschlungen und seine Beine weit ausgespreizt schreit er:

„Mach', Knödlschütz, mach' — kommst mir nimmer aus, du!“

Im Nu bilden die Zuschauer einen weiten Halbkreis und lachen und johlen, und zwischen den zwei Männern beginnt ein Ringen und Drehen; der Knödlschütz hält das Männlein hoch empor, und wie es so zappelt, glaubt man, es läge schon zehn Schritte weg am Boden — aber es steht schon wieder fest auf der Erde — eine Wendung wie der Blitz und der große stämmige Knödlschütz liegt der Länge nach auf dem Boden.

„Hallo, Hallo!“ schallt es, „einen Haspel hat er ihm angeschlagen! Bravo, Steinwendhofer, du bist halt der Alte, du!“

Der Knödlschütz ist schon wieder auf den Füßen und die Beiden schütteln sich lachend die Hand.

„Hast dir etwa weh thun, Thomerl?“ fragt der Bauer.

„Was, weh thun soll' ich mir haben? ha, da bist du zum Unrechten kommen. Und wenn du mich zehn Klafter tief über eine Steinwand wirfst, so sag' ich dir: Nichts

geſchehen, Bauer, nur die Hoſ' hab' ich mir aufgeriſſen; du kennſt ja das!"

Alles lachte von Neuem.

Mittlerweile waren am Waldrain aus rohen Brettern Tiſche und Bänke aufgeſtellt worden und der Steinwendhofer ſagte:

„Leut'l, jetzt geh'n wir zur Jauſe!"

Und bald ſtanden und ſaßen die Brechler an den Tiſchen und ſchnitten am Honigbrote und ein mächtiger Krug machte die Reihe und ſchwemmte, wo möglich, noch mehr Luſt und Heiterkeit in die Gemüther des Völkleins.

Unter Scherzen und Necken wurde die bevorſtehende Abendunterhaltung erörtert; Jeder warb ſich eine Gefährtin zum Tanz und Jede ſuchte ſich im Gedanken den Jungen aus, welchen ſie mit dem „Brechelbuſchen", der nach dem Abendmahle von der Bäuerin den Mädchen ausgetheilt wird, beglücken wolle.

Plötzlich hörte man aus all' dem Lachen und Schreien heraus eine helle Klatſche, worauf ein ungeheures Gelächter losbrach. Ja, der Knödelſchütz hatte die Ziehtochter des Steinwendhofers, die Liſabeth, zum Tanze geworben und ſie gleich auf dieſe Rechnung hin küſſen wollen; da kam ihm das Mädchen mit einer friſchen Ohrfeige zuvor. Das war das Klatſchen.

„Pſt, Pſt!" hieß es auf einmal und der Lärm legte ſich etwas, „der Herr Kaplan!" liſpelte man und Viele zogen die Hütte.

Ein junger Mann in ſchwarzer Kleidung, eine weiße Binde um den Hals kam langſam des Weges und dankte

den Grüßen lächelnd über den Zaun hinüber und wollte weiter wandeln.

„He, Hochwürden, he! einen friſchen Trunk dürft ihr uns nicht verſchmähen!“ rief der Steinwendhofer und eilte durch das Thor auf die eingeplankte Gaſſe und ſchüttelte dem Prieſter kräftig die Hand.

„Ich dank euch, Steinwendhofer, freut mich recht, werde wohl nicht mehr Zeit haben, morgen iſt Sonntag und da —“

„Habt ihr die Predigt, gelt, und müßt ſie heute noch ſtudiren, — weiß ich ſchon, Hochwürden; aber da trefft ihr's bei uns da gerade recht; hab' heut' alle Kreuzelementer vom ganzen Dorf beiſammen, die geben euch ſchon Stoff, verlaßt euch drauf.“

Der Bauer lachte, und zerrte den Kaplan durch das Thor gegen den Tiſch, und bald war ein friſches, volles Glas da und eine breite Schnitte Honigbrot, und der Steinwendhofer ſagte:

„Greift zu, Herr Kaplan, und laßt's euch ſchmecken, mich freut's!“

Und der junge Prieſter griff zu und lächelte und bemerkte den Brechlern, ſie möchten ſich nur nicht ſtören laſſen in ihrer Luſtbarkeit; er habe das gerne und ſähe nichts lieber, als wenn ſich die Menſchen freuen.

Da kam dem Bäuerlein ein Gedanke in den Kopf und er kratzte ſich die ſchneeweißen Haare und wußte nicht, ſollte er es ſagen oder nicht — wenn doch, ſo müſſe er es geſchickt machen.

„Will euch nicht ſchön reden, das gar nicht, Hochwürden,“ meinte er und ſchupfte ſein Höckerchen luſtig hin und

her; „aber es iſt halt doch ein Glück für eine Gemeinde, wenn in ihr ein Prieſter aufwächſt. Schaut, das denk' ich noch gut, wie ihr auf der Schulbank geſeſſen, — bin damals noch Schulvater geweſen. Wißt noch, wie ich euch einmal im Schneeſturm über die Mühlleiten hinauf zu eueren Eltern buckelkraxen tragen hab'? Mein Lebtag! — hätt's damals nicht glaubt, daß mir unſer Herr Kaplan auf der Achſel hockt, mit Verlaub z'reden, Hochwürden. Aber die Zeit iſt kommen und euere Ehrmeſſ' auch — nein, ich ſag's euch, den Tag vergeß ich nicht und wenn ich hundert Jahre alt werde; die Ehr' für die Gemeinde! — und wie die Geiſtlichkeit von der ganzen Nachbarſchaft dageweſen iſt und der Dechant und der Prälat vom Stift drüben — und was das für ein Jubel war, hab' meiner Tag' keine ſolche Muſik gehört, wie da, und ich hab' geſagt: So einen Tag erlebt die Gemeinde nicht mehr! Du mein Gott, daß euer alter Vater die Freud' nicht mehr hat haben können! Aber die Mutter, ei der Tauſend, die Mutter, wie ſie neben dem Prälaten gangen iſt — wißt Ihr und wie der Dechant mit ihr den Ehrentanz gemacht hat! — — Schmeckt der Moſt, he? den hab' ich aus den Holzäpfeln preßt und kein Obſt gibt ſo guten und geſunden Moſt, als die Holzäpfeln; hack' die Bäume nicht um hinten an der Stallwieſ', wenn ſie auch ein bischen Schatten machen, man muß auch an ſein Trankel denken. — Nein, Hochwürden, und wenn ich ſo ein Kind hätt' und ich ſäh's am Altar und auf der Kanz'l — närriſch thät ich werden vor Freud'. Euere Mutter iſt doch immer ſchön geſund?"

Der Kaplan reichte dem Bauer ſeine Hand hin.

„Steinwendhofer, eine Jause verſteht ihr vorzuſetzen, aber daß ihr meiner alten Mutter nachfragt, das freut mich am meiſten; ſie iſt wohlauf und macht den ganzen Tag mächtigen Lärm im Häuslein, und ſie läßt — ſo Gott will — das Schifſchen ſobald noch nicht ruhen.“

„Ich ſag's euch, Hochwürden, ſeitdem die gute Frau euere Meß- und Kanzelſprüche hört, wird ſie von Tag zu Tag jünger und wenn — nehmt nur noch ein Stückl, Herr Kaplan, ich ſtreich' euch Honig d'rauf, ſo — gibt geſunde Leber das, könnt mir's ſchon glauben! — Ja, und was ich jetzt ſagen hab' wollen, richtig, das von meinem Weib, 's iſt ſchon über ein Jahr, daß ihr mir meine Roſalia in die Grube geſegnet habt; und ſeitdem — ſchaut, es geht mir die Wirthſchaft nimmer ſo, wie früher. Zwar, muß es ſagen, meine Liſabeth iſt ſehr verſtändig und umſichtig, aber ſie iſt halt noch ein bischen jung und — kurz und gut, es fehlt die Haushälterin. Hab' wohl ſchon nachgedacht, und wenn nicht ſchon gar ſo viel Reif auf meinem alten Graukopf da läg', ich dächt' — nein, was ich da für ein Zeug ſchwätz' — bin ein Sechziger, und ein grauer Freier — Ihr wißt ja, wie das iſt. Muß auch nicht ſein, und wenn ich einmal nicht mehr kann und mag in der Wirthſchaft, ſo verſchreib' ich's meiner Liſabeth. — Hab' euch eigentlich nur fragen wollen, Herr Kaplan, was macht ihr denn ſonſt immer, ſo an den Abenden? Jetzt ſind ſchon wieder die langen Nächte — geht halt ſo ſpazieren herum, ein wenig?“

„So ein kleines Stück Weg's, ja. Ueber euer Hochfeld wandle ich gern', ſo quer hinüber gegen die Kreuztanne, und jetzt iſt auch das Wetter immer ſo rein, daß ich vom

Stifte herüber die Abendglocken höre. Auch der Herr Pfarrer geht gerne mit und da ſetzen wir uns immer dort oben auf die Steinwendbank und ſehen in's Thal und hören den Burſchen zu, wie ſie dort in unſerem Hofe lachen und jodeln; habt ein luſtiges Völklein beiſammen, Bauer!"

„Gelt! Ei, bin ja ſelber noch ſo ein alter Hupfinsfeld und unter all' meinen Jungen bin ich doch noch ſelbſt der allerärgſte, he! — Na, was ich euch fragen hab' wollen und ich muß euch ſchon rund darum bitten, ſeht, ihr thätet mir und uns Allen einen rechten Gefallen dadurch. Haben eine kleine Brechlerunterhaltung heut' — nichts Nobles, nur ſo rundweg und gemüthlich, ein paar Zitherſchlager und ein Hackbrettl, und da — kommt zu uns auch, heut, Herr Kaplan, mag euch nicht ſchaden, ſo ein wenig tanzen. Meine Liſabeth iſt die Brechlerbraut, ja und ja und ihr müßt der Brechlerkönig ſein und müßt mit dem Mädchen den Ehrentanz thun. Vor zwölf Uhr führ' ich euch ſchon nach Haus, he!"

Das war wie ein Queckſilbertropfen, wie das Männlein bei dieſer Rede hin- und herrutſchte; und wie es jetzt ſeine beiden Hände dem Kaplan zum Einſchlagen hinhielt, da rief es von der Hütte, wo die Leute bereits wieder bei der Arbeit waren: „Vater!"

Der Steinwendhofer ſtand gleich auf, es hatte ja ſeine Liſabeth gerufen.

„Der Haarträger läßt euch auf einen Augenblick bitten, Vater."

„Gleich, komm' derweil du ein wenig da zum Herrn Kaplan. Halten mir's zu gut', Hochwürden, bin gleich wieder da."

„Macht keine Umstände, Bauer, ich will jetzt heim, und ich danke euch herzlich für die Einladung, es freut mich recht, aber —"

Jetzt war schon die Lisabeth da und schüttelte sich eilig den Staub von der Schürze und strich ihre dunkeln Locken zurück. Dann nahte sie sittsam und sagte:

„Küss' die Hand, geistlicher Herr!"

Der Kaplan war aufgestanden und reichte ihr die Hand, zog sie aber schnell zurück, als das Mädchen einen Kuß auf dieselbe drücken wollte.

— „Grüß' dich Gott, Lisabeth! du bist ein schönes, liebes Mädchen, aber die Hand mußt du mir nicht küssen, sonst dürfte ich dich nicht mehr sehen!" — wollte der Priester schon sagen, da kam ihm der Bauer zuvor und schrie der Tochter zu:

„Bleib' ein wenig da und red' wegen dem Ehrentanz, der geistliche Herr wird heute zu uns kommen, sei ordentlich, Lisabeth!"

Der Alte war fort.

Der Kaplan stand da und sah dem Männlein nach und sah das Mädchen an; es hatte schwarze Haare und so dunkelglühende Augen.

Er war auch eine schöne und hohe Gestalt, und in sein volles, dunkles Haar fiel ein Sonnenstrahl, der durch die Bäume stach und ein anderer lag als heller, glühender Punkt an seiner Brust. Die weichen Züge wollten — sollten lächeln, aber sie waren ein wenig unstät und er sagte:

„Leb' wohl, liebes Kind, und dank' für mich deinem

Vater für die Freundlichkeit, aber — ich komme schon morgen wieder!"

Lisabeth zupfte an einer Tischecke und wußte nicht recht, was sie jetzt sagen sollte.

„Wenn euch," erwiederte sie endlich, „der Vater gebeten hat, daß ihr heute kommen mögt, so müßt ihr schon kommen, denn sonst thäte es ihm weh' und dann ist er über Alles verdrießlich und es ist uns der ganze Abend verdorben."

„Aber es schickt sich nicht recht, Lisabeth, für mich und meinen Stand, und ein Priester macht Lustbarkeiten auch selten größer."

„Aber ihr schon!" fiel das Mädchen lebhaft, ein „seid ja doch selbst gern kreuzlustig — ja, und ihr seid mir eigentlich noch einen Tanz schuldig von wegen dem, daß ich bei euerer Ehrmess' als Kranzjungfrau gegangen bin, und jetzt müßt ihr mir die Freude schon machen, und wenn ich weiß, wie ihr tanzt, dann geh' ich noch lieber in euere Predigt . . . ."

Das Mädchen hielt plötzlich ein — jetzt hast du gewiß was Ungeschicktes gesagt, Lisabeth! — Aber der Kaplan faßt lächelnd deine Hand und sagt:

„Ja, ich werde schon kommen, behüt' dich Gott."

Dann geht er schnell durch das Thor die Gasse entlang gegen das Dorf und sieht gar nicht mehr um.

Das Mädchen blickt ihm lange nach und sagt zu sich: „Er kann auch so schön predigen und im Beichtstuhl, da ist er so gut — man kann ihm Alles sagen, was man Sündhaftes auf dem Herzen hat . . ."

„Elisabeth!" ruft es plötzlich vom Walde herab. Sie

fährt auf und zittert — das war eine gar eigene Stimme und traf mitten in die Seele hinein. Aber das Mädchen kennt diese Stimme. Das ganze Dorf kennt ein Judenweib, welches die Waldfara genannt wird. Von Zeit zu Zeit wird sie in der Gegend gesehen, wo sie sich in den Wäldern herumtreibt. Sie taucht plötzlich auf, und besonders um den Steinwendhof wird sie bemerkt. Man weiß nicht, woher sie kommt und wohin sie geht — wie ein Geist ist sie oft durch die Hausflur geschwebt und hat den Namen Elisabeth gehaucht. Sie thut Niemandem was zu Leide, und wenn man sich ihr naht, so ist sie fort. Aber die Leute fürchten sich vor ihr, weil sie so bleich ist und so schwarze Augen hat und weil — man erzählt nicht gerne davon.

Dieses Weib nun hat vom Walde herab den Namen Elisabeth gerufen.

Das Mädchen fuhr auf und eilte gegen die Brechelhütte und unter die lustige Schaar. Wenn im Herzen die Angst sitzt und man bringt sie sonst nicht heraus, so muß ein Lied her. Lisabeth sang:

„Wann ih amol a Bäurin wir,
Zwoa schöne Hendla kauf ih mir,
Zwoa schöne Hendler und an Haun,
Und daß da Haun schön buckn kann!"

Solche Lieder aus jungen, klingenden Kehlen bleiben nicht unerwiedert, gleich ließ sich der Knödlschütz hören:

„Und wann ih amol a Bauer wir,
Zwoa schöne Rößla kauf ih mir,
Zwoa schöne Rößler und an Wogn,
Auf daß ih amol in d'Stodt kann fahrn!"

„Heißt nix!“ ſchrie der Steinwendhofer d'rein — „ihr mögt euch ſammt euern Gſangln einſalzen laſſen, aber ich und ſolche — hört 'mal:

Wann's Diandl a Haſelnußſtandl wa
Do wullt ih an Dachkapl ſein,
De Nüßla, de wullt ih ſchon obaſtragn
Die Körnla warn ah olle mein!
Juchhe!“

„Habt's ihn gehört?“ ſchrie und lachte Alles — „das iſt halt unſer Steinwendhofer, bleibſt alleweil der Alte, Bauer, biſt alleweil jung!“

Die Sonne ſank hinter die Berge, die Wälder wurden dunkel, im Thale ſchwamm zarter, blauer Rauch.

Die Brecheln hörten auf zu knattern, allerhand Spiele wurden aufgeführt — es wurde immer luſtiger . . .

Der Kaplan wandelte langſam des Weges dahin, ſpielte mit dem Stock und brummte ſo ein Liedchen. Dann blieb er ſtehen und ſchaute durch das Thal hinaus, das ſich zwiſchen bewaldeten Anhöhen dahin zieht. Das blaue Gebirge im Hintergrunde ſchien heute des vielen Höherauches wegen doppelt weit entfernt zu ſein. Rechts ragten hinter dem dunkeln Wald leuchtende Felſen empor und die einzelnen Bäume, die auf ihren Zinnen in die Himmelsbläue hineinſtanden, nahmen ſich aus wie winzige Männchen. Links jenſeits des Baches ſind ſanft anſteigende Felder und Gärten und hinter dieſen liegt das Dorf. Ueber dasſelbe erhebt ſich ein dunkelrother, teilförmiger Bau — der Kirchthurm.

Der junge Mann muß das Alles sehr schön finden, er bleibt lange stehen und sieht auch eine Weile gegen den Steinwendhof hinaus. Und wie man das Knattern und Jauchzen von der Brettelhütte herüber so deutlich hört!

Der Kaplan biegt vom Wege ab, einen Feldsteig ein und eilt einem Häuschen zu, das einsam zwischen hohen Fichten steht. Obstbäume müssen hier nicht gut gedeihen, weil der waldige Berg, der sich hinter der kleinen Wirthschaft erhebt, den ganzen südlichen Himmel verdeckt.

Auf dem kleinen Anger vor dem Häuslein weidet eine Ziege, welche nicht selten ihren klugen Kopf gegen das nahe, grüne Rübenfeld erhebt und meckert. Aber das Thier kann nicht hin, es trägt einen Strick um den Hals und dieser ist am Eckpfeiler des Bretterverschlages befestiget.

Aus dem offenen Fensterlein des kleinen Hauses dringt ein einförmiges Gepolter.

Der Kaplan streichelt die Ziege, horcht und sagt:

„Bist ihre einzige, treue Gefährtin, gutes Thier, und bist auch immer so rege und munter, wie sie. Die arme Frau gönnt sich keine Ruhe. So hat sie ihre sechzig Jahre und all' die schönen Tage der Jugend versponnen und verwebt und es ist ein Hungertuch daraus geworden. — Sollst mir aber keine Noth leiden, Mütterlein, ich will dir spinnen und weben helfen: mein Webstuhl ist der Altar und die Kanzel, mein Faden ist der Glaube und mein Schiffchen das göttliche Wort!"

Dann naht er dem Fensterlein und klopft an das Gesimse. Das Getöse von innen verstummt, der Kopf einer alten Mütterleins kommt zum Vorschein.

„Uj, mein Loisl!“ hört man und die Stimme kommt aus einem ſchier zahnloſen Mund.

„Du wirſt dir aber die Augen recht verderben, Mütterl, 's iſt ja ſchon ganz dunkel in der Stub'! Grüß dich Gott!“

„Seh,“ meinte das Mütterchen und ſtreckte eine grobe, runzelige Hand heraus; aber als der Jüngling dieſe küſſen wollte, ſagte das Weibchen: „Geh' weiter, Loisl — ſchau! Bin ja kein Pfarrer, ich, — du biſt einer, und dir muß man die Hand küſſen, ſchau!“

„Mütterlein, vor dir bin ich kein Prieſter, und wenn ich's bin, ſo biſt du der Biſchof, der Papſt — noch mehr. — Komm' heraus ein wenig in's Grüne. Du biſt meine Mutter und ich bin dein Sohn, ſo iſt's zwiſchen uns und ſo iſt's am ſchönſten. Ich will auch nichts anders ſein und du könnteſt auch nichts Höheres mehr ſein auf der Welt, aber — Noth leiden darfſt du mir nicht, da haſt was, kauf' dir Mehl und Schmalz für den Winter und ich hab' auch noch was anders für dich.“

Der Kaplan ſteckte der alten Frau ein Papier in den Buſen und dieſe weigerte ſich, es anzunehmen — ſie habe ja keine Noth und käme mit ihrem Weberverdienſt recht gut aus, und endlich kicherte ſie und bedankte ſich tauſendmal.

Wie der Jüngling jetzt dem Mütterlein in die Augen ſah und dieſe ihm durch die ſechzig Jahre mit ihren Millionen Thränen ſo friſch und lieb entgegen leuchteten, lächelte er und ſagte:

„Weißt du, wer wir ſind, Mütterl? — wir, ich und du, ſind zwei Verliebte und ich geh' zu dir fenſterln, und du biſt — biſt der einzige Menſch in der Welt, der mein iſt!“

„Nein, aber was auch die geistlichen Herren im Gedanken haben, das ist schon aus der Weis'," lächerte das Weiblein und drohte mit dem Finger: „Loisl, du bist schon der Rechte, aber das mußt du nicht mehr sagen!"

Die Thräne hatte sie nicht bemerkt, die jetzt im Auge ihres Sohnes zitterte.

Alois wollte wohl noch sagen, wie er die Rede gemeint — daß aber auch noch ein Anderer im Thale, der da gerne d'rein sprechen möchte, der Steinwendhofer. Doch er schwieg, das hätte seine Mutter doch nur betrübt, sie hing mit ganzem Herzen und mit unendlicher Liebe an dem Andenken ihres seligen Mannes.

„Und wie geht dir's sonst, Mutter?"

„Ei, fleißig bin ich halt gewesen, schau, jetzt hab' ich dir in dieser Woche sieben Ellen abgezogen und jetzt kommt der Glattflachs vom Herrn Pfarrer auf den Baum. Du, und daß ich dir's sag', der Pfarrer, das ist aber ein lieber Herr, schickt er mir gestern eine große Flasch' Wein, und wie der gut ist, bin ordentlich wirblich worden. Loisl, ich laß' mich noch einmal bedanken und vergelt's Gott sagen, vergiß nit!"

Die letzten Worte hatte der Priester nicht vernommen, er horchte nach Anderem — vom Dorf herüber klang ein helles Glöcklein.

„Das ist Zügen, Mutter!" sagte er schnell, — „ich muß heim, der Herr Pfarrer ist zu schwach zum Versehgang: behüt' dich Gott, Mütterl, behüt' dich Gott!"

Alois ging.

— Geh', mein Kind, — dachte die Mutter ihm nach, — jetzt bist du nicht mehr der Webernandl ihr Sohn, jetzt

biſt du der Bote vom lieben Herrgott: er ſchickt dich zu einem Sterbenden und du biſt heilig über die Engel, biſt anſtatt Gottes da und kannſt Sünden vergeben und den Gefallenen aufrichten und in den Himmel führen — biſt wie der Herrgott ſelber und — du biſt doch noch mein Kind — o, was bin ich für eine glückliche Mutter! —

Der Kaplan eilte dem Dorfe zu, und als er um die Gartenecke des Pfarrhofes bog, ſtand eine Magd vom Steinwendhofe vor ihm und weinte und bat, er möge ſchnell mitkommen — die Liſabeth läge im Sterben.

Der Prieſter ſtand einen Augenblick wie angewurzelt. Stumm war er und ſeine Hand hielt er am Herzen.

Endlich konnte er fragen: „Ja, aber was iſt denn geſchehen?“

„Beim Engerlfliegen!“ ſchluchzte die Magd und konnte ſonſt nichts hervorbringen.

Alois eilte in den Pfarrhof, in die Kirche um das Sakrament und das letzte Oel, und bald klang durch die Dämmerung ein Glöcklein dahin und ein rothes Lichtlein flimmerte dem Steinwendhofe zu.

Auf den Felſen des Hochgebirges ſtand ein herrliches Alpenglühen.

Der Steinwendhofer wartete ſchon am Thore des Zaunes und rief:

„Kommt nur gleich, der Tanz geht ſchon an — wird gar luſtig werden — der Todtengräber iſt auch geladen!“

Und dabei machte das bucklige Männlein ſo eigene Bewegungen und fuhr ſich mit den Händen über die weißen Haare und ſchüttelte ruhelos den Kopf.

Vor der Hauethüre kniete die ganze zum Brechein geladene Nachbarschaft und betete laut.

Der Priester wurde in die Stube geführt. Auf dem weißbedeckten Tisch stand ein Kreuzbild und eine brennende Kerze. Um ein Bett, das in einem dunkeln Winkel stand, beschäftigten sich mehrere Weiber, die nach und nach das Zimmer verließen.

Alois hatte das Sakrament auf den Tisch gestellt und war nun einsam in der stillen Stube.

Einen Augenblick stand er gegen das Bett gekehrt und horchte. Er hörte nichts. Er bebte, Kraft und Fassung verließ ihn, die Hände rang er und er sank hin vor das Kreuzbild. —

Als er sich wieder erhob, war er ruhig — gefaßt trat er an das Bett.

Da lag sie, hatte die Augen geschlossen und war bleich bis in den Mund hinein. Um ihre Stirne war ein großes Tuch geschlungen. Der Kapian neigte sich über ihr Antlitz, sie athmete. Sanft griff er nach ihrer Hand, die auf der Decke lag. Das Mädchen schlug die Augen auf, und als sie den Priester und den feierlichen Tisch sah, hauchte sie: „Bin noch so jung — und soll schon sterben!“

In das Herz des Priesters senkte sich ein unendliches Weh. — So groß und schwer ist der Beruf des Priesters, daß ihn Himmel und Erde nicht fassen können!

— „Elisabeth!“ sagte er endlich leise.

Da lächelte die Kranke ein wenig und sie lispelte:

„Du, Alois? Nein, du sollst jetzt nicht bei mir sein,

aber einen Prieſter ſchicke mir, weil ich ſterben muß. O, bleib', Aloiſ — bleib' du bei mir!"

„Eliſabeth!" kreiſchte in dieſem Augenblick eine ſchreckliche Stimme durch das Fenſter. Die Kranke bebte empor, that einen durchdringenden Schrei und ſank wieder in ſich zuſammen. Sie hatte die Augen geſchloſſen, aber ein leiſes Zittern ſchwebte auf den bleichen Lippen. — Es liegt ein unerlöſtes Wort darauf, Jungfrau, und du kannſt es nicht ſtammeln und du ſchläfſt damit ein! —

Wieder weint das Glöcklein durch die Nacht und ein rothes Lichtlein zittert durch das Thal der Kirche zu.

— — — — — — — — — — —

Von all' den ſeltenen Gerichten, welche auf dem Steinwendhofe für den Abend bereitet waren, wurde heute kein Biſſen genoſſen — ſtill ſchlichen die Geladenen davon und erzählten daheim das Unglück.

Zwei Knechte gingen mit Stöcken um den Hof und durchforſchten alle Winkel und alles Geſträuche im Garten.

Man ſuchte die Waldfara, die ſo fürchterlich durch das Fenſter geſchrieen; aber die Jüdin war nicht zu finden.

Ein Engel des Unheiles — war ſie heute ſchon zum zweitenmal erſchienen.

Ein Bote wurde nach dem Arzt geſchickt, der war nicht daheim. Nach Mitternacht, als die Kranke ruhiger zu ſchlafen ſchien, lief der Steinwender ſelbſt in das Dorf, es ließ ihm keine Ruh'. „Bader, Bader!" ſchrie er unaufhörlich, ſo daß alle Leute aufwachten. Endlich fand er den Mann verſpätet in einem Gaſthauſe.

Unterwegs, nachdem der Arzt aus ſeiner Apotheke Eini-

ges zu ſich geſteckt hatte, erzählte ihm der Bauer das Unglück und wie es ſich zugetragen.

Als die Brechler gegen Abend recht luſtig waren und allerhand Spiele trieben, was eben dem und dem einfiel, kamen ſie auch auf das „Engerlfliegen“.

Da nimmt ein ſtarker Mann eine etwa ſechs Klafter lange Stange wagrecht auf die Achſel, ſo daß ſie an beiden Seiten drei Klafter lang hinausſteht. Zur Befeſtigung auf den Schultern werden die Hände umgeſchlungen und ſo bildet die Stange den Querbalken eines Kreuzes, an deſſen beiden Enden man ſich hinaufſetzen kann, um ſo durch die Drehung des Mannes mit der Stange eine kreisförmige Luftfahrt zu machen.

Der Knödlſchütz, als der Größte und Stärkſte, nahm einen friſchen, langen Wagenbaum, und nun machten viele Burſche und Mädchen unter Schreien und Jauchzen den luſtigen Tanz. So kam auch Liſabeth mit ihrer „Geſpannin“, der Kreuzwirthstochter, an die Reihe. Jede ſetzte ſich an ein Ende der Stange und klammerte ſich feſt. Die Drehung begann, zuerſt langſam, dann immer ſchneller — Liſabeth ſchreit: „Aufhalten!“, aber man ſcherzt und lacht und hört es nicht, da — plötzlich fliegt das Mädchen aus dem Kreiſe — man hört es, wie ſein Kopf an einen Stein ſchlägt — Liſabeth! — und dann bleibt ſie liegen . . . .

„Bin ſchon fertig,“ ſchloß der Steinwendhofer, „weiß nichts mehr, ſonſt. Wir haben ſie hernach in's Haus getragen und — das iſt der Brecheltanz im Steinwendhofe.“

„Centrifugalkraft!“ murmelte der Arzt und laute am Knopfe ſeines Stockes, „ja, ja, Centrifugalkraft!“

„Wenn ihr mir das Mädl aufbringt, Bader, so verlangt Roß und Wagen von mir — sollt es haben!"

Dann schritt er stumm dahin.

Plötzlich blieb er stehen, biß sich in die Unterlippe und sagte halblaut: „Mein bluteigenes Kind könnte mir nicht tiefer im Herzen liegen!"

Er weinte. Dort, wo die Thräne auf den Boden fiel, sollte man einen Denkpfahl in die Erde schlagen, weil es das einzige Mal war, daß der lustige Steinwendhofer geweint.

Einige Stunden von unserem Dorfe, draußen, wo die Berge auseinander gehen und die große Ebene beginnt, steht auf einem buschigen Hügel das stolze Schloß der Kroninger.

Seit einigen Jahren herrschte dort nur ein Verwalter. Der alte Graf Kroningen war todt und sein Sohn auf einer fernen Universität. In den letzten Tagen aber war dieser zurückgekehrt in die väterliche Burg und hatte viel Leben und Lärm von der Hauptstadt mitgebracht. Der junge Herr von Kroningen war ein lustiger Kämpe, der wußte auf jeden Fleck etwas Amüsantes und aus jedem Tag einen Festtag zu machen. Freilich bot auch die ganze Gegend ihr Schönstes und Bestes dazu auf, denn der Graf war sehr leutselig und bezahlte gut.

Ein Scheibenschießen, ein Wettrennen, eine Jagd, das waren schon ganz gewöhnliche Dinge, es mußte einmal etwas Originelleres an die Reihe.

Im Spätherbste versendete er an alle hervorragenden Männer der Umgebung Einladungskarten zu einem Fischzug. Zehn Meilen in der Runde gehörte das Fischwasser wie die

Jagd zum Schlosse. Das Geschlecht der Kroninger war von jeher dem edlen Waidwerke ergeben und es führte in seinem Wappen eine Krone aus Hirschgeweih gebildet.

Auch aus unserem Dorfe waren Mehrere zum Fischzuge geladen, worunter sich der Pfarrer und der Steinwendhofer befanden.

Die Unterhaltung versprach um so origineller und großartiger zu werden, da sie in der Nacht bei Fackelschein stattfinden sollte.

Der Steinwendhofer hatte über die Einladung eine große Freude und bestellte sich beim Schmied sogleich einen schönen, funkelnden Stecher mit vier Spitzen, denn ein Fischzug in der Nacht ist ganz was Anderes, als sonst, da gibt es kein Netz und keine Angel, da werden die Bewohner der Wässer durch Fackelschein aus ihren Verstecken hervorgelockt und mit eisernen Gabeln herausgestochen.

Der Bauer eilte sogleich zum Pfarrer auf Unterredung, allein dieser sagte, er werde an dem Vergnügen nicht theilnehmen, er sei alt und kränklich und das nächtliche Treiben thue ihm nicht gut; aber den Kaplan wolle er gehen lassen, der habe gewiß eine große Freude.

Außerdem wurden viele Bauern entboten, — man wußte nicht recht, war es Einladung oder Befehl, da sie einmal unter der Herrschaft der Kroninger standen — kurz, sie sollten sich einfinden und Jeder ein Paar Pechlunten mitbringen.

Der bestimmte Abend kam; im großen Gasthause, das eine Viertelstunde vom Schloß an der Straße steht, fand die Zusammenkunft statt.

Der Steinwendhofer und der Kaplan kamen mitsam-

men und beim Eintreten wurden ſie von den Anweſenden, den Bauern und Gutsbeſitzern heiter begrüßt. Der Steinwendhofer mit ſeinem niedlichen Höcker ſtellte ſich wie trotzig vor Jeden hin, hauchte in die Hände, rieb ſie und ſchrie nach gewohnter Weiſe:

„Na, du alter Ramſampert, du, magſt heut' nicht ranfen?“

Das Männlein war als Ringer weit und breit bekannt und es war thalaus und thalein kein Mann, den er nicht ſchon „geworfen“. Heute aber gedieh die Kriegserklärung nur zu einem derben Handſchlag, welcher indeß durch die wunderbare Rührigkeit des Steinwendhofers in eifriges Fingergehäkel ausartete. Der Bauer wußte Jedem zum Gruße eine luſtige Grobheit zu ſagen, welche ihm ſtets immer wieder eine andere einbrachte, — zu dem Manne kann man ſagen, wie man will, man macht ihn nicht böſe, er ſteckt Alles in ſeinen Höcker — behauptet aber, er habe gar keinen, denn ſonſt müßte er ihn doch ſchon einmal geſehen haben.

Auch für den jungen Kroninger hatte der Steinwendhofer ſeine Anſprache:

„Na, Euer Gnaden!“ rief er, „ſeid ihr auch ſo ein ſchlechter Hallodri, wie euer Herr Vater, tröſt' ihn Gott! — über den hat's euch beim Buckelringen Keiner gehalten — und das Haſenlanſchlagen, das hat Keiner ſo verſtanden, wie er, ich ſelbſt hab's von ihm. O, das war ein Bockbeiniger, euer Herr Vater!“

Man lachte ſehr über dieſe Derbheit und der Graf ſagte: „Seid halt noch der Steinwendhofer, Alter! Müßt's noch wiſſen, wie ihr mich einmal auf der Jagd in's Moos

geworfen, daß es über mich zuſammenſchlug. Damals war ich noch ſo ein Junge; aber jetzt, Alter, jetzt wollen wir's wieder einmal probiren!"

„Bin ſchon dabei, Euer Gnaden, geht's nur her, wenn ihr eine Schneid' habt's, geht's nur her!" — rief das Männlein, ſpuckte ſich in die hohle Hand, griff an, und auf ja und nein tag der Herr Graf im Ofenwinkel der Stube.

„Mögt's viel g'lernt haben auf der Univerſität, Euer Gnaden, aber das habt's noch nicht weg, he!" lachte der Steinwendhofer und half dem Beſiegten geſchäftig wieder auf die Beine: „Habt's euch doch nicht weh' than, Euer Gnaden?"

Der Graf ſchlug dem Bauer luſtig in die Hand und lachte, daß er kaum zu Athem kam. Die Gemüthlichkeit für den Abend war ſofort geſichert.

Man nahm eine Taufe und als es finſter geworden war, zündeten die Bauernburſche ihre Lunten an. Die Anderen holten ihre Stöcke und Stecher hervor und fortzogen ſie unter Schreien, Lachen und Jodeln.

Ueber die Felder gingen ſie quer hinein der Thalenge zu, wo Waſſer rauſchte. Auch der Prälat vom Stifte hatte ſich eingefunden. Er ſah ein wenig mißmuthig d'rein, und als er einmal über eine Wurzel ſtolperte, rief er den Namen Gottes an, daß er einen Engel ſende, der das Krumme gerade und das Unebene zu einem ebenen Weg mache.

Alois, der Kaplan, nahte dem kirchlichen Herrn und brachte ihm beſcheiden den Gruß.

„Biſt du auch geladen, mein Sohn?" — frug ihn der Abt.

Der Kaplan ſchwieg einen Augenblick, er dachte nach, ob das eine Freundlichkeit oder Grobheit geweſen ſein ſollte.

„Mich ſchickt eigentlich der Herr Pfarrer," antwortete der junge Mann endlich, „er ſelbſt iſt ſchon ein wenig ſchwächlich, und damit doch Jemand von unſerem Pfarrhofe der freundlichen Einladung des Grafen Folge leiſte, fiel die Gunſt auf mich."

Man ging über eine Anhöhe. Der Prälat zog ſeinen Ueberrock aus und Alois bot ſich an, ihn zu tragen.

„Das will ich ſchon ſelbſt thun, aber eine Fackel konnteſt du dir ausborgen und mit derſelben mir vorangehen, hörſt du!"

Der Kaplan bat ſich vom Knödlſchütz, der auch da war, eine Lunte aus, und leuchtete dem Guardian ſchweigend voran.

Man machte Halt und ſtand am Fluſſe.

An verſchiedenen Stellen mußte das Geſträuch beſeitigt werden und bald ſpiegelten ſich die Fackeln in den dunkeln Wäſſern. Das rauſchte und flüſterte und flimmerte, und wie die dunkeln Geſtalten da unten hin und her wallten und ihre Gabeln in die Höhe ſtreckten!

Krebſe alſo? Nein, die Spiegelbilder der Männer. — Ein Nachtvogel flatterte aus dem Geſträuche und dem Prälaten über den Kopf weg, daß er zurücktaumelte. Weiter oben rauſchte es im Dickicht und eine Fledermaus ziſchte über die Fackeln.

„Hab' ich dich, he?" — ſchrie der Steinwendhofer und an ſeiner Gabel zappelte ein Forellchen.

Man zog den Fluß entlang, und wo das Waſſer einen

„Tumpf" bildete, da zertheilten die Burſche das Geſträuch, traten mit ihren Fackeln vor und man ſah es wimmeln in der Tiefe. Eine Forelle hebt ihr Köpfchen empor und nimmt mit Wohlgefühl die Strahlen des Lichtes in ihre wäſſerigen Aeuglein auf. Selbſt der Krebs guckt hervor und vergißt im Angeſichte des Lichtes ſein berüchtigtes Rückwärtsgehen. Wehe, der ſcharfe Stahl zuckt dem argloſen Thierchen durch den Leib. — Du biſt einen ſchönen Tod geſtorben, armes, kleines Weſen, dem Lichte haſt du dich geopfert, in ſeinen Strahlen iſt dein letzter Lebenshauch verweht . . .

Das war wieder ein Gelächter, als ſie den Knödlſchütz aus dem Bach zogen! Wie das ſo gekommen iſt wußte man ſelbſt nicht, es hat ſich ja kein Menſch um den Burſchen gekümmert. Plötzlich — patſch! — im Waſſer, daß die Tropfen weit in die Runde ſpritzten — ein halberſtickter Schrei und bald darauf zieht ihn der Steinwendhofer heraus und ſagt: — „Biſt aber ein Ungeſchickter, du!"

Die andern Burſche lachten ſich in die Fauſt — gewiß hat ihm der Alte ſelbſt die Falle gelegt, ihn liſtig hineingehaſpelt, zur Rache wegen des Streich's beim Engelfliegen. Ja, das war wohl auch recht ungeſchickt, damals, aber der Bauer hatte nie was davon gegen den Knödlſchütz merken laſſen; es war halt ein Unglück und nun — iſt ja Alles vorüber. —

Man ging weiter in das Thal hinein. Der Graf hatte bereits mehrere Dutzend Stücke erlegt und war in beſter Laune. Auch der Kaplan erfreute ſich einiger ſchöner Forellen.

Der Prälat indeß zog etwas kleinlaut neben her, es war, als ob ihm die Thierchen ordentlich ausweichen; gerade, wo

er ſtand, war nichts, und wenn mitunter doch ein geldiges Forellchen vorüber huſchte, ſo wußte es ſeinem Stoß ſo geſchickt auszuweichen, daß der geiſtliche Würdenträger ſich einmal dem Kaplan gegenüber barſch äußerte:

„Mit deiner Fackel könnteſt du auch ein Bischen näher ſein!“

Alois entgegnete nichts auf dieſe Bemerkung, er ſtach jedoch nicht mehr in's Waſſer und hielt ſeine Leuchte immer nur an der Seite des Abtes über den Bach.

Aber endlich zappelte etwas an des Prälaten Spieß; ein Krebs hing daran und rieb ſich ſterbend noch die Scheeren, daß ſie krachten.

Der Graf ſchmunzelte. Der Steinwendhofer, um bei dieſer Gelegenheit eine Höflichkeit zu ſagen, meinte, ein Krebs ſei auch was, wirklich! Habe der Apoſtel Petrus die ganze Nacht gefiſcht und nichts gefangen.

Man hörte zehn Uhr ſchlagen.

Als der Steinwendhofer merkte, daß der Herr von Kroningen darüber erſtaunt war, ſagte er:

„Wie dabei die Zeit vergeht, Euer Gnaden, he!“

„Nicht über die Zeit ſtaune ich, ſondern über den Ort; wir ſind, ſcheint es, in der Nähe eines Dorfes?“

„Habt ſchon Recht, Euer Gnaden, das iſt unſer Dorf und dort drüben — hört ihr den Kettenhund? Dort ſteht mein Hof.“

„So, der Steinwendhof? Höre 'mal, Alter, ich hab' eine Idee.“

„Wenn ſie nur was nutz iſt, Euer Gnaden!“

„Das liegt an euch, Bauer. Wißt, euer Gaſt möcht'

ich heut' ſein und die Fiſche bei euch kochen laſſen. Was ſagt ihr dazu?"

Der Bauer hatte ſeine Rechte hingehalten und geſchrieen: „Gilt ſchon, Herr Graf! Der Tauſend, ihr ſeid ein Mann, der in die Welt taugt; euer Vater iſt auch gerade ſo geweſen; na, das freut mich, freut mich, Euer Gnaden!"

Was war denn ſchon wieder los am Bach? Ein neuer Lärm! Die Bauernburſche kennen gar keine Art und lachen dem Prälaten ſchnurgerade in's Geſicht.

Nu, dem iſt aber auch was Rechtes paſſirt. Wie er da mit ſeiner Gabel wieder lauert und ſich noch ärgert über den Krebs, iſt ein rechter Moment — er ſticht in's Waſſer und trifft, — empor fährt er jubelnd und hat — eine große, breite, herrliche Kröte am Eiſen.

Darum der Lärm und das Gelächter.

Der Guardian wirft die Gabel zu Boden, murmelt etwas von einem „elenden Fackelhalten" und reißt dem Kaplan die Lunte aus der Hand.

„Geht's, werd's euch doch nicht giften, Hochwürden," lachte der Bauer, „ſeid halt mit dem linken Fuß aus dem Neſt geſtiegen; kommt mit, jetzt."

Die Geſellſchaft verließ das Waſſer und bewegte ſich dem Steinwendhofe zu.

Als ſie über die Wieſe gingen, ſagte Alois zum Bauer: „Müßt mir ſchon verzeihen, Steinwender, aber ich kann nicht mit, zu euch; muß jetzt heim, es iſt ſpät in der Nacht."

Da nahm ihn das Männlein bei der Hand und flüſterte ihm gar nachdrucksvoll zu: „Heim, jetzt ſchon? Nein, das gibt's nicht: ihr waret bei der Arbeit, müßt auch bei Tiſche

ſein; ſind ſchon noch vor zwölf Uhr fertig. Schaut's wenn ihr jetzt ginget, das thäte den Grafen verdrießen und mich auch!"

Der Kaplan blieb.

Als ſie an den Gartenzaun kamen, bat der Bauer, daß man die Fackeln auslöſche und die Kohlen mit den Füßen abtrete; es gehe der Wind etwas und auf den Dächern ſeien Schindeln. Da war's plötzlich „kohlrabenfinſter" um die Geſellſchaft; Einer hätte — nach dem Ausdruck des Knödlſchütz — dem Andern in's Maul greifen können.

Der Graf lachte, der Prälat ärgerte ſich, die Andern neckten ſich, beſonders war es der Steinwender, der allerhand Poſſen ſpielte, zu Einem und dem Andern eilte und Jedem etwas anthat; — plötzlich lag der Guardian am Zaun und ächzte.

Das war ein Schreck für den Bauer, er hatte gemeint, der Knödlſchütz ſei es und ſchlug ihm einen Haſpel an. Knieſällig bat er es dem Prälaten ab und ſeine ganze Heiterkeit war dahin.

Allmälig wurde die Finſterniß etwas durchſichtiger; der große, dunkle Bauernhof ſtand da und der Kettenhund bellte heftig, bis ſein Herr ſagte: „Paß auf! Pſt, paß auf!" dann war das Thier ſtill und ſchüttelte nur an der Kette.

„Bleibt's ſteh'n da!" herrſchte der Bauer und begab ſich an ein Fenſter des Hauſes. Dort klopfte er an die Scheibe und rief:

„Liſabeth, he!"

Es blieb ruhig. Die Geſellſchaft horchte; den Kaplan fieberte beinahe — es war auch ſehr kühl.

„Lisabeth“ rief das Männlein lauter, dann brummte es über den heidenmäßigen Schlaf, den so ein Weibervolk hat, und polterte an der Wand und lärmte.

Als er aber hörte, wie von innen eine Stimme frug: „Seid ihr es, Vater?“ da war er wieder ganz ruhig und entgegnete: „Ei freilich, Mädl, aber auch die Herren sind bei mir. Steh' schnell auf und laß uns ein: — du mußt heute noch Fisch' kochen — aber morgen kannst du länger schlafen, wenn du willst.“

Nach einigen Augenblicken war Licht in der Stube und die Thür wurde aufgeriegelt. Die Männer traten in die Stube und setzten sich zum Tisch, was Platz hatte. Auf das Mädchen deutend sagte der Steinwendhofer, das sei seine Lisabeth, sie sei neulich recht krank gewesen, aber jetzt sei sie schon wieder prächtig gesund und koche auch sehr gut. Dann bat er den Prälaten nochmals um Verzeihung von wegen der Grobheit, es hätte ihm — dem Bauer — ja so der Schreck völlig die Seele ausgejagt.

Das Männlein war in seinem Haus doppelt niet- und nagelfest, und es wußte Vieles zu zeigen und die Gesellschaft unterhielt sich.

Die Fischträger musterten die Beute und draußen am Herd prasselte das Feuer.

Lisabeth, im leichten Hauskleide — ich sehe sie noch stehen in ihrem schneeweißen Leinen, die ihre vollen, runden Glieder so reizend zudeckten — diese schaffte emsig in der Küche mit den Pfannen und Schmalzhafen; und am Brunnen, der vor der Thür plätscherte, bereiteten einige Burschen die Fische. Auch der Kaplan stand daneben: in der Stube war ihm zu

warm, hier doch beinahe zu kalt — in der Küche, wo die Thüre offen und das Herdfeuer brannte, wäre es vielleicht recht gewesen. Lisabeth trippelte einmal an ihm vorüber und ſagte: „Küß' die Hand!“ Aber ſie ſah ihn nicht an, ſie mußte ja immer auf das Feuer ſehen, daß es keinen Schaden thue. Sie ſah überhaupt Niemanden an, nur den Grafen einmal, wie er in die Küche um Tabakfeuer getreten war. Als er ſich gar einen freien Scherz mit ihr erlauben wollte, ſagte ſie kurz: „Geht's weiter und laßt mich in Ruh!“ Dabei ſah ſie ihn an, aber grimmig.

„O, du kleines Wildtäubchen, du lieb's! Wart', ich muß dich doch einfangen!“ ſchmeichelte der junge Edelmann und umfaßte das Mädchen mit beiden Armen, daß daſſelbe ſchrie.

Der Steinwendhofer ſtand an der Thüre und ſah es. Ziemlich laut, aber ruhig, ſagte er: „Das thut nicht Noth, Euer Gnaden!“

Lisabeth hatte ſich dem Grafen entwunden und ſtand mit hochrothen Wangen am Feuer. Der junge Mann lachte und wollte ſie küſſen. Da ergriff der Bauer ſeinen Arm und meinte, es ſei das Beſte, man laſſe die Weiber in Ruh', ſonſt würden ſie gar nicht fertig mit der Kocherei.

„Ich will auch nichts, Alter, von der Kocherei, ich brauch' nichts vom ganzen Schmaus, mein Backfiſchchen iſt das, das!“ Der Graf ſtreichelte das Kind.

„Das iſt aber meine Tochter, Herr — Euer Gnaden!“

Dieſes Wort hatte der Steinwendhofer ſo merkwürdig geſprochen, daß der Edelmann einen Schritt zurück trat und ſagte:

„Ein eifersüchtiger Vater! Ah, prächtig!“ dabei lachte er.

„In meinem Haus, Euer Gnaden, halte ich Zucht!“

„Meinetwegen haltet ihr, was ihr wollt!“ versetzte Kroningen etwas gereizt und wollte sich dem Mädchen wieder nahen. Der Bauer stieß ihn zurück und rief, zu Elisabeth gewendet:

„Geh' du in deine Kammer, Mädl, ich werde selber kochen!“

Lisabeth schluchzte. Der Kaplan trat zufällig herein und sprach einige gleichgiltige Worte zur Beruhigung.

Der Graf hatte eine Zeit geschwiegen und war zweimal über den Boden auf und ab gegangen. Plötzlich trat er fest vor den Bauer hin und sagte:

„Steinwendhofer, ihr seid ein grober, einfältiger Bauer und beleidiget eure Gäste eines leichten Scherzes wegen. Ich danke für eure Gastfreundschaft!“

„Schon recht, ein grober Bauer bin ich und hab' auch auf keiner Hochschul' studirt — thut auch nicht Noth. Sitte und Anstand lernt man bei uns im Dorfe auch! In gewissen leichten Scherzen steh'n wir euch freilich nach. Wir sind ungebildet; aber euer Benehmen mir und meinem Kinde gegenüber ist niedrig! — Ich will keinen Dank von euch, ich hab' euch mit nichts gedient!“

Lisabeth lief dem Zürnenden an die Brust und bat weinend, daß er still sein möge. Der Vater schob sie unsanft weg und murmelte: „Du gehst schlafen!“

„Steinwendhofer!“ versetzte nun der Graf erregt, „hab ich das verdient in eurem Hause? Wer ist es denn, der nach Rechtswegen viel höher steht, als Alle da in der Gegend

herum? Wer iſt es, der, ſeine Abſtammung vergeſſend, zu euch niederſteigt und euch gegenüber ſteht wie der Menſch dem Menſchen!"

„Hat uns auch gefreut, Herr Graf!"

„Hat euch gefreut, und mich hat's auch gefreut, denn — das könnt ihr mir glauben — ich liebe das Volk und will mit ihm leben und ſterben. Ich will euch Gutes thun, Leute, wie und wo ich kann, und daß ich nicht ganz machtlos bin, das wißt ihr Alle. Ich will euch nützen und ſtützen ohne Eigennutz und Hintergedanken, und ich fordere von einer Gemeinde, die mein Vater zum Wohlſtand erhoben und der ich gut bin, nichts, als Liebe und Achtung! Das iſt Alles, was ich verlange. Ich bin in dieſer Gegend daheim und — ich ſag' euch, Bauer — die Bewohner dieſer Berge ſind mir an's Herz gewachſen, ich finde hier Natur und Natürlichkeit, die ich in ſo hohem Grade zu ſchätzen weiß. Ich erkläre mich eins mit dieſem Volke und ich will es — von der Welt zurückgekehrt — nicht mehr verlaſſen. Ich könnte mir draußen in der Hauptſtadt Paläſte aufführen laſſen, aber ich ſtelle mein beſcheidenes Haus in die Mitte meines Volkes, und wenn ich mir nun gar aus demſelben meine Frau holen will — wer kann mir's wehren! Wer hindert mich daran, Bauer?"

So ſprach der Graf, und der Steinwendhofer machte ſich während dem mit allem Möglichen zu ſchaffen und that, als höre er nicht auf die Rede.

Als Kroningen ſchwieg, ſtellte ſich der Bauer kerzengerade vor denſelben hin und ſagte:

„Sagt ihr, was ihr wollt, es iſt Alles recht ſchön,

aber — halten zu Gnaden — das, was ihr gethan habt, gehört einmal nicht daher; doch, ihr habt's nicht bös gemeint und für mich wär's schon auch schöner gewesen, wenn ich nichts gesagt hätte; aber ich bin so ein wenig hitzig und — es soll wieder gut sein, Euer Gnaden, nix für übel, he!"

Das Männlein hatte schon wieder sein kreuzheiteres Gesicht, Kroningen schüttelte ihm derb die Hand: „Seid einmal zum Schwiegervater geboren, Alter, und wir wüden's auch noch geben zusammen, was?"

Lisabeth hatte das Alles gehört.

Später war sie im dunkeln Vorhaus und weinte an der Brust des Kaplans:

„Müßt mir helfen, geistlicher Herr, ich hab' ein so großes Anliegen . . ."

Da stand plötzlich der Prälat an der Thüre und herrschte Alois zu, daß es für ihn Zeit sei, heim zu gehen — nutzloses Zeug und Aergerniß habe man ohnehin genug in diesem Hause! —

Der Kaplan verabschiedete sich bei Allen kurz. Der Bauer wollte ihm einen Knecht zur Begleitung mitgeben, oder wenigstens ein Licht, doch Alois dankte dafür er ging allein und im Finstern . . .

Allein und im Finstern! — Das ist dein Los geworden auf der Erde. Hast es selbst gewählt, Menschenkind; hast stolz an dich geglaubt, du seist ein Engel, aber keine Schwinge erhebt dich über das rauhe Gestein und zum Lichte. Mensch bist du und Menschen gebieten über dich mit herrischem Blicke, und Menschen martern dich und führen dich in Versuchung, und — Menschen sollst du lieben und Liebe nicht dafür

verlangen. Menſchen ſollſt du erlöſen, ſie ſelig machen, aber ſelig ſollſt du es nicht werden. Einer, der ſich ſelbſt nicht mehr hat und beſitzen darf, der Alles ſchuldig iſt und Alles opfern muß — ſollſt du durch dein unglückliches Daſein wandern . . . allein und im Finſtern! — Die Menſchheit haſt du dir abgeſchworen, abgelogen, hingegeben für ein Göttliches: aber das Göttliche iſt dir nicht geworden: in der Luft hängſt du und gehörſt nicht dem Himmel an und nicht der Erde; — willſt du des erſten ſein, mußt du ein Gott werden, willſt du der letzten ſein — mußt du fallen . .

Alois wandelte verloren durch die Nacht. Es hatte ihm ein Etwas tief in das Herz geſchnitten und nun will es verbluten. O, verblute nur und ſtirb, es iſt nicht gut, wenn der Dorfkaplan ein Herz hat. —

Der Jüngling ſah lange, lange zu den Sternen auf, dann verdeckte er ſein Geſicht: — Dort oben, o ewige Liebe, iſt dein Haus und dort über dem Raum und über der Zeit klingt Unſterblichkeit dahin! Ich kann es nicht faſſen und ich ſoll es den Menſchen verkünden. O ewiger Geiſt, ich bin deiner Offenbarungen nicht würdig, an deinen Mantelſaum klammere ich mich — ich bin nichts als Staub und doch bin ich ſo hoch über den Menſchen und ſoll für ſie opfern und beten. O, verwirf mich nicht, Gott, ich bin nichts! —

Es zog kalte Luft durch das Thal.

„Liſabeth! Ich haſſe ſie!“ ſchrie der Jüngling plötzlich auf, — „ſie iſt zu meinem Verderben da, ſie ſoll mich unglücklich machen für alle Zeit und Ewigkeit! Sie iſt ein Teufel, ſie iſt meine brennende Hölle — ich haſſe ſie! — Ach, Herr

gott, ich darf nicht haſſen. Du biſt die Liebe und ich, dein Diener, muß alle Menſchen lieben!"

Mit ſolchen Gedanken war der Kaplan dahin gewankt. Jetzt hielt er ſtill; er ſtand am Häuschen ſeiner Mutter.

Wie iſt da Alles ſo ſtill und einſam; er hört den Webſtuhl nicht, er ſieht ſeine Mutter nicht — ach, es iſt ja eitel Mitternacht!

Sie ſchläft, die alte Frau. Die Stürme des Lebens haben alle Leidenſchaft getödtet; ruhig ſchläft ſie und träumt in den Himmel hinüber, Nichts mehr hält ſie zurück auf der Erde, als die edelſte Liebe. Sie ſollte Prieſter ſein. —

Der Jüngling lehnte träumend an einer Ecke. Ja, Alois, das war eine Zeit! Du ſpielteſt auf der Wieſe, auf der grünen, blumigen Wieſe; ein Bächlein rann vorbei, da ſahſt du hinein und heraus — du warſt ein lächelnder Knabe mit rothen Wangen. — Der Vater ſaß am Webſtuhl und hielt dich im Schooß und ſagte zu dir: „Kind, wenn du Prieſter wirſt, ſo iſt das meine höchſte Freude im Himmel und auf Erden." O, goldenes Leben, einſt! — Später, als du vom Inſtitute heimkehrteſt als heiterer Junge, da haben ſie dich ſo unendlich liebend geküßt — aber als du das erſte Mal am Altare geſtanden, da hat nur die Mutter wehmuthsvolle Freudenthränen geweint, der Vater war nicht mehr da. Und du ſtehſt ſeitdem täglich am Altare und die Gemeinde kniet vor dir in Freud' und Leid und betet . . .

Alois preßte ſeine Hände auf die Bruſt und rief: „Hilf mir, Mutter, du kannſt mir helfen. Sei du mein Prieſter, Mutterherz, du haſt Liebe genug und biſt heilig. Und wenn

die Glocken klingen und ich am Altare ſtehe, ſo ſtehe du vor Gott, Mutter, und bete für dein armes Kind. Ach, du — du kannſt es auch nicht. Stolz und Eitelkeit iſt dein Gebet, du meinſt, du ſeieſt was Beſonderes vor Gott, weil ich, dein Kind, ein Geſalbter!“

Kaum hatte der Jüngling ſo geſprochen, als eine dunkle Geſtalt vor ihm ſtand. Sie ſtreckte ihre Hand aus und umklammerte ſeinen Arm und mit dumpfer Stimme ſprach ſie die Worte:

„Menſch, frevle nicht am Herzen der Mutter! Höre es: Wenn ein Mutterherz für ſein Kind betet, ſo iſt das ſo geheimnißreich und heilig, daß die Erde in banger Ehrfurcht ihre Felſen anzündet zur Opferflamme am hohen Altar der Mutterliebe!“ —

Das Wort war verhallt, die Geſtalt verſchwunden.

Alois ſah ſtaunend um ſich, die Stimme war ihm nicht ganz unbekannt — kam ſie nicht von der Waldſara? — Aber der Sinn der Worte? —

Es graute dem Jüngling. Er eilte fort, aber bald kehrte er wieder um; was will die Jüdin hier am Hauſe ſeiner Mutter? die Waldſara ſoll ein böſes Weib ſein!

Alois machte die Runde um die Hütte, er ſah und hörte nichts mehr.

Leiſe öffnete er die niedere Stallthüre, die Ziege meckerte ihm entgegen, ſonſt war nichts da. Die Thüre der Hütte war verſchloſſen. Sollte er heim in's Dorf? Nein, Alois wollte Wache halten hier, bis der Tag graute.

Er ging in den Stall und kauerte ſich an der Krippe nieder, damit ihn nicht friere. Er ſtreichelte die Ziege und

diese leckte ihm die Hand. „Du auch," sagte der Kaplan, „du küssest auch diese Hand, wie die Menschen. Ich habe keine Hand mehr, sie ist ein todtes Heiligthum für Andere."

In Sinnen und Träumen verbrachte Alois die Nacht. Alles wahr ruhig geblieben. Aber nun fing das Thier neben ihm an, sich zu bewegen, und aus der Hütte hörte man das Herumrücken eines Stuhles.

„Sie ist auf," sagte sich der Kaplan und guckte durch die Bretter. Es war bereits etwas licht und er sah durch das Fenster das Mütterlein, wie es vollständig angekleidet an einem Tischlein kniete.

Alois trat vorsichtig aus dem Stalle und näherte sich dem Fenster. Die alte Frau betete lange. Leise zitterten diese alten, gefalteten Hände, dann barg sie ihr Antlitz in dieselben und schluchzte heftig. Dem Jüngling war, als hätte er einmal aus dem Schluchzen heraus die Worte: „Mein liebes Kind" vernommen.

Tief gerührt wendete er sich ab und hob sein feuchtes Auge gegen den Himmel. Die Morgenstunde war angebrochen und siehe, die Felsen des Gebirges leuchteten im Hochrothgolde des Alpenglühens! . . .

Da klangen dem Jüngling wie in Silberglockenhall die Worte heran:

Wenn ein Mutterherz für sein Kind betet, so ist das so geheimnißreich und heilig, daß die Erde ihre Felsen anzündet zur Opferflamme am hohen Altar der Mutterliebe!

Ein Thränenstrom stürzte aus den Augen des Priesters, dann eilte er dem Dorfe zu.

„Früh spazieren, Hochwürden!" grüßte ihn ein Bauer,

der auf das Feld fuhr, zog den Hut ab und küßte dem Kaplan die Hand.

Die Kirchenglocken läuteten. Alois las die Frühmeſſe. Seit ſeinem erſten Opfer war er noch nie ſo tief ergriffen und weihevoll am Altare geſtanden, als heute.

Es war das Feſt der Empfängniß Mariens.

Dichter Schnee lag in der Gegend, aber die Leute waren ſchon vor Tagesanbruch mit Fackeln zur Kirche herangekommen und wohnten der Rorate bei.

In ihrem Betſtuhle kniete Eliſabeth, die Ziehtochter des Steinwendhofers, und las vorgebeugt im Gebetbuche. Vor ihr brannte die Wachskerze, aber dieſe hätte das Mädchen am liebſten ausgelöſcht, ſie brannte ihr in den Augen und in den Wangen, und die Leute ſahen ſie auch ſo an. Sie hatte ein goldenes Kettlein um den Hals; das war auch ſo ſchwer und wollte ihr den Buſen und das Herz zuſammendrücken — aber der Graf wollte einmal, daß ſie es trage — und es ſtand ihr doch gut, heute am Feſttag. —

Auf dem Hochaltare prangte das Bildniß der Jungfrau Maria. Es war von hundert Kerzen umgeben.

„Du biſt die Schöne, Reine, Heilige, und ſie ſchauen doch immer nur auf mich!“ — ſo betete Liſabeth zum Bilde auf und es that ihr wohl im Herzen.

Das Amt war aus. Vom Chore tönte das Predigtlied und der Kaplan beſtieg die Kanzel. Sein Geſicht war bleich, und zum Altare gewendet betete er mit Inbrunſt. Als die Töne verhallt waren, las er das Evangelium und begann

die Predigt. Er ſprach mit Ruhe und Würde, er ſprach von der jungfräulichen Mutter Maria, die den Sohn Gottes geboren hat. Er wies hin auf das tiefe Geheimniß der Jungfrau und des Gottmenſchen, er ſprach von den Tugenden der Anmuth, der Reinheit. Sein Auge leuchtete. Er ſchilderte das Laſter der Unzucht und fluchte dem Werke der Verführung, er ſtellte deſſen Folgen dar — unſagbar in ihrem Jammer, unabſehbar in ihrem Unheil.

Und wie Alois ſo predigte, da wurden Aller Augen naß, und der Jüngling und die Jungfrau ſagten ſich's in's Herz, und ſchwuren, ſich vor der Sünde zu hüten und zu wahren.

Nur Eliſabeth that keinen Schwur im Herzen, ſie konnte nicht denken — voll unendlicher Sehnſucht ſog ſie jedes Wort des Predigers ein und ihre Bruſt hob ſich zum Zerſpringen.

Die Stimme des Kaplans ſteigerte ſich zur Begeiſterung; ſein Antlitz glühte, mächtig tönte ſein Wort durch das hohe Kirchenſchiff — wie ein Lawinenſturz wuchs ſeine Stimme an, ein geheimnißvoller Geiſt ſprach aus ihm. Viele Zuhörer zuckten, wie geknickt, zuſammen — wie Blitzeszucken lohte es, wie ein Sturm brauſte es dahin. Noch ſcholl die ſchreckliche Stimme des Prieſters, da — plötzlich ſtürzte er auf die Kniee, bebend ſchlug er ſich die Hände in das Antlitz und ausrief er, wie in Todesangſt: „O Hergott, Jeſus, erbarme dich!“

— — — — — — — — — — — — — —

Die Predigt war zu Ende. Zwei Männer trugen den Prediger in den Pfarrhof.

Nach der Kirche ſtanden die Leute in einzelnen Gruppen zuſammen auf dem Platze.

„Das haben wir noch nicht erlebt, Nachbar!“ — ſagte Einer zum Andern.

Der Steinwendhofer wollte in den Pfarrhof. Er wurde zurückgewieſen, es dürfe kein Menſch vorgelaſſen werden.

Aber ein altes Mütterlein drang ſich doch durch, das war die Weber-Nandl.

Der Chirurg war in das Haus gegangen; vom nächſten Marktflecken kam ein Schlitten, aus dem der Bezirksarzt ſtieg. Auch dieſer eilte in die Vorhalle des Pfarrhofes und über die Treppe.

Sonſt kam Niemand und ging Niemand, ſo lange die Leute auch vor dem Hauſe ſtanden. Endlich vor dem Nachmittagsſegen ließ ſich der Pfarrer ſehen.

„Wie ſteht's, Hochwürden?“ — frug der Steinwendhofer leiſe.

„Beſſer!“ — antwortete Jener und eilte in die Kirche.

Da klang das kleine Glöcklein vom Thurme.

„Hab' ich ſie beim Namen genannt?“ — frug Alois den Arzt. Der gab ihm keine Antwort, nur bat er ihn, ſich ruhig zu verhalten.

Und Alois verhielt ſich ruhig, aber inwendig . . .

— Indeß, nach einigen Tagen durfte er das Bett verlaſſen und er lächelte über die Sorge ſeiner Mutter, die ihn

nicht herauslaſſen wollte: dann frug er einmal: „Mutterl, wer füttert denn die Ziege daheim?“

„Die Neuwirthin thut's mir zum Gefallen und geht alle Tage zweimal hinüber.“

„Mutter, wenn ihr wollt, ſo geht heim, ich bin ja ſchon geſund und beſuch' euch bald.“

„Ja, das hab' ich mir auch gedacht, und da geb' ich dir eine Gaismilch und die iſt ſo gut für die Bruſt.“

„Die wird die Frau Mutter ſchon herüberſchicken“ — meinte der Arzt, der einen Gang in's Freie für den Patienten noch zu früh fand.

„Aber ſo eine Milch muß ganz friſch und noch warm ſein, hab' ich oft gehört, ſonſt hilft ſie nicht, ſagte Alois. Er fühlte ein Sehnen nach der Heimathshütte und bat den Arzt, ihm ein paar Tage im Hauſe ſeiner Mutter zu gönnen, er werde ſich ja gewiß einhalten und nicht verderben. Er war faſt kindiſch in ſeinem Bitten.

Am Chriſttag las der Kaplan ſeine erſte Meſſe nach der Krankheit und da war die ganze Gemeinde in der Kirche.

Nach dem Gottesdienſt drängte ſich Alles um ihn und wünſchte ihm Glück, und die Bauern ſagten dann zu ſich: „Bei meiner Treu', aber um den Herrn wär's Schad' geweſen; ſo Einen hätten wir nimmer kriegt. Und ſein Predigen erſt, nein, ſo lang' der da iſt, gibt's keine Ungerechtigkeit in der ganzen Pfarre!“

Nach dem Mittagstiſch ging Alois mit ſeiner Mutter in das Häuschen. Ueber die ganze Weihnachtszeit blieb er dort; nur einmal des Tages kam er in's Dorf, um ſeine Meſſe zu leſen.

Der junge Mann fühlte, wie er bei dem frohen Mütterlein und bei der frischen Ziegenmilch immer heiterer wurde.

Wenn die Mutter spann, oder das Garn in Strähne abtrieb, las er ihr aus der heiligen Schrift oder den Kirchenvätern vor, und erklärte ihr Alles, so, daß die alte Frau oft sagte: „Du Loisl, das ist schön, und wenn ich's von dir auslegen höre, so meine ich, ich könnte dabei sterben und thäte doch keine Schmerzen spüren.“

Das sollte der letzte Kampf mit der Welt gewesen sein und der Jüngling fühlte nun immer deutlicher, daß er doch ganz und gar zum Priester geschaffen sei, und dieser Gedanke gab ihm ein sanftes Ausruhen von so manch' leidenschaftlicher Stunde.

Ueber seine Krankheit redete er selten und auch seine Mutter vermied es — der Arzt hatte ihr das so beigebracht.

Einmal kam der Steinwendhofer auf Besuch und war darüber, daß er den Kaplan so wohl und heiter fand, so erfreut, daß er mit den Fingern schnalzte und durchaus mit dem Genesenen buckelringen wollte. Er schwätzte allerlei lustiges Zeug, und als er ging, sagte er, er werde heute noch was schicken und das müßten sie annehmen, sonst sei er sein Lebtag böse. Und noch vor Abend kam Lisabeth mit einem großen Korb und brachte Weißbrot, Butter und Honig für die Festtage.

„Bin aber recht froh, daß ihr wieder gesund seid, geistlicher Herr!“ sagte das Mädchen, „ich weiß nicht, wie ihr krank waret, jetzt, da ist mir so uneben gewesen und ich war auch zu Allem so ungeschickt daheim, nein — wegen

euch eigentlich nicht, aber es hat eine Kuh gekalbt und das hat mich so närrisch gemacht und sonst auch —"

Lisabeth zwickte an einem Spänchen, das aus dem Korb hervorstand. „Unsereins ist auch so einfältig und versteht's nicht," fuhr sie dann fort, als die alte Frau mit dem Honig in den Keller gegangen war, „und da möcht' ich euch schon um Rath fragen, geistlicher Herr, ihr seid studirt und auch sonst —"

„Ja, sieh einmal, Lisabeth," unterbrach sie der Kaplan, „da bin ich wohl auch noch zu jung und kann mit Rath noch Niemandem nützen, aber meine Mutter, die hat viel erfahren, der kannst du schon Alles sagen. — Schau . . . ich bin auch nicht viel älter . . ." der junge Mann stockte.

„Ei ja, das nicht, aber ihr habt den heiligen Geist und da —"

„Ich möchte dich überhaupt um etwas bitten, Lisabeth!"

„So? Das freut mich recht; sagt's nur rund heraus, ich thu' euch Alles und," setzte sie noch hinzu, „es ist auch Schuldigkeit — nun ja, weil ihr ein geistlicher Herr seid."

„Ich möchte dich bitten, Lisabeth, daß du — aber du mußt mir's auch versprechen, daß du es thust!"

„Ja, ich versprech' es euch schon," lachte das Mädchen, „ihr könnt von mir verlangen, was ihr immer wollt — da geb' ich euch die Hand d'rauf — ich thu's euch!"

Alois zögerte und blickte zu Boden, endlich sagte er halblaut:

„Komm' nicht mehr zu meinem Beichtstuhl, Lisabeth!"

Ueber dieſe Worte erſchrack das Mädchen, es blickte in den Korb und wußte nicht, was es jetzt ſagen ſollte.

„Nicht mehr — zu euerem Beichtſtuhl," ſchluchzte ſie dann, „bin ich denn gar ſo ſchlecht?"

Liſabeth weinte heftig. Der Kaplan faßte ihre Hand und ſagte: „Nein, ſo iſt es nicht gemeint, Liſabeth; ich hab' nur gedacht, weil wir zuſammen in die Schul' gegangen ſind und da ſchicke es ſich nicht recht. Es fällt mir immer wie ein Stein auf's Herz, ſo oft ein ehemaliger Schulkamerad zu meinem Beichtſtuhl tritt. Es iſt ja der Pfarrer noch und der iſt würdiger als ich. Alſo du verſprichſt mir das?"

„Aber wie ihr von der Schul' ausgetreten ſeid, hab' ich erſt angefangen, und da dächte ich — es ſei doch nichts Schlechtes; aber das werdet ihr ſchon verſtehen und wiſſen, wie es recht iſt. Ich — hätt' euch freilich lieber, wie den Herrn Pfarrer, und einmal müßt ihr mich doch noch anhören; nein, geiſtlicher Herr, ich habe etwas gar Fürchterliches auf meinem Herzen — ich kann's nur nicht ſagen, was, aber ich kann nicht ſelig werden —"

In dieſem Augenblick trat die Mutter wieder ein. Liſabeth hätte weiter geſprochen, aber der Kaplan unterbrach ſie ſchnell, indem er zur Eintretenden ſagte: „Mutter, jetzt werd' ich einmal ſehen, ob ich auch noch weben kann."

Sofort ſetzte ſich Alois an den Stuhl, ordnete das „Zeug" und begann das Schiffchen hin und her zu ſchnellen und auf die Wechsler zu treten, daß es luſtig polterte.

Liſabeth machte große Augen und als ſie heimkam, erzählte ſie es und ſagte dann:

„Ich hätt' gemeint, ſo ein Geiſtlicher dürfte gar nichts

Weltliches mehr anrühren, wenn er auf ſeinen Händen ein mal Gott herumträgt."

Auch die Seele des Jünglings ſaß am Webſtuhl — ſie webte breite und ſchwere Gedanken.

— So ahnungslos und unſchuldsvoll! Sie rechnet dich gar nicht mehr unter die Menſchen, Alois, ſie meint, es könnte nicht ſein. Nein, ſie meint nicht, ſie denkt gar nicht daran. — Aber hat ſie nicht in jener Nacht nach dem Brecheln deinen Namen genannt? Hat ſie nicht — oder wäre es denn doch wahr, daß das Weib ſtärker iſt, als der Mann, daß es im Weibe eine Gegenkraft gibt, welche der Mann nicht beſitzt? — Sie hat dir was ſagen wollen, Alois, warum verſchließeſt du dein Ohr, vielleicht hätte dir ihr Geheimniß Ruhe gebracht und dich erlöſt. — Nein, meinſt du, ihr Wort wäre todt geweſen? Wohl. Nicht dem Menſchen hätte ſie es in dir geſagt, ſondern Gott, und Gottes Allmacht hätte ſie von dir verlangt. Ihr Lieben und Fühlen für den Menſchen löſt ſich dir gegenüber in Verehrung auf. Alois, ihren Gott und dich liebt ſie mit gleichem Gefühl!

„Wozu mir himmliſche Liebe, Gott!" — rief der Jüngling träumend aus, „der Wurm will Moder und nicht reinen Aether von dir!"

Den andern Tag ſagte man im Dorfe, der Zuſtand des geiſtlichen Herrn habe ſich wieder verſchlimmert, er ſei nun wieder im Pfarrhofe.

„Maulmacher ſind ſie Alle, dieſe Großköpf', und das Maul iſt noch 's Beſte, was an ihnen iſt. Aber macht nichts, macht gar nichts; der Steinwendhofer ſteht auf dich juſt

nicht' an — hätt'ſt ſo kein Herz und keine Lieb' g'habt für mein Kind — ſo was findet man im blauen Blute nicht!"

So redete das Männlein im Steinwendhofe zu ſich ſelbſt. Es ging den Grafen von Kroningen an. Dann ging der Bauer in die Küche und ſagte zu Liſabeth:

„Laß' dir deswegen kein graues Haar wachſen, Mädl, für dich gibt's Beſſere, und es iſt ein Glück, daß es noch früh genug gekommen iſt."

„Aber die Schand'," ſchluchzte das Mädchen und hielt ſich die Schürze vor das Geſicht.

„Für uns iſt das keine Schand', aber für ihn iſt's eine; oder wer hat denn ſein Wort nicht g'halten, wir oder er? he! Wir haben eigentlich bei dieſer Geſchichte nur gewonnen, wir ſind geſcheidter worden, und ſo kriegt mich Keiner mehr d'ran. Du ſchick' ihm den Schmarn, den du von ihm haſt, zurück, und nicht einen Pfennig behältſt du davon, hörſt, bei Putz und Stingel fort! Will in meinem Hauſe nichts haben von ſo Einem, verſtehſt, und wenn ich zu ihm komm' — ſei's wo immer, die Bein' zerbrech' ich ihm — das thu' ich!"

„Nein, laß ihn, Vater," ſchluchzte das Mädchen „ſchlecht iſt er doch nicht!"

„Schlecht iſt er, grundſchlecht, und ſein Vater thät' ſich auch noch im Grab' umdrehen, wenn er wüßte' was ſein Sohn für ein ſauberer Herr ohne Wort und Ehr'!"

— — — — — — — — — — —

Es war Oſtern vorüber. Auf den Bergen lag noch Schnee, aber im Thale wurden die Bäume ſchon grün.

Im Dorfe gibt es nichts Neues, als ein neuangeſtri-

chenes Zifferblatt auf der Thurmuhr und eine neue Straße, welche durch das Dorf quer das Thal hinaus und dann über die Berge führt.

Die Straße haben die Gemeinde und der Graf drüben gebaut und sie ist gut geschottert.

Wir treffen eine Bekannte auf derselben, welche sehr früh im Dorfe aufbrach und nun hastig vorwärts eilt. Sie hat einen Stock und ein ganz kleines Bündelchen bei sich und sieht sich gar nicht um.

— He, laß Zeit, Lisabeth, wohin heute?

Die muß ein wichtiges Geschäft haben, sie sieht kein Blümlein an, wie sie am Weg stehen, und sie sind doch noch so selten in der Gegend.

Die Finken rufen ihr auch allerhand Lustiges und Sonderbares zu, man weiß nicht recht, sind es Morgengrüße oder Spötteleien — aber sie hört es nicht, sie hört gar nichts.

— Mädl, wenn du über die Berge willst, etwa in's Schloß hinüber, so mußt du anfangs etwas langsamer gehen, sonst wirst zu müde und bleibst unterwegs noch liegen!

Aber wird man dich auch vorlassen im Schloß — und was willst du dem Grafen denn sagen? Zwingen kannst du ihn nicht, daß er dich nimmt. Je nu, ein Stück Geld mag's dir schon eintragen; aber nimm's nicht, wirf ihm's vor die Füße, dem Treulosen — weißt du, was dein Vater gesagt hat?

Sie ist auf eine Anhöhe gekommen. Es versagt ihr beinahe der Athem, sie läßt sich ein wenig auf's weiche Moos nieder. Sie stützt den Kopf auf die Hand — dann zieht sie ein Stück Brot aus dem Bündelchen und bricht es ausein-

ander. Aber ſie legt beide Theile auf einen Stein und lehnt ſich ſeufzend in das Moos zurück.

— — — — — — — — — —

Der Kaplan hatte in der Nacht zu einem Todtkranken über's Gebirge gehen müſſen — die Pfarre iſt groß.

Müde und erſchöpft war er an's Ziel gekommen und hatte den Kranken verſehen.

Als dieſes vorüber war, ſtellte man ihm Wein und Kuchen vor, aber er dankte dafür — der Prieſter darf ja nichts zu ſich nehmen, bevor er ſeine Meſſe geleſen hat.

Sofort trat Alois ſeinen dreiſtündigen Rückweg an. Anfangs ging es ſchwer, es zitterten ſeine Glieder vor Erſchöpfung. Als er aber auf die Höhe kam und die Sonne ſah und wie in der Wiege des ſchönen, freundlichen Thales der junge Frühling lächelte — da breitete er die Hände aus und rief entzückt:

„O, wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu ſein,
Drum will ich —“

Wer liegt dort? Ein Menſch iſt es und der Kaplan hatte ihn plötzlich geſehen, darum blieb ihm das Lied in der Kehle. Er wollte nachſehen, wer das ſein mochte, und wie er einige Schritte näher trat, da gab es ihm einen Stich im Herzen. — Du biſt es, Liſabeth, und wie du bleich biſt und ſo hier ſchlummerſt! Jeſus, wenn du todt wäreſt!

Nein, ſie ſchlief nur und ihre Hand lag am Herzen und das zerbrochene Stück Brot noch neben ihr.

— Biſt früh in den Wald gegangen, Liſabeth, — dachte Alois, — aber Ruhe muß auch ihre Zeit haben und ſo hat

ſie dich hier übermannt. Schläfſt aber recht unruhig, ſieh', es liegt dir die Hand auf dem Herzen, ich will ſie dir weg nehmen, ſo! Ja, wenn Einem etwas auf dem Herzen liegt, iſt's mit dem ſüßen Schlummer gleich aus. — Soll ich dich wecken und fragen, was du hier willſt? Biſt wohl gar krank? — Jetzt ſchläfſt du ſchon ruhig, nein, du biſt nicht krank und ich will dich ruhen laſſen — aber da ſein will ich bei dir — das iſt meine Pflicht!

Zitternd ließ ſich der junge Mann auf das Knie nieder und blickte dem Mädchen lange in's Antlitz. — „Eliſabeth," hauchte er dann, „du biſt das ſchönſte Weſen auf der Erde Gottes! Du biſt ein Theil von Gott und ich darf dich lieben. Ich will nicht ſein, was mich die Menſchen gemacht haben, ein Prieſter gegen die Natur; ich will ſein, was ich von Gott aus bin — ein Menſch. Nicht wahr, ich darf es ſein? — Als ob du lächeln wollteſt jetzt, Eliſabeth! Siehe, es ſchwebt ein Wort auf deinen reinen Lippen — o, das muß ſchön und heilig ſein! Sprich mir's aus! — Du ſprichſt es nicht? Du meinſt, ich ſoll mir's holen? — O großer Gott, jetzt will ich dein wahrer Prieſter ſein — weih' mich ein zu dieſem ewigen, geheimnißvollen Gottesdienſt und dann vergib — ich kann nicht anders, ich kann nicht anders!"

Himmel und Erde rangen einen ſchrecklichen Kampf in des Mannes Seele — dann ſank er nieder zu den jungen Lippen und drückte einen langen, glühenden Kuß darauf.

Da — plötzlich ſpringt die Schlummernde empor: „Weg, weg, treuloſer Verräther!" ſchreit ſie, „ſei verflucht! ſei verflucht!" und hinab flieht ſie in den finſteren Wald und ſchauerlich nach hallt ihre Stimme.

Sprachlos ſtand Alois auf der Höhe.

Gebrochen wankte er des Weges abwärts — ein Verbrecher an Himmel und Erde. — Die rothe Schnur ſeines Ciboriums war auch ein Strick um den Hals . . .

Unten, wo das Wäſſerlein über den Weg rinnt, ſtürzte er zu Boden.

Wieder war wochenlang ein Kranker im Pfarrhauſe gelegen, aber jetzt war es beſſer und derſelbe ſtand einſam unter der Linde im Garten und ſah den Abendwölklein zu, welche fort über die Alpen zogen. Leiſe ſang er:

„Hab' im Herzen kein' Ruh',
Schau dem Wölkelein zu,
Das vergeht und verzieht —
Nimm' mich mit, nimm' mich mit!"

Dann ſtarrte er zu Boden und murmelte in ſich hinein: „Keine Erlöſung, keine, auch am Altare nicht. Wenn ich hinaufſteige zum Tabernakel, wie fürchterlich bebt da meine Seele! Schrecklicher kann der Weg auf das Schaffot nicht ſein, als der iſt, den ich täglich wandeln muß zu Gottes Richterſtuhl. Und das Sakrament in den Händen, das drückt ſo ſchwer — die Arme zittern, eine unermeßliche Wucht ſinkt mir auf die Bruſt und drängt mich tief — o, tief in den finſteren Abgrund! Prieſterthum, du mein Glück, meiner Mutter Leben, meiner Gemeinde Stolz — auf ewig biſt du nun dahin. Ein Weſen bin ich geworden, das nur noch das martende Gewiſſen und den quälenden Aberglauben, — das Schlechteſte vom Menſchen hat. Vor der todten Hoſtie zittere ich und vor einem glitzernden Becher irdiſchen Trankes. Ich

bin ein Diener lebloſer Götzen geweſen, ich weiß es, und ich bebe doch vor denſelben. Um Gnade winsle ich den Tag an, weil ich mich ſelbſt verloren. Aber auch dich klage ich an, elendes Zeichen der Gottheit; du hießeſt mich die Menſchen betrügen, du — o, welch' ein herrliches Alpenglühen auf jenen Höhen dort! Es betet eine Mutter für ihr Kind. — Ach, meine arme, unglückſelige Mutter!

Der Kaplan lehnte ſich an den Lindenſtamm.

— Auch ihn nun verloren, den Göttlichen, den Glauben: auch ſie, die himmliſche Hoffnung dahin — nur die brennende, hölliſche Liebe im Herzen! — O, das iſt der ſchreckliche Fluch, den ſie auf mich geſchleudert. Immerdar wird er mich peinigen, der entſetzliche Fluch; an das glühende Rad der Ewigkeit hat er mich gebannt zum Veitstanz mit allem Böſen, Verworfenen. Eliſabeth! Und ich habe gebetet für dich, die Opferflamme jener Zinnen hab' ich dir geweiht und deiner gedacht, wenn ſie glühten und auflohten in die Unendlichkeit . . .

Der Mann hörte Schritte hinter ſich. Er kehrte ſich raſch um und ſtieß einen Schrei aus.

Die Tochter des Steinwendhofers kam ſchüchtern herangeſchlichen und blieb jetzt ſtehen und ſah den Kaplan zaghaft an.

„Küß' die Hand, geiſtlicher Herr!“ ſprach ſie leiſe und blickte zu Boden, wo ein Johanneswürmchen glühte. „Ich mein', ich komm' zur unrechten Zeit, auch ſeid ihr wohl noch nicht ganz geſund, aber — wenn ihr verzeihen wolltet, ich möchte ſo gerne etwas mit euch reden. — Und jetzt — da weiß ich nicht recht, was ich geſchwind hab' ſagen

wollen, es ſchickt ſich auch nicht, und — ihr werdet gewiß recht böſe auf mich ſein."

Das Mädchen ſchluchzte in die Schürze. Alois ſchüttelte traurig den Kopf und legte die Hand auf's Herz.

„Nein," fuhr Liſabeth fort, „das wird euch aber recht verdroſſen haben, letztens auf dem Berg, aber ich bin halt ſo viel kindiſch." Während ſie dieſes ſprach, zupfte ſie ununterbrochen an der Schürze. „Bin auf dem Ausweg geweſen in's Schloß hinüber von wegen — nun und da ſetz' ich mich ein wenig auf den Boden und will mein Stück Brot eſſen und ſchlaf' euch dabei ein. Nein, geiſtlicher Herr, das weiß ich ſonſt noch gar nie, daß ich ſo auf dem Weg eingeſchlafen wär', und mein Vater hat mir's auch immer geſagt, auf dem Frühjahrwaſen liegen ſei nicht geſund. Es wird ſchon wahr ſein — mir iſt halt auch ſo — das Blut zu Kopf geſtiegen und da hat mir ſo ſonderbar geträumt, geiſtlicher Herr. Und das darf ich gar nicht ſagen, wie mir da geträumt hat, ich müßt' mich auch ſo viel ſchämen und da — — jetzt, was hab' ich denn ſagen wollen? — ja, und da bin ich auf einmal aufgewacht und muß ſo im Schlafe noch was geſagt haben. Und da iſt ein Mann bei mir geſtanden, ich hab' glaubt, der vom Schloß iſt's — ja, ja — der vom Schloß, hab' ich gemeint, und hab' ſo was Grob's geredet, was ein Chriſtenmenſch gar nicht ſagen ſoll, und da hab' ich mich noch vom Traum gefürchtet und bin in den Wald hinab. Nachher iſt's mir aber eingefallen, daß ihr der Mann geweſen ſeid, und das iſt auch nicht anders; aber ich hab' mich halt ſo viel geſchämt, geiſtlicher Herr, und hab' mich im Wald verſteckt und erſt gegen die Nacht bin ich wieder heimgegan-

gen. Jetzt, und da hätt' ich euch bitten wollen — euch ist's ja so nicht angegangen — aber wenn ich euch kränkt hab', so — gelt, ihr seid nicht bös darüber, geistlicher Herr? Gelt nein, sonst könnt' ich mein Lebtag nicht mehr ruhig sein."

Tiefroth loderten die höchsten Spitzen der Alpen. Alois sank auf das Knie, fast heftig riß er das Mädchen an seine Brust. Das Herz war erlöst von schwerem Bann und feierte Weihe und Auferstehung an dem ihren.

Es war dunkel und das Alpenglühen verloschen.

Die Geistlichen saßen eben am Mittagstische, als es an der Thüre klopfte.

Der Steinwendhofer trat ein und sagte: „Gesegn' es Gott!" und reichte den Priestern seine knöcherige Hand.

Aber herausgeputzt war heute der Alte! Wie das gut steht: die kohlschwarze Gemslederhose, der grüne Tuchrock, der ihm beinahe bis an die Schenkel geht, der hellrothe Brustfleck, der hohe Hut mit dem grünen Band und dem stolzen Gemsbart und das vergnügte, lustige Gesicht dazu!

„Saperlott, Nachbar!" lachte der Pfarrer, „was seid denn ihr heut' für ein Hochzeiter?"

„Was Gott will, Hochwürden, wenn das nicht wär'," er deutete auf seine weißen Haare, „man könnt's nicht wissen!"

„Seid aber doch noch alleweil ein Junger, das muß man euch lassen, und kein Bursche in der ganzen Pfarre thut euch's nach. Ein Glas Wein werdet ihr mir nicht verschmähen, Steinwendhofer!"

„Vergelt's Gott, Hochwürden, aber —“ er wies gegen die Thüre, „hab' noch wen bei mir. Hochzeit wird's geben, und da müßt ihr uns halt helfen, Herr Pfarrer und auch ihr, geiſtlicher Herr!“

Dem Kaplan gab's einen Stich in's Herz, raſch griff er zum Glas und nippte.

„Und ich ſag's euch, ſo ein Paar habt ihr noch gar nicht zuſammengegeben, und für ein Dutzend Kindstaufen kann ich euch auch gutſtehen, geiſtlicher Herr!“

Das Männlein lachte und that ganz geheimnißvoll, und als der Pfarrer die Thür aufmachte, rieb er ſich die Hände.

Aber im Vorzimmer ſtand ein Greis tief gebeugt an einem Stock, und an ſeinem Arm hing ein mühſelig Weiblein.

Der Greis lächelte, aber man ſah keinen Zahn mehr; er ſtreckte ſeine runzelige Hand dem Pfarrer zum „Grüßgott“ entgegen. Auch das Weiblein ſtreckte ihre Hand aus und ſprach: „Grüß Gott, Ehrwürden!“ Aber ihr Antlitz war zu Boden gerichtet, das Weiblein war blind.

„Ei, das iſt ja der alte Zapfenſepp und die Pechölroſi!“ rief der Seelſorger überraſcht aus. Er führte das Greiſenpaar in's Zimmer und ſchob ihm Stühle zu; dann ſetzte er ſich auch ſelbſt.

„Gelt!“ kicherte der Steinwendhofer und nickte unaufhörlich mit dem Kopfe über die gelungene Ueberraſchung.

„Gelt, Herr Pfarrer!“

„Und das iſt das Brautpaar?“ frug dieſer heiter.

„Wird wohl ſein, Ehrwürden,“ entgegnete das Müt-

terlein, „wenn er nur ja ſagt, mein Seppl, und nicht etwa noch andere Mädl im Kopf hat — iſt ein alter Hallodri, der da!“ Sie tappte nach dem Kopf des Gemeinten und zupfte ihn ein wenig am Ohrläppchen.

„Woat na du, Roſl, du iagni, wannſt ſa Rua geiſt; ih busl dih noh vo n Pfora do o, oft ſchreiſt doh!“ verſetzte der Greis in ſeiner Urmundart und drohte der Blinden mit dem Finger.

„Die Leutl“, meinte der Steinwendhofer, „die Leutl haben auf das Altwerden vergeſſen. Die Roſl meint, ſie und der Seppl und die ganze Welt iſt noch ſo, wie vor Zeiten, als ſie geſehen hat und mit dem jungen Völkl luſtig geweſen iſt. 's iſt ſchon fünfzig Jahr her, aber ich denk's noch, wie die ſchwarzen Blattern (Pocken) da waren — und das hat der Roſl halt das Augenlicht gekoſtet. Aber Alles iſt ihr noch friſch im Sinn und im Herzen blieben und 's iſt, wie wenn ſie's noch ordentlich ſehen thät, wie's geweſen iſt; ja, ja, derweil wir Alten da unſere weißen Haare anbrummen, und recht griesgrämig dreinſchaun, trägt die Roſl noch das Jungſein im Herzen mit und iſt mit ihre achtzig Jahre noch ein junges Mädl!“

Der Pfarrer hatte dem Bauer wohlgefällig zugehört und ſagte dann zum Kaplan: „Der Steinwendhofer iſt ein grundg'ſcheidter Mann, der kann's auslegen, ſchier beſſer als Unſereiner.“

„Aber der Seppl, der iſt auch brav geweſen!“ fuhr der Bauer fort, „er hat ſein blindes Diandl nicht verlaſſen und hat's in ſein Häuſl genommen. Sechsunddreißig Jahr — das iſt eine ſchöne Zeit, Hochwürden, und ſo lang' hat

der Sepp im Holzschlag gearbeitet und hat sie erhalten, und die arme Rosl hat der Gemeinde keinen Kreuzer kost't. Aber dafür hat unser Herrgott auch auf den braven Mann denkt. Wie der alte Herr drüben im Schloß vor drei Jahren gestorben ist, da hat er an seine alten Holzknecht' nicht vergessen und dem Zapfensepp hat er auch was vermacht, daß er nimmer so schwer zu arbeiten braucht."

„Jo, ih kriag olle Johr za mein Tog hundert silberan Thola von Pawolda, und mei Keischn hon ih ah schon auszohlt," unterbrach der alte Sepp und rückte dann verlegen hin und her.

„Jetzt lebt er in Ruh', aber da fällt's ihm auf einmal ein, es ist nicht recht, daß er mit sein' Diandl so zusammen lebt und der geistliche Herr da haben auch so viel scharf predigt von der Eh'. Nun, Herr Pfarrer, und jetzt will er halt mit der Rosl in den Ehstand treten und die Gemeinde hat nix dagegen. Mich haben sie als Bitlmann (Brautführer) angehalten, weil sie selber nicht reden können, nu, und da hab' ich mir halt denkt: in Gottesnamen!"

Der Pfarrer reichte dem Greisenpaar gerührt die Hand, ließ sich dieselbe aber nicht küssen.

Der Kaplan war aufgestanden und sah zum Fenster hinaus.

„Und das ist meine größte Ehr'," fuhr der Steinwendhofer fort, „in vierzehn Tagen ist die Hochzeit. Das ganze Dorf muß dabei sein und alle Holzknecht' von der ganzen Gegend. Ja, und ich bin auch noch da, ich, der Steinwendhofer. Das alte Kameel darf sich bei so was nicht verstecken, he!"

Es wurde noch Vieles beſprochen und der Pfarrer ließ zur Verlobung ſeinen beſten Wein auftragen. Er dispenſirte das Brautpaar auch vom Ehekatechismus, welchen ſonſt Brautleute vor ihrer Hochzeit auswendig zu lernen haben.

Nach der Verlobung nahm der Steinwendhofer das Brautpaar mit in ſein Haus und ſchrie dort: „Lisabeth! ein' Buſch'n für die Leutl da, nimm' den ſchönſten aus dein' Garten, wirſt z'Lohn Kranzbiandl!"

Gegen Abend verließ das Greiſenpaar den Steinwendhof und wankte den Waldweg hinan ſeiner Alpenhütte zu.

Der Kaplan, der auf dem Weg zu ſeiner Mutter war, ſah die alten Leute und eilte ihnen nach und meinte, man müſſe ſie doch ein wenig am Arm führen, der Weg ſei ſo viel ſteil und ſteinig.

„Grüß' Gott, geiſtlicher Herr, das g'freut mich recht," ſagte die Blinde, „aber es muß mich ſchon mein Alter führen, derowegen iſt er da!"

Deßungeachtet nahm ſie Alois am Arm und rückte ihr jeden Stein aus dem Weg und ſprach mit den Greiſen über den Hausſtand, den ſie jetzt gründen wollten.

„Wir haben ſchon lang mitſammen gewirthſchaftet," ſagte Roſl, „und wir haben uns vor Gott ſchon ſeit ſechzig Jahren gehabt, hätten die goldene Hochzeit ſchon halten können, gelt, Sepp! — Aber das war ſo, geiſtlicher Herr; jetzt, die Gemeinde hat uns nicht heiraten laſſen, weil wir keins nichts g'habt haben; nu, der Toni hätt' uns ſchon was geben, aber er hat ſelber Weib und Kind."

„Wer iſt der Toni?" — frug der Kaplan.

Das Weib ſchwieg. Statt ihr nahm Sepp die Rede

auf, und zu Rosl gewendet sagte er: „Most es wul sogn, Olde, mir hobn's jo scho long beicht allzwoa. Da Toni is holt insa Bua, Owürdn: is hiazt Hulzmoasta drent in da Gaschtn — er is eh ah scho stoanold!"

Alois entgegnete nichts auf dieses Bekenntniß, aber es faßte ihm gar eigen das Herz. Es klang wie Erlösung.

Die Ehe ist ihnen verweigert worden bis in's greise Alter, aber die Natur haben sie verstanden und sind ihr an's Herz gesunken, trotz aller Schranken gesellschaftlicher Vorurtheile. Und sie sind glücklich gewesen und die Welt hat sie nicht verdammt, und jetzt, an der Schwelle des Lebens werden sie gekrönt mit Ehre und Liebe. — Nein, es ist keine Sünde, und wäre es, so gibt es Auferstehung, und mit ihr ist die Sünde — Erlösung . . .

Der Kaplan blieb stehen und sagte:

„Wollen wir auf diesem Stein nicht ein wenig rasten?"

Sie rasteten.

„Was thätet ihr sagen, Sepp, wenn euer Sohn Priester geworden wäre?" frug Alois so leichthin.

„Na, se hät ih nit geldn lossn," meinte der Alte, „wann er oft sein Stond nit holdn hät kina, selm war's so viel weit gfahlt gwen!"

Die Alte knitterte an ihrem „Buschen" und stotterte dann: „Ich thät euch gern was fragen, geistlicher Herr, aber es wird so uneben von mir sein, weil's mich auch nichts angeht. Ich möcht' aber so viel gern' wissen und mit der Steinwendhofer Lisabeth hab' ich auch schon d'rüber gered't, die möcht's auch wissen — jetzt, wegen was darf denn ein geistlicher Herr nicht heiraten?"

„Du Golsta du, sei still!“ verwies ihr der Sepp diese vorwitzige Frage, aber dem Kaplan waren die Worte des Weibes wie ein Blitz in die Seele gefahren. Das war ja dieselbe Frage, die er selbst an Gott und Menschheit schon gerichtet hatte, und für welche es keine Auflösung gab in seinem ganzen, unglückseligen Leben.

„Wird ein gutes Jahr werden, heuer, es gibt so viele schöne Alpenglühen in diesem Frühling,“ bemerkte Alois und blickte gedankenschwer in die Röthe des Hochgebirges auf.

— — — — — — — — —

Die alten Brautleute waren daheim. Alois kehrte um und als er in das Thal kam, sprach er bei seiner Mutter zu.

Sie war eben von ihrem Webstuhl zum Herd gegangen, um sich die Abendsuppe zu kochen. In der Stube brannte ein Span.

Alois erzählte ihr die Neuigkeit von dem alten Zapfensepp und der blinden Rosl — daß sie jetzt heiraten, daß sie aber schon einen großen Sohn und viele Enkel hätten.

„Mein Gott, das ist leicht,“ entgegnete die alte Frau, „und ich mein' auch alleweil, das ist nicht gar so was Schlechtes, als ihr Geistlichen es macht. Meine Mutter hat halt immer so gesagt: wenn zwei ledige Leut' geschlechtlich zusammenkommen, so sei das, wie ein brennender Span; aber ein Ehebruch sei wie ein brennendes Haus, und erst, wenn ein Priester fällt, so sei das wie eine brennende Welt. Meine Mutter ist in solchen Sachen nicht dumm gewesen.“

Der Kaplan fand, daß es spät sei und er nach Hause gehen müsse.

„Bleib' schön g'sund, Alois!“ sagte die Mutter zum

Abſchied, „morgen komm' ich in deine Meſſ' hinüber und da trag' ich dir die Wäſch' mit."

Als der Kaplan allein war und über das Feld ging, murmelte er: „Und erſt, wenn ein Prieſter . . . ſo ſei das, wie eine brennende Welt!"

Es war ein ſchöner, ruhiger Juniabend. Der Mond war aufgegangen und ſeine Strahlen lagen wie ein dünner bläulicher Schleier über dem Thale.

Wo das große, hölzerne Crucifix ſteht, das der Neuwirth vor einigen Jahren gegen das Ungewitter errichten ließ, hielt Alois an. Er ſchaute auf zum Bilde des Gekreuzigten — da floß Blut aus der Seitenwunde — da neigte er das Haupt. — — Nein, nein, du biſt ein todtes Bild und ſollſt mich nicht betrügen um mein Leben, um mein Glück!

Er bog rechts den Feldweg ein, er eilte gegen den Steinwendhof.

— — — — — — — — — —

An einem der nächſten Tage erhielt der Briefbote vom Kaplan ein Schreiben an das Konſiſtorium.

Das erleben wir nicht mehr im Dorfe, was es heute gibt. Das Läuten und die Muſik und das Schießen und die Kränze an der Kirche und beim Neuwirth in der Stube machen es nicht.

Es iſt was Anderes in der Luft und in allen Menſchen. Es iſt, wie eine Verheißung, daß von nun an der Menſch zweihundert Jahre leben und in ſeinem achtzigſten Jahre erſt der rechte Jüngling ſein ſoll, wo er ſein Mädchen findet und es zum Altare führt!

Der Zapfensepp und die blinde Rosl stehen vor dem Priester und schwören sich Liebe und Treue bis in den Tod. So haben sie sich vor einem halben Jahrhundert auf der Kirchgasse begegnet und der Sepp hat damals gesagt: „Rosl, du bist brav und thust deine Sach', wie's recht ist: willst mir etwa waschen?" Und das Mädchen hat darauf entgegnet: „Kann auch sein, ich verred' mir's nicht." Und der Sepp hat die Rosl auf den Tanzboden geführt und sonst hat sich Ein's um's Andere nicht gekümmert. Wie das Mädchen aber durch eine Krankheit ihr Augenlicht verloren, da ist der Sepp zu ihr gekommen und hat gesagt: „Was wirst du jetzt machen, Rosl, du hast nix! Aber ich weiß was, komm' in mein Häusl, wenn du magst: ich kann brav arbeiten und du thust stricken und so leben wir gut zusammen." — Und als viele und viele Jahre dahingegangen waren, da meinte Eines zum Andern: „Es ist schon das Gescheidtere, wir gehen zum Pfarrer!" — und das Andere versetzte: „Ja, es wird wohl sein!"

So sind sie heute da. Von „Liebe" aber ist zwischen Beiden in ihrem ganzen Leben nicht gesprochen worden.

Es ist ein heiliges Fest im Dorf; und daß auch Spaß vorkommt, hat der Steinwendhofer beim Neuwirth, wo die Hochzeit ist, auf den Tisch der Brautleute eine kleine Wiege hinstellen lassen.

Kranzjungfrauen waren gar viele, selbst die Alten, längst Verheirateten trugen große Sträuße an der Schürze oder im Knopfloch.

Und was die Weber-Nandl für eine schöne, weiß und grünseidene Haube trägt! Das ist dieselbe, welche ihr zur

Primiz ihres Sohnes eine vornehme Frau aus der Stadt geſchickt hatte.

„Aber dumm iſt's," meinten die Burſche, „daß gerade die Steinwendhofer Liſabeth heute krank iſt, ſie gehört ja dazu, wie der Glaubengottvater zum Roſenkranz!" Sie wollten dadurch ſagen, das Feſt ſei ohne die Liſabeth gar nicht ganz. Aber die Tochter des Steinwendhofers war unwohl. Sie war es ſchon ſeit mehreren Tagen und man ſah ſie ſelten außer dem Hauſe. Geſtern nun ſaß ſie den ganzen Tag über in der Hausflur und hechelte Flachs, und da hat ſie in der Zugluft gar das Fieber bekommen.

Die Geiſtlichen ſaßen bei den Brautleuten und dem „Bidlmann" und machten allerhand Trinkſprüche und Späße, und als der Pfarrer gar bei einem Anſtoßen mit der blinden Braut das Glas in Scherben ſchlug, lachte er und meinte, das bedeute viel Glück und eine große Nachkommenſchaft.

Auch der Kaplan, der ſeit mehreren Tagen wieder heiter war, ſprach heute viel mit dem Steinwendhofer. Sie redeten vom Ringen und was es da für heimliche Vortheile gäbe, und daß es nicht Jedem ſo gegeben ſei, wie ihm, dem Steinwendhofer. Sie ſprachen auch vom Fiſchzug damals, und wie der Prälat eine Kröte herausgeſtochen, und ſie lachten dabei gewaltig. Wie nun die Männer ſo recht in der Freude waren, fuhr es dem Kaplan plötzlich heraus: „Steinwendhofer, ihr ſollt halt noch mein Vater werden!"

Der Bauer nahm das für Höflichkeit und entgegnete: „Ja, geiſtlicher Herr, wär' ſchon recht!"

„Nein — ich meine wegen der Mutter," fuhr Alois nicht ohne einige Verlegenheit fort, „gäb' noch eine tüchtige

Hausfrau, mein altes Mutterl, ihr habt's ja damals beim Brechein auch gesagt."

„Ja, und warum denn nicht? Ich nehm' sie und da hab' ich gleich einen großen Sohn und der ist Priester geworden, ohne daß ich ihn studiren hab' lassen! He, auf das laß' ich aber jetzt gleich Ein's aufgeigen, he!"

Das bucklige Männlein warf einen Zwanziger auf den Musikantentisch.

Der Dorfbote trat ein und brachte dem Pfarrer einen Brief. Man gab dem Manne von allen Seiten zu trinken; er hielt die Gläser hoch, sprach seine Trinksprüche und seinen Glückwunsch an die Brautleute. Dann ging er wieder.

Der Pfarrer stand auf und las den Brief, dann ging er an ein abgelegenes Fenster und las ihn noch einmal.

Später trat er wieder zum Tisch und bat um Entschuldigung, daß er wegen einer kleinen Angelegenheit für einige Minuten in den Pfarrhof müsse — der Herr Kaplan werde auch mitkommen.

Die beiden Priester verließen den Hochzeitssaal.

Im Zimmer des Pfarrers angelangt, zog dieser den erhaltenen Brief aus der Brusttasche, überreichte ihn dem Kaplan und sagte: „Lesen Sie!"

Alois durchflog die Schrift, bog sie dann langsam zusammen und sprach: „Ja, Herr Pfarrer, so ist's!"

Der Pfarrer schwieg. Er kämpfte mit einer tiefen Aufregung, er wollte sich bezwingen, aber sein Antlitz wurde bleich und er begann zu beben. Endlich riß er dem Kaplan das Papier aus der Hand, zerfetzte es in hundert Stücke und murmelte einen gräßlichen Fluch

Dann ſtand er wieder bewegungslos da und ſtarrte auf die zerknitterten Stücke nieder:

„Leſen Sie nur auf, Herr, Herr — Letten, das iſt Ihr Laufpaß von der katholiſchen Kirche, — von der Seligkeit!“

Alois wendete ſich weg und fuhr ſich mit dem Sacktuch über die Stirne.

„Heben Sie auf, Judas! — — ziehen Sie damit in Ihre ſchöne Welt! Suchen Sie Ihr Heil, wo Sie wollen — Sie ſind ein abtrünniger Verräther, ich ſchleudere Ihnen den Fluch der Kirche nach, im Namen Seiner Heiligkeit! — Legen Sie das Collare ab!“

Willenlos löſte Alois die Halsbinde und reichte ſie dem Pfarrer.

„So ſei es zertrennt das Band zwiſchen dir und Jeſu Chriſto!“ rief der Pfarrer bebend aus und zerriß die Binde in zwei Theile und warf ſie dem jungen Mann vor die Füße. „Jetzt geh'! Der Altar iſt deine Heimatsſtätte nie geweſen; jedes Opfer, das du gebracht, war ein Meuchelmord an deinem Gott! Jede Flamme, die angezündet vor dem Sakrament, ſie lodere dir nach im Sturme deiner Lebensnacht und brenne dir alles Glück und alle Ruh' von deinem meineidigen Herzen!“

Hier verſagte dem Pfarrer die Stimme; eine Thräne ſuchte er zurück zu drängen, die Hand des jungen Mannes wollte er noch einmal faſſen — aber plötzlich wendete er ſich, ſtürzte fort und ließ Alois allein.

Dieſer wankte gegen das offene Fenſter und brach zuſammen.

Lautlos lag er auf den Knieen und lehnte seine glühende Stirne an die kühle Mauer.

Was in diesen Augenblicken in seiner Seele war, das können wir nicht erfahren und erfassen! —

Als sich Aloïs erhob, war er ganz ruhig. Die Hände sanken von seinem Herzen, wo sie sich angeklammert hatten, daß es nicht zerspringe.

Er blickte in das abendliche Thal hinaus und hauchte: „Es ist vorüber! — Nun bin ich frei und wieder Mensch und glücklich. Wieder bist du mein, du liebe, liebe Welt mit deinem unendlichen Leben! Zum zweitenmale bin ich dir geboren, aber nun will ich dich nimmermehr verlassen. Selig will ich sein in deiner Lust, und deine Schmerzen will ich dir zu Liebe freudig tragen. Wie mir leicht ist! Wem soll ich danken? An deinen Hochaltar will ich hinsinken, erhabene Natur, dein Priester will ich sein! Du Heiligste, du bist Alles, warst Alles, wirst Alles sein! . . . Gott! — — Wohl werden sie mich verdammen, die engherzigen Menschen; am nämlichen Altar, wo ich geopfert, werden sie beten, daß ich verloren sein möge; Steine werden sie auf meine Spuren werfen und meinen Namen auf den Pranger stellen zum ewigen Spott. Ein Mensch aber wird es nicht thun — es ist derselbe, den du, ewiger Geist, mir geschaffen und beigesellt hast. Elisabeth wird bei mir sein mit ihrer treuen Liebe. Sie hat ja auch keine Heimat, wie ich keine habe. — — Vertrauend wird sie das reine Haupt an meine Brust legen und wird mir folgen. Ein festes Heim werden wir uns bauen weit draußen im Lande und eine neue Familie soll dir entstehen, Gott. Aber keines meiner Nachkommen soll

ſich erkühnen, über die Menſchen ſein und ſich auf deinen Thron ſetzen zu wollen; jedes ſoll dich anbeten in Demuth und in der Menſchenliebe!“

Das Glöcklein am Thurme weckte den Jüngling aus ſeinen Träumen. Der Meßner zog gar eifrig am Strick und eine Magd eilte in's Zimmer und keifte dem Kaplan zu:

„Wenn ihr eure Mutter am Leben noch ſehen wollt, ſo geht! Aber, wird euch nichts d'ranliegen, Heide, kann mir's denken! — o, wartet nur, man wird euch ſchon verbrennen!“

Alois hatte das Letzte nicht mehr gehört. Die Mutter im Sterben! Er eilte in das Freie; er bemerkte es nicht, wie ihm die Leute auswichen, wie ſie flüſterten und es endlich laut riefen: „Seht, da iſt er, der Iskariot! Ei, wie er d'reinſtarrt, wie ſeine Haare fliegen! Man ſieht es gleich, daß er den Teufel im Leib hat!“

Alois hörte es nicht; die Mutter im Sterben! Das war ſein ganzes Denken und Fühlen! Er lief durch die Aecker und über den Weg dem trauten Häuschen zu. Die Thüre war verſchloſſen — ach, ſeine Mutter iſt ja im Wirthshaus auf der Hochzeit. Zurück, zurück in das Dorf. Das Glöcklein klingt unaufhörlich, es weint, es ruft — nein, es lacht, es höhnt! Es rächt ſich jetzt; er hat es ja verlaſſen ſchmählich und treulos, iſt ihm der eitlen Welt willen meineidig geworden. Jetzt kichert es ihm zu: — Kommſt auch für die Welt zu ſpät — ſie ſtirbt und Alles ſtirbt! . . .

Wahnſinn will den Mann erfaſſen, er raſt über die Felder, über den Steg — der kracht, bricht ein — aber Alois

ist hinüber. Die Dorfgasse eilt er hinan und dem bekränzten Wirthshause zu. Die Leute, die am Eingang stehen, weichen jetzt zurück, Alois stürzt in das Vorhaus.

Da, im Winkel lag sie auf einem Bund Stroh. Mehrere Frauen standen herum und hielten brennende Kerzen.

Hinsinkt der Jüngling an das Lager, faßt die Hand der Sterbenden und ruft: „Mutter!“

Dieser Wehschrei eines Kindes, wenn es das Treueste, das Heiligste, das Mutterherz vergehen sieht, dieser Schrei zittert bang durch Erd' und Himmel, bis er verweht und verklingt — aufgelöst in der Liebe Gottes!

Doch, über dem Sterbelager der unglücklichen Frau schwebte ein dunkles Verhängniß.

Da saßen sie zusammen am Tische und der Steinwendhofer hielt sie bei der Hand und die Geigen und Pfeifen tönten — stürzt der Pfarrer herein — scherzt er, oder hat er den Verstand verloren? „Er ist aus dem Priesterstand und aus der katholischen Kirche getreten!“ — schreit er. — „Wer?“ — „Dieser Alois Latten, der Kaplan!“ — Das Mütterlein hat es gehört, ist aufgesprungen — bald ist es aber wieder zurückgesunken in des Bauers Arme. Und als der Pfarrer das fahle Gesicht sah, befahl er, daß man das Glöcklein läute.

So lag sie jetzt da, die Sterbende und sah den Sohn mit halbgebrochenen Augen an. Sie öffnete wohl noch den Mund, aber sie hatte keine Stimme mehr. Ihre Lippen bebten, es hob sich die Brust, als sollte noch was heraus. Immer und immer wieder versuchte sie zu sprechen — umsonst! Kein einzig Wörtlein mehr. Die rechte Hand hob sie und legte sie

an's Herz, und dann floß eine große Thräne aus ihrem brechenden Auge. —

Diese Thräne hat den Weltschmerz eines ganzen Lebens in sich enthalten. Sie hat enthalten alle Liebe zum einzigen hoffnungsvollen Kinde; sie hat enthalten alle Sorgen und Schweißtropfen, aus welchen Brot für den Studirenden geworden; sie hat enthalten die Freude an dem jungen Priester, der am Altare stand, und die Hoffnung, einst geheiligt durch das Sakrament aus seiner Hand, in den Armen des priesterlichen Sohnes selig hinüber zu schlummern in den Himmel — und sie hat enthalten die bitterste Enttäuschung, den unsagbaren Schmerz um das verlorne Kind — die trostloseste Verlassenheit — den Tod . . .

Sie war dahin.

Jetzt, armer Jüngling, hast du keine Mutter mehr, die dich liebt und für dich betet! —

Alois hat ihr die Augen nicht zugedrückt. Man hat ihn ja fortgestoßen vom Lager, weil er ausgeschlossen aus der Gemeinschaft der Menschen und Seligen. Er sei ja eigentlich der Mörder und habe seine Mutter umgebracht durch den ruchlosen Abfall — er gehöre nicht mehr an den Hochaltar, sondern auf das Hochgericht!

Es dämmerte. Alois ging hinaus über die Felder und Wiesen dem Walde zu.

O, richte dein Auge nicht so zu Boden, fremder Mann, das macht Einem das Blut zu Kopfe steigen. Schau auf! Sieh' einmal das liebliche Alpenglühen dort!

Es betet eine Mutter für ihr Kind.

Weißt du, was die Waldsara gesagt hat:

— Wenn ein Mutterherz für ſein Kind betet, ſo iſt das ſo geheimnißvoll und heilig, daß die Erde ihre Felſen anzündet zur Opferflamme! — Weißt du?

Die Straße entlang ziehen allerhand Leute und Neuigkeiten.

Der Steinklopfer ſchreit aber auch jeden Wanderer an: „Nix raſten, Vetter?“

Das ſind dem Mann in der Zwilchjacke, der ſich mit ſeinen beiden Armen gerne auf den Schlägelſtiel ſtützt, ſeine lebendigen Zeitungen; die bringen ihm's, was draußen in der Welt, das heißt, im Dorfe geſchieht. Hier über den Bäumen iſt immer das Alte — und wenn ſich die Vögel auch was erzählen, er verſteht ſie nicht und die Wolken ziehen gar ſtumm vorüber, und es iſt noch gut, wenn ſie vorüber ziehen.

„Nix raſten, Vetter?“ rief der Steinklopfer dem Knöbl-ſchütz zu, der in ſich hineinbrummend langſam des Weges kommt.

„Haſt recht!“ entgegnete dieſer, „wenn man da vom Dorf 'rauf kommt, thut's Einem ſchier Noth.“

„Ihr Bauern habt's halt heut' ſchon wieder Feiertag!“

„Grad' nicht — ein Begräbniß war.“

„So! Na, wen habt's denn ſchon wieder eingeſchaufelt?“

„Der alten Weber-Nandl hat's golten.“

„Geh! Nein, das muß aber ſchön geweſen ſein! Der geiſtliche Herr iſt doch gewiß recht traurig und zuſammen-

geſchlagen? Mein Gott, ſo betrübt wird er auch noch keinen Todten eingeſegnet haben!"

„Der hat ſie ja gar nicht eingeſegnet! Wirſt es doch wiſſen, der Kaplan iſt ja abgeſtanden! Ja, vorgeſtern iſt der Brief kommen vom Biſchof — der Kaplan iſt ein Heid' geworden und hat ſein' Seel' dem Teufel verſchrieben."

Dem Steinklopfer iſt die Pfeife aus dem Mund gefallen, dann hat er den Knödlſchütz bei der Hand gefaßt:

„Geh', du lügſt mich doch 'leicht an?"

„Aufrichtig Gott wahr! Und ſeit zwei Tagen hat ihn kein Menſch mehr geſehen. Iſt auch nicht beim Begräbniß der Mutter geweſen, mußt wiſſen, und die hat der Schlag troffen, wie ſie das von wegen ihrem Sohn gehört hat. Eine andere Mutter hätt' ſo was auch nicht überlebt, ich bitt' dich, ſo ein ſchlechtes Kind! Hat aber alleweil gar zu hoch hinaus wollen und hat ſich immer ſo viel auf ihren Sohn eingebildet — ja, jetzt hat ſie's g'ſehen!"

„Geh', red' nit ſo — 's iſt traurig g'nug!" meinte der Steinklopfer und fuhr ſich über die Augen.

„Ja, ja, ſo geht's. Und Tauf' iſt auch g'weſen heut' im Dorf!" ſagte der Knödlſchütz und ſtopfte ſich eine Pfeife.

„So! Na, wenn du nur auch was Luſtig's weißt."

„Ja, luſtig — recht luſtig!" ſagte der Andere und ſog und ſog an ſeinem Zeug, daß es recht dicke Wolken gab.

„Und wer hat denn nachher g'ſchickt?" frug der Steinklopfer halblaut und lauerte auf eine Antwort.

„Je nu — eine Schöne halt!" entgegnete der Bauer und es gab neue, große Wolken.

„Doch keine Ledige?"

„Weiß nit!“ verſetzte der Knödlſchütz kurz, aber das bedeutete, daß er es recht gut wiſſe, aber daß man es eigentlich nicht ſo heraus ſagen ſollte, weil es zu auffällig.

„Kenn' ich ſie?“ frug der Andere wieder, um herauslockend der Sache immer näher zu kommen.

„Wirſt ſie völlig kennen — iſt eine gar Fromme und Stolze und die Bauernknecht' ſind ihr viel zu gemein und zu ſchlecht — da iſt ein Herr Graf ſchon was Anderes!“

Die Rauchwolken machten allerhand Kreiſe und Figuren.

„Ja, aber zum Teufel! Die — Steinwendhoferiſche wirſt doch nicht meinen?“

„Kann ſchon ſein!“

„Geh'!“

„Er ja, der propere (ſtolze) Steinwendhofer wird's ſchon noch weit bringen — ſein Enkel iſt ein junger Graf und da iſt's auch nicht mehr weit zum Prinzen. Sauber iſt die Liſabeth und ſchicken kann ſie ſich auch für die großen Herr'n!“

„Elender Verleumder!“ ſcholl es in dieſem Augenblick aus dem nahen Dickicht.

„Jeſus, da ſchreit er, das iſt ſeine Predigerſtimme — er oder der böſe Geiſt!“ So der Knödlſchütz und eilte davon und der Steinklopfer nahm ſeinen Schlägel auf die Achſel und ging auch nach.

Es war ſchon Mittagszeit.

Alois war zwei Tage im Wald umher geirrt — er durfte nicht mehr unter die Menſchen — nicht einmal zum Grabe ſeiner Mutter. Er hatte die fernen Glocken gehört,

als man ſie in die Grube ſenkte, dann war er kraftlos auf das Moos geſunken.

In der Nähe, wo die Straße durch den Wald zog, hämmerte ein Steinklopfer. Der Jüngling horchte den eintönigen Schlägen zu — das that ihm faſt wohl, es war ein Menſch um ihn und — das Schickſal ſchlug ja auch ſo auf ſein Herz, wie dieſer Taglöhner auf die Steine — und es brach doch nicht.

Aber jetzt holte ſein böſer Genius weit aus — fürchterlich ließ er den wuchtigen Hammer niederfallen auf das Menſchenherz, daß es endlich breche.

Alois hatte es gehört, was der Knödlſchütz von Liſabeth geſagt. Sie, die ihm ſo wahr, ſo treu erſchienen, für die er ſeinen Beruf und ſeine Ehre geopfert, für die er die Geſellſchaft hingegeben, ja, ſeine Mutter verloren — die war jetzt treulos — gefallen . . .

— Recht Schade, daß du nicht mehr Kaplan biſt da unten; das hätte heut' einen guten Taufpfennig gegeben.

Der Mann lachte laut auf, dann ging er zwiſchen den Bäumen dahin und pfiff ein Liedlein.

— Da bin ich ein Menſch geworden und dann bin ich ein Prieſter geworden und da hab' ich ein feines Mädchen geſehen — o, das Mädchen war fein! — ich hab's geliebt. Es hat ſich an mich geſchloſſen, in meine Augen hat es gelächelt, an meinem Mund hat es gehangen und hat mir ſchweigend ſeine Liebe geſtanden. Hallo! Dann hab' ich das Prieſterthum von mir geworfen, um ſie in die Arme zu ſchließen. Aber ihre Arme ſind nicht leer — ein Kind

bringt ſie mir entgegen, auf daß ich es taufe. Eine heilige Beicht' will ſie auch ablegen vor mir; ei, thut mir leid, ſchönes Liſchen, aber das hätteſt du früher ſagen ſollen — hab' bereits das Geſchäft gekündigt. Oder wollteſt du mir's auch ſagen? Trugſt du nicht ein Geheimniß auf dem Herzen? Trugſt du mir's nicht nach? Und ich wollte es nicht hören, ich verſtieß dich ſelbſt von meinem Beichtſtuhl!

Es iſt gut, ich geh' jetzt ein Bischen in die Fremde, aber ein Stücklein Brot magſt du mir wohl noch mitgeben — man wird recht hungerig unterwegs. —

Alois ſtieg durch das Gebrände in das Thal hinab und gegen den Steinwendhof.

Sie ſaßen gerade beim Eſſen. Es wurde nichts geſprochen, Jeder legte ſich vor und ſtarrte in die große, gemeinſame Schüſſel und aß. Der Steinwendhofer ſchnitt Brot von einem Laib und legte die Schnitten ſchweigend um die Schüſſel und das Geſinde biß ſie zum Kraut. Sonſt hatte immer die Liſabeth das Brot geſchnitten, aber die war jetzt in der Kammer und meldete ſich nicht — nur ein Kind ſchrie in Einem fort.

Jetzt trat Alois ein. Die in dieſem Augenblick den Löffel gerade im Munde hatten, denen blieb er ſofort d'rin ſtecken; ſie glotzten den Eintretenden an. Dieſer hatte kurz gegrüßt, der Bauer den Gruß noch kürzer erwiedert.

Alois ſah, daß er zu einer unrechten Zeit gekommen, doch jetzt wollte er bleiben und fertig machen — aber wie? Er ſtand am Ofen ſo kläglich, wie ein armer Sünder —

Was ſollte er ſagen? Der Bauer ſchwieg auch, nur winkte er mit der Hand, daß ſich Alois ſetzen möge.

„Habt euch brav aufgeführt, Herr Kaplan!“ ſagte endlich der Steinwendhofer und nagte an einem Knochen.

Sonſt ſagte er nichts mehr, bis der Großknecht das Tiſchgebet geſprochen hatte.

Jetzt wollte er vielleicht reden, da klopfte es an der Thüre.

„Na, ſo macht's auf, 's iſt ja nicht verriegelt!“ rief eine Magd. Darauf trat ein Mann ein, der einen großen, mit einem rothen Tuch verhüllten Korb trug.

„Mit Verlaub, bin ich recht da — beim Steinwendhofer?“ frug er.

„Was wollt's denn?“ entgegnete der Bauer.

„Ich bin vom Schloß drüben geſchickt und da ſendet euch mein gnädiger Herr, der Graf Kroningen, dieſe Kleinigkeit für Fräulein Tochter.“

Der Bote wollte ſeine Laſt auf die Bank niederlaſſen, allein der Bauer bemerkte unwirſch, daß hier kein Platz dazu ſei; wenn er müde, vor der Hausthür gäb' es ein Sitzbrett. „Trag' Er ſein Ding nur wieder heim,“ fuhr er fort, „und ſag' Er dem gnädigen Herrn, ſo läßt der Steinwendhofer mit ſich nicht abrechnen! Seinem Herrn Grafen ſein ganzes Schloß und ſein Geld und Gut und ſein Adelsbrief und er ſelber ſind viel zu wenig, für das, was er mir ſchuldig; ſein Lebtag lang und in Ewigkeit kann er mir's nicht abzahlen! Sag' Er das Seinem gnädigen Herrn!“

Sprachlos vor Aerger verließ der gräfliche Bote das Haus. In der Stube war es wieder ruhig.

„Wollt's was reden mit mir?“ frug der Bauer den Kaplan, als sich auch das Gesinde entfernt hatte.

Alois erhob sich und sagte: „Ja.“

„So kommt's mit in's Stübl.“

Die beiden Männer traten in eine Nebenstube, wo unter andern reingescheuerten Möbeln des Bauers Bett stand.

Nachdem der Steinwendhofer die Thüre hinter sich angelehnt hatte, faßte er die Hand des Jünglings und sagte: „Ist eine hantige Zeit jetzt, he?“

Gerührt drückte dieser des Bauers Rechte; es freute ihn sehr, daß ihm der Steinwendhofer die Hand nicht versagt hatte.

„Habt's der Gemeinde kein' Ehr' g'macht,“ fuhr der Steinwendhofer fort, „aber ihr werdet's wissen, warum ihr das than habt's und ich bin nicht euer Richter! — Seid g'straft genug — ist viel geschehen seit zwei Tagen, he! Schaut, mich haben diese zwei Tage auch um zehn Jahr älter gemacht — mag nimmer buckelringen jetzt — gar nimmer!“

Wie wenn ihm die Rede stecken geblieben wäre, er schwieg. Alois schwieg auch. Man hörte das Weinen des Kindes.

Das alte Männlein lächelte bitter: „Was sagt's denn dazu, Kaplan? — Hätt' das Wesen sollen liegen lassen an der Thürschwelle vor siebzehn Jahren! Nein, nein, ein recht gottloser Gedanke — hat mir viel Freud' und Glück gebracht, meine Lisabeth, aber schad' ist's, gelt?“

Der Bauer wendete sein Gesicht weg, sah zum Fenster hinaus und zog endlich die Schwarzwälderuhr auf.

„Steinwendhofer," ſagte nun Alois, „das, von der Liſabeth, hat mich auch am meiſten geſchmerzt, aber — mag nicht mehr reden davon, es iſt einmal ſo geworden. Hätt' eure Tochter auch noch ſehen mögen, bevor ich fortgeh' — aber es iſt beſſer ſo, gewiß."

„Nu, mir wär's ſchon recht, wenn ihr ſie ein wenig heimſuchen wolltet. Sie iſt halt ein armes Mädl jetzt, und hat auch recht geweint, wie ſie das von euch gehört hat, euch hätt' ſie immer ſo lieb gehabt, hat ſie geſagt, und ihr ſeid gar ſo gut und fromm und gegen ſie wie ein Bruder geweſen — das wird ſie euch nicht vergeſſen. Müßt ſchon noch hineingehen zu ihr."

„Mein lieber Steinwendhofer!" ſagte Alois nach einer Weile und ſeine Stimme zitterte ein wenig, „mir iſt das größte Leid geſchehen, was auf Erden ſein kann. Ich kann's euch nur nicht ſagen, aber wenn ich zu euerer Tochter hineingehe, ſo wird das Leid auch auf ſie kommen. Ich ziehe jetzt weit in das Land hinaus und will nicht, daß Eliſabeth mir nachweine, nur wenn ſie mit Thränen ihre und meine Erinnerung auslöſchen kann — dann mag ſie weinen. — Nun, und ihr auch, Bauer, ihr habt keine Feindſchaft gegen mich, gelt?"

„So dürft ihr mir aber nicht fort, Kaplan. Ihr ſeid einmal Pfarrkind und ich bin Gemeinderath, und ich muß wiſſen, wo ihr hingeht."

„Laßt das gut ſein, Bauer, die Gemeinde wird euch nicht d'rum fragen — und daß ich da nicht mehr daheim bin, das werdet ihr einſehen. Ich find' ſchon noch wo eine

Heimat auf der Erde — ich kann den Webſtuhl handhaben — man lernt nichts umſonſt in der Welt."

„Weber wollt ihr werden? Nun, iſt recht — iſt recht. Und da — wenn ihr nichts entgegen habt, kann ich euch gleich einen Rath geben. Hinter dem Gebirg, im Oeſterreicherland, hab' ich einen Vetter, der eine große Weberei betreibt. Wenn ihr wollt, ſo ſchreib' ich euch einen Brief an ihn — und da ſag' ich, daß ich euch gut kenn' und daß ihr bei uns da gearbeitet habt's — ja, und das habt's ja, Kaplan, und es wird euch ſo leicht keiner ausbeißen bei uns."

Latten bat um die Empfehlungsſchrift und das Männlein ſuchte Papier und Bleiſtift hervor und ſchrieb.

Während dem ſah Alois wehmüthig herum und ſetzte ſich endlich auf einen Lehnſtuhl.

Der Brief mit der Adreſſe war fertig. Der Steinwendhofer ſagte ſeinem ehemaligen Seelſorger noch Manches mit auf die Fremde, was er früher von dieſem auf der Kanzel gehört und wohl auch, was er ſelbſt erfahren hatte.

Als es zum Abſchied kam, ſagte Latten halblaut:

„Hätt' euch wohl noch gern' um etwas gebeten, Steinwendhofer, aber — ihr müßt mir's nicht für übel halten."

„Sagt's nur gleich heraus, wenn ich's thun kann —"

Der Bauer reichte dem Jüngling die Hand.

„Hab' euch bitten wollen um eine Schale Suppe, Bauer!"

Ueber dieſes Wort entgegnete der Greis nichts, aber es ſtand ihm eine helle Thräne im Auge. Er ging in die

Küche und als er wieder zurück kam, deckte er das Tischlein; dabei ſchwieg er noch immer und hatte die Thräne im Auge. —

Und als du gegeſſen hatteſt, Dorfkaplan?

Ja, da fieleſt du dem Männlein mit den weißen Haaren um den Hals und das Männlein ſagte: „Behüt' dich Gott, behüt' dich Gott, Loiſi, du biſt der Letzte, mit dem ich backetring', behüt' dich Gott!"

Dann hörteſt du noch ein kleines Kind ſchreien, und dann ging'ſt du fort aus dem Steinwendhofe.

Dann begegnete dir der Zapfenſepp mit ſeinem blinden Weib, und ſie lächelten zu einander und hielten ſich noch die Blumen von der Hochzeit her unter die Naſe.

Ueber den Feldweg gingſt du zum Häuschen der Weber-Nandl, das nun der Gemeinde zugefallen iſt. Die Thür war verſperrt und auch die Fenſterbalken alle zu. Die Ziege war auch nicht mehr da. Aber du ſtiegſt auf den Heuboden und legteſt dich hin und ſchliefeſt ein und träumteſt.

Als du aufwachteſt, war es Nacht. Da zogſt du fort von deinem einſtigen Daheim — fort für immer.

Dem Kirchhofe gingſt du zu; dort, am neuaufgeworfenen Grab bliebſt du ſtehen — lange . . .

Es hat dir wohlgethan, noch einmal bei ihr zu ſein. Mußt immer gut und edel ſein, Alois — du haſt keine Mutter mehr, die für dich betet!

Alois Latten wanderte tagelang. Immer enger wurde das Thal, immer kleiner, aber lauter und ſchäumender das Bächlein, immer rauher, ungebener der Weg. Da gab es

meilenweit kein Haus und keine Hütte, aber dicht beästete, hohe Bäume ſtanden da und Erdbeeren wuchſen; — Daheim und Tiſch vom lieben Herrgott für ſeine Aermſten.

Alois war mitten im Hochgebirge. Einmal hatte er eine Felſenzinne erklimmt und da ſah er ringsum weit in die Welt hinaus. Er ſuchte die Gegend, wo ſein Dorf ſtand, er fand ſie nicht. Da waren überall hohe Berge und Firnen und Felſen in allen Farben. Die Laubhölzer mit ihrem zarten, hellgrünen Schmelz, mit ihrem leiſen Zittern und Rauſchen hatte er längſt hinter ſich. Weiter hinauf hatten ihn die hohen, düſteren Tannen und Fichten begleitet und ihm mit ihren langen Aeſten den erfriſchenden Balſamduft zugefächelt. Auch dieſe waren endlich zurück geblieben.

Nur die Krüppel und Zwerge der Föhren und Zirmbäume waren die treueſten. Die blieben um den Wanderer und waren noch da, als dieſer hoch oben erſchöpft auf das kahle, ſteinige Erdreich ſank.

Alois konnte kaum mehr denken. Nur ſchwach und verblaßt gaukelte es noch an ſeiner Seele vorüber, das bunte Leben, welches ſich dort unten im Fernen und Blauen ſo mächtig rauſchend über die Erde wälzt. Er ſchloß ſein Auge. — Armer Verlorner! Wenn Alles das, was du ſeit Jahren durchlebt und durchlitten und durchſehnt — wenn Alles das nichts geweſen wäre, als ein ſchwerer Traum, — wenn du erwachteſt heute, in den Armen der ſorglichen Mutter, und hörteſt des Vaters Webſtuhl ſchwirren, und der Vater küßte dich, den Erſtgebornen, und gäbe dir das Schiffchen in die kleine Hand, auf daß du ſpieleſt; — Alois, wenn es ſo wäre! — Aber es müßte ſo ſein; nicht mehr und nicht

weniger fehlt zu deinem Glück, als ein ſolches Erwachen. — Bekommſt dein Leben wohl nicht mehr geſchenkt zurück! . . .

Du ſchlummerſt jetzt, du athmeſt ſchwer und Angſtſchweiß ſteht auf deiner Stirne. Ein Dämon hütte deine Seele und hält den Geiſt gefeſſelt, daß er nicht zurück kann zum Körper, zum Erwachen. — Aber das Finſtere muß weichen, es beten die Engel des Lichtes für dich; du wirſt glücklich werden. Erwache, ſiehe, dein Haupt ruht in den Armen eines treuen Weſens, am Herzen einer Mutter! —

Alois wäre auf der einſamen Höhe verſchmachtet, wenn nicht ein Weib, das hier am ſüdlichen Abhang der Felſen ſeine Hütte hat, zufällig vorüber gegangen wäre und ihn entdeckt hätte.

Einen Blick zum Himmel hat das Weib gethan, als es den Jüngling ſo auf dem Geſtein dahingeſtreckt fand; dann nahm es das Waſſerkrüglein von der Seite, den Verſchmachtenden zu laben.

Alois erwachte und ſah das Weib. Es war die Waldſara.

„Wollt ihr mich ſtärken, Weib?“ frug Latten unſtät.

„Alois,“ entgegnete die Jüdin, „ich habe hier nichts für dich, als einen Tropfen Waſſer, aber ich will dich in meine Hütte führen, bis du geſund biſt!“

Dieſes Wort war ſo liebreich geſprochen, daß Latten bei ſich dachte: — Dieſes Weib iſt mir heute zur Hilfe, vielleicht iſt es von meiner Mutter geſchickt. Er ſprach:

„Wenn ihr ein Stück Brot für mich habt und einen Trunk Waſſer, ſo mag euch's Gott lohnen!“

Mitten an der hohen, faſt ſenkrechten Felswand klebte es, wie ein kühnes Vogelneſt — das Hüttchen der Waldſara. Von der Ferne aus ſah man nur ſo kleine Brettchen am Geſteine lehnen, zwiſchen welchen oft blauer Rauch hervorwirbelte und die Felswand hinanzog. Aber wer das ſah, der bekreuzte ſich, denn Menſchenhand kann an jener unzugänglichen Stelle keine Wohnung gebaut haben. Im Hirtenvolke ging die Sage, daß dort eine Hexe hauſe — man ſah ſie ja oft dahinſchweben dort oben, wo jede Gemſe ſtürzt. Wohl ſtieg ſie von Zeit zu Zeit in das Thal hinab und man ſah ſie draußen in der Ebene, wo ſie Wurzeln und Kräuter verkaufte. Aber ſie hatte mit Niemandem Gemeinſchaft. Seit jenem Tage vor vielen Jahren, als man ſie einmal durch Hunde aus einem Dorfe hetzte, weil ſie eine Jüdin war, ſeit jenem Tage ſchien ſie einen unauslöſchlichen Haß gegen die Menſchen zu hegen. Man wußte zwar nicht, daß ſie irgend Jemandem einmal etwas zu Leide gethan hätte, aber ihr zeitweiliges Erſcheinen bei den Menſchen ließ ſich nicht ſelten als Vorbote eines nahen Unglückes deuten. Oefter, als irgendwo anders ſah man das ſeltſame Weib draußen in unſerem Dorf, und wir erinnern uns noch, wie es im Steinwendhofe erſchien.

Heute nun führte dieſes Weſen unſeren Alois durch wüſtes Geſtein und Geſträuche, hinter welchem ſich ein ungeahnter, ſchmaler Pfad aufthat, der ſich die Wand entlang dahinſchlängelte. Auf dieſem wandelten ſie der Hütte zu. Nein, die Wohnung der Jüdin iſt keine Hütte, iſt eine Höhle in dem Geſtein, an deren Eingang einige Bretter lehnen und vor dem Winde ſchützen. Vor dem Eingang iſt ein wenige Klafter

breites, ebenes Plätzchen, welches von Zirmgesträuch umrankt wird, daß man den nahen, furchtbaren Abgrund nicht sieht. Aber über demselben ist der Blick frei — er kann hinaus schwimmen und sich verlieren in all' den Höhen und Tiefen und Firnen und Fernen!

„Wenn du länger hier sein wirst," sagte Sara, als Alois sinnend in die Welt hinaus blickte, „so wirst du alle diese Gegenden kennen und wissen, wo deine Heimat ist."

Alois entgegnete nichts auf diese seltsame Rede, aber er hielt sich jedes Wort davon in seiner Seele und jedes brannte wie eine glühende Kohle.

War das nicht wie ein neuer Vorbote künftiger Schrecknisse und Verzweiflung? Du bist in die Hände dieser berüchtigten Jüdin gefallen, diese wird dich gefangen halten hier, deiner Tage lang. O, wie er gedeiht, der dreifache Fluch, der auf dir lastet! — So dachte er in seinem kranken Gemüthe.

In der Höhle war es sehr dunkel, kaum konnte der Jüngling die wenigen, äußerst ärmlichen Geräthe unterscheiden.

Er aß nur wenig von dem gedörrten Brote, das die Jüdin ihm vorgelegt hatte, aber das eiskalte Wasser that ihm wohl. Neben der Höhle war die Quelle, da lag er und trank.

Als er gestärkt war, sagte Sara:

„Alois, ich weiß es, wie es mit dir steht und daß du heimatlos bist. Du willst in das Land jenseits der Gebirge? Das ist gut, denn dort wirst du bessere Tage finden. Aber

jetzt biſt du krank an deinem Leib und an deiner Seele und du könnteſt auf deiner Wanderſchaft zu Grunde gehen. Das würde noch ferneres Leid auf die Erde bringen. Siehe, du biſt Iſrael und zieheſt in das gelobte Land, aber deine Prüfung iſt noch nicht vorüber; ich bin Gottes Stimme und verkünde dir, daß du noch in der Wüſte bleibeſt zur Sühne und Heiligung, und dich von dieſer Quelle, wie ſie Moſes aus dem Felſen rief, nähreſt!"

„Weib!" ſagte Alois mit gehobener Stimme, „ich muß fort zum Wirken und Leben; einſame Träumerei und ſteche Andacht iſt keine Buße; Arbeit iſt wahre Sühne und Heiligung! Ich bitte euch für dieſe Nacht um Unterſtand; morgen laßt mich fort, dann danke ich euch vom Herzen!"

Alois blieb. Gegen Abend umzog ſich der Himmel mit dichten Wolken und endlich brach gar ein Gewitter los.

In der Höhle flackerte ein Span. Sara ſaß wortlos auf einem Stein und ſtarrte in das Glimmen. Lange ſtarrte ſie in die Flamme. Sie faltete die Hände, ſie begann zu zittern und plötzlich that ſie einen kläglichen Schrei. — Dann verſank ſie wieder in ihr düſteres Hinbrüten. Der Donner rollte dumpf, er ſchien von unten zu kommen. Blitze leuchteten an den Felswänden hin und das ganze Gebirge ſtand für Momente in flammenden Gluthen.

„Wie ſchön, o wie ſchön! Und zum letzten Mal!" hauchte Sara und verdeckte das fahle Antlitz. Plötzlich ſtürzte das geheimnißvolle Weib vor dem bangenden Jüngling auf die Knie und rief:

„Bleibe bei mir, ſei du mein Troſt und meine Hilfe, bis es aus iſt. Bin ja bald dahin. Noch ein Mondenkuß,

noch eine Sonnenglut, dann bin ich erlöst! — — Hier!" sie zeigte in die unruhige Flamme des Kienspans. „Hier, siehst du nichts? Nein, du kannst es wohl nicht sehen, aber hier steht es geschrieben: — Noch ein Mondenkuß, noch eine Sonnenglut, dann bist du erlöst!"

— — — — — — — — — —

Noch während die Donner rollten, erzählte die Jüdin von einem verkannten Leben, von einem lieben Kinde und von der Aufopferung einer Mutter.

. . . Da lebten sie beisammen, wohl berechtigt und gesetzlich in der Gemeinde, und hatten ihre Synagoge und trieben ehrlich Gewerb und Handel. Aber es kam die Zeit der Verfolgung; die Wohnungen wurden niedergebrannt, die Männer getödtet, die Frauen vertrieben. So floh auch ein Weib mit ihrem einzigen Töchterlein und kam nach langem Umherziehen in das Land der Berge. Nur für ihr Kind sorgend legte sie dasselbe in einer Sommernacht vor der Thür eines Großbauers nieder. Dieser hatte keine Nachkommen und zog das Mädchen auf und nannte es Elisabeth. Aber das Weib konnte die Gegend, in welcher ihr Kind lebte, nicht mehr verlassen — ohne sich in der Gemeinde als die Mutter desselben zu bekennen, suchte sie sich durch Handarbeiten zu ernähren, allein auch hier bannte sie der Fanatismus aus dem Thale. So ist das Weib in den verlassensten Winkel des Hochgebirges gezogen und hat sich dort eine Wohnung gebaut und durch Sammeln von Alpenkräutern den nothwendigsten Erwerb gefunden. Aber das einzige Leben und Fühlen der Frau war ihr Kind. Oft stieg sie nieder in's Thal und verbarg sich in der Nähe des Bauernhofes, um ihr aufblü-

hendes Töchterlein sehen zu können. Tag und Nacht hätte sie nun das theure Wesen Wach' halten und in alle Welt und Ewigkeit hätte sie rufen mögen den Namen: Elisabeth! aber sie durfte sich und ihr Kind nicht verrathen: sie war Mutter nur in der Seele . . .

Die Waldfara lag auf ihrem Mooslager. Sie war ruhig und lächelte, als sie Alois betrübt an der Hand hielt und sagte: „Nein, ich verlaß' euch nicht, armes Weib, ihr seid auch meine Mutter, wie die ihre. Ich bleibe bei euch, bis in meine spätesten Tage. Ich bin euer Sohn, ich schütze euch, ich nähre euch, ich führe euch Elisabeth heim, daß ihr sie sehet und bei euch habet — daß ihr uns segnet mit euerer Liebe!"

„Nur ein Mondenkuß und eine Sonnenglut! Aber wenn ich erlöst bin, Alois, so bestatte mich in dieser Höhle. Sie war meine Heimat seit vielen Jahren. Dann laß' mich ruhen und gehe. Aber vergiß dieses Kästchen hier nicht, daß man dir glaube. Und wenn du fortziehst, so zerstöre den engen Steig, der zu dieser Stätte führt, damit kein Fuß der Menschen, die mich verachteten, mein Grab betrete. Und Elisabeth sage Alles, was ich dir erzählt. Sage, daß ich oft um sie war und sie bewachte in der Gefahr und daß ich bei ihr sein werde mit all' meiner Liebe. Nur von dem Fehltritt, der sie aus einem Engel zum Menschen gemacht, schweige; das habe ich nicht erfahren — es möge ihr deswegen keine Kohle glühen auf dem Haupte! Und dann, Alois, richte mir meine Tochter wieder auf. Deine Botschaft wird ihr vielleicht die alte Heimat rauben, baue du ihr eine neue. In Lieb' und Treue sühnet ein verlornes Leben und vergesset es. Ehrt den alten Ziehvater, er hat es gut mit euch Beiden gemeint. — Und wenn

einſt ein Kind dich Vater nennt, Alois, dann biſt du befreit von allem Fluche. Doch allen Enkeln lehre Elternliebe feiern; ſie iſt die größte, reinſte Lieb' auf Erden. Dieſer Liebe hat Jehova ſeine ewigen Felſen zum Denkmal geſetzt und läßt ſie goldig glühen zur Morgen- und Abendſtunde, wenn banges Dunkel lagert im Thale, und das Mutterherz betet für ſein Kind! Und wenn ihr dort im Lande wandelt und wirkt, und es glüht in ſtiller Stunde dieſe Felswand euch entgegen; dann, meine Kinder, legt Hand in Hand und denket an das einſame Gräblein hier und an das ewige Gebet der Mutter. — Auch dein Mütterlein, Alois, winkt mir zu, daß ich euch ſegne . . ."

Sara ſchlummerte ruhig auf ihrem Lager. Das Gewitter war vorüber, der Vollmond ſchien ſtill durch die Bretteröffnung auf das bleiche Antlitz des Weibes.

Alois ſaß am Eingang und hörte, wie die Quelle plätſcherte auf den Stein und hinab in den dunkeln Abgrund.

Schon ſtammte der Sonnenball ſein Lichtmeer über die Welt und in die Höhle der Jüdin. Dieſe ſchlummerte noch immer und lächelte oft im Traume.

Alois ſaß am Eingang und hörte, wie die Quelle plätſcherte auf den Stein. Er fühlte Unendlichkeit. —

Als der Abend kam, ſchlug Sara die Augen auf und rief laut: „Nun ſind irdiſch Mondenkuß und Sonnenglut vorüber! Jehova, ich ſeh' dein Morgenglühn; mein Gebet haſt du erhört, nun führe mich ein zu deinem ewigen Tag! . . ."

Alois ſtarrte einer Leiche in das Antlitz — lange, lange.

Er dachte an ein erloſchenes Menſchenleben, wie es düſter und geheimnißvoll — einem Irrlichte gleich — ſich

ſelbſt ein Gluthmeer der Liebe und des Haſſes, ein unlösliches Räthſel, die Welt durchzog.

Es gibt Seelen auf Erden, die, allem Gewöhnlichen ausweichend, ihre eigenen Bahnen wandeln. Es zieht ſie mit einer unwiderſtehlichen Gewalt einem Ziele zu, das außerhalb der Natur zu liegen ſcheint. Ja, wir ſehen ſie auf Momente verklärt im Strahle, der von dieſem Ziele kommt, und wir ſchrecken in Abſcheu zurück, oder ſinken ehrfurchtsvoll in den Staub. Solche Geſtalten hat uns die Geſchichte aufbewahrt; ſolchen Geſtalten, wenn auch oft ungeklärten, begegnen wir ſelbſt auf unſerem mannigfaltigen Lebenswege. Fragen wir nicht nach dem Urſprung ihres geheimnißvollen Waltens, nicht nach ihrem Ziele, das bleibt ein ewiges Räthſel, welches tief in der Menſchheit liegt — ein Richter und Heiland — das Ringen nach dem Wahren und Unerreichbaren!

— — — — — — — — — —

Sara war todt. Alois ſtand am Eingang der Höhle und ſah der untergehenden Sonne zu. So groß war ſie noch nie, wie heute, und ſo golden leuchtete ſie noch nie.

Und dennoch konnte Alois hinein blicken mit ſeinem Auge, und da ſah er, wie einſt als Knabe, in der Sonne die heilige Jungfrau Maria am Schinnbeck ſitzen mit huldreichem Antlitz. Und zu den Füßen der Gebenedeiten ſaß ein altes Mütterlein — und das bat die Mutter Gottes um Gnade und Friede für ein verlornes Kind auf Erden . . .

Tief unter den Füßen des Jünglings, zur Rechten und zur Linken im weiten Halbkreis des Gebirges und hoch über ſeinem Haupte leuchteten die Felſen, und hin durch's Land, ſo weit das Auge reichte, glühten die Alpen!

Das Reich Gottes.

Dort auf dem Hochpaß, wo der Waldweg vom freien, sonnigen Hügelland hinüber und abwärts in waldige Schluchten des Hochlandes führt, steht unter einer grauen, zerklüfteten Felswand ein hundertjähriger Lärchbaum.

Er steht einzeln auf einer kleinen umwaldeten Rasenweide. Sein knorriges Geäste strebt nach allen Seiten weit hinaus, als sei es in Wettstreit mit den sich unter dem Rasen hinschlingelnden hundertfältigen Wurzeln. Die Krone aber — der Mann mag schon längst todt sein, der sich als Hirtenknabe noch von dem dürren, durch den Sturm geknickten Wipfel seine Kartoffeln gebraten hatte.

An der rauhen, vielfach zerklüfteten, harzigen Rinde des Stammes ist ein verwittertes Crucifix angebracht; es wächst schon Moos an den Armen und an der Brust des Gekreuzigten.

Auf dieses Crucifix richten sich die Augen eines Mannes, der im Baumschatten auf dem Rücken liegt, die rechte Hand als Kopfkissen gelegt, mit der linken einen Rosmarinstamm zerknitternd. Die Augen des Mannes sind groß und dunkel, auf seinen bleichen Wangen und Lippen liegt es, wie ein schweres Leid. Der junge, schwarze Bart ist ungepflegt — über die langen, dunkeln Haare kriecht eine Kreuzspinne.

Der Mann gewahrt es, er hält den Rosmarinſtamm gegen die Stirne und das Thier kriecht über denſelben auf ſeine linke Hand. Dieſe zittert, es entfällt ihr die Pflanze. Das Thier krabbelt gegen den Elbogen und endlich auf die Bruſt.

„Ein großes, großes Glück kommt zu mir, denn eine Kreuzſpinne ſitzt mir am Herzen!“ murmelt der Mann und ſeine Bruſt wogt hoch auf. —

Aber die Spinne krabbelte darüber hinaus und verkroch ſich wieder im Graſe.

Der Mann richtete ſich etwas empor, ſtrich ſich die Locken aus der Stirne und that einen Blick gegen die Himmelsbläue und abwärts gegen das heitere Hügelland, wie es da lag klar und goldig im ſonnigen Spätherbſttag.

Dort über die bewaldeten Anhöhen herauf und über die Felder und die Wieſenau war er gegangen. Hinter jenem bläulichen Waldſtrich ragt eine funkelnde Nadel empor — die Thurmſpitze des Städtchens.

Dort war er heute, der Wurzelgraber **Martin**, dort hatte er ſeine Wurzeln und Kräuter verkauft und einen guten Erlös eingezogen. Dort war heute Kirchweih und auf dem Kirchhof waren am Vormittag viele tauſend Menſchen verſammelt, an der Mauer des Pfarrhofes hatte ein junger Prieſter gepredigt. Er predigte von dem Frieden und von der Liebe — von dem Reiche Gottes auf Erden. Und dort im Städtchen war Luſt und Muſik an allen Ecken und Enden und beim „goldenen Rößl“ hatte Martin Rothburga geſehen und zum Tanze geführt, und dort hatten ſie heute den Wegmacher Niklas erſchlagen.

Niklas ging gestern mit Martin über das Gebirge, auf daß er heute im lustigen Städtchen seinen zwanzigsten Geburtstag feiere; — jetzt liegt er starr und einsam beim Wirth in der Scheune und hat über der Stirne eine lange Wunde. Vom Tanzboden klingen Pfeifen und Geigen und Jauchzer und Jodler herüber, dort winden und flechten sich die Reigen, Herzen an Herzen — sie leben und sind fröhlich.

Es möge klingen und schallen und freudig sein — der junge Priester predigte vom Reiche Gottes auf Erden. —

All' das ist für den Mann unter dem Lärchbaume nun vorbei und versunken, nur die funkelnde Nadel der Thurmspitze ragt noch empor über dem fernen, bläulichen Wald.

Niklas war Martin's Freund und Nothburga's Bruder; Nothburga war Martin's — Freud und Leid.

Die Sonne sank hinter den Felsen, auf der Hochweide war es schattig, nur draußen auf dem Hügellande war es noch goldig und licht und auf den weißen Straßen zogen lustige Wägen und festlich geschmückte Menschen. Ueber einzelnen Gehöften wehten Fahnen und die Thurmspitze funkelte und funkelte, als wäre sie ein lebendiges Flämmlein, und weit draußen hinter all dem zog sich das bläulich graue Band der Hochebene hin.

Viel Leben wogte und athmete da unten, aber kein Ton und kein Schall drang herauf zum einsamen Hochpaß. Nur ein gezogenes, gleichmäßiges Ticken zitterte in der Luft, das kam von der hölzernen Uhr der Waldkapelle, welche in der nahen, von jungem Dickicht bedeckten Schlucht stand. Die Uhr

hatte vor zehn Jahren Martins Vater, der alte Veit, geschnitzt; es war sein letztes Werk. Als er sie das erste Mal auftrieb, ritzte er sich durch einen Nagel am Finger, es kam der Brand dazu und in einigen Wochen starb er.

Das Alles erzähle ich, weil Martin wohl daran gedacht hatte, als er so da lag unter dem Lärchbaum und sein trübes Auge zum Kreuzbild wendete, auf dessen Armen und Brust das Moos wächst. —

Jetzt erhob er sich, griff nach seinem grünen Filzhut und nach dem Pfeiflein, das in demselben lag und dann machte er einige rasche Bewegungen mit den Händen, daß er die Trägheit abschüttle.

Martin war ein schöner junger Mann in Alpentracht. Es lag eine große Kraft in ihm — in seiner Seele. Er fühlte diese Kraft, aber er wußte nicht, wie sie in ihm entstanden war und was sie wollte. „Aus mir wär' was geworden, wenn mich mein Vater in die Schul' geschickt hätt'!" das sagte er oft und mit Bitterkeit. So wie er heute da lag unter dem Baum, so lag er oft, und da hatte er schwere, tiefe Gedanken, wie sie sonst der Alpensohn nicht hat; er suchte nach der Kraft, die irgend wo in seiner Seele lag, wie nach einem Schatz und er wollte sie heben. Sie lag drückend auf ihm, er rang mit ihr, aber er konnte sie nicht fassen, nicht lenken und leiten. — Dann hielt er oft seine beiden Hände lange vor die Stirne und rief aus: „Ich werde noch närrisch, ich!"

Oft war er schon ausgelacht und ausgespottet worden, und wenn er von Zeit zu Zeit gar Einen frug: „Sag', hast du denn noch nie darüber nachgedacht, wie das ist, da

sind so viele Millionen Menschen in der Welt und keiner ist glücklich? Ein klein wenig glücklich ist Jeder, aber Keiner ganz; bei Manchem fehlt gar nicht viel, aber es fehlt." Wenn er so frug, so erhielt er die Antwort: „Narr, so schlaf'!" oder: „Narr, so sauf' dir einen Rausch!" -- Und die so antworteten, waren noch nicht die Dümmsten.

Indeß, Martin schlief nur wenig und einen Rausch hatte er sich noch gar nie getrunken. Er zog nur im Gebirge umher und grub Wurzeln und Kräuter. Und wenn er sich auf einen Stein setzte, um auszuruhen, so kamen ihm immer wieder die Gedanken und er murmelte: „Es liegt wo, — es muß wo liegen!"

Als sein Vater auf dem Todbett schwer danieder lag, stand er an demselben Tag und Nacht und that Alles, um ihn zu trösten und zu erquicken. Er war betrübt, aber er murrte nicht, er sagte: „Es muß einmal so sein und da kann Niemand dafür."

Und als sich Martin selbst einst einen Splitter in den Arm gestoßen hatte und sich in Schmerzen wand Tag und Nacht, und als die Leute sagten: „Ach, der arme Wurzelgraber Martin, 's ist zum Todterbarmen, wie der leiden muß!" rief er aus: „Wer kann dafür? Deswegen fällt die Welt ja nicht zusammen und euch hindert gar nichts, daß ihr lacht und heiter seid!"

Später aber, als von einem großen, blutigen Krieg, der draußen so schrecklich gewüthet hatte, die Krüppel heimhinkten, da stieß Martin einen wilden Fluch aus: „... du Gotteskreuz in der Mörderhöhle! Dafür, daß diese jetzt ein unglückseliges Leben tragen müssen, die Bettler — dafür kann

wohl Jemand! Das haben die Menſchen angeſtiftet aus Habſucht und Ehrgeiz . . . aus Blutdurſt! — — Wo liegt denn das Mittel, daß ſie Alle in Lieb und Freud' zuſammen leben? die Erde wäre doch groß und ſchön genug dazu und in dem Menſchen läge auch genug Liebe. Ja, Liebe liegt im Menſchen; wer den Mitmenſchen nicht liebt, der liebt Thiere oder gar Gold und Steine. Liebe iſt da, es käme nur darauf an, ſie auf das Rechte zu lenken."

Den Wurzelgraber hatte der Krieg in keiner Weiſe getroffen, aber er war ſeit demſelben tiefſinnig und ging einſame Wege.

Als Martin einmal an einem Sonntagsmorgen Nothburga begegnete, die das Gebetbuch und einen Blumenſtrauß in der Hand zur Kirche ging und ihn im Vorübergehen mit ihren ſchönen, blauen Augen heiter anblickte, da blieb er ſtehen, ſah dem Mädchen nach und ſagte zu ſich: „In der könnte es liegen, in der!"

Seitdem ſah er Nothburga oft, bis er einmal zu ihr hintrat und ſie frug: „Nothburga, haſt du mich ſo lieb, wie alle anderen Menſchen, deinen Vater und Bruder ausgenommen?"

Darauf ſagte das Mädchen: „Du einfältiger Wurzelgraber, ich hätte dich gar lieber, wenn . . ."

In dieſem Augenblick flog hinter dem Gebüſch ein Wildhuhn auf und die Rede der Nothburga kam nicht zu Ende. —

Heute zur Kirchweih waren ſie unten im Städtchen und zuſammen beim Tanz. Als Martin das Mädchen an die Bruſt drückend ſich durch den Tanzboden wand, dachte er

bei ſich: Ich hätte es, jetzt mögen auch die Anderen ſchauen, daß ſie fertig werden!

Da entſtand draußen im Vorhaus ein Streit zwiſchen mehreren Burſchen wegen einer Tänzerin, er wuchs und wuchs, Wein und Eiferſucht waren auch im Spiele, — ein ſchwerer Keil ſauſte hin und der Wegmacher Niklas, der Bruder Rothburga's, taumelte und ſtürzte an der Treppe nieder Sein Schweſterlein rief er noch, aber als dieſes kam und ſeinen blutſtrömenden Kopf in die Arme faßte, da ſtarrten es ſeine Augen wohl noch an, aber dieſe waren ſteif und bewegten ſich nicht mehr.

Röburga hatte einen friſchen Rothsmarinſtamm an der Bruſt, den gab ſie nun ihrem Tänzer Martin: „Da, nimm ihn, der Strauß iſt nicht für mich — ſie haben meinen Bruder erſchlagen!“

Und Martin nahm ihn, ging fort aus dem Haus und aus dem Städtchen und über Thal und Hügel — immer aufwärts gegen den Hochpaß.

Dort, unter dem Lärchbaum brach er erſchöpft zuſammen, als ob auch ihn ein Keil getroffen hätte, dann ſtarrte er zum bemooſten, verwitterten Crucifix auf und flehte im Herzen: „Vater unſer, zu uns komm' dein Reich!“

Dann zerknitterte er den Rosmarinſtamm und dann kroch die Kreuzſpinne über ſein Haupt und zu ſeinem Herzen.

Es begann bereits zu dunkeln und vom Hügelland herauf zogen verlorene Klänge einer Gebetglocke.

Martin brach ſich vom Lärchgeäſte einen Stock, ſchritt

über den Paß und langsam abwärts gegen die Waldschlucht.

Plötzlich stand er still und horchte. Ein Uhu krächzte. Der junge Mann schauerte und eilte schnell weiter durch den Hohlweg.

Wieder blieb er stehen; er that einen gebrochenen Aufschrei. Unten in der Schlucht sah er Lichter flimmern und diese bewegten sich und kamen des Weges entlang ihm entgegen.

Martin verbarg sich unter dem Hang, er zitterte und betete leise.

Und die Lichter kamen näher — ein tiefes Gemurmel zitterte durch die Abendstille. Menschen zogen den Hohlweg heran und einer unter ihnen trug auf den Armen einen kleinen Sarg. Sie sprachen mit gedämpften Stimmen ein Gebet.

Den Letzten, der vorüber kam, frug Martin, wer die kleine Leiche sei.

Sie war das Kind einer fremden Bettlerin, vor wenigen Stunden erst in einer Köhlerhütte geboren. Weil der Wurm starb, bevor man ihm noch Wasser auf das Haupt gegossen hatte, verweigerte der Pfarrer das christliche Begräbniß. Aber als es Abend wurde, hatten sich einige Köhler und Holzleute in der Hütte eingefunden und Einer brachte sogar ein weißes, glattes Särglein mit und legte das todte Kind hinein. Dann zündeten sie Lichter an, trugen das Särglein fort durch die Waldschlucht und beteten.

Sie trugen es über den Hochpaß und zur Kapelle, wo die Holzuhr tickte. Dort gruben sie in weichem Moosgrund ein Gräblein und legten das Kind der Bettlerin hinein. —

Martin eilte hinaus durch die Schlucht.

Das war heute ein wunderlicher Tag für ihn, ein Tag voll Luſt und Leid, voll Werden und Vergehen. — Wenn je an einem Tag das große Menſchengtück aufgeht, ſo müßte er wie der heutige ſein, und wenn je ein Menſch das Reich Gottes auf Erden entdeckt, ſo müßte er ſo ſuchen und ſehnen und forſchen und verlangen, wie der junge, bleiche Burſche, der durch die dunkle Waldſchlucht wandelt.

Und ihm kroch heute eine Kreuzſpinne bis zum Herzen. Ein großes, großes Glück kommt zu ihm — das Glück für alle Menſchen, ſonſt iſt es auch kein's für den Einzigen, der Alle liebt.

Nie noch rang Martin ſo mit ſeinen Gedanken und Gefühlen, als heute; in ſeinem Herzen glühte es, in ſeinem Kopfe glühte es. Heim eilte er in ſeine Hütte und als er die Thür feſt hinter ſich verſchloſſen hatte, zündete er einen Kienſpan an.

Wie ſah es aus in der Hütte des Wurzelgrabers?

Da ſtand ein Herd aus rohen Steinen, auf welchen halbverkohlte Aeſte lagen; zwei Thontöpfe ſtanden da, ein dritter ſtand auf dem kleinen, braunen Tiſch und derſelbe war voll Harzkörner, wie ſie aus Ameiſenhaufen hervor gegraben werden, den Namen „Waldrauch" führen und ein treffliches Mittel ſind gegen Leibes- und Seelenſchmerz.

Unter dem Tiſche lagen ein paar Ballen von getrockneten Wurzeln und Kräutern. Alle dieſe hatte Martin geſammelt, unterſucht und ausgeforſcht, aber das, was er ſuchte und immer ſuchte, er fand es nicht unter den Gewächſen. Und doch ſoll ein Kräutlein wachſen auf Erden, in dem es

ruht, tief verwahrt und verſchloſſen, das große, wunderbare Heiligthum — denn es iſt ja für Alles, für Alles ein Kräutlein gewachſen, nur nicht für den Tod.

Unmittelbar neben dem Tiſch war ein verworrenes Strohlager, faſt zu breit und weit für einen einzigen Müden; es hat auch ſchon Nächte gegeben, wo dem armen Burſchen auf demſelben recht einſam war.

Ueber dieſem Bett hingen ein paar Heiligenbilder unter Glas und daneben war an der Wand hin eine lange Bretterſtelle, auf welcher große, dickbändige Bücher lagen und lehnten, — Bücher mit ſeltſamen Worten und Zeichen aus alten Zeiten.

Martin war in ſtillen Sommertagen und in wüſten Winternächten oft ſtundenlang vor dieſen Bänden geſeſſen und hatte geblättert und nachgeſonnen über die Zeichen und Geheimniſſe, doch keine Löſung und Erlöſung hatte er gefunden. — Ach, Martin kannte ja keinen einzigen Buchſtaben, das s ausgenommen, welches ausſieht wie eine Ringelnatter unter den Tannen- und Fichtennadeln des Waldbodens.

Martin hatte gehört, daß ein Buch geſchrieben worden iſt auf Erden, in dem es ruht, tief verwahrt und verſchloſſen, das große, wunderbare Heiligthum, das er ſuchte.

Heute, als der Burſche das Licht angezündet hatte, war das Erſte, daß er einen der ſtaubigen Bände aufſchlug und eine Zeit darüber brütete.

Vergebens — vergebens; die tauſend ſchwarzen Nadeln ſtachen ihm ins Auge, die Ringelnattern wurden lebendig und ſchlangen ſich um ſein Forſchen und Träumen. Ach, er konnte ja nicht leſen.

Martin legte den Arm auf das Buch, ſein Kopf ſank auf denſelben nieder und er begann bitter zu weinen.

So weint der denkende, ringende Menſchengeiſt, dem das Wiſſen verſchloſſen und das Forſchen verboten iſt!

Endlich ſtieß Martin das vergilbte Buch in die Ecke, ſprang auf, raffte nach Hut und Stab und verließ die Hütte.

Es war der Mond aufgegangen und im dunkeln Waldesgrund lagen ſilberne Tafeln und Fäden und Punkte. Martin ſchritt darüber hinweg — in dieſen bleichen Strahlen lag es doch nicht, was er ſuchte. Er hatte ſie ſchon gefragt in ſtiller Mitternacht; er hatte die Sterne angerufen; hatte am Tag der Sonnwende aus dem Windröschen und dem Seſamkraut ein Feuer gemacht und durch den aufſteigenden Rauch in die Sonne geblickt — aber verſchloſſen blieb ihm Himmel und Erde. Und doch träumte ihm einmal, es gäbe ein Lichtlein im Weltenraum, und das Lichtlein führe zum großen, wunderbaren Heiligthum, das er ſuchte. —

Und ſiehe, als der Burſche ſo durch Wald und Hag dahinſchritt, da ſah er auf der Heide ein Lichtlein.

Er eilte ihm träumend zu. Eine Köhlerhütte ſtand dort; wohlan, Martin ſehnte ſich nach Menſchen.

Und als er zur Hütte kam, da fand er in derſelben ein Weiblein einſam und verlaſſen auf einem Strohbund liegen; das ſchluchzte gar ſehr, weil man ihm ſein neugebornes Kind fortgetragen hatte hinaus in ein fremdes Grab.

Die Thüre der Hütte war offen, damit der Mond hinein ſcheine auf das Lager; ſonſt war Niemand in der Nähe, denn die Meilerſtätte war ausgebrannt und leer. Jene, welche

am Abende gekommen, waren wieder fortgezogen mit dem Kinde zu frommer Bestattung.

Martin war erstaunt, aber er grüßte das fremde Weib und setzte sich an die Thürschwelle.

Der Kranken that es wohl, daß ein Mensch bei ihr war, zu dem sie reden und klagen konnte.

Sie war ein armes Weib aus dem Böhmerlande, war an der Seite ihres Mannes mit einer Harfe herumgezogen schon in der halben Welt und hatte dem Volke Leides- und Liebeslieder vorgesungen; das Volk gab Brot dafür und die Lebensluft dazu gab Gott umsonst. Vor einundzwanzig Jahren hatte sie ihrem Manne das erste Kind geboren und in zwei Jahren darauf auf geheimnißvolle Weise verloren. Der Knabe spielte am Wiesenraine, als sie vor dem Schloßthore eines reichen Mannes Lieder sang, und als sie ihn rief, kam er nicht und als sie ihn suchte auf der Wiese, auf dem Felde, im Walde — in der halben Welt suchte, fand sie ihn nicht.

Er blieb verschollen bis auf den heutigen Tag; wer ihn fände, am linken Fuß fehlt ihm eine Zehe, das wäre das Wahrzeichen.

Ihr Mann war auch schon zur Ruhe gegangen, singend starb er. Sie hatte seine Harfe auf das Grab gelegt, daß der Wind in derselben spiele; die ihre aber hatte sie an fröhliche Menschen hingegeben, denn ein Weib, das sein Kind verloren und seinen Mann begraben, hat keine Stimme mehr zum Singen.

Aber bald nach dem Begräbniß des Gatten merkte sie das neue Leben unter dem Herzen; bangend und hoffend zog sie weiter und bettelte sich durch mancher Herren Länder.

Hier in der Köhlerhütte übernachtend kam die Stunde, das Weib gebar und verlor wieder, und Hol- und Köhlerleute trugen das todte Kind in den Wald und legten es in ein einſames Gräblein.

„Und jetzt geh' ich," ſchloß das Weib ihr Erzählen, „und ſinge doch wieder — ich weiß neue Lieder. Bitterer kann's für mich nicht mehr kommen — wo ich Wittwen und Waiſen finde, da ſing' ich meine Geſänge."

„Gutes Weib," entgegnete Martin, „wenn ich ſingen könnte oder ſaitenſpielen, ich ging' mit euch, vielleicht läge das, was ich ſuche, im Lied und in der Leier."

„Im Lied und in der Leier, lieber Mann, liegt Luſt und Leid und Seligkeit, liegt Glück und Noth und Hungertod! — Ihr ſucht ein ruhiges, glückliches Leben, ein häuslich Weib, eine heitere Kinderſchaar, ein friedliches Alter; o, bleibt daheim, das Alles liegt in euren Bergen, bleibt daheim!"

„Daß ihr mich verſteht, Weib, ich ſuche nicht mein Glück, ich ſuche das Glück und den Frieden der ganzen Welt — das Reich Gottes auf Erden!"

„Das Reich Gottes auf Erden!" rief die Bettlerin wild auflachend und ſich emporrichtend, „ei, da ſucht wieder einmal ein blinder Vogel nach der Sonne, die ihn einſt geblendet hat. — Glaubt das einer armen Bettlerin, euer Suchen nach dem Weltglücke iſt ein verlornes, das Weltglück iſt zwar da, aber es heißt nicht Weltglück, es heißt anders. Wir kennen den Namen nicht und wir wiſſen nicht, wie es ausſieht, darum iſt alles Rufen und Suchen vergebens."

„Aber mir iſt eine Kreuzſpinne zum Herzen gekrochen, ich werde alſo ein großes, großes Glück finden; — dann

hab' ich einen Prieſter predigen gehört, der ſagte von einem Reiche Gottes auf Erden."

„Es iſt auf Erden, ja, und ich weiß auch wo: das Reich Gottes iſt in dem Herzen eines Kindes, das ſchlummert."

— Wer jetzt den Mond betrachtet hätte! Langſam zog er hinter ein Wölklein und ſtatt der lichten, freundlichen Scheibe ſah man am Himmel ein dunkles Herz mit ſilbernen Rändern. Und das Herz wurde ein ſcharfes Dreieck und zackte ſich aus, — es wuchſen Arme und Glieder und dieſe ſtreckten ſich aus nach allen Seiten und — jetzt kroch über das bläulich dunkle Himmelsgewölbe eine rieſige Spinne dahin.

Und wer jetzt in Martins Herz geblickt hätte!

Dort wurde ein Märchen wach, wie es einſt in einer ſtürmiſchen Herbſtnacht die Großmutter erzählt hatte. — Im Herzen des Kindes! — Ja, hier liegt ein Geheimniß, eine Zaubermacht — im Herzen des Kindes liegt Himmel und Erde — Alles. Und darum hat jener Zauberer, von dem die Großmutter erzählte, ein Kindesherz geraubt und verzehrt ſammt dem Geheimniß und der Macht, und er iſt allmächtig geworden bis auf Eines. — Ei, dieſes Eine iſt unbedeutend — ſeinen eigenen Namen hat er vergeſſen und nicht mehr gefunden — er war namenlos. — Vielleicht auch das nicht, wenn er das Geheimniß zu Nutz und Frommen der Menſchheit angewendet hätte. — —

Endlich, endlich gefunden, du bleicher Jüngling, — im Herzen des Kindes! —

Ach, Martin, das Märchen der Großmutter war lehrreich; der Zauberer war namenlos geworden, er hatte den Namen Menſch verloren, er hatte ja eine ſo unmenſchliche

That begangen. Martin, und wie haſt du es ſo unglücklich falſch verſtanden in deinem einfältigen Herzen!

Martin bebte, er hielt ſich an die Thürpfoſte und wie im Lippenkrampf preßte er die Worte hervor: „Auch im Herzen eines Kindes, das todt iſt?“

Kühle Nachtluft zog durch die offene Thür, die Bettlerin ſchauerte und vergrub ſich in das Stroh.

Der Burſche lauerte auf Antwort.

„Ihr ſeid ein Narr!“ rief die Kranke, „geht euere Wege und laßt mich allein, ich will beten und an mein Kind denken, geht nur!“ —

Und der Wurzelgraber erhob ſich langſam und ging über die Haide.

Der Mond ſtand wieder frei und klar am Himmel, als Martin mit einem kleinen, doppelkämmigen Spaten, den er zum Ausgraben von Wurzeln und Kräutern zu verwenden pflegte, von dem Hochpaß, wo der Lärchbaum ſteht, niederſtieg durch den jungen Wald gegen die Schlucht — gegen die Kapelle.

Es iſt drückend zu erzählen, wie der Mann gekämpft hatte mit ſeiner Muthloſigkeit, mit ſeiner Geſpenſterfurcht, wie er die Stunde beſchwor und ſich einſegnete mit allen Kreuz- und Wunderzeichen, wie er ſich taufte mit „Stefaniwaſſer“, das gegen alle Anfechtungen ſtählt; — aber ſein Wahn, die Menſchheit glücklich zu machen, rief ihn zu einer That, zu der er jetzt hinabſtieg durch den jungen Wald gegen die Kapelle.

Der Mond war hinter den Felsen gezogen und das Kirchlein mit dem kleinen Anger, auf dem es stand mitten im Walde, lag in tiefem Dunkel.

Auf dem Thürmchen klappte laut und hohl das Werk der Holzuhr.

Behend und geräuschlos, wie sonst nie, eilte der Wurzelgraber um das Kirchlein und ließ seinen Blick irr umherschießen. Plötzlich trat er auf lockeres Moos und sein Fuß stieß an ein Kreuzlein, das im Boden stak. „Hier!" hauchte er und kauerte sich nieder. Fester faßte er den Spaten in die Hand und noch einmal rief er alle guten Geister an. Aber in dem Augenblick, als er das Eisen in den Boden graben will, beginnt es auf dem Thurme zu rasseln und zu klappern, als ob hundert Todtengerippe tanzten.

Martin sprang auf und floh angstvoll in das Gebüsch.

Das Geräusch währte eine Zeit fort und wiederhallte seltsam im Walde. Endlich war es wieder still — ganz still, auch das Ticken der Uhr hatte aufgehört.

— Vielleicht ist das Uhrwerk abgelaufen, — kam es dem Wurzelgraber in den Sinn, aber er zitterte an allen Gliedern und die Knie wollten ihm zusammenbrechen. Er beschloß nun mit seinem Werk zu warten, bis der Tag anbreche.

So blieb er im Gebüsche versteckt, bis der erste Vogelsang wach wurde, bis es graute und sich lichtete und bis über die östlichen Ebenen das Morgenroth aufging.

Jetzt begab sich Martin wieder an die Stelle, wo das Kreuzlein stak. — Hier liegt das Kind der Bettlerin begraben ... Das Herz eines Kindes, das schlummert, — das Geheimniß, die Zaubermacht, das Reich Gottes.

Emſig warf Martin das Moos und die Erde aus, mit dem Spaten und mit allen Fingern grub er und endlich ſtieß er auf den kleinen Sarg. . . . Den ſcharfen Spaten ſtämmte er zwiſchen die Fugen — es krachte und der Deckel ſprang ab.

Da lag es nun, in Lumpen, winzig und bleich und ſteif, das Menſchenkindlein, zuſammengekauert, die Händchen über die Bruſt gekreuzt, ſchier noch, wie im Mutterſchooß.

Leiſe rauſchte es in den Blättern und Nadeln, auf allen Wipfeln ſang und klang es — das Morgenroth ſtrahlte in das Gräblein.

Martins Antlitz war fahl, ſeine großen Augen rollten unſtät, zum erſtenmal war es ihm, als ſei das, was er nun begehen wollte, eine ungeheuerliche That.

— Aber im Herzen des Kindes liegt es, und jener Zauberer nahm es heraus und wurde allmächtig! Und die Großmutter hatte die Geſchichte ſo oft erzählt und auch ſonſt wurde im Gebirge viel von derlei geſprochen.

Im Beinkleid, am rechten Oberſchenkel hatte der Wurzelgraber ſeine Meſſerſcheide ſtecken. Nach dieſer griff er nun und zog ein ſchmales, langes Meſſer hervor, wie es die Gebirgsbewohner als Taſchenklinge bei ſich tragen.

Als Martin die zarten Händchen der Leiche von der Bruſt wegziehen wollte, fiel es ihm ein, daß die Finger eines neugeborenen Kindes eigentlich auch etwas Wunderbares an ſich haben. Diebe brauchen das; wenn ſie in irgend einem Hauſe, wo ſie ſich zur Nachtzeit zum Raube eingeſchlichen hatten, ſo ein Fingerchen anzünden, ſo brennt das, wie ein Kerzlein, und ſo lange es brennt, wird kein Menſch im ganzen Hauſe wach.

Aber nein und nein, Martin war kein Dieb, er ſchauerte vom bloßen Gedanken; er wollte ja nichts ſonſt von der armſeligen Leiche als das Herz, in dem das Reich Gottes liegt.

Zu dieſem Zwecke nun ſchiebt er die ſteifen Händchen zurück. — —

Zwei Holzhauer, die von ihrer Hütte zum Tagewerk an der Kapelle vorüber kamen, fanden den Mann ſo.

Zuerſt ſahen ſie ihm von der Ferne zu, wie er in der Grube kauerte und die Erde auswarf. Endlich erkannten ſie den Martin und meinten, er grabe Wurzeln; aber ſo tief gräbt ſonſt kein Wurzelgraber ein.

„Er hebt wohl gar einen Schatz!“ ſagte Einer zum Andern.

„Wäre ſchon recht, dann müßte er mit uns theilen.“

Jetzt zog er das Meſſer aus der Scheide; die beiden Männer ſchlichen näher hinzu und da ſahen ſie neben dem Erdhaufen das Grabkreuzlein liegen.

„Heiliger Gott!“ liſpelte einer der Holzknechte, „der ſcharrt ja ein Grab auf!“

„Dummes Zeug! wer läg' denn da begraben?“

„Wohl gar das Bettlerkind, das ſie geſtern beſtattet haben. Ich hört', ſie trugen es in den Wald. Doch, was wollt' er damit? — Dieſer Martin iſt ein ſonderbarer Menſch!“

„He, Martin!“ riefen ſie laut, „was machſt denn da?“

Dieſer fuhr zuſammen, lehnte ſich dann über das Särglein und ſtotterte: „Ich? — machen? — wurzelgraben.“

Aber die Holzhauer hatten es bemerkt, was hier vorging und ſie verſtändigten ſich ſchnell, was nun zu thun ſei.

Der Burſche wollte entfliehen, aber die Männer hielten

ihn feſt und ſagten: „Martin, du haſt da was angeſtellt und jetzt kommſt du mit uns, wir treiben dich in die Stadt.“

Da fiel Martin auf die Knie und beſchwor, daß er nichts Böſes gewollt und gethan, er werde es ſchon ſagen, warum er das Grab aufgeſcharrt — es ſei vielleicht verboten geweſen, das ſei ihm ſelbſt ſo vorgekommen, aber er meine es nicht ſchlecht mit den Menſchen und ſie möchten ihn nur machen laſſen, es geſchehe zu Aller Nutz und Frommen.

Aber die Holzknechte ſagten: „Du biſt ein ſchlechter Menſch, Martin, oder ein Narr, und du mußt mit uns.“

Einer löſte einen Strick von der Trage, auf der er den Lebensunterhalt für die Woche gepackt hatte, und wollte damit dem Wurzelgraber die Hände binden, allein, dieſer bat weinend, daß man ihm das nicht anthue, er gehe ſchon ſo auch mit; wenn er wirklich Strafe verdient habe, ſo leide er ſie auch.

Und nun führten ſie den bleichen Burſchen abwärts durch den Wald gegen das Hügelland und das Städtchen.

Das Grab am Kirchlein blieb einſam und offen, es ging die Sonne auf und erhob ſich über die Wipfel, und als die Mittagsſtunde kam, ſchien ſie in das Särglein auf die kleine Leiche.

Es war nach Tagen.

Martin ſaß traurig in einer Kammer und zählte die kleinen, ſechseckigen Scheiben am Fenſter. Die Kammer war wohl größer und wohnlicher, wie ſeine Hütte daheim im Walde, aber die Thür war verſchloſſen.

Eine Kreuzſpinne war ihm zum Herzen gekrochen — und doch ſaß er im Gefängniß!

Er mußte einen großen Fehler begangen haben, das war ihm jetzt klar, aber, wenn er nur beweisen könnte, daß er kein schlechter Mensch sei! Wenn doch nur die Thür nicht versperrt wäre, damit er zeigen könnte, daß er auch freiwillig bliebe und seine Strafe leide bei offenen Thüren.

Ein Mann brachte ihm täglich Suppe, Gemüse und Brot, machte ihm das reinliche Strohbett und als es einmal draußen regnete und der Wind am Hollunderstrauch vor dem Fenster säuselte, feuerte er gar in den kleinen Blechofen.

Es kamen die ersten Wintertage, wüster und heftiger schlug der Wind an das Fensterchen und pfiff schrill durch die Fugen; endlich wurde es ganz grau vor den Scheiben und Flocken tanzten und der Schneestaub legte sich in die Fensterwinkel. Da kam der Wärter öfter und machte Feuer in dem Ofen.

Das kam dem Burschen liebreich vor, so arg mußten es denn die Menschen doch nicht haben auf ihn.

Und doch schlug Martin seine rauhen Hände oft heftig vor die Stirne und einmal stampfte er in Verzweiflung mit dem Fuß. — Wenn ein Mann im Gebirge arbeitet, tagtäglich von seiner Kindheit an arbeitet -- und mit einemmale muß er ruhen und unthätig sein, muß müssig sein bei gesunden Gliedern, muß dasitzen zwischen den Mauern, und draußen ist und harrt die Arbeit — das ist eine Pein, eine Folter für den an Thätigkeit gewohnten Mann.

Martin litt diese Folter. Sein ganzes Wesen ging dahin, daß er wieder daheim auf seinen Höhen sei, dort wolle er arbeiten und graben und seine Hütte vergrößern, und Rothburga zum Weib nehmen. Alle Welt möge gehen, wie sie

geht, ſie ſei ohnehin des Glückes nicht werth, ſie ſei undankbar.

Einmal bat Martin den Wärter, dieſer möge ihm Stroh bringen, er wolle Strohſchuhe flechten, aber der Wärter brachte ihm keinen Halm. Da weinte der Burſche und klagte: „Das thun ſie mir zur Pein an; mir wär' es tauſendmal lieber, ſie gäben mir nur Brot und Waſſer, aber Arbeit dazu!"

Eines Tages wurde es anders.

Ein Gerichtsdiener trat mit dem Gefangenwärter ein, und befahl dem Wurzelgraber, daß er folge.

Martin that es freudig, denn nun durfte er wohl wieder heim in ſeine Wälder.

Aber in der Vorhalle nahm der Gerichtsdiener ein Kettenſchloß vom Geſimſe und legte es dem armen Burſchen an die Hände.

So führte man ihn in das Freie, wo es ſo blendend weiß und licht war, und wo doch der graue, düſtere Winter lag. Sie führten ihn durch einige Gaſſen der Stadt und über den Marktplatz. Menſchen drängten ſich heran, daß ſchier der Weg verſperrt wurde, aus allen Fenſtern ſahen Leute und Viele zeigten mit Fingern auf den Wurzelgraber und riefen: „Dort geht er, das iſt der Leichenräuber!"

Leichenräuber! — In ſeinem Leben war dem unglücklichen Aelpler kein plötzliches Leid ſo zu Herzen gedrungen, als dieſes ſchreckliche Wort. Dieſe Anklage war furchtbar, war zerſchmetternd. Jetzt erſt ging ihm das ſchreckliche Licht auf und ſein Todesurtheil hatte er jetzt gehört. Nun war

Martin überzeugt, daß dieser Gang in Ketten sonst nirgends hinführe, als hinaus vor die Stadt zum Hochgerichte.

Er wäre zusammengebrochen mitten auf dem Marktplatz — aber der Gefängnißwärter stützte ihn.

Sie kamen am Hause vorüber, wo Martin vor wenigen Tagen mit Nothburga getanzt hatte, wo sie den Niklas erschlugen. Ach, das war ein unheilvoller Tag und eine unglückselige Nacht! Ja wohl, unglückselig, wenn Einer das Reich Gottes sucht und er findet das Hochgericht!

Ein Wegweiser ist geschrieben und aufgerichtet, aber gar Mancher hat ihn übersehen und Mancher kann ihn nicht lesen und deuten und geht den Weg des Verderbens! —

Endlich führten sie den Wurzelgraber in ein Haus und über eine breite, steinerne Treppe in einen großen Saal. Der Saal war durch ein Eisengeländer in zwei Räume abgetheilt. In einem dieser Räume standen und drängten viele Menschen, in dem andern saßen an einem langen, grünen Tisch tiefernste Männer in dunkler Kleidung.

Einige Fenster des Saales waren durch Vorhänge verhüllt. Auf dem grünen Tisch stand zwischen zwei brennenden Wachskerzen ein Crucifix. Vor dem Tisch war ein einzeln dastehender Stuhl ohne Lehne.

Zu diesem Stuhle wurde Martin geführt und dort nahm ihm der Gerichtsdiener das Schloß von den Händen.

So stand er da, der bleiche Bursche mit den großen, dunkeln Augen, den wirren Haaren und dem ungepflegten Bartanflug. Das Zittern seiner Mundwinkel verkündete einen unendlichen Schmerz und das Auge flehte die Männer

in dunkler Kleidung an, daß ſie dieſen Schmerz von ihm nehmen möchten.

Aber die Richter blieben kalt, nur ſagten ſie zu einander: „Noch ſo jung, noch ſo jung!“

Da lag ein Stoß Papierblätter und auf dieſen ſtand Alles geſchrieben. Der gerichtliche Befund der kleinen Leiche, die Ausſage der beiden Holzhauer, wie ſie ihn an jenem Morgen an der Waldkapelle neben der Leiche trafen, von dem Wahne des Mannes, das Reich Gottes zu ſuchen und die Menſchen glücklich zu machen, und von noch Anderem ſtand auf den Blättern. Da wurde jetzt aus dieſen vorgeleſen, dann wurde geſprochen, und es ſprachen Einzelne und ſie ſprachen durch einander, laut und leiſe, und Martin ſtand da und verſtand von Allem kaum ein Wort.

„Wie alt iſt Er jetzt — Er?“ frug der Vorſitzende plötzlich, „hört Er nicht, ich frag' wie alt?“

Der Wurzelgraber ſchrack aus ſeinem Brüten auf. „Wie alt,“ ſtotterte er, „das weiß ich gar nicht recht, ich bin in die Welt gekommen in dem Jahr, wie der große Sturmwind geweſen iſt.“

„Hat Er noch Eltern?“

Martin ſchüttelte den Kopf.

„Nicht alſo?“

„Meine Mutter hab' ich gar nicht gekannt, ſie iſt gleich im Kindbett geſtorben und meinen Vater hat vor zehn Jahren der Brand umgebracht.“

„Was hat Er denn immer gemacht, ſeit Er in der Welt iſt?“ frug der Richter.

„Was wird Unsereiner auch machen! Mein Vater hat mir nichts lernen lassen können, nur die Wurzeln und Kräuter hat er mir angesagt, und sobald ich stark genug gewesen, bin ich das Wurzelgraben angegangen."

„Kann Er davon leben?"

„Das just wohl, aber ersparen hab' ich mir noch nichts mögen."

„Ist Er militärpflichtig? — Ich meine, ob Er sich schon einmal stellen hat müssen?"

„Ja, ich war wohl einmal, aber da haben sie mich wieder heimgehen lassen." —

So ging es fort. Oft war Martin verwirrt und antwortete gar nicht, und als das Verhör zur betreffenden That an der Waldkapelle kam, zitterte der Bursche und weinend rief er: „Ja, ich hab's than, aber ich hab's nicht schlecht gemeint."

Endlich frug man ihn gar nicht mehr und der Staatsanwalt stellte den Antrag: schweren Kerker auf zehn Jahre!

Da stand ein Mann mit langem, braunem Vollbart auf, der abgesondert an einem Tischchen saß und bisher nur wenig gesprochen hatte. Dieser hielt nun eine lange Rede. Er legte noch einmal den Thatbestand dar, sprach dann von dem unbescholtenen Vorleben, von der Erziehung, der Erscheinung und den Verhältnissen des Wurzelgrabers und schloß endlich seine Rede:

„Wir haben, meine Herren, keinen Verbrecher vor uns, sondern ein unglückliches Opfer des Aberglaubens, das wir wohl tief bedauern, aber nicht richten können. Wir Alle, die wir uns heut' zu Tag' der Humanität und Bildung,

des schönen, lichteren Geisteslebens erfreuen, ständen ohne Erziehung und Schule auf der Stufe, auf welcher unser Angeklagter steht. Der Unglückliche hier wäre durch eine entsprechende Ausbildung ein herrlicher Mensch geworden, edler und besser vielleicht, als Einer. Der Mann hier trägt viel Menschenliebe im Herzen, das zeigt sein Streben, ein Weltbeglücker werden zu wollen. — Wer unter uns hat als begeisterter Junge in den Studentenjahren diesen Wahn nicht getheilt, freilich mit weniger Konsequenz, weil wir bald sahen, daß es ein Ideal ist und unter den leidenschaftsvollen Menschen auf Erden nicht verwirklicht werden kann. Diese Aufklärung aber in dem Sinne ist unserem Manne hier nicht geworden, weil er keine Ausbildung und keine Lebensschule genoß, und so hielt er starr und fest an dem Wahne und verfolgte sein ideales Ziel mit Aufopferung seines eigenen Wohles. — Dazu kam der Aberglaube. Auch wir haben als Kinder Fabeln und Märchen geglaubt und würden sie noch glauben, wenn wir nicht durch ein Aeußerliches, durch die Schule, eines Anderen überzeugt worden wären, denn die eigene Vernunft arbeitet sich aus dergleichen gar schwer heraus. Der Mann aber ist nicht durch ein Aeußeres, durch die Schule eines Anderen überzeugt worden, im Gegentheile, seine Umgebung hat den Aberglauben in ihm nur noch mehr bestärkt und bestätigt. — Sie geben mir zu, meine Herren, daß ein Verbrechen, wie Mord, Brandlegung u. s. w. von einem Ungebildeten aus Aberglauben begangen, nicht so schwer in die Wagschale fällt, als wenn dasselbe von einem Gebildeten aus Haß und Rache verübt wird. Nun ist aber der gegenwärtige Fall kein Mord und keine

Brandlegung, er iſt kein Akt des Haſſes und der Rache, nicht einmal der Eigenliebe. An einem Todten hat ſich der Angeklagte vergriffen, in dem Wahne, den Lebendigen dadurch das Glück zu geben. Wollen Sie das, meine Herren, ſühnen, wie ein Verbrechen? Wohl heißt es: laßt die Todten ruhen! Aber machen Sie einmal dem anatomiſchen Kabinet einen Beſuch, dort wird die ſogenannte Ruhe auch geſtört und entehrt — die Todten werden zergliedert, zerſtückt — zum Vortheile der Lebendigen. — Ich behaupte nicht, daß es kein Verbrechen iſt, die Gräber zu öffnen; es iſt Leichenſchändung und Leichenraub geſchehen, dieſen die vollſte Strenge des Geſetzes! Der gegenwärtige Fall iſt ein anderer und in Bezug auf das bereits Geſagte zu entſchuldigen. — Erwägen Sie den Fall noch einmal, meine Herren, und erwägen Sie meine Worte, die ich aus der Tiefe meines Herzens für das unglückliche Weſen hier geſprochen habe. Richten Sie über das Vergehen eines Verirrten nicht, wie über ein Verbrechen. Die hier in Verhandlung ſtehende That iſt nichts, als ein unwiſſentliches Vergehen gegen die Sitte; betrachten Sie dieſelbe als ſolches, meine Herren, und laſſen Sie den armen Mann heimziehen in ſeine Berge!"

Nach dieſer Rede war es ſtill im ganzen Saale. In Martins Auge hing eine große Thräne; er ſtürzte hin vor den Vertheidiger, umſchlang ſeine Füße und rief: „Der iſt mein einziger Freund in der Welt!"

Aber dieſer wehrte kühl ab und ohne noch ein Wort zu ſagen, ſetzte er ſich an ſeinen Tiſch. —

Die Richter erhoben ſich von ihren Sitzen und traten in ein Nebenkabinet.

Der Staatsanwalt und der Vertheidiger, die sich anscheinlich eben feindlich gegenüber standen, gingen jetzt zusammen und plauderten in einer Fensternische. Das Volk war unruhig und erging sich in Muthmaßungen über das zu erwartende Urtheil. Die Kerzen brannten matt und ruhig neben dem Kreuzbild und Martin saß auf seinem Schemel und starrte zu Boden.

Endlich, nach einer geraumen Zeit öffnete sich die Thür des Kabinets, die Richter traten heraus und der Vorsitzende verkündete das Urtheil.

Martin war frei.

Da Sturm und heftiges Schneegestöber wüthete, so wurde dem Wurzelgraber gesagt, er könne noch einen Tag in dem Hause bleiben, in welchem er in der Untersuchungshaft war, und man wies ihm eine wohnliche Stube an. Ein Mann brachte auch Stroh und Bindwerk in die Stube, daß er, wenn er wolle, Strohschuhe flechten könne. Aber Martin ließ das stehen, er sah immer nur durch das Fenster in das grau verschwommene Wehen und Wogen des Schneegestöbers hinaus. Das Fenster hatte kein Gitter, die Thür war nicht verschlossen, der Ofen war warm. Er war kein Gefangener, er war Gast und morgen lichtet sich der Himmel und es geht heim zu.

— Aber wenn doch eine Schuld in dir läge, Martin, und wenn sie dich morgen von dieser Stube wieder in den Kerker führten? — Daheim steht deine Hütte, daheim harrt Rothburga: die Hütte ist verlassen, Rothburga denkt deiner in

Lieb' und Schmerzen. Und all die Menſchen halten dich für einen Miſſethäter! Wer ſoll da noch ſäumen eine ganze lange Nacht, wer ſoll da nicht heim und wenn Spieße vom Himmel fielen? —

So ſann Martin, als er durch das Fenſter ſah.

Und als es zu dämmern begann, da hielt es der Burſche nicht mehr aus, feſt zuknöpfte er ſeinen Rock, tief in die Stirne drückte er ſeinen Hut, dann ſchlich er fort aus der Stube, aus dem Hauſe wie ein Dieb.

Die Gaſſen des Städtchens waren leer, überall lag hoher, lockerer Schnee, ein ſchneidender Wind wehte dem Dahineilenden Flocken und Eisnadeln in das Geſicht.

Aus den Fenſtern ſtrahlten Kaminfeuer und Abendlichter — gaſtlich einladend, aber Martin eilte davon, ſo gut es ging. Außerhalb des Städtchens war bald kein Weg und kein Steg mehr zu erkennen, aber der Wurzelgraber ſchritt rüſtig über den Schneeboden dahin, gleichgiltig, ob auf Weg oder Feld oder Haide, die Richtung wußte er ja und er wußte auch wohin.

Und ſtundenlang irrte er durch die Gegend und er kam nicht weiter; noch die Mitternachtsſtunde hörte er von der Thurmuhr des Städtchens ſchlagen. Aber Martin war muthig, es ging ja heimwärts.

Endlich kam er zum Wald und auf demſelben lag ein Schneegewölbe und das gab einigen Schutz gegen den Sturm. Freilich war es gar finſter unter den Aeſten und die Wipfel rauſchten unheimlich und hier und da fielen Schneeklumpen zu Boden, aber Martin achtete das nicht, er war ein Sohn

des Waldes und hatte ſo manchen unwirthlichen Winterabend im Freien zugebracht.

Luſtig ging's fort zwiſchen den Stämmen und Sträuchern über Stock und Wall und Martin pfiff ſogar einen Almer. Plötzlich aber kreiſchte er auf und ſank faſt auf den Boden.

An ſeinem rechten Arm hatte ihn eine Hand gefaßt.

Der Burſche ſtöhnte ein Gebet.

„Ei, das iſt wohl gar der Leichenräuber!“ rief eine Stimme — eine ganz fremde Stimme.

Martin flehte um Gnade. Eine männliche Geſtalt ſtand vor ihm — wie aus der Erde aufgetaucht war ſie gekommen.

„Beruhige dich, Bruder,“ lachte die Geſtalt, „ich kenne ja deine Geſchichte und ich weiß, daß du unſchuldig biſt. Steh' auf, Narr, wir halten uns zuſammen, daß wir aus dieſer Mördergrube kommen, ich hab' Froſt und Hunger. Wir wollen uns einander beiſtehen, wir haben das gleiche Geſchick. Sollteſt du mich noch nicht geſehen haben, ſo ſage ich dir, daß wir die letzten Wochen hier in einem Hauſe gewohnt haben. Ich ließ mir von dir erzählen und hätte nur gewünſcht, mit dir zuſammen zu wohnen. Ich bin ein ehrlicher Kerl und unſchuldig haben ſie mich hingehalten, alberner Händel wegen, an denen ich mich gar nicht betheiligt habe. Erſt in den letzten Tagen kam meine Unſchuld ans Licht und man ließ mich frei. Jetzt freilaſſen, jetzt zur rauhen Winterszeit; was ſoll ich anfangen, ich bin nicht von hier und ich habe keinen Erwerb. Kaum die nöthige Kleidung habe ich, ſo daß ſie mich im Zwilchröcklein und in der Wollen-

haube fortgehen ließen. Was soll's nun werden mit mir, wenn ich nicht gute Menschen finde?"

Wie diese Worte mit Lachen begonnen hatten, so hörten sie mit Weinen auf — der Fremde schluchzte heftig.

Martin hatte sich von seinem Schreck erholt — das war ja kein Bösewicht, der ihn überfallen wollte — ein armer Nothleidender war's, ein Hungernder, ein Frierender. Brot hatte der Wurzelgraber keines, aber einen dichten Lodenrock hatte er und den bot er dem Fremden bereitwillig an.

„'s ist eine Gewissenlosigkeit," sagte dieser, „wenn ich von dir Rock und Hut nehme, aber wenn mir der Frost nicht schon bis an's Herz ginge und wenn ich nicht wüßte, daß deine Güte zu mir aus wahrer, christlicher Liebe kommt, so würde ich die Kleider nicht annehmen."

Der Fremde nahm Martins Rock und Hut und warf dem Wurzelgraber die leichte Zwilchjacke und die Wollenhaube dafür hin, wie er sie aus dem Arrest mitgebracht hatte.

Martin zog diese Kleider ruhig an, dann lud er den Fremden ein, daß er mit ihm gehen möge, er kenne die Gegend, er führe ihn aus dem Wald und in eine Herberge.

So gingen sie weiter, beide sprachen wenig. Ueber ihren Häuptern krachten die Aeste, einzelne brachen sogar und stürzten rauschend nieder.

Endlich kamen sie auf einen freien Platz, der mitten im Walde lag.

Der Sturm hatte ein wenig nachgelassen, es war der Mond aufgegangen und senkte sein Halblicht durch das graue Gewölke, das über den Baumwipfeln dahinjagte.

Der Fremde zog den Lodenrock eng zusammen und

lehnte ſich an einen Baum, er war erſchöpft. Der Mond ſchien einen Moment in ſein Geſicht, das war noch jung, aber ſehr bleich.

Martin ſtand neben ſeinem Gefährten und hauchte ſich in die Hände.

Plötzlich horchte der Mann am Baume auf. Von der entgegengeſetzten Seite der kleinen Haide war es zu hören, wie Pferdetraben.

Martin fiel wieder in Angſt, aber der Fremde murmelte in ſich hinein: „Geköpft wie gehangen, ein Teufel!“

Das Pferd trabte langſam heran, auf demſelben ſaß eine von Schnee halb eingehüllte Geſtalt.

— Da reitet ein nächtlicher Wanderer durch den Wald — das geht ſehr langſam, das Roß iſt müde, der Reiter ſchläft wohl gar.

Der am Baume lauerte. „Sieh' einmal,“ ſagte er dann leiſe zu Martin, „iſt das ein Leichtſinn von dem Mann, jetzt ſchläft er auf dem Pferd und erfriert. Man muß ihm beiſtehen und wecken, doch früher müſſen wir ſehen, mit wem wir's zu thun haben. Jetzt, wenn das Pferd ganz nahe gekommen ſein wird, ſo faſſe du es vorſichtig beim Zügel, ich werde den Mann wecken, daß er doch nicht erſtarrt.“

Und als das Pferd ganz nahe war, faßte es Martin am Zügel und in demſelben Augenblick ſtürzte ſein Gefährte herbei und riß den Reiter nach rückwärts zu Boden.

Ein Hilferuf, ein Piſtolenſchuß, ein Aufſchrei. Zwei Männer lagen im Schnee und rangen, ein dritter lag in ſeinem Blute. Das Pferd wieherte, ſchlug aus und herum in

einem weiten Halbkreis lief es, daß der Schnee hoch aufſtaubte und der Boden dröhnte.

Endlich gelang es einem der Ringenden ſich aufzuraffen, den andern von ſich zu ſchleudern, ſich auf das Pferd zu ſchwingen und im vollſten Galopp davon zu rennen.

Auch der Zweite erhob ſich, ſchüttelte den Schnee von Kleidung und Bart, ſah dann dem dahin eilenden Pferde nach und ſchüttelte den Kopf. „'s iſt ein Glück, daß mich der Hallunke nicht erwürgt hat," brummte er, „das Knie preßte er mir lang genug in den Hals. Die Uhr mag er denn haben und mein Brauner, ei, der wird mir ſchon wieder kommen. Da liegt ja — ach Gott, da hab' ich ja Einen erſchoſſen!" rief er aus, als er unſeren Martin auf dem Boden liegen und ſich winden ſah.

„Weh, und gerade durchs Bein," wimmerte Martin, „und jetzt kann ich gar nicht weiter!"

„Du Allmacht, das iſt ja der Wurzelgraber Martin!" ſagte der beraubte Mann, „aber wie kommſt doch du um des Himmels Willen unter die Straßenräuber?"

Der Arme jammerte, weinte und lachte wild auf und endlich that er den lauten, zitternden Ruf: „Ja ja, ich bin's, ich bin der unglückliche Wurzelgraber Martin!"

Wie er hingellte, dieſer Klageſchrei durch die Sturmnacht — — warum hört ihn kein Gott, warum verſchließt das Schickſal die Ohren, wenn ein ſchuldlos Opfer weint und klagt? —

Der Andere ſtand einen Moment ſinnend da, „nein, Martin," ſagte er dann gedämpft, „wenn ich gewußt, daß es du biſt, ich hätte nicht geſchoſſen, aber ſei nur ruhig, ich

werde dir das Blei ſchon wieder herausziehen. Mit dem Verbinden aber müſſen wir's ſchnell machen, dann nehm' ich dich mit hinaus in das Dorf."

„Nein, ins Dorf nicht, wenn ich euch bitten darf, tragt mich hinein in die Stadt zum Gericht, ſie werden euch's lohnen!"

„Zum Gericht gehörſt du jetzt nicht, komm, ich trag' dich ſchon ins rechte Haus."

„Aber, ich weiß nicht, wie das iſt; ſeid ihr angefallen worden? zuletzt iſt wohl gar — ach, ich weiß nicht und ich verſteh's nicht — Jeſus, ich bin wahnſinnig geworden!"

„Ruhig, wir müſſen eilen, dein Blut fließt in den Schnee und in Hochdorf liegt Jemand in Sterbensnoth!"

Als dieſer Mann dem Unglücklichen ſein rechtes, verwundetes Bein verbunden hatte, hüllte er ihn in ſeinen Mantel, faßte ihn auf den Rücken und trug ihn durch den Wald.

„Ihr ſeid gar der Bader von Dernau?" frug Martin unterwegs einmal.

„Ja, Martin."

„Dann kenn' ich euch. Aber das werdet ihr euch von dem Martin nicht gedacht haben, das! Doch bei Gottes Kreuz und Leiden, ich hab's nicht gewußt und nicht gewollt — — "

Er ſprach nicht weiter; ſo heftig war der Schmerz, den er litt, daß er kaum die Kraft hatte, ſich an dem Nacken ſeines Trägers feſtzuhalten.

Bergauf und thalab ging's, über Hügel und durch Schluchten; kaum, daß der Bader in Nacht und Schnee den unſichern Fußſteig traf. Auf den Anhöhen hatte der Sturm

Bäume geknickt, und man konnte es von nah' und ferne noch hören, wie sie zusammenbrachen. In den Schluchten lag tiefer Schnee und die Aeste der Bäume drückte er nieder, daß sie den Wandelnden mit seiner Last oft und oft den Weg versperrten.

Der Wolfswald ist eine unwirthliche Gegend, die Leute gehen nicht gerne durch denselben in solchen Stunden. Nur der Arzt von Dernau, der fast täglich in's Hochdorfer Armenhaus jenseits des Waldes muß, hat den nächtlichen Ritt schon unzählige Male gemacht; freilich das, wie heute, ist ihm früher noch nie begegnet.

Der Bader stand oft still und stellte seine Last auf einen Baumstock, dann trocknete er sich die Stirne. Es war ihm heiß trotz des eisigen Schneewehens.

„Bader, ihr richtet euch zu Grunde!" sagte Martin einmal leise, „lehnt mich da unter die Tanne und wenn ihr nach Hochdorf kommt, so schickt mir ein paar Männer herüber, ich werde derweilen nicht erfrieren."

„Martin, da würdest du sehr krank werden!" entgegnete der Arzt und schleppte seine Last weiter und weiter. Er zwang und kämpfte sich über Gestock, Gefälle und zusammengewehten Schnee und erreichte endlich die Lichtung, wo die Felder beginnen.

Und als er über die Felder hinschritt, da wurde es im östlichen Gewölke lichtgrau und auf dem Boden, wo der Wind den Schnee weggefegt hatte, sah man immer deutlicher die Steine und Halme. Und wenn Wind und Schneewehen für Augenblicke ruhig war, so konnte man vor sich im Thale

einzelne Lichter ſehen und das Geklapper des Korndreſchens vernehmen.

Es iſt ein alter Brauch in Hochdorf, daß die Knechte im Spätherbſte ſchon um zwei Uhr Morgens auf der Tenne ſind. Erſt, wenn ſie ihre dreihundert Garben ausgedroſchen haben, eſſen ſie die Morgenſuppe und gehen dann zur Holzarbeit in den Wald.

Als der Arzt gegen das Dorf kam begegneten ihm wirklich ſchon Männer mit Aexten und Sägen.

„Grüß Gott, Bader! heut' zu Fuß?“ ſagten Einige und hoben ein wenig ihre hohen Filzhüte.

„Dank euch Gott!“ entgegnete der Mann Jedem, „geht ſchon in's Holz?“ Und Einen frug er noch ganz beſonders: „Wie geht's im Armenhaus, habt ihr nichts gehört, iſt Alles gut?“

„'s wird wohl ſein, hab' nichts gehört; wie ich jetzt vorbei gegangen bin, hab' ich kein Licht im Hauſe geſehen. Du heiliger Joſef, Bader, was ſchleppt ihr denn auf euerem Rücken daher?“

„'s iſt ein Kranker aus dem Walde,“ ſagte der Arzt und ſchritt langſam weiter.

Warum hat er's den Leuten nicht Alles erzählt, daß ſie den Räuber verfolgt hätten? — Der Mann kannte ſein Pferd, zudem nur jetzt keine Sekunde Zeitverluſt.

Im Dorfe ſelbſt begegnete ihm Niemand. In einigen Bauernhäuſern hatte man Licht in der Stube, in anderen war es dunkel. Hie und da krähte ein Hahn.

Der Wind hatte nachgelaſſen, aber dichte Schneeflocken fielen nieder und legten ſich dicht und dichter auf die Stroh-

dächer, auf alle Pfähle, Brunnentröge und Zaunstangen. Und was sich an den Rücken des mühsam einherschreitenden Mannes schmiegte — kaum war es unter dem Schnee mehr zu erkennen, was es war.

Endlich, gegen dem Ende des Dorfes, etwas abseits vom Weg, stand ein altes Gebäude aus Stein mit Erker und Thürmchen. Das Dach stand an einzelnen Stellen weit hervor, die Fenster waren groß, aber vergittert. Ueber dem weiten, doch geschlossenen Thor an der Mauer war ein Gemälde, den barmherzigen Samariter darstellend, wie er den unter Straßenräuber gefallenen Mann auf die Schulter ladet.

Diesem Hause ging der Arzt zu und zog am Eingange an einem Glockenstrange.

Bald öffnete sich das Thor und die Schließerin, ein altes Mütterchen, streckte dem Ankömmling die Hand entgegen: „Gott sei Dank, weil ihr doch endlich nur da seid!"

„Gibt's was?"

„Ach sonst nichts, aber —"

„Was macht die Kranke?"

„Mein, die ist rechtschaffen passabel, seit Mitternacht hat sie einen guten Schlaf; aber ihr, was ist euch denn geschehen? Nein, dieser Schreck, da kommt das Roß allein . . .?"

„Das Roß? Mein Pferd ist gekommen?"

„Jesus Christus, wer hockt euch denn auf dem Nacken, Bader?"

„Laßt mich nur erst in die warme Stube und richtet Eis!" sagte der Arzt.

Jetzt kamen auch andere Leute herbei, Männer, Frauen,

theilweiſe in Binden und an Krücken. Alle ſchrieen: „Nu ſchaut's, da iſt er ja; Gott ſei Lob und Preis, weil er nur da iſt!“ —

Und als der Mann im Zimmer war, ließ er ſeine Laſt auf ein Lederſofa gleiten und ſagte: „So, Martin, jetzt ſind wir daheim. Schau, für dieſes Haus haſt du mir oft die Wurzeln und Kräuter geſammelt. Wie iſt dir, haſt du recht großen Schmerz?“

Martin zitterte und der Arzt nahm ihm den ſchneeigen Mantel und die naſſe Zwilchjacke ab, dann rief er in ein Nebenzimmer, daß man friſche Decken und ein Glas Waſſer bringe.

„Aber, daß ich ſo ankomm',“ murmelte Martin, „das war doch ein hölliſcher Lump! Meinen Rock hat er auch!“ Dann nahm er einen Schluck Waſſer.

Später ſagte er zum Arzt: „Da habt ihr mich jetzt ſo weit hergetragen und ſeid doch um zwanzig Jahr älter als ich.“

Und der Morgen, der durch die Fenſter ſtrahlte, zeigte es, der Arzt hatte viele graue Haare auf dem Haupte und im Vollbart; ſein Geſicht war etwas durchfurcht und ſehr gebräunt und wenn er ſprach oder lächelte, ſo lag auf demſelben ein Zug — eigen und merkwürdig — eine wunderbare Handſchrift des Schickſals oder der Seele. Die Geſtalt des Mannes war groß und trug ein bequemes Winterkleid aus grauem Loden. Der Nacken war etwas gebeugt — wohl noch von der Laſt, die er in's Aſyl getragen! —

Im hohen, geräumigen, etwas alterthümlich eingerichteten Zimmer ſtand ein brauner Kaſten. Dieſen öffnete nun

der Arzt und zog eine Lade heraus, in welcher viele Inſtrumente aus Meſſing und Stahl und verſchiedene andere Gegenſtände waren. Dann verlangte er von den zu- und abgehenden Perſonen noch dies und das und nahm hierauf dem Wurzelgraber die Binde ab, ſchnitt das Beinkleid auf und unterſuchte, wie es mit dem Fuße ausſah, welche Verheerungen ſein Schrotſchuß angerichtet hatte.

„Drei Körner ſtecken d'rin, Martin, aber wir werden ſie ſchon heraus kriegen; ein wenig ſchmerzen wird's wohl, aber 's iſt gleich vorüber.“

„Schmerzen, meint der Bader? Nein, wenn ich an Anderes denke, ſchmerzt ſonſt gar nichts. Ich thu' euch's nur früher erzählen, wie's gekommen iſt, Bader!“

„Hernach, hernach, lieber Freund, jetzt iſt hohe Zeit, daß wir daran gehen.“

„Werdet das wohl ſelbſt am beſten verſtehen, aber wenn's nun ſo gäh gar würde mit mir! — Ich will's doch früher erzählen.“

„Wirſt mir noch Alles erzählen, Martin, aber jetzt mußt du ruhig ſein.“

„So glaubt mir doch, daß ich euch nicht angefallen hab'. Ach, ich weiß gar nicht, wie das geweſen iſt; ihr wißt davon wohl mehr als ich.“

Der Arzt reichte dem Wurzelgraber die Hand, dann begann er die Operation.

Sie war lang und mühvoll. Martin klammerte ſeine linke Hand krampfhaft an die Lehne des Sofa's und die rechte hatte ſich tief in ſeine Locken eingegraben. So lag er da, ſtarr und ruhig — er bebte nicht, er klagte nicht; nur

einmal, als das Eiſen im Beine krachte, zuckten ſeine Lippen, aber dann drückte er ſie feſt zuſammen, bis Alles vorüber war und der Arzt ſagte: „Jetzt, mein Lieber, wird's gewonnen ſein; haſt dich aber brav dabei gehalten. Jetzt wirſt du eine Suppe eſſen und dann ſchau, daß du einſchlafen kannſt, bis Mittag komm ich wieder zu dir."

Nach dieſen Worten ging er und ſchrieb einen Brief an das Kreisgericht, den er ſogleich durch einen eigenen Boten abſandte.

„Schläft ſie immer noch?" frug ſpäter der Bader. Der Mann war Doktor, aber die Leute nannten ihn lieber: Bader, ſie hatten viel mehr Zutrauen zum Bader, als zum Doktor.

„Vor einer halben Stunde hat ſie die Augen aufgeſchlagen und nach euch gefragt," berichtete die Wärterin, „ſeitdem ſchläft ſie wieder. Aber jetzt ſagt uns doch, das Roß hat euch wohl abgeworfen? Gerade wie der Tag anbricht, kommt es allein in den Hof, es iſt halb wild und der Peter mag's völlig nicht in den Stall bringen."

Sofort erzählte der Doktor, wie er geſtern im Laufe des Nachmittags dringende Krankenbeſuche gehabt habe, wie er erſt am Abend nach Dernau kam, dort ein paar Stunden ruhte und wie er gegen Mitternacht aufbrach um nach Hochdorf zu reiten, der Kranken wegen, die gerade in der Kriſis liegt. — Wie er nun im Schneeſturm, feſt in den Mantel gehüllt, durch den Wolfswald ſo dahin traben läßt, dabei ſchier einſchlummert, bleibt das Pferd plötzlich ſtehen und er wird nach rückwärts zu Boden geriſſen. Noch ſchießt er ſein

Piſtol gegen eine Geſtalt vorne ab, aber ſchon drückt ihn ein Mann feſt in den Schnee, entreißt ihm die Börſe und die Uhr und ſchon flieht der Räuber mit dem Pferde davon. Erſt jetzt gewahrt der Beraubte den Verwundeten, den Martin, der erſt vor wenigen Tagen wegen einer ſonderbaren Geſchichte in den Arreſt kam. Wie das zuſammen hängt und wie der arme, ehrliche Burſche in die Hände von Spitzbuben gefallen iſt, das muß ſich erſt aufklären.

So erzählte der Doktor und dann ließ er mehrere Bauern von Hochdorf entbieten, in den Wolfswald zu gehen und die Gegend zu durchſuchen. Vielleicht iſt eine Spur, vielleicht liegt der Strauchritter gar irgendwo mit zerſchmetterten Knochen. — Der Braune verſteht in derlei keinen Spaß! —

Im erſten Stock des alten Hauſes war eine große Stube mit vielen Schränken und Betten und zwei grünen Kachelöfen, in welchen es recht lebendig kniſterte.

Die Betten waren einfach, aber ſehr reinlich und zu dieſer Morgenſtunde alle bereits geſchichtet. Neben den Betten auf Lederſtühlen ſaßen alte, krüppelhafte Männer und Weiber und ſie ſprachen leiſe zuſammen und Jedes hatte eine kleine Beſchäftigung.

Ein einziges Bett an einer Ecke war mit einer weißen Blache verhangen, daneben ſtand ein Tiſch mit Taſſen und Fläſchchen.

In dieſe Stube ging nun der Bader, nachdem er unten eine Fleiſchbrühe zu ſich genommen hatte.

Wie er eintrat, humpelten Alle von ihren Plätzen herbei und gaben ihm die Hand. Er drückte jede und ſprach freund-

liche Worte. Dann ging er zum Bett, das mit einer Blache verhangen war.

Langsam zog er diese seitwärts.

Im Bette lag ein Mädchen. Es lag da wie eine Leiche, ausgestreckt, eine Hand über der Brust, bleich das junge, liebliche Antlitz, mit geschlossenen Augen und losen, reichen Haaren.

Das Mädchen, wie es dalag im Dunkeln, war schön, wie eine weiße Blume in der Waldschlucht — wie eine stille Mondnacht.

Lange hielt der Doktor den Vorhang seitwärts und sah hin und endlich beugte er sich gar langsam nieder zur Schlummernden, zu ihrem Mund, um zu fühlen, ob sie athme.

Und sie athmete.

Jetzt faßte er sanft ihre Hand und jetzt bewegte sich diese und das Mädchen schlug halb die Augen auf.

„Nothburga, hast du jetzt geschlafen?" sagte der Mann leise.

„Ah," hauchte die Kranke überrascht, „jetzt seid ihr doch wieder da. Nein, ich hab' nur so geträumt, — es kommt mir halt immer noch vor, ich seh' ihn liegen mit der großen Wunde."

„Ich werde dir eine Schale Mandelmilch reichen, das kühlt; schau, du wirst jetzt bald wieder gesund sein."

Nothburga richtete sich mit Hilfe des Arztes auf und trank einige Tropfen von der Mandelmilch. Dann blickte sie den Mann treuherzig an und sagte: „Und jetzt hätt' ich euch wohl wieder gern gebeten, daß ihr zitherspielt."

Der Doktor lächelte. Sogleich lächelte die Kranke auch, denn sein Lächeln war für die Menschen immer das, was ein Sonnenstrahl für die jungen Veilchen ist.

„Ja, wenn ich dir, liebes Kind, damit eine Freude mach', so werde ich spielen. Mutter Anna, ihr holt mir wohl gerne die Zither von meiner Stube, sie hängt neben dem Bücherschrank; der Schlüssel steckt an der Thür."

Und ein altes Mütterlein, das nur die rechte Hand hatte — die linke nahm ihm vor Jahren der Bader ab, weil der Krebs daran nagte, der sich gerne in's Herz hinein gefressen hätte — humpelte jetzt fort und kam bald wieder mit dem Instrument zurück.

Auch alle Anderen waren leise herbei gekommen und stellten sich um das Bett und das Tischchen, an dem nun der Doktor saß und die Saiten stimmte.

Endlich tönten sie zusammen in harmonischem Vielklang und als ein Liedchen zu Ende war, frug der Mann etwas schalkhaft: „Gefällt das der Rothburga?"

Die Kranke lächelte und er spielte weiter.

Aber plötzlich brach er das Spiel wieder ab und heiter zu den alten Männern und Frauen gewendet sagte er: „Was thätet ihr sagen, wenn die Rothburga Frau Baderin würde?"

Da lachten sie Alle und meinten: „Der Rothburga wäre das schon zu gönnen."

„Ei, das wäre wohl kein Glück für die Rothburga. Ich bin Vierziger und bin grau und griesgrämig; ich gehöre hin, wo die Krankheit ist und die Noth und Rothburga blüht erst auf, sie gehört zum Leben und zur Freude. 's wird schon

Einer kommen, der das mitbringt, werde nur erst gesund, Nothburga!"

„Ach, so lang ich ihn noch liegen seh' mit der großen Wunde," entgegnete das Mädchen leise und langsam, „und so lange sie den Martin nicht wieder zurückgeben und sagen: er ist unschuldig, so lang kann ich nicht mehr gesund und freudig sein."

Der Doktor griff wieder in die Saiten, sang ein heiteres Lied und einen Jodler dazu, so recht derb und lustig, daß die Weiber sagten: „Na, und jetzt ist er wieder wie ein Bauernbursch oben im Gebirg."

Nur das Ende war nicht so. Das letzte Ausklingen eines Jodlers hat ein so eigenartig, innig Lustiges, daß es nur der Aelpler recht hervorsprudeln und ausdrillern kann; ein Anderer, und hat er die Alpenweisen noch so gut inne, kann es nicht und das letzte Ausklingen gelingt ihm nicht.

Endlich erhob sich der Doktor und sagte zu Nothburga: „Und jetzt muß ich ein wenig arbeiten; die Josefa bleibt bei dir. Bevor ich fort nach Dernau geh', komm ich schon noch einmal. Wenn du dann endlich etwas stärker bist, werde ich dir was Lustiges sagen. Die Mutter Anna trägt mir wohl wieder die Zither auf meine Stube?"

Dann ging er, um sich nach Martin umzusehen.

Als er die Treppe hinabstieg, eilte ihm schon die Schließerin entgegen: „Ach, man meint, man findet euch gar nicht, Bader, kommt doch gleich hinab in den Hof, sie haben einen Todten gebracht!"

Und als der Doktor hinab kam in den Hof, da standen

unter einem Vordach Leute, die lebhaft miteinander ſprachen und Alle nach einem Fleck hinſahen.

Dort, auf zwei ineinander geflochtenen Baumäſten lag der Todte. Es war das Leichentuch noch darauf, das der Wald und der Winter ihm geſchenkt hatte; man wollte nichts an der Leiche anrühren, nicht einmal den Schnee herabfegen, ſo lange nicht der Bader kam.

Als dieſer nun daſtand, traten drei Bauernburſche, wie ſie ihm am Morgen im Walde begegnet waren, zu ihm und ſagten: „Haben heut' einen traurigen Fund gemacht, Bader!"

„Wir ſammeln dürres Gefälle zu Brennholz," erzählte einer der Burſchen, „und waten ſo im Schnee herum. Sagt auf einmal der Georg da — du, ſagt er, da liegt auch ein nutzes (bedeutendes) Stück, das müſſen wir heraus ziehen. Und wie er den Haken in den Schnee haut, ſagt er: Das iſt ja gar kein Holz! — Nein, ſag' ich, was wird's denn ſonſt ſein? und hau auch in den Schnee. Jeſus, ſchreit d'rauf der Georg, eine Menſchenhand! und — 's war nicht anders. Rechtſchaffen g'ſchreckt hat's uns und wir haben Keiner wollen angreifen. Sagt noch der Poldl da: Ziehen wir ihn nur in Gottesnamen heraus, muß halt erfroren ſein; zuletzt iſt er gar noch nicht todt, er iſt noch völlig weich. Ja und ſo haben wir ihn aus dem Schnee heraus gezogen, haben ihm gleich Schuh und Strümpf herab geriſſen und die Füße gerieben. Und wir haben ihn gerüttelt und noch ſtärker gerieben — nein, was wir gearbeitet haben, aber 's war halt aus und vorbei. 's iſt ein wildfremder Menſch, aber mein, wohin ſollen wir ihn denn tragen, als in's Armenhaus? Wir haben noch gerathen und hin und her

geredet; der Bader iſt heut' dort, haben wir geſagt, und der wird ſchon wiſſen, was zu machen iſt. Ein rechtſchaffen trauriges Geſchäft war's — und da haben wir ihn jetzt."

Sofort beſichtigte der Doktor die Leiche. Es war ein junger Mann mit langen blonden Locken. Augen und Mund waren halb offen, von dem linken Mundwinkel über die Wange war eine röthlich braune Eiskruſte — der Verunglückte mußte aus dem Mund geblutet haben. Hände und Füße waren blau angelaufen. Das Beinkleid war von grauer Leinwand, der Rock aus Loden. Um den Hals hing der Leiche an einem ſchwarzen Band eine Sackuhr mit zerbrochenem Glaſe.

Ohne ein Wort zu ſagen löſte der Doktor die Uhr ab und legte ſie neben hin auf ein Brett. Dann unterſuchte er Schädel und Hals.

„Erfroren iſt der Mann nicht," ſagte er, „es zeigt auf einen Fall, es iſt das Genick gebrochen."

„Du ewiger Heiland!" ſchrie die Beſchließerin plötzlich, „Bader, das iſt ja euere Uhr und der iſt gewiß euer Räuber!"

„Mag wohl ſein," ſagte der Mann ruhig, „tragt jetzt die Leiche in die Todtenkammer, alles Andere werde ich ſchon beſorgen. Den Gotteslohn für das Hertragen aber müßt ihr euch wohl beim Gericht holen."

Und die Burſche hoben die Leiche und trugen ſie in die Todtenkammer.

Der Arzt ging in das Zimmer, wo Martin war. Dieſer lag in mehrere Decken eingehüllt auf dem Lederſofa und ſchlief.

Der Doktor ſtand ſehr lange vor dem Schlafenden und ſah ihn an. — Beide, die noch vor wenigen Stunden gemeinſam auf Verbrecherpfaden wandelten, ſchlafen nun. Beide ſind gerichtet. Der Eine wird nicht mehr erwachen; ſein Staub, der den Menſchen einſt Uebles gethan, wird bald Blumen und Roſen bringen — denſelben Menſchen. — Der Andere wird wieder erwachen zu ſeinem alten, elenden Leben, und ſein Leben wird noch elender ſein, als bisher. Elend an Geiſt, iſt er nun auch elend an Körper — elend zum Erbarmen, unglücklich und immer unglücklich, bis zum Sterben. Und hat er nicht das Recht zu einem hellen, freudigen Leben, wie jeder Andere? —

Langſam ſchritt der Doktor über die Treppe, ging in ſeine Stube und ſchloß ſich ein. —

Leiſe zitternd klangen die Saiten und das Gemüth des Mannes:

Ihr führt in's Leben ihn hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein . . .

Die Saiten verſtummten. Der Mann ſah durch das Fenſter hinaus in den Winterſturm.

Das iſt die Erde. — — —

— — — Und Rothburga iſt ſo jung und ſchön, ſie iſt eines beſſeren Schickſals würdig. Und Martin iſt ein unglückliches Geſchöpf — ein Narr, er ſucht das Reich Gottes unter den Menſchen. Noch iſt er jung — in ſeinem ferneren Leben wird er's immer mehr einſehen, daß er vergebens geſucht, daß ſein Jugendſtreben eitle That eines Träumenden war, daß ſein Leben ein verlorenes iſt. Allen Halt einer Er-

ziehung und geregelten Ausbildung entbehrend, wird er mit ſich und Allem zerfallen. Das empfindſame, weiche Gemüth, ſonſt die erſte Bedingung eines edlen Menſchen, wird dieſem Manne zum materiellen und moraliſchen Verderben, denn es hat von ſeiner Umgebung doppelt tief die Eindrücke fanatiſcher, vorurtheilsvoller Gebilde aufgenommen, das Gegengewicht aber eine freie, planmäßige Ausbildung vollſtändig entbehrt. — So iſt er das geworden, was er iſt, ein edles Wollen ohne Plan, eine redliche Seele im Wahn, eine Kraft auf falſcher Bahn. — Zu ſehr befangen in ſich wird alle äußere Einwirkung auf ihn erfolglos bleiben, — er fährt einen ſeltenen Weg, aber er fährt raſch und rettungslos in's Verderben, welches alle verkehrte und mangelnde Erziehung in höherem oder geringerem Grade zur Folge hat. Immer elender werden ſich ſeine Tage geſtalten — 's wäre ein Glück für ihn, wenn's aus wär'. — —

An dieſe Gedanken des Doktors reihten ſich noch andere, ſchwerere, dunklere — endlich fuhr er raſch in die Saiten der Zither, daß ſie gewaltig ſchrillten. Dann öffnete er einen Fenſterflügel und ließ eiſige Luft herein ſtrömen. Eine große Schneeflocke fiel auf die noch zitternden Saiten und löſte ſich langſam und ſanft auf dem klingenden Tonbrett ...

Der Doktor ſchrieb Briefe an das Bezirksamt und das Kreisgericht. Dann ging er in ſeine Apotheke, die neben der Bücherſtube war und arbeitete eine Zeit.

Als es Mittag wurde, ſtieg er hinab zur Stube Martins.

Dieſer ſaß bereits auf ſeinem Lager und blickte wirr und verloren umher.

„Hab' ſchier nicht gewußt, wo ich bin," ſagte er zum Doktor und lächelte ein wenig. „Es iſt mir geweſen, als hätt' ich es ſchon gefunden; ich hab' immer zu hoch geſchaut, wo die Blumen ſind und wo die Menſchen lachen und weinen. Aber es liegt tiefer, Bader, es liegt tiefer, es liegt dort, wo die Blumen ihre Wurzeln haben. — Da ſchaut nur, ich liege unten, aus meiner Bruſt ſchlägt ein Keim hervor und dieſer wächſt herauf bis zum Sonnenlicht. Dort wird er grün und weiß und roth und mitten im Kelche liegt ein Samenkorn. Da kommt ein Vöglein und dieſes trägt das Samenkorn hinaus zu den Menſchen; dieſe lachen und werfen es unter das Geſtein. Und ſiehe, aus dem Geſtein wächſt nach tauſend und tauſend Jahren ein Kraut, und das iſt das Kraut für das Menſchenglück. — Bader, in meinem Leben hab' ich kein ſo gutes Kraut gefunden, als das iſt . . . Ei ja, 's hat mir recht wunderlich geträumt! Wenn's wahr wär' und wenn's halt doch wahr wär', ſo möcht' ich euch wohl bitten, laßt mich hinab legen!"

Der Arzt faßte die linke Hand Martins und forſchte nach dem Blutlauf, dann ließ er dem Kranken ein kühlendes Getränk bringen.

Später unterſuchte er das wunde Bein, es war in der Ordnung. Dann als Martin ganz wach und ruhig geworden war, ſagte der Doktor: „Nun, Martin, magſt du mir erzählen, wie dir's bei Gericht ergangen iſt und wie du in den Wald und vor mein Piſtol kamſt?"

Das Leben des Wurzelgrabers bis zu jenem Kirchweih-

feſte war dem Doktor bekannt; Martin erzählte alſo ſein Schickſal von ſeiner Gefangennahme durch die Holzknechte bis zur Stunde, wo er mit dem Fremden im Walde in der Abſicht, den Reiter vor dem Erfrieren zu retten, das Pferd anhielt.

Sein Erzählen war ziemlich zuſammenhängend und ruhig und als er damit zu Ende war, ſagte er heiter: „So und nicht anders war's und jetzt mein' ich, iſt mein Fuß auch gut.“

Der Doktor war nachdenkend. 's iſt auch nicht begreiflich, warum man Dem Bleikörner in das Bein jagen muß, der Einem das Leben retten will?

„Ich werde jetzt nach Dernau gehen, komme aber morgen wieder, um zu ſehen, wie es dir geht;“ ſagte der Arzt, „ſei ſchön ruhig und thue ſo, wie es die Pflegerin verlangt, dann wirſt du bald geſund ſein, und wenn du geſund biſt, ſo werden wir zuſammen vielleicht gar einmal was Fröhliches erleben.“

„Ich hätt' euch wohl noch um was bitten mögen, Bader!“

„So ſag's nur gleich, Martin, ſei zu mir ganz, wie ein Freund zum Freund.“

„— Da hab' ich auf der Kirchweih mit einem Mädl getanzt — Rothburga heißt es und ich kenn' es ſchon länger, es war die Schweſter von dem, den ſie auf der Kirchweih erſchlagen haben. Ja, und Rothburga wird gewiß glauben, ich bin noch im Gefängniß und ich bin wirklich ſo ſchlecht, weil ſie mich in's Gefängniß geworfen haben. Wir haben ſonſt gar nichts mit einander, ich und die Rothburga, aber ich mag

nicht, daß ſie ſo ſchlecht von mir denkt und da hab' ich euch halt bitten wollen, daß ihr zwei Zeilen für mich an die Rothburga ſchreibt; ſie wohnt oben im Freiwaldgraben beim Wegmacher Hans, der ihr Vater iſt."

Der Doktor verſprach, das zu beſorgen und verließ dann den Kranken.

Noch ging er in den Saal hinauf, wo viele Betten ſtanden und zu Rothburga. Sie lag ruhig auf ihrem Polſter und hatte ein Gebetbuch in der Hand.

„Ich werde jetzt fortgehen und erſt morgen am ſpäten Mittag wieder kommen; ſei immer hübſch ruhig, Rothburga, und thue, wie es die Pflegerin verlangt." Das ſagte der Doktor noch zum Mädchen, faßte milde deſſen linke Hand und hielt ſie lange in der ſeinen, um den Blutlauf zu beobachten.

Dann gab er der Pflegerin, der Schließerin und Anderen Befehle über das ganze Hausweſen, beſonders nachdrückliche über den Wurzelgraber und die Rothburga.

„Sollen ſie in dieſem Hauſe geneſen," ſagte er, „ſo darf Eines von dem Andern vorläufig nichts wiſſen!"

So beſtieg der Doktor ſeinen Braunen und ritt durch das Dorf.

Das Schneien hatte aufgehört, aber dichter Nebel lag über die ganze, winterliche Landſchaft.

Der Doktor ritt nicht mehr durch den Wolfswald — dort waren ja alle Pfade verſchneit und verweht — ſondern, er machte einen Umweg der Fahrſtraße entlang. Dieſe war einſam und öde; nur dann und wann begegnete ihm ein Holzfarren, ſonſt wollte heute Niemand fahren, weil durch

ein wärmeres Windwehen der Wagen nicht mehr und der Schlitten noch nicht gut ging.

Der Doktor ließ das Pferd langſam hintraben, hüllte ſich dicht in ſeinen weiten Mantel und hing ſeinen Gedanken nach.

Seine Gedanken waren im Armenhaus zu Hochdorf, in ſeiner einſamen Stube zu Dernau und bei ſeinen Kranken in den zerſtreuten Bauerngehöften im Gebirge, dann wieder waren ſie draußen in der großen Welt und weit zurück in den längſt entflohenen Jahren ſeiner Jugend.

Das Geſchlecht der Grafen Preisheim war alt und berühmt, es hatte viel für das Vaterland geleiſtet. Als aber die große Zeit der deutſchen Befreiungskriege kam, da konnte das Geſchlecht ſeinen Mann nicht ſtellen; es war Niemand mehr davon da, als ein achtzigjähriger Greis und deſſen Enkel, ein Knabe mit goldigen Locken. Der Knabe war ſehr kräftig und aufgeweckt und eines Tages nahm er das Schwert ſeiner Väter und wollte fort in den Krieg. Sein Großvater aber ſagte: „Bleibe, Ludwig, du biſt noch ein Kind! bis du groß geworden ſein wirſt, werden ſchon noch andere Zeiten kommen, daß du dem Vaterlande nützen kannſt; bis dahin will ich dich dazu erziehen.“

Der Knabe hing das Schwert in dem Waffenſaale wieder auf, und dort hing es viele Jahre — Ludwig nahm es nicht mehr herab.

Bis in das zwölfte Jahr blieb Ludwig in dem Schloſſe ſeiner Väter und genoß die Erziehung des Großvaters, dann

ging er in eine ferne Stadt und lernte die Weltweisheit, die in den Büchern ſteht.

Neben ihm auf den Schulbänken ſaßen auch noch viele andere junge Menſchen, die dasſelbe lernten, aber von geringerer Abſtammung waren als er. Nur noch Einer ſaß in der Schule, der ſich Freiherr nennen ließ, alle Anderen waren Söhne aus dem Bürgerthum und aus dem Bauernſtande.

Als Ludwig vierzehn Jahre alt war, erhielt er von ſeinem Großvater einen Brief, in welchem folgende Worte ſtanden: „Mein geliebter Enkel! Die ſchweren Kriegszeiten haben unſer Vermögen zerrüttet und den größten Theil desſelben verſchlungen. Lerne mit Fleiß und Ernſt, daß du im Stande biſt, durch dich ſelbſt was zu werden. Dein treuer Großvater." —

Ludwig las den Brief, legte ihn dann in ſein Schreibfach und ſtudirte.

Ein Jahr ſpäter kam wieder ein Brief und dieſer enthielt folgende Kunde: „An Seiner Edelgeboren, den Grafen Ludwig Preisheim. Mir obliegt die traurige Pflicht, Ihnen den Tod Ihres Großvaters, des Herrn Grafen Roderich Preisheim anzuzeigen. Derſelbe entſchlief geſtern nach einem kurzen Krankenlager ſelig in dem Herrn. P. Johannes, Pfarrer."

Ludwig las den Brief, ſtützte lange den Kopf auf ſeine Hand, legte das Papier in ſein Schreibfach und rüſtete ſich zur Abreiſe.

Als er nach Tagen heimkam in ſeine Vaterburg, ging er in das Zimmer ſeines Großvaters, ſah den Stuhl an, wo er oft geſeſſen, und das Bett, in welchem er geſtorben

war. Dann ging er auf den Kirchhof, wo die Ahnengruft war, dort kniete er lange auf dem breiten Stein und weinte.

Dann entließ er alle Leute, die im Schloſſe waren, verkaufte dasſelbe und deckte die auf dem Gute liegenden Verpflichtungen. Weit drin im Gebirge beſaßen die Preisheimer noch ein kleines, altes Schloß mit einigen Grundſtücken; das verkaufte Ludwig nicht, ſondern ſtellte einen Verwalter in dasſelbe.

Als nun Alles ſo geſchlichtet war, reiſte Ludwig wieder in die ferne Stadt und ſtudirte.

Er wählte ſich die Naturwiſſenſchaften und die Medizin.

Zeit und Zeit ging nun ruhig dahin und wenn die Ferien kamen, lud er immer einen oder den andern ſeiner Collegen ein, mit ihm in die Gegend zu reiſen, wo das Schloß Preisheim ſtand.

Als Ludwig in das achtzehnte Jahr ging, da trug ſich mit ihm was zu, was ſich mit allen Studenten zuträgt, wenn ſie in das achtzehnte Jahr gehen.

Er verliebte ſich.

Und gerade um dieſelbe Zeit verliebte ſich auch der Freiherr, der mit Ludwig in einer Klaſſe ſaß. Beide ſuchten in den freien Stunden einſame Wege, dachten an ihre Herzenskönigin und beſangen ſie durch ſelbſterfundene Verſe.

Auf ſolchen Wegen trafen die beiden Jünglinge einmal zuſammen, geſtanden einander, daß ſie liebten und ſchloſſen als Schickſalsbrüder engere Freundſchaft.

Aber dieſe Freundſchaft war von kurzer Dauer, bald

klärte es ſich auf, daß die Mädchen, welche ſie liebten, zuſammen nur ein Herz hatten und daß dieſes Herz einer Gärtnertochter gehörte, die ſehr ſchön war.

Als ſich dieſes aufgeklärt hatte, trat der Freiherr hin vor Ludwig und ſagte: „Wir wollen uns duelliren und dem Sieger ſei die Königin.“

Darauf entgegnete Ludwig: „Wenn das dein Ernſt iſt, ſo biſt du ein Narr, wie Alle, denen derlei Ernſt iſt. Ich will einem Menſchen nur mit der Waffe gegenüber ſtehen, wenn ich zehn andere dadurch retten kann, niemals aber laſſe ich die Waffe entſcheiden, wo ein einziges Wort zu entſcheiden im Stande iſt. Das Mädchen ſelbſt ſoll ſagen, ob es Einen von uns nehmen mag und welchen; dem gemäß wollen wir dann ruhig handeln.“

Auf dieſe Worte ſchrie der Freiherr: „Graf Ludwig, du biſt ein Feigling, pfui!“ Da der Graf von ſehr ſchöner Geſtalt und allerorts beliebt war, ſo glaubte der Baron vorausſehen zu können, daß das Mädchen denſelben ihm vorziehen würde.

Von dieſer Zeit an mußte Ludwig immer allein gehen. Seine Collegen wollten nichts mit ihm zu thun haben, ſie grüßten ihn kaum auf der Gaſſe, in Gelagen ſtieß Keiner mit ihm an und auf der Bank im Lehrſaale, wo er ſaß, ſaß ſonſt Keiner, als er „Ein gräflich Blut und ſolche Feigheit!“ flüſterten ſich die Jungen hinter ſeinem Rücken zu.

Das that dem armen Jüngling weh, nicht ſo ſehr, weil die Collegen ihn mieden und ſein gräflich Blut beſchimpften, als vielmehr, weil er die Geſellſchaft bedauerte, die von derlei falſchen Grundſätzen noch ſo allgemein beherrſcht wurde, die

aber die gebildete und maßgebende heißen wollte und von der er lernen ſollte. — Dieſe Menſchen ſind, trotz aller Intelligenz und Humanität, die ſie ſich einbilden, im Stande, einander zu morden. Die Bauern nennt man roh und wild, wenn ſie ſich im Jähzorn durchprügeln. Aber was der Bauer im Jähzorn thut und nach eingetretener Nüchternheit bereut, thut der gebildete Duellirende in kalter Ueberlegung und mehr noch — weil er glaubt, ſein gegebenes Ehrenwort ruft ihn, ſchießt er todt. Iſt das etwa ein Beweis, daß Bildung das Gemüth veredelt? — Daß Bildung das Gemüth veredelt iſt ſchon ſicher, aber im Allgemeinen läßt ſie dasſelbe in einem Zuſtand, in welchem es noch unter der Herrſchaft des Vorurtheils ſteht. Aber das Vorurtheil in der gebildeten Welt hat andere Namen, es heißt zum Beiſpiel: die Mode, der gute Ton u. ſ. w. Zum guten Ton nun gehört auch das Duell und aus lauter gutem Ton wird Einer wegen nichtsbedeutender Albernheiten der Flegeljahre zum Krüppel gemacht oder zum Tode geſchoſſen.

Dergleichen dachte unſer junger Gelehrter oft und oft und dergleichen gab ihm nach und nach eine andere Gedankenrichtung.

Er ſonderte ſich immer mehr und mehr von dem Menſchenkreis, in dem er lebte und begann mit demſelben zu zerfallen. Er widmete ſich ausſchließlich ſeinen Studien und als ſich aus demſelben ein vorzügliches Reſultat ergab, kam er zum Entſchluß, ſeinen Wirkungskreis als Menſch und Staatsbürger auf ein Feld zu ſtellen, das unbelegt von der modernen Aftercultur, einen dankbaren Boden für würdige Mannesthaten bietet.

Wohl nahm er nach ſeinen vollendeten Studien in einem großen Lazareth der Stadt eine Aſſiſtentenſtelle an, erwarb ſich nebſtbei den Doktortitel, lebte im Allgemeinen aber abgeſchloſſen ganz ſeinen wiſſenſchaftlichen Forſchungen und den Nothleidenden.

Da ſtand aber gegenüber dem Armen- und Siechenhaus ein großes Palais, in welchem tagtäglich glänzende Mahlzeiten, Bälle, Ballete, Concerte u. ſ. w. wechſelten und die reiche, moderne Welt ihre Orgien feierte.

Die Gegenüberſtellung dieſer beiden Häuſer verleitete unſeren jungen Doktor zu Nachdenken und Reflexionen, die für die wogende Geſellſchaft draußen vielleicht heilſam geweſen wären, für ihn aber quälend waren.

So wahr und ernſt die Aufopferung des jungen Arztes für die leidende Menſchheit war, ſo dachte er doch endlich auch an ſich ſelbſt, wie ſich ſeine Zukunft geſtalten müſſe, daß ſein Leben und Wirken zu ſeinem eigenen und zum Wohle ſeiner Mitmenſchen werden könnte.

— Für dich, du einſamer Schwärmer — ſagte er dann oft in Gedanken zu ſich ſelbſt — wäre ſo eine Dorfgemeinde recht, draußen in irgend einem Bergwinkel bei einfachen, biederen Landleuten. Da könnteſt du ruhig leben, der Menſchen Freund ſein und ſie dir zu Freunden machen, und da würdeſt du in Einheit mit der Natur dein Leben und Können und Wiſſen vervollſtändigen. Den Grafen ließeſt du hübſch hier in der Stadt, nur den ganzen Menſchen nähmeſt du mit. Man meint, es müßte ja gehen! —

Und es ging.

Eine Zeitung brachte die Nachricht, daß in Dernau,

einem großen Dorfe am Fuße der Alpen eine günſtige Chirurgenſtelle zu beſetzen ſei. Preisheim reiſte in die Gegend, in welcher auch das Schloß lag, das ihm von den großen Beſitzungen ſeiner Ahnen geblieben war, bewarb ſich um die Stelle in Dernau, erhielt ſie und zog nach wenigen Wochen für immer fort von der großen Stadt und gründete ſein Haus und Heim unter den Bauern am Fuße der Alpen.

So lebte er nun in ſeinem kleinen Hauſe und in den erſten Jahren hatte er ſehr viel Zeit zum Studiren. Es kam ſelten Jemand, der ihn zu einem Kranken holte; die Leute gingen lieber zu Winkelärzten und Curpfuſchern, wie ſie in der Gegend lebten, als zum fremden Doktor aus der Stadt, der immer einen ſchwarzen Frack an hatte.

Als aber die Zeit kam, in welcher der ſchwarze Frack ſeine Dienſte nicht mehr verſehen konnte, erſetzte ihn der Doktor durch einen grauen Lodenrock, wie ihn die Bauern und die Winkelärzte trugen und über ſeiner Hausthür ließ er eine Tafel aufhängen, mit den Worten: Ludwig Preisheim, Bader.

Jetzt erſt kamen ſie — in leichten Fällen und äußeren Krankheiten zuerſt, allmälig in bedenklicheren Umſtänden und endlich wurde er auch zu Lungenentzündungen und zum Typhus gerufen.

Und Preisheim hatte Glück; den Kranken gewann er das Vertrauen ab und den Geſunden die Herzen. Er war ſehr gewiſſenhaft; er gab nicht allein den Kranken die Mittel zu geſunden, ſondern auch den Geſunden um nicht zu erkranken. Freilich ſagte der alte Todtengräber einmal, als ihm der Doktor einen heilſamen Trank gegen das Fieber zu

bereiten lehrte: „Ja, da bringt sich ja der Bader selbst um's Brot!“

Aber der Bader hatte immer ein's zu essen; für zwei hätte es auch noch ausgelangt, aber der Mann schien ganz darauf zu vergessen. — Ja, vielleicht wenn jene Gärtnertochter da gewesen wäre! Unmittelbar vor seiner Abreise aus der Stadt hatte er sie noch einmal gesehen: wie er aus dem Siechenhaus trat, trug man sie hinein. Der Freiherr hatte sie geschickt. —

So klein und niedlich das Häuschen des Doktors war und so viel Arbeit es gab im Garten, in der Studierstube, in der Apotheke, die sich der Doktor selbst eingerichtet hatte, so schlug die Schwarzwälderuhr an der Wand doch Stunden, in denen es ihn schmerzte, daß er allein war. Da ging er wohl oft, die Hände auf dem Rücken, durch das Zimmer und dachte so nach über sich und über den Weltgang und endlich ging er gar in das Stübchen seiner alten Haushälterin und frug: „Hat die Barbara denn gar keine Arbeit für mich? Wenn nicht, so spiel' mir die Barbara ein wenig was auf der Zither!“

Sie waren schon recht steif und unbändig, die Finger der Alten, sie hatten schon viel gefaßt und gegraben im Leben, darum sagte Barbara auf des Doktors Bitte auch immer: „Mein, das wird euch aber gefallen, wenn ich klimpere! Lernt es doch selbst, euere Finger sind noch gelenkig dazu.“

Und Doktor Preisheim lernte das Zitherspielen.

Er spielte wohl die Lieder der Bauern, die Jodler und Almer, aber er spielte sie anders: er spielte schön, aber nicht ganz so lustig und frisch wie Andere im Dorfe, die es

konnten. Es ließ ſich bei ſeiner Zither nicht recht tanzen und aufjauchzen, man mußte zuhören, wie man dem Bachrauſchen und dem Waldſäuſeln zuhört, wenn man auf der Au ruht und träumt. Es war eigen beim Doktor, man ſagte ſpäter, mit dieſem Saitenſpiel habe er Todtkranke kerngeſund und Kerngeſunde todtkrank gemacht. —

Das Schloß des Doktors lag nur wenige Stunden von Dernau im Orte Hochdorf. Der Mann ging öfters den Fahrweg, oder auch den Fußſteig durch den Wolfswald nach Hochdorf und ſah das alte Mauerwerk von Außen und von Innen an. Außer dem Verwalter und einigen Dienſtboten, welche die dazu gehörigen Felder bearbeiteten, wohnte Niemand im Schloſſe. Düſter und öde ſtand es da.

Der Doktor dachte oft nach, was damit anzufangen ſei.

Ein Bauer wollte einen Theil des Gebäudes zu einer Heuſcheune pachten, aber der Doktor war nicht damit einverſtanden. Der Bauer ſagte noch: „Nu, viel zu gut, mein' ich, wär' die Rumpelkammer juſt nicht dazu; es gehen ohnehin die Geiſter drin um!“

Und richtig, kaum ein Jahr vorüber war, gingen im alten Schloſſe die Geiſter um — mitſammt den Leibern.

Sie waren dem Doktor auf ſeinen Wegen und Stegen nur zu oft begegnet mit ihren bleichen Geſichtern und hohlen Augen, zähnegeklappert hatten ſie in kalten Wintertagen und an düſteren Abenden huſchten ſie um die Häuſer herum und klopften an Thür und Fenſter.

Dieſen Geiſtern hatte der Doktor das Schloß einrichten laſſen, und das Schloß hieß nicht mehr Schloß, es hieß Armenhaus.

Da iſt ein Arbeitsſaal und ein Schlafſaal und ein Speiſeſaal und eine Erheiterungsſtube und es ſind noch andere Räume, wie ſie für ein ſolches Haus nothwendig ſind. Außerdem ließ ſich der Doktor in der neuen Anſtalt ein Studierzimmer und eine Apotheke einrichten.

So kam er nun oft des Weges von Dernau her und wenn ein Krankes im Hauſe war, ſo kam er faſt täglich.

Und nun, da der Doktor zwei Häuſer hatte, mußte er auch zwei Zithern haben; denn die Bewohner ſeines Schloſſes ſchenkten ihm's nicht. Da kamen ſie ſtets Alle um ihn herum und beſtürmten ihn, daß er ſpiele; die Greiſe und die Mütterlein baten wie die Kinder, bis die Saiten klangen. Selbſt der taube Joſef, der nicht einen Ton hören konnte, erbaute ſich und war heiter, wenn er dem Spielenden und den Hörenden zuſah. „'s iſt, wie wenn ihr in der Kirche ſäßet," ſagte er einmal, „ſo fromm ſchaut ihr Alle drein. Kann er denn keine Tanzmuſik?" —

In heiteren Sommertagen, wenn es die Kranken zuließen, ging der Doktor gern in's Gebirg.

Auf einer ſolchen Wanderung begegnete er einmal einem Knaben,. der Kräuter ſammelte und ſie in große Bündel zuſammenſchichtete.

„Was machſt denn du mit dieſen Blumen und Wurzeln?" frug er den Knaben.

„Die trag ich in die Stadt und verkaufe ſie."

„Willſt du ſie nicht mir verkaufen? ich bin der Bader von Dernau."

„Wohl, wenn ihr der Bader von Dernau ſeid, kann

ich euch die Kräuter ſchon verkaufen, aber ihr müßt mir gleich das Geld geben."

„Das verſteht ſich ja, aber was machſt du denn mit dem Geld, du kleiner Spatz?"

„Ich muß allerlei kaufen, es liegt mein Vater krank daheim, er hat einen böſen Finger und wird den Brand bekommen."

„Wie heißt du denn?"

„Martin."

„Nun, Martin, wenn dein Vater nicht zu weit von hier iſt, ſo will ich mit dir gehen und ihn heimſuchen."

„Da thäten wir euch wohl ein Vergeltsgott ſagen," entgegnete der Knabe gutmüthig, „aber mehr, als dieſe Kräuter kann ich euch nicht dafür geben."

„Närrchen, für das Mitgehen wirſt du mir nichts geben, die Kräuter zahl' ich dir ſchon."

„Ja, was ſeid ihr denn nachher für ein Bader?" rief der Kleine verwundert aus, „der Roßhardl da unten, der Salben und Wunderpflaſter macht, hat für das Mitgehen zu meinem Vater zwei Gulden verlangt; aber wo thät ich zwei Gulden nehmen, um das Geld müßt' ich den ganzen Sommer wurzelgraben und derweil ſtürbe mein Vater."

Der Knabe ſchluchzte und fuhr ſich mit dem geflickten Rockärmel über die Augen.

Unterwegs zur Hütte des Vaters ſagte der Doktor: „Ich wüßte ein Haus, Martin, in welchem dein Vater bald geſund ſein würde, und wenn es euch recht wäre, ſo ließ ich ihn in dasſelbe bringen, es thät euch keinen Kreuzer koſten."

„Und dürft' ich auch mitgehen?"

„Ei freilich, bis er gesund wieder mit dir in die Berge gehen könnte.“

„Herr Bader!“ rief der Knabe treuherzig, „wenn ihr uns das thätet, all mein Leben brächt' ich euch die Wurzeln und Kräuter und ich thät keinen Kreuzer von euch nehmen — he, Bader, steigt da nicht auf das Frauenhaar, sonst bekommt ihr Kopfweh!“

Der Knabe zog den Doktor, der eben im Begriffe war auf Laubfarn zu treten, bei dem Aermel seitwärts.

Endlich kamen sie zur Hütte. Als aber der Doktor den Mann sah, wie er dalag auf dem kahlen Stroh in Armut und Schmerzen, wie der kranke Finger dunkelbraun und die ganze Hand mit Blut unterlaufen war und wie es in der Brust des Armen zuckte und tobte, da sagte er nichts von dem Fortbringen nach jenem Hause, da sagte er nur: „Recht viel neugemolkene Milch trinken, guter Mann, recht viel Milch trinken! Und du, Martin, bleib' heut' und morgen schön beim Vater und reiche ihm Labniß. Da hast du das Geld für den Kräuterbund.“

Dann saß er noch eine Zeit auf dem Holzstockel neben dem Lager, reichte dann dem Kranken und dem Knaben die Hand, nahm den Kräuterbund und ging.

Als hierauf der Doktor unterwegs zu einer Kohlstatt kam, rief er dem Köhler zu: „Köhler, wenn ihr Zeit habt, so geht da hinauf in die Hütte zum kranken Mann, 's ist nur der Knabe bei ihm und er wird sterben.“ —

Und siehe, nach drei Tagen trug man aus jener Hütte und durch den Wald einen Sarg. Der Knabe, der ihm

folgte, weinte nicht, er blickte nur immer auf die Baumwurzeln.

Nach all dem vergingen Jahre. Martin wuchs auf und der Doktor begegnete ihm oft auf ſeinen Wanderungen im Gebirge.

Martin wohnte allein in der Hütte ſeines Vaters, er durchzog die Alpengegend und ſammelte Wurzeln und Kräuter, welche er theilweiſe dem Doktor verkaufte, theilweiſe in das Städtchen trug. Wenn der Burſche dann Abends heim in ſeine Hütte kam, hatte er nicht ſelten ein ſonderbares Geräthe bei ſich, oft gar ein Buch — und er konnte doch nicht leſen. Wenn ſich irgendwo im Gebirge ein Unglück zutrug und wenn ein Leid geſchah, das ſich die Menſchen einander ſelbſt angethan hatten, ſo bekam er immer heftigen Kopfſchmerz und ſchweres Bruſtleiden, wenn er aber von einer Freude hörte, ſo lächelte er. Am liebſten ging er einſam durch den Wald, da trat er immer auf Steine und erhöhte Baumwurzeln, daß er keinen Käfer und keine Ameiſe und kein anderes, lebendes Weſen zertrete.

Zum Doktor ſagte er einmal: „Bader, ihr ſeid ſtudirt in der Arzneikunſt, gibt es kein Mittel, das Blut im Menſchen ſo zu machen, daß kein Haß und kein Jähzorn und keine Falſchheit in demſelben liegen könnte?“

Der Doktor ſchwieg lange nach dieſer Frage, endlich aber antwortete er: „In der Arzneikunſt gibt es keines, aber, es ſind noch viele andere Künſte auf Erden, vielleicht liegt es doch in einer.“ —

Die Fragen des Burſchen waren überhaupt oft derart, daß der Doktor keine Antwort darauf hatte und ſagen mußte:

„Martin, sinne nicht an derlei Geschichten, das taugt nichts und es sind dadurch schon Leute närrisch geworden.“ —

Besser erging's dem Doktor, wenn er auf seinen Spaziergängen zum goldlockigen Gaismädchen kam. Das war eines Wegmachers Töchterlein, welches die Ziegen seines Vaters weidete.

Als ihm der Doktor auf seinen Bergfahrten das erstemal begegnete, sagte er: „Kleine, wem gehörst du denn zu?“

Aber die Kleine gab keine Antwort, wendete das Gesicht und lenkte gar mit ihren Ziegen vom Wege ab.

Bei der zweiten Begegnung sagte der Doktor: „Ei sapperlot, jetzt sag mir aber gleich, wie du heißt und wer dein Vater ist!“

„Nau,“ entgegnete drauf das Mädchen, „Nothburga heiß ich halt und der Wegmacher Hansl ist halt mein Vater!“

Seit dieser Zeit war die Bekanntschaft zwischen dem Doktor und dem Gaismädchen. Und seit dieser Zeit versorgte Nothburga den Doktor mit Himbeeren, Erdbeeren und anderen Früchten, wie sie auf den Bergen wachsen und ein Arzt für seine Apotheke brauchen kann.

Jetzt, wenn sie sich im Walde oder auf der Au begegneten, rief schon immer das Mädchen den Doktor zuerst an: „Nu, Bader, wann führt ihr mich denn wieder einmal zum Tanz? Wann schenkt ihr mir denn wieder einmal einen Strauß aus euerem Garten?“ Oder sie sagte: „Bader, euer Zitherschlagen ist recht langweilig, ihr hättet sollen ein Schulmeister werden, der macht in der Kirche auch eine solche Musik; dürft mir's glauben, wenn ihr einmal heiratet, diese traurigen Lieder wird euch euere Frau nicht gelten lassen;

aber jetzt müßt ihr auch ſchon bald heiraten, ſonſt werdet ihr früher ein Graukopf und dann mag euch Keine mehr!"

Wenn der Doktor dann nach derlei Begegnungen und Aeußerungen nach Hauſe kam, übte er ſich in luſtigen Alpenweiſen, aber ſo friſch und ſo freudig ſie auch anfingen, nie gingen ſie luſtig aus, es war, als ob die Saiten mitten im Jodeln und Jauchzen auf einmal krank würden — tief herzkrank.

Dann ließ er das Inſtrument ruhen, ſtand auf und ſah ſo einmal in den Spiegel.

— Grau, meint ſie? — Ei, damit hat's ſchon noch gute Weile. Zwar hier, das Haar ſäh beinah' ſo aus! Je nu, ſo goldig blond können nicht alle Haare ſein, wie die ihren. —

— Ja, Doktor, jetzt mußt du dich bald entſchließen! 's mag dir wohl thun und 's mag weiſe ſein, wenn du Eine von der Stadt nimmſt, die friſcht das Glatte, Feine wieder in dir auf und du kannſt mitten auf dem Lande das Leben der Gebildeten haben, wie es einem Doktor ja doch anſteht. Haſt du aber der feinen, ſtädtiſchen Geſellſchaft wirklich für immer entſagt, gut, ſo nimm dir ein Weib aus dem Walde, da bekommſt du gleich die Treue und die Herzlichkeit friſch von der Natur weg. Red' mit der Nothburga einmal, Doktor?! —

Und darauf, als der Doktor einmal mit der Nothburga reden wollte, ſprang ihm dieſe ſchon freudig entgegen, und plauderte: „Meinem Vater darf ich's nicht ſagen, meinem Bruder und meiner Geſpannin, der Marie, kann ich's nicht ſagen, weil ſie oben im Grubſchlag ſind und erſt Samſtag

heimkommen, und jetzt, sagen muß ich's doch wem und so sag' ich's euch, Bader, aber plaudern müßt ihr nicht!"

„Nun?"

Da zupfte sie am Halstuch und ganz leise sagte sie: „Einen Liebsten hab' ich und einen recht schönen, großen und mannbaren noch dazu. Aber jetzt — schäm' ich mich."

Rothburga wurde roth und sah zu Boden.

„Nun?" sagte der Doktor nochmals, dann schlug er mit seinem Stocke ein Stückchen hin und her, das am Wege lag.

„Ihr kennt ihn gar, er hat ein starkes, braunes Haar, kriegt just einen Bart und gräbt Wurzeln!"

„Der Martin also?"

„Und das will ich meinen! — Aber er weiß es noch selbst nicht ganz — nun, der klein' Finger wird ihm's schon sagen!"

Das Mädchen plauderte weiter und eilte endlich seinen Ziegen nach. —

An einem der nächsten Tage kaufte sich der Doktor ein Pferd, denn die Krankenbesuche mehrten sich und er hatte auch nicht mehr so oft Zeit in das Gebirge zu gehen. —

So kam der Herbst und die Kirchweih im Städtchen.

Drei Tage nach derselben brachte man Rothburga in's Armenhaus; sie war sehr krank und der Doktor mußte ihr zur Ader schlagen.

Rothburga hatte ein großes Unglück erlebt. Auf der Kirchweih erschlugen sie ihren Bruder und einen Tag später führten sie Martin in's Gefängniß — eines großen Verbrechens wegen.

Dieſe Fälle hatten das arme Mädchen ſo aufgeregt, daß es in die ſchwere Krankheit fiel. Der Wegmacher Hans war rath- und thatlos und ſo trug man die Kranke in's Armenhaus nach Hochdorf.

Dort lag es einige Tage im Typhus hoffnungslos darnieder. Aber der Doktor kam täglich und war ſtundenlang am Lager der Kranken, bis endlich die Kriſis vorüber und Rothburga gerettet war. In der entſcheidenden Nacht war's, als Preisheim im Walde angefallen wurde und Martin in's Armenhaus brachte. — —

An das Alles mochte der Mann gedacht haben, bis ſein Brauner plötzlich im Dunkeln ſtehen blieb.

Da ſchreckte er auf und haſchte nach der Piſtole, aber er ließ ſie wieder zurückſinken in den Sack ſeines Mantels, er war ja mitten im Dorfe Dernau, gerade vor ſeinem Hauſe.

Leute nahten, die ihn herzlich begrüßten und ihn gar vom Pferde hoben. Sie ſtanden mit Lichtern herum, da es ſchon finſter geworden war und ſie frugen, wie das geweſen ſei; ſie hatten ſchon Kunde von dem Anfall im Walde. —

So warm und wohnlich die Stube auch war, ſo traulich die Lampe leuchtete auf dem ſorglich gedeckten Tiſch und ſo luſtig die alte Haushälterin auch frug und plauderte — der Doktor blieb wortkarg und verſtimmt und ging bald zur Ruhe.

„Glücklich wär' er da," ſagte dann in der Küche die Haushälterin zu den Nachbarinnen, die ſich noch ſpät nach dem Bader erkundigt hatten, „aber 's iſt ihm doch was, 's iſt ihm was! Mein', der Schrecken muß Einem ja frei die Seel' aus der Haut jagen!"

Den andern Tag, als der Doktor ſeine Geſchäfte in, und ſeine Beſuche um Ternau beendet hatte, ritt er wieder nach Hochdorf. Der Tag war heiter, der Schnee an einzelnen Stellen wieder geſchmolzen.

In Hochdorf befanden ſich bereits einige Herren aus dem Städtchen, die auf den Doktor warteten. Sie hatten die Nachricht gebracht, daß aus dem Strafhauſe ein gefährliches Individuum entſprungen ſei, welches man erſt vor wenigen Wochen eines Raubmordes wegen eingeliefert hatte.

Mit dieſen Männern ging nun der Doktor in die Todtenkammer und nach kurzer Unterſuchung ſtellte es ſich heraus, daß der im Walde gefundene Todte Niemand Anderer ſei, als der entſprungene Sträfling.

Preisheim gab das nächtliche Abenteuer im Wolfswald genau zu Papier und es wurde über Alles gerichtliche Kommiſſion aufgenommen.

Man wollte auch von Martin den Hergang der Dinge hören und verlangte, daß er zur Leiche gebracht werde, aber der Doktor ſagte: „Wenn er noch fiebert, ſo kann ich es heute nicht geſtatten.“

Er begab ſich zu Martin, den er auf dem Sofa ſitzend und an einem Kienholzſtück ſchnitzend fand.

— So bei einer leichten Handarbeit kommen Einem allerlei Gedanken, heitere und alberne und vernünftige, aber nie ſo traurige und finſtere, wie in unbeſchäftigten Stunden.

Martin dachte beim Schnitzen an Rothburga. — Ja, die Rothburga, wenn ich die einmal beſäm', das wär' ſchon recht und das wär' ein großes Glück für mich. Und die Rothburga thät's doch wohl begreifen, wenn ich ihr's gut meinen

wollte. Und wenn wir — 's wird wohl nicht ſein, aber ich meine nur, wenn wir dann einmal kleine Leut' kriegen ſollten, dann ließ ich alles Andere draußen gehen und thät mir ſelbſt ſo eine kleine Welt einrichten und 's müßt erlogen ſein, daß ich da nicht das Glück und den Frieden hinein brächt'. Schön wär's wohl und ich mein' das wär für den Martin das Rechte, ja, die Rothburga! — Nein, wenn dieſe dumme Geſchichte jetzt nicht mit mir wär', ich thät ſie zuletzt gar noch kriegen; mit ihrem Vater bin ich gut an. Die Rothburga freilich, die mag mich nicht, weil ich ſimulir, das hat ſie mir ſchon geſagt, aber ich mein', wenn ſie mich nähm', ich thät an gar nichts mehr denken, als an ſie und ich könnt' auch ſonſt an gar nichts mehr denken. Ja, die Rothburga! —

So dachte Martin und ſchnitzte.

Als er den Doktor eintreten ſah, freute er ſich und ſagte: „Eine Arbeit muß ich doch haben und da ſchnitz' ich halt einen Pfeifenkopf."

„Wie geht's mit dem Fuß?"

„Rechtſchaffen gut, nur ſchmerzen thut er zu Zeiten und brauchen kann ich ihn nicht."

„Das ſollſt du auch nicht; du ſollſt jetzt bei mir da ruhig geſund werden und dann in deine Hütte heim gehen."

„Ja, geſagt iſt's freilich leicht, gethan iſt's ſchwerer, ich muß ja in's Gefängniß."

„In's Gefängniß wirſt du nicht müſſen, Martin, es ſind eben Herren von dem Gericht da, die Alles begleichen und mit dir reden wollen. Und dann noch was, haſt du Scheu vor Leichen?"

„Sonſt juſt nicht, aber Kindesleichen möcht' ich nicht gern ſehen."

Sofort ließ der Doktor den Wurzelgraber in das Speisezimmer tragen, wo die Gerichtspersonen versammelt waren.

Martin gab ruhig Antwort auf die Fragen, die man ihm stellte.

„Ein Krüppel werd' ich wohl bleiben," sagte er zuletzt, „aber ich gäb' gerne meinen ganzen Fuß hin, wenn sie nur diesen Menschen wieder erwischen thäten: meinen Rock und meinen Hut hat er auch."

„Um das hat er dich geprellt, um seine Flucht zu begünstigen," sagte Preisheim, „denn dieser Mensch, mußt du wissen, war ein entsprungener Sträfling."

Der Wurzelgraber schlug die Hände zusammen. Da sucht er das Reich Gottes für die Menschen und geht mit Verbrechern um und entführt sie der Sühne!

Nun führten sie Martin in die Todtenkammer, und als man die Leiche vor ihm aufdeckte, sahen ihm die Männer in das Gesicht.

Nach der ersten, mächtigen **Ueberraschung** war der Bursche ruhig und er sagte leise: „So schaut's jetzt aus mit ihm?"

„Ist das der Mann, der dir im Walde begegnete und dich zum Anhalten des Pferdes verleitete?" frug einer der Beamten.

„All mein Lebtag, freilich ist er's und meinen Rock hat er auch noch an!" sagte Martin.

Nun erzählte der Doktor mit wenigen Worten, wie man den Flüchtling todt im Wolfswalde fand und daß er sich wahrscheinlich durch einen Sturz vom Pferd, das

unter dem fremden Reiter wild geworden war, das Genick gebrochen habe.

Martin horchte, aber er hatte andere Gedanken; er hatte bemerkt, daß die Leiche an dem linken Fuß nur vier Zehen habe. Dieser Umstand hatte Sinnen und Brüten in ihm gebracht.

„Es ist gut," sagte einer der Gerichtsmänner, und der Doktor ließ Martin wieder zurückführen in seine Stube. Dann traf man Anstalten zur Fortschaffung der Leiche.

Der Doktor rechnete gut, wenn er Menschengemüther berechnete. Er glaubte, daß auf eine grübelnde, nach Gerechtigkeit schmachtende Seele, wie die Martins war, der vorliegende Fall irdischer Sühne keinen ungünstigen Eindruck machen müsse.

Diesmal aber hatte er sich getäuscht.

Martin arbeitete nicht weiter am Pfeifenkopf, er hielt seine Hände über das eingebundene Knie und sah vor sich hin. „'s gibt denn doch ein Reich Gottes auf Erden!" murmelte er, „der Uebelthäter entgeht nicht dem Gerichte. — Und wenn es über den Menschen eine Macht gibt, die auf Erden das Böse bestraft, so muß es über den Menschen doch auch eine Macht geben, die auf Erden das Gute belohnt. Wo ist diese Macht, wo ist das Reich Gottes auf Erden? — Und, Martin, Martin, hat dir nicht Jemand gesagt, daß Einem am linken Fuß eine Zehe fehle? Wer hat dir das gesagt und von wem?"

Der Bursche sann und sann. Endlich fiel es ihm ein; jene Bettlerin in der Köhlerhütte hatte vor Jahren ein Kind verloren, welches dieses Merkmal trug. „Vielleicht," so mur-

melte er wieder, „war dieſer Mörder der Bruder jenes Weſens, das ſie im Walde begruben und in deſſen Herzen ich das Reich Gottes geſucht habe. Freilich, freilich lag's darin, eben, weil es ein Kindesherz war — auch im Herzen des Räubers war es einſt gelegen, als es noch gelebt in der Kindheit und Unſchuld. Und ich Narr hab' das anders verſtanden — — die Kreuzſpinne und der Zauberer im Märchen — ach Gott, ja, nun ſeh' ich's wohl, daß ich den Verſtand verloren hab', nun ſeh' ich's wohl!"

Der Arme begann heftig zu weinen und als gegen Abend der Doktor wieder kam, lag er im Fieber. —

Heiterer war es am Lager der Rothburga. Als das Mädchen den Arzt ſah, lächelte es und ſagte: „Jetzt werd' ich doch noch einmal geſund, mir hat vom Martin geträumt, daß er ein ſchneeweißes Kleid an hat und daß er zu uns kommt."

Der Doktor faßte ihre Hand: „Wie ſteht's mit dem Puls, Rothburga! Ei, recht gleichmäßig. — Wenn er aber doch nicht käme, Rothburga?

„Wer, der Martin? In Gottes Namen, wenn er nur unſchuldig iſt." — —

In derſelben Nacht that der Doktor kein Auge zu. Er ſaß in ſeiner Stube und ließ die Sterne durch das Fenſter ſcheinen.

— Rothburga wird geſund, ſie wird leben und blühen, ſie wird einen Mann glücklich machen, ſie wird die Freude und die Weihe ſeines Hauſes werden, ſie wird ihm junge Menſchen ſchenken, die ſeinen Namen weiter tragen in kommende Generationen. — Das Alles keimt in ihr, die jetzt

durch mich der Geſundheit entgegen geht. Ich habe ſie gerettet — wem gebührt nun das, was in ihr keimt?

— Martin! Er iſt nichts — nichts als arm, arm bis tief hinein in die Seele. Aber er iſt jung und war Rothburgas Spielgenoſſe und ſie hat ihn lieb. Rothburga iſt treu, ſie wird ihn lieb haben, ſo lang er iſt, aber ſie wird mit ihm unglücklich werden, denn ſeine Seele iſt voll Grübeln und Zweifeln, und ſein Herz hat kein Gefühl, außer für ſeinen Wahn. Und er ſelbſt wird fürchterlich darunter leiden, wird körperlich und moraliſch zu Grunde gehen und vielleicht iſt es endlich gar der Selbſtmord, in dem er ſein Reich Gottes ſucht. — Das Beſte wäre, der Arme hätte es überſtanden. — Doch, gibt es nicht Fälle für den Arzt, in welchen es gar ſeine Pflicht wird . . .

Es wurde an die Thür geklopft.

Wer mag das ſein um Mitternacht?

„Herr Bader, wacht auf!“ rief eine Stimme, „kommt zum Kranken!“

Der Doktor machte Licht und ging über die Treppe.

Martin lag in heftigem Fieber und in einer Art Fraiſen bebte er am ganzen Körper. Der Arzt ließ ihm Eibiſchthee bringen, dann befahl er, daß man den Burſchen dicht zudecke und bei ihm bleibe.

Hierauf ging er in die Apotheke und bereitete einen Trank gegen Blutaufwallungen.

Später nahm er ein großes Buch und blätterte in demſelben und ſann. — Haben es die Menſchen denn nirgends aufgeſchrieben, wen ſie ſtill hinüber führen dürfen? — —

Und wie das heiß war in der Stube!

Der Doktor riß einen Fensterflügel auf. Kalte Winterluft strömte herein und loich das Licht aus. Er zündete es nicht mehr an, mit gekreuzten Armen schritt er über den Boden.

Leben und Sterben! Wer ist Herr und Richter über die Geschicke der Menschen? —

Was flattert doch jetzt durch das Fenster herein? Es ist ein kleines, buntes Wesen, wie ein verlorenes Blumenblatt den fernen Maien entführt. Still kreist es um das Haupt des Mannes und läßt sich endlich nieder auf dessen Hand, die über der Brust liegt.

Ein Sphinx?!

Der Doktor erhascht das Thier, macht Licht und betrachtet es. —

„Ein Deilephila Euphorbiae!“ rief er überrascht aus — „und du flatterst noch? Ja, weißt du nicht, daß wir morgen in den November gehen? 's hat dir wohl schon recht gefroren da draußen und du hast doch noch nicht wollen schlafen gehen, hast mein Fenster gefunden und bist zu mir herein geflogen. Ei, du kleiner Falter, was willst du denn hernach über den Winter auf der Erde? Ja freilich, leben willst du und da bist du in mein Stübchen gekommen, daß ich dich bewahre. Nun, wollen ja sehen.“

Der Mann schloß das Fenster und ließ den Schmetterling frei.

— Und ist's noch so kalt und spät, leben und nur leben! — Es möge denn, was sich freut der Luft und des Lichtes, es möge leben, Raum genug dazu hat die Erde! —

Der einfältige, geiſtesarme Martin ſucht das Reich Gottes auf Erden, er iſt bereit, ſich aufzuopfern für das Glück der Mitmenſchen. Ich geſchulter, erfahrener Mann, den man den Gelehrten und Guten nennt, ſoll das ja auch können müſſen! Preisheim, du haſt dem Geburtsadel deiner Ahnen entſagt, gründe dir einen eigenen in deiner Mannesbruſt! — Wohlan, es möge denn ſein, ich entſage — ich opfere mich dem Reiche Gottes auf Erden. Martin wird geheilt und frei ſein und in Rothburgas Weſen wird ſeine Seele zur Ruhe kommen, in ihr wird er ſich und ſein Ziel finden. Und das wird die Auflöſung ſein, zu der ich ein umſchleiertes, nach Glück und Frieden ringendes Menſchen- führen will. Es leite mich der große Geiſt! —

Der Doktor zog an einer Schnur, eine Wärterin kam und holte den Trank für Martin.

Hierauf ſchickte ſich der Mann an zu Bette zu gehen. Als er das Licht auslöſchen wollte, fand er vor demſelben auf dem Tiſch den Schmetterling mit verbrannten Flügeln.

— — — — — — — — — —

Es war am Morgen des eilften November, als der Doktor Preisheim in die Stube trat, wo Martin Holzlöffel und Pfeifenköpfe ſchnitzte.

Er wünſchte dem Wurzelgraber Glück zu ſeiner Geneſung und zum Namenstag.

Dieſem wurden die Augen naß und er ſagte: „Bader, das iſt mir noch mein Lebtag nicht paſſirt, daß mir wer

zum Namenstag einen Glückwunsch gesagt hätte. Vergelt's euch Gott, daß ihr mir diese Freude gemacht habt."

„Und da hab' ich dir noch ein Angebinde zu übergeben." Der Doktor hielt einen zusammengelegten Brief in der Hand, den er dem Burschen hinhielt.

Dieser wollte nicht angreifen: „Wüßte nicht von wem, wer thät denn mir einen Brief schreiben?"

„Das Gericht, Martin, ei, so sei ruhig, das Gericht schreibt dir, daß du frei bist von Schuld und Verdacht." Er öffnete das Schreiben und las es laut, dabei mußte er seine freie Hand hinter den Rücken halten, denn Martin wollte sie unzähligemale küssen.

Es war eine große Freude in der Stube.

„So wärest du gesund und frei, Martin, was wirst du nun machen?"

„Ja, ich werd' halt jetzt hinauf in meine Hütte gehen und werde über den Winter schnitzen und Strohschuh flechten. Vielleicht thu' ich dann einmal was Anderes auch noch, 's mag wohl sein und man kann's nicht wissen, aber euch, Bader, sag' ich's schon früher und ihr müßt für mich reden. Schaut, ich möcht halt mit der Rothburga was anfangen. Da thät' ich euch wohl bitten, daß ihr mein Brautführer wäret und sonst auch — bin euch viel schuldig geworden! Ihr habt mich in dieses Haus gebracht und ihr habt mich geheilt, mein Fuß ist jetzt ganz passabel. Bader, sagt's jetzt, was ihr verlangt, nach und nach werd' ich euch das Geld schon schicken?"

„Ich verlange nichts, als daß du mir im Sommer wieder die Kräuter bringst," sagte der Arzt, „und ich zahle

dir dafür, was recht iſt. — Mit dem Weltglück aber, lieber Martin," der Doktor faßte die Rechte des Wurzelgrabers mit beiden Händen, „mit dem Weltglück laß es gut ſein. Es mag Jeder für ſich ſehen, daß er's findet. Und wenn du denn einmal durchaus beglücken willſt, ſo thue es an einem Einzigen, beſſer iſt es, einem Verſchmachtenden den Trunk Waſſer zu reichen, als Allen das Himmelreich ſchenken zu wollen. Und ſelbſt, wenn du dieſes auch hätteſt, die Menſchen würden es von dir nicht nehmen, ſie thäten dich nur ſteinigen. Merke dir das und arbeite für dich und deine Hütte; baue dir ein feſtes, friedliches Daheim und mache es, unbekümmert um alle Stürme draußen, zu einem Reiche Gottes. — Sollte dir aber doch wieder einmal ein ſchwerer Gedanke kommen, ſo geb' ich dir dagegen ein Mittel mit, das dein Gemüth erleichtern und erfreuen und dir helfen wird zu jeder Zeit. Komm' mit mir in meine Stube!"

Und als ſie in ſeine Stube kamen, da ſaßen in derſelben auf der Ofenbank — die Nothburga und ihr alter Vater.

Am Abend, als in dem großen Zimmer des Armenhauſes die Lichter brannten, als alle, die Lahmen, die Tauben und die Blinden um den Tiſch herum ſaßen, und als die Verlobung vorüber war und Martin, hübſch herausgeputzt, noch ſeinen Arm um Nothburga ſchlang, ſagte dieſer:

„Jetzt erſt weiß ich, warum mir damals auf dem Hochpaß die Kreuzſpinne zum Herzen gekrochen iſt!"

Der Doktor ſpielte auf der Zither.

— — — — — — — — — —

Am andern Morgen ging Martin mit ſeiner Braut und mit ſeinem Schwiegervater in's Gebirge; er hinkte wohl noch ein wenig, aber er ſtützte ſich hier und da, wo es über Wurzeln und Geſtein ging, ein Bischen auf Nothburga.

„Magſt dich ſchon recht anhalten," ſagte dieſe, „ich bin wieder kernfriſch und halt' ſchon was aus!"

Der Doktor ſah den Dreien lange nach, hernach gab er noch einige Anordnungen im Armenhaus und ritt dann einſam der Straße entlang gegen Dernau.

Inhalt.

Seite

Das Holzknechthaus 1
Die Alpenhütte 31
Genovefa 71
Die letzte Fichte 101
Der Lex von Gutenhag 159
Des Lehrers Weihnacht 255
Alpenglühen 267
Das Reich Gottes 357

Im Verlage von **Gustav Heckenast** in **Pest**
sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen

Adalbert Stifters sämmtliche Werke.

Vollständige Octav-Ausgabe.

Studien. **Ausgabe in drei Bänden.** Mit dem Bildniß des Verfassers nach Mahlknecht und **zwei** Stahlstichen nach P. J. N. Geiger. In Umschlag geh. 3 Thlr., 5 fl.

Inhalt: I. Der Condor. — Feldblumen. — Das Haidedorf. — Der Hochwald. — Die Narrenburg.
II. Die Mappe meines Urgroßvaters. — Abdias. — Das alte Siegel. — Brigitta.
III. Der Hagestolz. — Der Waldsteig. — Zwei Schwestern. — Der beschriebene Tännling.

Bunte Steine. Ein Festgeschenk. Mit **einem** Stahlstich. Vierte Auflage. In einen Band geh. 1 Thlr., 1 fl. 50 kr.

Inhalt: Granit. — Kalkstein. — Turmalin. — Bergkrystall. — Katzensilber. — Bergmilch.

Erzählungen (gesammelt und dem Nachlasse entnommen), herausgegeben von **Johannes Aprent.** Zwei Bände mit zwei Titelbildern nach Zeichnungen von P. J. N. Geiger. In Umschlag geheftet Preis 2 Thlr., 3 fl.

Inhalt: I. Prokopus. — Die drei Schmiede ihres Schicksals. — Der Waldbrunnen. — Nachkommenschaften. — Ein Gang durch die Katakomben. — Aus dem baierischen Walde.
II. Der Waldgänger. — Der fromme Spruch. — Der Kuß von Sentze. — Zurechtsicht. — Zwei Witwen. — Die Bambergigkeit. — Zwei Parabeln. — Gedichte.

Vermischte Schriften. (Gesammelt und dem Nachlasse entnommen.) — Herausgegeben von **Johannes Aprent.** Zwei Bände. In Umschlag geh. 2 Thlr., 3 fl.

Inhalt: I. Die Mappe meines Urgroßvaters. (Letzte Bearbeitung.) — Ueber Kunst im Allgemeinen. Dramatische Dichtung und Darstellung. — Kirchliche Bauwerke. Gemälde. Die Poesie und ihre Wirkungen.
II. Aus dem alten Wien. — Winterbriefe aus Kirchschlag. — Die Schule und die Schulbildung. — Kleine Aufsätze verschiedenen Inhalts.

Der Nachsommer. Eine Erzählung. Mit drei Titel-Vignetten nach P. J. N. Geiger. **Drei Bände.** Zweite Auflage. Geh. 3 Thlr. 24 Sgr., 6 fl.

Witiko. Eine Erzählung. **Drei Bände** mit drei Titel-Stahlstichen nach P. J. N. Geiger. Geh. 4 Thlr. 24 Sgr., 7 fl. 50 kr.

Briefe. Herausgegeben von **Johannes Aprent.** Drei Bände. Mit dem Bildniß Adalbert Stifters in Stahlstich nach Székely. In Umschlag geheftet 3 Thlr., 4 fl. 50 kr.

Im Verlage von Gustav Heckenast in Pest
sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Erzählungen und Romane.

Vacano E. M. und Graf Emerich **Stadion**, Dornen. Erinnerungen und Ahnungen in drei Romanen. Zwei Bände. Geh. 3 fl.

Hebbel, Friedrich. Erzählungen und Novellen. Geh. 1 fl.
Inhalt. Matteo. — Herr Haidvogel und seine Familie. — Anna. — Pauls merkwürdigste Nacht. — Die Kuh. — Der Schneidermeister Nepomuk Schlägl auf der Freudenjagd. — Eine Nacht im Jägerhause.

Becker, Aug. (Verfasser des „Jungfriedel".) Novellen. Geheftet 2 fl.
Inhalt. Des Schulzen Fritz. — Hans Rösselmann, der wackere Schultheiß. — Der Hannewackel und seine Schwester. — Die Pestjungfer. — Das Schreinerbäbele.

Schücking, Levin. Novellen. Zwei Bände. Geheftet 4 fl.
Inhalt. I. Band: Der Syndikus von Zweibrücken. — Nur keine Liebe. — Le Fleur. — Das Bankett auf Chicksand-Castle. — Ein Geusenabenteuer. — II. Band: Der Familienschild. 1. Der Familienschild. 2. Wein- und Liebeshandel. 3. Große Kinder.

Stelzhammer, Franz. Der Heimgarten. Novellen. Zwei Bände. Geh. 3 fl.

Tesche, Walter. Erzählungen aus dem Bergischen. Zwei Theile. Geh. 3 fl.

Deinhardstein. Erzählungen und Novellen. Geheftet 2 fl.
Inhalt. Der Goldschmied von Pisa. (Erzählung.) — Stradella. (Novelle.) — Die Judendrillinge. (Märchen.) — Der seltene Entschluß. (Erzählung.)

Ritter, Ernst. Mohnkörner. Gesammelte Erzählungen. Zwei Bände. Geh. 4 fl.
Inhalt. I. Band: Schloß Wartberg. — Gerhardine. — II. Band: Die Verlobung. — Ulysses. — Herbstwochen am See.

Ritter, Ernst. Erzählungen. Zwei Bände. Geheftet 3 fl.
Inhalt. I. Band: Der Gelehrte. — Ein Jugendabenteuer. — Meine alte Wärterin. — Das Falkenmädchen. — Die Reise nach Karlsbad. — II. Bande: Wolan, der Töpfer. — Der Ring.

Vámbéry, Hermann. Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien. Nach der ungar. Original-Ausgabe. (XII, 364 S. gr. 8.) Mit vier schwarzen und zwei colorirten Holzschnitten. In Umschlag geh. 3 fl.

Im Verlage von **Gustav Heckenast in Pest**
sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Vrkfy Pauli.

Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. In Umschlag geh. 1 fl. 50 kr.

Neue Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Kartonirt 1 fl. 50 kr.

Lyrisches und Episches. Neueste Gedichte. Elegant gebunden mit Goldschnitt 2 fl.

Nach dem Gewitter. Gedichte. Zweite Auflage. (Zweiter Band der Gedichte.) In Umschlag geheftet 1 fl. 50 kr.

Romancero. In Umschlag kartonirt 2 fl. 50 kr.

Die Welt und mein Auge. Novellen. Drei Bände. In Umschlag geheftet 4 fl. 50 kr.

Dr. S. H. Mosenthal.

Cäcilie von Albano. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Mit dem Porträt des Verfassers in Stahlstich. Geheftet 1 fl.

Deborah. Volksschauspiel in 4 Akten. Vierte Auflage. 60 kr.

Dramen. Erste Folge. Deborah. — Cäcilie von Albano. Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich. Geheftet 1 fl. 50 kr.
Gebunden mit Goldschnitt 2 fl.

J. S. Albach.

Heilige Anklänge. Gebete für katholische Christen. Achtzehnte, nach der vermehrten achten unveränderte Original-Auflage, mit sechs Stahlstichen. Ungeb. 3 fl. 80 kr.
Geb. in Leder mit Schuber 5 „ — „
Geb. in Chagrin mit Silberschließen 8 „ 50 „

Stunden der Andacht. Erinnerungen an Gott, Tugend und Unsterblichkeit. Mit Titelbild u. Titel in Farbendruck. Geh. 3 fl.
Gebunden in Chagrin 5 fl.

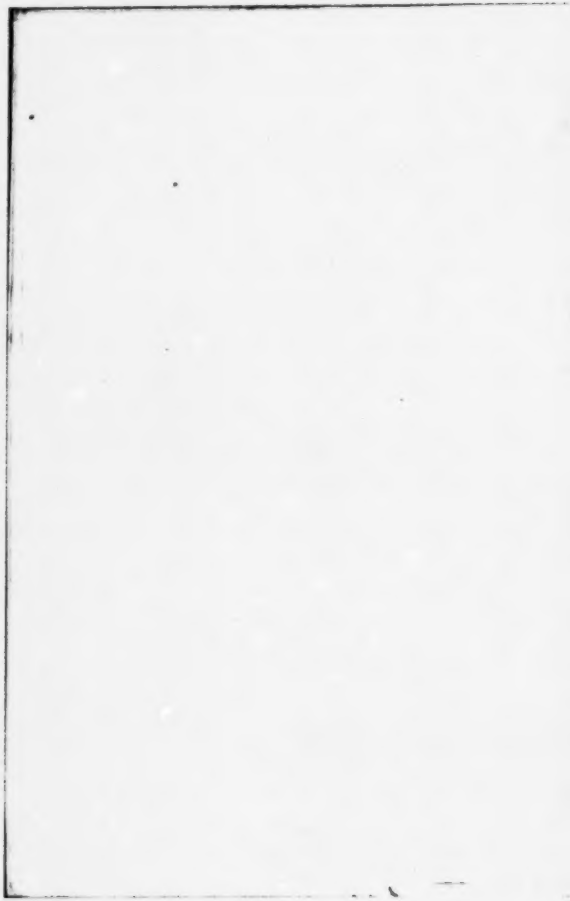
Harmonies religieuses. Prières à l'usage des catholiques. Nouvelle traduction. Avec trois gravures. (X, 588 S.)
Geheftet 2 fl.
In Chagrin mit Schließen 5 fl.

Gestalten

aus dem Volke

der

österreichischen Alpenwelt.



Gestalten
aus dem Volke
der
österreichischen Alpenwelt.

Von

P. K. Rosegger.

Pest.
Verlag von Gustav Heckenast.
1872
1297

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Bibliothek

Pest, 1872. Gedruckt bei Gustav Heckenast.

Inhalt.

	Seite
Der Pfarrer im Gewände	5
Der Dorfschulmeister	24
Der Kirchenwachl	34
Der Richter	43
Die Hebmutter	53
Der Schaufelbub	59
Der Ochsenbauer	66
Der Halterbub	75
Das Ziehtöchterlein	83
Die Graßschnater	94
Der Winkeldoktor	101
Das Bettelweib	115
Der Bratelgeiger	122
Der Pechölmann	130
Der Wurzelgraber	138
Der Kohlenbrenner	149
In den Waldhütten	160
In den Sennhütten	171
Im Hochgebirge	180
Auf der Straße	186
Furknechte und Postmeister	195
Die Wallfahrer	201
Die Beichtgeher	208

Seite
Der Lichtmeßsammler 214
Der Bibelreiter 222
Die Gotteslängnerin 231
Drei Brüder 243
Der Lottospieler 257
Der Sohn des Hauses 262
Der Heimkranke 275
Der Lindenbauer 281
Der Vögelfanger-Jackerl 292
Ein Sterben im Walde 308

Eingang.

Wie ich in meinen „Sittenbildern aus dem ſteieriſchen Oberlande“ hauptſächlich das äußere Leben, die Sitten und Gebräuche des Oberſteirers berückſichtigte, ſo ſuchte ich in meinen „Geſchichten“ und „Wanderungen in den Alpen“ („Wanderleben“) und beſonders in dieſem vorliegenden Buche in das innere Leben des Volkes einzudringen.

In den Sitten und Gebräuchen des Gebirgsvolkes liegt ein gewiſſer Schimmer, der nicht ſelten mit einem ungeahnten Lichtblitz, als auch mit manch unheimlichem Schattengebilde die Geſtalten durchdämmert. Dieſer Schimmer kommt aus der unbegrenzten und unerforſchten Seelenwelt des Volkes.

Wer rein und ſicher zu blicken vermöchte in den Urgrund der Seele jener Menſchen, die in den Hochwällen ihrer Felſen, ihr, alten Zeiten entkeimtes Geiſtesleben geſondert be-

wahrten, und welche ohne Literatur und bildende Kunſt die Poeſie und die Sitte einzig nur in dem Archive ihres Gemüthes zu erhalten wußten — der müßte wunderbare Schätze entdecken.

Freilich wohl liegt viel Wuſt und eitel Ding gehäuft über dieſen Schätzen, und ſelbſt gefunden und gehoben ſind ſie nicht ganz rein von Schlacken. Das iſt's, was ſo Viele abſchreckt von der Forſchung und Annäherung. Dieſe armen verborgenen Mitmenſchen aber ſind, trotz ihrer großen Unebenheiten, trotz ihrer geiſtigen Wildheit ſo leicht liebzugewinnen; finden wir doch in ihnen das unentweihte Herz der Natur, den treuen Spiegel unſeres tiefſten, ureigenſten Selbſt, das wir, in Ueberkultur befangen, verloren haben oder verläugnen müſſen.

Ich habe den Drang, mich in das Leben des Gebirgsvolkes zu vertiefen, erſt zur Zeit empfunden, als ich das durch Genuß und Ueberfeinerung abgeſtumpfte und träge gewordene Weſen der Städte und der ſogenannten großen Welt kennen gelernt hatte. Da war mir oft, als ſei dieſes nicht das rechte, ſchöne, gleichmäßige Leben, wie es uns Menſchen zugedacht iſt, und als ſei die einzige Rettung für die im Genußtaumel hinraſende und ſiechende Menſchheit die Rückkehr zur Natur.

So habe ich mich denn mit Andacht und Ausdauer dem Studium des Alpenvolkes hingegeben, habe mich zu den Men-

schen der Berge zurückgesehnt und mich mit erweitertem Weltblick neuerdings seelisch in dieselben hineingelebt.

Was die Oertlichkeit meiner Forschungen betrifft, so habe ich gefunden, daß die obere Steiermark wohl in ihren Sitten und Gebräuchen, nicht aber in ihren eigentlichen Charakteren sich von den übrigen Ländern der österreichischen Alpen unterscheidet. Eines ergänzt hier das Andere. In solchem Sinne ist das Buch: „Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt" entstanden.

Ich habe in diesem Buche sowohl allgemeine oder Durchschnittscharaktere zu zeichnen gesucht, als auch außerartliche, wie sie sich aus den ersteren herausgebildet haben und als Sonderlinge gelten mögen, wie z. B. „Die Gotteslängnerin", „Der Bibelreiter", „Der Heimkranke". Ich habe solche geschildert, welche durch irgend eine gesellschaftliche Aenderung oder durch das allgemeine Erlöschen einer äußeren Stellung heute nicht mehr oder nur in bedeutender Verschiedenheit vorkommen, als „Der Dorfschulmeister", „Fuhrknecht und Postmeister", „Der Sohn des Hauses" u. s. w. Ich habe ferner hier nur solche Gestalten gezeichnet, die ausschließlich in den Alpengegenden vorkommen und Merkmale des Gebirgslebens in sich tragen, und von diesen wieder nur solche, die in meinen früheren Büchern gar nicht oder zu wenig berücksichtigt wurden.

Es wäre mein Wunsch, auf diese Weise durch fortgesetztes Bestreben nach und nach ein großes, möglichst vollständiges Bild des Volkes der österreichischen Alpenwelt zu schaffen.

Pilisch-Maróth, im Juli 1871.

P. K. Rosegger.

Der Pfarrer im Gewände.

Benedictus verzichtete auf seinen Adel, auf seinen Reichthum, auf all' die Weltfreuden und widmete sich dem Priesterstande.

Er that es freiwillig — aus innerem Antrieb; er hatte in seinen ihm früh geraubten Eltern den Undank der Welt erfahren; er hatte sich einst eifrig den weltlichen Wissenschaften hingegeben, ohne davon befriedigt zu werden, und er meinte, die menschliche Seele könne nur Friede und ein Ziel finden im Reiche des Gemüthes. Und im Reiche des Gemüthes fand er die Religion. Mit Eifer studirte er die Theologie und die menschlichen Herzen, und er fühlte sich daheim in seinem Berufe. Da ereignete es sich, als er zum Priester geweiht war, daß er eine neue Satzung seines Oberhauptes, die ihm widersinnig und schädlich schien, in einer offenen Rede bekämpfte. Die Folge davon war, daß ihn der Oberhirt aus seiner Vaterstadt verwies und ihn in eine kleine, bettelarme Seelsorge verbannte, weit abgelegen im Gebirge unter Köhlern und Holzhauern.

Tagelang mußte der junge Priester reisen, bis er in jene rauhen Hochwälder kam, die nun ihm, dem feinerzogenen Stadtkinde, zur zweiten Heimat werden sollten.

Das Kirchlein ſtand in einem kleinen dämmerigen Felſenthale mitten unter wenigen Hütten. Zwiſchen dem Geſteine lagen grüne Matten; aber kein Obſtbaum ſtand da, keine Art von Laubhölzern kam hier vor, als Brombeer- und Erlengeſträuch; nur hohe dunkle Nadelwälder rahmten das Thal ein und oben auf den felſigen Höhen wucherten die Zerben und der Wachholder.

Vor einer der Hütten war ein Gärtlein mit einem rohen Steinwall umgeben; das ſah ſchier ſo aus, wie der Kirchhof nebenan, aber es war der Gemüſe- und der Ziergarten des Pfarrhofes.

Einige Kohlhäupter ſtanden darin und ein Salatbeetlein lag da und an dem Rande desſelben wuchs Porſt und wilder Rosmarin. Der Pfarrhof war nicht mit Rinden eingedeckt, ſondern mit Brettern, — dadurch unterſchied er ſich von den übrigen Hütten.

Als Benedictus, in ſeinen großen Mantel gehüllt, mit dem Stabe in dieſem Thale ankam, — mutterſeelenallein, wie ein wandernder Apoſtel, da dachte er, wie das doch ſo ſtill und ruheſelig ſei in dieſen Wäldern, und wie er der Welt nun entſagen müſſe mit Allem — Allem. War's hier auch ſo friedlich und rein in der Gottesluft, ſo ahnte er doch die Gewalten der Natur, die hier ſchlummerten in dem Schoße der Felſen und in den rohen Gemüthern dieſer Waldbewohner. Heimweh ſenkte ſich in ſeine Seele. Wenn doch nur der alte Pfarrer hier bleiben könnte, auf daß er *einen* Menſchen hätte von höherer Lebensanſchauung. — Wenigſtens eine Zeit ſollte er mein Gefährte ſein, daß er mich bekannt machte mit den Zuſtänden und Gebräuchen des Ortes und

mit den Eigenſchaften der Bewohner; dann könnte er ja hingehen und ſeinen Ruhegehalt genießen, — und ich will hier bleiben und mich aufopfern mit Gottes Willen. —

So dachte Benedictus. Da ſah er über dem Hange des Fußweges einen Greis in Lederhoſe und Lodenjacke kauern, der Pflanzenſtengel aus der Erde raufte.

„He, Alter," rief Benedictus, „werde ich den Herrn Pfarrer daheim treffen?"

Der Alte ſchien die Frage nicht zu hören, er blickte nicht auf, ſondern faßte die Pflanzenſtengel langſam in ein rothes Tüchlein, das er ſich vorn umgebunden hatte.

„Ein wenig ausruhen, Alter!" ſagte Benedictus. „Werde ich Euern Pfarrer daheim treffen?"

Jetzt blickte der Alte auf. „Wär' ein Wunder, wenn Ihr ihn jetzt daheim treffen thätet," antwortete er endlich und wiſchte ſich mit dem Aermel den Schweiß vom Geſichte.

„Nun, und wo mag er denn ſein?"

„Der Pfarrer? Wurzeln graben thut er," ſagte der Alte, band ſein Tüchlein zu und kletterte mühevoll zum Wege nieder. „Ja, ja," ſagte er, „unſer Pfarrer iſt ſchon ein rechter Haſcher. Oho, jetzt wär er ſchier bald über'n Rain gekugelt. Ihr ſeid zuletzt gar der Herr Benedictus? Grüß' Euch Gott, ſchön!"

„So ſeid Ihr wohl der Herr Pfarrer?" rief der junge Prieſter.

„'s wird völlig ſo ſein."

„Gott, und was klettert Ihr denn da auf dem Gehänge herum?" frug Benedictus beinahe erſchrocken.

„Süßwurzeln rupf' ich mir aus, ſeht da, und die koch'

ich mir und das gibt einen rechtſchaffen kräftigen Thee. Ich trink' den Thee für mein Lebtag gern, halt ſo zum Abendmahl, und der braucht auch keinen Zucker, da. So ſo, und Ihr ſeid alſo mein Herr Amtsbruder?"

So lernte Benedictus ſeinen Vorgänger kennen, aber er ſchielte den Alten noch immer faſt zweifelnd an; trägt denn hier der Pfarrer eine kurze Lederhoſe und einen grauen Lodenrock? Als ob der Greis die Gedanken des Ankömmlings errathen hätte, ſagte er plötzlich: „Um Euer G'wand da iſt's ſchad, Herr Amtsbruder; wenn Ihr's alleweg auf dem Leib herumtragt, iſt's in neun Wochen hin, und wenn Ihr's daheim in der Stub' laßt, ſo zerbeißen's Euch die Mäuſ'."

Dann gingen ſie und der Alte erklärte die Gegend: „Da iſt halt 's Dorf, iſt das eigentliche Gewände, wie man ſagt: ein paar Handwerker wohnen da und ein Wirthshaus haben wir auch. Da weiter d'rin in der Schlucht iſt eine Holzſäge und hinter derſelben fängt gleich der Rabenwald an. Der ganze Rabenwald gehört in dieſe Pfarre heraus, ja, und all' zuſammen hat das Gewände völlig zweihundert Seelen. So Holzleute ſind ſie, juſt nicht reich, übrig hat Keiner was, aber vom Nothleiden iſt, Gott ſei Dank, auch keine Red'. Die Kohlen führen ſie halt ſo hinaus in die Lackenhämmer. — Suchſt die Gais, Mirz?" rief er ſich unterbrechend einem ſehr dürftig gekleideten Mädchen zu. „Da oben im Gebrände brockt ſie Brombeerlaub, hätt' dir's mit herabgenommen, da bin ich aber mit dem Herrn da gangen. Schau, Mirz, das wird Euer neuer Herr Pfarrer!"

Das Mädchen ſperrte Mund und Augen auf und ſah den Männern nach.

„Ja, Herr Amtsbruder, und das da neben der Kirche iſt der Pfarrhof; wird Euch recht gefallen, er iſt juſt nicht groß, aber ſo paſſabel bequem. Hab' ihn gerade vor Kurzem mit Lehm übertünchen laſſen, weil mir der Wind ſchon ein wenig durch die Holzwand zogen hat. — Nu, Steffl, biſt heut nit im Holzſchlag?"

„Na, heut nit," antwortete ein Männlein, das auf einer Bank ſaß und mit einer Feile ſeine Säge ſchärfte, daß es ſchwirrte und ſchrillte.

Endlich kamen ſie zum Häuschen, das mit Lehm übertüncht war. Sie traten ein, gingen aber nicht durch eine Thüre, die in der Hausflur war, ſondern der alte Mann kletterte über eine Leiter in ein dunkles Gelaſſe hinauf und ſagte: „So, Herr Amtsbruder, krabbelt mir nur nach, ich halt' Euch die Hand entgegen; ſtoßt Euch den Kopf nicht an! So, Herr Amtsbruder!"

Und als ſie in der dunklen Dachkammer waren, da lud der Alte den Benedictus ein, ſich's nur ganz bequem zu machen, wie er's zu Hauſe gewohnt; er ſei ja nun eigentlich zu Hauſe. Aber da auf der leeren Holzbank und am rauhen Brettertiſchchen gab's nicht viel bequem zu machen; der junge Prieſter konnte ſich kaum entſchließen, niederzuſitzen, obwohl das niedere Stübchen ihn nicht aufrecht ſtehen ließ. Ein ſtarker, faſt ſtechender Geruch war in der Kammer und auf einer Wandſtelle ſtand eine Anzahl Flaſchen und Töpfe.

„Das iſt eigentlich nicht die rechte Wohnſtube," bemerkte der Greis, indem er ſeine Lodenjacke auszog und ſich einen ſchwarzen talarartigen Mantel überwarf; „ich habe da unten die große Stube einem armen Köhlerweib abgetreten,

das ein krankes Kind hat. Ihren Mann hat vor wenigen Wochen ein Holzdreiling erdrückt und da hat die arme Haut nirgends eine rechte Zuflucht gehabt; die Köhlerhütten sind auch gar so viel kalt und unreinlich und so hab' ich sie halt in meine große Stube aufgenommen, bis das Kind gesund ist. Das da heroben ist eigentlich meine Apotheke, so zu sagen, da habe ich Wurzeln und Kräuter angesammelt. Da in den Fläschchen ist Tannenpech, Ameisenöl, Arnicawasser, Rosenbuschbalsam; da in der Lade hab' ich Harzsalben und Senfpflaster für Beinbrüche — und was halt die Hausmittel so sind. Mein Gott, wenn wo ein Unglück geschieht, daß sich die Leutchen nicht zu helfen wissen, so kommen sie halt zu mir."

Der Pfarrer rief eine alte Magd und ließ für seinen neuen Bekannten ein Glas Wein bringen. „Ei ja, Herr Amtsbruder," sagte er, „wir haben auch noch ein gutes Gläschen da, dann und wann trinkt man gern ein Tröpflein; greift nur zu, seht, ich thu's ja auch gleich; ich weiß zwar nicht, seid Ihr mein Gast oder bin ich der Eure — — 's geht nun aus einem Sack."

Aber Benedict nippte nur vom Wein; wie sehr sich dabei seine Gesichtszüge verzogen, war in der Dunkelheit nicht bemerkbar.

Sie redeten nun von verschiedenen Dingen und nach einiger Zeit sagte der Pfarrer: „Vielleicht gehen wir vor Abend noch ein wenig herum draußen, Herr Amtsbruder?"

Und sie gingen in das Freie. Sie gingen hinan zum kleinen Friedhof, wo auf dem glatten, grünen Rasen oder auf dem Sandboden hie und da ein verwittertes Holzkreuzlein

steckte. Nur eine einzige Stelle war da, auf welcher man die kahle Erde sah. „Da haben wir den Köhler eingeschoben, den der Holzdreiling erdrückt hat," bemerkte der Pfarrer. „Sonst geht's heuer derweil noch rechtschaffen gut ab: aber vor fünf Jahren ist eine große Sterb' eingetreten: da sind von Ostern bis zu Martini hinaus vier Erwachsene und drei Kinder auf den Gottesacker gebracht worden. Der Kirchhof liegt halt nicht ganz recht da, und wenn ein großes Wasser ist, so schwemmt's uns allweg Schutt herab von den Felsen."

Ein Knabe, barhaupt und barfuß, lief hinter der niederen Steinmauer des Kirchhofes vorüber; diesem rief der Pfarrer zu: „Hansl, ich ließ dein' Vater bitten, wenn er mir bis morgen früh meine Stiefel flicken thät; am Abend, wenn ich sie ausziehʼ, werdʼ ich sie ihm hinüberschicken."

Das Büblein hatte während dieses Auftrages an seinem Zeigefinger gelaut, dann lief es, ohne ein Wort zu entgegnen, davon.

„Ist ein gescheiter Knabʼ das", sagte der Pfarrer zu seinem Begleiter, „ist mein Ministrant und das Läuten verrichtet er auch."

Dann gingen sie in das Kirchlein, das von Stein war und ein Schindeldach hatte; das Thürmchen war aus Brettern zusammengenagelt und an der Mittagsseite desselben war eine Sonnenuhr gezeichnet. „Wenn Schatten ist, wissen wir halt nicht, wie viel's an der Zeit," sagte der alte Pfarrer, „aber wir halten Mittag, wenn uns hungert."

Die inneren weißgetünchten Wände des Kirchleins waren fast leer, nur auf dem Altare befand sich viel grobes,

theilweiſe vergoldetes Schnitzwerk und neben dem hölzernen Tabernakel ſtanden vier Kerzen. „All' vier werden ſie nur an hohen Feſttagen angezündet," belehrte der Pfarrer, „wie überhaupt meine oder Euere Pfarrkinder die hohen Feſttage recht ſchön abhalten laſſen. Der Schuſter-Sepp, der Vater von dem Hansl, ſpielt gar recht ſchön die Orgel und der Köhler-Toni geigt und die Speifgretl ſingt dazu. Das iſt recht feierlich, Herr Amtsbruder, und 's wird Euch gefallen. Ja, und da ſteht der Beichtſtuhl, iſt aber nicht viel zu thun d'rinn, die Leut' kommen nur zu Oſtern, und man kann's ihnen auch nicht vorſchreiben, daß ſie öfter kommen ſollen, wie halt ihr Bedürfniß iſt. Da iſt die Kanzel; ei, da muß ich einen Pfeiler unterſetzen, mir ſcheint, ſie will gar niedergehen. Im Predigen überſchrei ich mich nicht, Herr Amtsbruder, man lieſt den Leuten das Evangeli und gibt ihnen darauf ein paar gute Worte, daß ſie recht ſchön brav und friedlich mit einander leben, und daß ſie ihre Müh' und Arbeit, ihr Kreuz und Leiden nur ſchön geduldig dem lieben Herrgott aufopfern ſollen, und daß der Herr Jeſus im Himmel ſchon Alles lohnen werde. Das iſt genug, und was zu Zeiten mehr zu ſagen iſt, das ſagt man den Leuten ſo in der Freundſchaft daheim in ihren Hütten, wie's die Verhältniſſe halt verlangen. In der Kirche thät auch nichts angreifen; da meinen ſie, der Pfarrer ſagt Alles nur, weil's ſo der Brauch iſt, und ſie ſchlafen dabei ein. Bei der Meß ſchlafen ſie auch. Mein Gott, man kann's den Leuten nicht verdenken; die ganz' Wochen müſſen ſie ſchwer arbeiten im Holz, und wenn ſie halt einmal zum Sitzen kommen, da gehen ihnen nachher die Augen zu. Die Bänk' da ſind ohne Lehne, — ein wenig

ungeſchickt — iſt mir g'rad am Jakobitag ein Weiblein ſo im Einſchlafen auf den Boden hinab gepurzelt, daß es ſich den Kopf rechtſchaffen angeſtoßen hat. — Der Taufſtein iſt hinter der Thür — ja, und man ſollt's nicht meinen, es ereignet ſich gar nicht ſelten, daß ſie mir vom Rabenwald ſo ein Kindlein herausbringen."

„Alſo iſt die Zahl der Täuflinge größer als die der Leichen?" frug Benedictus.

„'s ſchaut völlig ſo aus. Sterben will halt Keiner. Auswandern thun meine Pfarrkinder auch nicht, aber der Kaiſer nimmt halt viel fort und da kommen die Wenigſten zurück, und ſo bringen mich die Taufendſappermenter um das Begräbnißgebühr. Je, meinetwegen mögen ſie ſchon leben; ſo ein Begräbniß bringt mir in der Regel ſo nah' herum neunzig Kreuzer ein."

„Und wie lange ſeid Ihr ſchon in dieſer Gemeinde?" frug Benedictus.

„Ja, das iſt halt, ſeitdem die Gemeinde gegründet worden iſt, 's mag ſchon bald ſeine vierzig Jahr ſein. Nu, da auf der Mauer ſteht ja die Jahrszahl; ſchau, 's iſt länger, bin ſchon zweiundfünfzig Jahr da im Gewände. 's wird völlig nicht gut thun, wenn ich in eine Stadt in die Verſorgung geh', jetzt in meinen alten Tagen. Aber 's iſt halt ſo, Herr Amtsbruder; im Sommer ging's noch, aber im Winter wollen mich meine Beine halt nimmer recht tragen, wenn 's da drin im Rabenwald einmal einen Verſehgang gibt. In vier Stunden mag man's ſchier nicht dermachen bis hinein zu den hinterſten Hütten. Und wenn man wo einen Kranken weiß, geht man doch gern."

„Iſt denn eine Schmiede, oder ſo was in der Nähe?“ bemerkte Benedictus plötzlich, „da hör' ich ja ein Hämmern wie auf Blech.“

„Ah, das Abendglöcklein meint Ihr, ja, 's hat ein wenig einen eigenthümlichen Klang, unſer Glöcklein. Zerſprungen iſt's uns vor ein paar Jahren und da hat der Binderſteffel einen Holzreif angelegt; 's will ſeitdem nicht mehr ganz ſo rein klingen, aber man hört's ſchon noch im Thale.“

Die beiden Prieſter traten endlich aus dem Kirchlein. Vor demſelben ſtanden Männer und Weiber beiſammen und der Pfarrer ſtellte ſich unter ſie und betete laut den „engliſchen Gruß“.

Es war ſchon dunkel geworden, die Felshäupter waren hoch geröthet.

Endlich hörte das Glöcklein auf zu ſchrillen, der Pfarrer ſchloß das Gebet. Nach demſelben gaben ihm die Leute die Hand und ſagten: „Vergelt's Gott!“

Als ſie hierauf ihren Wohnungen zueilten, und die Prieſter gegen den Pfarrhof ſchritten, frug Benedict: „Und wo iſt denn das Schulhaus?“

„Wir haben kein Schulhaus,“ ſagte der Greis, „an den Sonn- und Feiertagen, ſo zur Nachmittagszeit, kommen die Kinder zu mir in den Pfarrhof und da lehr' ich ihnen halt ſo nach und nach die Buchſtaben leſen und ſchreiben; das Rechnen haben ſie von ihren Eltern, ſo weit ſie's brauchen.“

Als ſie gegen die Thür kamen, trat ein Weib heraus und ſagte zum Pfarrer: „Ehrwürden, weil der fremd' Herr da kommen iſt, zieh' ich ja gern in die Dachkammer hinauf, ja gern; oder ich geh' in meine Hütte hinein. Gott ſei Lob

und Dank, das Kleine iſt ſchon beſſer, und ich vergeß Euch's mein Lebtag nicht, Ehrwürden, daß Ihr mir in der Noth ſo beigeſtanden ſeid."

„Gute Frau," redete Benedictus d'rein, „meinetwegen ſoll's bleiben, wie es iſt, ich bin friſch und geſund und bringe mich vorläufig überall unter; pflegt Euch und Euer Kind, wie Ihr's verantworten könnt." Und zum Pfarrer ſagte er: „Wenn's Euch nicht unangenehm iſt, ſo möcht' ich Euch bitten, daß wir noch ein wenig im Freien blieben."

„Mir iſt's nicht unangenehm, wir wollen uns dort auf die Bank ſetzen, wenn Euch nur die kühle Nachtluft nicht übel thut. Und morgen werde ich Euch der Gemeinde vorſtellen, als ihren neuen Herrn Pfarrer — weil's nun ſchon ſo ſein muß."

Als der alte und der junge Pfarrer auf der Bank ſaßen und ſie es hörten, wie unten das Bächlein rauſchte, und es ſahen, wie das Alpenglühen erbleichte und die Sterne zu flimmern begannen, da faßte Benedictus die Hand des Greiſes und ſagte ſchluchzend: „Mein ehrwürdiger Freund, ich kann Euch nicht ſagen, wie mir iſt. Wohl bin ich bereit, Allem zu entſagen, was ich kenne, was ich lieben gelernt habe draußen in der Welt, und ich will auch nicht klagen, daß ſie mich all' dem entrückt, in dieſes verlorene Thal verſetzt haben; aber die Aufgabe, die hier meiner harrt, iſt ſo groß, daß mir bange wird. Ihr ſeid Eurer Gemeinde nicht blos Pfarrer, Ihr ſeid ihr Alles, und wahrhaftig, Ihr habt Euch aufgeopfert für Eure Gemeinde. Ich will's ja auch thun, denn unſer Vorbild iſt der gute Hirt am Kreuze, und ich fühle in mir die Opferfreudigkeit und ich hoffe in ſpäten

Tagen auch jene Ruhe und jenen Seelenfrieden zu empfinden, der heute Euer Alter verklärt. Jetzt aber bin ich noch jung und ich habe nichts erfahren als das unstäte Treiben des großen Weltlebens, als das Hangen und Verlangen der nach irdischen Freuden strebenden Menschen. Wie kommt mir das jetzt klein und nichtig vor, jetzt, da mir hier eine neue Welt aufgegangen ist, voll gewaltiger Erhabenheit und unendlicher Tiefe. Aber, mein ehrwürdiger Freund, ich bin unbekannt mit diesen Zuständen, Sitten, Charakteren, vollständig fremd sind mir diese Naturmenschen, die mir so unerreichbar und heilig erscheinen in ihrer Entsagung. Nun sollte ich ihr Pfarrer sein und wir können uns gegenseitig nicht verstehen; ich sollt' Euch ersetzen als Seelsorger, als Freund und Rathgeber, als Helfer und Walter überall, der die innersten Tiefen ihrer Herzen durchforscht hat, der ihre leisesten Wünsche erlauscht hat, der ihr Zagen und Hoffen, ihr Sinnen und Sehnen, der all' ihr Weh kennt und mitempfindet; ich sollt' das Alles ersetzen, — ach, das wär' ja gar nicht möglich!"

Mit sehr bewegter Stimme hatte der junge Priester gesprochen, der Greis hatte ruhig zugehört, und nun entgegnete er: „Wenn Ihr nur einmal Euere Stadt vergessen und Euch hier angewöhnen könnt — und es ist ja gar nicht so uneben hier — so wird schon Alles recht werden. Werdet Euch nicht zu zwingen brauchen, daß Ihr so seid wie ich. Die Leut' werden schon kommen und werden Euch bitten und fragen bald um dies, bald um das; sie werden Euch ihr Anliegen schon klagen und sie werden aufrichtig gegen Euch sein. Und wenn sie so kommen im Vertrauen, wo sie sich selbst

nicht zu rathen und zu helfen wiſſen, und man hat ein halbwegs gutes Herz, dann hat's ſchon die guten Wege. Bin auch einmal draußen geweſen in der närriſchen Welt, aber ich hab' den Leuten hier nichts davon erzählt; brauchen's nicht zu wiſſen, wie's anderorts zugeht. 's verreunt ſich wohl dann und wann ſo ein Zeitungsblatt herein, aber wir verſtehen das Zeitungsblatt nicht, und das Zeitungsblatt verſteht uns nicht. Auch vom Konſiſtorium werden mir zu Zeiten Blätter zugeſchickt, die ich auf der Kanzel vorleſen ſollte; hab's aber nie gethan; ſolche Leut', wie die im Gewände, muß man bei ihrem alten Glauben und Gewiſſen laſſen; wie was Neues dazu kommt, werden ſie gleich irre. Ich hab' weder das Faſtendispens, noch das Dogma von der unbefleckten Empfängniß verkündet, und von der neueſten Kirchenſatzung wollen wir auch nicht reden. Mir iſt allweg darum zu thun geweſen, daß meine Pfarrkinder beruhigt und zufrieden ſind und daß ſie nicht anfangen zu zweifeln an dem, was ihr einziger Halt und Wanderſtab iſt durch dieſes arme Leben. Wenn die Seelenruhe und die Zufriedenheit geſtört iſt, wer gibt Erfüllung all' den neu erwachenden Wünſchen? Wenn ſie auch noch ſo viel hören von den Künſten und Wiſſenſchaften und Herrlichkeiten der Welt, Holzleute müſſen ſie dennoch bleiben. Wo's einmal ſo weit iſt, da iſt's eine Kunſt Pfarrer zu ſein, und da nützt überhaupt ein Pfarrer gar nichts mehr. Aber im Gewände iſt's noch nicht ſo weit gekommen, Herr Amtsbruder, und Ihr braucht nur ruhig in dem fortzufahren, wie es iſt, und ihr werdet alleweil was zu eſſen haben, und zu Zeiten wohl auch ein gutes Tröpflein."

„Ehrwürdiger Freund," entgegnete Benedictus, „ein ruhiger und ſorgloſer Lebensabend in beſſeren Verhältniſſen und in einem milderen Klima wäre Euch zu wünſchen; aber ich fürchte, Ihr werdet Euch nach einem ſolchen Leben im Prieſterhauſe, wo Ihr Eueren Ruhegehalt zu genießen hab't, nicht mehr wohl fühlen."

„Nein, wie gern blieb' ich da, lieber Herr Amtsbruder, aber wenn's halt nicht geht — wie's Gott will!"

„Herr Pfarrer! Ich verfüge über ein kleines Vermögen, würdet Ihr mir nicht böſe ſein, wenn ich Euch den Antrag machte, Euere alten Tage mit mir in dieſer Gemeinde zu verleben und noch fernerhin den Pfarrkindern und mir ein bewährter Rathgeber zu ſein?"

Da erhob ſich der Greis und lebhaft den Arm des jungen Prieſters ergreifend, rief er: „Was wär' mir lieber als das, Herr Amtsbruder! Viel thät' ich nicht brauchen: all' Tag meine Suppe und meinen Strohſack, dafür leſe ich ja die heilige Meſſ'; und zu Zeiten ein friſches Tröpflein, das kauf' ich mir ſchon ſelber."

„Nein, Ihr ſoll't es beſſer haben und das ganze Gewände ſoll es von nun an beſſer haben. Gottes Wille iſt, daß die Menſchen einander dienen und helfen. Hier in dieſer heiligen Waldeinſamkeit baue ich meine Heimat und bei dieſen armen zufriedenen Menſchen will ich leben und ſterben. Mit Freuden bringe ich meine kleine Habe dieſer Gemeinde mit, vielleicht kann ich damit etwas beſſer machen."

„Wenn Ihr's mit Euerem Gelde nur nicht etwa ſchlechter macht!" ſagte der Greis.

Die beiden Prieſter ſprachen noch einige Zeit über einen

Plan, bis endlich die alte Magd vom Hause her rief: „Zum Nachtmahl, Ehrwürden, 's wird ja Alles kalt!"

Gedünstete Erdäpfel standen auf dem Tisch und ein Glas Wein. Der alte Mann war ganz glückselig, daß er seinen Gast so außerordentlich bewirthen konnte, denn das gewöhnliche Abendmahl im Pfarrhofe war eine Schale Süßwurzelthee.

Nach dem Essen brachte die Magd ein Paketchen, legte es vor dem Pfarrer auf den Tisch und sagte: „Das schickt der Holzmeister Lipp zum schön' Dank für die Kindstauf." Der Alte öffnete schmunzelnd das Paket; es enthielt Tabak, welcher nach der Gewohnheit armer Gebirgsleute ein wenig mit dürrem Buchenlaub gemischt war. Sofort stopfte sich der Greis ein Pfeiflein und sagte schmauchend: „Meine guten Leutchen denken halt allweg auf mich!" Dann wurde er sehr verlegen, es fiel ihm ein, daß er eigentlich seinem Gast zuerst ein Pfeiflein hätte anbieten sollen; doch als dieser sagte, er rauche nicht, war er beruhigt. Benedictus schob ihm auch das Weinglas hin und ließ sich ein Schälchen Milch bringen. Da schwelgte denn der alte Pfarrer und lächelte: „So wie heut' ist's mir schon lang' nit g'rathen. Ich bring's Euch, Herr Amtsbruder!"

In derselben Nacht schliefen die zwei Priester noch auf hartem Boden; der alte war es gewohnt und schlummerte gleich ein; der junge war noch lange in Gedanken, dann that er ein inniges Gebet um Gnade und Stärke für seinen Beruf und endlich schlief auch er ein.

Am nächsten Tage kam von weiten Wegen her ein schwer beladener Wagen, der vor dem Pfarrhofe hielt. Der

alte Herr ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und rief: „Du himmliſches Kreuz, Der läßt ſich ja die ganze Welt nachführen!“ und ſpäter äußerte er: „Jetzt ſoll ich alter Bauernſchippel eigentlich gar nicht mehr in den Pfarrhof, da d'rin ſchaut's ja jetzt aus wie im Kaiſerhaus!“

Aber Benedictus ſelbſt legte ſeinen feinen Anzug ab und kleidete ſich in grobes Tuch.

Nach kurzer Zeit war ein Feiertag im Gewände, — die Einſetzung des neuen Pfarrers. Da war ſchier die ganze Gemeinde verſammelt, ſelbſt die Bewohner der hinteren Rabenwaldhütten waren heraus gekommen. Am Altare brannten die vier Kerzen, zur Orgel ertönte die Geige und die Speikgretl ſang mit heller Stimme ein altes Lied. Selbſt das Glöcklein auf dem Thurme hatte heute einen Klang, es war, als klänge der Holzreif mit zur Verherrlichung des Feſtes. Benedictus beſtieg die Kanzel und begrüßte die Gemeinde mit einfachen, herzlichen Worten. Er ſei nun da, ſagte er, zum Mitfreuen und zum Mitleiden, gemeinſam wolle er Alles tragen mit ſeinen Pfarrkindern, und er wolle nicht über ihnen ſtehen, ſondern unter ihnen, bei ihnen als Menſch. Gemeinſam wollten ſie das kümmerliche Leben friſten und es ſich gegenſeitig zu verſchönern ſuchen durch Lieb' und Vertrauen, und gemeinſam wollten ſie die Noth tragen und das Glück, und gemeinſam wollten ſie Gott verehren in Anſtrebung menſchlicher Vollkommenheit. — Benedictus wollte noch mehr ſagen, allein er ſah, wie einige Zuhörer in den Bänken kämpften gegen die Ermüdung, welche die Augenlider ſo ſchwer zu belaſten ſchien.

Nach dem Gottesdienſte ließ der neue Pfarrer die Al-

teſten der Gemeinde in den Pfarrhof kommen und als ſie da beiſammen waren, begrüßte er ſie und ſagte, daß ein ungenannter Wohlthäter der Gemeinde im Gewände eine kleine Summe zugewendet habe, und daß er über dieſe Summe nach dem Wunſche der Gemeinde zu verfügen habe. Sie möchten ſich nun ausſprechen, in welcher Beziehung ſie vor der Hand einen Wunſch hätten. Der alte Herr fand nothwendig, zu erklären: „Der Herr Pfarrer will Euch in der Pfarre was ſtiften, ſo was herrichten laſſen, und Ihr ſollt nun ſagen, was Euch am liebſten wär'."

Da ſahen die Holzknechte einander an und machten halb lachende und halb verzagte Geſichter und wußten nichts zu ſagen. Was ſie wollten? was ſie benöthigten? — Ja, gefragt iſt das leicht, aber geantwortet! — Es fiel ihnen nichts ein.

Endlich räuſperte ſich Einer und machte viele Vorbereitung zum Reden. „Ja, wär' ſchon recht," ſagte er hernach, „und da — beim Freydhof, mein' ich halt, wenn was angewendet werden thät', daß das Waſſer nicht alleweil ſo herabſchießen könnt'."

Benedictus ſah den alten Pfarrer befremdet an. Alſo nichts für's Leben haben dieſe Menſchen zu wünſchen, nichts vermiſſen ſie. — Den Todten geben ſie ihre Stimme.

„Wenn Euch zuvörderſt das am Herzen liegt, liebe Freunde," ſagte Benedictus, „ſo wird baldigſt Abhilfe getroffen werden, daß das Waſſer, welches von den Felſen kommt, einen anderen Ausweg hat und nicht über die Gräber rinnt. Indeß wird dadurch der Meinung Eueres Wohlthäters nicht Genüge gethan ſein."

„Ihr dürf't noch was verlangen," verdeutlichte der alte Herr. Die Männer sahen sich wieder an; ja, was ist denn das jetzt für eine neue Zeit? der neue Herr Pfarrer ist ja ein wahres Wünschhütel! Plötzlich rief ein Männlein: „Wenn sich derselb' Wohlthäter denn schon einmal was kosten lassen will, so soll er an unsere Kirchenbänk' Lehnen machen lassen, daß man sich am Sonntag doch ein wenig ausrasten kann. Das wäre eine rechte Wohlthat für Unsereinen."

Benedictus lächelte, reichte Jedem die Hand und sagte, daß sie glücklich in ihre Waldhütten kommen möchten. Und als sie fort waren, sagte er zum Greise: „Jetzt bin ich auch fünfzig Jahre im Gewände gewesen, jetzt kenne ich diese Menschen." — — —

Ein Jahr später sah es anders aus im Gewände. Hinter dem Friedhofe war ein tiefer Graben und ein hoher Damm, und auf den Gräbern gab es keine sandigen Plätze mehr, sondern überall grünen Rasen. Die Kirchenbänke hatten breite, feste Lehnen und bequeme Fußgestelle. Auf dem Thurme war ein neues Glöcklein, und wenn es geläutet wurde, so hörten es in reiner Luft sogar die hinteren Bewohner des Rabenwaldes klingen. Neben der Kirche stand ein ganz neuer Bau aus Stein, mit großen lichten Fenstern — das Schulhaus. Es sah aus wie ein kleines Schloß und hatte ein Thürmchen, auf welchem eine Uhr war.

Das ist heute noch Alles so: die Holzhauer und Köhler sehen gerne auf die Uhr am Schulhause und wissen nun auch im Schatten, wie viel es an der Zeit.

Aber auch der Pfarrhof hat sich vergrößert und in demselben sind drei schöne, geräumige und traufliche Zimmer. Im

erſten dieſer Zimmer wohnt der Pfarrer Benedictus und ſchlägt, wenn er zu Hauſe und nicht in einer der Waldhütten auf Beſuch iſt, gerne im Pfarrbuche nach, ob Alles in der Ordnung mit ſeinen Schäflein. Im zweiten Zimmer wohnt der alte Herr und bereitet heilſame Getränke aus Alpenkräutern, und Beinbruchpflaſter aus friſchem Harze. Im dritten Zimmer endlich kommen die zwei Prieſter drei- oder viermal täglich zuſammen zur reichlichen und geſegneten Gottesgab', und da kommt auch recht oft die umſichtige und heitere Wirthſchafterin zur Thür herein und bringt regelmäßig in einer goldig funkelnden Flaſche ein gutes Tröpflein mit.

Der Dorfschulmeister.

Er ist ein schlanker, hagerer Mann, in seinen spärlichen Locken liegen schon zahlreiche Silberhaare. Er trägt einen pechschwarzen feinen Rock nach städtischer Mode.

Zuvörderst interessirt uns die Geschichte von diesem Rocke.

Der Herr Dechant besaß ihn und trug ihn acht Jahre. Das Schicksal verfolgte den Mann, der Rock wurde ihm zu eng, und er gab ihn dem Schulmeister von Althöfen. Dem Schulmeister von Althöfen aber war er nicht zu eng.

Das ist die Geschichte von dem pechschwarzen Rock.

Die weiten braunen Beinkleider und die aschgrauen Stiefel hätten auch ihre Geschichte; es liegen in der Truhe unterschiedliche Urkunden darüber vor, wohl berichtigt und bescheinigt von Meister Oehre und Drahtzug — jedoch beunruhigend wirkend auf den Schulmeister, der da oft seufzet: „Beinkleider und Stiefel vergehen, die Conti aber werden nicht vergehen!"

Nun zur Geschichte des Mannes selbst.

Er war das neunte Kind des Lehrers von St. Nikolaus, studirte vier Classen im Seminar, zwei Classen im Gymnasium; dort blieb er stecken, denn sein Vater hatte noch für jüngere Kinder zu sorgen und konnte ihn nicht unterstützen. Da aber Gott Niemanden verläßt, bekam der

Jüngling eine Stelle im Schulfache und blieb siebenunddreißig Jahre Unterlehrer. Als ob Klio absichtlich ihr Angesicht verdeckt hätte, sie erzählt uns nichts von diesem bedeutenden Zeitabschnitt, und wir finden den Mann erst wieder, als er zum Schulmeister emporstieg.

Nun hat er für sein Lebtag einen eigenen Herd; aber er geht doch lieber zum Dorfwirth in die Kost, weil auf den eigenen Herd in Regentagen immer Tropfen herabsickern.

Nach den Einrichtungen, wie sie viele Jahre in unseren Ländern herrschten, ist der Mann eine wichtige Person; er ist Meßner, Regenschori, Musiklehrer, Gemeindeschreiber, zu Zeiten auch Ministrant und nebenbei Schulmeister.

Die Gemeinde Althöfen hat ein Kleines über dreihundert Seelen — die im Kirchenbuche stehen; die Leiber davon kriechen in der Gegend umher in allen Thälern und auf allen Bergen. Der Schulmeister kennt Jeden und weiß auch, wo Jeder seine Hütte hat, so sehr diese auch oft entlegen und verborgen ist, hoch oben auf dem Berge oder weit hinter den Wäldern. Größere Pfarreien haben ihren Unterlehrer, ihren „Kirchenwaschl", ihren Gemeindeschreiber, ihren Pfarrknecht; all' dergleichen macht dem Schulmeister in Althöfen keinen Wettstreit, und darum ist Althöfen ein guter Posten.

Und dennoch gibt es Stunden, in welchen sich der Schulmeister nicht ganz zufrieden fühlt; in manch unbewachter Nacht hat er sogar die Unart, sich zu einem gesunden Bauernknecht hinaufzuträumen, der da sorgenlos sein Tagewerk verrichtet und dann ruhig essen und trinken und schlafen kann nach Herzenslust. — Es ist gut, daß in solchen Stunden der Wind durch die Fugen den alten träumenden

Schwelger wach bläſt, ſonſt verduſelte er gar die goldene Morgenſtunde, in welcher er die Gebetglocke zu läuten hat. Mit dieſer Verrichtung iſt verbunden das Kirchenaufſperren, das Vorbereiten zur Meſſe, das Sieſelputzen für den Herrn Pfarrer, die Meſſe ſelbſt und endlich die Knoblauchſuppe. Nach dieſer johlt und poltert es ſchon in der Schulſtube, aber da kommt ein Häusler — gar demüthig klopft er an und gar ſittſam knittert er an ſeiner Hutkrempe; — er thät halt ſchön vom Herzen bitten, daß ihm der Herr Schulmeiſter thät einen Brief aufſetzen, — dem Natz, der beim Militär iſt, möcht' er halt einmal nachſchreiben; der Bub hätt' wieder geſchrieben um ein paar Kreuzer Geld, es ſei halt ſo viel zum Hungerleiden bei den Soldaten. Ja, und Papier hätt' er weiter auch kein's bei ſich — möcht' wohl ſchön bitten — thät's ſchon fleißig zahlen! — Der Schulmeiſter macht nicht viel Worte, ſchreibt gleich den Brief, nimmt aber nichts dafür und auch nichts für's Papier; das wär' leicht doch nicht ſchön, wenn ſich der Schulmeiſter ſo was zahlen ließe!

Endlich kann's an die Schule gehen — doch weh, da brüllt des Wurzenpeters Bub' mit einem blutenden Kopf; die Jungen haben gebalgt und ihn zur Ofenecke geſtoßen. Der Schulmeiſter macht nicht viel Worte, nimmt den Kleinen mit in ſein Stübchen und ſchlägt ihm ein Eiſigtuch um die Stirne. Er fragt nicht, wer's gethan hat — leugnete es doch Jeder und drehte ihm noch eine Naſe. Der Alte kennt das. So geht's ruhig an die Schule. Den Kleineren hilft er buchſtabiren: b-i-bi, b-u-bu und b-e-be. Hernach: R-i-l Ril, p-f-e-r-d pferd, Rilpferd; B-e-t Bet, t-e-l tel, Bettel.

i-a-e-i sack, Bettelsack. Und so fort. Mit den Größeren nimmt er den Katechismus durch, den sie auswendig lernen müssen, oder, wenn es Samstag ist, läßt er das Evangelium des nächstfolgenden Sonntags lesen. Plötzlich schreit ein Bauer zum Fenster herein: „Schulmeister, die Kirchenuhr steht; das wär' eine schöne G'schicht, wenn's heut' nicht Mittag werden thät!"

Eilt denn der Mann auf den Thurm und zieht die Uhr auf und ölt die eisernen Räder ein und bringt so die Zeit wieder in den Gang. Derweil ist in der Schulstube Kirchtag, denn wenn die Katz nicht daheim, — wie das Sprichwort schon geht.

Endlich schlägt es eilf — da wird noch das „Einmaleins gebetet" und die Schule ist aus. Der Schulmeister läutet die Mittagsglocke und geht dann zum Wirth, wo ihm schon die dicke „Frau" mit eingestemmten Armen entgegenkommt: „Ja, was ist denn das heut für eine Unordnung, Schulmeister? Glaubt Er, wir gehen zu Tische, wann's Ihm gefällt? Wer nicht kommt zu rechter Zeit, der muß warten, was übrig bleibt! Und übrig blieben ist heut' nichts!"

Der Alte neigt nur den Kopf, als sei er schon zufrieden; er weiß, daß die mindeste Einsprache seine Lage nur noch ungünstiger machen würde. Sofort aber schleicht er in die Küche hinaus, mit der Köchin ist er gut an — die theilt ihm schon einen Löffel warmer Suppe und schenkt ihm sogar einige Brocken dazu: ei ja, die Köchin ist ein rechtschaffen gut's Leutl.

Noch sitzt er mit dem Suppentopf im Winkel über der Hühnersteige, da schreit d'rin im Gastzimmer ein Bauern

knecht: „Kreuz und Hollerſtaud'n, wo iſt denn heut' der Schulmeiſter? Zum Verſehenläuten iſt's!“ Der Alte hört's und eilt pflichteifrigſt aus ſeinem Verſtecke hervor, und bald darauf klingt vom Thurme das Verſehglöcklein, und faſt zur ſelben Zeit iſt der Schulmeiſter auch ſchon in der Sakriſtei und legt dem Pfarrer den Chorrock und das Ciborium über und zündet am Altar die Kerzen an und kniet nieder, daß er zugleich auch den Segen erhalte. Iſt ſodann der Verſehbote mit dem Pfarrer davon, ſo kann's wieder an die Arbeit gehen.

Der Lehrer ruft die Kinder zuſammen, die indeß mit ihrem mitgebrachten Mittagsbrote fertig geworden ſind. Wenn ſie etwa nicht zur Hand, ſucht er ſie im Walde oder wo ſie ſchon ihre Extraſpielplätze haben, und endlich beginnt die Nachmittagsſchule. Dieſe iſt dem Schreiben und Rechnen gewidmet. Im Schreiben geht's ſo übel nicht; da hat Jeder ſein Vorblatt, ſo mit Sprüchen etwa: „Fang' an mit Gott in allen Dingen, ſo wird die Arbeit dir gelingen!“ oder: „Morgenſtunde trägt Gold im Munde“ und „Die Säue freſſen die Eicheln gern!“ Beim Rechnen, nu, da hat Jeder ſeine fünf Finger zur Hand. Fragt der Schulmeiſter: „Franzl, wenn du drei Aepfel haſt und die Mutter gibt dir auch drei dazu, wie viel Aepfel haſt hernach?“ „Meine Mutter macht immer Aepfelkuchen!“ antwortet der Kleine. Dieſes unſchuldige Kindeswort vom Aepfelkuchen dringt dem alten Manne tief in die Seele. „Franzl,“ ſagt er dann, „wenn du einmal einen Aepfelkuchen mitbringen willſt, ſo wollen wir damit eine Bruchrechnung anſtellen.“

Er kann es nicht verwinden, zeitweilig ſolche Anſpie-

lungen zu machen, da ſie gewiſſermaßen nicht ohne Folgen ſind. Es iſt wirklich ſchon dann und wann ein Kuchen, oder ein Schinken, oder ein Schock Eier mit in die Schule gekommen und der Ueberbringer hat es nicht ohne Selbſtgefühl ausgerichtet: „Das ſchenket meine Mutter dem Herrn Schulmeiſter!“

Das Rechnen wird durch den Herrn Pfarrer unterbrochen, der, vom Verſehgange zurückgekehrt, in die Schule tritt. Die Kinder erheben ſich und ſagen den chriſtlichen Gruß; der Schulmeiſter zieht ſich in einen Winkel zurück; jetzt iſt der Pfarrer Herr in der Schule und der Alte iſt nur noch froh, wenn er hier in Gegenwart der Kinder wegen irgend einer Kleinigkeit nicht recht „herabkapitelt“ wird.

Endlich iſt die Schule aus, die Kinder trollen ſich luſtig davon, nur ein oder der andere Knabe bleibt und holt ſeine Geige oder ſeine Pfeife hervor und nun beginnt der Muſikunterricht. Jeden Sonntag iſt muſikaliſch auf dem Chore und da muß zur Orgel doch wohl auch eine Geige und eine Pfeife ſein.

Dem Schulmeiſter hängt überhaupt in ſolch' feſtlichen Stunden der Himmel voll Geigen, nur „derlängen“ kann er keine.

Nach dem Muſikunterricht kommt endlich Feierabend? Warum nicht gar! nun kommt erſt das allerwichtigſte Geſchäft. Aber das iſt ein gar heikel Ding und der Schulmeiſter zieht ſich damit in ſein Stübchen und ſperrt die Thür ab. Auch das Fenſter deckt er zu mit dem Sacktuch; — es iſt beſſer, wenn's Niemand ſieht. Hierauf thut er eine Oblatenrolle hervor und beginnt Hoſtien auszuſtempeln.

Dabei obliegt er frommen Betrachtungen über das Geheimniß des Gottmenſchen in Brotgeſtalt — und ſtempelt und ſtempelt.

Da klopft es an der Thür. Der Alte verhält ſich mäuschenſtill, aber es hilft nichts, man hat ihn ſtempeln gehört. Schnell räumt er die göttlichen Dinge auf und öffnet die Thür; er ſei, — er habe, — Nägel habe er in die Wand geſchlagen, Nägel.

Zwei Bauern haben ihm einen Vagabunden gebracht: „Müſſen halt wieder dem Herrn Schulmeiſter zu Gnaden fallen, einen Spitzbuben haben wir da. Wir wiſſen es aber nicht einmal, ob er ein Spitzbub iſt; er ſchleicht nur ſo herum in der Gegend und da haben wir ihn angehalten. Er hat ſo einen Brief bei ſich, aber wir haben ihn nicht geleſen, — heißt das, weil wir nicht leſen können, und da hätten wir den Herrn Schulmeiſter halt bitten mögen —“

Der Schulmeiſter lieſt den Paſſirſchein, findet Alles in der Ordnung, und ſo wird der „Stromer“ wieder auf freien Fuß geſetzt.

Dergleichen Unterbrechungen kommen ſchon dann und wann vor, wenn der gute Mann im verſchloſſenen Stübchen Oblaten ſtempelt.

Endlich kommt die Aveſtunde; der Schulmeiſter zieht am Glockenſtrick, ſperrt die Kirche zu, thut noch einen Gang um den Kirchhof und verrichtet dabei ſein Abendgebet. Dann zieht er ſich zurück in ſein Kämmerlein. Und nun kommt wieder die holde Zeit des Traumes von dem Bauernknecht, der da ſorgenlos ſein Tagwerk verrichtet und dann ruhig eſſen, trinken und ſchlafen kann nach Herzensluſt.

Nicht zu ſelten geſchieht es, daß er mitten in der Nacht geweckt wird: „Steh der Schulmeiſter doch auf, um Gottes willen! unſere Kuh iſt im Kalben und es geht nicht vor ſich und wir wiſſen uns nicht zu helfen!“ —

So geht's wenn man ein öffentlicher Charakter iſt, und wahrhaftig, der Dorfſchulmeiſter iſt ein öffentlicher Charakter.

So geht's durch's Jahr. Im Sommer zur Heumahd oder zur Kornernte iſt eine dringende Zeit, da ſchickt kein Bauer ſein Kind in die Schule, dieſe wird zugeſperrt — es ſind die großen Ferien.

Was macht denn der Schulmeiſter in den Ferien? Der iſt gar nicht daheim, der hat ſich für die Kirche jemand Anderen beſtellt, irgend einen alten Krüppel oder Cretin, der für ein paar Groſchen das Läuten mit Freuden verrichtet. Der Schulmeiſter wandert mit einer Holztrage auf dem Rücken in der Gegend umher, von einer Hütte zur anderen, um für den Meßnerdienſt, oft auch anſtatt des Schulgeldes milde Gaben von Feldfrüchten einzuſammeln. Hier bekommt er zwölf Korngarben, iſt die Wirthſchaft größer, ſo kriegt er vierundzwanzig und iſt der Bauer gut bei Laune, ſo ſagt er gar: „Nur auffaſſen, Schulmeiſter, was Er tragen mag, heuer haben wir ein gutes Jahr gehabt!“ Und der Alte ladet auf, ſo viel ſich auf der Trage nur halten will und ſagt: „Bergelt's Gott, Bauer, Gott wird Euch ſegnen!“ und wankt davon. Schier zuſammenbrechen will er oft unter der Laſt und er kann gar nicht raſten und niederſitzen — wer hälfe ihm denn auf? Nur wo ein Strunk oder ein Stein emporragt, da iſt's geſchickt für ihn zum Ausruhen. Da wiſcht er ſich wohl die klebenden Haare aus der Stirne, aber

er macht ein heiteres Geſicht — jetzt hat er ja was bekommen und das läßt er ausdreſchen und verkauft Stroh und Korn, jedes beſonders, und zuletzt wird er gar noch ein reicher Mann!

So kommt er endlich nach Hauſe und ladet ab und geht wieder davon, bis er alle Hütten, wie ſie weitläufig zerſtreut herumliegen, abgegangen hat.

Da findet er wohl auch ſeine Kleinen in ihren häuslichen Verrichtungen, ſie ſind ganz friſch auf, und ſie arbeiten doppelt rührig und geſchäftig, wenn's der Schulmeiſter ſieht, um ihm zu zeigen, daß ſie auf dieſem Felde daheim und hier mehr verſtehen als der Schulmeiſter!

Und ſind die Feldarbeiten vorüber, ſo kommen die Kinder wieder nach und nach in die Schule — aber wie Manches iſt im Laufe der Zeit anders geworden, die Kenntniſſe haben ſich verrückt, Buchſtaben haben ihre Namen verwechſelt und dreimal drei iſt nicht mehr neun.

Der Schulmeiſter hat keine Rüge dafür und auch kein Lob; ruhig fängt er wieder von vorne an. —

So lebt der Dorfſchulmeiſter in ſeiner armen, kleinen, entlegenen Pfarre. — „Geſund, Gott ſei Dank," ſagt er, „bin ich, und das iſt das Beſt'."

Die Jahre vergehen, die Schulkinder werden groß und ſchicken wieder andere Schulkinder. Aber einmal iſt ein Tag, da kommen ſie früher nach Hauſe als gewöhnlich: „Der Schulmeiſter iſt heut' nicht recht beieinander und da iſt die Schul früher aus geworden."

Und am Abende zur Aveſtunde wird nicht geläutet

Aber kurze Zeit darauf klingen alle Glocken mitten im Werktag. Der Schulmeiſter läutet ſie nicht — er ruht endlich aus.

Wer ihm einen Grabſtein ſetzen wollte — ich wüßte dafür eine ſinnige Denkſchrift. Grabt in den Stein einen Glockenſtrick und einen Bettelſack und unten hin die Worte: „Hier ruht ein öſterreichiſcher Volkslehrer.“

Der Kirchenwaſchl.

's iſt eine wahre Plackerei, aber ſein muß doch auch wer dazu! — das ſagt er ſelbſt, der Kirchenwaſchl, der von der Gemeinde angeſtellt iſt, um in Ermanglung des Schulmeiſters den Meßnerdienſt zu beſorgen und für die Dorfkirche den Hausknecht zu machen. Ei freilich muß auch wer ſein dazu, aber warum juſt er?

Daß er ein wenig ſtottert, ſchielt, einen Höcker und Säbelbeine hat, iſt immer noch kein Grund dafür; wohl iſt er in ſeinem Thun und Handeln nicht ganz der Schnellſte, ſein Schritt, ſagt man, gehe nach dem Takte der Thurmuhr und ſeine übrigen Bewegungen mache er dem heil. Florian nach, der auf dem Altare ſchon ſeit undenklichen Zeiten ſein Kübel Waſſer ausſchüttet und doch damit nicht fertig wird; Eigenſchaften, die indeß für einen Kirchenwaſchl immer nicht unbedingt nothwendig ſind.

Warum alſo juſt er?

Je nu, weil die Gemeinde ſagte: Im Kopf hat er's nicht, im Ellbogen braucht er's nicht und im Sitzleder bleibt's ihm nicht! — So geheimnißvoll dieſer Ausſpruch iſt, ſo kann doch vermuthet werden, daß damit das Hirn gemeint war — kurz, der Ausſpruch hatte zur Folge, daß die Gemeinde unſern Mann zum Kirchenwaſchl ernannte.

Eigentlich unſer Mann iſt ſtolz darauf, und mit Recht, denn er und der liebe Gott und der Pfarrer ſind nun die drei Erſten in der Gemeinde.

Das ſieht man täglich gleich zur früheſten Morgenſtunde, denn — wie der Mann heißt, wollt ihr wiſſen?

Ja, wenn ihr immer ſolche Fragen thut, ſo komm' ich nicht in's Erzählen, ich meine ja doch keinen Beſtimmten, ſondern ich meine alle Kirchenwaſchl zuſammen; wozu immer Namen, Namen, wenn man Thaten erzählen kann!

Der Kirchenwaſchl hat auf dem Dachboden im Schulhauſe oder in der Heukammer eines nahen Bauernhofes ſein trautes Daheim. Im Eheſtand lebt er nicht, er gehört zur Bruderſchaft des heil. Aloiſius und hat ſich vorgenommen, als Jüngling zu ſterben. Schon vor fünfzig Jahren hat er ſich das geſchworen, und ſtark iſt er bisher geblieben gegen der Welt Verführungen; allen Anzeichen nach wird er ſeinem Vorſatze treu bleiben.

Schlaf hat der Kirchenwaſchl wenig. Der Schlag der erſten Tagesſtunde weckt ihn gewöhnlich aus dem Schlummer und dann ſchläft er nicht mehr ein. Wohl bleibt er noch eine Weile unter der warmen Decke und macht feſte, eiſerne Vorſätze für den Tag. Sind dieſe fertig, ſo richtet er ſich auf und verrichtet ſein Morgengebet; er verkehrt in demſelben weniger mit dem lieben Gott, als mit der Jungfrau Maria und den vierzehn Nothhelfern, gegen dieſe iſt er aber ſehr energiſch. Auf gutem Fuß ſteht er mit dem heiligen Leonhard, dieſem weiht er die Kerzenſtümpfchen, die am Hochaltare übrig bleiben, und zündet ſie ihm an den Sonn- und Feiertagen auch an. Dafür läßt Leonhard den Schöpfen, wel-

chen ſein Verehrer bei einem Großbauern auf dem Futter hat, jahraus jahrein kerngeſund ſein. Und der Schöps, und die Wolle, die auf dem Schöpſen wächſt, iſt völlig das Einzige, was der Kirchenwaſchl ſein eigen nennt. Und für dieſes bittet er den heil. Leonhard um Schutz, wenn er des Morgens auf ſeinem Strohlager ſitzt. Dann ſteigt er mit feierlichem Ernſt aus dem Bett und beginnt ſich anzuziehen, ein Werk, das er mit Ausdauer, mit unerſchütterlicher Conſequenz fortſetzt, bis daſſelbe nach zwei Stunden vollkommen gelungen iſt, Sonntags ausgenommen, wo er erſt gegen fünf Uhr mit dem Ausbürſten ſeines breiten Filzhutes fertig wird.

Um fünf Uhr endlich, wenn er mit Gott und der Kleidung fertig iſt, hängt er ſich an den Strick. Die Morgenglocke klingt; der Waſchl iſt Herold des goldenen Tages, mit eherner Zunge ruft er's hinaus, daß Gottes Morgen da und daß bald die Sonne aufgehen wird über Gute und Böſe!

Iſt Sonntag und hat der Waſchl etwa gar unterlaſſen, am Vorabende die Kirche auszukehren und die Papierblumen an die Altarleuchter zu knüpfen, ſo iſt er jetzt in großer Bedrängniß. Auf das Frühſtück, du mein Gott, verzichtet er gerne, aber wer gibt ihm die übrige Zeit zurück, die verlorne!

Freilich wohl fegt jetzt der Beſen und fegt und fegt, aber zum Aufſprützen blieb keine Zeit mehr, Millionen und Millionen unendlich kleiner Planeten fliegen im Gotteshaus herum, die Größe und Allmacht des Schöpfers verkündend. Wozu auch ſonſt das Kirchenlied:

Hier liegt vor Deiner Majeſtät
Im Staub die Chriſtenſchaar!

Erdreich läge nun genug am Altare und auf den Leuchtern, aber die Blumen können nicht wachsen in so kurzer Zeit und so bleibt heute der Tabernakel ohne sonderlichen Schmuck. Es schlägt acht Uhr. Alte Weiblein humpeln zur Thüre herein und gehen an ihre Plätze und entfalten ihre Rosenkränze und bringen ihre Lippen ins Klappern und legen die runzeligen Hände zusammen und auseinander und wieder zusammen wie einen Blasebalg, und beten sehr.

Wenn der Waschl mit dem Besen vorüber kommt, so schlagen sie ihre Augen züchtig zu Boden.

Endlich ist er mit dem Vorbereiten in der Kirche und in der Sakristei fertig, ja es ist sogar die Glut für den Weihrauch gemacht und am Altare sind zwei Kerzen angezündet. Da der Pfarrer noch nicht da ist, setzt sich der Waschl in einen Stuhl und beginnt laut einen Rosenkranz zu beten. Die Sonntagssonne strahlt zu den Fenstern herein und ihre Strahlen bilden, die Millionen Planeten beleuchtend, breite Streifen von den Fenstern durch die Kirche.

Jüngere Weiber kommen zur Thüre herein, und besprengen sich am Weihbrunnengefäß und gehen auf ihre Plätze. Auch die Mannsstühle füllen sich mit älteren Männern zuerst; die jüngeren und die Burschen bleiben während des Rosenkranzes gerne draußen auf dem Kirchplatze stehen, verfolgen das in die Kirche tretende Weibervolk mit Blicken und Bemerkungen, und machen Tauschgeschäfte in Tabakspfeifen. Sie haben kurze, künstlich geschnitzte Pinzgauerpfeifchen mit durchbrochenen Thurmdeckeln aus Messing; sie haben lange, mit Stahl, Packfong oder Silber beschlagene Buchenpfeifen, sie haben dicke mit breiten Deckeln und langen Röh-

ren. Und was der Waſchl drin auch anrufen mag in den kläglichſten Tönen, und wie erbarmenerregend er auch bitten mag für die armen Seelen im Fegfeuer, die Burſchen bleiben verſtockt, ſie denken nur an Eines: die ſilberbeſchlagenen Pfeifen ſtehen höher als die von Packfong und die Pinzgauer kommen aus der Mode.

Da geht der Pfarrer über den Kirchhof. Wohl rücken da die Burſchen ihre Hüte und einige machen ſogar Verſuche zum Handküſſen, aber der Pfarrer eilt ſchnell vorüber, er greift nicht einmal grüßend an ſein Sammtkäppchen, er iſt ungehalten. Da ſtehen ſie in der Sonne und treiben Schacher und drin iſt der Roſenkranz!

Die Burſchen ſchleichen ſofort in die Kirche und einige gar hinab hinter die Kirchhofmauer zu einem Kartenſpielchen. Trotz Glockenklang und Orgelton drin ſticht das Trumpfaß doch immer den König!

Mit der Ankunft des Pfarrers in der Sakriſtei wälzt ſich ein Heer von Geſchäften auf den armen Waſchl heran. Sie mögen braten, die Seelen im Fegefeuer, jetzt hat er nicht die Zeit, daß er ſie herausbete, der Pfarrer will den Chorrock und die Stola umgeworfen und das Birret auf der Kopf haben, die Glocken wollen geläutet ſein und an der Orgel ſteht kein Blasbalgzieher. Und der arme Waſchl hat nur zwei, ſage zwei lumpige Hände!

Doch ſiehe, die Glocken klingen, die Orgel ſchallt und der Pfarrer ſteht gehegt und gepflegt auf der Kanzel.

Unter allgemeinem Aufſtand wird das Evangelium geleſen. Dann beginnt die Predigt; die Männer horchen nicht, die Weiber weinen oder ſchlafen, die Mädchen ſehen ein

wenig nach, wie das seidene Halstuch steht und ob dasselbe nicht Blicke auf sich zieht. Der Kirchenwaschl aber steht am Taufbecken und macht Ohren, Augen und Mund auf, daß er keines der Worte Gottes überhöre.

Nach der Predigt verkündet der Pfarrer den Wochenplan für die Kirche, und wer die Messen zahlt und wofür, und wann ein gebotener Fasttag ist, und daß der Zehent für den Pfarrhof abgesammelt werde. Wenn die Zeiten gute sind, so verkündet er gar ein Brautpaar und oft ein so unverhofftes, daß die ganze Gemeinde in den Stühlen darüber in Aufregung geräth und sich alle Blicke nach den gewöhnlichen Plätzen der Verkündeten wenden. Aber die Brautleute sind nicht da und — der Waschl zündet schon die Lichter am heiligen Leonhard an.

Nach alldem kommt für den Waschl wieder eine drangvolle Zeit. Das Hochamt rückt heran; der Pfarrer will für dasselbe die Alba, die Manipel, den Meßrock und das und jenes; — den ganzen Gold- und Silbervorrath der Sakristei trägt er mit zum Altare.

Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit hat ihn der Waschl angekleidet, darauf hat er Weihrauch angemacht und den Opferwein versorgt; das Wasser zu demselben will er auch noch holen, aber mancher Pfarrer ist nachsichtig und sagt: „Wozu den weiten Weg zum Brunnen hinab? Schone deine alten Füß', Waschl — der liebe Gott nimmt den guten Willen für's Werk."

Das Amt hat begonnen und der Kirchenwaschl kommt nun aus der Sakristei, aber wie? Nicht mehr als der buckelige, säbelbeinige Kirchenwaschl, sondern als Gottes erhabener

Diener, als Cherub eigentlich, im weiß-rothen Chorrock! Da kniet er vor dem Altare und wedelt mit dem Kohlengefäß und läßt den Weihrauch aufsteigen und neigt sich demuthsvoll zur Erde und betet für seinen Schöps!

Und nach dem ersten Segen kommt er mit der langen Stange und zündet alle Kerzen an, die am Altare, an den Bildern und an den Wänden herum angebracht sind. Majestätisch schreitet er durch die Kirche, er ist es eigentlich, der die Heiligen erleuchtet, aber wieder in Demuth beugt er sich vor dem Altare, an dem er noch zur Morgenstunde mit seinem Besen rücksichtslos herumgewirthschaftet.

Ein oder das andere Weiblein, an dem der Anzünder mit der Stange vorüberkommt, flüstert ihm schüchtern die Bitte um Licht zu und hält ihren Wachsstock hin; aber der Waschl zögert: Du Licht, du alte Rumpel! Ja, bist du denn schon heilig gesprochen, und stehst du schon auf der Wand? Aber doch, er hat Nachsicht und Mitleid mit den Sündern, und er reicht dem Weiblein Licht.

Endlich brennt Alles und der Kirchenwaschl zieht sich in die Sakristei zurück. Aber bald kommt er und zwar wieder mit einer langen Stange, an welcher sich aber diesmal kein Lichtlein, sondern ein Holztrühlein oder ein Klingelbeutelchen befindet. Mit diesem geht er nicht mehr zu den Heiligen, die auf der Mauer stehen, sondern zu den sündigen Menschen, die in den Stühlen sitzen. Da blickt er wohl Jedem fest und fragend in's Gesicht: Nu, gibst du was? oder wird's? — und wenn die Münze in das Trühelchen kollert, so sagt er tiefernst: „Vergelt's Gott!" — und er geht weiter, er muß oft an mehreren Stühlen vorüber, ohne daß auch nur ein

einziger Heller fällt. Da bleibt er wohl gar ſtehen und brummt etwas. Beſonders den Jüngeren, die überhaupt gottlos ſind -- die Mädchen wie die Burſchen, — vermag er nichts abzugewinnen. Es iſt ein Jammer, was die Leute in den Schulen heutzutage geizig werden!

Endlich von ſeiner apoſtoliſchen Wanderung in die Sakriſtei zurückgekehrt, überzählt der Waſchl den Ertrag ſeiner Sammlung. Jetzt glotzt er eine Münze an und kehrt ſie um und glotzt ſie wieder an und brummt und hebt die Hand mit derſelben langſam und ſchleudert die Münze in den hinterſten Winkel. Es iſt erbärmlich mit dieſen läſteriſchen Leuten — ein meſſing'ner Hoſenknopf war's!

Unter ſolchen Freuden und Leiden geht das Hochamt zu Ende; wieder Weihrauchwedeln zum Segen und dann Auslöſchen aller Kerzen. Die am Leonhard läßt der Waſchl am längſten brennen, dann aber ſagt er: „Jetzt kann ich dir nimmer helfen, die Kirche wird zugeſperrt, aber vergelt's Gott, du ſchauſt ſo ſchön auf mein' Schöpſen!"

Und wenn die Leute ſchon längſt draußen ſind, ſich um den Obſtkrämer herumdrängen oder gar in's Wirthshaus gehen, waltet der Waſchl noch in der Kirche. Dann läutet er die Mittagsglocke, ſperrt zu und geht endlich zum Eſſen.

Und iſt Nachmittagsgottesdienſt oder eine Prozeſſion, ſo kommt noch Anderes und Anderes.

Und das iſt nur ein einziger Tag. Wer möchte erſt die wichtigen Aemter aufzählen, die der Kirchenwaſchl durch all die Feſte des Jahres begleitet!

Stellt er zur Weihnacht nicht die Krippe, zu Oſtern nicht das heilige Grab auf? Wer wickelt zur Faſtenzeit all

die Kruzifixe in blaue Tücher, wer krönt in den Rosenmonaten Altäre und Bilder mit Blumen und Kränzen, und wer zieht zu Frohnleichnam die Fahnen auf und hängt den Himmel (Baldachin) auf vier Stangen — und zu Pfingsten, wer sendet den heiligen Geist aus der finsteren Dachstuhlkammer hernieder und läßt ihn schweben an der Schnur über der Häuptern der Gläubigen?

Der Kirchenwaschl ist's!

Und wenn die Gemeinde gar einmal eine Wallfahrt nach Maria-Zell macht, wer geht voran und trägt die Fahne?

Ich brauche die Frage wohl nicht mehr zu beantworten.

Und wofür thut der Mann alles das?

Niemand leistet ihm Entgelt, nur daß — wenn er einst in die Grube rollt — die Glocken unentgeltlich läuten und der Pfarrer umsonst seinen Segen nachspricht.

Es ist ein reines Ehrenamt, und sein muß doch auch wer dazu — endlich jenseits ist Vergeltung, denn der liebe Gott zahlt seinen Hausknecht und die Heiligen verlassen ihrer Kirchenwaschl nicht!

Der Richter.

Da mühen wir uns ab, da ringen wir mit aller Kraft, da grämen wir uns Tag und Nacht einer beſſeren politiſchen Exiſtenz, einer entſprechenden Staatsverfaſſung wegen, und das Ideal heißt Republik. Und wir vergeuden mit dieſem Mühen und Ringen und Grämen Jahr um Jahr und alle unſere klaren, lichten Stunden, die eigentlich dem Frieden und dem Geiſtesleben gehören, und wir erreichen ſie doch nicht die Freiheit, die wir meinen.

Mein Völklein, das weiß ſich das beſſer zurechtzulegen. Es lebt in den ſtillen Hochthälern der Alpen; ſeine Nahrung und ſeine übrigen Bedürfniſſe wachſen aus dem Boden, auf dem es lebt, und es bedarf ja nur ſchwarzes Brot und Waſſer und Erdäpfel und Milch und ein Leinenhemd und ein Lodenkleid, und eine Hütte — mehr verlangt es nicht, und das wächſt und gedeiht zur Noth zwiſchen den Steinen. Die Regierung weiß, wo dieſes Völklein lebt, ſie bezieht von ihm die Steuern und die Burſchen für das Heer, ſonſt kümmert ſie ſich nicht viel darum; es darf, unbeeinflußt von der Regierung, treiben, was es will — auch verhungern — der Staat hat kein Geſetz dagegen aufgeſtellt.

Und ſo iſt das Völklein, unbeirrt von Allem, was

draußen gährt und stürmt, zwischen seinen Felsen sich selbst überlassen — auf Selbsthilfe angewiesen.

Nun dürfte es interessant sein zu sehen, wie diese armen, vergessenen Menschen sich selbst helfen. Ich will hier in ihren Verhältnissen nur das berühren, was wir unter uns soziale Politik oder gesellschaftliche Verhältnisse nennen.

Jene Menschen in den Hochthälern der Alpen haben wohl mitunter schon was von „Haus Oesterreich" gehört, sie wissen, daß ihre Söhne in den Krieg ziehen, um — wie der Pfarrer sagt — Gott und den Kaiser zu schützen; ja, sie ahnen sogar, daß die Steuern und Abgaben, die sie jährlich zu leisten haben, auch wenn es ihnen an den letzten Rock geht, dem Hause Oesterreich zufließen. Alles Andere, was draußen etwa irgend noch ist oder geschieht, ist ihnen Nebel und Nebel.

Nun haben sie zu sorgen für Haus und Familie; das thut Jeder ehrlich nach seinem besten Wissen und Willen. Nun haben sie zu sorgen für die gemeinsamen Interessen, für die soziale Frage, und in dieser sind sie bedeutsam.

Die Menschen in den Hochthälern unserer Alpen leben in lauter Republiken.

Ob sich das nicht ein wenig barok anhört? Aber es hat was für sich.

Ich will die Thatsachen nur ruhig erzählen.

Jedes Hochthal, jede Gemeinde ist von Nachbarthälern und Nachbargemeinden ziemlich abgeschlossen; da ist die Welt mit Brettern verschlagen ringsum. Und da gibt es Zustände im Thale, die eines gemeinschaftlichen, von einer tüchtigen vertrauenswürdigen Kraft geleiteten Geistes bedürfen und

dazu wählt sich das Völklein in jedem dritten Jahre seinen Präsidenten; er heißt zwar nicht Präsident, er heißt Richter, aber er hat im Thale so viel Recht und Macht wie der Herr Grant in Nordamerika.

Ich führe euch einen solchen Mann vor. In Steinbach haben sie in diesem Jahre den Grabennagl zum Präsidenten ernannt. Der Grabennagl ist ein Ehrenmann; gleich bei der Wahl hat er gesagt: „'s thut mich freuen, Nachbarn, daß ihr auf mich das Vertrauen setzt, und ich will's halt pro biren, aber das sag' ich, ihr müßt jetzt essen, wie ihr euch einbrockt habt, und ich geh' nicht, bis die drei Jahr aus sind. Nehmt's euch zusamm, daß eine Ordnung ist, sonst mach' ich euch ein Spektakel!"

Deswegen unterscheidet er sich doch nicht von den Anderen; er trägt seine braune Knielederhose und seine blauen Strümpfe und sein Lodenjöpplein wie jeder Andere. Wenn sein Weib auch sagt: „Alter, aber jetzt mußt dir wohl fleißig die Hose flicken lassen, es kommen alleweil Leut' her!" so entgegnet er: „Das mußt du schon besser wissen, aber ich mein', sie kommen nicht der Hose wegen."

Ein sehr wahres, vernünftiges Wort! sie kommen wirklich nicht der Hose wegen. Da kommen Nachbarn, sie sind im Streit wegen einer Grenzscheide oder einer Schuld oder gar wegen Schlägereien. Sie setzen sich zusammen zum Tisch, oder wenn diesen die Bäuerin als Nudelbrett benützt, um die Speckknödeln zu machen, so setzen sie sich zusammen auf den Herd. Und der Richter setzt sich auch auf den Herd und legt zuweilen eine glühende Kohle in sein Pfeiflein und bläst eifrig den Rauch heraus, und siehe, so mitten im Rauche bildet

ſich das Urtheil und der Ausgleich, und noch bevor das Pfeiflein ausgebrannt iſt, reichen ſich die Parteien die Hände und ſind einig. Dann legt ihnen der Richter einen Laib Brot vor: „Schneidt's euch ab einen braven Klotz, bei der dalketen Rederei kommen Einem frei die Schaben in den Magen.“

Nicht ganz ſo gemüthlich endet der folgende Fall:

Bringt ein Bauer einen Jungen, der blaue Flecken im Geſicht und Blut in ſeinen zerzauſten Haaren hat und dem die Hände mit einem mächtigen Strick gebunden ſind.

„Sei ſo gut, Natzl, jetzt was iſt zu machen mit dem Halbpelzer da, dem Knecht hat er das Geld geſtohlen!“

„Schön, ſchön!“ brummt der Richter, „hat er's geſtanden?“

„Und was ich ihn ſchon geſchlagen hab' mit dem Hauſtiel, und was ich ihn ſchon treten hab'! auf den Boden hab' ich ihn geworfen und auf ihn g'ſprungen bin ich und der Knecht hat ihn beutelt, daß ihm's Blut bei den Ohrwaſchln herausgeronnen iſt — aber er geſteht's nicht und er ſagt's nicht, wo er das Geld hat.“

Der Junge ſteht da und ſchaut ſeinen Ankläger an und dann den Richter — er will was ſagen, doch er bringt kein Wort hervor.

Aber der Richter ſtellt ſich mit geballten Fäuſten vor den Jungen und mit einer fürchterlichen Stimme ſchreit er: „Höllſaggera, jetzt auf der Stell' ſag', wo das Geld iſt, oder ich ſchlag' dich nieder wie einen Ochſen, du kreuzſakraments Hundsfott, du vermaledeuts!“

Da ſtürzt der Angeklagte auf ſeine Knie: „Ich — ich

ſag's ſchon — unter dem Brunntrog wird's halt ſein, oder im Stall wo."

„Was iſt das für ein Herumreden, du Himmelherrgott's!"

„Ja, ich ſag's ſchon, unter der Bodenſtiegen wird's halt ſein."

Der Junge ſchluchzt und faltet bittend die Hände, aber der Richter iſt gar ſtreng in ſeinem Amt, er läßt den Dieb auf eine Bank legen. Das arme, vielfarbige Beinkleid iſt unſchuldig an dem, was da zu ſühnen iſt, darum muß es herab, und der Richter kommt nun ſelbſt mit dem Birkenſtock, und der Richter iſt nicht träge.

Da geht der beſtohlene Knecht zur Thür herein: „Härr' ein Wort mit dem Richter zu reden."

„Siehſt denn nicht, daß er g'rad in der Arbeit iſt," ſagt der Bauer.

Aber endlich iſt er fertig, wirft dem Jungen das Beinkleid zu und ruft dem Knecht entgegen: „Was weißt denn du wieder für Geſchichten?"

„Ja, ich hab' ſagen wollen, mein Geld hab' ich wieder gefunden; ich hab's in der Hoſentaſche gehabt und da hab' ich früher nicht geſchaut."

Da ſtürzt der Bauer auf den Jungen, der in dumpfer Reſignation die Schickſalsſchläge hingenommen hat: „Was lügſt denn nachher! Ich bin im Stand und beutel dich noch einmal!"

Aber der Richter ſagt: „Wirſt 's Maul halten, du Flegelbauer! der Burſche bleibt bei mir da!"

Unterwegs nach Hauſe ſagt der Bauer zum Knecht

„Ja ja, iſt ein rechtſchaff'ner Mann, unſer Richter, bringt die Wahrheit gleich heraus."

Dem Richter liegt auch die Ueberwachung des Bettelwe ſens ob, und wer kein „Heimiſcher" iſt und keinen Paß hat, der muß hinaus. Das iſt nun eine ſchwere Aufgabe, denn eben nur die Paßloſen machen dem Richter ihre Viſite nicht, ſondern ſchmuggeln ſich in Häuſer ein, deren ſchriftunkundige Beſitzer leicht zu betrügen ſind. Manche halten es gar mit den Bettlern oder es begibt ſich Anderes in ihren Häuſern, welches „geſetzlich nicht geſtattet" iſt. Somit werden Streifzüge nöthig, die durch die Gemeinde in der Gemeinde ſtattfinden müſſen und zwar ſo, daß dieſe dadurch förmlich überrumpelt wird.

Es geht lang ruhig hin, es kommt Verdächtiges vor, es wird über Diebſtahl und Bettel geklagt, der Richter ſchweigt dazu, aber er trägt was im Kopf. Noch eine Zeit läßt er's hingehen, da plötzlich einmal, mitten in der Nacht, ſagt er zu ſeinem Weib: „Alte, heut kommſt allein an, ich geh' ſtreifen." Sofort ſteht er auf, zieht ſich dicht an — man kann's nicht wiſſen, auf welche Art man mit der Welt in Berührung kommt — nimmt einen derben Stock und geht zum nächſten Haus: „He Nachbar, die Polizei iſt da, gleich aufmachen!" und er poltert heftig an der Thür, ſo daß der Bauer drin aufſpringt und denkt: „Heiland, jetzt iſt das ganze Haus von der Polizei umrungen!" Er öffnet die Thür und da ſteht nur der einzige Richter mit ſeinem Stock. Er will dieſem gleich die Hand reichen: „Kumah (willkommen) Natzl!" aber der ſagt ſtreng: „Führ' mich im Haus und Stall herum, will wiſſen, ob du keinen Landſtreicher

oder ſonſt nichts Uebles unter Dach haſt, mach'!" Und der Aufgeſtörte führt den Richter mit Licht umher, und wenn Alles unterſucht iſt, ſo ſagt dieſer: „Iſt in der Ordnung und jetzt zieh' dich an, mußt mit mir zum Nachbar!"

Somit ſind zwei zum Streifen und beim Nachbar unterſuchen ſie wieder Haus und Hof und nehmen ebenfalls den Bauer mit. So wächſt die Polizei an und wird immer mächtiger; ſo zieht die Rotte in der tiefen Nacht durch das Thal und öffnet alle Thüren und Thore, und hält ſtrenges Gericht. Kein Flüchtiger kann entlaufen, weil ſie unvorhergeſehen in's Haus fällt, und jeder Vagabund, der aufgeſtöbert wird, muß mit und kommt vorläufig in den Gemeindearreſt. Aber der Richter hat nur im Sommer und Herbſt einen Gemeindearreſt, im Winter wohnen in demſelben die Schweine.

Aber, ſo wie der Richter für die Sicherheit ſorgt, ſo ſorgt er auch für die Armen.

Da humpelt ein Greis in die Stube: „Ja, Richter, mit mir iſt's Matheu am letzten, mag mein Brot nimmer graben! Zwei Zähne hätt' ich noch, aber nichts zu beißen und ich hab' auch keinen Heimgang, jetzt, was iſt zu machen, iſt gar kein Mittel für mich?"

Da ſtopft der Richter ſein Pfeifſtein und ſchlägt ſich mit Stahl und Stein Feuer. „Spital," ſagt er, „das weißt ſo, Spital haben wir kein's, aber wenn du in die Einleg gehen willſt!"

Und der Alte geht in die „Einleg". Er gehört in die Gemeinde und dieſe muß ihn verſorgen. Beim Richter fängt er an und bleibt in der Koſt und Pflege bis Ende der Woche. Am Samſtag nimmt er ſeinen Stock und ſein Bün-

delchen — ſo mühſelig er iſt, bei Gott, er trägt es leicht — und wandert zum Nachbar. Kommt ihm Freundlichkeit entgegen oder Rohheit, er bleibt eine Woche im Hauſe und ſchafft was er kann und genießt Koſt und Pflege, und am Samſtag ſagt er wieder ſein: „Vergelt's Gott!“ und zieht weiter.

Das iſt das Los eines Jeden im Thale, der es nicht zum Hausbeſitzer oder zu einem kleinen Erſparniß gebracht hat; in ſeinen alten Tagen wird er ein Wandersmann, ein Bettelmann — das iſt ſeine Ruh'.

Der Richter iſt auch der Wächter der Sittlichkeit. Zwar um die Kinder ſchert er ſich wenig und mit dem Schulmeiſter iſt er ſelten gut Freund, aber die Erwachſenen! Trotz der nächtlichen Streifzüge geſchieht in manchen Häuſern ganz etwas Ungeheuerliches, und zwar von Seite ſolcher, die zu dem Ungeheuerlichen gar nicht berechtigt ſind. Es bliebe oft länger verborgen, aber des Richters Kennerauge kundſchaftet es Sonntags auf dem Kirchweg aus. Er läßt ſofort den betreffenden Bauer zu ſich kommen, und wenn er da iſt, nimmt er, der Richter, wieder ſein Pfeifchen zwiſchen die Zähne und ſchlägt Feuer mit Stein und Stahl und ſagt: „Bauer, was ich dir ſagen hab' wollen, ſchau einmal deine Weidmagd an!“

„Meine Weidmagd, und wegen was, möcht' ich wiſſen!“

„Schau ſie nur an und dann — ſie iſt eine von drüben, ſie gehört nicht zu uns und ſie muß aus der Gemeinde. Du weißt, wir dulden kein unehelich's Kind, 's iſt wegen der Einlegerſchaft ſpäter. Schau ſie nur an, deine Weidmagd, und dann ſchau, daß du ſie weiter bringſt, in

vier Wochen darf ich ſie nicht mehr ſehen. So, das hab' ich dir ſagen wollen."

Der Andere ſchüttelt ungläubig den Kopf: „Ja, das wird doch nicht wahr ſein, das wär' ſchon aus der Weiſ'!"

Dann geht er heim, läßt die Weidmagd rufen und ſchaut ſie an. Das Jöpplein iſt allerdings nicht weiter geworden.

„Barbara," meint er dann, „'s wird wohl nicht ſein, aber ich ſag' nur; ſchau, der Richter hat mir heut was erzählt."

Da wird die Barbara ganz roth im Geſicht und ſchluchzt endlich gar in die Schürze: „Wahr mag's auch ſein, Bauer, aber ich bitt' dich gar ſchön, thu' mich nicht verſtoßen!"

„Schau, ſchau, Barbara, das hätt' ich mir nicht von dir dacht; und wer? wenn man fragen darf!"

„Halt ein guter Bekannter von mir und auch — halt auch von dir und vom Richter."

„Nutzt nichts, mußt fort! pack' zuſamm deine Fetzen, ſonſt werf' ich ſie vor die Thür! So ein lüderliches Volk da übereinander. Da haſt deine paar Gulden und jetzt marſch!"

Da tritt der Sohn des Richters herein: „Mag der Vater und der Richter ſagen, was er will, die Sach' iſt ſo, daß ich auch was drein zu reden hab und die Barbara bleibt da!"

So wird dem Richter Oppoſition gemacht, und wer iſt die Oppoſitionspartei im Reich? ſein eigener Sohn! —

Ich will nichts Näheres verrathen, ich will auch nicht weiter mehr erzählen, denn ich ſtehe im Hochſommer, da ich im Dorfe lebe und dieſe Erfahrungen niederſchreibe, beziehungsweiſe unter der Hut des hochehrſamen und geſtrengen Richters. Der Mann — wenn auch Republikaner — könnte zufällig was halten auf ſtrenge Zenſur, und der Jahreszeit nach zu ſchließen wäre auch der Gemeindearreſt noch leer.

Die Hebmutter.

Die Hebmutter?

Ihr habt ſie doch alle ſchon geſehen, die große, wohlunterſetzte Frau, die gegen Weiber und Kinder ſehr liebevoll iſt und eine weiße Haube trägt! Am linken Arm hat ſie immer einen Handkorb — klein zwar, aber geheimnißreich. Sie wohnt in einem Hauſe gegen das Ende des Dorfes hin. Das Haus iſt ebenfalls klein und geheimnißreich. Die Frau wohnt einſam und allein. Es gehen oft Dinge vor in dem kleinen, verſchloſſenen Hauſe, manches Tränklein wird gebraut, manche Salbe abgeſotten für Leibes- und Seelenſchmerz. Außen, über der buntangeſtrichenen Thüre hängt das Bildniß der heiligen Jungfrau Maria mit dem Kinde.

Das iſt das Schild.

Die Frau iſt geachtet im Dorfe und geſucht von dem weiblichen Geſchlechte. Junge Ehegattinnen ſind ihre beſten Freundinnen. Wenn eine Trauung ſtattfindet, ſo ſteht ſie mit ihrem Handkorb ſchon an der Kirchthüre und denkt von der Braut: Bislang biſt du die Stolze geweſen und haſt zu Frohnleichnam nicht mit mir gehen wollen, weil du das Kränzchen trugſt und ich das Häubchen. Du haſt gerne die Augen niedergeſchlagen und haſt mich nicht hineingucken laſ-

ſen in dein Herz. Das wird jetzt anders werden. Wohl wirſt du Lieb' und Hingebung deinem Manne geſtehen, aber dein geheimſtes Empfinden, dein innerſtes Entzücken und Wehen wirſt du nur mir vertrauen!

Und noch vor Abend weiß ſie einen Moment zu erhaſchen, um der Braut zuzuliſpeln, wie ſie es mit ihrem Kränzlein zu halten. Nicht gleich auf einmal muß das verknittert und verdorben werden. Zuerſt ein Blättchen loslöſen, dann ein Zweiglein umbiegen, dann ein Knösplein entfalten, dann das und das und — —

So muß man's halten mit dem jungfräulichen Hochzeitskranz.

Und die freundliche Frau gibt dem jungen Weibchen noch viele andere Rathſchläge, die ich hier nicht aufzähle, weil ſie kaum verſtanden werden dürften. Zuletzt holt ſie gar aus ihrem Handkorbe ein Fläſchchen und ein Kräutlein hervor, — ein Kräutlein nicht für den Tod, ſondern für das Leben.

Die Braut ſchlägt beide Augen zu Boden.

Wohl plätſchert der Dorfbrunnen manchen Tag und manche Woche, ehe ſich etwas ereignet, was da aufgeſchrieben zu werden verdient im Buche des Lebens.

Eines Morgens aber klopft es denn doch an der Thür der Hebmutter.

Die junge Bäuerin iſt da.

Heute ſchlägt ſie die Augen nicht mehr nieder: mit rührender Offenherzigkeit erzählt ſie ihr innerſtes Empfinden, Entzücken und Wehen.

Und die würdige Frau gibt heute keine Rathſchläge mehr, ſondern förmliche Verordnungen.

Die Bäuerin darf, abgeſehen von Anderem und Anderem, nicht in die Sonne blicken, nicht ein einzelnes Auge zudrücken und das andere offen halten, keinem Haſen nachſehen und im Falle eines jähen Schreckens mit der Hand das Antlitz nicht berühren. Sie darf, ſelbſt wenn es ihr ſehr darnach gelüſten ſollte, nicht einmal Kreide oder Wagenſchmiere eſſen, auch nicht Baumwolle, obwohl die Entbehrung ſolcher Geſchmacksſachen bei Frauen in den gewiſſen Umſtänden nicht ſelten ungünſtige Folgen hat.

„Ja, da will ich dir gleich was erzählen", ſagt die Hebmutter, „man darf nicht viel Spoß machen, und ich vergeſſ' dieſelb' Begebenheit mein Lebtag nicht. Kennſt du die Schwaigraiterin in Mitterberg? Gelt? Schau, wie die zum erſtenmal auf ſchwerem Fuß herumgangen iſt, hat ſie einmal einen halbnackten Bäckergeſellen geſehen und iſt ihr die Luſt kommen, daß ſie dreimal in ſeine Schulter beiße. Darauf hat ſie ihren Mann kniefällig gebeten, er möcht' ihr das doch zuweg' bringen, ſonſt müßt' ſie auf der Stell' ſterben. Richtig hat der Schwaigraiter dem Bäckergeſellen für jeden Biß fünf Zwanziger verſprochen und iſt der Bäcker bereit geweſen, ſich beißen zu laſſen. Ja, Du lachſt gar. Zwei Biſſ' hat er ausgehalten, für den dritten iſt ihm der Schmerz ſchon zu groß worden und er hat geſagt: Schwaigraiter, brauchſt mir nur zehn Zwanziger zu geben, aber dein Weibl hat verſchnalzt junge Zähn'! Verſteht ſich, die Geſegnete hat ſich müſſen zufrieden geben. Was meinſt, daß geſchehen iſt? In fünf Wochen drauf iſt die Schwaigraiterin mit Drelingen niederkommen — zwei davon haben das Leben gehabt, das britt' iſt todt geweſen!"

Und die Hebmutter verbürgt das Erzählte.

Dann vergeht wieder eine Zeit. Was im Laufe derselben im Dorfe geschieht — kein Hahn kräht darnach, aber die Spatzen auf dem Dache schwätzen dennoch davon. Dann und wann kommt auch Meister Storch und guckt zum Schornstein hinab.

Endlich einmal, mitten in der Nacht, vielleicht gerade in der Geisterstunde, wird die Hebmutter geweckt, sie möge allsogleich zur jungen Bäuerin kommen.

Sie nimmt ihren Handkorb und eilt zur jungen Bäuerin.

Um diese sind bereits zahlreiche Weiber versammelt und es wird viel gelispelt und geheim gethan. Indeß, das Ereigniß des Hauses ist vorüber, die Engel haben ein Kindlein gebracht, oder es ist auf einem Kochlöffel auf der Mur oder der Mürz herabgeschwommen, oder ein Vöglein hat's zum Rauchfang hereinfallen lassen — kurz, das junge Wesen ist glückselig da und befindet sich bald darauf unter den Händen der Hebmutter.

Ein Privilegium dieser ehrenwerthen Frau berechtigt sie, daß sie nur gebieten kann, von Allem, was nun im Stübchen geschieht, zu schweigen. Sie leidet durchaus keine müßige Zeugenschaft, keine fremden Gesichter, denn diese werden dem Kleinen oft nur zu gefährlich.

Wie ist es einmal der Baronin vom Schlosse drüben ergangen?

Sie wurde von einer reichen Bäuerin zu Gevatter gebeten und kam dann auch zur betreffenden Stunde in Gold-

ſchmuck und rauſchenden Gewändern würdebewußt zu der Wöchnerin, um das Kind unter die Taufe zu halten.

Die Hebmutter war eben beſchäftigt, das Kleine in einem Waſchbecken zu reinigen und murmelte dabei Gebete. Sie flehte alle himmliſchen Heerſchaaren und alle Planeten an, daß ſie ſich den jungen Weltbürger empfohlen ſein laſſen wollten; ſie legte hierauf das Kind nackt auf den Fußboden und machte von demſelben weg drei große Schritte nach rückwärts, um bildlich darzuthun, daß es nun eigentlich allein und ſelbſtſtändig daſtehe auf der Erde und daß es ſich ſelbſt zu helfen ſuchen müſſe. Bei dieſer Handlung zeigt es ſich auch maßgebend, ob der junge Menſch friedfertig oder händelſüchtig, von ernſtem oder heiterem Temperamente werde, je nachdem er ſich auf dem Boden ruhig oder ſchreiend und zappelnd verhält.

Die Frau Baronin ſah dieſen Dingen nicht ohne einiges Befremden zu, aber doch herablaſſend lächelnd, und ſie winkte ihren mitgebrachten Dienerinnen, die kichern wollten, gebührende Ehrfurcht zu. Plötzlich wendete ſich die Hebmutter, hüſtelte und ohne alle Umſchweife ſpuckte ſie der Baronin gerade in's Geſicht. Dieſe that einen Wehſchrei und taumelte ohnmächtig zurück. Wohl ſprangen ſie ihr bei mit Waſſer und geiſtigen Tropfen, wohl warf ſich die Hebmutter vor der Tiefverletzten auf die Knie und flehte um Vergebung; Ihre Gnaden hätten mit beiden offenen Augen ſo auf das Kind hingeſchaut, und Ihre Gnaden ſeien doch eine Fremde im Hauſe, das ließe ſich nicht leugnen, und darum habe ſie, die verantwortliche Hebmutter, nicht anders gekonnt und habe, um die Folgen des „böſen Auges" von dem Kinde abzuwen-

den, das Unerhörte gethan, ja thun müſſen, und ſie laſſe ſich dafür todtſchlagen, aber ſie bereue es nicht; es gäbe eben kein anderes Mittel gegen das „Verſchauen“ und „Verſchreien“, und das ſei gotteswahrhaftig, und dafür laſſe ſie ſich rädern und das ſei ihr heiliges Vornehmen bis in die Ewigkeit hinein?

Die Frau Baronin, zitternd und todtenbleich, ließ ſich in ihr Schloß befördern und ihre Kammerfrau mußte an ihrer Statt die Pathenſtelle vertreten. —

Das aus dem Leben der Hebmutter. Nie läßt ſie die gewiſſenhafte Erfüllung ihres Berufes aus dem Auge und nie ihren Handkorb.

Es wären noch andere Dinge zu verzeichnen, die jedoch nicht gut aufgeſchrieben werden können.

Viele ſagen, die Praxis der Hebmutter gründe ſich nicht auf eigene Erfahrung, denn die Frau ſetze nach allen erregenden und bewegenden Geheimniſſen in ſtillen, unbelauſchten Nächten noch ein jungfräulich Kränzchen auf ihr ergrauendes Haar.

's mag ſein, 's mag ſein; ich weiß es nicht.

Der Schaufelbub.

In den ſtillen Hochthälern der Alpen gibt es Gemeinden, die ſo klein und ſo geſund ſind, daß ein Todtengräber dort verhungern müßte. Darum iſt oft gar keiner im Orte. Die Leute behelfen ſich ſchon ſelbſt. Das Sterben können ſie allerdings nicht ganz laſſen, aber wenn ſo ein Fall eintritt, ſo werden ein paar Bauernburſche aufgeboten, daß ſie im Kirchhofe ein Grab ausſchaufeln.

Eigen iſt's freilich, wenn ſo ein Junge von zwanzig Jahren voll Lebensluſt und Uebermuth plötzlich vor einem vermoderten Sarge ſteht. Nur ein wenig berührt ſein Spaten die Bretter, und ſie fallen auseinander, und da liegt ein Menſchengerippe in Fetzen und noch im Todtenſchmucke. Lange ſtarrt er hin; — was iſt das hier vor ſeinem jungen, friſchen Auge?

— Und hört ma wo zithernſchlog'n,
So loßt's oan ka Roſt ka Rua;
's Geblüat hebt zan tonz'n on,
— — Und gah kimmt da Schaufelbua!

Er wendet ſich wohl weg, ein kaltes Schauern geht durch ſein blühendes Leben; — aber die Gebeine müſſen doch heraus; ſechs Schuh tief muß die Grube ſein, ſo verlangt's der neue Gaſt — und Einer verdrängt den Andern — unten wie oben.

Wo aber eine Gemeinde ſo groß iſt, daß zum Beiſpiel ein Arzt in ihr fortkommt, da kann wohl auch ein ordentlicher „Schaufelbub" leben.

Und wahrhaftig, er führt ein treffliches Gewerbe.

Er hat Haus und Hof und zahlt keine Steuern; er bekommt Brot, wenn Andere verhungern, und das, woran er arbeitet, wird deſto größer, je mehr er davon wegnimmt.

Nun? — Für das Beinhaus und den Friedhof verlangt der Staat keine Steuern; wenn Jemand verhungert, ſo bekommt der Todtengräber ein Geſchäft und dadurch Brot, und das Grab wird deſto größer, je mehr Erde man davon wegnimmt.

Der Todtengräber iſt heute unſer Mann. Er hat es ſonſt nicht gerne, wenn man ihm bei Lebzeiten einen Beſuch macht.

Es iſt Spätherbſt; vielleicht zu Allerſeelen.

Der kleine Kirchhof liegt abſeits vom Dorfe an einem ſchattigen Waldabhang. Er iſt mit einem grauen, mooſigen Bretterzaun umgeben, wie die Kohlgärten, und da drin ſtehen einige braune und rothe Holz- und Blechkreuze. Viele ſind ſchon halb umgeſunken und ſind moderig und roſtig, wie die unten, über denen das welke, vergilbte Gras ſteht. Ein gelbes Ahornblatt, längſt ſchon ſeinem Zweig entführt, raſchelt über den Boden dahin und hüpft und tanzt, wie einſt in den Tagen der Maien — und es iſt doch todt . . .

Mitten auf dem Gottesacker ſteht ein hohes Kreuzbild mit einem rothen Blechdache; über der Bruſt des Gekreuzigten hat die Sonne des Hochſommers einen klaffenden Riß gezogen, und das iſt wohl, meint die alte Roſenkranz-Lori,

jetzt dringen die Gebete für die armen Seelen im Fegfeuer um ſo ſicherer in ſein Herz!

Unweit von dieſem Kreuze iſt ein offenes Grab. Der Schaufelbub hat es ſchon lange bereitet und es ſieht auch recht einladend aus, aber die Leute im Dorf hängen ſo leidenſchaftlich an dieſen froſtigen Nachſommerſtrahlen und an den Herbſtnebeln, daß unten in der offenen, traulich dunkeln Grube ſchier die Schwämme wachſen. Für das Kind iſt das Grab zu groß, der Greis meint, für ihn ſei es zu tief, und der junge Burſche lauft in alle Weiten herum und weiß es gar nicht, daß ein Grab offen ſteht.

Am Rande des Gartens gegen das Dorf zu iſt das gemauerte Todtengräberhäuschen — an den Fenſtern ſtehen Blumentöpfe — da drinnen blüht der Frühling und wohl gar ein junges Menſchenherz dazu?

Ei freilich hat der Alte ein Töchterlein, aber das iſt ganz aus der Art gerathen, es will nichts wiſſen von den Todten, immer nur von den Lebendigen. Darum hatte ihm der Vater ſchon einmal geſagt: „Kind, du machſt mir viel Kummer, du wirſt es noch ſo weit bringen, daß einmal ſo ein Lebendiger kommt und dich holt!“

Der Alte iſt ganz für die Todten. „Von dieſen muß unſereins ja leben!“ meint er. Aber er hat doch auch noch andere Einkunftsquellen; er handelt dann und wann mit Knochen, die ganz wunderbare Eigenſchaften beſitzen, er macht in Sargnägeln, die für die Eingeweihten unſchätzbaren Werth haben; außerdem ſammelt er im Sommer Kräuter und bereitet Getränke für kranke Pferde.

Die Kleidung unterſcheidet ihn nicht von den anderen Dorf-

bewohnern; an Sonntagen, wenn die Gemeinde vor der Kirche verſammelt iſt, würde man ihn gar nicht herausfinden, wenn er nicht vereinzelt in irgend einem Winkel ſtünde und Muthmaßungen anſtellte, wer ſich nun wohl zuerſt in ſeine bereitete Grube legen könnte.

Der Mann wird verkannt und man meidet ihn; er hat nur einen einzigen Freund in der Gemeinde, und zwar den „Kirchenwaſchl", der den Heiligen an der Wand die Lichter anzündet, den Klingelbeutel beſorgt und das Läuten verrichtet.

Außerdem ſteht der Schaufelbub auch in Verkehr mit Geiſtern; abgeſehen von denen beim Kirchenwirth, die ihm nicht ſelten gefährlich werden, hat er in gewiſſen Nächten Erſcheinungen. In ſeiner Schlafſtube hängen die Stricke, mit denen die Särge in's Grab gelaſſen werden. Wenn nun Jemand in der Gemeinde ſtirbt, ſo fangen die Stricke an der Wand an zu raſſeln und ſich zu ſchlingeln, daß ſie oft gar auf den Boden herabkollern; wenn das geſchieht, ſo wartet der Schaufelbub nicht erſt die Todesanzeige ab, ſondern beginnt gleich an dem Grabe zu arbeiten. Beſonders früher ſoll das ſehr allgemein geweſen ſein und ſehr oft zugetroffen haben; ſeitdem aber ſo viele Mittel gegen die Ratten aufgetaucht ſind — der Zuſammenhang iſt noch nicht klar — aber die Stricke bleiben ſeitdem ruhig.

Iſt nun ein Todesfall eingetreten, ſo hat der Schaufelbub außer der Bereitung des Grabes noch gar Manches zu thun. Zuerſt geht er von Haus zu Haus und ſagt: „Nein, ich bin nur da, von wegen dem, weil wir morgen den N. hineinſchieben und da ſeid gebeten um die chriſtliche

Lieb', daß ihr wolltet mit in die Kirche und auf den Freyhof gehen und da thät' ich euch eine Kerze geben und die zündet an zum ewigen Licht, und dem Verſtorbenen ſei die ewige Ruh'!"

Am Begräbnißtag ſelbſt hat er das Hinabgleitenlaſſen des Sarges zu beſorgen. Nach dieſem kniet er hin vor dem großen Kreuz und betet laut und ſehr kräftig um Ruhe für die arme Seele. Während des Gebetes flüſtert er wohl gar einem Nebenſtehenden zu: „Iſt der Verſtorbene reich geweſen?" Und wird dieſes bejaht, ſo beginnt er mit noch größerem Eifer zu beten und es bricht ihm ſchier die Stimme.

Hierauf kommen die Angehörigen des Todten und bedanken ſich des kräftigen Gebetes wegen und laden den Schaufelbuben ein, mit in's Wirthshaus zu kommen.

Dieſer ſcharrt noch nothdürftig das Grab zu und eilt dann in's Wirthshaus. Dort wird ihm viel zugetrunken und auch er ſelbſt trinkt ſich viel zu. Bei dem Todtenmahl iſt er der Erſte und der Wichtigſte! eine Zeit während desſelben bleibt er auch noch Todtengräber, aber endlich legt er den Nimbus ab, er ſinkt hernieder zum gewöhnlichen Menſchen und zuletzt an denſelben vorüber und unter den Tiſch. —

Trotzdem das Geſchäft des Schaufelbuben ein ſehr ruhiges iſt, ſo gibt es in demſelben doch viele Unannehmlichkeiten; den Menſchen iſt einmal nichts recht zu machen, nicht einmal das Grab.

Dieſer will in der Nähe des großen Kreuzes liegen, damit er die Gebete, welche am großen Kreuze für die Verſtorbenen geſprochen werden, möglichſt aus erſter Hand erhält; ein Anderer will neben dem oder dem Verwandten oder Be-

kannten ruhen, damit er ihn am Auferſtehungstage nicht erſt zu ſuchen braucht. Ein Dritter möchte einen ganz ungeſtörten Platz, wo nicht mehr nachgegraben würde.

„Da legen ſie Einen heut hinein," ſagte einmal der alte Krautwaſcher, „und wünſchen ihm die ewige Ruh' und in ein paar Jahren d'rauf thut's ihnen ſchon wieder leid um den Platz, ſie graben auf, reißen Einen heraus mit Haut und Haar und verſtreuen die Knochen, einen da-, einen dorthin und zuletzt kriegt ſie der Beindldrechsler oder gar der Phosphorbrenner — ja, das iſt dann eine Kunſt, am jüngſten Tag, wenn auf einmal die Poſaune bläſt: Allo marſch, auf! und meine Hände ſind Spitzen an Pfeifenröhren und meine Füße ſind lauter Zündhölzelköpfe und meine Hirnſchale hat ſo ein Studioſus in der Stadt zum Zigarrenaſchentiegel! Wo nun ſchnell Alles nehmen und nicht ſtehlen? — eine Kunſt, ſag' ich, ein ſolches Auferſtehen! Mag's ein Anderer thun, ich bleib' liegen!"

Der Pfarrer hörte das vom Krautwaſcher und wollte ihn dieſer Rede wegen gar von der Kirche ausſchließen, aber da ſagten die Anderen: „Du ſakriſche G'ſchicht, das wird eh völlig ſo ſein, wie der Krautwaſcher ſagt, wenn man ſo gäh wach wird in der Grub' und man findet ſich gar nicht an, das muß eine elendige Scherere ſein, nicht einmal ſuchen kann man, weil man keine Füße und keine Augen hat!"

Der Pfarrer knirſchte aus Aerger über dieſe Läſterer: ſie Alle aus der Kirche ſchließen? — dann wäre er allein drin geweſen.

Und der Todtengräber ſelbſt will etwas Apartes, denn auch er, der Anderen eine Grube gräbt, fällt endlich ſelbſt

hinein; er hat ſeine Ruheſtatt am liebſten am Zaun oder hart an der Mauer ſeines Häuschens, er muß ja zuerſt auf, einſt, wenn die Welt in Flammen ſteht, und muß den Engeln, die da als Boten und Führer kommen, die Plätze zeigen, wo und wie ſie liegen. Dann gehen ſie All' zuſammen über Ungarn und Serbien in die Türkei — in das Thal Joſaphat.

Der Ochſenbauer.

Die Birkenbäuerin hantirt gar geſchäftig um den Herd herum und bereitet für das Hausgeſinde das Mittagsmahl. Der Bauer ſitzt auf einem breiten Stein neben dem Herd, ſteckt dann und wann eine glühende Kohle in ſein Pfeiflein, kaut an dem Stummel und brummt halblaut: „Mich klemmt's ſchon ſaggriſch!“

Mit dieſem Ausdruck ſagt er ſeinem Weibe, daß ihm das Geld ausgegangen ſei und daß er ſich in keiner geringen Verlegenheit befinde. Die Bäuerin verſteht den Ausdruck gar wohl, iſt er doch in dem kärglichen und klemmigen Anweſen ziemlich gang und gäbe.

„Du Narriſch, was thäten wir denn, wenn du keinen Kreuzer Geld hätteſt?“ entgegnet ſie und ſtellt dabei die Sterzpfanne über das Feuer; „wir müſſen ja wieder ein Weizenmehl haben und das Salz wird auch ſchon gar.“

„Leih' mir ein paar Groſchen von deinem Eiergeld, Nandl!“ verſetzt der Bauer leiſe.

„Ja, meinſt ich hab' gar ſo einen Haufen? kann die Eier nicht gleich alle auf den Markt tragen, muß zum Kochen auch was haben und du ißt auch die Strauben (Eierſpeiſe in Schmalz) gern. — Haſt leicht gar nicht einmal

ein Tabakgeld? — Nein, das iſt wohl ein rechtſchaffen's Kreuz mit den Mannleuten!"

„Das groß' Paar Ochſen thät' ich hergeben, wenn ein Kaufmann käm'; ſonſt ſind ſolche Leut' alleweil vor der Thür, aber juſt wenn man's gern haben möcht', find't keiner her."

Die Kuhmagd kommt in die Küche und beginnt hinter dem Herd aus geſottenen Kräutern, Kleien und Salz ein Getränke für die jungen Kalben zu bereiten. Der Bauer und die Bäuerin haben ihr Geſpräch abgebrochen; es iſt juſt nicht nothwendig, daß gleich das ganze Geſinde weiß, wo jetzt wieder der Schuh drückt.

Es wird zum Eſſen. Der Bauer deckt den Tiſch, ſchneidet Brot auf, und die Bäuerin geht hinaus vor die Thür, ſteckt zwei Finger in den Mund und thut einen lauten Pfiff. Bald darauf kommen von Feld und Wieſe die Knechte und Mägde herbei; Einige waſchen ſich noch die Hände und dann treten Alle in die Stube, ſummen das Tiſchgebet und ſetzen ſich zum Eſſen.

Man beeilt ſich gar nicht ſo ſehr dabei, denn die Eſſenszeit iſt die einzige freie Zeit des Tages für das Geſinde. Aber der Bauer ſchaut ſchon alleweil auf die Uhr und ſagt wohl gar ſeufzend die elegiſchen Worte: „Ja ja, die Zeit verſchwind't wie der Wind!" — Aber das Geſinde verſteht ſo was nicht, es läßt ſeinen Löffel in dem gewohnt langſamen Lauf und der Stallbub läßt ſeine „Suppenſchaufel" gar oft eine Weile in der Schüſſel ſtecken oder im Mund.

Der Birkenbauer iſt aber Einer von Denen, die ihren Leuten die „Brocken" in die Suppe zählen, und ſo oft er

ein halbes Dutzend Brotſpalten in die Schüſſel wirft, paſſen ſchon alle Löffel ſehnſuchtsvoll darauf, ſo daß ſie ſich zuletzt völlig in einander verhäkeln. Darum hat der Großknecht dem Bauer einmal folgenden Schimpf angethan: Als einmal nur ſo ein paar Brocken in der Suppenſchüſſel ſchwammen und dieſelben, wie behende Fiſchlein, allen Löffeln auswichen, ſprang der Großknecht plötzlich auf und rief: „Einen Kugelſtutzen her! ich hab' einen Brocken rennen geſehen und den muß ich haben!“ Der Bauer ſchnitt darauf im Zorn den ganzen Brotlaib auf und ſchüttete die Spalten in die Schüſſel, aber dann war keine Suppe mehr drin.

Nach der ſauren Milchſuppe kommt ſtets das Grubenkraut. (Kohlkraut, welches nach einem gelinden Ueberbrennen im Herbſt in ausgetäfelten Gruben geſchwert aufbewahrt wird, bis man es im Laufe des Jahres nach und nach hervorholt, einſchneidet und kocht.)

Nach dem Kraut kommt die Bäuerin mit der Sterzſchüſſel. Dieſe wird in der Regel ſo geſtellt, daß auf die Seite des Bauers der fettere Theil kommt, gegen das Dienſtperſonale aber die trockene mehlige Gegend, ſo daß der Großknecht, der ſich mitunter ſchon was zu ſagen erlauben darf, einmal bemerkte: „Iſt ein trocken Jahr!“ „Nicht überall,“ entgegnete ihm der Ochſenknecht, „beim Nachbar rutſcht eine Lawine um die andere ab, vor lauter Näſſen!“ — Auf dieſe Worte aßen und aßen ſie noch eine Zeit, ſchielten aber immer auf die fettere Seite des Bauers. Plötzlich legte der Großknecht die Hand an die Schüſſel, begann ſie zu drehen und ſagte langſam: „Die Schüſſel hat ein' Siebner koſt!“ — „Sie iſt ihn auch werth!“ entgegnete der Bauer voll ohne

piſcher Ruhe und drehte die Schüſſel wieder langſam zurück.

Aber ſeitdem iſt die Vertheilung der trockenen und feuchten Gegenden in der Sterzſchüſſel etwas gleichmäßiger geworden.

Heute hatte der Birkenbauer ſchon zum drittenmal geſeufzt: „Ja ja, die Zeit verſchwind't wie der Wind!“ aber die Arme und Löffel blieben in eherner Gleichmäßigkeit, bis das letzte Stäubchen aus der Schüſſel war.

Noch ſitzen ſie beiſammen, als die Stubenthür aufgeht, und ein Mann mit einem langen Stock in die Stube tritt: Der Mann trägt eine kurze, grünliche Jacke, ſchwarze, rehlederne Pantalonhoſen, unter den Knien mit Fuhleder beſetzt, ferner einen braunen Bruſtfleck mit einem breiten, zierlich ausgenähten Gurte. Der breite, haſenhaarene Hut ſitzt feſt auf dem Kopf mit dem rothen, wohlgenährten Geſichte.

So tritt er ein und ſagt: „G'ſegn Gott das Mittagsmahl!“

„Bedanken uns!“ entgegnet der Birkenbauer, „ſchau, ſchau, der Michl! Haſt du dich auch wieder einmal verrennt daher?“

„Muß doch ein wenig ſchau'n, was ihr da heroben alleweil macht's in der Sonn'.“

„Sie ſcheint nicht rechtſchaffen viel, heut'.“

„Halt ja! — Und ich hab' ſagen wollen: Haſt nicht ein ſchweres Paar Ochſen für mich, Birkenbauer?“

Der Birkenbauer entgegnet, daß er wohl ein Paar habe, die dem Michel „anſtändig“ ſeien, daß er ſie aber nicht verkaufe. Der Bauer wird die Ochſen um jeden Preis geben, aber er weiß wohl, daß ihm eine derartige Sprödigkeit

um einige Gulden mehr einbringt. Der Ochſenhändler Michel iſt aber auch in ſeinem Fache ſo erfahren, daß er nicht gleich wieder davonlauft.

„Geh' Birkenbauer," ſagt er, „magſt mir ſie nicht ein wenig zeigen?"

Und der Bauer führt den Michel in den Stall und zeigt ihm die Ochſen und dieſe gefallen dem Händler juſt nicht übel.

„Will dir nicht ſparſam ſein, Birkenbauer, und ich gebe dir Zwei für die Vieher und ich zahl' dir's gleich auf der Stell'..

Er gibt ihm Zwei! — Dieſer Ausdruck „Zwei" bedeutet in der Viehhändlerwelt: Zweihundert Gulden.

Gott ſei Dank! denkt ſich der Bauer im Geheimen, jetzt krieg' ich doch rundweg ein gut Stück Geld! Ueberlaut aber ſagt er ſtolz: „Nein, da wär' ich ein Narr, wenn ich dieſe Ochſen hergäb'; ſind nicht feil!"

„Wenn ich mich aber gleich um zehn Gulden beſſere?"

„Wird's nicht thun; ich hab' juſt meine Freud' an den Viehern, und das Geld brauch' ich auch nicht; 's iſt mir halt doch lieber, wenn mir dieſes ſauber' Paar Ochſen im Stall ſteht, als wenn mir dieſe paar lumpigen Gulden in der Truhe liegen!"

Der Michel läßt die Rinder langſam um die Krippe herumgehen, faßt an den Rippen des einen die Haut in die Fauſt und ſagt, wie zum Ochſen redend: „Biſt ein Eichtl weniger wie dein Kamerad; dir iſt die Haut noch zu viel an die Knochen gewachſen. Biſt dein hundert nicht einmal werth, du; und in mir fängt es ſchon an abzureden."

Dieſe letzte Bemerkung beginnt den Birkenbauer zu beunruhigen und er ſagt ſogleich: „Fünfzig zu Zwei hätt' mir der Fleiſchhacker ſchon geben; find'ſt halt ſonſt kein ſolches Paarl in unſerem Pfarrl!"

„Ich kenn's ſchon, daß ich mich verhau; aber daß wir zuſammen doch wieder einmal einen Handel machen: Fünfzehn ſollſt haben zu Zwei!"

Der Bauer hat es ſchon bemerkt, daß der Michel die Ochſen nicht fahren läßt, er ſagt ſomit kurz und beſtimmt: „'s wird's nicht thun."

Auf das hin ergreift der Michel eine andere Finte, er zieht ſeine mächtige Uhr mit dem Schildkrötengehäuſe hervor und bemerkt, daß die Zeit ſchon ſehr vorgerückt ſei. Er ſehe nun wohl, daß er umſonſt hergegangen, drückt aber die Hoffnung aus, daß er mit dem Birkenbauer doch ein andermal ein Geſchäft machen werde. Dann wünſcht er noch viel Glück zu dem Viehſtand und daß auch ſonſt alles wohl und geſund bleibe.

Das ſieht denn wirklich aus, als ob er gehen wollte.

Und er geht auch; aber er kehrt noch einmal um und erſucht den Bauer um ein Tabakfeuer. Dieſer zieht Schwamm, Stein und Stahl aus der Taſche und ſchlägt Funken; dabei aber ſagt er: „Biſt ein ſaggriſcher Jud', Michl!"

„Thuſt mir ungut, Birkenbauer, bin dir gewiß nicht zu karg; hätt' die Vieher auch rechtſchaffen gern gehabt."

„Hörſt, Michl!" der Bauer ſchafft ſtets mit Schwamm und Feuerſtein, „ſollſt auch nicht ſagen, daß ich ein Stein bin; gib mir noch fünfe d'rauf und nachher treib' die Vieher in Gottes Namen fort!"

Da eilt in dieſem Moment die Bäuerin herbei: „Ja, Alter, meine Falcherln (Falben) wirſt mir doch nicht verkaufen? Das wär' aus der Weiſ' und das laß ich nicht gelten!“

Da öffnet der Michel ſeine braune, bauchige Brieftaſche, hält dem Bauer bar zweihundert und zwanzig Gulden hin und legt der Bäuerin noch einen blanken Silberzwanziger als „Leihkauf“ auf die Hand, und — das iſt eine große That — die Bauernleut' faſſen das Geld an und ſind überwunden.

Aber die Ueberwundenen jauchzen im Innern; ſie hatten die Ochſen kaum auf zweihundert Gulden geſchätzt. Und der Ueberwinder, der Michel, jauchzt auch im Innern; denn er lebt bereits der Ueberzeugung, daß er bei dieſem Geſchäft ſeine Dreißig profitiren werde.

„Und für eine Handeljauſe biſt uns auch noch nicht feil, Michl,“ verſetzt der Bauer, „geh' mit in die Stuben, mein Weib wird dir was kochen, und ich geb' derweil den Ochſen ein Schipperl Heu in die Krippe.“

Wohl, der Michel bekommt ſeine Handeljauſe, aber die Ochſen kriegen nicht ihr Schipperl Heu; der ſchlaue Birkenbauer ſucht ſie noch im letzten Augenblick zu benützen. Er ſpannt ſie eilends in's Joch und führt noch ſchnell ein paar Fuhren Garben vom Felde, und bis der Michel wieder in den Stall kommt, ſteht das gekaufte Paar auch wieder an der Krippe und der Michel bemerkt: „Sie haben ſauber ausgefreſſen.“

„Halt ja,“ ſagt der Birkenbauer, „die Vieher freſſen

rechtſchaffen gern; wirſt ſehen, wenn du mit ihnen heimkommſt, ſo freſſen ſie dir wieder eine Krippen voll!"

Zuletzt, wie der Mann die Rinder mit einem Strick an den Hörnern zuſammenfaßt und aus dem Stalle führt, kommt das Halterbüblein herbei. Das weint gar ſehr, als es ſeine Lieblinge, die Falcherln, davonziehen ſieht. Aber der Michel weiß auch den Halter zu beſänftigen; er reicht ihm eine Silbermünze.

„Sieh' Kleiner, da haſt was; kauf dir einmal ein Schock Semmeln dafür!"

Und die Falcherln ziehen von hinnen und der Michel mit ihnen.

Und wie die Bäuerin am Abend wieder geſchäftig am Herd hantirt und für das Hausgeſinde das Nachtmahl bereitet, ſitzt der Bauer wieder auf dem Stein neben dem Herd, ſteckt dann und wann eine glühende Kohle in's Pfeifflein, kaut an dem Stummel und lächelt vor ſich hin: „Heut' hat's mir's einmal gern than, Alte, jetzt können wir uns wieder einmal rühren. Für das Paar Ochſen kauf' ich jetzt ein Paar Kalbeln und in zwei Jahren beim Verkauf profitiren wir wieder. —

Das iſt ein flüchtiges Bild des Ochſenbauers im Hochlande. Er könnte es aber beſſer haben, der Ochſenbauer; es thäte nicht Noth, mit ſolch' kleinlicher Verſchmitztheit zu wirthſchaften. Er hat's noch immer nicht recht angefaßt. Er hat noch die ſogenannten Krippenſtälle, durch welche viel Futter in den Boden getreten wird, weil die Rinder dasſelbe durch das freie Herumgehen im Stallraume ſo leicht verſtreuen.

Zudem entbehren derlei Ställe jegliche Reinlichkeit; die Rinder tragen auf ihren Oberſchenkeln ja oft mehrere Pfunde angetrockneten Miſtes herum. Und mein ſteieriſcher Bauer hätte auch bezüglich der Weidewirthſchaft noch Vieles zu lernen. Wollte er das — wie er ſchon einmal iſt — juſtament nicht aus Zeitungen und Büchern, wohlan, ſo ſollte er ſich an ſeinen praktiſchen Nachbarn, den öſterreichiſchen Landwirthen, ein Beiſpiel nehmen; ja, er fände ſolche Muſterwirthſchaften gar auch im eigenen Lande, wenn er nur die Augen aufthun wollte.

Seien wir ihm aber nicht unwirſch; er hält's eben wie ſein Vater und wie der Vater ſeines Vaters.

Wenn's ihn auch dann und wann ein wenig „ſaggeriſch klemmt"!

Der „Halterbub".

Oben im Uebergeſchoße unter den Dachbrettern ſteht ſein Bett. Nur wenige Stunden der Nacht liegt er in demſelben und kauert ſich zuſammen, denn zu Füßen ſticht das rauhe Stroh hervor und die aus verſchiedenen Beſtandtheilen zuſammengeflickte Decke iſt auch ſo kurz und ſchmal. Durch die Bretterfugen pfeift der Wind — draußen rauſchen die Tannen.

Kaum hat ſich der Halterbub etwas erwärmt, pocht es von der Bauernſtube herauf. Freilich wohl hört der Bub das Pochen, aber die Augen wollen nicht aufgehen; und wenn ſie nicht aufgehen wollen, denkt er ſich, ſo mögen ſie halt zubleiben, und er verkriecht ſich tiefer in ſein Stroh. Aber da pocht es zum zweiten Male und bedeutend ſtärker, und der Bauer in der Stube ſchreit: „Na, Bub, magſt heut mehr nicht auf, wart', ich will dir den Weg gleich zeigen, herab!" — Jetzt, denkt ſich der Halterbub, jetzt kommt er mit der Birkenlisl (Ruthe aus Birkenreiſern geflochten zum Züchtigen der Kinder)! Eilig ſpringt der Kleine im bloßen Hemdchen aus dem Bett und ſchlüpft in die ſteife, rauhe Lodenhoſe; — wenn man einmal in der Hoſe ſteckt, denkt er ſich, dann geht's nicht mehr ſo gefährlich um, wegen der Birkenlisl.

Wie nun der Bauer und die Lisl gar bei der Bodenthür hereinſchauen, ſchreit er ſchnell: „Ich komm' ſchon, bin ſchon da!“ und ſeine Augen ſind hellicht offen — Gott ſei Dank!

Der Bub iſt noch nicht ganz fertig mit dem Anziehen, aber der Alte brummt ſchon wieder: „Heut mag er mehr nicht weiter, jetzt ſchauſt mir aber, daß du hinauskommſt, d' Schaf röhren ſchon; die Schuh' mach' dir auf der Weid zuſamm'.“

Mein, die Schaf hätt' er ſchon röhren laſſen und hätt' noch früher mit den Dienſtleuten einen Löffel Suppe gegeſſen, aber die Birkenlisl — die iſt ſo grob und die verſteht gar keinen Spaß!

So eilt er hinaus zum Stall, jagt die Schafe hin auf die Haide und dort knüpft er erſt ſeine Schuhe zuſammen, daß er die Riemen nicht abtrete. Dann ſetzt er ſich hin auf den friſchen, thauigen Raſen und ſchaut den Morgenſtern an — der iſt auch ein Halter und die andern kleinen Sterne um ihn ſind ſeine Schafe — ei, hat aber der hunderttauſend weiße Schafe und Lämmer! Ob er auch keine Morgenſupp' bekommen hat, der dort oben? 's mag wohl ſein, weil er ſo bleich wird, gar die Schafe verliert er und jetzt geht er ſelbſt auch noch fort . . . die Sonne kommt. Was ſingen die tauſend Vöglein ſo lieb auf den Lärchenzweigen und auf den Tannenwipfeln! Die haben es ſo gut, ſo gut — die können ſchlafen in den Federn, ſo lang es ſie freut, und ſind ſie wach, ſo können ſie fliegen und überall ſind ſie frei, und überall iſt der Tiſch gedeckt für ſie — 's iſt ein Elend, wenn man ein armer Menſch iſt, ein Halterbub!

Die bunten Blümlein, die da ſtehen! Soll der Bub daraus einen Kranz flechten? Wozu? für die Lämmer — die haben das Zeug lieber im Magen als auf dem Kopfe; für ſich? Kindereien, das thun nur die dummen Mädchen; den Buben ſteht das Vögelfangen an.

Der Halterbub ſteigt auf Steinhaufen, klettert an Rainen und ſucht Himbeeren und Johannisbeeren — der Herrgott hat ſie wachſen laſſen für den Halterbuben zum Morgenbrot.

Wie er ſatt iſt, legt er ſich hin in der Sonne und ſieht den Schafen und Lämmern zu, ſie graſen ſo geſchäftig und luſtig, ſie laufen einander vor, ſchnappen ſich einander die fetteſten Blätter vor der Naſe weg, die ſtärkeren ſtoßen die ſchwächeren ſeitwärts, die kleinen müſſen gar warten, was übrig bleibt — nicht viel beſſer als die Menſchen.

„Wenn ich doch einmal größer wäre," ſagt der Halterbub zu ſich ſelbſt, „größer, größer, daß ich nicht immer ſchafhalten dürfte! Wie wollt' ich doch ſo gerne mit den Anderen mähen auf dem Feld und holzhacken im Wald, dann könnt' ich ſitzen beim Tiſch und reden und lachen, wie die großen Leut'! Und zum Sonntag, da hätt' ich ein ſchönes Gewand, und ich könnt' in die Kirche gehen, und eine Tabakspfeife hätt' ich auch! — Und Geld hätt' ich im Sack, mehr als einen ganzen Gulden, und da nähm' ich die Kathl mit in's Wirthshaus und thät' ihr zahlen einen Meth, und in der Samſtagnacht, da ging ich mit den Nachbarsbuben herum und thät' ſingen und thät' anklopfen bei der Kathl ihrem Fenſter!"

Welch' ein herrlicher Traum von den goldenen Tagen der Zukunft!

Gegen die Mittagszeit hin, wie unten im Hauſe ſchon der blaue Rauch aufſteigt, iſt es heiß geworden in der Sonne und die Schafe laufen in den Wald hinein. Der Bub eilt wohl nach, aber das Geſtrüppe und Geſträuche läßt ihn nicht ſogleich weiter kommen und endlich hat er die Schafe aus den Augen verloren.

Lange ſucht und ſchreit er: „Lämmle, Lämmle!“ vergebens, ſie ſind fort. Da fängt der Halterbub zu weinen und zu klagen an: „Jetzt hilft mir kein Gott und kein Heiliger, jetzt krieg ich die Birkenlisl!“

Aber, pfui! ein Bub darf nicht weinen, ſonſt wird er nicht groß! — ſchnell trocknet er ſich die Augen und rafft weiches Moos von dem Boden und von den Bäumen und ſchiebt es rückwärts in die Hoſe hinein und weit hinab, ſo viel nur Platz hat. Dann geht er heim zum Bauern und ſchluchzend geſteht er: „Vater, 's iſt der Bißwurm (eine ſtechende Hitzfliege) kommen und ich hab' die Schaf verloren.“

„Die Schaf haſt verloren? Nu, deswegen wird's auch noch nicht aus ſein, geh' ſie nur wieder ſuchen, wirſt ſie ſchon finden, aber röhr' nicht ſo abſcheulich!“

So hat der Bauer geſagt und die Birkenlisl iſt ausgeblieben.

Wie der Bub in den Wald zurückkommt, zieht er das Moos wieder langſam aus der Hoſe, und bald darauf findet er auch die Schafe. Er treibt ſie in den Hof, ſperrt ſie in den Stall, aber wie er in die Stube zum Tiſch geht, haben die Anderen ſchon wieder gegeſſen und für ihn iſt nichts

übrig geblieben, als ein klein Schälchen Suppe und ein halber Knödel; das hat ihm die Bäuerin vorgesetzt.

Kaum beginnt er zu essen, so schreit der Bauer schon wieder: „Kreuzschlapperment, wo ist denn der Bub?"

„Aber mein," sagt die Bäuerin, „so wirst ihm doch zum Essen Zeit lassen, du hast gar alleweil eine Dristlerei (Drängerei), zu was brauchst ihn denn schon wieder?"

Lüftig (eilig) schöbertreten muß er gehen, 's kommt gar schon der Regen!"

Wie der Bub das hört, wirft er ohnehin schnell den Löffel weg und lauft hinab gegen die Wiese. Da sind die Schoberstangen schon gesteckt und die Knechte und die Mägde schieben das Heu zusammen und der Großknecht faßt es mit seiner Gabel um die Stange. Lustig springt der Bub' auf den Haufen und lauft um die Stange und tritt das Heu zusammen, daß der Schober fest wird und nicht fault. Oft kommt der Kleine völlig unter die Bauschen und Haufen und die Halme stechen ihn beim Knie, wo die Hose ein Loch hat, aber wacker kämpft sich der Junge empor und wickelt zuletzt das Heu um die Stange, daß der Schober eine Spitze kriegt zum Ableiten des Regens. Zuletzt streift er auf die Stange den Heukranz und nun ist er hoch oben und fertig. Aber weh, der Bub zittert, und hält sich fest an die Stange — das wackelt so fürchterlich! „Was hast denn, Bub!" schreit der Großknecht.

„Auweh, der Schober fallt um, auweh!"

Aber siehe, jetzt gibt ein Knecht dem Schober einen Stoß und das Büblein purzelt herab und verstaucht sich fast die Hand in dem festen Boden.

Und ſo geht es fort auf der Wieſe, und der Halterbub betet im Geheimen ein Vaterunſer, daß der Regen kommen und daß er wieder bald zum Schafhalter werden möge.

Der Regen kommt nicht, aber die Sonne ſinkt und die Schatten werden immer länger; das Heu wird feucht, und der Großknecht ſagt: „Laſſen wir's heut' gut ſein" Dann kommt die Kathl vom Haus herab und bringt einen Hafen Milch und einen großen Laib Brot und Löffel, darauf ſezen ſich Alle hin auf den grünen Raſen, der Großknecht ſchneidet das Brot auf, die Kathl ſchüttet die Milch in eine Schüſſel und dann nehmen alle ihre Holz- oder Beinlöffel und beginnen zu eſſen.

Auch der Halterbub will einen Löffel nehmen, aber da ſagt der Großknecht: „Bub', du wirſt nicht Zeit haben zum Milcheſſen, nimm dir ein Stückl Brot und geh' Schafaustreiben!"

Völlig betrübt nimmt das Büblein ſein Brot und geht, um die Schafe auszutreiben. Am Brunnen trinkt es Waſſer und denkt ſich: Jetzt muß es ſchon wieder gut ſein bis zum Nachtmahl.

Die Schafe und die Lämmer graſen wieder auf der Haide; der Halterbub legt ſich hin in's grüne Gras und ſchaut zum blauen Himmel hinauf. Da ſtehen allerlei weiße Wölklein, zart und wollig wie die Lämmlein und — — ich bin ein armer Halterbub, mein Mütterlein iſt Stallmagd und dient im Thale, meinen Vater, den kenn' ich nicht — hab' ja keinen . . . man muß auch nicht Alles haben wollen. — Wenn ich fleißig bin und brav, zum Großknecht bring' ich's ſchon, dann laß ich meinen Schnurbart ſteh'n,

dann heirat' ich und werd' ein reicher Bauer; dann hab' ich viele Knecht' und viele Ochſen und viele Schaf' und mein Halter ſoll mir keinen Hunger leiden . . .

„Bub, wo ſind die Schaf'?" ſchreit plötzlich der Bauer vom Hof herauf.

Der Halter ſpringt auf: Jeßas! die Schaf ſind all' im Kornfeld! Er lauft, alle Heiligen ruft er an, aber ſchon ſteht der Bauer hinter ihm — mit der Birkenlisl. Jetzt iſt's aus und vorbei, beim Rockfragen erfaßt der Bauer den Halterbuben und die Lisl pfeift und tanzt und der Bub tanzt auch — ſteiriſch iſt's getanzt, aber Steiriſcher iſt's keiner.

Wie das aus iſt, ſagt der Bauer: „Und jetzt merk' dir's, Bub, und halt' mir ein andersmal beſſer, ſonſt zieh' ich dir erſt die Hoſen ab!"

„Ja, Vater, ich halt' ſchon beſſer," gelobt das Büblein, und jagt die Schafe aus dem Getreide und denkt dabei: 's wär' noth, man hätt' alleweil ſein Moos in der Hoſ'.

Am Abend, wenn die Schafe ſchon im Stall ſind, muß der Bub erſt die Ochſen weiden, die den Tag über am Pflug waren. Und das iſt eine Qual, die Nacht iſt ſo finſter und unten in der Schlucht rauſcht das Bächlein ſo ſchaurig und das Büblein fürchtet ſich vor Geiſtern. Ueberall, an Zäunen und Rainen ſtehen ſchwarze Rieſen, glühende Funken ſchweben umher und vom Himmel fallen die Sterne. Das Büblein hält ſich feſt an ſeine Ochſen, es will vergehen vor Angſt. Der Knecht, der gar ſchon im „Gaßln" umgeht und ein trautes Fenſterl ſucht, der macht ſich nichts aus den Geſpenſtern und Ungeheuern, der meint, die ſchwarzen

Rieſen an den Zäunen und Rainen ſeien nichts als Bäume, die glühenden Funken hält er für Johanneswürmchen und die fallenden Geſtirne für Schnuppen. — Zu ſolchem Unglauben kommt es, bis der Menſch groß wird und im „Gaßln“ umgeht.

Auch für unſer Büblein wird einſt dieſe Zeit kommen. Heute weidet es noch die Ochſen und ſehnt ſich in's Haus. Endlich ruft der Bauer: „Heimtreiben!“ das iſt Erlöſung. Von dem Abendmahl, das ihm die Bäuerin auf den Tiſch bringt, rührt es freilich nichts mehr an, es iſt zu abgeſpannt, zu ermüdet; das Büblein ſucht bald ſein Bett unter den Dachbrettern auf, dort kriecht es hinein und kauert ſich zuſammen und ſchlummert einige Stunden bis zum nächſten Tag mit ſeinen neuen Hirtenfreuden.

Das Ziehtöchterlein.

Warum der liebe Herrgott gerade arme Leute ſo häufig mit reichem Kinderſegen überſchüttet? — Das Darum liegt nicht allzu ferne, nur bezieht es ſich blos auf das Mittel und nicht auf den Zweck.

Wenn ein Taglöhner im Gebirge mit zwölf Gulden Monatserwerb dreizehn unmündige Kinder hat, ſo iſt dieſes Zahlenverhältniß ein ſehr hinkendes, und man meint, der Volksglaube habe Recht, das dreizehnte müſſe ſterben — vor Hunger. Es kommt aber doch vor, daß keines ſtirbt, daß alle rothe Backen haben und groß und kräftig wachſen. Wo eine ſorgſame Mutter waltet und die wohlthätige Frau Natur Pathe geſtanden, da thut der Taglohn des Vaters oft gar nicht viel zur Sache.

Anders iſt es, wenn in dem armen Hauſe ſich auch noch der Leichtſinn zu einem Familienmitgliede zählt, oder wenn eine Krankheit oder ein anderes Unglück, wie es in tauſendfältiger Geſtalt über die Erde kriecht, als Gaſt einkehrt. Solche Hausgenoſſen drücken auf die holden Kinderſtirnen den Kuß des Elendes, und mit dieſem Kainszeichen müſſen die Armen hinaus in die Welt, und ſie werden geflohen oder verachtet, und ſie finden keine Heimſtätten außer in den

Zuchthäusern oder Siechenanſtalten. Nicht die Entbehrung iſt in dürftigen Familien der Fluch der Armuth, ſondern die Verwahrloſung der Kinder. Freilich wohl wachſen ſie auf, urwüchſig wie die Bäume im Walde, aber dann gehören ſie auch in den Wald und nicht in die Menſchengeſellſchaft.

Für die Burſchen iſt's noch ein Glück, wenn ſie zu den Soldaten kommen, obwohl ſie in der Regel das durchaus nicht wollen, denn mit dem Gehorſam und mit der Ordnung ſtehen ſie auf böſem Fuße. An Bauernhöfe verdingen ſich ſolch' verwahrloſte Jungen nur ungern; auch das fruchtbare Flachland ſagt ihnen ſelten zu, auf welchem ſie ſich durch Fleiß und Arbeit kleine Bauerngüter erwerben könnten. Sie ſuchen das Gebirge, werden Holzhauer, Köhler, Wurzelgräber und verlegen ſich auf das Wildern. Könige des Waldes zu ſein iſt ihr ſchönſter Traum, und wenn ſie leſen könnten, die Geſchichte von dem bairiſchen Hieſel hätte für ſie den meiſten Reiz.

Die Töchter armer Leute des Berglandes haben ein anderes, gleichwohl nicht viel günſtigeres Schickſal, das ſich aber dann und wann zum Beſſeren wendet. Kommt eine reiche Bäuerin in die dunkle Hütte des Taglöhners, theilt unter die Kinder, die ſich furchtſam in die Winkel flüchten wollten, Semmeln oder Kreuzer aus und ſagt zu einem oder dem andern: „Biſt aber ſauber, du. Gehſt mit?“ Und zu der Mutter: „Wie viel haſt denn nachher?“

„Liebe Zeit, fünfe hab' ich halt noch daheim.“

„Willſt mir ein Dirndl laſſen? Etwa dasſelb' ſchwarzäugig beim Ofenwinkel? Ich zieh' dir's auf und bei mir hat's Ein's gut.“

„Da thät' ſich die Hofbäu'rin wohl einen Staffel in den Himmel bauen. Geh', Agerl, küſſ' geſchwind der Frau Mahm die Hand. Dir iſt jetzt dein ſchwarzes Stückl Brot in den Honigtopf gefallen."

Und ſo wird's abgemacht. Für das Agerl hat die ſchönſte Zeit des Menſchenlebens nun ein Ende; es muß Vater und Mutter und Geſchwiſter verlaſſen, zieht fort von der Heimatshütte und zu dem reichen Bauernhof mit den ſchönen Rindern und Schafen und Pferden, mit dem zahlreichen Geſinde — wird dort Fußſchämerl, Waſchhaderl, Aſchenbrödl.

Mali die Tochter des Hauſes iſt vielleicht in gleichem Alter mit dem Agerl, allein ſie mag nicht recht Gemeinſchaft haben mit dem „Bettelkind", ſo treuherzig ſich dieſes auch an ſie anſchließen will. Aber es iſt ihr doch recht, daß das Mädchen in's Haus gekommen, nun braucht ſie nicht mehr die Hühner zu hüten, daß ſie der Geier nicht holt, das Agerl thut's; nun hat ſie Jemanden, dem ſie die abgetragenen und aus der Mode gekommenen Kleider ſchenken kann, damit ſie dafür neue bekommt.

Das Agerl wird größer. Da ſagt der Altknecht: „Ein ſo großes Menſch da und Hühner halten, 's iſt eine Schand'! Treib' die Schafe auf die Haid', treib' die Kühe in den Wald, und trag' dabei Holz zuſamm' und brock' Schwämm', daß du was ausrichteſt, iſt geſcheiter!"

Nach beſtem Wiſſen und Können folgt das Mädchen der Weiſung; und nun muß es den ganzen Tag über auf der Haide bleiben oder im Walde, und es bekommt nur ein

Stück Brot mit. Blos ein Stück Brot, das macht der kleinen Halterin kein Herzeleid, sie weiß ja frische Quellen, und neben dem klaren Wässerlein wächst Waldkresse — das ist ein gesundes Mittagsmahl. Angstvolle Stunden sind's, wenn in den Hochsommertagen ein Gewitter naht; da fürchtet sich das Agerl so sehr, es könne der Blitz einschlagen und sie tödten mit sammt der Heerde. Oft gehen Gerüchte umher, es sei ein Bär oder ein Wolf oder gar ein Wildschwein in der Gegend; — was unsere Hirtin in solchen Zeiten leidet, ist nicht zu beschreiben. Aber getreu hält sie aus bei ihren Schutzbefohlenen, die zuweilen ja sogar ihre besten Freunde sind. Am späten Abend zurückgekehrt in den Hof und zu den Menschen, ist ihr nicht viel wohler als draußen in den Gefahren des Waldes. Jedes schafft und befiehlt ihr mit harten Worten. In der Küche soll sie das Geschirr abreiben, in den Ställen die Streu zurecht fassen, in der Stube den Boden scheuern, vom Brunnen die Wasserkübeln holen, oder soll sie sein und unten zugleich. Und wenn in der Wirthschaft irgendwo was schief geht, was ungeschickt gemacht, was gebrochen wird — das Agerl hat's gethan — an Allem ist das Agerl Schuld!

Und wenn der Knecht auf den Bauer einen Zorn hat, etwa wegen zu magerer Kost, wegen zu langer Arbeit und zu kurzen Feierabenden, so schilt er das Agerl; wenn sich die Magd mit der Bäuerin zerschlägt wegen heimlicher Wäsche oder geradehin wegen des Liebsten, so schilt sie das Agerl; und wenn der Stallbub die Ochsen schlägt und er dafür vom Bauer eine Rüge bekommt, so schlägt er nicht mehr die Ochsen, aber das Agerl. Da geht das Mädchen wohl hin

zur Bäuerin und ſagt ſchüchtern: „Mutter, die Leut' geh'n all' ſo viel los auf mich!"

Und die Bäuerin entgegnet: „Haben ſchon Recht, das iſt dir geſund, mußt auch was gewohnt werden!"

Und die Mali will gar nicht mehr reden mit der Zieh-ſchweſter, ſondern blickt ſie höchſtens über die Achſel an und brummt: „Biſt ein Batſch, und das ſieht man gleich, wo du her biſt. Wär'ſt blieben in deinem Hungerleidkotter und hätt'ſt Birnſtingel kloben!"

Aber ſchau, ſo ſehr können ſie das Agerl doch nicht niederhalten, daß es nicht nach und nach aufwüchſe ſchlank und friſch, daß es nicht glatte Flachshaare und blühend zarte Wangen bekäme, daß ſich an ihm nicht nach und nach das Buſentuch wölbte über zwei ſanfte Hügelchen. Und ſo merkwürdig hat ſich nun die Zeit gewendet: der Knecht mag einen noch ſo großen Zorn haben auf den Bauer, ſo ſchilt er nicht mehr das Agerl; der Stallbub mag noch ſo raufluſtig ſein gegen die Ochſen und gegen die Menſchen, ſo ſchlägt er nicht mehr das Agerl. Im Gegentheile, er wird gegen dasſelbe zartſinnig, liebevoll.

Aber je mehr das Agerl in der Achtung der Knechte ſteigt, deſto mehr ſinkt es in jener der Mägde, der Bäuerin und der Tochter des Hauſes.

Die Bäuerin hat gar bemerkt, daß Fremde lieber dem Agerl nachblicken als der Mali! Iſt nicht die Mali die Tochter des Hauſes? Hat nicht die Mali die feinen, glatten Hände, und hat nicht die Mali wohlriechende Nelkenöltröpfchen im Haare? Trägt ferner die Mali nicht das neue Sammtjöpplein und die goldene Kette um den blühweißen

Hals? — „Du Agerl!“ ſchreit die Bäuerin einmal, „trag' deinen geflickten Kittel und geh' barfuß, heuer kriegſt kein Gewand und keine Schuh', das ſag' ich dir! Und kämm' mir am Sonntag das Haar nit allweg ſo glatt, bind' das braun' Tüchel um den Kopf und zieh' dir's ſittſam über die Augen herab, und duck' dich ſchön zu Boden und verſteck' dich in der Kirch' in's hinterſte Winkel, daß dich Niemand ſieht; 's mag dich ſo kein Menſch anſchauen, biſt gar nit ſo ſauber, wie du meinſt. — Hoffart! Das ging mir noch ab bei der Dirn; da ſoll ſie lieber wieder den Bettelſack auf den Buckel nehmen und um ein Häuſel weiter gehen. Schau!“

Und das Agerl befolgt die ſtrengen Worte der Bäuerin auf das Gewiſſenhafteſte. Ein kurzes, dunkelrothes Kittelchen und ein braunes Lodenjöpplein trägt es; und daß es das Kopftüchelchen über die Augen herabzieht, thut ihm ſogar ſehr wohl, denn, wenn ihm die Burſchen oft ſo in die Augen geguckt hatten, das war immer ein Stich im Herzen. Barfuß geht es die ganze Woche, ob auf ſteinigem Grunde, ob über die Neſſelhaide.

Wenn des Nachbars kleines Büblein, das auch keine Schuhe hat, in dem Geſtrüppe und Geſteine der Haide nicht weiter kommt und zuletzt gar laut zu weinen anhebt, ſo eilt das Agerl herbei, bückt ſich zu ihm nieder und ſagt: „So, jetzt knarz (klettere) mir da auf's Genick, und reck' die Füßl auf beiden Seiten vor, und halt' dich gut an meinen Kopf; aber gib Fried, ſonſt laſſ' ich dich fallen!“ Und ſo trägt das Mädchen den Kleinen über die Hinderniſſe hin weg. Indeß, das Büblein iſt zu Dank dafür oft recht

…artig: wenn es ſich gerade einmal feſt und ſicher an das Agerl geſchlungen und geklammert hat, hebt es mit den Füßchen langſam an zu krabbeln und zu tappeln, ſo daß das Mädchen kichernd ſchreit: „Du vertrakter Bub, du kitzelſt mich ja! Ich ſchmeiß dich weg!“ Aber es thät's doch nicht, ſelbſt wenn es könnte.

Mit den Burſchen wird das Agerl nach und nach anbandeln — das fürchter die Bäuerin am meiſten, ſie hat das Mädl ja auf dem Gewiſſen. Holzapfelfeſſig gießt ſie auf die Haken und Bänder der Thür, welche in Agerls Schlafkammer führt; und jetzt ſoll nur Einer kommen in der Nacht! ſobald er die Thür nur anrührt, ſchreien und winſeln es die roſtenden Angeln aus, daß das ganze Haus davon erwacht. Das will ſie doch ſehen, die Bäuerin, ob man ſo einem jungen Volke nicht genugſam werden kann.

Wohl iſt auch die Mali ſchön und hat ein ſüßes Blut, doch die iſt geſcheiter, die bewahrt ſich ſchon ſelbſt. Und ſie wird ja ohnehin bald einen jungen, friſchen Mann haben, ſie kann ſich einen ausſuchen, ſie iſt eine reiche Bauerstochter.

Und es kommen die Freier. Freundlich grüßen ſie das Agerl, das in ſeinem einfachen Kittelchen in Haus und Hof emſig ſeinen Arbeiten obliegt, und ſie ſagen zur Bäuerin: „Dein Töchterl, gelt?“

„Bei Leib nit, bei Leib nit!“ entgegnet die Bäuerin ſchnell. „Na, das wär' nit übel, wenn ich ſo einen Batſchen da zur Tochter hätt'! Kann ſich ja gar nicht ſchicken und ſo einfältig iſt ſie; — zu todt thät' ich mich ſchämen mit ſo einem Kind. Ein Bettler-Balg iſt's und ich hab's aus

Barmherzigkeit in's Haus genommen, vor — Mali, wie lang iſt's ſchon, daß wir die Betteldirn in's Haus bracht haben?"

Nein, wahrhaftig, verrückte Leut' ſind dieſe Freier; ſie hören gar nicht, was die Mali antwortet, ſie ſehen in einem fort nur dem Agerl zu und lächeln, und ſtellen gar Worte an das Dienſtmägdlein.

Es haucht nur „ja" oder „nein" und blickt unverwandt auf ſeine Arbeit und wird gluthroth im Geſichte.

Die Freier gehen wieder davon.

Mali und ihre Mutter können es gar nicht begreifen, und letztere ſagt: „Ich bitt' dich, liebes Kind, ſo ſei doch recht freundlich, wenn fremde Leute kommen, und halt' dich ſauber!"

Das Agerl aber darf nun nie mehr zu Hauſe arbeiten, es muß mit dem alten Knecht in den Wald, muß Bäume umhauen und abſägen helfen, oder es muß auf dem Felde die ausgeackerten Steine wegſchleppen — Arbeiten, die ſonſt von kräftigen Männern verrichtet werden.

Zu Weihnachten aber bekommt die junge Magd keinen Jahrlohn, denn ſie iſt eigentlich ein Kind vom Hauſe. Sie bekäme Plätze mit beſſerer Pflege und mit Jahrlohn; ſie darf aber nicht fort, die Hofbäuerin hat ſie auferzogen: und ſie will auch nicht fort, ſie will dankbar ſein für die Wohlthat, und ſie harrt aus in Fleiß und Arbeitſamkeit und in geduldiger Ergebung.

An Sonntagen auf dem Kirchwege ſuchen ſich Burſchen zu ihr zu geſellen, wollen ſie in's Wirthshaus mitnehmen und ihr Wein und Kaffee zahlen.

„Dank gar ſchön! wir haben ſchon daheim was," entgegnet das Dienſtmägdlein und eilt davon.

Und die Mali iſt noch immer ledig, und die Freier fragen noch immer, auf das Agerl deutend: „Iſt das dein Töchterl, Hofbäuerin?"

Das wird der Hofbäuerin endlich zu toll und ſie meint, das müſſe anders werden. Sie nimmt Baumöl und beſtreicht damit die Haken und Bänder der Thür, welche zu Agerls Schlafkammer führt, ſo wie ſie dieſelben einſt mit Eſſig begoſſen hat. Nun werden ſie kommen, die Knechte in Unterhoſen und bloßen Strümpfen, die Burſchen der Nachbarſchaft, die Thüre wird ſie nicht mehr verrathen, in einigen Monaten wird dem Agerl das Schürzenband zu kurz, und die Freier werden nicht mehr nach ihm fragen.

Aber das Agerl ſchiebt an jedem Abend fürſorglich den Holzriegel vor die Thür.

Doch, nach einigen Monaten wird im Hauſe wirklich Jemandem das Schürzenband zu kurz — Mali hat das Unglück.

Da kommen eines Tages der junge Hochriegler und ſein Pathe in's Haus. Sie fragen zuerſt, ob keine Kalben zu verkaufen, ſie gingen im Viehhandel um. Später, ſo beim Pfeifenſtopfen, läßt der junge Hochriegler das Wort fallen: „Iſt das Agerl nicht daheim?"

„Die Dirn iſt im Holz."

„Ich mein', wir ſuchen ſie ein wenig auf, Göd," ſagt er zum Pathen, und ſie gehen dem Walde zu.

Die Bäuerin ſchaut nur ſo. Ja, was wollen denn die mit der Dirn?

Sie erfährt es bald, denn es geht ſchnell: Das Agerl wird Hochrieglerin — könnte jetzt ſeine Ziehmutter über die Achſel anſehen, denn der Hochrieglerhof iſt das größte und wohlbeſtellteſte Bauerngut in der ganzen Gegend.

Bei der Hochzeit geht die Hofbäuerin immer Arm in Arm mit der jungen Braut und ſagt: „Nein, aber die Freud', die ich hab'! Den heutigen Tag vergeſſ' ich mein Lebtag nit. Dein Glück geht mir zu Herzen, Agerl, und wenn du meine leibliche Tochter wär'ſt, lieber könnt' ich dich nit haben, das kann ich wohl ſagen. Allweg iſt's meine größte Sorg' geweſen, daß du bei mir was gelernt haſt und brav blieben biſt. Und das kann ich mir nit verhalten," fährt ſie liſpelnd fort, „wenn ich dich dem Hochriegler nicht alleweil ſo angelobt hätt', du wär'ſt heut' nicht die vornehm' Bäuerin."

Und zu Hauſe ſchlägt die Hofbäuerin vor Unmuth drei Töpfe zuſammen und brummt in ſich hinein: „Sein Lebtag, da kann man wohl ſagen, da hat eine blinde Henn' ein Weizenkorn gefunden. Eine Ungerechtigkeit iſt jetzt auf der Welt — 's iſt eine Schand' und ein Spott!" —

Nicht alle Ziehmütter ſind ſo böswillig, und bei Weitem nicht alle Ziehtöchter heiraten reiche Bauernſöhne. Die meiſten dieſer verwaiſten Kinder verkommen und verkümmern körperlich und geiſtig aus Mangel an Pflege, oder unter der Wucht der Arbeit, welche ihnen über ihre Kräfte auferlegt wird. Den leiblich Ausgebildeten wird nach ihrem zwanzigſten Jahre regelmäßig das Schürzenband zu kurz, es mag Sammt an die Thürangeln kommen oder Holzapfelleſſig.

Nichtsdeſtoweniger iſt obiges Geſchichtchen erdichtet, und

ich kenne das Thal und die Leute recht gut, bei welchen es ſich zugetragen hat.

Die Hofbäuerin nimmt kein neues Ziehkind mehr auf und iſt gegen die Dienſtmägde unwirſcher als je. Aber kein Freier will mehr kommen, dagegen laſſen geſunde Enkelein auf ſich nicht warten.

Das Agerl iſt eine umſichtige Bäuerin und hat ſeine Eltern zu ſich genommen, die in dem ſchönen, reichen Bauernhof nichts zu thun haben, als Großvaterleut' zu ſein.

Die Graßſchnater.

Ihr verſteht gar nicht einmal die Ueberſchrift? Die iſt indeß kurz erklärt:

Graß nennen ſie in Steiermark und noch weiter hinaus die grünen Aeſte und Reiſer der Nadelhölzer; das Herabhacken und -ſchlagen dieſer Aeſte heißen ſie „ſchnaten“ oder „ſchnoatn“.

Reiſer, die nicht zu Streu in den Ställen verwendet werden, ſchichten ſie in Haufen zuſammen, laſſen dieſe in der Sonne dörren und tragen hierauf die dadurch abfallenden Nadeln in die Mühlen, wo ſie gemahlen werden. Solches „Graßmehl“ mit Salzabfällen vermiſcht, gibt ein treffliches und geſundes Futter für die Hausthiere.

Freilich gerathen ſich hier die Viehwirthſchaft und die Forſtwirthſchaft arg in die Haare, denn der Wald leidet oft nur zu ſehr von den Steigeiſen und Haken der „Graßſchnater“.

Ich erzähle hier, wie das zugeht; es kommt auch Eigenes und Poſſirliches dabei vor.

Im Oktober, wenn all' die Wieſen- und Feldfrüchte ſchon eingeheimſt ſind, geht unſer Bauer an den Wald! Das

Brennholz für den Winter macht ihm wenig Sorge, das läßt sich auch später, in Schnee und Winterstürmen noch fassen; nicht aber so das Graß auf den hohen Stämmen.

Diese Stämme sind ja jung und frisch — sollen der künftige Hochwald sein — dürfen nicht umgehauen werden. Da heißt es hinaufklettern bis zum hohen, zitternden Wipfel und das Reisig herabhacken.

Das ist eine schwierige und gefährliche Arbeit und sie wäre, weil für den langen Winter viel Streu erforderlich ist, gar langwierig noch dazu, wenn sie nicht durch eine größere, gemeinsame Bethätigung an einem einzigen Tag vor sich ginge.

Schickt denn der Bauer sein Büblein in die Nachbarschaft von Haus zu Haus: „Gelobt sei Jesu Christi, mein Vater läßt schön bitten, daß Ihr für morgen, wenn das Wetter schön ist, einen oder zwei Graßschnater und eine Klauberin schicken thätet; er wollt's schon fleißig zurückerstatten!"

„Geh' nur heim, Bub, werden schon nachkommen," ist der Bescheid.

Der Tag bricht an; ein nasser, kalter, nebeliger Morgen. In solchem Wetter geht's nicht; aber gegen Mittag kommt ein Lüftchen, das reißt Lücken in den Nebel, daß der reine Himmel durchblickt und endlich lichtet es sich ganz und es ist die Sonne da und die Bäume trocknen.

Da kommen denn die „Graßschnater" herbei von allen Seiten. Man hört sie schon schreien und lachen im Walde; sie setzen sich auf Gestocke oder Baumstrünke und schnallen

an den Schenkeln ihre Steigeisen um. Die Steigeisen haben zwei oder drei schief hinausgehende, scharfe Spitzen.

Hierauf stecken sie ihre kleine glitzernde Axt in den Gurt, sagen in aller Lustigkeit: „So, in Gott's Nam', daß nix bricht und fallt nix z'samm'!“ und machen sich an die Stämme der Tannen und Fichten. Hallo! wie das hinaufklettert mit der Leichtigkeit und Behendigkeit des Eichhörnchens! Der Baum mag noch so glatt sein, die Zacken der Steigeisen hacken sich scharf in das Holz. Nun kommen sie zu den Aesten, nun halten sie an, ziehen die Axt hervor und mit jedem Streich biegt sich der Ast tiefer, bis er endlich stürzt.

So klimmt der Schnater höher und höher und hackt das Reisig herab. Er muß aber Acht haben auf die jungen, frischen Aestchen und Keime, damit der Baum nicht abstirbt und daß für die nächsten Jahre wieder Nachwuchs kommt.

Nun kommen auch Weiber und Mädchen in den Wald und sammeln auf dem Boden die Aeste in Haufen, die sofort auf Karren in das Gehöfte geführt und dort aufgeschichtet werden. Der Eigenthümer des Waldes kommt mit seinen Knechten und Mägden oft später herbei als die Leute aus der Nachbarschaft, und er spricht zum Gruß oft spaßhafte Worte zu den Klauberinnen und schreit dann auf die Bäume:

„Seid's schon rechtschaffen fleißig? ist schon recht; thut euch gar schön! Zu essen werden wir schon was kriegen!“

Die Männer antworten oben in den Geästen und Wipfeln, aber der Schall dringt kaum herab, man hört nur

dumpf und hohl das Hacken und Schlagen, dann rauſcht nieder Aſt um Aſt und unter dem Weibervolk gibt es darüber viel Geſchrei und heiteres Gezänke.

Das iſt nun ein Geknatter auf den Bäumen, und auf Dutzend luftigen Wipfeln hängt ein Menſch und wiegt ſich. Und gejohlt und geſungen wird da oben; jedem Burſchen wird's lebendig und laut in der Bruſt; er jauchzt und trillert — iſt das die ſtolze Freude über den Muth und die Kühnheit? — iſt es das Gefühl, das auch den Vogel erfaßt auf den Wipfeln und das in hoher, freier Luft, gleichſam erhoben über der Erde, ohne weiters zum Geſange wird? Oder iſt es Uebermuth?

Gar Lieder werden geſungen. Da klingt es in langſam wiegender Weiſe:

„A Baum und a Sträuß'l,
Und a Schneid' und a Häuf'l,
Und a Diandl dazua,
Hot a luſtiga Bua!"

Gleich ſetzt Einer im nächſten Wipfel dazu:

„Oba 's Hutſchn (Schaukeln) auf'n Baum
Is gor g'fährli ba'n Wind,
Wia's Schlof'n ba'n Diandl,
Wann da Bau'r dazua kimmt!"

Dann geht's gewöhnlich in Schalkhaftigkeit weiter:

„Hiazt hon ih mei Diandl
Scha ſiebzehnmol bußt;
Und wann ih ochtzehnmol möcht,
War's ihr neunzehnmol recht!"

Und wieder plötzlich nimmt's eine ganz andere Wendung:

„Meine Schuah hob'n koan Bod'n,
Und mei Rock is von Lod'n,
Und d' Hos'n von Fliespapir,
— Guat geht's ma nia!"

Wieder von anderen Bäumen schallt Lustiges, Keckes, Derbes; es ist oft ein rechtes Glück, daß nicht jedes Wort verstanden wird unten in der Tiefe, wo der Bauer schafft und all das scherzende Weibervolk.

Am besten klingen von den Wipfeln die Jodler, wenn sie mehrstimmig gesungen werden. Zuletzt lösen sich die Töne des Sanges regelmäßig in das „Hi-Hoschreien" des Wiegens auf; — und da birgt sich hoch im buschigen Wipfel ein Menschlein, und schaukelt sich auf dem neuentästeten Baum und schreit aus vollem Halse: „hi, ho!" Und der Baum biegt und biegt sich, daß man meint, er müsse brechen.

Oft sucht ein Bursche durch dieses Wiegen von einem Wipfel auf einen andern sich zu schwingen, was bei der großen Biegsamkeit der jungen, schlanken Fichten auch regelmäßig gelingt. Es ist aber auch schon geschehen, daß der „Schnater" den einen Wipfel früher losgelassen, als er die Aeste des andern erfaßt, oder daß der Ast gebrochen oder die Steigeisen ausgeglitscht — dann war keine Rettung; die Bäume wichen von ihm zurück und der Mann stürzte nieder — vom luftigen Reiche des Sanges und des Lichtes — sechs Schuh tief unter die Erde. —

Heute indeß gelingt der kühne Sprung von einem

Wipfel auf den andern, und das Gekratter und das Geschrei und der Gesang währt fort. — Und das Völklein der Vögel wird verscheucht tiefer hinein in den Wald, und dort halten die Flüchtlinge hohen Rath, was nun zu thun, da die schrecklichen Menschen herumhüpfen auf allen Aesten und Baumkronen und die Nester zerstören. —

Die Klauberinnen unten haben ein lustig Feuer gemacht, und damit es neuen Spaß gibt, werfen sie grüne Reiser über dasselbe, auf daß recht viel Rauch emporsteigt zu den schalkhaften Burschen auf den Bäumen.

Endlich kommt das Mahl oder die Jause. Alle steigen nieder zum sicheren, bemoosten Boden und lagern sich aneinander und thun sich gerne allerhand Possen an.

Und wenn sich wieder der Nebel herüberwälzt über die Höhen, und wenn endlich die Dunkelheit einbricht, so ruft der Bauer: „Macht's Feierabend, meine lieben Leut'; ihr habt's brav gearbeitet den ganzen Tag, dank euch Gott dafür! und jetzt gehen wir ein Nachtmahl aufsuchen.“ Dann packen sie ihre sieben Sachen zusammen und gehen dem Bauernhofe zu, wo bereits ein großes Graßschnatermahl bereitet worden.

Im Walde ist es wieder still; noch lange steigt von dem verlassenen Feuer der Rauch auf. Die Bäume aber, die armen Bäume trauern, sie weinen bittere Thränen; ihres Schutzes und ihrer Zierde beraubt, stehen sie da nackt und bloß. Nun können sie auch gar nicht mehr lustig fächeln im Winde, nun können sie auch nicht mehr so frisch wachsen und sich ausbreiten, sie müssen verknöchern und verknorren. Viele der jungen Stämme beginnen zu siechen, und über's Jahr

kommt der Holzhauer mit der Axt und ein hoffnungsvolles Baumleben iſt dahin.

Ich wollte, es ſtünde auf jedem Stamme des Waldes geſchrieben das flammende Geſetz:

Menſch, du ſollſt nicht tödten den Baum, der da beſchützet dein Feld, deine Wieſe, dein Haus, der da grünt in junger Friſche zum Wohle und zur Stütze deiner Nachkommenſchaft; — auf daß gewahrt ſei dein Heim vor Sturm, vor Froſt und Gluth, vor fruchtloſer Dürre, und auf daß nicht keime der Fluch auf deinem Grabe!

Der Winkeldoktor.

Das Häuslein ſteht nicht im Dorfe. Das hat ſich zurückgezogen hinter die Felder und Wieſen, und dort am Waldesſaum unter den langäſtigen Schwarzfichten bückt es ſich nieder. Es iſt aus Holz gebaut, hat aber große, längliche Fenſter mit rothbemalter Einfaſſung, hat eine bunt angeſtrichene Thür, auf welcher der Hausſegen des heiligen Apoſtels Jakobus und die vierzehn Nothhelfer genagelt ſind. Ferner hat es ein liegendes, weit hervorſtehendes Strohdach und einen hohen, hölzernen Rauchfang, aus welchem zu jeder Tageszeit leichter, bläulicher Dunſt, oft nicht ohne Wohlgeruch, emporſteigt. Hinter dem Häuslein, auf einem Steinhaufen, liegen Scherben zerbrochener Glasfläſchchen in verſchiedenen Farben, deren einſtiger Inhalt uns höchſt räthſelhaft iſt, obwohl wir an einzelnen Glasſtücken Theile der fraglichen Subſtanz noch kryſtalliſirt finden.

Nun möchten wir wohl gerne ein wenig in das Häuschen hinein, aber die Thür iſt verriegelt, und die vierzehn Nothhelfer halten Hauswache.

Der Kopf einer alten Frau, deren Aeuglein von einer umfangreichen Brilleneinfaſſung mit nur einem Glaſe eingerahmt ſind, erſcheint am Fenſter und behauptet dreiſt und

feſt, daß „kein Menſch daheim“ ſei, was wir im erſten Moment ſchier verſucht ſind zu bezweifeln.

Noch energiſcher proteſtirt gegen unſer Pochen an die Thüre der Kettenhund, welcher mit all ſeiner Macht an der Kette reißt, ſo daß ſein Bellen zuletzt ſchon in Gurgeln und Röcheln ausartet.

In dem Häuschen wohnt der Herr Doktor Auguſtin Waibel, den wir heute beſuchen wollen, inſoferne wir nicht früher der Wuth des raſenden Kettenhundes oder jener der keifenden Frau am Fenſter erliegen.

Ein Büblein vom Nachbar ſteigt barfuß daher, bleibt aber eine Strecke vor dem Häuschen auf dem Anger unentſchieden ſtehen und iſt ganz rathlos.

Zurück kann es nicht mehr, ſo lange es ſich ſeiner Sendung nicht entledigt, und vorwärts kann es auch nicht, denn der Türkl, das iſt ein gar ſo verfluchtes Thier, das hat dem Büblein letzthin das halbe Leinenhöslein vom Leib gerifſen.

Wie der Kleine nun ſo daſteht, gibt es nur noch ein Mittel: er beginnt mälig zu weinen.

Das ſieht und das hört die Frau am Fenſter, und nun geht ſie an die Thür, öffnet und ſchreit: „Jetzt geh nur her, Natzl, ich bin ſchon da und der Türkl thut dir nichts!“

Und ſo huſcht der Natzl an dem Kettenhund vorüber und in's Haus.

Die kleine Stube iſt ſehr reinlich gehalten und an den Wänden und Schränken, die da herum ſtehen, ſind weiße Roſen und grüne und blaue Vögel gemalt und darunter

auch der „ſüße Namen“ mit ſeinen drei Nägeln und ſeinem rothen Herzen — wohl lieblich zu ſchauen. Auf einem hohen Kaſten liegen mehrere dickbäuchige Bücher mit rothen Schnitten und ledernen Klappen. Ueber dem glatten, außerordentlich rein geſcheuerten Tiſch vor den zahlreichen Heiligenbildern in Glas hängt der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube aus färbigem Papier, die zwar eher einem Schmetterling, als einer Taube ähnlich ſehen würde, wenn wir ſie nicht einfach für einen aus Papier geſchnittenen Stern hielten.

An dem Tiſche ſitzt ein alter Mann, von deſſen Antlitz wir nur das glattraſirte, zweieckige Kinn, den tiefeingefallenen, geſchloſſenen Mund und die ſcharfe Spitze der Naſe ſehen. Alles Andere wird durch einen ungeheuren grünen Schild der Tuchkappe verdeckt. Der Mann lieſt in einem uralten Buche, deſſen gelbe Blätter an den Rändern und zwiſchen den Abſchnitten mit weißen oder grauen Papierſchnitzchen ſorgſam ausgeklebt und beſchlagen ſind, denn der Zahn der Zeit und wohl auch rückſichtsloſe Hände der Menſchen haben an dem Buche ſchon arg gewirthſchaftet.

Und das Buch iſt ein wahres und unerſetzbares Schatzkäſtlein, wie es keines ſonſt mehr auf Erden gibt — ein „Kräuterbuch, allwo alle Kräutlein und Wurzen, ſo GOtt der HErr für alle Gebrechen und Leibesnoth hat wachſen laſſen, fürtrefflich beſchrieben ſeind.“ Das ſteht mit großen, rothen und reichlich verſchnörkelten Buchſtaben auf dem erſten Blatte des Buches zu leſen. Unten heißt es noch: Gedruckt in dieſem Jahre; — die einzige Unrichtigkeit in dem ganzen Werke, denn heute und in dieſem Jahre, da die Menſchen ſo ſchlecht und ungläubig geworden, ſind ſie nicht mehr im

Stande, ein ſolches Buch zu ſchreiben und zuſammenzuſtellen. Darum eben iſt das Buch, in welchem der alte Mann eifrig, und zwar mit zwei Fingern lieſt, ein unerſetzbares Schatzkäſtlein.

Einmal kam der Schulmeiſter herauf in dieſes Haus, um für eine kranke Ziege einen heilenden Trank zu holen. Dieſer ſagte über das Buch folgende Worte: „Waibel, euer Kräuterbuch da iſt ſeit hundert Jahren ſchon verjährt. So wie dieſer Satz: Gedruckt in dieſem Jahre, einmal wahr geweſen iſt, ſo iſt nach der damaligen Wiſſenſchaft auch das ganze Buch einmal wahr geweſen; heute ſchreiben die Gelehrten ganz andere Bücher, die zwar mit ſchwarzen und einfachen Buchſtaben gedruckt ſind, die aber tauſendmal mehr Wahrheit enthalten, als euer dickbäuchiger Kodex da!“

Was war die Folge dieſer Worte? Waibel ſagte langſam und ruhig: „Dann hab' ich nichts für euer Vieh,“ verweigerte den heilenden Trank und des Schulmeiſters Ziege war verloren! — Und dem Schulmeiſter geſchah ganz recht, eine Strafe und ein Exempel muß ſein für die gottloſe Entwürdigung des unerſetzbaren Schatzkäſtleins.

Zu dieſem Manne nun tritt der kleine Nazi in die Stube.

„Was weißt?“ fragt ihn der Alte, denn er fragt nie: Was wißt du, oder was führt dich zu mir? ſondern immer: Was weißt?

„Ja, mein Vater läßt den Schuſter-Stindl bitten, wenn er halt thät —“ hier wird der Kleine unterbrochen. „Geh' nur, geh'!“ ſagt der Alte. „Der Schuſter-Stindl thut nichts, und der Schuſter-Stindl hat nichts. Und wenn dein

Vater etwa einen Kranken hat, ſo ſoll er fleißig zu einem Arzt gehen und nicht zum Schuſter-Stindl."

Jetzt erinnert ſich das Büblein wohl, daß ihm ſein Vater aufgetragen, zu dem Manne beileibe nicht „Schuſter Stindl" zu ſagen, ſondern Herr Waibel. Freilich wohl war der Herr Waibel einmal Flickſchuſter geweſen, aber ſeitdem er in ſeinem Schatzkäſtlein die Geheimniſſe der Medizin ergründet, flickt er keine Stiefel mehr und macht, außer wenn er von mediziniſcher Gelehrſamkeit ſpricht, auch keine neuen, kann es alſo füglich nicht zugeben, wenn man ihn mit einem Titel beehrt, den er gegenwärtig nicht verdient.

„Herr Waibel, Herr Waibel!" ſtottert nun der Junge mehrere Male, um die Scharte auszuwetzen, und die alte Frau ergreift für ihn Fürſprache, indem ſie ſagt: „Der Hund hat ihn frei ſo viel erſchreckt, daß er jetzt völlig nicht weiß, was er ſagt."

Der Alte ſchüttelt den Kopf: Der Hund Schuld? Das kann ſein und kann nicht ſein! — aber er läßt Menſchlichkeit walten, wie es Männern hoher Gelehrſamkeit am Ende ja geziemt.

„Und was weißt?" fragt er noch einmal.

„Ich thät' bitten — meinem Vater, dem druckt's ſo im Magen, und ein Roß haben wir auch, das auf dem Stroh liegt und wild herumſchlägt und nicht auf kann."

„Haſt ein Waſſer?"

„Vom Roß nicht, aber vom Vater," ſagt der Kleine und thut ein Glasfläſchchen aus der Rocktaſche.

In dieſem Fläſchchen befindet ſich eine röthlich braune

Flüſſigkeit, die der Herr Waibel ſorgfältig durch das Fenſter betrachtet, ob ſie viele Unreinigkeiten oder Schaum oder Blaſen u. ſ. w. in ſich hat.

Der Knabe erzählt noch, wie dem Vater iſt, aber der Alte hört nicht darauf, wozu auch? das ſieht er ja Alles in dem Urin!

Er begibt ſich ſofort aus der Stube, man kann nicht ſagen wohin, denn man weiß es nicht. Dann und wann hört man ihn draußen in der Küche, hernach wieder oben auf dem Dachboden, dann hört man ihn eine lange Weile gar nicht, und dann hört man ihn wieder in der Küche und dann im Nebenſtübchen, und endlich kommt er zur Thür herein und trägt eine ungeheure Glasflaſche, wohl verkorkt und mit einem hellrothen Papierchen den Kork überbunden. Der Inhalt der Flaſche iſt ſchwarz und trüb, aber er iſt der Balſam des Lebens, theilweiſe den Heilquellen des unerſetzbaren Schatzkäſtleins entſprungen, theilweiſe aus der geheimnißvollen „Sympathiemitteln" zuſammengeſetzt. Die „Sympathiemittel", wenn auch nur wenigen Auserleſenen zugänglich, haben eine gar wunderbare Kraft, ſie heilen die allerhartnäckigſten Krankheiten, ſelbſt wenn ſie durch Hexerei „angethan" ſind. Darum haben dieſe herriſchen Doktor'n in der Stadt gar kein Glück im Kuriren, weil ſie an kein „Sympathiemittel" glauben. Worin nun dieſe Mittel beſtehen? — Ich habe Forſchungen gemacht und habe es nicht ergründet, bin eben keiner der wenigen Auserleſenen.

Alſo, er tritt mit der Flaſche in die Stube und ſagt zum Kleinen, der indeß auf der Ofenbank Platz genommen hat: „So, Bübl, das trägſt mit, und dein Vater ſoll all-

Stund' zwei Eßlöffel voll davon nehmen, dann wird's schon beſſer werden!"

„Und das Roß?" wagt der Kleine ſchüchtern zu bemerken.

„Ja glaubſt denn, dein Vater ſauft die ganze Flaſch' da allein? Dem Roß gießt's des Tags dreimal ein halb Seidl davon ein! Und deinem Vater ſag', er ſoll in der warmen Stub' bleiben und kein Waſſer trinken. Wenn's noch nicht gut wird, das Drucken, ſo geb' ich ihm hernach ein Pflaſter auf den Magen, das wird's ſchon ausziehen!"

Somit weiß das Büblein Alles. „Zahlen wird der Vater!" ſagt es noch; dann hilft ihm die alte Frau an dem Türkl vorüber und dann lauft es, die koſtbare Flaſche vorſichtig mit beiden Armen umfangen, barfuß davon.

Herr Waibel ſetzt ſich wieder zu ſeinem Buch und vertieft ſich ſofort in das Studium. Die alte Frau bringt ein Gefäß mit Arnikablüthen herein und beginnt in denſelben nicht dazu gehörige Beſtandtheile auszuklauben; dabei ſchiebt ſie nicht ſelten die mächtigen Brillen über die Naſe hinauf; die würdige Frau ſieht ohne Brillen ſchon recht miſerabel, obwohl dieſe nur das linke Glas haben, was den Vortheil bietet, daß das rechte nie geputzt zu werden braucht, während der Alte an dem ſeinen unaufhörlich wiſchen und reiben muß. Leute hatten der alten Frau ſchon geſagt, Brillen mit einem einzigen Glaſe ſchadeten den Augen, aber ſie behauptet, ſie ſähe dadurch doch beſſer, was jedenfalls einem „Sympathiemittel" zuzuſchreiben ſein mag.

Schon wieder beginnt der Türkl zu bellen und an der

Kette zu reißen und zu gurgeln, und gleich darauf tritt ein fremdes Weib herein.

Das sagt sittsam seinen Gruß und die beiden Alten sagen ihn sittsam zurück. Dann setzt sich die Angekommene auf die Ofenbank, sagt aber nichts und wenn sie huſtet, so hält sie ihr sorgsich gefaltetes Handtuch vor den Mund. So bleibt sie sitzen, bis der Alte aufschaut und fragt: „Was weißt?“

„Halt eine schöne Bitt' hätt' ich, Herr Doktor Waibel! Ich bin Eine, da von der Schattseiten herüber und mein Mann ist mir schon über ein ganzes Jahr krank. Zuerst ist ihm die Katz auf's G'nick gesessen (ein Ausdruck für Genickkrampf) und so hat's angefangen, und dann ist's alleweil schlechter worden und er ist auf's Bett kommen, daß wir ihn drei Tag und Nacht nichts als abgeleuchtet haben. Dann ist er wohl wieder besser worden, aber jetzt serbt (kränkelt) er so und er geht herum wie ein Geist, und Händ' und Füß' hat er mir völlig wie der Tod. Von drei Bader haben wir braucht und Hausmittel haben wir angewendet; 's ist Alles für die Katz! Und da haben uns die Leut' halt den Herrn Doktor Waibel angerathen und so bin ich da und ich thät' bitten, ist denn gar kein Mittel mehr für meinen Mann?“

Der Alte ist während dieser Erzählung über dem Boden auf- und abgegangen, hat ruhig zugehört, und wie das Weib fertig ist, sagt er langsam: „Doktor Waibel? ist nicht da. Kenn' keinen Doktor Waibel.“

Da sagt das Weib ganz erschroden: „Du meine Zeit, jetzt, sie haben mich ja da hergewiesen!“

„Wer mir mit ſo was kommt und mir Schmeicheleien ſagen will, der richtet bei mir nichts aus," verſetzt der Mann ruhig und geht aus der Stube.

Das fremde Weib bleibt auf der Ofenbank ſitzen — er wird ſchon wieder kommen! Es holt das Urinfläſchchen hervor und zeigt es der alten Frau. Die ſieht es gegen das Fenſter gewendet an: „Das Waſſer iſt rechtſchaffen bleich, der Kranke hat's Zehrfieber."

Dann ſprechen die zwei Frauen zuſammen von Dieſem und Jenem und die Fremde bleibt ſitzen und wartet auf den „Doktor". Aber der Doktor kommt nicht. Man hört ihn weder in der Küche, noch auf dem Dachboden, noch irgend wo anders. Und er kommt nicht. Endlich geht die alte Frau ſelbſt davon und die Fremde bleibt auf der Ofenbank ſitzen, und es wird Abend, aber der Doktor kommt nicht.

Jetzt beginnt die Arme zu weinen. Da iſt ſie ſo weit hergekommen, daß ſie Hilfe finde für ihren kranken Gatten, und hier läßt man ſie ſitzen viele Stunden lang, und nun muß ſie fort am Abend und muß den weiten Weg in der Nacht allein machen und wenn ſie heimkommt, hat ſie doch keinen Troſt für den Kranken!

Sie hat den Alten beleidigt, weil ſie ihn Doktor nannte; darum that er ihr die Schmach und das Leid an. Aber, wenn er rechtlich befugt iſt, Heilkunde auszuüben, ſo muß er ihr eine Medizin verabreichen, und wenn er nicht dazu befugt iſt, ſo kann ſie ſich dadurch rächen, daß ſie ihn gerichtlich anzeigt. Sie denkt vielleicht daran, aber der Alte verſteht verſchiedene „Sympathiemittel" und zuletzt thut er ihrem Manne gar an, daß er auf der Stelle ſterben muß!

Sie ſchleicht ſtill aus dem Hauſe und ſie geht traurig ihrer Gegend zu, aber den Waibel zeigt ſie nicht an beim Gerichte.

Und ſo vergeht im Häuslein am Waldrain ein Tag um den andern.

Oft iſt die ganze Ofenbank voll von Menſchen. Eilboten ſind herbeigeeilt und berichten athemlos von Schwerkranken, von Sterbenden; es handelt ſich hauptſächlich darum, daß ſie in ihrer Aufregung weder „Herr Doktor“ noch „Schuſter-Stindl“ ſagen. Gelingt ihnen zwiſchen dieſen Titulaturen die goldene Mitte, ſo nimmt ihnen Waibel ruhig das Urinfläſchchen ab und ſtudirt, es aufmerkſam gegen das Licht haltend, darin die Krankheit. Und wenn er dieſes einmal thut, dann wohl dem Boten und dem Kranken! Der Waibel bietet die ganze Wunderkraft ſeines unerſetzbaren Schatzkäſtleins auf; wenn dann der Kranke dennoch ſtirbt, ſo geſchieht es lediglich aus der Vertrauensloſigkeit zum Arzt oder aus purem Leichtſinn der Wärter.

Auch hinfällige Geſtalten mit gelblich bleichen Geſichtern und glanzloſen Augen ſind herangeſchnauft. Wenn ſolche auf der Ofenbank ſitzen und ihre großen Augen unſtät hin- und herrollen laſſen, ſo meint man, ſie ſeien ſchon einmal auf dem Bahrbrett gelegen, und wenn ſie ſprechen, ſo gibt das einen hohlen, unheimlichen Ton, und wenn ſie lächeln wollen, Gott erbarm', ſo wird ein wehmüthiges Grinſen daraus. Sie erwarten kein Heil mehr von der Medizin, noch von irgend einer anderen Macht der Erde, und doch ſind ſie hieher gekommen mit großer Müh' und Noth, aus weiter Ferne oft, auf daß der Waibel ihnen helfe.

Und der Waibel erſcheint ihnen wie ein Heiland, der

Jedem helfen könne, wenn er nur wolle. Dieſer nimmt die Armen nun liebreich mit in das Nebenſtübchen; er fragt Keinen: was weißt? er bedeutet ihnen nur, daß ſie den Oberkörper entkleiden. Iſt dieſes geſchehen, ſo knieen ſie nieder und nun beginnt der Waibel mit ſeinem rechten Daumen die bloßen Stellen nach allen Richtungen zu bekreuzen und dabei folgende Worte zu ſprechen:

„Mark und Blut, Fleiſch und Bein
Sollen von dir geſegnet ſein,
Du heilige Dreifaltigkeit
Von nun an bis in Ewigkeit!“

Der Waibel thut auch manch' Anderes noch, ſagt auch Worte, die wir nicht verſtehen können, weil ſie ſchon zu ſtark in die „Sympathiemittel“ einſchlagen.

Und ſiehe, Kranke, die ohne Halt und Heil dem Grabe zuzuſiechen ſchienen, werden nach dergleichen Hokuspokus oft wieder kerngeſund. So feſt und zuverſichtlich iſt das Vertrauen an Waibel's Wundermacht und ſo mächtig wirkt im Gemüthe des Kranken ein feſtes zuverſichtliches Vertrauen auf den Arzt und ſeine Heilmethode.

Freilich wohl gibt es in der menſchlichen Natur Zuſtände, wo das „Abbeten“ unbedingt erfolglos bleibt; aber Herr Waibel hat auch ſonſt noch die verſchiedenſten Mittel. Für ein gebrochenes Bein ſtehen oben auf dem Dachboden mächtige, unwiderſtehliche Schrauben in Bereitſchaft. Für hitzige Zuſtände trägt er das ſcharfe „Aderlaßmeſſer“ mit ſich herum, das außerdem auch noch zum Mittagstiſch treffliche Dienſte leiſtet, und für den Zahnſchmerz hängt an der Wand eine ſchwere Eiſenzange, das einzige, aus der Stie-

felflickperiode übrig gebliebene Werkzeug. Zwar nimmt ſie in ihrem jetzigen Berufe mit dem kranken Zahn auch gern den geſunden Nachbar mit, was indeß die „Zahnbrechergebühr“ durchaus nicht erhöht; ein humanitärer Zug, der übrigens nicht der Zange, als vielmehr dem Herrn Waibel zuzuſchreiben iſt.

So vergehen die Zeiten. Herr Waibel weiß den Werth der Geſundheit zu ſchätzen, auch wenn er dieſe nicht immer zu geben vermag. Er macht glänzende Geſchäfte und das alte, unerſetzbare Schatzkäſtlein füllt ein neues. Da ſchlägt einmal mitten in der Nacht der Kettenhund an, und zwar mit gewohnter Heftigkeit. — Ein dringender Krankenbote wird's ſein. Diesmal nicht. Der Bezirksarzt iſt's, in Begleitung des Gerichtsdieners und zweier Gendarmen. Wollen die gar auch ein „Sympathiemittel“ haben? Nein, nicht das. „Heilige Barbara und heiliger Johannes, ſie ſind ſchon wieder da!“ jammert die Frau.

„Aufmachen, aufmachen, Herr Doktor Waibel!“ rufen ſie draußen.

„Da wohnt kein Doktor Waibel,“ ſchreit die Alte durch das Fenſter, „da wohnt der Schuſter-Stindl!“

Da kracht es, da fliegt die Thür auf, da ſtehen ſie alle in der Stube und der Waibel iſt mitſammt der Schlafhaube aus dem Bett geſprungen. Er findet das in ſeinem eigenen Hauſe ſehr zudringlich. Er muß die Männer in das Nebenſtübchen, in die Küche, auf den Dachboden führen, ſie ſtöbern Alles auf, ſie werfen Alles auseinander, ſie fluchen, ſie fragen den Alten, wo er ſeine Medikamente habe. Der zuckt die Achſeln und breitet die Hände aus: „Ja, ich weiß

nicht, was die Herren bei mir wollen? Medikamente, da heiliges Kreuz, wüßt' nicht, wo ich diese hernehmen sollte!"

Mittlerweile ist es seinem Weibe gelungen, das „Kräuterbuch" in Sicherheit zu bringen. Nur auch noch des Kellerschlüssels will sie sich bemächtigen, da stürmen die Männer schon herbei, sie wollen in den Keller hinein. — Wird wohl nicht viel zu finden sein, unter dem Stroh ein wenig Erdäpfel. — Aber wie sie das Stroh entfernen, da finden sie Flaschen, Packete und verschiedene andere Gegenstände, wie man sie im gewöhnlichen Leben nur selten sieht. Von nun an spricht der Waibel kein Wort mehr. Sie haben Alles, sie wissen Alles — und nun führen sie den Alten fort zum Gericht und er kommt wochenlang nicht heim.

Die Alte zu Hause kommt deshalb nicht in Verzweiflung; das geht dem Waibel ja oft so, das gehört zum Geschäft, und die Leute gehen dann nur noch um so lieber zu dem heiligen Martyrer. Mittlerweile führt die Frau das Hauswesen und auch das Geschäft fort; wenn die entsetzlichen Männer auch den ganzen medizinischen Vorrath im Keller mitgenommen haben, so ist ihr doch der Urquell von Allem geblieben, das unersetzbare Schatzkästlein, das Kräuterbuch. Und auch sie versteht etwas in demselben, und auch zu ihr kommen die Leute in Noth und Drangsal — und nun erst gelangen ihre Brillen auf der Nase zur vollen Bedeutsamkeit.

Und Herr Waibel kauert in einem Winkel des Bezirksarrestes und träumt von seinem unersetzbaren Schatzkästlein und sinnt auf neue „Sympathiemittel" — und jetzt erst ist er der rechte Winkeldoktor. —

Während ſo ein Menſch, ſchlau die Albernheit der Leute benützend, ſich Güter erwirbt, dann und wann einige Wochen gefangen ſitzt, ſich darauf aber größere Güter erwirbt, Menſchennaturen verdirbt, zu Grunde richtet und ſich immer noch größere Güter erwirbt, lebt in der Gegend der Bezirksarzt und darbt. Er hat zwar ſtudirt und praktizirt, er iſt zu jeder Stunde des Tages und der Nacht und zu jeder Jahreszeit bereit, weite Wege zu wandern, Kranken beizuſpringen mit all' ſeiner Kraft, Dürftige unentgeltlich zu behandeln und Allen beizuſtehen mit Rath und That, allein Niemand will zu ihm kommen — „zum Waibel muß man gehen, der hat das Kräuterbuch und die Sympathiemittel; ſo ein ſtudirter Stadtmenſch bringt Alle um. 's iſt nicht zu denken, daß Einer aufkommt! Wo iſt Einer, von dem man ſagen könnt', der Bezirksarzt hätt' ihm aus dem Krankenbette geholfen? Den müßt' man wohl im Friedhofe mit der Latern' ſuchen!"

Wahrhaftig, wenn der Bezirksarzt nicht ſchon ſehr lange in der Gegend iſt, ſo mag's ſein, daß er noch Keinen geſund gemacht, — weil Keiner nach ihm geſchickt, gefragt hat, weil das Vorurtheil gegen ihn iſt.

Nur der Winkeldoktor hat die Sympathien, durch dieſe allein gelingt ihm dann und wann eine Kur. Das iſt das Sympathiemittel.

Sollte die Sympathie für den Winkeldoktor einmal erlöſchen, ſo gäbe ich nichts mehr für ſein Kräuterbuch.

Und wären die Buchſtaben noch ſo roth,
Sie wüßten kein Kräutlein für den Tod!

Das Bettelweib.

Das Weiblein beſitzt irgendwo ein Häuſel, das ſagt es ſelbſt, nur weiß kein Menſch wo, kein Menſch hat es noch geſehen.

Da kommt es ſo ungefähr zweimal des Jahres herangetorkelt; es hat ein kurzes Lodenjöpplein an und ein grauleinenes Kittelchen, das aber ſchon recht abgeflickt iſt, ſo daß man eigentlich gar nicht mehr ſagen kann, es iſt ein graues Leinenkittelchen, ſondern es iſt ein innig zuſammengenadelter und geklebter Hadernſack. Die Schuhe, welche es vor Jahren von einem reichen Bauer geſchenkt bekommen, „weil es mit demſelbigen Bauer halt alleweil auf gutem Fuße lebt," ſind ſorgſam mit Stroh umwunden, daß ſie nicht ſo ſehr Schaden nehmen auf den rauhen, ſteinigen Pfaden dieſes Lebens. Die Strümpfe — laſſen wir die Strümpfe aus dem Spiele.

Eine geradezu wunderbare Kopfbedeckung trägt das Weiblein. Es iſt ein brauner Hut mit einer nur kleinen runden Vertiefung, aber mit fabelhaft breiten, etwas abwärts laufenden Krempen, deren untere Fütterung in ſtrahlenförmige Falten gelegt iſt, ſo daß dieſes Ding an einen unge-

heuern Blätterpilz erinnert, zu dem das Weiblein nur der Strunk ist. Dieser Hut nun deckt gar Vieles zu, er deckt das kleine Gesichtchen mit dem scharfen Kinn und dem breiten eingefallenen, zahnlosen Mund, er deckt die kühne, spitzige Nase, er deckt die mannigfaltigsten, scharf schattirten Faltenzeichnungen an den Wangen und an der Stirne, er deckt die zwei kleinen grauen, aber sehr lebhaften Aeuglein und er deckt das schleierartige Geflechte der weißen Härchen, das an beiden Seiten des Gesichtchens locker niedergeht. Oh, das ist ein trefflicher Hut! — Und er deckt auch das Körblein zu, das braune Körblein, welches das Weib am Rücken trägt, mit all' seinem Hab und Gut — sorglich verwahrt.

Man sieht überall die Sorgsamkeit und den Fleiß und die Klugheit; das ist ein musterhaftes Bettelweib. Ein wenig gebückt ist es und einen Stock hält es in der braunen, knochigen Hand — aber das ist nicht der Bettelstab, sie sagt es selbst, sie ist keine Bettlerin, sie hat ein Häusel und geht nur ein wenig sammeln zu den guten Leuten herum, die sie ja sonst auch zu Zeiten „heimsuchen" muß. Den Stock hat sie nur, weil ihre Beine schon ein bischen wacklig werden — mein Gott, den alten Leuten geht's halt schon so.

Noch bevor das Weiblein zu einem Bauernhof kommt, liest es im Wald oder am Gehege Klaubholz auf und schleppt so einen Arm voll davon mit in's Haus. Es kann damit völlig nicht zur schmalen Thüre hinein, und während es noch ringt mit dem Eingange, sagt es: „Gelobt sei Jesu Christi, da trag' ich euch ein' Hand voll Brennholz daher; geht aber heut' hinaus in die Sonn'! Seid doch allewei rechtschaffen gesund miteinander?"

Sie legt das Klaubholz darauf ab, ſetzt den Korb auf den Herd und haſcht freundſchaftlich nach der Hand der Bäuerin. „Kennt's doch das Weiberl noch," piept es unter dem Hute hervorlugend, „bin ja dasſelb' ſpaßig' Weiberl, ich; ſind ja zuſamm' aufgewachſen im Bauerndienſt; bin auch ſchon etliche Mal bei euch dageweſen, habt's wohl ein großmächtiges Haus da und ein' Grund dazu; immer Einer thät' ſich ſeine Finger all' zehn abſchlecken, wenn er ſo ein' Grund hätt'! Habt's wohl recht derrath'n beim Heirathen, Bäuerin; Unſereins muß mühſelig herumhatſch'n unter fremden Leuten und der Herrgott hat das Stückl Brot halt auch nicht auf der Haſelnußſtauden wachſen laſſen. Und da muß Eins halt ſo daherhumpeln und ein wenig ſammeln gehen. Zum Donner hinein aber, ihr ſchaut's ja gar rechtſchaffen gut aus!"

Die Bäuerin iſt auch juſt nicht unfreundlich mit dem Weiblein, ſie hilft ihm reden von Einem und dem Andern, und endlich geht ſie um eine Schaufel Mehl oder um ein Bröckel Schmalz und betheilt das Weiblein.

Dieſes ſagt vieltauſend Vergelt's Gott, lobt das feine Mehl oder bewundert das reine, friſche Schmalz, und läßt einfließen, daß man wohl drei Pfarreien abgehen kann, bis man eine Bäuerin findet, die ſich ſo auf das Schmalzbereiten verſteht.

Die Bäuerin ſagt: „Wie Gott will!" möchte aber doch das Weiblein überzeugen, daß ſie in Erhaltung der Butter, des Selchfleiſches u. ſ. w. nicht geringere Geſchicklichkeit beſitze. Sie bringt ſofort auch von dieſen Dingen Proben, und das Weiblein zollt ſtets ſeine unumwundenſte Anerkennung.

Nun geht es aber an seinen Korb, nimmt Hüllen und Hüllen heraus, zieht nett geglättete Kleidungsstücke und einige zierlich in Lappen geschlagene Päckchen hervor und hebt endlich einen braunen Topf heraus, in welchen das Schmalz kommt. Dann sagt es: „Gelt, Bäuerin, du hast kein böses Aug' auf mich, wenn ich ein Eichtl raste da in deinem Hause?" Hierauf wickelt das Weibchen vorsichtig ein Päckchen auseinander und in demselben befindet sich eine kurze, zierlich geschnitzte Tabakspfeife und eine schmutzig braune Schweinsblase mit Tabak. Da wird nun gestopft und Feuer geschlagen und — das Bettelweiblein raucht.

Es raucht täglich seine drei Pfeifchen und es kann's gar nicht mehr lassen. Es sitzt da auf dem niederen Stuhl, den Ellbogen auf das Knie gestützt wie ein Mann; den Hut hat es an den Korb gelehnt und um den Kopf hat es ein Tüchlein geschlagen. Es hat sich ganz häuslich niedergelassen und plaudert und schwätzt nun, daß schier oft das Pfeiflein ausgeht. Es weiß alle Vorfälle und Ereignisse der ganzen Gegend, die entweder vor vielen Jahren oder erst vor wenigen Tagen geschehen sind; ja es weiß mehr noch, es sagt der Bäuerin in allem freundschaftlichen Vertrauen, was geschehen wird. Der wird sein Haus verkaufen, Die wird heirathen, ein Anderer sterben, eine ledige Nachbarstochter wird gar noch ein Wieglein brauchen in kürzester Frist!

„Geh'!" sagt die Bäuerin mit ungläubiger Miene, aber da läßt das Weiblein Rauchwolken steigen, ganz wunderliche Rauchwolken — das ist Entgegnung und Behauptung genug, das ist Besiegelung seiner Aussage. Im Falle die Bäuerin nicht anwesend, erzählt das Weiblein derlei sich

ſelbſt oder dem Korb und wackelt dabei bedeutungsvoll mit dem Kopf.

Zuletzt ſucht es gar ſeine Nähgeräthe hervor und beginnt an den ſchadhaften Stellen der Kleider zu ſchaffen. Bis dann die Bäuerin am Herde Feuer macht und das Abendmahl kocht, iſt das Weiblein noch immer da; es iſt ihm ſo bequemlich und warm geworden, und da hat es auf das Fortgehen vergeſſen. Die Bäuerin will es daran auch nicht gemahnen, die arme Haut mag ausruhen; es wird ihr eine warme Milchſuppe angetragen.

Aber das Weiblein ſagt: „Vergelt's Gott, g'rad zum Betteln bin ich noch nicht und ich koch' mir ſchon ſelber was.“ Und es bittet ſich ein Geräthe aus, ſucht wieder die Vorrathskammer im Korbe hervor und kocht ſich richtig eine ganz tadelloſe Schmalzſpeiſe, wovon es der Bäuerin großmüthig auch einen Theil zukommen läßt. Auch den Löffel hat es ſelbſt bei ſich; es iſt gar delikat und ſäuberlich mit Allem, und thäte ja nicht mit jedem beliebigen Löffel aus jedem beliebigen Geſchirre eſſen — die Leut' haben ſo ungewaſchene Mäuler, meint es. Wie das Weiblein nun im behaglichen Eſſen iſt, ſagt es zu ſich: „So wohl, ſo wohl, mit dem Eſſen muß man ſich erhalten; die alten Weiber erhalten ſich zwar mit dem Spinnen.“

Und wenn es gar noch über die Nacht im Hauſe bleibt, ſo hat es wieder ſeinen eigenen Strohſack und ſeine eigene Bettdecke bei ſich; Alles im Korb. — Das Weiblein hat, wie es erzählt, ein einzig Mal in einem fremden Bettzeug gelegen; hätt' es aber durch die ganze Nacht ein Aug' zugebracht? keine Menſchenmöglichkeit!

So liebenswürdig und verträglich das Bettelweib ſonſt iſt, aber ein einzig' Pech hat es, es weiß ſelbſt nicht, warum — mit Kindern kann es ſich nicht begleichen. Es mag ſie noch ſo zärteln und hätſcheln wollen, Alles umſonſt; die größeren laufen davon, oder verkriechen ſich hinter die Mütter; die kleineren aber, die noch nicht laufen können, heben einen ſolchen Lärm an, daß man ſchier meinen könnte, das Weiblein wolle ſie beißen. Eines aber bleibt wohl wahr, und die Mütter ſagen es, ſcharfe Augen haben ſolche Menſchen, die ſelbſt keine Kinder haben, und mit dieſen böſen Augen ſchauen ſie den Kleinen manches Uebel an den Leib — weiß Gott!

Manches dieſer Weiblein fühlt ſich durch dieſen Umſtand gekränkt, und es entſchädigt ſich anderweitig. Da findet ſich auf all' den Wegen und Stegen des Hauſirens wohl ein verwaiſtes Hündchen oder Kätzchen; das wird adoptirt und im Korb findet ſich auch noch ein weiches, geborgenes Bettchen, und nun kann man ſagen: das Weiblein ſteht doch nicht mehr allein da in der Welt.

So hilft ſich der Menſch, der es in ſeinem Leben zu nichts hat bringen können, da er nun arm und einſam iſt, der nicht einmal ein eigen Dach hat für den müden Leib — ſo hilft er ſich in ſeinen alten Tagen. Wo er gute, barmherzige Menſchen weiß, die vergißt er nicht, denen hinkt er zu. Er legt ſich die Sache ſo gut er kann. Er ſpielt noch als ſchwacher Greis mit dem gewaltigen Schickſal und lächelt. Er meint gar, er beſitze was; er glaubt das nicht, daß er Bettler iſt; er trägt ja keuchend an ſeinem Eigenthum, an ſeinem Korb, und er ſagt auch noch im Scherz

zu den Leuten, er habe ein Häuschen; er ſagt das ſo oft, daß er ſchier ſelbſt daran glaubt, und nun glaubt er ſo lange daran, bis es wahr wird. Sie bauen ihm ein Häuschen, er legt ſich hinein: der Korb, ja freilich, der muß heraußen ſtehen bleiben, und der Bettelſtab — — ach, es war ja nur ein Stock für die ſchwachen Beine! — Steckt ihn auf den Hügel!

Der Bratelgeiger.

Dann und wann ein wenig bratelgeigen, dann und wann ein wenig Hunger leiden — aber allzeit luſtig; zum Naſenhängen keine Zeit und das Sterben ſparen bis zuletzt.

Er iſt ſeines Zeichens ein Schuhflicker, aber wenn ihn Jemand „Herr von Drahtzug“ nennt, ſo läßt er's auch hingehen, ja, macht noch ein leutſeliges Geſicht dazu. Er will überhaupt etwas höher hinaus, denn Schuhflicken, das kann ein Jeder, und daß ein Schuhflicker als Rentier geſtorben, das ſteht in der Geſchichte nirgends zu leſen.

Und er hat's gar nicht nöthig, ſein niedriges Handwerk zu pflegen — „er kann a Muſi!“

Zwei alte Baßgeigen, wie er ſagt, ſind ſein Eigenthum; die eine lehnt hinter dem Ofen, die andere poltert draußen in der Küche und im Ziegenſtall herum. Beide brummen, die erſtere aber nur, wenn er ſie ſtreicht, die letztere auch, wenn er ſie nicht ſtreicht.

Wenn der Fritz auf dem Dreifuß ſitzt, wenn er das ſtarrverkrüppelte Beſchuhe irgend einer betagten Kuhmagd in den Schoß nimmt, Schweinsleder flecken auf die wunden Stellen paßt und endlich pathetiſch den Pechdraht zieht — ſo

Univ.Bibl. München

sind das trübe, dunkle Stunden seines Lebens und die Baßgeige hinter dem Ofen ist versunken in elegische Träume.

Aber man sollte es kaum glauben, in dem starrverkrüppelten Beschuhe der betagten Kuhmagd stecken unterschiedliche Gedanken, tiefe Gedanken — Weltgedanken. — Es muß nun doch wohl bald die Faschingszeit kommen. Diese Schuhe sind in ihren Jugendtagen auch daheim gewesen auf dem glatten Tanzboden: diese Schuhe sind damals wohl geschmiert und kohlschwarz gewesen; diese Schuhe sind in sanftem Kreislaufe umher gerutscht, oder auf den Spitzen gehüpft und haben sich mit anderen – Gegenschuhen minniglich berührt: diese Schuhe, — o, die Träume der Jugend kehren wieder! Der Fritz wirft die Arbeit in den Winkel und springt auf. Jetzt kommt ja wieder der Fasching, und der Schwanawirth, und der Hänslbauer, und der Wolfgruber halten Tänze ab; ja, da muß er sich bewerben um die Musik — er stürzt hin auf die Baßgeige hinter dem Ofen, umarmt sie, streicht sie, daß es summt und singt. Hei, da kommt ja wieder die goldene Zeit!

Sein Weib eilt von der Küche herein: „Bist schon wieder verhext, Fritzl! Gleich setz' dich wieder auf den Dreifuß! Haben eh' kein Brot mehr im Haus! Glaubst, du brendlst jetzt wieder davon und verlegst dich auf's Bratelgeigen und ich werd' der Narr sein und daheim bleiben und Trübsal blasen? Ja, schleck' ein Salz, so wirst durstig!"

Der Fritz bleibt in Ruhe; endlich entgegnet er gelassen: „Weiberl, wenn du jetzt fertig bist, so heb' ich an." Und er streicht in die Saiten und die Baßgeige summt, und er singt dazu ein minniglich Liedchen:

„Ein Zwiebel hat sieben Häut',
Ein altes Weib hat neun:
Und wo der Teufel selbst nichts richt',
Da schickt er seine Compagnie
Von alten, alten Weibern
Zum Stüblein herein!"

Und so zieht der Fritz hinaus aus seinem trauten Heim und fragt beim Schwanawirth oder beim Hänslbauer oder beim Wolfgruber an: „Ich bin überall, wie 's schlecht' Geld, und ich frag' dich, hast was dagegen, wenn ich dir zu deinem Faschingstanz die Musik mach'? Ich thät' den Lappenpatzer auch noch mitbringen, der bläst die Blechpfeifen, und den Waschlzapf, der spielt die Geigen, und den Gschwaderbuben, der kann das Waldhorn. Du, das gibt a Musi! nix zweit's — umfallst!"

Und wenn nun der Ballgeber damit einverstanden ist, so beginnt in des Schuhflickers vielbewegtem Leben die Glanzperiode. Bald hat er die drei Gesellen beisammen. Und dann kann man sie ziehen sehen durch das Thal, gekleidet in Wiesling (ein Gewebe aus Schafwolle und grober Leinwand). Wenn auch der Lappenpatzer ein Schneider, der Waschlzapf ein Weber, der Gschwaderbub ein Strohdecker, der Fritz ein Schuhmacher, diese Wanderung ist kein Gang auf die „Stör", gilt nicht dem Handwerk, nein, das ist ein Künstlerwallen durch das Thal, und alle jungen Mädchenherzen hüpfen entzogen den Jüngern der göttlichen Harmonie.

Mit diesem Durchzug der Musikanten ist nun das Zeichen gegeben zur allgemeinen Rüstung. Jedes Mädchen bestürmt seinen Burschen, der Bursche wieder bestürmt seinen

Dienstherrn um die Erlaubniß, an dem „Tanz" theilnehmen zu dürfen. Und der Dienstherr mag's erlauben oder nicht — die Nacht ist ihr Eigenthum, damit können sie machen, was sie wollen.

Und der Tag ist da — gewöhnlich ein Sonntag. Den ganzen Nachmittag schon kreischt die Blechpfeife, summt die Geige, schmettert das Waldhorn und brummt die Baßgeige des Kapellmeisters, und es bestätigt sich glänzend das Sprichwort: Wer gern tanzt, dem ist leicht gegeigt, und wer gut schmiert, der fährt gut — ewige Grundwahrheiten, anerkannt von allen Philosophen. Aber erst zur Dämmerung, wenn auf dem Tanzboden die zwei Kerzen angezündet werden, nahen die Leute schaarenweise, Paar an Paar. Die Burschen sind gleich in Hemdärmeln, die Mädchen mit hochgeschürzten Röcken, wie's Sitte und Bequemlichkeit eben verlangt — und nun bricht der rechte Jubel erst los.

Heute muß der fetteste Braten her und der beste Wein — warmer, gewürzter Wein, und — „Diandl, wenn dir der Sinn steht nach Kaffee, oder Meth, oder Holländer Thee, oder wenn du willst von der Kuh das Hirn oder von dem Ochsen die Niern, oder wenn du magst vom Kalb die Zungen oder vom Lamm die Lungen, oder wenn du verlangst ein ganzes Schwein, lebendig oder todt, es sei dein!"

Lob sei dem Wirth — weiß ist seine Schürze, grün sein Käppchen, roth seine Nase, blau sind seine Schwänke, farblos seine Witze. „Eßt, eßt, meine lieben Gäst'!" schreit er, „mir ist leid, daß ihr das eßt, und jetzt sollt ihr kosten meine Graßäst'!"

Und all' Tag ist nicht Kirchtag. Heut' lassen sie den

Herrgott einen guten Mann sein, und Alles, was Küche und Keller zu bieten vermag, Alles muß „in Abraham's Schnappsack spazieren".

Und zur Freude gesellt sich immerdar gerne die Poesie. Wenn es sich heute findet, das junge Volk, wenn es sich nähert: eine Liebeserklärung in Prosa braucht es nicht; die Lieder dazu sind längst schon fertig:

„Mei Herzerl is treu,
Wochst a Zweigerl dabei,
Brockst es o, so g'hört's dein,
Oba treu muast ma sein!"

Und die Entgegnung:

„So sei holt mei Schatz,
Oba sag'n deafst es nit,
Und wann's d' Leut' a mol wissen,
Oft mog ih dih nit!"

Wo Bündnisse geschlossen, da können auch Bündnisse gelöst werden:

„Ei Du, mei Du,
Bist neama mei Du,
Hon an andern Meidu,
Is ma liaba wia Du!"

Kommt dann und wann ein oder der andere Bursche in die Lage, seinen Nachbar um eine Gefälligkeit zu ersuchen:

„Geh' leih' ma dei Diandl
Zan Umastankern,
Die mein hot was broch'n
Und konn sih nit rühr'n!"

Aus ökonomiſchen Rückſichten lautet der Beſcheid häufig:

„Und 's Diandlausleih'n
Dös thuat holt ka guat;
Ma kriagt's neama z'ruck,
Wia ma 's ausleih'n thuat."

Anderes und Anderes kommt dazwiſchen. Irgend ein alter Fuhrmann, oder Köhler, oder Steinklopfer thaut auf, trollt ſich mitten unter die Tanzenden hinein, hoppſt im Takt und dreht ſich und klatſcht mit den Händen auf ſeine aſchgrauen Lederhoſen und ſchnalzt mit den Fingern, mit der Zunge, wirft jedem vorüberfliegenden Mädchen Kußhändchen zu, liebäugelt ſelbſt mit den Muſikanten, und verkündet in übermüthiger Luſt ein neues Evangelium:

„Buama, leid's luſti
Hiazt braucht's neama z' bet'n,
D' Höll' is vafunk'n
Und ganz vulla Lettn (Schlamm)!"

Und die Geigen und die Pfeifen ſind ohne Ruh' und Raſt, und dem Fritzl blüht die Seligkeit im Geſicht. Nein, wahrhaftig, ſo was erlebt er daheim beim Schuhflicken nicht! Hier hat er bei all' der bunten Heiterkeit, bei all' den wechſelvollen Scherzſpielen der Jungen, bei all' den kecken Schnacken der Alten freies Eſſen, freies Trinken und freies Mitlachen. Mehr noch als das, harte Groſchenſtücke, klingende Silberzwanziger hüpfen auf den „Spielleuttiſch" und tanzen dort noch eine Weile bei der tollen Muſik, bis ſie liegen bleiben.

Aber der Fritzl läßt nichts liegen, als das glühende

Eiſen, er ſpielt ja ein Streichinſtrument, er ſtreicht ein, und die Tiefen ſeiner Taſche ſind noch nicht erforſcht.

Legen endlich die Muſikanten ihre Inſtrumente auf kurze Zeit zur Seite, ſo wird den Gläſern auf den Boden geguckt, und es wird auch ſonſt umher geguckt in halbgeheime Winkel zum ſinnigen Beobachten manch' intereſſanter Gruppirungen, manch' ſeltener Naturerſcheinung.

Der mit den Pflugräderaugen! Die hat Holz bei der Hütten! Schau, Derſelb' hat Maulaffen feil! Die hat ihr auch auf dem Bandl! Die wär' recht zum Fenſterglas, die Sonn' ſcheint ihr durch alle Rippen! Dort hat auch Einer die Katz' zum Schmer geſtellt! — Aehnlich lauten die kritiſchen Bemerkungen der Muſikanten über das Publikum, bis plötzlich ein Burſche aufbegehrt:

„Seid's mir ſaubere Muſikanten! hat ſich's Pechmandl bei euch eingeſtellt?"

Das iſt ein herber Vorwurf, denn er drückt die Vermuthung aus, die Muſikanten ſeien in Schlummer verſunken. Unſere Bier greifen ſogleich zu den Geigen und Pfeifen. Und nun geht es wieder fort wie nach der Schnur, wie nach den Noten: es ſchlägt Mitternacht — pfeifen und tanzen; es kräht der Hahn — pfeifen und tanzen; es lugt der Morgenſtern zum Fenſter herein — pfeifen und tanzen. Schreit Einer: „Löſchet die Kerzen, ſie brennen dem Tag die Augen aus!" Aber immer noch pfeifen und tanzen. Vergebens röhren die Hausthiere in den Ställen und verlangen ihr Frühſtück, vergebens ſchimpfen die Spatzen auf dem Dach. Es wäre kein Halt, doch da werden endlich die

Pfeifen heiser, da ist endlich die letzte Saite abgesprungen auf der Baßgeige.

„Ein Mordsjux ist's gewesen; aber halt doch nit s'Rechte, gerauft ist nit worden, derschlagen ist Keiner worden!" so sagen die Leute zu einander und gehen etwas schläfrig an ihr Geschäft.

Die Musikanten aber, für sie beginnt jetzt erst der Feiertag, sie haben einen guten Erwerb gemacht, und der Wirth ist noch obendrein dankbar. In der Küche finden sich Bratenstücke vor, wie sie die Gäste anstandshalber, oder aus anderen Gründen auf ihren Tellern übrig gelassen hatten, diese Reste bekommen die Musikanten als „frisch gebraten" auf den Tisch. Auf ähnlichem Wege wird auch der Wein als „neu angezapft" gewonnen. Dieses Mahl aber ist dem Fritzl die Hauptsache, und von solchem Ehrenbraten kommt der Titel „Bratelgeiger", dessen der fahrende Musikant, der bei Faschingsbällen, Hochzeiten und ähnlichen Unterhaltungen mitwirkt, sich erfreut bis an sein seliges Ende.

Der Pechölmann.

Ein wohlbestellter Bauernhof hat gar verschiedene Räume. Da ist vor Allem die große düstere Gesindestube, der Hauptversammlungsplatz der Knechte und Mägde. Dreimal des Tages finden sie sich hier ein, zur Morgensuppe, zum Mittagstisch, zum Abendmahl. An Sonn- und Feiertagen nagelt hier der Knecht seine Schuhe und bessert die Magd ihre Kleider aus; oft nagelt der Knecht auch ihre Schuhe, und die Magd bessert seine Kleider aus. Hier gibt der Bauer dem Großknecht auch seine Befehle, kurz und streng, oder wenn er dem Großknecht den Jahrlohn noch schuldig ist, freundschaftlich und berathschlagend.

Unmittelbar an die Gesindestube kommt die beräucherte Küche mit dem riesenhaften Herd, dem mächtigen Schüsselkorb, dem inhaltsreichen Speisekasten — der fleißigen Hausfrau erhabener Wirkungskreis. Gewöhnlich steht in der Küche auch ein Bett. Unter demselben im niederen, durch Holzsprangen abgeschlossenen Raum wohnt die Henne und der Hahn, und in demselben schläft die Küchenmagd und — der Stallbub ruht stets in der Futterkammer.

Geheiligt ist das „Bauernstübl".

Das ist abgeschlossen von Allem, kein Dienstbote darf

hinein, nur an den Sonnabenden die „Abwaſcherin“, denn das Stübl muß immer ſehr rein ſein. Ein rothangeſtrichenes Tiſchlein ſteht da, und ein brauner Schubladekaſten mit großen, meſſingenen Handringen und ein hochaufgeſchichtetes Bett ſteht da mit allen, ſiebenfach verſiegelten Geheimniſſen der Ehe.

Beſonders maleriſch ſieht die „Lauben“ aus. Der Fußboden iſt hier aus geſchlagener Erde; von hier gehen die Thüren in alle Räume des Hauſes und in's Freie; die Wände ſind behangen mit allerlei Werkzeugen. Sind die Thüren alle zu, ſo iſt es gar dunkel in der Lauben, denn es iſt nur ein einzig kleines Fenſterlein, durch welches wohl ein Büſchel Tagesſtrahlen hereinfällt, wenn eben keine Henne in demſelben ſitzt; das Fenſterlein iſt nur da, damit die Hühner aus- und einſchlüpfen können. Den Hühnern gehört mit wenigen Ausnahmen die Welt, draußen und drinnen, und die Hühner ſind der Bäuerin beſte und vertrauteſte Freundinnen.

Ueber die ſteile Holzſtiege in der Lauben ſteigen wir hinauf zu den oberen Räumen, zu dem Dachboden, wo der Halter ſchläft, und wo die Knechte ihre Kleiderſchränke und theilweiſe auch ihre Betten haben.

Auf dieſem Dachboden finden wir auch einen finſteren Winkel, in welchem ein uralter, ſchwarzer Kaſten ſteht. Der Kaſten iſt gemiede.., denn er ſteht nicht im beſten Geruche. Selbſt die Katze, ſonſt alle Räume des Hauſes wohl durchforſchend, beſucht dieſen Kaſten nicht, weil es ſeit Katzengedenken noch nicht geſchehen iſt, daß hier eine Maus aufgegriffen wurde.

So bleibt der Winkel höchſt einſam, nur daß die Spinnen hier einen unendlich zarten Schleier niederweben, als ſei im Kaſten das größte Heiligthum der Erde.

Da kommt eines Morgens die Kuhmagd in die Stube. Heute hat sie keine Rücksicht für das Bauernstübel, hastig öffnet sie die Thür und jammert: „Bauer, geh' gleich, aber gleich, ich weiß nicht was das ist, aber 's will mir die tragend' Kuh hinwerden; sie liegt und röhrt und schlagt mit den Füßen, daß es ein Graus ist; nein, das weiß ich mein Lebtag nicht!"

Was thut der Bauer? Der Bauer geht in die Lauben und über die Stiege auf den Dachboden und gegen den finsteren Winkel. Den zarten, wunderbaren Schleier zerreißt er, und öffnet den Kasten; nicht achtend den starken, stechenden Geruch, nimmt er einen Tiegel heraus, und eilt mit demselben in den Stall zu dem kranken Rind. In dem Tiegel befindet sich eine glänzendschwarze, halbflüssige zähe Masse, wovon der Bauer nun mittelst eines Holzstäbchens der Kuh in das Maul streicht. Diese wird ruhiger, sitzt eine Weile, erhebt sich endlich, frißt wieder Futter, und die Magd sagt: „Lob und Dank, weil's nur wieder besser ist, da bin ich wohl so viel froh; du Bauer, das Pechöl, das ist halt doch rechtschaffen ein gutes Mittel!"

Was hier die Magd behauptet, ist eine alte Geschichte, das Pechöl ist rechtschaffen ein gutes Mittel. Nicht blos gegen Kolik, wohl auch gegen erhitzte Wunden, gegen Brand, ja gar gegen Gift — und das Pechöl ist, Alles in Allem, die ganze Apotheke für den Viehstand.

Darum wird er auch gut und gastlich empfangen der schwarze, rußige, bärtige und pechige Mann, wenn er kommt mit seinem Korb, in welchem ein paar ungeheuere Thonplätze stehen. Man riecht ihn schon von Weitem, und die Bäuerin sagt: „Ich muß ein wenig ein Schmalzkoch richten, mich däucht, heut' wird der Pechölbrenner kommen."

Der Pechölmann ist mitunter ein alter Soldat, der es für gut findet, das kleine Geschäft mit dem nackten Betteln zu verbinden. Das trägt doch auch ein Fläschchen Schnaps, und wenn ihm irgendwo bei seinem Hausiren ein alter, zerhauter Kamerad begegnet, so sagt er: „Halloh, alter Bursche, komm' mit — Schnaps, Speck! — lassen's mal losgehen, komm' mit!"

Und seine Hütte wird oft zur Herberge alter, bettelnder Krieger, während draußen vor derselben der einfache Destillationsapparat, durch welchen aus Harz das Pechöl oder Terpentin gewonnen wird, lustig dampft.

Oft ist der Pechölmann auch ein alter, halberblindeter Handwerker, der noch im Walde sein mühselig' Fortkommen sucht.

Zum meisten aber sind es Köhler und alte Holzleute, die sich durch das Sammeln von Harz und durch Erzeugen von Theer und Pechöl ihre Groschen zusammenlesen. Aber da hacken sie oft zu tief in die Stämme und es rieselt frisches Herzblut heraus und die Bäume dürfen nicht gemordet werden. Darum muß so mancher Pecherer vor das Gericht. Und wenn er dort auch betheuert: „Herr Richter, 's wär nicht geschehen, aber ich hab' ein krankes Weib!" so muß er trotzdem in den Arrest.

Freilich wohl ist das traurig, aber wenn das Weib gesund wäre, so ginge es auch selbst mit, die Stämme auszuhauen. Es ist denn einmal so in dieser Welt; da kommt die Armuth und die Noth und würgt den Menschen: „Jetzt an der Stell' thu' mir eine Ungerechtigkeit, ein Verbrechen, sonst bring' ich dich um!" Und — Nothwehr ist erlaubt, der Mensch thut die Ungerechtigkeit oder gar das Verbrechen, — dann kommen die Diener des Gerichtes und die Anderen, vom Glücke Begünstigten, wen-

den ſich in ihrem Tugendglanze verachtend von dem armen Gefallenen und ſagen: „Pfui, der Böſewicht!“

Gar fein und glatt geht das nicht ab, wenn der Pechölbrenner in den Bauernhof kommt. Der Mann hat mit ſeinem vielbeflickten, kleberigen, langen Lodenrock, mit ſeinen hohen ſchwerbeſohlten Schweinslederſtiefeln, mit ſeinem breitkrämpigen, tief herabhängenden braunen Filzhut, mit ſeinem wüſten, graulichen Stoppelbart, mit ſeinen aſchgrauen eingefallenen Wangen, mit ſeinen kleinen ſtechenden Augen und mit allem Anderen, was an und um ihn iſt — ein ſonderbares Ausſehen.

So taſtet er wie halbblind nach der Klinke, öffnet langſam die Thür und in rauhen Tönen gurgelt er die Worte heraus:

„Kaft's Pechöl o, kaft's Pechöl o,
Da Pechölbrenna-Lipp is do!
Er pickt (flicht) in Bau'rn in Beutl z'ſomm,
Daß ta Dugom auffa konn;
Er geht in Stoll und hoalt (heilt) die Kua,
Und trogt da Bäurin Buda zua;
Oft ſchmiert er d' Menſcher (Mädchen) ah noh on
Mit Pechöl, daß nix g'ſchehn konn!“

„Iſt ſchon recht,“ ſagt die Bäuerin, „geh' nur her, Lipp, raſt ab; zwei Seitl nimm ich, was willſt denn haben dafür?“

„Goldene Schmalzkochbäurin du!“ entgegnet der Mann feierlich, „das muß ich dir ſagen, daß ſie mich wieder vier Wochen eingeſperrt g'habt haben. Wegen dem Pech iſt's hergangen, hab' halt ein wenig zu tief in die Bäum' g'hackt. Mein Tauſendleben! die Bäum' hätten's g'litten, aber der Förſterbub hat g'ſchrien. Was ſoll ich mich denn wehren, wenn ich nur mein klein' Hackl hab' und er ſeine Kugelpfeifen! hab' mich

fortreiben laſſen. Schau, du meine röſerlſchöne Bäurin, und weil ich ſo lang g'ſeſſen bin im Pech, und weil ich mir vier Wochen nichts verdienen hab' können, ſo möcht' ich halt gern ein Zwanzigerl haben für's Krügl. Gelt, Bäurin, deswegen biſt mir nicht böſ'?"

Sie nimmt das Pechöl, zahlt es und zum Zeichen, daß ſie nicht böſe iſt, ſetzt ſie dem alten Mann ein fettes Schmalzmus vor und ſagt:

„Da geh' her, Lipp, thu's wegeſſen und beiß' ein Brot dazu!"

Und der Pechölmann ſieht das Gericht lange an, als wäre es eine große Wundererſcheinung. Blitz und Holzäpfel! das iſt ein Weltereigniß in ſeinem Leben, wenn er vor einem Schmalzmus ſteht!

Er zieht ſeinen breiten Hut ab, er wiſcht die langen, ſtruppigen Haare über die Stirne, er betet noch eher ein Vaterunſer; dann zieht er ſeinen mächtigen Holzlöffel aus der Hoſentaſche, ſetzt ſich zum Herd, wo das Gericht ſteht und beginnt — g'ſegn's ihm Gott! — zu eſſen. Gleichmäßig langſam geht es, aber unerbittlich vorwärts; ſchon blühen auf der Schüſſelwand die Blumen hervor — wohl noch ein feuchtes, zitterndes Moor liegt am Boden, bald verſchwindet auch dieſes und der Löffel leckt nur mehr an der Glaſur und am hohen Rande und zuletzt ſchwingt der Alte gar luſtig die Schüſſel auf und ſagt: „Rath', Bäurin, was iſt da d'rin geweſen?"

„Ei, haſt leicht zu wenig gehabt?"

„Beileib nicht, Bäurin, du biſt ſo gut wie die Schweſter von unſerer lieben Frau, vergelt's Gott! aber gelt, Bäurin, ein bißl einen groben Zwirn gibſt mir auch noch; ſchau, wie ich ſo

geſſen hab', da iſt mir da vorn auf einmal der Hoſenknopf herausgeſprungen; gelt du biſt ſo gut?"

Und der Alte ſchmeichelt dem Weibe auch noch Sachen für ſeinen Haushalt daheim heraus. Zuerſt fehlt ihm nur das Salz für den Sterz, den er ſich zum Samſtagabend kochen will; wenn er dasſelbe hat, ſo meint er, er fürchte faſt, daß er mit ſeinem vorräthigen Schmalz nicht dazu auskomme. Die Bäuerin wickelt ihm ſofort auch ein Stück Schmalz in ein Papier. Das legt er ganz zu unterſt in ſeinen Korb; ſollten ein paar Tropfen Pechöl dazu kommen, ſo gibt das auch gerade kein Nervenfieber.

„Aber Eins hab' ich dich doch noch fragen wollen, du junge, kreuzſaubere Bäurin, gelt, ein' gaftnvoll (was man mit beiden Händen faſſen kann) Mehl wirſt mir nicht gern ſchenken, daß ich mir zum Samſtagabend einen Sterz kochen könnt'?"

Und er bekommt auch noch das Mehl. Zuletzt nimmt er eine glühende Kohle vom Herd, thut ſie in ſein Pfeiflein, reicht der Bäuerin die Hand: „Und jetzt halt mir nichts für übel, Bäurin, daß ich gleich ſo dahergangen bin und auch nichts, daß ich ſo grob geweſen bin: werd' ſchon was für dich beten, halt ja, Bäurin, halt ja!"

So ſtolpert er fort. Jetzt erſt kriechen die Kleinen, welche ſich beim Erſcheinen des ſchwarzen Mannes geflüchtet hatten, aus ihrem Verſtecke hervor und ſehen dem Alten durch das Fenſter nach, bis er fortgehumpelt iſt.

So hauſirt er herum in der Gegend und wenn ſein Pechölvorrath alle geworden, ſo wandert er wieder hinein in den tiefen Wald zu ſeinem Brennofen, zu ſeiner armſeligen Hütte.

Wie die Hütte des Pecholbrenners ausſieht? Sie hat vier Wände aus rauhen Waldbäumen, ein Dach aus Baumrinden,

und einen Fußboden aus Erde. In einem Winkel dieses sicherſten aller Fußböden iſt ein Bund Stroh und über demſelben ein alter Pelz — das iſt das Bett, auf dem ſchon Mancher die ſüßeſten Freuden geträumt hat. In einem andern Winkel der Hütte lehnen drei breite Steine, eine Höhlung bildend, aneinander — das iſt der Ofen und der Herd, der eigene Herd! — Ein Schrank ſteht da, einige Hafen ſtehen da und an der Wand hängt eine Axt und ein Roſenkranz.

Der Roſenkranz muß wohl ſein, ſonſt thäte der Bewohner dieſer Hütte verzagen. — Nur fleißig beten, du alter Mann in deiner armen Einſamkeit; das weißt du nicht, was die Menſchen treiben draußen in der großen Welt; ſie haben dem Blitz die Kraft entrungen, ſie haben Sternenwelten erſtürmt, ſie haben das menſchliche Auge nachgebildet in ſeiner ganzen, wunderbaren Schönheit, aber — ſie haben den Roſenkranz zerriſſen.

Horche nicht auf, alter Pechölmann, für dich iſt das nichts; haſt nie einen Buchſtaben verſtanden — thäteſt den Verſtand verlieren. Thu' fleißig beten, das Pech wird ſchon einmal ein Ende nehmen, und dann fliegſt du auf wie eine weiße Taube in das himmliſche Paradeis!

Der Wurzelgraber.

Der junge, lebensfreudige Bursche thut es nicht.

Es ist gewöhnlich ein verabschiedeter Soldat, ein vacirender Holzhauer, ein abgedankter Köhler, ein alter Bauernknecht, der endlich einmal selbstständig werden will. Da oben ist er frei, da oben führt er sein eigenes Haus und das Wurzelgraben kann ihm Niemand wehren; er gräbt in den heilsamen Wurzeln und Kräutern ja Menschenleben und Menschengesundheit aus!

Ueber den Winter freilich, da muß er sich unten im Thale in ein Bauernhaus verkriechen zum Winterschlaf — und ein wenig Korbflechten, Besenbinden und ein wenig Schuhflicken, das kann er ja, und dafür gibt ihm der Bauer gerne das Dach und die Nahrung. Bis zu den Weihnachten und darüber hinaus ist der Wurzelgraber auch recht leutselig und erzählt Geschichten von dem Alpenleben in den Wäldern und Felsenhöhlen und was das für Tage waren, als noch der Teufel in seine Hütte kam und ihm die Wurzeln schaben, die Kräuter trocknen half und mit ihm ein Pfeiflein rauchte.

„'s ist völlig nicht zu glauben," meinen Alle, der Wurzelgraber indeß neigt vielbedeutend seinen alten Kopf und macht gedehnt: „Ja, meine Leut'! — Und man sollt's nicht meinen, wie ich mit dem Teufel bekannt worden bin; just zum Lachen

hab' ich nichts gehabt! Zu allererſt, wie er kommt mit ſeinen zwei Gamshörndln und mit ſeiner Radiwurzen hinten, bin ich feſt; haſt ja deinen Stutzen mit der geweihten Johanneskugel bei dir, denk' ich, und damit jagſt du neunhundertneunundneunzig ſolche Hörndlbuben zum Teufel. Aber durchgeſetzt hat er's! Wie er ſo auf einmal neben mir ſteht und mich anglotzt, wie nicht geſcheidt, ſchrei ich: was willſt denn? Ei, gar nichts, gibt er drauf Red, ein' vergrabenen Schatz hab' ich dir zeigen wollen. — Brauch' deinen Schatz nicht! ſag' ich und ſetz' mein Stutzen an und, wie ich ſchon wild bin, ſetz' ich ihm das Rohr in's breite Maul und ſchrei: probir einmal die Tabakspfeifen da! und drück' los. Was thut der gute Herr Teufel? ſchön langſam ſpuckt er die Kugel aus und ſagt recht gemüthlich: Haſt ein ſaggriſch ſtarken Tabak, Wurzelgraber, der thät Einem mit der Zeit wohl gar ein wenig die Lung' angreifen! — Kreuz und Hanfelbank! Da heb' ich mich an zu fürchten, und wie ich den heiligen Nagel Chriſti nicht bei mir hab', ſo bin ich hin, wie des Juden Seel'! Wie aber der Schwarze den Nagel geſehen hat, da mag er ſich denkt haben: Schau, der Wurzelgraber iſt geſcheiter wie ich, und ich mag ihm nicht an. Drauf iſt er abgefahren."

Solche Geſchichten weiß der Wurzelgraber, und die Zuhörer entgegnen: „Sein mag's juſt ſchon, aber 's iſt völlig nicht zu glauben."

Kommt aber der Frühling in die Nähe, ſo erzählt der Wurzelgraber nicht mehr; er wird ſchweigſamer und geht einſam umher und ſehnt ſich fort vom Hof und von den Menſchen und ſpürt nach, ob nicht ſchon bald der Schnee ſchmilzt in der Wildniß.

Viele Tage lang ſchäumt der trübe, hochgeſchwollene Gieß-

bach durch das Thal, und wenn längst hier schon die Wiesen grünen und die gelben Dotterblumen blühen, braust noch immer der mächtige Gießbach.

Endlich sticht aus der röthlich grauen Erde der Felder in bräunlichen Keimen das Korn hervor; die Lärchen blühen in rothen Zäpfchen, die Schwalben sind da — und der Gießbach wird kleiner und kleiner und zuletzt fließt nur mehr das gewohnte klare Wässerlein durch das wild zerrissene Bett.

Und nun ist der Wurzelgraber fertig zum Auswärts. Er ist eine rauhe, knorrige Gestalt von unten bis oben. Die Sohlen der derben Bundschuhe sind dicht mit Eisenhaken beschlagen; über den weißgelblichen Wollenstrümpfen schaut das braune, sehnige Kniegelenke hervor; die Hirschlederhose schließt sich eng an die Oberschenkel und die kräftigen Lenden und der graue, abgetragene Lodenrock liegt nachlässig über eine Achsel geworfen. Das grobe Hemd ist am Halse locker durch ein rothes Tuch zusammengehalten; über der breiten Brust spannt sich der Hosenträger — sonst hat er weder Weste noch Brustfleck. Das braune, hagere Gesicht hat der Mann hübsch glatt rasirt, aber die buschigen Haare, die schon ein wenig grau werden wollen, hängen wüst unter dem Hute hervor: der Hut selbst ist hoch und rund, mit einer grünen Schnur und tief abhängenden Krämpen.

Auch hat sich der Wurzelgraber bereits die Holztrage mit dem Nöthigen, ein paar Hacken zum Graben, einen dicken Wetterüberwurf aus Loden, ein wenig Mehl, Schmalz, Salz, Essig u. s. w. umgehangen. In der knochigen Hand hält er sein „Griesbeil"; den andern Arm hat er unter dem Rock verborgen.

So steigt der Mann nun wieder aus seiner Dachkammer, tritt in die Küche, um sich am Herd noch ein Pfeiflein anzuzünden, dann sagt er zur Hausfrau: „So, Bäurin, jetzt bin ich's. Jetzt haben wir bald Pfingsten; bis nach Michelli hinaus werd' ich wohl einmal dahersteigen; und wenn ich zu Allerheiligen noch nicht da bin, Bäurin, so bet's ein Vaterunser für mich. Für die Einwohnung über den Winter sag' ich: Vergelt's Gott! und redt's mir nichts Schlecht's nach. Und jetzt thät ich dich noch rechtschaffen gern um was bitten, Bäurin; gelt, ein Flaschl Weihwasser gibst mir wohl mit?"

Das thut sie von Herzen gern und schenkt ihm auch noch einen Laib Brod. Darauf stolpert er über die Thürschwelle und geht langsam über die Felder, durch das Thal, durch Engen und Schluchten, durch Geschläge und Wald und aufwärts, immer aufwärts in die Alpenwildniß und gegen die Felswände.

Nun erst zieht er seinen unter dem Rock verborgenen Arm hervor, er hat an demselben ein zerlegtes Doppelgewehr, denn so viele Rehe und Gemsen steigen da umher, die all ihr Lebtag noch keinen Waidmann gesehen.

Dann findet der Wurzelgraber wohl eine verlassene Holzhauerhütte oder eine schirmende Felsenkluft, in der er sich häuslich niederlassen kann; oder er baut sich selbst ein Wohnhaus aus Baumrinden und Aesten und Moos, und wenn das Alles fertig ist, so geht er an seine Arbeit.

Er steigt alle Schluchten und Hänge und Höhen ab; er gräbt Wurzeln; er kennt sie alle, er weiß von allen, wo sie wachsen, wie sie zu bekommen, wozu sie taugen. Da bringt er Hirsch-, Wolf-, Süßwurzeln, er bringt Beinwurzeln,

Brechwurzeln, Enzian u. ſ. w. Er ſammelt aber auch Arnika, Speik, isländiſches Moos; er ſammelt Schwämme; er ſchabt das Pech von den Fichtenſtämmen, er zapft den wohlriechenden Saft von den Tannen- und Lärchbäumen; er holt die Harzkörner aus den Ameishaufen, er erklimmt alle Felskanten und ſucht Edelweiß. Alles iſt ihm recht, Alles weiß er zu brauchen.

Nicht allzuoft trifft er mit einem Jäger, mit einem Halter, mit einer Sennerin zuſammen; er flieht die Menſchen. So lebt er allein bei den Thieren und Pflanzen und Steinen. Gegen unwirthliche Witterung, die ſtürmend um die Felszacken toſt, oder die in wüſtem Nebel oft tagelang im Gebirge braut, findet der Wurzelgraber genugſam Schutz in ſeiner ſorglich gewahrten Wohnung oder in ſeinem ſchweren Lodenüberwurf. Seine Nahrung beſteht, außer wenigen Pflanzen und Mehlſpeiſen, hauptſächlich aus Wildpret, das er am offenen Feuer nahrhaft zu bereiten und gut zu würzen verſteht.

Und verlernt der Mann nicht das Sprechen und das Denken? Nein. Er ſpricht mit den Thieren der Wildniß, mit ſeinen Wurzeln, mit allem Möglichen.

„Ja, mein lieber Speik," ſagt er, wenn er die genannte Wurzel aus dem Boden häkelt, „bin ſchon da um dich, ſaß dich in die Butten und ſchick dich in's Türkenland hinein. Die türkiſchen Weiberleut, die hupfen im Bad gern herum und du mußt ihnen das Waſſer einbalſamiren, daß die Weiberleut 'ein' beſſeren Geruch kriegen. Wirſt einmal gucken, mein lieber Speik."

Oder er ſpricht zur Arnikablume: „Vor dir ſollt' man wohl allweil den Hut abnehmen, du biſt der beſt' Arzt auf

der ganzen buckligen Welt und der lieb' Herrgott hat in seiner ganzen Apothek' kein beff'res Kräutl, als dich!'"

Oder er sagt zum Edelweiß: „Du bist nicht so schön, wie das Beigerl (Veilchen und du riechst nicht so gut, wie das Nelkerl, und doch haben sie dich lieber, wie dieselben Blümlein allzwei. Das macht's, weil du aufgewachsen bist auf der Höh', und weil der schon eine kleine Kurasch haben muß, der dich hinabbringt in's Thal. Brauchst dir nicht so viel einzubilden, Edelweiß.'"

Nicht selten kommt der Wurzelgraber in's Grübeln. Er denkt viel nach, über Religion, aber er verliert den rechten Faden, weil er ferne lebt von Kirchen und Menschen. Er kommt tief und tiefer in den Aberglauben hinein, denn dazu geben ihm manche Märchen und Sagen, die er aus seiner Kindheit noch kennt, und dazu gibt ihm seine großartige, unerforschte Umgebung Anhaltspunkte. — Gott hat den hohen Wald wachsen lassen, der Teufel aber das Dorngesträuche. Unter dem Dorngesträuche liegen unzählbare Schätze, und ein Kranz von rothen Dornröslein verdorrt auf dem Haupte der Jungfrau, bleibt aber frisch auf der Stirne der gefallenen. Die Quelle, aus der man nach Sonnenuntergang trinkt, wäscht das gute Gewissen von der Seele; wenn aber ein Flüchtling nach Sonnenuntergang Quellwasser mit flacher Hand über sein Haupt schüttet, den mögen die Feinde nicht mehr verfolgen. — Eine einzige Wurzel gibt es im Wald, die der Wurzelgraber nicht kennt, die Irrwurzel; aber wer unversehens auf so eine steigt, der verirrt sich im Wald und findet den rechten Weg nicht mehr. —

Zahllos sind dergleichen Sagen im Volke und in dem

Einſiedler faſſen ſie erſt recht Wurzel und erfüllen ihn mit kindiſcher Furcht, oder mit thörichter Hoffnung. Und der Teufel, der Teufel, das iſt immer das Schreckbild ſolch' armer Seelen. Sie leben wild, wie das Thier, ſie begehen Diebſtahl an Wald und Wild, ſie höhnen Sitte und Geſetz, aber ſie beten unabläſſig um übernatürliche Kraft und Macht, ſie rufen den Teufel an und beſchwören ihn ängſtlich, daß er ſie nicht hole.

Bei allen Waldmenſchen indeß iſt es nicht ſo arg, aber Weihwaſſer bedarf Jedermann und der Wurzelgraber ganz beſonders.

Ei, wie ging's dem Wurzel-Toni, als er um ſein Weihwaſſer kam?

Er kochte ſich Erdäpfel, ſchnitt ſie in Spalten und goß Eſſig daran; der Eſſig war ſchier abgeſtanden und der Toni goß den ganzen Reſt an und die Erdäpfel kamen ihm immer noch zu wenig geſäuert vor. Darauf, wie er ſich zum Schlafen legen will, beſprengt er ſich ſorgfältig mit Weihwaſſer. Das unterließ er nie, denn der böſe Feind weckte ihn zur Nachtzeit ohnehin immer und that ihm gar ſonderbare Dinge an — aber was iſt denn das heute für ein Weihwaſſer, das beißt ja gottlos in den Augen? Freilich riecht er's jetzt, freilich bemerkt er's, freilich haut er die Flaſche an die Wand, daß die Scherben ſpritzen, und flucht über des Teufels Anfechtung; — der Toni hat ſich mit Holzapfeleſſig beſprengt und das heilige Weihwaſſer hat er zu den Erdäpfeln genoſſen! — Er ſchloß in derſelben Nacht kein Auge, und kaum der Tag graute, verließ er die Hütte, eilte hinab zur nächſten Kohlſtatt, frug den Köhler, wie's ihm denn allweg gehe und

stahl ihm derweil das Weihwasser sammt dem Gefäß von der Wand weg.

Der Rosenkranz fehlt dem Wurzelgraber auch nicht, und er betet ihn zu Zeiten auch ab, etwa während er mit gespanntem Hahn auf ein Rehlein wartet, oder während er sich das Beinkleid flickt. Trotz all und all dem gäbe er keine Haselnuß für seine Seele, wenn er nicht noch ein hochgeweihtes Amulet an der Brust trüge; — ich mein', alle Bäume erschlügen ihn mit ihren Aesten und alle Wurzeln führten ihn in die Irre und würden zu Schlangen und alle Blätter würden zu giftigen Zungen, und alle Felsen stürzten über ihm zusammen, wenn er das Amulet nicht hätte! Viele dieser Waldbewohner haben nämlich als unfehlbaren Schutz gegen den Bösen eine höchst merkwürdige Reliquie, nämlich einen der drei Nägel Christi.

Einen solchen Nagel zeigte mir einst ein Pecherer und erklärte mir, daß von den drei Nägeln Christi den ersten der Patriarch in Jerusalem, den zweiten der Papst in Rom, den dritten aber er, der Pecherer, besäße. Alle übrigen Nägel Christi seien falsch. Wer nun den rechten Nagel hat, dem kann in Sturm und Brand, zu Wasser und zu Land wohl auch nichts geschehen.

Je mehr sich aber der Wurzelgraber von dem Ungeheuerlichen der Phantasie entfetzt, desto gleichgiltiger und empfindungsloser wird er gegen die wirklichen Mächte und Vorgänge der Natur. — Wenn's ihm nicht aufgesetzt ist, durch den Sturm vernichtet zu werden, so wird er durch den Sturm nicht vernichtet; und wenn's ihm nicht aufgesetzt ist, vom Blitze erschlagen zu werden, so wird er vom Blitze nicht

erschlagen. Und ist's ihm aufgesetzt schon von seiner Geburt aus, so mag er sich wahren, wie er kann, und verkriechen, wohin er will, es vernichtet ihn der Sturm, es erschlägt ihn der Blitz!

Durch diese Gleichgiltigkeit wird der Mann auch fähig zur ruhigen Beobachtung der Witterungsverhältnisse; er gewinnt dadurch an Einsicht und ein alter Wurzelgraber ist ein gar verläßlicher Wetterprophet.

Obzwar das hier Gesagte mehr oder weniger allen Gebirgsbewohnern eigen ist, so drückt es sich doch insbesondere deutlich an den einsamen, halb verwilderten Waldmenschen aus.

Und verhärtet und versinstert nicht etwa nach und nach das Gemüth dieser Menschen so sehr, daß sie endlich gar nicht mehr fähig sind zum gesellschaftlichen Verkehr? Nein. Der Wurzelmann bewahrt über all das Düstere und Unheimliche seines Geistes hinaus eine gewisse, schalkhafte Gemüthlichkeit, die sich nach und nach wieder zu Menschen sehnt. Der Wurzelgraber berechnet gar gut, auf welche Weise er seine gesammelten und bereiteten Gegenstände am vortheilhaftesten an den Mann bringt und er besitzt eine gewisse überzeugende Rednergabe, um zu beweisen, daß seine Wurzeln und Kräuter und Harze die besten.

Auch sinnt er in seiner Einsamkeit manches Schelmenstücklein aus, mit dem er im Spätherbst die Leute unten im Thale überraschen will. Da werden wohl wieder ein paar Begegnungen mit dem Teufel — vor denen er sich übrigens in allem Ernste fürchtet, — und einige Hexenstückchen zum Besten gegeben, so etwas verschafft Respekt für den ganzen Winter.

So vergeht der Sommer im Hochgebirge mit seinen mannigfachen Herrlichkeiten, von denen aber dem stumpfen Naturmenschen nicht Eine auffällt. Wer hätte ihn auch aufmerksam gemacht, daß die Natur schön ist?

Endlich werden die Tage kürzer und kürzer, die Kräuter sind nach und nach alle verblüht und es naht die rauhe Zeit. Keinen Glockenton und keinen Juchschrei hört man mehr auf den Almen weit und breit; lange ist der Himmel noch blau und die Waldwipfel und die Felsen stehen reiner und klarer da als je. Aber kein Vogelsang mehr, nur dann und wann ein Gekrächze des Habichts, des Steinadlers — und endlich kommt Nebel und Regenwetter und Schneegestöber.

Nun ist's Zeit.

Der Mann schafft seine Naturprodukte in das Thal, und endlich bindet er seine Habseligkeiten auf die Holztrage und wandert abwärts durch die Wildniß und auswärts durch Schluchten und Engen in das Thal und gegen sein Dorf.

Die Leute erkennen ihn kaum; seine Kleider haben so sehr gelitten, Haar und Bart ist wüst und struppig; sein Gesicht ist noch hagerer und gebräunter, seine Augen sind noch tiefer und stechender als je.

„Jetzt bin ich da," sagt er kurz, „und jetzt müßt's mich über den Winter schon wieder unter euer Dach thun, ich flick' euch wieder die Körbe und die Schuhe; und wenn ihr Besen zu binden habt — recht gern!"

Und wenn dann die Dorfkirchweih kommt, ist er schon wieder frisch rasirt und trägt bessere Kleider, und dann geht er in's Wirthshaus und pflegt sein Pfeiflein und gönnt sich seinen Krug und erzählt die Abenteuer seines Waldlebens. —

So geht es Jahr für Jahr und ſo erwirbt er ſich ſeinen Unterhalt.

Das iſt der Wurzelgraber in der Regel.

Mancher kommt von ſeinen Hochwäldern auch zurück ſchon mitten im Sommer, und zwar mit gebundenen Händen und begleitet von ein paar handfeſten Forſtgehilfen, die ihn beim Wildern erwiſcht. Es geht der dunkeln Zelle zu. Der Wurzelgraber ſchüttelt in einemfort den Kopf und murmelt zu ſich: „Schau, ſchau, biſt halt richtig auf eine Irrwurzen getreten!“

Wieder ein Anderer kommt von ſeinen Hochwäldern gar nicht zurück; Schneeſtürme wogen und wühlen im Gebirge — und wenn Allerſeelen kommt, läutet man auch für ihn die Glocken.

Da hat's der alte Wurzel-Toni beſſer gemacht. Nachdem er zwei Dutzend Sommer im Hochwalde verbracht hatte und nachdem ihm zuletzt jenes mit dem Weihwaſſer begegnet war, kam er zur Kirchweih in's Dorf und — heirathete.

Und jenes Weihwaſſer in den Erdäpfeln that treffliche Dienſte — drei Buben laufen jetzt dem Toni um die Kniee herum.

Der Kohlenbrenner.

Ich bin einmal zur Herbſtzeit im Hochgebirge drei Wochen bei einem Köhler eingeſchneit geweſen. In den erſten Tagen wollte ich verkommen vor Langweile; ich hatte kein Buch und kaum einen Streifen Papier bei mir. Ich ſah durch das halbverſchneite Fenſterlein der dunkeln Hütte auf die Bäume hinaus, die ihre ſchneebeſchwerten Aeſte tief herabhängen ließen, und ich ſah auf den Meiler und wie aus demſelben grauer Rauch aufſtieg. Ich wollte dem Köhler, einem großen, hageren Mann im Schneeſchaufeln und bei dem Kohlenſchüren helfen, er aber ſagte: „Geht's nur gott's weg da, ihr verſteht's nit und ſeid mir juſt im Weg!“ An den Mahlzeiten kochte er Gaismilch, und ſchüttete geſottene Bohnen dazu. Das mußte ich mit ihm eſſen.

Am dritten Tag frug ich den Mann, ob er nicht Kleider auszubeſſern habe, ich verſtände das Zeug. Er ſah mich an, dann brachte er mir alte, bereits mehrmals mit Wollenlappen überzogene Lodenkleider und rauhen Zwirn. Ich begann zu arbeiten. Ich that ſpäter auch andere Verrichtungen in der Hütte und am Kohlenmeiler.

In der zweiten Woche waren die Wege ſchon wieder gangbar, aber ich vergaß auf das Fortgehen.

Der Mann hatte mich nicht daran erinnert; erst als sein Weib heimkam, welches die frühere Zeit bei einem entfernten Bauern im Tagwerk war, sagte der Köhler zu mir: „Ich kann euch nit helfen, jetzt müßt Ihr schon auf dem Hüttenboden oben schlafen.“

Ich bedankte mich für das Dach, bat um Verzeihung, daß ich seine Gastfreundschaft so lange genossen hatte und nahm Abschied.

„Ja, gewiß wohl,“ sagte er, „werdet euch bedanken auch noch so! Ich bin euch's schuldig geworden, ihr habt mir mein Gewand rechtschaffen zusammen geflickt.“

Zur selben Zeit hab' ich das Köhlerleben kennen gelernt.

Außer seiner russigen Arbeit unterscheidet es sich nicht so sehr von dem Leben anderer, armer Waldmenschen.

Der Kohlenbrenner ist sehr arbeitsam. Seine Meiler, wovon jeder einzelne mehrere Wochen kohlt, zwingen ihn auch, daß er immer auf der Hut sei, sonst schlägt wo ein böses Flämmlein aus, und das brennt tief in den Geldbeutel hinein. So lange dichter, grauer Rauch über dem Meiler aufsteigt, geht's hin in der Ordnung; wo aber blaue, halb durchsichtige Wölkchen hervorkommen, da ist die helle Flamme schon nahe. Die helle Flamme, die in den Kohlen schlummert, muß aber warten bis zur Esse des Schmiedes, dort mag sie hervorbrechen und gewaltig sein.

Der Köhler hat darauf zu sehen.

Neben der Köhlerhütte ist gewöhnlich auch ein Gemüsegärtlein, aber die hohen Fichten wollen keine Sonnenstrahlen niederlassen; und wenn trotzdem noch wo ein zartes Pflänz

lein hervorkäme, so kratzen es die paar Hühner aus, die des Köhlers Viehstand sind, und die ihm wohl das Beste liefern, was die Welt für ihn hat — die Eierspeise am Sonntag.

In alten Zeiten sollen die Köhler Hexerei getrieben und aus Kohlen Gold gemacht haben. Heute haben sie das Ding verlernt und können es — der tausend hinein — halt nimmermehr finden. Die Eigenthümer des Waldes und der Kohlstätten können es, sie verkaufen die Kohlen um schweres Gold — das ist ein einfaches Verfahren.

Die Kohlenbrenner sind eben nicht Eigenthümer der Stätten, sondern nur gedungene Arbeiter, wie die Holzhauer und die Kohlenführer.

Der Köhler ist nicht so schwarz, als er aussieht, und die Gedanken, die er hat, sind nicht so finster, als der Rauch seiner Meiler und das Innere seiner Hütte. Er hat überhaupt nicht viel Zeit und Geschick zum Denken; wenn er irgend etwas hört und erfährt, so glaubt er's auf geradewohl, und ist's zufrieden.

Das ist der Köhlerglaube.

Sagen, Märchen, Fabeln, die er seiner Tage einmal erzählen gehört hat, ist er bereit mit seinem Leben zu verbürgen; er sagt davon nicht: das glaub' ich, sondern: das weiß ich! Man kann ihm widersprechen in seinem täglichen Geschäft, in seinen persönlichen Ansichten, er gibt es zu und läßt sich bestimmen; wer ihm aber bezüglich seiner Sagen, Märchen und Dinge des Aberglaubens in die Quere kommt, der hat's mit ihm verdorben allweg.

Sein Aberglauben ist indeß meist unschuldiger Art, wie der anderer Waldmenschen.

Ich erzähle nachfolgend eine luſtige Geſchichte. Sie war die Folge der Ewigen-Judenſage, welche in ihrer Art auch im Walde, und beſonders in den Köhlerhütten herrſcht, und die Gemüther erregt und bewegt.

Eines Abends zur ſpäten Stunde zog ein Wandersmann durch den Wald.

Dichte Nebel hingen am Himmel, der Sturmwind rauſchte in den hohen Wipfeln der Tannen und Kiefern und peitſchte dem Manne eiskalte Regentropfen in das Geſicht.

Der Wanderer hatte in der Finſterniß den Weg verloren, irrte hin und her und ſtolperte über Wurzeln und Steine.

„Eine Rabennacht!“ brummte er, „wenn ich nur wüßte, wohin ich gerathen bin!“

Jetzt ſtieß er auf eine breite zuſammengerollte Baumrinde, wie ſie auf dem Boden zahlreich umher lagen, und da kam ihm der Gedanke, zum Schutze gegen den ſchneidenden Wind und gegen den heftigen Regen, der ſeinen Tuchmantel bereits durchnäßt hatte, eine ſolche Rinde um ſich zu winden. Und bald ſtand der Mann mit der rauhen Rinde weidlich gepanzert da; im Tageslicht müßte er ausgeſehen haben wie ein wandelnder Baumſtrunk.

Der Boden war ſteil, und der Wanderer verſuchte langſam über den Hang abwärts zu klettern. Der Sturm warf ihm einen abgeriſſenen Tannenwipfel vor die Füße. Jetzt fiel er gar über einige neben einander liegende Bäume, und das war ein wunderbares Geſchick, denn er ſtand hier nicht mehr auf. Er fiel auf eine jener Holzrieſen, welche aus

glattgeſchälten Baumſtämmen über Hänge zur Weiterbeförderung der Holzklötze angelegt ſind, und hier begann er zu rutſchen, konnte ſich nicht halten und glitt weiter und weiter abwärts. Die Holzrieſen ſind ſteil und lang und münden gewöhnlich in einen jähen Abgrund, über welchen die Blöcke luſtig hinausfliegen und in die Tiefe zur Kohlſtatt ſtürzen. — Das iſt jetzt dein Schickſal, konnte der Mann noch denken, während es blitzſchnell weiter ging. Plötzlich fühlte er keinen Grund mehr unter ſich, jetzt — jetzt lag er auf einem Haufen Moos und Reiſer.

Er ſtand auf und war höchlich verwundert, daß er aufſtand.

's war ein unerhörtes Glück, daß hier gerade die Winterſtreu für die Ziegen der Holzleute aufgeſchichtet war; die Baumrinde war wohl auch ein wahrer Fauſtmantel.

Da ſtand plötzlich ein Männlein neben ihm und das ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und eilte von dannen.

Der Wandersmann ſtand auf einer Kohlſtatt, neben ihm waren zwei große Meiler, über welche ſchneeweißer Rauch emporſtieg. Etwas abſeits lag die Hütte.

Der Regen ſtrömte noch immer fort, oben im Hochwalde rauſchte der Wind und an der Kohlſtatt toſte ein Bächlein vorüber.

Unſer Wandersmann nahte der Hütte und klopfte an.

Ein leiſes Gemurmel tönte ihm entgegen. Er trat ein und ſtand nun in einer niederen, rauchigen Stube, welche von der Flamme eines Kienſpanes matt beleuchtet war.

Auf dem Herde lag ein Häuflein glühender Kohlen und

neben dem Herd, an der ſchwarzen Bretterwand war ein Strohlager, bei welchem mehrere Leute ſtanden. Auf dem Stroh lag ein Weib und dieſes hielt freudig ein neugebornes Kind empor. Die Leute ſahen das Kind an und jubelten, aber plötzlich gewahrten ſie den Fremden, der in ſeiner ſonderbaren Bekleidung mitten in der Stube ſtand. „Heilige Maria, da iſt er!“ riefen ſie aus, und Mehrere verkrochen ſich in den Winkel hinter dem Herd. Nur ein altes Männlein mit wüſtem, grauem Haar und Bart ſtand ruhig da, ſah den Fremden an und ſprach: „Gelobt ſei Jeſu Chriſt!“

Der Fremde wußte für den Augenblick nicht, was er ſagen ſollte, und erſt gar, als das Männlein das nackte Kind aus den Armen des Weibes nahm, es ihm zitternd und zagend vorhielt und ſagte: „Ewiger, küſſe mein Töchterlein!“

Da trat der Wandersmann einen Schritt zurück und brummte in den naſſen Bart: „Was, zum Donnerwetter, ſpukt denn hier!“

„'s iſt mein einzig Kind,“ ſprach der Köhler mit weicher, bittender Stimme, „küſſe es dreimal!“

„Zur. Eiſernen, zur Silbernen und zur Goldenen!“ fügte das Weib, welches im Bette lag, leiſe bei und faltete die Hände.

„Alle Kreuzdonnerwetter, iſt das ein Narrenthurm? Was wollt ihr denn?“ ſchrie der Wandersmann und zerſprengte ſein ſchuppiges Panzerkleid, daß es auf den Lehmboden fiel.

Das Männlein prallte zurück und bald wäre ihm vor Schreck das Kind über den Arm auf den Boden hinabgerutſcht.

„Komm' da herein, daß ich euch bitte: Ihr guten Leute, gebt mir ein Obdach für diese verwaledeite Wetternacht, ich lohn' es euch schon — und ihr werft mir gleich die ganze Nachkommenschaft auf den Hals!"

„Bitten schön um Verzeihung, Herr," entgegnete der Köhler, „weil ihr auf einmal so dagestanden seid, da draußen an der Kohlstatt zuerst und jetzt da in der Stub', und auch just in dieser Nacht, so haben wir halt gemeint, ihr seid es."

„Beim Donnerwetter, was soll ich denn sein! Der Gutsherr vom Adlergraben bin ich, und will hinüber in mein Schloß, verlier' euch in diesem höllfinsteren Nebel den Weg, wirft mich der Teufel über die ganze Holzriese da in diesen Hexensabbat herein. Müßt's mir schon zu gut halten, alter Mann!"

Nun erzählte der Wanderer von seiner Bekleidung mit Baumrinden und von seiner Fahrt über die Holzriese. Die Wöchnerin schlug die Hände zusammen: „Gott Lob und Dank, daß ihr euch nichts brochen habt — aber hätt' ein Unglück werden können!"

„Laßt mich da auf der Bank ein wenig liegen, Leute, morgen mit dem ersten Hahnenruf geh' ich weiter."

„Haben keinen Hahn, Herr," sprach das alte Männlein, „aber ich weck' euch schon, muß ja selbst immer wach sein, damit mir der Meiler nicht ausbrennt. Habt ihr Hunger?"

Der Gutsherr sagte ja, aber er brachte das Wörtlein kaum heraus.

„'s stickt euch der Rauch, meinte der Köhler, „setzt euch doch zum Tisch da; wir können die Thür nicht aufmachen, weil mein Weib eine warme Stub' haben muß."

Hierauf seßten die Köhlerleute dem Manne gesottene Gaismilch mit Schwarzbrot vor: „Wir haben ein Brot, das Jedem schmeckt, weil es Keiner ißt, der nicht Hunger hat."

Später rückte der Kohlenbrenner nahe zum Fremden, faßte ihn an der Hand: „Gelt, Herr, ihr seid nicht bös', daß wir so dumm gegen euch than haben, als ihr gekommen seid. Schaut's, wir haben euch halt —" jetzt zündete er sein Pfeifchen an, drückte den Deckel zu und fuhr fort: „Schaut's, wir haben euch halt für den ewigen Juden gehalten. Ihr werdet wohl wissen, wie das ist."

„Einen Pappenstiel weiß ich! erzählt mir halt, wenn ihr wollt."

Der Köhler sprach einige Worte mit der Wöchnerin, verordnete dann die übrigen Hüttenbewohner, welche aus Speikern und Wurzelgräberinnen bestanden, zu Bette auf den Dachboden, stellte den Kienspanleuchter zurecht, that noch etwas an seiner kurzen Pfeife, und begann:

„Der ewige Jud' — das ist derselbe, der, als ihn der Herr Jesus bat: Geh', Alter, hilf mir mein Kreuz tragen, daß ich mich ein wenig ausschnaufe, antwortete: 's thut mir leid, ich hab' mir gestern beim Hausiren den Fuß verstaucht, und jetzt kann ich nicht wandern. — Hat der Herr Jesus gesagt:

„Ahasver, Du harter Mann,
Weil Du mir das angethan,
Sollst Du geh'n und wandern
Von einem End' zum andern,
Ohne Rast und ohne Ruh',
Ohne Strümpf' und ohne Schuh'!"

„Seht, und das war die Strafe, und darum geht dieser Jud' noch immer herum in der Welt und seine Kleider sind wie eine Baumrinde, und seine Arme sind wie die dürren Aeste einer Tanne, und sein Haar und Bart ist wie graues Moos. Und da habt ihr halt auch völlig so ausgeschaut. Aber der ewige Jude hat ein Gutes an sich. Wie dort in Jerusalem der kreuztragende Jesus vorüber gewesen ist, da ist unsere liebe Frau nachgekommen, und sie hat gesagt: Jude, du mußt leben und wandern bis zum jüngsten Tag, aber weil du mein Kind gesehen hast, so sollst du eine Gnade haben. Wenn du ein neugebornes Kindlein küssest, so wird es aufwachsen und Hochzeit halten, und wenn du es zweimal küssest, so wird es auch noch die silberne Hochzeit erleben, und wenn du es dreimal küssest, so wird das gar die goldene bedeuten. Und immer, so lang' der erste Schlaf eines von dir geküßten neugebornen Kindes währt, wirst du Ruhe finden."

„Seht, so hat unsere liebe Frau gesagt und deswegen haben wir heut' das mit unserem Kinde gethan."

„Ja, und da will ich euch noch was erzählen. Diese Hütte da, in der wir jetzt zusammensitzen — aber eßt doch eure Suppe aus, ist euch der Holzlöffel nicht recht, gelt? Diese Hütte hat mein Urgroßvater aufgezimmert. Der Wald da oben ist seither nicht ausgegangen und so ist auch unsere Kohlstatt nicht abgekommen. Mein Urgroßvater ist sehr alt geworden; hab' ihn selbst noch recht gut gekannt — ist ein kleines Männlein gewesen. Als er mit der Urgroßmutter draußen in Donnersbach die goldene Hochzeit gehabt hat, da bin ich schon ein Bub gewesen, so groß wie der Span-

leuchter da. Weiß es noch, wie wenn's gestern gewesen wär', wie ich und mein Vater und mein Großvater das Brautpaar auf einem Karren zur Kirch' zogen haben. Die Urgroßmutter ist gleich nach der goldenen Hochzeit gestorben, sonst hätten sie gar noch die diamantene halten können, denn der Urgroßvater hat noch lang nach gelebt. Aber einmal, es ist am Ostersonntag in der Früh und wir sind schon Alle im Feiertagsgewand und sitzen gerade bei der Suppe. Just wo ihr da, sitzt der Urgroßvater — legt er euch auf einmal den Löffel weg und lehnt sich an den Winkel da. Sagt mein Großvater: Schau, sagt er, der Vater hat heut' auch nicht ausgeschlafen. — Dann schaut er und schaut und rüttelt eine Weil' an dem Urgroßvater, und sagt dann kleinlaut zu uns: Kinder, jetzt ist er todt! — Thut essen, Herr, gesegne es euch Gott! — Ja, und daß ich weiter erzähl', meinen Urgroßvater hat der ewige Jud' geküßt, als er ein neugebornes Kind war. Die alten Leut' haben's oft erzählt; gerade wie er geboren worden, ist der ewige Jud' in's Haus getreten und hat ihm drei Küsse gegeben, zur eisernen, zur silbernen und zur goldenen Hochzeit. — Haben just heut' beim Nachtmahl davon gesprochen, und wie mein Weib wahrnimmt, daß ihre Stunde kommt, da sag' ich: Alte, unsere ersten Kinder haben sie hinausgetragen nach Donnersbach und in's Gräblein gelegt; 's wär ein großes Glück für uns, wenn heut' der ewige Jud käme wie zum Urgroßvater. Schaut, und wie der Augenblick gekommen ist, da seid gerade ihr hereingetreten, Herr, darum habt uns nichts für ungut!"

Da stand der Gutsbesitzer auf, rieb seinen grauen Schnurbart und rief: „Bin sonst kein alt' Weib in derlei

Dingen, aber der Teufel hol' mich, wenn das nicht was bedeutet. Habt ihr schon einen Pathen für's Mädl?"

Und am andern Tag hob der Mann das Kindlein aus der Taufe. Und als das Mädchen erwachsen war und einen jungen Förster heirathete, erhielt es von dem Pathen eine reiche Aussteuer.

Nicht immer hat der Köhlerglaube so erfreuliche Folgen.

In den Waldhütten.

Das Thal ist verlassen und vergessen; die Berge ringsum halten Hochwacht — die Welt ist hier mit Brettern verschlagen — nein, mit Hochwäldern und Felswänden — wahrhaftig. Wiesen und kleine Haferfelder liegen zwischen den Wäldern, und Hütten stehen dabei, und in und um den Hütten regen und bewegen sich Menschen, junge und alte, und sie weben und streben, klagen und johlen, lachen und weinen, heirathen und sterben endlich und — werden wieder geboren. Das ist eine kleine Welt fix und fertig für sich, und über den Schroffen und Höhen ziehen die Wolken hin und die Sonnen- und Sternenwägen fördern Tage und Tage — Jahrhunderte und Jahrhunderte vorüber.

Die Menschen kennen das Gestern und Heute und zerbrechen sich den Kopf über das Morgen. Die Menschen kennen ihre Hütten und das enge Thal; hinaus über die Wälder und Felshänge vermögen sie ja nicht zu blicken.

Wer ist schon einmal draußen im Flecken und in der Pfarrkirche gewesen?

Doch schon die meisten Bewohner des Thales; da hinaus ist ja der erste Weg, wenn der Thalbewohner in die Welt gerückt ist; da hinaus muß er zum ersten Beichttag, da drau-

ßen muß er schließen den Bund mit dem ehelichen Gespons. Da hinaus endlich muß er tragen die blutigen Kreuzer — gerne nimmt sie der Steuerbeamte, willig der Herr Pfarrer für heilige Messen. Und wenn endlich derlei Dinge vorüber sind, und wenn's gestorben ist, dann geht's wieder hinaus zur Pfarrkirche und auf den Kirchhof — außer der Thalbewohner hätte absichtlich den Sprung gemacht von der siebernden Hungerscholle in die dunkle Unendlichkeit — in diesem Falle graben sie ihm auf einem schattigen Anger des Thales seine Ruhestatt.

Wer ein rechter „Gehteufel" ist, der macht den Weg von den hintersten Waldhütten bis hinaus in den Flecken in drei Stunden. Wenn die Leute an den Sonn- und Festtagen in die Kirche gehen, so ziehen sie Morgens aus und kommen Abends heim; das ist dort die Sonntagsruhe. Für Kinder und Kränkliche ist das freilich nicht, und alte Weiblein — mein, die hören halt Jahre lang keine Kirchenglocken.

Der Pfarrer schlägt in seinem Pfarrbuche nach — da leben in den Waldhütten schier dreihundert Seelen, und nicht der halbe Theil kommt heraus zur Predigt und zur Messe. Darum hört man alleweil so viel von Raufereien, von Wildschützen, von wilden Ehen, und die Leute wollen nicht zum Unterricht kommen und nicht zur Beichte.

Das wird's auf die Länge nicht halten — die Leute werden nach und nach lau und kalt im Glauben. Wenn sie nicht heraus wollen, so muß doch wohl der Herr Pfarrer hinein — er muß ja auch seine Schafe in den Wäldern suchen und sie in seinen Schafstall führen.

Und zur Sommerszeit, da verkündet er's denn auf der

Kanzel: „An diesem oder diesem Sonntag ist Christenlehre in den Waldhütten."

Das erzählen nun die Kirchgänger daheim im Thale, und das verursacht viel Bewegung. Der Schroffenhütter hat die größte Stube — bei ihm wird die Christenlehre abgehalten. Nun beginnt das Vorbereiten; gekehrt wird vor dem Hause, gescheuert wird in demselben; die Schroffenhütterin sinnt auf eine Jause, die sie dem Pfarrer vorsetzen wird.

Endlich kommt der Tag — gar die Sonne hat heute einen feierlichen Schein, und über den Bergen gucken neugierig die Wolken herein, ob denn der Herr Pfarrer schon da.

Am Nachmittag sammeln sich die Bewohner der Waldhütten in der Stube beim Schroffenhütter. Es sind schöne, kräftige Gestalten, rauh und keck, ein wenig übermüthig noch dazu. Wie sie hier zusammen kommen, sagen sie zu einander nicht „guten Tag" oder „grüß Gott"; ihr Gruß ist stets irgend ein derber Schimpf- oder Spitzname, den sie sich lachend zurufen.

Die Weiber sind etwas milder, sie drücken ihren Gruß und ihre Freundschaftlichkeit durch ein gewisses, wohlwollendes Grollen gegen einander aus.

Die Stube wird nun freilich zu enge, schon auf dem Lehmboden der Vorlauben müssen die Leute stehen bleiben. Der Tisch ist überdeckt mit einem schneeweißen Tuche, und auf demselben steht ein Glas mit einem sinnigen Blumenstrauß, wie er gewachsen ist im Gärtlein hinter der Schroffenhütte. Auch ein Glas frischen Wassers steht schon auf dem Tisch; das fiel der Magd ein, „der Herr Pfarrer wird

gewiß durstig sein, wenn er kommt," sagte sie, und bereitete das volle Glas.

Nun warten sie; nun muß der hochwürdige Herr doch bald kommen — der Bärenlois wird ihn bringen; das ist auch eine Ehr' für den Bärenlois, daß er mit dem Herrn Pfarrer gehen und mit ihm unterwegs von allerhand reden darf!

Vor dem Haus ist eine Kegelbahn; wenn auch recht viel grünes Gras darauf wächst, so läßt sich's für die Noth mit der Kugel doch wohl verfirchen, meinen die Burschc, weil gerade die Zeit und die Gelegenheit ist. Vor der Thür stehen mehrere Männer und reden miteinander, und rauchen Tabak. Hinter dem Hause tummeln sich ein halb Dutzend Jungen herum und treiben „Hüteln". Sie werfen mit Kreuzern nach einem Hut, der in einer gewissen Entfernung auf dem Boden steht; es handelt sich um das Treffen, oder wer die nächste Nähe des Hutes erreicht. Zu Zeiten, wenn dieses streitsam wird, fahren sich die Jungen auch in die Haare.

In der Küche endlich sind die Weiber und die Mädchen.

So haben sie sich im Warten zerstreut. Endlich aber — der Stallbub, der auf Wache bestellt war, sieht sie zuerst — der Bärenlois und der Herr Pfarrer kommen des Weges herauf über die Wiese. Der Herr Pfarrer ist im Gehrock und hohen, glänzenden Stiefeln; er spielt mit dem Stock, bleibt dann ein paarmal stehen, lüftet den Hut und trocknet die Stirne; dann ruft er seinen großen Hund, der im Schachen herumschnüffelt. Der Bärenlois trägt des Herrn Pfarrers Mantel, und spricht immer und thut ungenirt, damit die Leute sähen, daß er mit dem Herrn Pfarrer schon recht gut Freund ist.

Nun eilen Alle in's Haus und in die Stube, und suchen sich Plätze auf den Bänken und Stühlen. An den Tisch will sich Keiner setzen, und sie schieben sich einander die Ehre zu. — Endlich lassen sich doch die Aeltesten der Waldhütten an demselben nieder. Noch sprechen und lachen sie — nun aber wird es plötzlich still — der Herr Pfarrer tritt zur Thüre herein.

Er grüßt, schreitet langsam zum Tisch, legt Hut und Stock auf denselben, streichelt seinen Hund, weist ihm einen Platz an und setzt sich endlich selbst. Alle sind still und sehen ihn an; den Aeltesten zuckt es um den Mund, sie wollen sprechen, wissen aber nicht, was sich schickt. „Ist ein recht warmer Tag heute!“ sagt endlich Einer. Der Pfarrer gibt nur kurze Antwort; er muß sich vorläufig die Würde und den Ernst bewahren, bis die Christenlehre vorüber ist.

Die Leute sind in Erwartung des Wortes Gottes.

Der Herr Pfarrer legt ein Büchlein vor sich auf den Tisch, dann räuspert er sich. Endlich nimmt er das Glas und trinkt. Die Magd sieht es, und ihr Blick, den sie der Bäuerin zuwendet, besagt, was sie im Innersten empfindet.

Und nachdem der Pfarrer getrunken hat, erhebt er sich und betet laut ein Vaterunser.

Und nun beginnt die Christenlehre.

Wie muß man zu den Bewohnern der Waldhütten sprechen, daß sie es verstehen?

„Liebe Pfarrkinder!“ beginnt der Pfarrer, „weil ihr so weit ab seid von unserer ehrwürdigen Pfarrkirche, so komme ich zu euch, und halte euch eine christliche Lehre — eine Christenlehre. Ihr müßt euch recht an die zehn Gebot-

Gottes halten. Kleiner dort am Uhrkasten, komm' herbei, sag' mir die zehn Gebote Gottes auf! — Du kannst sie nicht? e. das ist gar nicht schön. Werden wen Andern suchen; ihr Alter — seid ihr nicht der Steinleitner, dem ich im letzten Winter das Schweinchen abgekauft? richtig! Saget Ihr' mir mal die zehn Gebot' Gottes!"

Der alte Steinleitner wendet und windet sich: er will was sagen — er fährt sich mit der Hand über das runzelige Gesicht. „Ja, werd' wohl, Hochwürden, werd' wohl," stottert er endlich, „das ist halt so ein' Sachen, Hochwürden; gelernt hab' ich das Zeug wohl, ei ja freilich. Aber wenn Unsereiner halt in's Alter geht —"

„Was ich gefürchtet hab', das ist eingetroffen," unterbricht ihn der Pfarrer, „ihr, da in eurem Bergwinkel, werdet mir kalt mit Haut und Haar. Ich aber sag' euch, das geht nicht; wenn ihr so fortthut, holt euch der Teufel! An Gott müßt ihr glauben und nicht an eure Ochsen und Kälber, wie das israelitische Volk in der Wüste. Schimpfen und ehrabschneiden dürft ihr nicht; fluchen dürft ihr auch nicht. Und an den Sonn- und Feiertagen müßt ihr aus euren Höhlen hervor und in die Kirche gehen. Das Spielen und Kegelscheiben aber ist eine große Sünde, das Tanzen ist eine noch größere."

„Ihr, was ihr Junge seid, dürft euren Eltern nicht mit der Heugabel nachlaufen; ihr müßt ihnen Gutes thun und müßt ihnen warme Schuh' kaufen. — Das Umbringen ist auch verboten; besonders ihr Wildschützen hört es: nicht einmal einen Jäger darf man todtschlagen! — Die Buben und die Mädel sollen sich auch nicht kennen und nennen,

und wenn ſie in der Strohkammer oder auf dem Heuboden zuſammenkommen, ſo iſt das ſchon gar des Teufels! — Stehlen und betrügen! pfui! liebe Chriſten! ich ſag' euch's ein- für allemal: Das Stehlen leid' ich nicht in meiner Pfarr'! Das Lügen und das Falſchſchwören iſt auch nicht viel beſſer, wer das thut, dem muß man glühende Kohlen in den Mund ſtecken, hat ein weiſer Mann geſagt. Daß ledige Männer mit verheiratheten Weibern liebeln, iſt auch ſchon geſchehen; will nicht ſagen, wo; will nicht die Namen nennen; nur Eins ſag' ich: ein heidenmäßiges Weſen iſt das. Und wenn ihr eurem Nächſten ein Eigenthum abſtreitet, ſo iſt das auch heidenmäßig. So dergleichen Sünden und Laſter begehen, ſollte man auf die Bank legen und ihnen hundert Stockſtreiche geben — im Namen des Herrn!"

„Und wenn wir, meine Lieben, von den Geboten Gottes zu den Geboten der Kirche übergehen, ſo finden wir in unſerer Pfarr' das nämliche Heidenleben. An den Sonn- und Feiertagen wird geſoffen und gerauft, die Meſſe wird geſchwänzt, die Predigt verſchlafen. Den Faſttagen geht's nicht beſſer, als den Feiertagen; ganze Schweine werden verzehrt am heiligen Freitag. Und wer kein Schwein hat zu verzehren, der verzehrt ein Kalb, oder was er ſonſt hat; und wer nichts hat, der leidet Hunger. Heißt das Faſten? Wer nicht aus freiem Antrieb ſich abtödtet und kaſteit; wer nicht freiwillig ſein Kreuz auf ſich nimmt und mir nachfolgt, ſpricht unſer Herrgott, der iſt meiner nicht werth! — Und wie ſchaut's mit dem Beichten und Communiciren aus? He? Mögt ihr eure Sündenlaſten nicht ertragen bis hinaus zur Pfarrkirche? ſoll ich zur Oſterzeit gar noch her-

einlaufen, und von Haus zu Haus, und euch eure Sünden abbetteln? Sonst geht euer Mundwerk wie eine leere Habermühle, wenn's aber zum Sündenbekennen kommt, seid ihr stumm, wie ein Fisch in der Schmalzpfanne."

„Und eure faulen Erdäpfel und eure Bohnen in Leinöl schmecken euch besser als der Leib des Herrn! Ist das christlich? Und auch sonst, in den stillen heiligen Samstagnächten schlendert ihr herum auf den Gassen und Straßen, und in der Fastenzeit und im Advent tanzt und springt ihr zu euren Zithern! — Ich will gar nicht sprechen von den sieben Hauptsünden extra, nicht von den vier himmelschreienden Sünden, nicht von den sechs Sünden gegen den heiligen Geist und nicht von den neun fremden Sünden. Wißt ihr mir auch keine einzige zu nennen aus dem Katechismus, so tragt ihr doch alle sammt und sonders auf euren Rücken herum. — Liebe Pfarrkinder! ich sag' euch's noch einmal im Guten, beichtet und betet, fastet und kasteit euch, zieht härene Kleider der Buße an und nähret euch von wildem Honig der Gottesfurcht, wie der heilige Johannes in der Wüste. — Bessert euch, führt ein frommes Leben; haltet euch an die Gebote Gottes und der Kirche und ihr werdet glücklich sein auf Erden und dereinst eingehen in die ewigen Freuden des Himmels, Amen."

Das ungefähr ist die Christenlehre; die Zuhörer sind gar erbaut und nach dem Amen sagen sie: „Vergelt's Gott!"

Wenn die Männer fest aneinander gerückt auf Stühlen um den Tisch herum sitzen, so sind die hinteren Bänke den Augen des Pfarrers entrückt. Manch' Weiblein drängt sich auch noch vor und bewundert den Prediger, wie er denn

Alles ſo weiß und trifft, und ſie preiſt die Gaben des heiligen Geiſtes.

Bedeutend weniger Eindruck macht die Lehre auf die hinteren Reihen; da ſitzen Weiber, die ſich ſchnöde mit irdiſchen Dingen beſchäftigen. Sie flüſtern zwar anfangs zu einander vom Herrn Pfarrer und vom Hund, der unter dem Tiſche liegt, dann aber kommen ſie auf ihre Kopftücher, Mieder und Schürzen zu ſprechen, und es finden in dieſen Dingen ſogar einige Tauſche ſtatt, natürlich Alles in möglichſter Heimlichkeit.

Ganz anders aber geht's in den Winkeln der Ofenbank zu. Da ſitzt das junge, aber bereits erwachſene Volk der Waldhütten. Burſche und Mädchen, wie ſie der Herrgott durcheinander in die Welt geſetzt hat, ſind hier beiſammen. Sie beſtreben ſich während der Chriſtenlehre redlich der Tugend der ſtillen, geſelligen Einigkeit und der hingebenden Menſchenliebe. — Ungemein erbaulich kommt ihnen die Chriſtenlehre vor, aber viel zu kurz. Nun ſie aus iſt, ſtehen ſie langſam auf, und gehen auseinander. Es wird wieder geſprochen und gelacht, und der Herr Pfarrer lacht ſelbſt und läßt ſich freundlich die Hand küſſen. Er ſagt zu den Meiſten einen Scherz und ſtreichelt die jungen Leute am Kinn oder tätſchelt ſie an den Wangen, dann ſpricht er mit den Aelteſten über den Weg herein und über die Landwirthſchaft.

Die Bäuerin kommt mit Milch und Butter und mit einer ſorglichſt bereiteten Eierſpeiſe, ſie iſt ganz verſchämt und meint, ſie getraue ſich völlig nicht vor mit den armſeligen Dingen, ſie ſähen ſo viel uneben aus, aber ſie habe

sonst schier nichts daheim, und es sei ihr rechtschaffen zuwider.

Der Herr Pfarrer entgegnet, es sei schon recht, er esse Milch und Eierspeise für sein Leben gerne, und er werde dafür der Bäuerin auch einmal was aufwarten, wenn sie hinaus in den Pfarrhof käme. Er läßt sich sofort die Jause schmecken.

Die Küche ist nun des Lobes voll, was doch der Pfarrer für ein lieber, guter Herr sei — und das Christenlehrhalten, das könne er schon gar wunderlich gut -- Alle hätt' er's troffen — der Bischof selbst brächte es nicht besser zuwege.

Nach dem Essen geht der Pfarrer ein wenig vor das Haus hinaus; dort wird schon wieder Kegel geschoben. Die Bursche erschrecken schier, als er kommt, aber er lacht und sagt, sie sollen nur fortthun, und zuletzt faßt er selbst die Kugel: er möcht' eigentlich doch wissen, ob er was träfe oder nicht.

Unten am Weg trotten verschlungen ineinander einige Mädchen dahin; sie singen ein Lied. Das steckt die Bursche an, sie singen auch; sie singen kecke Vierzeilige:

„Zwischen zwen Hobasäck,
Hot sih mei Mensch vasteckt;
Den mog da Teufel huln,
Der ma's hot g'stuhl'n!

Es hot ma's Neamt g'stuhl'n,
Oba g'fund'n hot's wer;
Und gor weit muaß's nit sein,
Weil ih's ludlaz'n hör'!"

„Wann ich aufsteh' in da Frua,
So denk' ich auf God,
Und gleih ah auf's Diandl,
Auf's schworzaugad grod!"

Der Herr Pfarrer hört eine Weile zu und bemerkt dann, er ſänge auch gerne, habe aber keine Stimme.

„Haben eine kuriose Stimme, Hochwürden," ſchreit jetzt ein übermüthiger Junge, „das hören wir bei der Predigt und bei der Christenlehr'!"

Der Pfarrer nimmt dergleichen für keine Anſpielung, ſondern iſt fröhlich im ſang- und klangreichen Thale der Waldhütten, und wenn die Sonne längſt hinter die Schroffen geſunken iſt, kehrt er leichteren Gemüthes heim als er ausgegangen.

So ſteht es mit den Bewohnern der Waldhütten.

Ein paar Mal des Jahres ſehen ſie den Herrn Pfarrer gerne in ihrer Mitte. Sie ehren ihn, weil er ihr Pfarrer iſt, der ihre Kinder tauft, ihre Todten begräbt und für ſie die Meſſen lieſt. Daß er all' ſonntägig einmal predigt und dann und wann zum Schroffenhütter mit einer Chriſtenlehre kommt, — daran wird ſich doch wohl Niemand ſtoßen, er muß predigen, ſonſt wäre er ja kein Pfarrer!

Sonſt aber leben ſie fort in den Waldhütten und wachſen und wuchern, und ſind ewig dieſelben, wie die Geſtrüppe und Stämme ihrer Wildniß.

Wenn mit dem Herrn Pfarrer auch einmal ſo ein geſchickter Forſtmann mit hinein käme — ein Schullehrer'? — Es müßten herrliche Menſchen hervorgehen aus den Waldhütten.

In den Sennhütten.

Drei- bis fünf- oder sechstausend Fuß über der lebendigen Fläche des Meeres ist jene Region, in welcher sich die Menschen gleich bleiben von Jahrhundert zu Jahrhundert, so wie sich die Alpenrose gleich bleibt und die Arnikablüthe und das Edelweiß.

Zwar stehen auf jenen Höhen vom Oktober bis zum Juni die hölzernen Hütten leer und im Winter schleicht gar der Fuchs hin über die Dächer unter der glatten Schneedecke und lugt wohl ein wenig zum Rauchfang hinab; aber öde und finster ist es unten und die Menschen haben alle Nahrung verzehrt, eh' sie fortgezogen.

Die Menschen haben sich verkrochen in die Niederung, leben in den festen Gehöften und geselligen Dörfern und verkehren mit aller Welt, wie sie da unten sich ausbreitet zwischen den Alpen und dem Meeresstrande.

Wenn aber der Frühsommer kommt und die Hochmatten ergrünen, so öffnen sich unten die Thore, die Marställe der Gehöfte, und bekränzt und mit klingenden Schellen, hüpfend und blökend ziehen die bunten Heerden den sonnigen Höhen zu.

Und hinter den Heerden wandeln die Sennerin und der Almbub, ihre Bedürfnisse für den Sommer auf dem Rücken

tragend und die Rinder leitend bis hinauf zu den Almhütten, wo sie Welt und Menschen vergessen, die vier Monate dahinleben in einfachster Weise, fast wie im Urzustande. Ihr ganzes Bestreben hat sich darauf zu richten, daß sie dem Dienstherrn unten möglichst viel Käse und Butter gewinnen. Der Stall und der Klee und das junge Blättergras ist die Hauptsache, nach etwas Anderem hat die Sennerin, hat der Almbub nicht zu fragen.

Die Sennerin schafft mit Kübeln und Behältern, bereitet das Stallfutter, besorgt das Melken. Der Almbub ist Hüter der Heerde, treibt diese auf Weiden, abgemähte Wiesen und Haidegelände und führt sie Abends wieder in den Stall.

Die Sennerin und der Almbub — ob sie noch jung sind?

Beide essen die gekochte Milch und den Sterz aus einem Topfe am Herde, dann zünden sie — wenn es finster geworden — den Kienspan an: sie bessert die schadhaften Stellen seiner Lodenkleider aus, die halten müssen bis zum Heimfahren; er nimmt dafür ihre, auf dem rauhen Alpenboden wundgewordenen Schuhe zwischen die Knie und zieht nach beiden Seiten den bepechten Draht aus und schmaucht ein Pfeiflein dabei und erzählt Wildergeschichten oder Märchen, oder brummt ein Liedchen.

Die Sennerin und der Almbub — ob sie noch jung sind?

Ewig jung sind die alten Liedchen, die er brummt, die sie singt. Die Leutchen mögen denken oder sagen wollen was immer, sie brauchen keine mageren Worte dafür, die sie erst unbeholfen zusammenstellen müßten, sie haben für Alles ihre

Lieder und Liedchen. — Draußen zieht die kalte Abendluft von den bleichen Gletschern herüber durch die helle Mondnacht, oder es liegt feuchter Nebel über den nächtlichen Firnen, oder es hebt sich in den Schluchten und Rissen der Hochschroffen ein brausender Gewittersturm und läßt seine Blitze lohen und schmettern über der armen, verlassenen Hütte — sie schieben den Holzriegel vor die Thür und beten wohl auch ein Vaterunser; das ist ja genug. Dann sagt sie zu ihm: „Bubert, steig hinauf in dein Heu!“ Und er lehnt eine Holzleiter an die Wand und klettert durch eine Oeffnung hinan zum Dachboden und zieht seine Schuhe und seine Jacke aus und legt sich in's duftende Heu. Sie thut desgleichen und legt sich in ihr Bett. Und draußen im Stalle schellt oder [illegible]lt Eines oder das Andere in der Heerde.

Die Senner[illegible]id der Almbub dürften kaum unter achtzehn Jahren sein?

Gar nicht. Sie ist eine starke Vierzigerin, die's ihr Lebtag verstanden, mit den Kühen und der Butterbereitung umzugehen; sie ist jeden Sommer heroben auf der Alm, seit sie eine Vierzigerin ist. Junge Weibsleute, das versteht der Bauer wohl, passen nicht auf die Alm, diese wären hier oben gar allerlei Einflüssen der Witterung ausgesetzt und kämen nicht mehr so hinab, wie sie heraufgezogen.

Und der Almbub — ei Gott — der weiß es selbst kaum, ist er in den Dreißigern oder Vierzigern; er weiß nur, daß er schon eine bedeutende Weile auf dieser Welt ist und von den Bauern unten schon seit manchem Jahrzehent Prügel bekommen hat. Sonst hat hienieden nur Weniges Eindruck auf ihn gemacht. Es thäte bei ihm nicht noth, daß

er den Kopf so gründlich durch einen dicken Bähhals gestützt hätte, außer den Namen der Rinder und den Erinnerungen an manches treffliche Schmalzmus, so er auf der Alm genossen, ist nicht viel darin. Er ist vielleicht ein „angenommenes" Kind des Bauern, und dieser weiß nicht viel mit ihm anzufangen, er stellt ihn also zum Vieh, da geht's noch. Und die Rinder sind dem guten Almbuben sehr zugethan, als ob er Einer der Ihren wäre.

Das im Allgemeinen die Poesie der Sennerhütten, die so oft mißverstanden wird. Nicht jenes lockere Schlaraffenleben herrscht auf den Höhen, wie es ein: „Auf der Alm, da gibt's ka Sünd'!" wohl vermuthen lassen könnte. Da gibt es viel Arbeit und Beschwerden durch den lieben langen Tag, und viel Ermüdung am Abend. Feiertage und Ausnahmen kommen freilich vor.

Da stolpert zur späten Abendstunde noch ein alter Wilderer zur Thüre herein und bringt einen gewichtigen Rehbock geschleppt. Darauf wird die Thür verschlossen und auf den Herdsteinen neues Feuer gemacht. Die Sennerin gibt Butter zum Schmoren dazu und der Almbub macht ein merkwürdig schlaues Gesicht.

Der Alte ist Hausfreund in der Sennerhütte. Wenn nicht just von den Jagdbesitzern und Förstern die Rede ist, so sprudelt ihm Witz und Schalkheit in allen Fasern; er ist gemüthlich, er weiß außer seinen Waldabenteuern zu erzählen sonderliche Geschichten und Märchen. — „Ei ja wohl," sagt er so im Verzehren des Rostbratens, „es sind schon Sachen geschehen auf der buckligen Welt. Wie ist's denselben Kleinhäusler mit seinem Hund gangen?"

„Nau, wie denn?“ sagt die Sennerin, „willst leicht wieder was verzählen?“

„Ist dir einmal ein Kleinhäusler gewesen,“ beginnt der Mann langsam und stemmt seinen Löffel in den Tisch, „ich mein', so ziemlich hoch auf der Alm hat er gelebt, wo nit viel mehr gewachsen ist, als wie der wilde Steinklee. Dasselb' kann ich nicht sagen, haben ihn die Steuern und Abgaben umbracht, oder haben Krankheiten und andere Dieb' bei ihm einbrochen; ich weiß nur, daß er das letzt' Halmerl auf seinem Acker und das letzt' Brettl auf seinem Dach verschuldet worden ist. Die Spatzen haben ihm nichts Gutes mehr gesungen, kein Mensch hat sich seiner mehr erbarmen wollen und es sind schon die Gläubiger kommen zum Abschätzen und Abstiften. Gottswegen, denkt sich der Häusler, wenn's nit anders sein thut, sollen mich und meine armen Kinder in die Grub' stoßen. Aber das lass' ich mir nit nachsagen, daß ich aus eigen' Verschulden meinen Grund und Boden hätt' verderben lassen; ein' Hafen voll Korn hab' ich noch und das bau' ich an, und mit meinem Hund, der mir noch das Einzig' ist, pflüg' ich das Feld dazu. Gut. Und wie er seinen Hund an den Pflug gespannt hat, so über die Haid' gefahren ist und dabei aus Traurigkeit angefangen hat, so zu reden: Herrgott, warum erschaffest du den Menschen, wenn du ihn hernach verderben lassest? Herrgott, warum hast du mir nicht einen Kieselstein in die Brust gelegt anstatt des Herzens, daß ich mich nicht so schmerzhaft müßte erbarmen über meine Kinder? Groß ist meine Noth und meine Verzweiflung, aber größer noch ist deine Ungerechtigkeit, o Gott!“

„Ja, wie er so geredet hat, da ist der Pflug in der Erde an ein Eisen angefahren und der Hund hat nit weiter können. Verzagt soll der Mensch nie werden und auch nit in der größten Noth, dasselb' ist mein Glaube. In der Erde ist ein großer, eiserner Topf begraben gewesen und der war voll von Dukaten und lauter Dukaten. Gottswegen, wie kann das sein? Der Kleinhäusler hat sich völlig nit helfen mögen aus lauter Freudigkeit. Jetzt ist er ja ein reicher Mann, jetzt könnt' er seinen Kindern goldene Schühlein kaufen, aber nit einmal der Schuster des Königs versteht mit Gold zu arbeiten. Und so hat er seine Schulden zahlt, sein Haus versorgt und gelebt in stiller Wohlhabenheit, — er hat's den Leuten nit sagen mögen, daß er so einen Schatz gefunden. Den Hund aber, der ihm den Topf ausgeackert, den hat er gehalten wie seinen besten Freund, und hat ihm ein seidenes Höslein machen lassen und ein Mäntlein mit schweren Goldborten. Gut. Darauf ist dreimal der Ostertag kommen, und darauf ist noch dreimal der Ostertag kommen — das hat's gemacht, daß der Hund alt geworden ist, und zur selben Zeit ist er gestorben. Gottswegen, jetzt ist dem Kleinhäusler sein bester Freund todt! — Er legt ihn auf's Brett, er zündet die Kerzen an zu Häupten und zu Füßen, er hält das Sacktuch vor die Augen und geht zum Pfarrer und sagt, sein bester Freund sei gestorben diese Nacht und er wolle den besten Platz für ihn im Friedhofe, und er wolle ein feierlich' Begräbniß begehen. Das kannst dir denken, dem Pfarrer war's recht, denn er hat nichts Anderes gemeint, als der Verstorbene sei des Kleinhäuslers Bruder oder Schwager oder vertrautester Gast gewesen. 's ist wunderlich zu erzählen,

Sennerin; darauf hat der Kleinhäusler einen Sarg machen lassen aus Stahl und Elfenbein, hat den Hund hineingelegt, hat die Nachbarschaft eingeladen und mit großer Fürnehmlichkeit die Leiche hintragen lassen zur Pfarrkirche und zum Friedhof. Wie sie aber dort im Thurme an den Stricken ziehen, um die Bahre einzuläuten — da haben die Glocken nit klungen; und wie der Meßner auch zogen und gerissen in Angstschweiß, sie haben nit klungen. Darauf sind Alle todtenbleich geworden bis in den Mund hinein und haben zu einander gerufen: Was ist das und was mag das bedeuten? Da fällt der Kleinhäusler nieder auf seine Kniee und sagt, man soll den Sarg öffnen, und er habe eine schwere Sünde gethan, — es läge sein Hund in der Truhen. Da springt schon der Elfenbeindeckel auf und eine schreckliche Stimme ruft aus dem Sarge: Groß war deine Verzweiflung, aber größer noch ist meine Gerechtigkeit! — Auf den steinigen Erdboden ist der Kleinhäusler hingefallen — und sie haben ihn darauf in den Sarg gelegt. Nachher erst haben die Glocken wieder klungen, aber der Eisentopf mit den Dukaten, dasselb' ist richtig, ist dem Kleinhäusler nit zu seinem Glück gewesen. Jetzt ist mir der Hals trocken worden, Sennerin, ein Batzl Butter, wenn du mir noch schenken wolltest, thät dir's nit verschmähen."

Was wissen die Aelpler doch eine Menge solcher Geschichten, „in deinem Buckelkorb, Sennerin, hätten sie nit all' Platz!" sagen sie.

Ganz anders sieht es aus, wenn sie die einfältige Ernsthaftigkeit mit einem tollen Juchhezer abstreifen und den Schalk nach außen kehren. Der plötzliche Umschlag ist kaum

zu begreifen, die Gemüthswendung kaum zu verstehen und dennoch:

„Da Hias und da Hoad
Hob'n oll Boadi oan Pfoad,
Wann der Oan koani hoat,
Thuat in Oan oani noat."

Es dürfte zu wünschen sein, den Weltgedanken in unser vertrauteres Hochdeutsch zu übersetzen; das wäre ungefähr folgender Weise:

„Der Mathias und der Erhard
Haben beide ein einzig Hemd,
Wenn der Eine keines hat,
Thut dem Andern eines vornöthen?"

Des Pudels Kern ist, daß weder der Mathias noch der Erhard ein Hemd hat. Ein ähnliches Liedchen:

„Da Lenz und da Wenz
Hob'n an oandudlads Mensch,
Und da Wenz hots nit gwißt,
Daß 's Mensch oandudlad ist."

Der Zweck des Verses ist ein Spott auf den Wenz.

Während sich das jüngere Volk gerne mit den körnigen und poetischen Volksliedern beschäftigt, schlagen sich die Aelteren lieber mit dergleichen zweideutigen Liedchen herum, gleichsam um die Liebesschmerzen der Jugend zu ironisiren.

Wenn z. B. ein junger Bursche nicht ohne Herzenskummer singt:

„Mei Diandl, wanns d' auf d' Olm gehst,
Mein Oad, es ist gwogt,
Gib Ocht auf dei Treu,
Daß s' da Wind nit vatrogt!

so parodirt sogleich der erste beste Pecherer oder Köhler:

„Mei Diandl, wanns d' auf d' Olm gehst,
Mein Oad, es ist gwogt,
Gib Ocht auf dei Schürzerl,
Daß 's da Wind nit vatrogt!"

oder:

„Mei Diandl, wanns d' auf d' Olm gehst,
Ih sog da wos Neugs,
Oba, daß d' as nit weita sogst:
Auf der Olm geht da Wind!"

Das ist so ihre Art. Und so treiben sie's oben, wenn sie zusammenkommen. 's mögen die Felsen noch so steinhart sein, die Alpenstürme noch so wüst brausen, und es seien Beschwerlichkeiten, wie und wo immer, die Leutchen haben Humor oder sie schleppen ihn mit Gewalt herbei. Humor und Gemüth ist ihnen gemeinsam, sie mögen die Heerden weiden, die Butter bereiten, Wurzeln und Kräuter sammeln, sie mögen pürschen oder wildern. Sie sind ein Volk, von der Natur erzogen, gezärtelt und gezüchtigt, und im Herzen sind sie eins. Es mag herunten bei den Flüssen und Weltstraßen die Zeit dahinziehen in ihrem Wechsel und Wandel, oben ist es, wie es war, seitdem die Hirtenvölker Hütten gebaut auf den Hochmatten. Es sind unwandelbare, von der Natur bedungene Gestalten.

Im Hochgebirge.

Vor Jahren gab es in den Gebirgsländern noch unſelige Gegenden. Sonſt ſind in Gebirgsländern Wälder und Almen, Wieſen und Matten und auch reiche Felder; in jenen unſeligen Gegenden aber waren kahle Schroffen und Kanten und Schneefelder, waren wüſte Schluchten, grabende Wildbäche, und in den Thälern war Waſſer über ſteinigem Grunde, über Untiefen. Nichts als Geſtein und Gewäſſer.

Das waren Gegenden, in welchen ſich die Menſchen nicht anſiedeln konnten. Nur kletterte zu Zeiten in den grauen Gewände ein Jäger den Gemſen nach; nur glitt dann und wann über den Seen ein Nachen hin, und es ſaß ein Mann darin und ſenkte ſein Netz in die Fluth. Und hatten dieſe ihr Tagewerk vollendet, ſo mußten ſie durch unwegſame Schluchten und über wilde Schründe ſtundenlang gehen, bis ſie zu den Menſchenwohnungen kamen, die weiter hinaus in den ein wenig milderen Alpenthälern aufgerichtet ſind.

Heute findet man in den Alpenländern noch dieſe nämlichen Gegenden, aber ſie ſind doch nicht mehr dieſelben.

Heute sind an den felsigen Hängen bequeme Pfade gebauen, heute sind auf den Kanten Eisengeländer und Wahrzeichen angebracht, heute stehen herunten an den Ufern der brausenden Wildbäche Gasthäuser und Ruhebänke und Schutzdächer, und an den Ufern der Seen sind gar stattliche Landhäuser gebaut worden, und hundert Menschen leben zur Sommerszeit an den unfruchtbaren, unwirthlichen Stellen und sie machen reiche Ernte, und ihr Leben ähnelt dem Wohlleben großer Städte.

Wie ist das so sonderlich gekommen?

Ja, da kamen aus fernen Ebenen und Städten Pilger, übersättigt von Genuß, aber mit einem feinen Gefühle für die Natur. Diese Menschen sahen die wilde Landschaft und konnten sich an ihr nicht satt sehen, und sagten, diese Gegend sei unsäglich schön, und kamen später wieder und führten auch andere Menschen mit herein in die Alpenwelt.

So sind sie zur Erkenntniß der Herrlichkeit gekommen. Und hierauf waren Gebirgsbewohner den Wanderern gefolgt in die Wildnisse der Berge, und hatten Speise und Trank und Obdach und andere Bequemlichkeiten besorgt, wie es die Fremden gewünscht. Und nun hatten es die Gebirgsbewohner selbst nachgesagt: die Gegend sei unsäglich schön; obwohl sie es eigentlich nicht recht begreifen konnten, warum.

Die Menschen in großartiger Natur geboren, kommen durch sich selbst nicht zum Bewußtsein dieser großartigen Natur; sie fühlen das Gewaltige in derselben, aber sie bewundern es nicht, sie fürchten es. Das Ideal der unerfahrenen Gebirgsmenschen ist die fruchtreiche Hochebene, aber nur so lange, bis sie durch irgend einen Zufall in dieselbe hinaus-

gedrängt werden, dann erst erwacht in ihnen die Ahnung von der Schönheit und Herrlichkeit und von der Anmuth des Gebirges, und ihr Ahnen wächst zur Sehnsucht nach diesen Hochstätten ihrer Heimat, wie umgekehrt die Kinder des Flachlandes sie nicht empfinden.

Die Fremde und die Fremden müssen den Aelplern die Schönheit ihrer Heimat erst lehren.

Und diese Schönheit ihrer Heimat wissen die Gebirgsbewohner hernach um so mehr zu schätzen, als sie aus den fruchtlosen Stätten endlich Zinsen und klingende Münzen schlagen können.

Seitdem sich in den Alpen der Fremdenbesuch so sehr gesteigert hat, ist in viele Leute ordentlich ein neues Leben gefahren. Sie, die an der kargen Natur lange und lange gedarbt, gezweifelt, gekümmert hatten, die mit Mühe und Schweiß den Pflug oder die Axt gehandhabt seit ihren frühesten Tagen, und bereits halb muthlos und erschöpft auf den dürren Boden niedergestarrt hatten, sie werden plötzlich munter, unternehmend und bilden neue Geschäftszweige.

Es kommen die Städter, es kommen reiche Leute aus fernen Landen, gar Engländer kommen — die wissen ihres Geldes kein Ende und tragen es in die Berge herein und füllen damit alle Schluchten. — Ei freilich, da muß Einer wohl auf sein, daß er auch sein gutes Theil erwischt. Da baut er sich an den neuen Wegen gleich eine Hütte aus Steinen und Rinden und richtet eine Schenke ein. Ein Anderer kennt jeden Steg und jedes „Steigl" und er schwindelt nicht und er strauchelt nicht — er will Führer sein.

Oder er hat gar eine Rückentrage oder eine Sänfte und da mögen ſie ſich nur hinaufſetzen die Städter, ſind ja gar nicht ſchwer, er trägt ſie, wohin ſie wollen.

Das Edelweiß, die Alpenroſen und Wachholderſtöcke lieben die Fremden auch, ſie tragen ſolche Dinge gerne mit hinaus in die weite Welt. So ſteigen die Weiber und die Mädchen empor zu den Höhen, auf denen ſie ſonſt von der Ferne nur das Alpenleuchten geſehen hatten. Nun pflücken ſie das Edelweiß und die Alpenroſe, und weiter herunter pflücken ſie die Erdbeere, die Himbeere und was ſonſt auf friſchen Geſträuchen wächſt, und löſen ein gut Stück Geld dafür. Butter und Käſe finden auch ihren Mann, die friſche Milch findet auch ihren Mann, der Sterz findet ebenfalls ſeinen Mann — du lieber Himmel, was findet da nicht Alles ſeinen Mann!

So werden ſie reich ohne Spatenſtreich, und dann bauen ſie ſchöne, große Häuſer unten im Thale und oben auf den Gipfeln der Alpen bei den Wolken.

Aber immer einfach bleiben, wie die anderen Leute der Berge; nicht altklug werden wollen in Sachen der Welt. Dann und wann eine einfältige Frage thun, wenn man auch eine „mehrfältige" wüßte, dann und wann mit möglichſt albernem Geſichte eine ſpitzige Antwort geben; hernach allweg die kurzen Lederhoſen mit den Bundſchuhen und die grünen Hüte mit dem Gamsbart tragen, hin und wieder ein klein Geſchichtchen erzählen, eine Sage, oder ein Märchen ſo, und dabei ſtets bei der landläufigen Redensart bleiben; dann zu Zeiten ein wenig „juchhezen" und ein Almliedchen ſingen — das ſind die Hauptſachen. So haben es die Fremden gern

und von ſolchen Geſtalten erzählen ſie am liebſten, wenn ſie heimkommen.

Die guten Leutchen wiſſen es wohl, daß von ihnen erzählt wird, nur haben ſie oft keine Ahnung, was, und daß ſie in fernen Landen nicht ſelten zu Rieſen und Helden gemacht werden; denn Jeder will auf ſeinen Wanderungen die merkwürdigſten Leute aufgefunden, mit den wundervollſten Sennerinnen verkehrt und die tüchtigſten, urwüchſigſten Führer gehabt haben.

Und die Waldleute bleiben über den Winter wieder verborgen in ihren armen Wohnungen, und erzählen ihrerſeits von den Fremden, und Jeder will mit dem Vornehmſten verkehrt haben, und Jeder hat einen Grafen oder Baron, zu dem er in engerer Freundſchaft ſteht.

Viele bleiben in dem Verkehre mit den Fremden dem Charakter ihres Volkes treu; Andere wieder wollen vornehme Sitten nachmachen, eignen ſich ein geſchliffenes Betragen an, blicken mit Hochmuth auf ihre Genoſſen, verkehren einzig nur mit den Fremden, ziehen gar mit in die Städte und werden Bedientenſeelen.

Das Touriſtenweſen hat zweierlei Folgen. Ungünſtige für die Bewohner der Berge, trotz des reichen Erwerbes. Sie lernen das Wohlleben und den Müſſiggang der Reichen kennen, ſtreben ſelbſt darnach und werden dadurch ihrem eigentlichen Berufe entfremdet. Günſtige Folgen hingegen für die Reiſenden, ſie ſaugen an der Urkraft der Natur und der unverdorbenen Menſchen: ſie lernen Einfachheit, Genügſamkeit und häusliches Leben.

Der Naturmenſch ſtreut Gutes aus und erntet Böſes

ein, gemeinſam mit der Pflanze, die uns den Lebensſtoff aus- und den Stickſtoff einathmet, mit dem Unterſchiede aber, daß die Pflanze dadurch lebt, der Naturmenſch jedoch durch ebigen Umſatz zu Grunde geht.

Und dennoch iſt es ſo und muß es ſo ſein, damit das durch das Wachſen der Städte gefährdete Gleichgewicht wieder hergeſtellt werde unter den Menſchen. Sollen Alle beſtehen, ſo muß die ſtrotzende Lebenskraft einzelner Völkerſtämme wieder vertheilt werden unter Alle. Und ſo will es eine ewige Gerechtigkeit, die ihre Güter durch einzelne Weſen der ganzen Welt gibt, ſo wie ſie die Ausartung einzelner Weſen wieder der ganzen Welt entgelten läßt. Nichts kann ſagen: das iſt m e i n Eigenthum. Alles gehört zuſammen und nichts iſt ganz ohne das Ganze.

Auf der Straße.

Steigen wir nun wieder herab von den dämmernden W[illegible]ern und den heiteren, sangreichen Höhen in das Thal und zu belebteren Wegen, auf daß uns neue Gestalten begegnen.

Wer einige Zeit auf der Heeresstraße wandert, dem kommt nach und nach die ganze Menschheit entgegen. Da ist kaum ein Stand, der Einem nicht entweder auf Pferden oder Wägen oder Socken seine Vertreter entgegen sendet, besonders in Gegenden, durch welche noch keine Zugmaschine braust.

Und an ihren Grüßen werdet ihr sie erkennen, könnte es heißen, sowie man umgekehrt in solchen Straßengestalten schon beim ersten Anblicke derselben fast sicher ihren Gruß zu bestimmen im Stande ist.

Die reitende und fahrende Menschheit sieht in der Regel gar nicht nieder auf die zu Fuße gehende im Staube, und ahnt es kaum, daß es eben sie ist, welche letztere so sehr bestaubt. Lassen wir sie vorübertraben und sausen in Galop, wir kommen auch noch an's Ziel und uns kann so leicht kein Pferd stürzen und kein Rad brechen. Wenden wir dafür einigen Straßengestalten per pedes unsere Aufmerksamkeit zu.

Leichten Schrittes, aber doch ein klein wenig hinkend trippelt ein Bürſchchen heran. Er geht in bloßen Strümpfen — nicht doch, nur von dem Staube ſind ſeine Füße weiß; er geht gar barfuß und die Stiefel trägt er an das Felleiſen geſchnürt; einer davon thut ein wenig die Schnauze auf, als ob er Mücken fangen wollte. Das iſt weiſe eingerichtet in der Schöpfung, daß die echten Sohlen, vom Vater geerbt, am längſten halten und am wenigſten koſten. Sind gleich nicht alle Wege geebnet auf Erden, ſo ſteht der Burſche mit ſolchen Sohlen doch auf gutem Fuße mit der ganzen Welt. — Das ſchwarze Beinkleid und das blaue Tuchjöpplein ſind ſorglich ausgebürſtet — geweſen; an ſeiner, zwiſchen dem offenen Hemde hervorlugenden bräunlichen Bruſt flattert die lichtblaue Fahne des ſeidenen Halstuches, allen Wandernden Freud' und Fröhlichkeit zuwehend — die luſtigſte Wimpel, die je geflattert auf dem Meere dieſes Lebens. Und einen tüchtigen, knorrigen, ſchwarzglänzenden Stock in der Hand, den läßt er ſchwingen und hüpfen, und der iſt gar dreſſirt und muß tanzen nach dem Liedchen, das der Burſche trillert. Auf der weißen Porzellanpfeife ſehe ich ein holdes Bildniß — iſt das ſein Lieb? — Sein holdes Lieb iſt eines Meiſters Töchterlein; darum zieht er in die weite Welt, und wird er Meiſter ſein, ſo kehrt er heim, um's Lieb zu frei'n. So iſt's mit ihm beſtellt. — Er kommt heran, berührt ein wenig den glänzenden Schild ſeines Käppchens, faſt übermüthig ſchüttelt er ſeine langen braunen Locken, friſch und hell ſtrahlt ſein großes, blaues Auge, und heiter, wie zum Hochzeitsgruße ruft er: „Guten Morgen!“

Ein Bäuerlein trottet daher. Er iſt vielleicht eben erſt vom Waldhange zur Straße niedergeſtiegen, trägt die Axt auf der Schulter und an ſeiner braunen Lodenjacke und ſeiner kurzen, gelblichen Lederhoſe kleben noch Moosträtzchen und röthliche Fichtennadeln. Die mächtigen, aus Mangel an Pflege bereits ergrauten Schuhe ſind mit Baumreifern zuſammengebunden, und das war, bei Gott, ein Bedürfniß. Er trägt einen braunen Bruſtfleck, vor vielen Jahren von der Braut ihm verehrt — unverwüſtlich, ewig beſtändig wie ſein Eheglück.

Genau genommen iſt an dieſem braunen Bruſtfleck eigentlich kein Faden mehr von jenem, dem hochzeitlichen, und er iſt doch noch derſelbe. Zur Zeit nämlich, als nach der Hochzeit zehn Jahre um waren, hatte der Bruſtfleck durch das beſtändige Tragen an den Sonn- und Feiertagen zahlloſe wunde Stellen bekommen, ſo daß das Werg überall herauszulugen begann. „Alte, meinem braunen Hochzeiter wächſt ſchon der Bart!“ hatte der Bauer hierauf zu ſeinem Weibe geſagt, und ſo hatte die ſorgliche Hausfrau, da das Unterfutter des Kleidungsſtückes noch gut war, dieſes mit einem neuen, braunen Stoffe überzogen. Als aber weitere zehn Jahre nach der Hochzeit um waren, da wurde das Unterfutter ſchadhaft, ſo daß das Werg an allen Stellen desſelben hervorſtach. Für jegliche Wunde hat die verſtändige Ehefrau ein Pflaſter, und ſo bedachte ſie den braunen Hochzeiter mit einem neuen Unterfutter. Als endlich die dritten zehn Jahre über den Bruſtfleck dahingefloſſen waren, da hatte der Zahn der Zeit wieder ſo ſehr an dem Ueberzug genagt, und nach und nach alles Eingeweide herausgezupft, ſo, daß

sich die Hauswirthin entschließen mußte, den Braunen mit einem neuen Ueberzug und auch mit frischem Werg zu versehen. So kommt es, daß der Hochzeitsbrustfleck nun, nach dreißig Jahren, wie der Bauer in ihm die Straße dahertrottet, noch in ganz gutem Zustande ist.

Von dem schwarzen, breitkrämpigen Filzhut läßt sich nur sagen, daß die grauen Aeuglein des Bäuerleins mit der ebenfalls grauen, dichten Brauen etwas mißtrauisch unter demselben hervorspähen.

So kommt er heran und sichtlich peinigt ihn die Unentschlossenheit, ob er uns grüßen soll oder nicht. Vielleicht sind wir ein Landstromer, so einen grüßt er nicht, aber möglich wär's denn auch, daß wir ein reisender Graf oder gar ein junger Kaplan sind — ei der Tausend, da rückt er schnell seinen Filzhut, aber schier zu spät, wir sind bereits vorüber.

In der Nähe eines Werkes oder Bezirksamtes begegnet uns häufig ein Mann in grauer, halb städtischer Kleidung und mit blondem Vollbarte. Auf dem Haupte sitzt ihm, etwas schief, ein feiner, zerknitterter Hut und im Munde hält er eine „Kurze", aus der er, uns in Sicht, ein paar Rauchwolken mehr davonbläst. Auf unseren leichten Gruß entgegnet er kurz gemessen: „Mein Kompliment!" und wandelt vorüber. Das ist ein gesetzter Beamter von entsprechendem Gehalte, der über Tags streng gewissenhaft seinem Geschäfte obliegt, sich am Abende seine drei Glas Bier gönnt, die Zeitung liest und in den Welthändeln ein Wörtlein mit dreinzureden versteht.

Ein Knäblein watſchelt heran. Wir wollen ſeinen Anzug nicht unterſuchen, die Sorge über denſelben obliegt der Großmutter, die jeden Abend ein Stündlein opfert, um von den Knieen des Hösleins die Erdſchollen wegzureiben, unpaſſende Oeffnungen zuzuheften und die fehlenden Meſſinghäftchen und Knöpfe zu erſetzen. Wie der Kleine uns bemerkt, wird er ganz ſittſam, blickt uns ſchon von Weitem unverwandt in's Geſicht, denkt nach, was der Schulmeiſter über das Grüßen geſagt hat, und wie es ſich dann und wann ereignet, daß Durchreiſende artigen Knaben einen Groſchen ſchenken. Er mäßiget ein wenig ſeine Schritte, will ſchon die Hand heben, findet es aber noch ein Bischen zu früh, endlich aber zieht er doch das Käppchen ehrerbietig ab, bleibt dann ſtehen und ſieht uns nach. Wir haben ſeinem Gruße freundlichſt gedankt, aber jede fernere Geberde vermieden, was ihn nicht ſehr angenehm berührte.

Da kommt ein rüſtiger Mann auf uns zu. Er trägt einen ſchwarzen Schnur- und Backenbart und dunkle Brillen. Der Anzug iſt dunkelgrau, grün ausgeſchlagen und nach bequemem Schnitt. Aermlinge und Hemdkragen ſind ſchneeweiß, das Halstuch hätten wir wahrſcheinlich in einer Rocktaſche zu ſuchen. Auf dem grauen, ſehr breitkrämpigen Filzhut ſind Alpenblumen oder Hagedornroſen befeſtigt und ſo eine Roſe ſteckt auch in einem Knopfloche der Weſte. Würden wir mit ihm davon zur Sprache kommen: Von einem äußerſt lieben, reizenden Kind hat er dieſe Roſe, und er wird ſie glätten und plätten und aufbewahren als ewiges Andenken an eine ſchöne Stunde. Der nächſte Hagedornſtrauch hingegen wüßte ein Anderes zu erzählen; er hat den

Mann noch derb in die Finger gestochen, als diese sich nach dem Röslein ausgestreckt.

An der Seite trägt der Mann eine Reisetasche aus schwarzem Glanzleder, und daraus guckt ein rothes Büchlein hervor. In der Tasche befinden sich außerdem noch Instrumente mit Magnetnadeln, Witterungsmeßapparaten, optischen Gläsern u. s. w. Sein langer, starkbeschlagener Stock und Wollenplaid und seine bezackten Bergschuhe machen unsere Vermuthung, daß wir einen Touristen vor uns haben, zur Gewißheit. An uns herangekommen ruft er uns ein lebhaftes „Grüß' Gott!" zu, bleibt dann gar stehen und frägt: „Woher und wohin?" und erkundigt sich nach Höhen und Wasserfällen und Alpenhütten, vergleicht dann unsere Meinungen und Aussagen weislich mit seinem rothen Handbuche, ist glücklich, wenn die beiden Faktoren übereinstimmen, entläßt uns aber mit verächtlicher Miene, wenn das nicht der Fall ist; wir armen Menschenkinder können irren, doch unfehlbar ist ihm das rothe Buch.

Dort schreitet ein Mann einher in schwarzen Kleidern, wie sie auf der staubigen Straße gar nicht praktisch sind. Der Rock geht ihm bis zu den Knieen, und dort fangen schon die frisch glänzenden Stiefel an. Ein schwarzer Strohhut hält ihm die Sonne ab von seinem etwas vollen, glattrasirten Gesichte; um den Hals trägt er einen weißen, feindurchbrochenen Leinwandstreifen. An der Hand führt er behäbig einen braunen Stock mit Messingknopf. Zeitweilig macht er kurze Pfiffe nach einem großen Bullenbeißer, der an allen Hecken und Steinhaufen umherschnüffelt. Der Herr Pfarrer ist ein rechter Hundefreund. Gewiß

wohl auch Menschenfreund! — Auf alle Fälle ziehen wir den Hut vor ihm ab, er thut es auch und sagt mit einer ganz wohltönenden Stimme fast feierlich: Ergebener Diener!"

Ein Weiblein kommt getorkelt. Ihr ganzer Oberleib mitsammt dem Kopf ist in ein großes, verblaßtes Tuch gewickelt; auf dem Rücken trägt sie ein Bündel. Zitternd stützt sie sich auf einen Stock und ängstlich tastet sie an den Korallen des Rosenkranzes. Sie betet still zum Herrn, der da gezählt hat alle Sterne am Himmel, alle Sandkörnlein auf der Erde und alle Runzeln ihres Gesichtes. Sie war auch einmal jung und sündhaft, das läßt sich nicht leugnen, nun aber wallt sie gen den heiligen Annaberg, und warum sie so torkelt und hinkt, und was sie verborgen hat in ihren Schuhen, das will sie nicht sagen — Sandkörner, scharfe Sandkörner! Denn das ist gewiß, mit Gut und Geld kann man den Himmel nicht kaufen, der große Gott sieht nur auf die Sandkörner in den Schuhen. So humpelt sie an uns vorbei und neigt sich tief, und aus zahnlosem Munde, der sich weit zwischen Nase und Kinn hineingezogen hat, preßt sie den Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!"

Da hopst des Weges ein blonder, strammer Bursche heran, mit langer Pfeife und grünsammtnem Barret. Enge, lichte Beinkleider, hohe Juchtenstiefel, kurze braune Jacke, das ist der Anzug. Und die Brust ist frei, und das Hemd war zu Anfang der Woche reingewaschen, und ein grünseidenes Band geht quer über Brust und Hemd, und der Kinn- und Schnurbart ist kaum ein Jahr noch alt. Und an sei-

ner Seite geht, ihm an Allem ähnlich, ein Zweiter, denn ein echter Studiosus wandert nie allein. „Bruder, deine Schöne heißt?“ — „Susanna!“ — „Susanna soll leben!“ — „Sie lebe, lebe hoch!“ So johlen sie, dann pflücken sie Blumen und werden schier ernsthaft, dann verfolgen sie eine Ringelnatter, dann fechten sie gegen einander mit den Stöcken, dann rufen sie sich bei ihren Kneipnamen, und dann johlen sie wieder — aber weiter — nein, weiter kommen sie nicht. „Servus, Servus!“ rufen sie uns zu und fragen nach dem nächsten Bierschanke.

Und ein alter Mann, ein grauer Mann sitzt an einem Schuttsteinhaufen. Er starrt nur so vor sich hin auf die Wegleiste. Was mag er denken? etwa den Wunsch, daß ihn ein mitleidiger Wagen in die Herberge beförderе, oder daß diese Steine Brot wären? Wie er unser Nahen bemerkt, erhebt er sich mühsam, zieht den Hut vom Kopf und murmelt: „Ein alter, siecher Mann bittet gar schön, um Gottes Willen!“ Und das ist der Gruß. Und unser Dank? Eine kleine Münze nur; jedoch, ich wollte, ich wäre reich an Gold, dem Gruß zu danken.

Dort, seht ihr's wohl? — dort eilt ein Mädchen hin. Als sie uns sah, wollte sie vom Wege abwärts biegen, aber es schien ihr zu spät, wir hatten sie doch schon bemerkt. Sittsam und ganz schüchtern schleicht sie heran, nur einen flüchtigen Blick wirft sie nach uns, dann schlägt sie die Augen nieder über ihrem halb gehobenen, züchtig verhüllten Busen, über ihre schmale blaue Schürze und das mäßig kurze Röckchen. Und die Hände mit den kurzen Leinwandärmeln versteckt sie hinter die Schürze. Wie die reichen Haare

nett zurückgekämmt und geflochten sind! wie ihr Gesichtchen glüht! — Welchen Abendgruß wird sie uns spenden? — Sie trippelt, daß sie schnell und sicher an uns vorüberkommt, und blickt immer zu Boden und — grüßt uns gar nicht. Und wenn wir ihr zehnmal zurufen: „Guten Abend, schöne Maid! warum so eilig?“ — sie dankt uns nicht, sie ist vorüber.

Und so sind wir wieder allein auf der Heeresstraße und wir sehnen uns an's Ziel, an die heimatliche Schwelle, wo allein uns jener Gruß entgegenklingt, den wir draußen in der Welt nirgends gehört, der traute Gruß: „Willkommen!“

Fuhrknechte und Postmeister.

So war in der guten, alten Zeit, die Fuhrleute berichten die Welt und die Wirthshäuser.

Da fuhren sie durch das Land mit ihren schweren, ruhenden Rossen, mit ihren ächzenden, knarrenden, hochgespeicherten Wägen, sie hatten kurze Lederhosen und hohe Juchtenstiefel; im Winter trugen sie lange Pelze, im Sommer blaue Kittel, im Winter fluchten sie und im Sommer auch.

Wenn er so dastand der Fuhrknecht, hochgerötheten Antlitzes, die Peitsche in der Hand, und wenn er gar schrie und den Riemen knallen ließ, so war Einem zu Muthe, als offenbare sich der Weltgeist. — Sie fuhren Korn herein, sie fuhren Eisen hinaus; sie kannten

Jeden Wirth und jeden Wein
Und jedes Wirthes Töchterlein!

Die Wirthe waren von den Fuhrleuten gut bezahlt und auch nicht selten gut durchgeprügelt worden.

Auf dem Lande waren sie so höflich wie in der Stadt, und in der Stadt so grob wie auf dem Lande. Daheim waren sie überall, heute in den ungarischen Pußten, in einigen Wochen in den salzburgischen Bergen; dann auf

dem steinreichen Karst und bald darauf wieder in den mährischen Ebenen.

Mochte sich der Fuhrmann auch dunkel erinnern an seine etwa steierische Abstammung, so war ihm deshalb der Staub der steierischen Landstraßen nicht theurer, als jener der anderen, durch den seine Räder rollten. Er sagte „Du" zu jedem Wagner und zu jedem Schmied im ganzen Lande, und wenn ein wandernd Mägdelein die Straße daher kam, so sagte er ebenfalls Du zu ihm und lud es ein auf den Wagen.

Auch lebte der Fuhrmann in inniger Brüderlichkeit mit all' seinen Kollegen. Die Pferde waren nicht immer von demselben Geiste beseelt, sie thaten sich beim Ausweichen gegenseitig gerne allerhand Feindseligkeiten an und kamen dadurch in manche Verwirrung mit ihren Strängen und Halftern; zuletzt verhäkelten sich in solchen Momenten gar die Räder verschiedener Wägen in einander. Da blieben freilich die Fuhrknechte nicht müßig, sie schrieen und fluchten und balgten sich durch, weil Jeder dem Andern die Schuld an der Verwirrung zuschrieb.

Auf bestem Fuße stand der Fuhrmann mit seinen Rossen; der Trog vor dem Wirthshause mußte so pünktlich und wohlbereitet dastehen wie der Tisch drinnen. Seine Pferde waren aber auch sein Stolz: seine Gespräche drehten sich nur um diese, außer der Pferdewelt gab es für ihn eigentlich sonst nichts als Chaos. Gerne ließ er seinen Pferden heimlich etwas ganz Besonderes beikommen, das die Thiere gar frisch und lebendig und übermüthig machte; er mischte ihnen täglich ein ganz klein wenig von einem schneeweißen

Pülverchen unter das Futter, und das that die vortheilhafte Wirkung. Dieses Pulver war Arsenik. Das war nichts Ungewöhnliches und mancher Fuhrknecht trieb das noch weiter: „Wenn das Ding die Pferde frisch und lebendig und übermüthig macht, so wird es wohl auch die Menschen frisch und lebendig und übermüthig machen;“ — er nahm selbst ein Stäubchen täglich von dem weißen Pulver, und wenn er eine Liebste hatte, so rieth er auch ihr, ein Gleiches zu thun — und nun war er sammt Pferd und der Liebsten frisch und lebendig und übermüthig. Es gibt noch heute im Volke solche Arsenikesser, die diesem Gifte, mäßig genossen, obgenannte Wirkungen zuschreiben.

Das Fuhrwesen war gar einträglich; wurde auch viel durch die Gurgel geschwemmt, so blieb dennoch viel übrig. Der alte Fuhrknecht baute sich ein Haus, richtete sich ein Handelsgeschäft ein und seine Pferde und Räder bewegten sich auf allen Straßen. Mancher der Fuhrleute wurde auch Aristokrat; er wurde Postillon — das Postwesen war die Aristokratie der Fuhrmannswelt.

Das war dann freilich wieder was Anderes; da war die glänzende Kutsche, da war die Uniform, da war das Posthorn. Der Postillon hat keine Gemeinschaft mehr mit den staubigen Knechten im blauen Kittel, — er verkehrt mit Herren, mit Grafen, mit feinen Frauen, er bekommt die Thaler und Zwanziger funkelnagelneu aus erster Hand! Er hat auch schon ein glattes, städtisches Benehmen eigen; er versteht den Ausdruck „Euer Gnaden“ bereits zu gebrauchen, wenn er zeitweilig auch aus der Rolle fällt. Und sein Beruf ist ein unsäglich wichtiger; er ist die Lebensader der

Länder und Völker, durch ihn gehen alle großen Weltereignisse, und manch stillminniglich Liebesbrieflein, das sich nicht in den großen Sack unter die Welthändel getraut, nimmt der Postillon noch ganz besonders in seinen Schutz, verbirgt es sorglich in seiner Brusttasche und die holde Adressatin muß es mit einem Küßchen loskaufen.

Diesen Kindern der Straße reiht sich noch eine dritte Gestalt an. Sie ist in lebhaftem Verkehr mit allen Wesen der Straße, aber sie ist erhaben über Alles — über ihr ist nichts mehr, unter ihr ist Nichtigkeit.

Der Postmeister.

Er ist die Macht, er kann sein, wie er will, kann sich geben, wie er ist, braucht das „Euer Gnaden" nicht zu sagen, kann in den Taschen klimpern, kann wohlwollend lächeln, kann fluchen und wettern, wie er will. Und wenn er fluchen und wettern will, so hat er dafür ein edleres Feld wie der Fuhrmann, er thut's nicht mit den Pferden, er thut's mit den Postknechten, mit den Reisenden. Er ist frei, sein Haus fällt nicht zusammen.

Er ist immer glatt rasirt und trägt sein grünes Käppchen; er hat auch schon graue Haare. Die Hände auf dem Rücken, spaziert er durch sein Hausweſen, und wenn der Postwagen herangerasselt kommt und die gerädterten Reisenden aus dem Kasten hervorkrabbeln, so steht er wohl an der Thüre und wirft durch die halb zugedrückten Augen einen Blick auf die armen Dinger, die nun in sein Haus torkeln und um das tägliche Brot bitten. — Da gibt es unter den Reisenden gar Leute, die anzüglich werden, denen die Selchsuppe und die paar Hörchen drin nicht recht sind,

denen das Rindfleisch zu wenig gesotten, der Braten zu sehr verbrannt; Leute, denen das Eßzeug nicht blank, die Bettwäsche nicht genug rein — unleidliche Gesellen, mit denen übrigens kurzen Prozeß zu machen das Dienstpersonale bevollmächtigt ist.

Der Postmeister selbst will sich mit solchen Leuten den Humor nicht verderben, er geht in seine Gemächer, pflegt der Ruhe. Am andern Morgen heimst er seinen Hut voll Zwanziger ein, der sich über Nacht gefüllt hat.

So geht es. Und da erzählt eines Tages ein Reisender: „Da draußen im Wienerischen bauen sie jetzt eine Eisenbahn."

Der Postmeister lacht auf; er hat das schon früher einmal gehört — eine Eisenbahn mit Dampfwägen wollen sie machen, die armseligen Leute da; ei, das wird aber was Rechtes werden — nicht zehn Klafter kommen sie weiter, wenn sie auch noch so gelehrt sind. Die Gelehrtheit zieht keine Wägen, dazu muß man Rosse haben!

Jetzt kommen die Leute gar über die Berge herein und ziehen Schnüre durch das Thal und stecken Stangen und Zeichen auf, kaufen Landstreifen an und hauen Baumreihen um, sprengen Felsen und schlagen gewaltige Brücken über Wässer und Abgründe. Dann am Abend, wenn sie in das Posthaus kommen, sind sie gar fein, lassen sich wohl bedienen und scherzen mit den Weibsleuten. Was wollen diese Leute in der Gegend? Sie bauen die Eisenbahn. Da kommen viele Hunderte fremde Arbeiter in Zwilchröcken und mit gebräunten Gesichtern und diese schaufeln und schieben und hämmern.

Auf der Landstraße ziehen die Fuhrleute, rasselt der Postwagen, knallen die Peitschen, schreien die Knechte wie vor und eh und der Postmeister lacht verschmitzt: „Laßt sie nur, das wird ein babylonischer Thurm!"

Da kommt ein schöner Morgen; da braust gewaltig die Dampfmaschine durch das Thal, da ziehen lange Reihen von hohen, riesigen Wägen, da pfeift die Lokomotive, da riecht Steinkohlenrauch — das Thal hat ein ganz fremdes Aussehen.

Im Posthause wird gekocht und geschmort; da bleibt mitten im Sommer der Postwagen aus, wie bei Schneeverwehungen, und er kommt nicht. — Auch gut, so werden das Bereitete die Fuhrleute essen. Aber siehe, diese wollen heute keinen Braten; nur ein klein Stücklein Rindfleisch verlangen sie; ihre Wägen sind leer, sie haben sich blutwenig verdient.

Der Postmeister lacht noch immer. — „Nun haben es diese Geschiedten so weit gebracht, daß der Schwarze sie und alle ihre Frachten zieht und schiebt; wird aber nicht lang dauern, so kollert der ganze Teufelsspuk schnurstracks hinab in die Hölle!"

So war es und so ist's anders geworden; aber viele der Herren Postmeister behaupten heute noch, das Eisenbahnsystem könne nicht andauern, und sie harren noch immer auf den Postwagen und auf die schweren, knarrenden Fuhrwerke. Andere sind vernünftig geworden und weiden auf den grünenden Landstraßen ihre Schafe.

Die Wallfahrer.

Seien wir duldsam, lassen wir ihnen die Freude, es ist ein viel größeres Vergnügen, als wir es uns, von außen betrachtet, vorstellen.

Die Dienstmagd legt jedesmal zu Weihnachten mehrere Groschen dafür zurück und spart jahrelang. Und wenn sie einst zwei Gulden beisammen hat, dann macht sie eine Wallfahrtsreise nach Mariazell. Es ist wohl weit hin, eine ganze Tagereise, selbst für Einen, der auf seinen „ersten Füßen" geht, und bis Eins zurückkommt, das dauert gar eine halbe Woche. Aber zwei Gulden, nein, die gehen für das, was der Mund braucht, doch nicht auf, und schlafen, du mein Gott, das thut man so auf dem Heu; nur der „Kiata", das für die Verwandten und Bekannten mit heimzubringende Zeller Angedenken und das Ablaßopfer in der Kirche, dasselb' frißt Geld, dasselb'!

Es kommt die Zeit und es wird bekannt in der Gemeinde: heuer zu Peter und Pauli geht die Pfarre Ringel mit dem Kreuz nach Zell. Und nun beginnt die Dienstmagd herzinnig zu beten, daß sie sich in der Wald- oder Feldarbeit doch nicht etwa einen Fuß breche, sondern daß sie ge-

sund bleibe und insonderheit, daß die Kuhlederschuhe halten bis zu jenen gebenedeiten Tagen und für die Wallfahrt.

Doch nicht allein von dem lieben Gott hängt die Zeller-Fahrt der Magd ab, sondern auch und fast mehr noch von ihrem Dienstherrn, der nicht einmal durch ein herzinnig Gebet zu erweichen, der durch Feierabend- oder Sonntagsarbeiten für den Zeitverlust zu Peter und Pauli entschädigt sein will. Dienstboten besitzen häufig Lämmer oder Schafe, die bei ihren Brotherren im Futter stehen und von denen sie ihre Socken und Wollenhauben gewinnen. Ist nun der Bauer auf keine andere Weise zur Abtretung der Wallfahrtstage zu bewegen, so gibt die Magd in Gottesnamen die Herbstschur ihres Schafes hin; zehnmal lieber geht sie durch den ganzen Winter ohne Strümpfe, als daß sie von dem „Kreuz" zurückbliebe, mit dem da die Pfarre Ringel ziehen Mariazell. Gehen ja doch auch so viele Andere und der Friedel geht auch. Man mag's wohl sagen, 's ist ja nichts Schlechtes, mit dem Friedel ist sie ein wenig bekannt.

Und so kommt endlich der Tag. Die Magd kann, trotz harter Tagesarbeit, schon Nächte lang nicht schlafen, sie gedenkt der seltsamen Dinge, die da kommen werden. Beten und singen wird sie laut zum Himmel hinan, und die Engel Gottes werden sie führen auf steinigen Wegen und in schauerlichen Wildnissen. Und dann ziehen sie Alle ein zur Mutter der Gnaden in Zell, und da hat Jedes in der Hand eine brennende Kerze und da klingen alle Glocken . .

Die Magd schwebt in einer gewissen Verklärung, wenn sie sich in die frischgeglätteten Wallfahrtskleider hüllt, lächelnd blickt sie nieder auf das tägliche Treiben im Hof.

— sie ist nun der Erde entrückt, sie verkehrt nicht mehr mit den Mägden und Knechten, sie geht mit den Engeln und Heiligen um, ihre Dienstfrau ist nun die Zellermutter. Einzig die Lentseligkeit, die Demuth verlangt es, daß sie bis zum Abziehen noch liebreich mit der Bäuerin ist, daß sie sich den Laib Weißbrot und die Krapfen, die ihr zur Wegzehrung bereitet werden, auf den Rücken ladet.

Noch näht sie die zwei Gulden sorgsam in einen wohlgesicherten Theil der Baumwolljoppe, dann empfehlen sich Alle in ihr Gebet und dann zieht sie von hinnen, der Pfarrkirche zu, in welcher sich die Wallfahrer versammeln.

Und mit lautem Sang und Klang, unter Glockengeläute ziehen sie aus, die Fahne voran, der Vorbeter in der Mitte, die Männer und Weiber, die Alten und Jungen durcheinander. Paarweise gehen sie nicht. Rosenkränze tragen sie Alle. Der Kaplan geht auch mit.

So wallen sie hinaus aus der Gemeinde und hin durch Flur und Wald, über Berg und Thal, und bedauern die Menschen, die da arbeiten müssen, oder wohl auch in schwarzglänzenden Herrenwägen mit zwei oder vier Pferden die Straße entlang vorüber schnurren. Sie meinen, kein Mensch auf Erden könne so glücklich sein als sie, die da durch die sommerliche Gotteswelt wallen. Und wahrhaftig, sie vergessen alle Noth und Plag' ihres armen Lebens.

Gebetet und gesungen wird schier auf dem ganzen Weg, das besorgt Alles der treffliche Rosenkranz und die geläufige Zunge; das Auge mag sich immerhin weiden an den fremden Dingen, wie sie daheim nicht zu finden sind, und: Gegrüßt seist du, Maria, voll der Gnaden, der Herr ist

mit dir — auch kurios, jetzt thun sie dort unterm Holzbirnbaum erst das Kraut anbauen, — und du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die — Frau Mutter, gebt uns leicht ein Krügerl Milch? Man meint, die Seel' muß man ausschwitzen in der vermaledeiten Hitz' da! —

Einkehren möchten Viele allweg, wenn sie an einem Wirthshaus vorüber wallen, aber der Vorbeter sagt: „Geht's, laßt's euch nicht anfechten, die Wirthshäuser hat allsammt der Teufel baut!" Endlich, wenn er selbst Hunger und Durst wahrnimmt, meint er: „Schau, da steht g'rad ein rechtes, das wird der Teufel nit baut haben, 's steht der süße Namen auf der Thür."

Die heißen Wallfahrtsgebete trocknen denn doch den Gaumen wohl aus!

Doch das mag man zur Ehre Gottes ertragen. Am wenigsten wäre ein ähnlicher Unfall zu verwinden, wie er dem Vorbeter von Sanct Irgen passirt ist.

Führt dieser unter dem Zeichen eines rothen Fähnleins seine Gemeinde einmal gen Zell. Von Gott dem Herrn mit einem behenden Mundwerk gesegnet, weiß er dieses im Gebete zur Ehre des Schöpfers wohl zu verwenden. Er betet mit aller Energie und nachhaltigem Ernste. Plötzlich, mitten im Gebete schweigt er mit offenem Munde. — Nu, was denn? wartet er auf gebratene Vögel? Und wie er stöhnt, und wie er die Augen verdreht! O Gott! — „Michel!" rufen sie, „was hast denn? wirst uns doch nicht sterben, mitten auf dem Kirchfahrtweg?" Der Mann steht da mit

offenem Mund und ſtarrt die Leut' an mit flehenden Augen. Da eilt der Kaplan herbei. „Michel!“ ſagt er und verſetzt ihm eine derbe Ohrfeige. Da athmet der Michel auf. „Vergelt's Gott, Hochwürden,“ ruft er, „jetzt, da hat ſich ſo auf einmal der Kinnbacken geſpannt und geſperrt, und glaubt hab' ich, 's iſt mein letzt's End. Das ſollt' man ſein Lebtag nicht meinen, daß auf dem Kirchfahrtweg gar die Ohrfeig' ein Glück iſt. Hochwürden ſind ſo gut geweſen, und ich ſag's: wenn Hochwürden auch einmal ſo in die Noth kommen ſollten, ſo iſt's mir ein' Freud' und ein' Ehr, und auf ſo ein paar Watſchen kommt's mir nicht an!“

Und endlich gegen Abend ziehen die Kreuzfahrer ein in die große dreithürmige Wallfahrtskirche zu Zell. Sogleich wollen ſie die Beichtſtühle aufſuchen, doch noch früher werfen ſie ſich auf die Kniee und rutſchen auf denſelben dreimal um den Gnadenaltar. Unſere Magd wohl auch. Reiche Leut' freilich wohl, die können ſich neue Schürzen und Unterröcke kaufen, unſere arme Magd aber rutſcht aus Erſparungsrückſichten auf bloßen Knieen. Die großen breiten Steine thun ihr gar nicht weh, wo aber ſo ein kleines, ſcharfes Sandkörnlein liegt, da möcht' ſie ſchier zuſammenſinken. Doch ſtarkmüthig verwindet ſie den Schmerz, nur Maria ſieht ihr Weh, ihr ſei es geopfert. — 's wär' gut, wenn's ein wenig ſchneller ginge, denn ihr auf der Ferſen nach rutſcht der Friedel. Der armen Magd wollen beunruhigende Gedanken kommen, ob Erſparungsrückſichten hier doch wohl am Platz; aber ergeben, wie ſie iſt, überläßt ſie Alles der Gebenedeiten auf dem Gnadenaltare.

Nach dem Rutſchen flüſtert der Burſche der Magd

in's Ohr: „Ich denk', Kathl, wir gehen erſt morgen zur heiligen Beicht."

„Ich denk' auch, Friedel."

Und wenn ſo die Eingangsandacht vorüber, verſammeln ſich die Wallfahrer in einem Wirthshauſe, laſſen ſich ein wenig Wein und eine Waſſerſuppe auftragen, verzehren dazu einen Theil ihres mitgebrachten Brotes und ſuchen dann bald ihr Lager auf dem Heuſtadl. Geraucht darf auf dem Stadl nicht werden, Jeder hat ſeine Pfeife beim Wirth abgeben müſſen. Zum Einſchlafen iſt's auch nicht ſo ſchnell auf fremder Liegerſtatt — kriechen ſie denn noch eine Weile im Heu umher, und finden Manche zuletzt gar nicht mehr zurück zu ihrem Lager. Dem Friedel geht es nicht beſſer.

Unſerer Magd iſt ſo unſäglich eigen und wohl; das iſt ja die erſte Nacht in Zell. Sanft iſt ſie während des Abendgebetes eingeſchlummert, und nun hat ſie ein holdes Traumgeſicht.

Am nächſten Tage verrichten ſie ihre Wahlfahrtsandacht, beſichtigen die Kirche und kaufen ſich Zellerangedenken.

Noch wird viel gebetet und gelacht und anderes Zeug getrieben, dann ziehen ſie wieder der Heimat zu, ſtecken die Fahnenſtange an ihren Eiſenhaken in der Pfarrkirche und kehren zurück in die graue Einförmigkeit ihres täglichen Lebens, in welchem das Ereigniß, die Wallfahrt nach Mariazell, noch lange beſprochen wird.

Wohl wäre auch von ungemüthlicheren Kreuzfahrten zu erzählen. Vor kaum zehn Jahren machte ein Weib aus dem Feiſtritzthale eine Wallfahrt nach Mariazell auf Glasſcherben,

die es sich in die Schuhe that, zum Behufe der Buße und Sündenvergebung. Andere gehen zu diesem Zwecke gerne barfuß, wieder Andere beschweren sich mit Steinen, werfen sich in der Wallfahrtskirche zu Boden und bleiben in ausgestreckter Stellung oft stundenlang wie leblos liegen.

Gegen diese Kreuzfahrer, dazu angethan, Volk und Religion zu verderben, sei unser Kreuzzug.

Die andern harmlosen Fahrer mögen ziehen einmal des Jahres nach Zell oder wo sie sonst was Sehens- oder Begehrenswerthes wissen; die geplagten Leutchen brauchen auch Erholung, haben auch den Drang, manchmal über ihre häusliche Umfriedung hinauszublicken, greifen sie auf solchen Wanderungen doch manches Nützliche auf, das sie erfolgreich in ihre Heimat verpflanzen.

Die Beichtgeher.

In der Pfarrkirche zu Bumshöfen wird es verkündet von der Kanzel: „Es beginnt die heilige Osterbeicht. Morgen Montag hat zu erscheinen das Viertel Vorderlucken, Dinstag das Viertel Hinterlucken, Mittwoch das Viertel Wasserkar, Donnerstag das Viertel Butterleiten, Freitag das Viertel Pechölkrug!"

Nicht jedes Ganze hat fünf Viertel, wohl aber die Pfarre Bumshöfen.

Es ist Sonntag. Beim Schmalzgruber in der Wasserkar sitzen sie beim Mittagstisch. Fragt der Bauer das Gesinde: „Nu, Leutl, wißt's nichts Neues heimzusagen?"

„Wissen just g'rad auch völlig nichts. Predigt hat der Pfarrer rechtschaffen schön und All' hat er's wieder troffen. Ja, Bauer, und am Mittwoch ist unser Beichttag."

Das ist die Einleitung. Und am Mittwoch sehen wir schon zum frühesten Morgen Licht beim Schmalzgruber. Schier geheimnißvoll laufen die Leute herum zwischen ihren Schränken und hüllen sich in festliche Kleider; — dann noch ein Handtuch, ein Gebetbuch, einen Rosenkranz; — haben sie jetzt Alles? Die Sünden müssen sie noch aufladen, die sie seit der letzten Beicht (zum süßen Namen-Ablaß im Jän-

ner) begangen haben. O, die sitzen fest im Herzen und heute beginnen sie in diesem Neste gar lebendig zu werden, und das ist ein Klopfen und Anpochen hinter dem Brustfleck. Auf dem Herde bleibt es zu dieser Stunde dunkel und einsam: geht es doch zur Beicht und Communion — kein Gedanke an eine Morgensuppe, der Gedanke allein schon thäte den Magen verderben.

Michel heißt der Knecht, der nun einen gewichtigen Laib Brot in ein Tuch thut und sich ihn auf den Rücken bindet. So ziehen sie nun sittsam davon den stundenlangen Weg bis zur Pfarrkirche. Nicht in gottloser Paarung wandeln sie heute, wie sonst üblich auf dem Kirchgange, sondern Knecht mit Knecht und Magd mit Magd wohl sorglich gesondert. Schweigsam wandern sie dahin auf dem steinigen und gefrorenen Bußgang, die Zunge ist schwer, das Herz ist's noch mehr. Jedes ist eingekehrt in sich zur Erforschung des Gewissens. Die Nannerl schlägt ihr Auge nieder; dort vorne geht er, der Toni; sie darf ihn heute nicht ansehen, meiden und leiden muß sie, und gar verklagen muß sie ihn heute, den Toni.

So kommen sie zur Kirche, so treten sie ein, so stellen sie sich der Reihe nach, rechts die Männer, links die Weiber an den Beichtstuhl. Ein paar Diandln stehen noch gesondert in einem Winkel und berathen flüsternd, ob sie zum Herrn Kaplan gehen sollen oder zum Herrn Pfarrer; der Herr Kaplan ist halt gar so viel streng und der wird mit Einem völlig laut im Beichtstuhl, daß es gleich Alle hören sammt der Lehr' und sammt der Buß'; da möcht' man schier am liebsten neun Klafter tief in den Boden sinken.

Dann halten ſie wohl ihre Tüchlein an den Mund und obliegen der ſtrengen Erforſchung des Gewiſſens. Ob mit Gedanken, Begierden, Worten, Werken — und was und wann und wo und wie oft; an den Fingern iſt's abzuzählen. Und dort — beim Taufſtein ſteht der Toni.

Immer näher drängt es ſich dem Beichtſtuhle zu und endlich öffnet ſich der Schuber, ſchon iſt das Kreuz gemacht, ſchon iſt die offene Schuld gebetet und nun — nein doch, auch der Schriftſteller iſt zur Beobachtung des Beichtſiegels ſtrenge verpflichtet.

Das Beichtkind geht hin, verwahrt ſeinen erhaltenen Beichtzettel wohl im Buſen und zerknirſcht kniet es nieder vor dem Altare. Nun Reu und Leid und ernſtlicher Vorſatz. Demüthig ſchließt die Nannerl das Auge, aber dort bei der Fahnenſtange ſteht der Toni!

Sind endlich Alle von der Waſſerkar am Beichtſtuhl abgefertigt, ſo geht's an die Communion. Feierlich ſtill iſt's im Gotteshauſe, nur das Glöcklein ſchlägt an, und eintönig betet der Prieſter das „corpus domini nostri".

Die heilige Handlung iſt vorüber. Die Beichtkinder gehen noch zu allen Altären und beten vor jedem derſelben ihr Bußgebet. Erleichtert iſt das Herz und das Gefühl iſt in ihm: jetzt darfſt du wieder reden mit Gott, jetzt trag' ihm geſchwind dein Anliegen vor, bete um Geſundheit, bete für das Gedeihen deiner Arbeit, bete für deine Verwandtſchaft und für die verſtorbenen Eltern: bete um die Bewahrung vor der Höllenpein und bete um den Himmel; bete wohl auch für all' deine Freund und Feind, für Alle, die

dir Gutes und Uebles gethan, und — schau, dort beim Opferstock kniet der Toni!

So ist der Mensch und Mensch bleibt er nach wie vor der Beicht — und die von der Wasserkar kommen nach einiger Zeit alle wieder mit belastetem Gemüthe.

Von der Kirche geht es sittsam in's Wirthshaus. Unsere Schmalzgruberleut' setzen sich alle um einen Tisch, ein mächtiger Suppentopf wird aufgetragen und nun kommt des Michels Brotlaib zur Bedeutung. Anfangs sind die Gespräche leise und demüthig, — da kommen nach und nach unterschiedliche Flaschen und Trinkgläser auf den Tisch und da heben die Mägde schier ein wenig an zu kichern und spaßhafte Worte zu sagen, aber sie halten noch allweg das Tüchelchen vor den Mund. Die Knechte haben schon ein lauteres Gethue; sie trinken, stopfen ihre Pfeifen und trinken wieder — das lange Herumgehen mit nüchternem Magen macht halt gar so viel Durst und bis heim in die Wasserkar ist ein weiter Weg. Nu, Wirth, wie geht's denn dir alleweil? Hast keine Spielkarten da?

Die Mägde haben zu thun, bis sie einander endlich zum Aufbruche bewegen und dann geht's wieder heimwärts. Aber jetzt sieht der Weg schon kurzweiliger aus als am Morgen, und der Michel sagt zur Rosl: „Magst dich schon anhängen an mich, wenn du müd' bist, jetzt hab' ich den Brotlaib nicht mehr auf dem Buckel."

Und hinten drein gehen die Nannerl und der Toni und sie thun allweg „fingerhäkeln" miteinander.

Und daheim im Schmalzgruberhof erwartet sie eine fette Mahlzeit — geschmalzene Bretzeln, oder Nudeln, oder

gar Krapfen — und der Leib des Herrn hat sich nicht zu beklagen über Einsamkeit in seiner neuen Wohnung.

Der Schmalzgruber ist recht gemüthlich heute, nur fragt er Jeden um den Beichtzettel, denn diese Scheine muß er einsammeln und sie zum Schlusse der österlichen Zeit wieder an den Pfarrer abliefern. Diese Zettelchen, statistisch verglichen mit der Seelenzahl im Hause, geben dem Pfarrer den Beweis, ob beim Schmalzgruber Alles gut katholisch oder ob ein Heide darunter!

Der Groß-Jodl aber geht nicht in die Pfarrkirche zur Beichte, der bringt seinen Schein alljährlich von Dremelbach herüber. Die Begründung dazu gibt uns folgendes Geschichtchen:

Als der Groß-Jodl noch der Klein-Jodl war und beim Schmalzgruber als Schickbub verwendet wurde, hatte er einst drin in der Butterleiten beim Waldsteffel was auszurichten. Der Weg ist weit hinein und dem Schickbuben knurrt schon der Magen. Wie er beim Steffel durch die Lauben geht, sieht er auf dem Fensterbrett die Knödelschüssel von Mittag stehen, und nicht ohne Inhalt. Wär' mir nicht uneben, so ein Ding da, denkt der Jodl, werd' aber zum Botenlohn schon ein Stück Brot kriegen. Er richtet in der Stube seine Botschaft aus und blickt noch eine Weile auf den bräunlichen Laib, der auf dem Tische liegt. Der Steffel aber sagt nur: „Dank dir Gott, Jodl, laß dein' Bauern schön grüßen!" Still seufzend faßt der Kleine die Thürklinke, und wie er in die Lauben kommt, eilt er behende zum Fensterbrett, faßt einen Knödel, schiebt ihn in den Sack und später, wie er durch den Schachen geht, in den Magen.

Und als darauf der Beichtag kommt, erzählt der Jodl in tiefer Zerknirschung dem Kaplan die Geſchichte vom Knödel. Dieſer entgegnet: „Hörſt, Bub, was biſt denn du für ein Lump! Du haſt einen Diebſtahl begangen und ich kann dich nicht losſprechen.“ Da war der Jodl gar betrübt und er ging zum Beichtſtuhl des Pfarrers und erzählte wieder die Geſchichte von dem Knödel. Und der Pfarrer ſagte: „Mein Kind, das mußt du nicht mehr thun; wenn du Hunger haſt, ſo bitte die Leute um etwas; aber nur nichts eigenmächtig nehmen! Bete fünf Vaterunſer und fünf Ave Maria, daß dir der liebe Gott verzeiht, und ich ertheile dir die Losſprechung.“

Da war der Jodl ſehr glücklich, er betete ſeine Buße und kniete hierauf hin zur Communion. Und als der Kaplan die Handlung verrichtete und an den Knaben kam, rief er laut: „Weg da, Bub, gehörſt nicht hieher!“ und ging an ihm vorüber.

Weinend kam der Jodl nach Hauſe, und von nun an ging er nicht mehr zur Beicht in die Pfarrkirche, ſondern nach Dremelbach.

Er hat die Geſchichte ſpäter ſelbſt erzählt.

Der Lichtmeß-Sammler.

Wenn der Sittenschilderer mit besonderer Vorliebe verweilt bei dem Verhältnisse des Volkes zur Religion und zu den religiösen und kirchlichen Gebräuchen, und hier dann und wann eine ziemlich derbe Seite des Volkscharakters und der religiösen Anschauungen darthut, so geschieht das durchaus nicht in der Absicht zu profaniren, sondern einzig nur darum, weil gerade in diesem Punkte des Volkes Gemüth, Humor und Natürlichkeit im farbigsten Lichte sich zeigt.

Besonders ist dieses der Fall bei den Bewohnern entlegener Gebirgsthäler, deren Herzen schier mehr an dem Himmel hängen, als an der Erde, und die trotzdem ihre gewohnten irdischen Güter vor der Hand nicht gerne verlieren möchten um der himmlischen willen. Und diese Doppelzügigkeit bringt nicht selten wunderliche Erscheinungen hervor.

Wie bei den Christen überhaupt, so spielt in unserem armen Landvolke das Licht eine große Rolle. Ich spreche hier nicht von dem Lichte des Verstandes und der Wissenschaft, sondern von dem stillen Flämmlein der Oellampe und der Wachskerze. Abgesehen von den kirchlichen Funktionen, bei denen stets die Flamme glimmt als Zeichen des ewigen Lichtes, des Geistes Gottes und der göttlichen Liebe, zündet

der einsame Landmann bangend und vertrauend das Licht an, wenn Gefahr über seinem Haupte droht, und wenn das Unglück einkehren will in seine Hütte. In Stunden stiller Andacht, bei Elementarereignissen, in schwerer Krankheit und im Sterben starrt der Landmann in die röthliche Flamme der geweihten Wachskerze. Selbst bei Beschwörungen und Zauberformeln, wenn er, gedenkend alter Tradition, dann und wann noch welche versucht, muß ihm zu Schutz und Wacht ein geweihtes Licht zur Seite sein. Oel und Wachs ist nicht schuld, wenn Beschwörungen und Zauberformeln nicht zu dem gewünschten Zwecke führen, sondern lediglich nur die Weihe des neuen Priesterthums, die bei weitem nicht mehr so echt und heilig ist, wie die alte es war.

Die Feierlichkeit des Gottesdienstes in der Kirche hängt zum größten Theile nur von den Lichtern ab. Bei den stillen Messen der Werktage brennen am Altare außer dem ewigen Lämplein nur zwei Wachskerzen; bei dem Hochamte am Sonntage geht die Zahl der Opferflammen schon an die dreißig; zu den hohen Festen aber, und besonders zur Kirchweih und zum Jahrestag des Pfarrpatrones, da leuchtet es an allen Altären, an allen Wänden und Winkeln, an allen Bildern — und es wäre eine wahre Schande von einem Leuchter, wenn er an diesem Tage nicht seine brennende Kerze emporhielte, so wie sich auch kein Heiliger in dieser Beziehung eine Zurücksetzung gefallen ließe. Das thät' eine saubere Wäsch' werden, wenn z. B. der heilige Sebastian sein Licht nicht bekäme! Morgen und übermorgen wäre wahrscheinlich noch ein heißer Tag, am dritten Tag aber bräche ein Sturm los, ein Wolkenbruch, eine Ueberschwemmung,

wie seit Menschengedenken noch keine erlebt worden! Er ist ein guter Mann, der heilige Sebastian, aber wenn ihm von einer knauserigen Gemeinde das Seinige schnöde vorenthalten wird, so kennt er keine Rücksichten. Sanct Florian hat dieselben Grundsätze; wenn ihm die Leute seine Kerze verweigern, so zündet er sich selber welche an, und brennt ihnen der Reihe nach die Häuser nieder. Sanct Leonhard vergiftet in demselben Falle die Brunnen, daß eine Seuche kommt über Vieh und Menschen; Sanct Blasius schnürt den Leuten die Hälse zu, daß es schier auf das Ersticken ankommt; Sanct Apollonia ist besonders arg, anstatt die schmerzenden Zähne gelinde herauszunehmen, zwickt sie mit glühender Zange die Zahnnerven, wenn ihr in der Kirche das Licht vorenthalten wird.

Die Heiligen Gottes sehen es, nach dem Glauben vieler Menschen, darauf ab! Wenn die Kerzen in der Pfarrkirche durchaus nicht ausreichen, so ist es in Gottesnamen schon am besten, gleich den lieben Herrgott selber zu verkürzen; der gütige Gott rechnet es verhältnißmäßig noch am geringsten an!

Nun eine wirthschaftliche Frage: Wie bestreitet die arme, fondlose Pfarrkirche die kostspieligen Wachslichter?

Die Antwort hiezu ist die Naturgeschichte des Lichtmeß-Sammlers.

Es ist mitten im Winter, wenige Wochen vor dem Feste Maria Lichtmeß. Da tritt der Kirchenprobst von Sanct Jakob oder der Dorfrichter zur Thüre herein. Er zieht sonst in den seltensten Fällen den merkwürdigen breiten Filzhut vom kleinen Kopf; je nu, wenn er Kirchenprobst oder Dorf-

richter ist, so mag der Hut immer sitzen bleiben, wo er sitzt. Heute aber tritt er ganz demüthig in die Stube und hält den Hut fein höflich in den Händen — kommt er doch als Bittender, als Abgesandter von den Himmlischen eigentlich. Hören wir ihn selbst.

Hart an der Thür bleibt er stehen und sagt:

„Ich tret' heut' in euer Haus herein,
Und mein Eintritt soll gesegnet sein,
Denn ich komm' im Namen Jesu mein!
Der heilige Jakobi schickt mich in alle Häuser und Hütten,
Und er läßt mit Herz und Hand um ein Lichtmeßopfer bitten.
Wer ihm schickt fünf Groschen *), dem sagt er: Gott Lob und Ehr!
Und wer ihm schickt zehn Thaler, dem sagt er auch nit mehr!
Aber ein Lichtlein wird ihm brennen zu jeder Stund'
In unserer heiligen Pfarrkirche vor dem ewigen Bund,
Und ein Lichtlein wird ihm leuchten bis zum Todtenschrein,
Und ein Lichtlein wird ihm leuchten durch die Fegfeuerpein,
Und ein Lichtlein wird ihm leuchten in den Himmel hinein!"

Das klingt an und dringt ein! Allsogleich steigt der Hausherr in die Oberstube hinauf und man hört das Klirren der Kastenthür. Wenn der heilige Jakobi bittet, dann mag man wohl ein wenig tiefer in den Geldsack greifen, als die Finger lang sind. Bringt der Bauer denn einen ganzen Gulden, legt ihn in die Hand des Lichtmeß-Sammlers und sagt still ergeben: „Mit Gottes Will'!"

Der Lichtmeß-Sammler macht die Hand ehestens zu und ruft salbungsvoll aus: „Gott segne euch Haus und Hof,

*) Groschen, Thaler und Pfennige sind auch im österreichischen Volke übliche Ausdrücke.

Feld und Wald und Alles, was dazu bestallt! Gott Lob und Ehr', und es bedankt sich der heilige Apostel Jakobus!"

Dann naht die Bäuerin, und sich hold entschuldigend, daß sie nicht viel gefunden habe, überreicht sie ihr Schärflein.

Der Lichtmeß-Sammler lächelt freundlich, nimmt aber sogleich wieder die salbungsvolle Miene an und ruft: „Gott segne euere Kinder und euere Hühner, und er geleit' euch durch die Zeit und führe euch Alle ein in die ewige Freud'! Gott Lob und Ehr', und es bedankt sich der heilige Jakobus!"

Selbst zum Gesinde auf dem Felde ist die Nachricht gedrungen, wer da eingekehrt in das Haus, und in der Stube weilt. — „Ist wieder für drei Wochen mein ganzes Tabakgeld beim Teufel!" brummt der Knecht zu sich, aber er geht doch, sucht aus seiner Truhe Kleingeld hervor, thut in der Eile noch ein paar messingene Hosenknöpfe ohne Henkel dazu, und so verabfolgt er die Gabe dem Lichtmeß-Sammler.

„Gott segne," ruft dieser leuchtenden Antlitzes, „deine Müh' und Arbeit, dein Fasten und Rasten. Gott Lob und Ehr', und es bedankt sich der heilige Jakobus. Du schau, da hast einen Hosenknopf dazu gebracht!"

Nun kommt die Magd. Das Bewußtsein einer guten That ist ihr auf der Stirne zu lesen; und dennoch erröthet sie, wie sie so hintritt vor den, der da gesandt ist von den Himmlischen. Sie schlägt die Augen nieder, und erhebt sie zeitweise nur so viel, daß der Mann ihren kindlichen, unschuldsvollen Blick sehen kann. So bringt sie ihre Gabe dar, und der Lichtmeß-Sammler sagt: Gott segne — sag' an,

mein Kind, was willst du, daß dir Gott segne?" Und da die Magd züchtig schweigt, so fährt er fort: „Er segne dir dein Flachshaar im Kasten, Deine Leinen" — Die Magd unterbricht ihn jetzt, sie drückt ihm noch heimlich einen Silberzwanziger in die Hand und lispelt: „Das extra für eine gute Meinung. Ober meiner Kirchenbank im Winkel steht der heilige Kuliani. Er ist doch ein großer Rübenpatron*, aber kein Mensch denkt auf ihn, und er hat nit einmal ein Licht. Derbarmt mir rechtschaffen, der arme Hascher, und ich bin nit so, wenn ich kann, so helf ich gern. Das ist halt meine gute Meinung."

Der Kirchenprobst oder Dorfrichter schmunzelt — und jetzt weiß er nicht, wo sein Dank unterbrochen worden. Doch: „Leinen im Schrank. Gott sei Lob und Ehr', und es bedankt sich der heilige Jakobus!"

Da nun Niemand mehr nahen will mit einer Gabe, und da die Bäuerin auch keine Anstalten macht, dem Sammler ein gutes Lichtmeßkoch vorzusetzen, so rüstet er sich zum Aufbruche.

Wie er durch die Vorlauben geht, sieht er in einem Winkel das Ziegenmädchen stehen. Es ist barfuß, hat ein leichtes Leinenröcklein an; es will vortreten und sich gleichzeitig verstecken, es will den Mann ansehen und gleichzeitig das Gesicht gegen die Wand kehren; die Hände hält es hinter dem Rücken.

---

*) Sanct Kulian baut Rüben an; Sanct Kulian gibt jedem Mädchen einen Mann. (Sprichwort.)

„Was machſt denn da, du Kleine, du?“ redet ſie der Kirchenprobſt oder Richter an.

Da beginnt das Mädchen zu ſchluchzen. Einen Groſchen und zwei Pfennige hat es in der Hand; die Münzen ſind ganz warm und feucht, ſo lange ſchon hält ſie das Mädchen in der Hand. Es möchte auch gerne etwas geben zum Lichtmeßopfer, aber das iſt zu wenig, man lacht es damit aus, und die Heiligen machen gewiß finſtere Geſichter dazu; mehr hat es aber nicht. Nun, da der Mann das erſte Wort geſprochen hat, überreicht es zitternd die Münzen, und nun ihr gar eine auf den Boden kollert, duckt es ſich und kriecht mit bewunderungswürdiger Behendigkeit in alle Winkel, bis es ſie findet.

Der Mann iſt gerührt. „Und was ſoll dir Gott ſegnen, frommes Kind?“ ſagt er.

Das Mädchen liſpelt nach einer Pauſe: „Ich habe ein neues Paar Schuh und mein Mutterl!“

„So ſegne Gott dein neues Paar Schuh und dein Mutterl! Gott ſei Lob und Ehr', und es bedankt ſich der heilige Apoſtel Jakobus!“

So wäre es in dieſem Hauſe abgethan und der Lichtmeßſammler wandert zu einem andern.

Und wenn das Lichtmeßfeſt kommt, prangen in der Pfarrkirche auf allen Leuchtern friſche, hohe Kerzen, und gar der heilige Kulian hat die ſeine. Unter ihm in ihrem Stuhle ſitzt ſeine Gönnerin, die züchtige Magd, blickt mit innigem Auge abwechſelnd auf den heiligen Rübenpatron und gegen die Männerſtühle, und harrt mit Ergebenheit der Wirkung ihrer geopferten Kerze. Aber es vergeht Sonntag um Sonn-

tag, die Kerze trieft ab, und still, aber unaufhaltsam, wie das schleichende Schicksal, brennt sie nieder bis zum messingnen Leuchter. Die Magd aber sitzt jahraus jahrein an jedem Sonntag in ihrem Stuhle und — sie bleibt sitzen.

Erfreulicher erfüllt sich des Lichtmeß-Sammlers Segensspruch an dem Ziegenmädchen. Gott hat das neue Paar Schuh' besegnet, denn das Mädchen geht in demselben seinen Brautgang zum Altare. Und Gott hat besegnet das M[illegible]terl, das alte und das junge. Der Schwiegersohn von dem alten und der Gatte von dem jungen ist Dorfrichter und besorgt anstatt des alten Kirchenprobstes oder Richters alljährlich das Lichtmeßopfer.

Daß mittlerweile auch noch ein anderes Licht aufgehe in unseren Bergen, dafür gebe auch ich gerne meinen Groschen.

Der Bibelreiter.

Habet ein wenig Mitleid und Liebe, ihr Menſchen, mit dem armen, irren Weſen, von dem ich hier erzähle.

Der Mann iſt einer der Wenigen, welche in der fernen Zeit ihrer Jugend leſen gelernt. Andere haben, als ſie den Gebrauch des Pfluges und der Axt lernten, die Buchſtaben wieder vergeſſen, ſie kennen nur noch einzelne derſelben; ſie wiſſen zum Beiſpiele, daß das längliche Ringelchen o und der Stiefel mit dem Kopfe j zuſammen ſo viel heißt, als, was man bei irgend etwas Mißlungenem ſagt: oje!

Unſer Mann aber kennt alle Buchſtaben, ſie mögen deutſch oder lateiniſch, gedruckt oder geſchrieben ſein — er kennt ſie in der Geſtalt, er nennt ſie beim Namen, er liebt und verehrt ſie — ſie ſind ſeine ſteten Gefährten, ſeine Propheten. Er beſitzt ein Buch, ſein Großvater las in dem Buche, ſein Urgroßvater las in dem Buche — das Buch iſt ſo alt, wie die Welt, es iſt das Tagebuch Gottes, in welches er alle ſeine Werke und Gedanken und Pläne verzeichnet hat. Und durch den Geiſt Gottes hat das Buch den Moſes und die Propheten zum Verfaſſer, und die Richter

und die Könige des jüdischen Stammes, und endlich die Evangelisten.

Unser Mann ahnt nicht den Trug, der trotz all dem in diesen schwarzen Männchen, den Buchstaben stecken kann: er vertraut unbedingt auf die kleinen Wesen, wie sie, in Gruppen zusammengestellt, ihm allerlei vorschwatzen. Er weiß es nicht, daß das Buch ein Orakel gewesen, von jeher, welches im Geiste immer etwas ganz Anderes meint, als was es mit dem Buchstaben sagt; unser schlichter Mann merkt das nicht und geht in die Irre. Er sucht in dem Buche die Wahrheit und findet sie nicht; er will durch das Buch das Gute, und thut es nicht; und endlich kommt er in ein fieberndes Grübeln und der Begriff der wahren Sittlichkeit geht ihm verloren.

Wenn nun auch noch äußere Einflüsse auf ihn wirken, in der Art, daß andere Menschen sein Sinnen und Suchen theilen, oder zu Zeiten Naturerscheinungen seine aus dem Buche geschöpften Ansichten zu bestätigen scheinen, so wird der Arme, nach dem Besten Strebende, oft geradezu in das Verderben gedrängt.

Folgende kleine Geschichte, die sich in einem Alpenthale zugetragen, sei aus dem Leben des Bibelschwärmers ein Beispiel, wenn sein Loos auch selten eine so erfreuliche Wendung nimmt, wie es in dieser Begebenheit der Fall gewesen.

An einem Abende war's.

Sie saßen zusammen an dem Tisch und an den Spinnrädern. Sie spannen, aber sie sangen nicht dabei, wie sonst; sie führten stille Gespräche.

Der alte Schachinger blätterte in dem Buche der Bibel; las dann und wann einen Satz und blätterte wieder.

An der Ofenbank kniete ein alter Bettelmann, der verhüllte sein Antlitz und schluchzte und betete. Der Mann war wohl nicht mehr jung, aber noch bei Kraft, und er verstand das Schmiedhandwerk, aber er übte es nicht, er zog zerfetzt und verwahrlost von Haus zu Haus und bettelte und hungerte. Es waren ja die letzten Tage der Welt, wozu noch einen Streich auf den Ambos, wozu noch einen Nadelstich in seine zerfaserten Kleider? — ein Stern fällt vom Himmel und Alles ist aus! Alte Leute hatten es gesagt, im Evangelium stand es geschrieben und der neueste Kalender wies darauf hin — ein Stern fällt vom Himmel. Die Welt hat's arg genug getrieben seit Jahrtausenden her; in der letzten Zeit war gar der Antichrist gekommen und die Christen waren Heiden geworden. Schuldig war schier die ganze Welt. Der Schmied hatte ihr das schon in's Gesicht gesagt, verlacht und verhöhnt hat sie ihn, wie sie alle Propheten verlacht und verhöhnt hat. Nun war die Stunde da.

Der alte Schmied aber genoß in der Gegend den Ruf des Propheten. Zu Zeiten hieß es freilich auch, er sei ein Narr; dann sagte man wieder, er sei sehr schlau und spiele den Propheten nur, um das Bettelhandwerk ergiebiger zu machen. Ei ja doch! es waren schon Dinge eingetroffen, die er vorausgesagt hatte. Und nun sollte gar ein Stern vom Himmel fallen! Der Mann hatte das schon lange vorausgesagt und die Zeit war da.

„Prokopi, wie närrisch ging denn das her?“ redete die Bäuerin nach einer Pause den Bettler an, „ein Stern vom

Himmel — ja, ich weiß nicht, ich kann mir das völlig nicht denken. Und wenn auch, er wird doch nicht just auf ein Strohdach fallen?"

„O weh!" rief der Schmied aus, „die Allmacht Gottes ist groß! Meinst, Bäuerin, so ein Stern ist wie ein Schneeballen; ich aber sage dir: so ein Stern, bis er niederkommt auf die Erde, ist so groß, wie der ganze Kreuzberg und der Schachenhügel dazu! und dann platzt er erst auseinander und zündet alle Häuser und Wälder an mit seinem fürchterlichen Feuer, das nicht gelöscht werden kann von Wasser, von keiner Macht der Erde; Alles wird in Flammen stehen, die ganze Weltkugel wird glühen wie die Eisenklumpen in der Esse, und der Odem Gottes wird sein der Blasbalg dazu. O weh, Bäuerin!"

In diesem Augenblicke sprang ein junger Bursche auf, der bei den Knechten gesessen und der Sohn des Hauses war. Mit aufgestreiften Aermeln schritt er hin zur Ofenbank und mit einem grimmen Auge auf den fanatisirenden Mann, rief er: „Ob du gleich's Maul halten wirst, Schmied! Hinaus hau' ich dich! Wenn du in deine Schmiede nicht mehr willst, so scher' dich in den Narrenthurm, der bleibt stehen über deinen ganzen Weltbrand hinaus — ich steh' dir gut dafür! Meine Eltern aber, und unsere Leut' lass' in Ruh' mit deinem elendiglichen Geschwätz! Verstehst mich, Prokopi, oder verstehst mich nicht?"

„Bub', was ist das?" schrie jetzt der alte Schachinger dazwischen. „Wenn du auch meinst, du bist schon der junge Herr im Haus; aber den Prokopi lass' mir in Ruh'! Der Prokopi ist ein Ehrenmann, der was erfahren hat und was

weiß, du aber bist ein junger Lecker. Komm' mir nicht mit deinen Kalendern und Zeitungen; kleb' dir daraus eine Narrenkappe. Thätest zu Zeiten lieber ein Eichtl in die Bibel gucken, daß der Prokopi von dir kein so grob Unrecht mehr zu leiden hätt'. Nu, so schau her, Bub', da steht's: Die Sonne wird verdunkelt werden, der Mond keinen Schein mehr geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen! — Dann werden wehklagen alle Geschlechter auf Erden! — Da steht's! und du lachst! O Prokopi, ich hab' einen gottlosen Sohn!"

„Er wird zur Linken stehen und in die Finsterniß geworfen werden, wo Wehklagen und Zähnklappern ist!" rief der Schmied, stopfte sich dann ein Pfeiflein und rauchte.

Die Spinnräder schwirrten, die Knechte an den Bänken herum trommelten mit den Schuhen — der alte Schachinger brütete. — „Wenn die Noth so nah' ist, schmeckt mir kein Pfeiflein," murmelte er, „freilich wohl, der Prokopi hat ein gutes Gewissen, ich aber bin ein armer Sünder!"

Die Bäuerin trat zu ihm: „Geh' in's Bett, Alter; du bist zu Zeiten recht kopfschwach; du liest gottsrichtig zu viel in den Büchern."

„Wachet und betet, heißt es; gelt, Prokopi?" sagte der Alte bedeutungsvoll.

„Wachet und betet!" entgegnete der Schmied feierlich, und schmauchte mit der trägen Gleichgiltigkeit eines Stumpfsinnigen sein Pfeiflein.

„Wenn der Tag des Zornes kommt, heißt es weiter, so ist kein Entfliehen; schließe dich ein in dein Kämmerlein und bete!"

So sprachen die zwei alten Männer und die Spindeln schwirrten und die Knechte trommelten mit den Schuhen.

Da endlich die späte Abendstunde gekommen war, gingen sie zur Ruhe. Der Schachinger verschloß sich mit der Bibel in sein Kämmerlein; der alte Prokopi wurde auf den Stallboden gebracht; die Knechte und Mägde suchten ihre Betten auf.

Carl aber, der Sohn des Hauses, ging im Mondlicht dahin über Felder, und klopfte beim Nachbar an ein Fensterlein der hinteren Kammer. Er dachte längst nicht mehr an das Geschwätz der Alten von dem nahen Ende der Welt, er lispelte jetzt nur durch das Fenster: „Clara! Clara! bin schon wieder da!"

„Geh' weiter!" schmollte das Mädchen von Innen, „ich hör' dich nicht, ich schlaf'. Was gehst denn so närrisch um bei der Nacht?"

Auf das erwiederte der Bursche schalkhaft:

„Schau, Diandl, meine Schuah,
San von Fuchsleda g'mocht;
De gehn holt ka Rua
Und gehn aus ba da Nocht!"

Und nach Mitternacht war's. Die Bäuerin im Schachingerhof wachte auf. Da sah eine rothe Tanne zum Fenster herein. Auf der Baumgruppe zitterte ein Scheinen und Leuchten. Das Weib sprang auf, stürzte an's Fenster — „Jesus! ein Stern vom Himmel!" — Alles hell, rosig hell; das schnalzt und knattert, und auf den Dächern der Ställe und Scheunen flattern die blutrothen Fahnen. — „Auf, Leute, auf! es brennt das Haus!" ruft die Bäuerin.

Da stürzen halb entblößt die Mägde herbei, da laufen schreiend die Knechte über den Hof und gegen die Stallthür, um die Hausthiere zu retten; diese brüllen und wollen nicht aus dem Stall und rennen endlich wieder zurück in die Flammen. Der Rauch schlägt nieder, hoch in der dröhnenden Luft fliegen abgerissene Flammenfetzen und glühende Strohballen der Dächer. Da ist kein Retten mehr! Die Leute weichen zurück; mitten in Feuer und Rauch plätschert noch der Hausbrunnen. Da ringen Alle die Hände und rufen: „Helf' uns Gott, der jüngste Tag! Der Mond, o seht, wie er roth ist, und ein Stern ist vom Himmel gefallen. — Die Welt bricht zusammen und die liebe Sonne sehen wir nimmermehr!"

Da eilt endlich Carl herbei über die Felder. Unterwegs, wie er das Lodern und Flammen sieht, weit in der Runde die Gegend beleuchtend, denkt er: Noch ist die Hochzeit nicht so bald, ich muß früher das Haus aufbauen. — Wie er dann an die Unglücksstätte kommt, wo Alle rath- und thatlos jammern, da ruft er fast athemlos: „Wo ist mein Vater?" — Heiliger Gott, den hat Keines gesehen, der schläft wohl noch! — aber es brennt schon das Haus an allen Enden, über dem Eingang stürzt ein lodernder Balken nieder. Seht dort durch's Fenster, seine Kammer ist hell beleuchtet und er kniet vor dem Crucifix und betet! — Carl stürzt in den Rauch, noch rettet er eine Leiter — diese an's Fenster — mit einem Druck bricht er die Balken und die Rahmen — da steht er in der Kammer bei seinem Vater. Rauch qualmt herein von allen Seiten, durch die Decke schlägt schon das Feuer nieder. Der alte Mann kniet

regungslos auf dem Schämel mit krampfhaft zusammengepreßten Händen. Der Bursche reißt ihn an sich — da kreischt der Alte: „Gekreuzigter, schütze mich vor den Geistern der Hölle; ich wache ja, ich bete ja; ich schloß mich ein in's Kämmerlein zum Sterben! O, führe mich nicht in Versuchung!“

Carl aber faßte ihn mit kräftigen Armen, rang sich mit ihm durch das Fenster und schleppte ihn über die glimmende, schwankende Leiter.

Noch rief der Bursche den Leuten zu: „Wo ist der Schmied? Habt ihr den Prokopi nicht gesehen?“

In diesem Momente stürzte der Stallboden ein, auf den man den alten Mann Abends zur Ruhe gebracht hatte. Das war die Antwort.

Nach einigen Stunden leckten die Flammen nur noch auf dem Schutt und den kohlenden Balken zur Erde umher. Da sank der rothe, trübe Mond unter und im Osten stieg die Sonne auf. Da staunte der alte Schachinger und lachte und weinte.

Aus dem Schutte häkelte man die verkohlten Reste des alten Prokopi heraus; neben diesem lag das Stahlbeschläge seiner Pfeife, aus welcher der erste Funke des Brandes hervorgehüpft sein mochte.

So war der Schachingerhof niedergebrannt mit sammt der Bibel.

Carl wirkte und waltete, und bald stand das Gebäude wieder da, stolzer und zweckmäßiger als das alte. Anstatt der Bibel schaffte sich der junge Schachinger eine liebe Hausfrau, Namens Clara — mit schönen, großen, freundlichen

Augen. Dieſe Augen ſind ſeine Bibel; in leidvollen Tagen und in freudvollen Stunden ſchaut er hinein, und lieſt Troſt und Zuverſicht heraus und den Geiſt Gottes.

Was ſagt der Alte dazu? — „Ein Stern vom Himmel iſt dir gefallen, Carl!“ ſagt er, und der Mann wird wieder heiter. Seitdem ſein ſiecher Gedanke nicht mehr irrt in den Wirrſalen des geheimnißvollen Buches, lernt er jetzt in ſeinem hohen Alter noch leſen in treuen Augen und in dem menſchlichen Herzen.

Die Gotteslängnerin.

Am ersten Maitag, wer ginge da nicht in's Freie oder machte wenigstens zur Morgenstunde das Fenster auf, daß er Mailuft schöpfe! Aber ach, die armen Städter! Sowie sie kein reines Wasser, keine reine Milch, keinen reinen Sonnenstrahl haben, so bekommen sie auch keine reine Mailuft — geschwängert mit Staub und Dunst und den verschiedensten Dingen zieht sie zum Fenster und zur Lunge hinein.

Da hat sich's jener junge Wandersmann, von dem ich diese kleine Geschichte habe, besser angestellt. Schon in den letzten Tagen des April verließ er die Stadt und zog tief hinein in das Gebirge. In dem Dorffrieden eines Hochthales ließ er sich nieder. Und wenn gleichwohl auf den Firnen noch der Schnee lag und die trüben Gießbäche niederbrausten von Gestein zu Gestein, so begann doch schon das geheimnißreiche Weben im Walde und in der Au, und das Maßlieb kam hervor als erster Frühlingsbote, mit der Lehre, Alles das, was nun nachkommen sollte in holdester Lieblichkeit, mit Maß zu lieben, denn auch Giftpflanzen gebiert der Lenz und alljährlich bringt die Rose ihre Dornen mit — die Scholle dieser Erde thut's nicht anders.

Als im Dorfe die Mainacht kam, wurde vor den Fen-

stern eines Bauernhauses von den Burschen ein hoher, hochzeitlich geschmückter Maibaum gesetzt. Unser Wandersmann ruhte im kühlen Strohbette, aber als der Morgenstern aufstieg und als draußen der erste Fink sein „Zi zi" rief, erhob er sich und ging hinaus in das Freie, ging aufwärts über eine bethaute Wiese, gegen die steinige Haide, auf welcher die noch laublosen, weithin schimmernden Stämme der Weißbirken standen. Und als die Morgenröthe zu glühen begann, da war das Gestein und die Birkenhalde schier goldig zu schauen; und als die jungen Gräser, denen der Lenz bishin noch die Blüthen versagt, sich geschmückt mit Thauperlen — weil ja der erste Maitag war — da träumte jenen tollen Traum vom Glücklichseinwollen gar auch die Natur.

Der Wandersmann sog mit Wohlbehagen den erfrischenden Odem der Maien und schritt in stiller Freude dahin. Da sah er plötzlich auf einem Stein der Haide ein Weiblein sitzen. Es hielt sich fest an seinem Stock; die lichtgrauen Haare hingen lose hinab über den Nacken, um die Stirne hatte es einen grünen Augenschirm gebunden und der Strom der Zeit und wohl auch manche Thräne mochten die tiefen, zahlreichen Furchen gerissen haben über die blassen Wangen.

„Grüß' Gott, Mütterlein," rief der Wandersmann der armen Gestalt zu, „labt ihr euch auch an dem jungen Mai?"

„Uh, wer ist denn da?" entgegnete das Weib erschrocken, „nein, gar nit. Unsereins labt sich nit an ihm. Die alt' Mirz hat schon zweiundsiebzigmal den jungen Mai getrunken, und sie ist dabei doch alt und mühselig geworden. Und ihr seid auch schon auf, in aller Früh? ihr seid gewiß

auch ein Sonntagskind und wollt heut' hören, was sie sagen, die Vöglein in Lüften."

— Die Frau ist zuletzt gar irrsinnig, dachte sich der Wandersmann und wollte weiter gehen, das Weib aber sagte: „Ihr seid ein junges Leben, euch werden sie schon was Rechtes erzählen, die Vöglein in Lüften. — Wie das Kalb ein neues Thor so schaut ihr mich jetzt an, das werdet ihr, denk' ich, doch wohl wissen, daß am ersten Maitag die Vögel reden in der menschlichen Sprach' und daß sie ein Sonntagskind verstehen kann! Im ganzen Dorf ist kein Sonntagskind als ich, und darum bin ich heut' da heraufgangen — so armselig ich bin, aber ich will doch noch was wissen, und ich will heut' schon was erfragen da im Wald." Sie hob den Kopf und blickte unter dem Schirm hervor: „Ihr junges Volk habt' freilich leicht zu fragen: Ihr Vöglein in Lüften, sagt an, ob ein Bräutlein ich bekommen kann? Halt' ich Hochzeit noch in diesem Jahr? Und ist noch frisch das Kränzlein im Haar? — Schaut aber! Unsereins, dem das Grab schon offen steht, hat gleichwohl auch noch was zu fragen. Ich hab' all' mein Lebtag diesen Morgen nie so schwer erwartet als heuer. — Nun, jetzt hör' ich schon was."

Von der Dorfkirche herauf klang ein kleines Glöcklein.

Das Weib hob den Finger und lispelte: „Jetzt stirbt Einer! Nein, aber das ist auch ein spaßiges Fürnehmen, am ersten Maitag sterben, wenn die Vöglein aufwachen und die Welt wieder jung wird — das könnt' mir auch nit einfallen. Thät doch abwarten, was die Vöglein sagen. Halt ja, halt ja, der Tod geht auch zeitlich aus am ersten Maitag."

Die Alte faltete die Hände um den Stock und betete still. Der Wandersmann stand daneben, ihre Worte, voll Gemüthsinnigkeit und Humor zugleich, gingen ihm in die Seele.

Plötzlich schüttelte das Weib den Kopf, machte mit einer Hand eine abwehrende Bewegung und murmelte: „'s ist zum Donner hinein! man kann's halt nit lassen!" Und zu dem Fremden: „Betet ihr auch zu Zeiten? Nu ja, bei euch nimmt's mich nit Wunder, ihr seid ein junges Leben und meint, eure Freudigkeit thät' kommen vom Herrn. Was hab' ich euch gebetet von meiner Kindheit an bis auf den heutigen Tag! Aber — nit so viel," sie zeigte die Spitze eines Fingernagels, „nit so viel hat's geholfen. Ich bet' heut' noch, und ich kann's halt nit lassen — 's ist aus und 's ist vorbei. Ich dank's dem Herrgott gar nit, daß ich auf der Welt bin, er soll mir's lieber abbitten, daß er mich auf diese Erde gesetzt hat, just mitten hinein in den Schmerz und in die Pein! er soll mir's abbitten, ist gescheidter! Ach du meine Zeit, was hat mich diese Welt schon gemartert! Mit einem kleinen Zahnschmerz hat's angefangen in meinem fünften Jahre und dann ist's fortgangen, alleweil dicker und dicker, und heut' — zeigen sie mit Fingern auf mich. — Keinen Fehltritt hab' ich gethan mit meinem Willen, still hab' ich's tragen in mir, wie's auch druckt und geschnitten hat da drinnen. Gebetet hab' ich allweg — gebetet . . . . Was steht ihr denn so da neben mir? Red' ich denn zu euch? Geht eures Weges — geht nur."

Aber der Wandersmann ging nicht, er sprach einige Worte zu ihr, und sagte, daß, wenn sie sich durch Mitthei-

lungen etwa erleichtert fühle, er herzlichen Antheil an ihrem Geschicke nehme, und er frug sie daher, was sie mit obigen Worten wohl gemeint.

„Dasselb' hab' ich gemeint, was geschrieben steht in jedem Winkel der Welt," entgegnete sie bitter, „dem Blümlein auf dem Felde schneidet die Sense das junge Leben ab; und es hätte ein Recht zu leben wie der hundertjährige Baum daneben. Den Habicht schießt der Mensch von der reinen Himmelsluft herab, weil er ein Raubthier, er selbst aber, das größte Raubthier, lebt. So unterliegt das Schwache dem Starken überall und überall, und es ist keine Gerechtigkeit und es ist keine Fürsehung im Himmel und auf Erden. — Ich geh' dort dem Walde zu. Und weil ich heut' schon so weit mit euch bekannt worden bin, so mag ich euch wohl auch noch mehr sagen, vielleicht kommt's euch einmal zu gut. Immer Mai, du junges Leben, das wird sich auch bei dir nit zutragen. — Mein Großvater ist im Salzburgischen drüben ein vermöglicher Mann gewesen, aber lutherisch, und deswegen haben sie ihn hinaustrieben aus dem Land, und jetzt hat's geheißen: Bettelmann, helf' dir Gott! Ein elendes Leben hat er zu ertragen gehabt, aber er hat an seinem Glauben gehalten und ist gestorben. Seinen Sohn aber hat das Elend katholisch gemacht, und der ist wieder zurückkommen in's Gebirg', ist wieder wohlhabend geworden, und hat uns Kinder gut auferzogen. Aber meine Brüder alle drei haben zu den Soldaten müssen und sind erschossen worden in ihren jungen Tagen. Dann ist der Franzos kommen, hat uns Haus und Hof niedergebrannt, hat meinen Vater erstochen, und gleich darauf ist meine Mutter

gestorben aus Herzleid. Ich, eine junge arme Dirn'. Was wirst machen? Dasselb' hab' ich gewußt, wenn ich unter die Franzosen komm', so leid' ich Schaden an Leib und Seel'. Und so bin ich fort von dem Grabe meiner Mutter, und bin über die Alpen, und wie ich da in das Dorf komm', denk' ich: da stehst in Arbeit ein und bist fleißig und verdienst dir dein Brot, und du kommst mit Gotteshilf denn doch wohl fort. Fortkommen bin ich, dasselb' hätt' ich nit zu beklagen, und zuletzt ist gar eine Zeit kommen, wo der Zimmermann-Hansl zu mir gesagt hat: Mirz, ich hab' ein Häusl und ein G'schäftl, und jetzt brauch' ich g'rad noch ein Weibl dazu. Just mit denselben Worten hat er's gesagt. Ich hab' gemeint, der ganz' Himmel wär' niedergefallen auf mich, die arme Bauerndirn'! — mein Lebtag, den Zimmermann-Hansl hab' ich im Herzen tragen, und ich hab' mir denkt in meiner Einfalt: Wenn mir der lieb' Herrgott den Buben zukommen ließ! sonst könnt' ich mir nichts mehr wünschen auf der Welt. Der Hansl hat mich richtig geheirathet."

„Dasselb' getrau ich mir wohl zu sagen, so gut und so getreu im Herzen gibt es keinen Menschen mehr auf der Welt, wie mein Hansl gewesen. Aber das ist nit wahr, daß es ein rechtes Glück gibt im Leben, sonst hätt' ich's finden müssen. Wie ich den Hansl eine Zeit gehabt hab', da ist wieder ein neuer Wunsch kommen. Ihr wollt gar zum Lachen anheben? Ja freilich, das wißt ihr nicht. Ich aber sage, es kann kein größeres Leid geben, als wenn Eheleute, die sich lieb haben, keine Kinder bekommen. Gebetet haben wir und Wallfahrten verrichtet jahraus jahrein, und Wachs-

kerzen geopfert zur heiligen Maria auf dem Rehkogel. G'rad so viel wie nichts war's. Jawohl nichts. Und so sind wir all zwei nach und nach alt geworden und haben das Beten und Wallfahrten für diese Meinung eingestellt und haben zu einander gesagt: Müssen wir unser Haupt in Gottesnamen halt so zur Ruh' legen; aber wir wollen einander keine Schuld geben; der lieb' Herrgott wird's schon wissen, warum er nit auf jeder Haselnußstauden Haselnussen wachsen läßt. So sind wir siebenundzwanzig Jahr verheiratet gewesen und haben nach Recht und Gewissen gewirthschaftet, der Mann im Taglohn, ich im Häusl. Da nehm' ich's auf einmal wahr. Hansl, sag' ich, wie er nach Haus kommt, jetzt kann's sein. Was kann sein? fragt er mich noch — und richtig, in achtunddreißig Wochen d'rauf hat er's gesehen. So ein kleines Büblein haben wir bekommen. Eine Freud' war das — nit zu sagen. Ich hab' das Kind gewartet, hab' Tag und Nacht bei ihm gewacht, der Hansl aber hat sein Herzblut für ihn geben. Der hat mit seiner Axt gearbeitet vom frühesten Morgen bis zum späten Abend, daß er für den kleinen Anton was erwerbe. Seht ihr dort draußen im Thal das große Haus, wo just der blaue Rauch aufsteigt? Das ist vor zwanzig Jahren baut worden, und mein Hans ist der Baumeister gewesen. Einmal in der Abenddämmerung, als er noch die Dachlatten festnageln hat wollen, ist er ausgerutscht, ist herabgefallen auf den Steinboden — ist in drei Stunden d'rauf todt gewesen. Früher hab' ich den Mann gehabt, aber kein Kind, jetzt hab' ich das Kind gehabt, aber keinen Vater dazu. 's ist dem Menschen so aufgesetzt, denk' ich mir, druckst es hinab und nimmst

Salz d'rauf. Alles auf einmal kannſt nit zuſammenbringen auf der Welt. Das Beſt' iſt, du ſchauſt auf den Buben gut und ziehſt ihn auf, daß er was taugt für Zeit und Ewigkeit. — Und ſo hab' ich's than. Aufzogen hab' ich den Anton, brav iſt er geweſen allweg und die Leut' haben ihn ſo viel gern g'habt. Freilich wohl, Feind hat er auch gehabt, dasſelb' iſt richtig; mit Holzſteiner's Großknecht hat er ſich halt nit vertragen mögen. Und ich kann euch's auch wohl ſagen, warum; der Anton hat den Großknecht einmal erwiſcht, wie dieſer ſeinem Bauern Korn geſtohlen hat, und zuletzt ſind ſie gar wegen einer Liebſchaft recht über einander kommen. Mein Gott, wenn mein Anton das wiſſen thät, daß ſie in der heutigen Nacht der Magdalena einen Maibaum geſetzt haben! . . . Dort ſteht er unten neben dem Holzſteinerhof, iſt rechtſchaffen vornehm anzuſchauen."

Das Weib blickte wie träumend vor ſich hin und nickte mit dem Kopfe.

„Und euer Anton?" frug der Wandersmann.

„Mein Anton? Der iſt nit daheim. — Hab' ich nit geſagt, daß er allweg brav geweſen iſt, daß ihn die Leut' gern gehabt haben? Daß ſie ihn mir zum Soldaten nehmen, das Einzig' hab' ich gefürchtet. Wir haben aber ruhſam zuſammen gelebt in unſerem Häuſel, und der Anton hat die Magdalena ſchon halb und halb verſprochen gehabt. Halt ja.

Das iſt g'rad vor acht Tagen geweſen, gar ſpät am Abend. Ich lieg' ſchon friedſam und ſchlaf'. Hör' ich auf einmal Lärm. Beim Holzſteiner hat wer einbrochen, hat's geheißen; 's iſt Lärm in der Oberkammer, wo der Bauer

sein Geld hat. Die Leut' laufen gleich zusamm'; ich will auch geschwind den Anton wecken, daß er die Diebe fangen hilft, lieber Gott, der ist schon fort. Möcht's doch sehen, denk' ich, wie's ausgeht, und steh' auf und lauf' euch auch hin zum Holzsteinerhof. — Wärst lieber daheim blieben, alte Mirz! alten Leuten steht's nit gut an, wenn sie so fürwitzig sind."

Das Weiblein erhob sich und holperte dem Walde zu. Plötzlich wendete es sich wieder um gegen den Wandersmann: „Jetzt sag' ich euch schon das Letzt' auch noch: Meinen Anton haben sie herabgefangen aus der Oberkammer beim Holzsteiner. Nein, wie ich das gesehen hab': niedergefallen bin ich, und meinen alten Kopf hab' ich hineingeschlagen in den Erdboden. Mein Kind ein Dieb, ein Einbrecher — das Allerärgst' auf der Welt. — Geleugnet soll er's noch haben, der Lump! aber sie haben ihn fortgeführt zum Gericht hin und in das Gefängniß.

Das ist mein schöner Lebenslauf. — Dafür, daß ich zwanzig Jahre gebetet um ein Kind, daß ich meinen Mann verloren, daß ich den Buben groß gezogen hab' mit Lieb' und Fleiß, dafür das, das! — Jetzt thu' ich nichts mehr, jetzt glaub' ich nichts mehr. Genarrt sind wir Alle. Es ist nichts, das sich annimmt um den Menschen. Wenn ich jetzt fortlebe, so hab' ich Schand' und Schmach, und kann wohl noch für mein Söhnlein den lichten Galgen erleben, und wenn ich heut' in's Wasser geh', so hält mich Niemand auf. Ehrlos ist der grüne Wasen, unter dem ich schlafen muß; andere haben nach dem elenden Leben doch ein ehrliches Grab. — Fremder Mann, ich hab' euch meinen Lebenslauf

erzählt, ſagt mir jetzt, bin ich denn wirklich ſo ſchlecht geweſen, daß es ein ſolches End' nehmen muß? Nit? nit ſo ſchlecht, meint ihr? Und da ſchreien ſie von einer Fürſehung! — Schläft ſie leicht? oder hat man ſie auch eingeſperrt? 's iſt Schad' um jede Stund' und das reut mich meiner Tage, daß ich dem Anton ein Wort von Gott geſagt hab'. Gott iſt unſichtbar und der Himmel iſt blau, daſſelb' iſt richtig. Aber, Jeſus und Maria, glauben kann ich's völlig nit, daß mein Sohn doch was Unrechtes im Sinn gehabt hat. Alleweil ſo rechtſchaffen iſt er geweſen und gut, und jetzt fangen ſie mir ihn ein! Nun geh' ich gar hinein in den Wald und warte, was heut' die Vögel ſagen, die werden von meinem Anton doch wohl was wiſſen. 's iſt der erſt' Maitag."

Welch' ein wunderliches Menſchenweſen! dachte der Wandersmann bei ſich, — ſie zweifelt an Gott und Vorſehung, aber ſie glaubt mit Zuverſicht an die Thiere des Waldes — daß ſie an dieſem Morgen die menſchliche Sprache ſprechen, wie das im Volke erzählt wird ſeit alten Zeiten.

Mühevoll humpelte das Weib am Stocke unter den hohen Bäumen hin und wand ſich durch das Tannendickicht; der Wandersmann blieb an ihrer Seite und war ſchweigſam.

Die Sonne ging auf und auf die hochragenden Wipfel fielen ihre röthlichen Strahlen. Die Vöglein ſangen zu tauſend Stimmen; ſie mochten ſich guten Morgen zurufen, ſich heitere Träume erzählen vom Winterſchlafe, mochten zum erſten Maitag einander erfreuen mit lieblichen Liedern —

für die zwei Menschen aber hatte keines auch nur ein einziges Wort.

Wohl setzte sich das Weiblein auf das Moos, legte die zitternden Hände in einander und horchte.

Und wirklich, durch das Dickicht hörten sie menschliche Worte. Es waren zwei Stimmen.

„Da in der Nähe müssen wir den Baum umgehauen haben. Wo der vermaledeite Schlüssel denn liegen mag? Beim Hacken muß ich ihn aus der Tasche gestreut haben.“

„Die Magdalena wird einmal Augen machen, wenn sie den Maibaum sieht vor ihrem Fenster. So einen hätt' ihr der jung' Lecker aus dem Zimmererhäusel wohl nit wachsen lassen. Hast es aber schlau gemacht, Großknecht, mit dem Anton. Wie bist eigentlich das Ding mit dem Brieferl recht angegangen?“

„Hi, das hat mir just keine paar Ochsen kost. Anführen hat sich der Gelbschnabel sein Lebtag gern lassen, das weißt. Wie du mir 's Brieferl mit der Magdalena ihren Handzügen geschrieben hast, daß er zu einer Unterredung mit ihr an demselben Abend spät in den Holzsteinerhof auf's Oberkammerl kommen soll — hab' ich ihm's zugeschickt. Er beißt gleich an und kommt, und lehnt, wie er meint, daß schon Alle schlafen, eine Leiter an's Haus und steigt hinauf und durch's offene Fenster in's Oberkammerl. Ich steh' schon unten in einem Winkel und paß'. Wie er d'rin ist, han' ich die Leiter um und mach' Lärm. So fangen wir ihn, und was er auch sagen mag, man glaubt ihm nichts, haben ihn ja bei der That erwischt. 's Brieferl hat er nit bei sich, die Magdalena ist nit da und so machen wir's kurz und

laſſen ihn abführen. Und das war auch der zahlende Tag von wegen der Korngeſchichte damals. Jetzt iſt mir der nit mehr im Weg, kommt ſobald nit heim und derweil hab' ich Hochzeit mit der Magdalena. — Ei, ſchau, da liegt ja mein Schlüſſel!" —

Die Stimmen verſtummten, Schritte entfernten ſich.

„Habt ihr's gehört?" ſagte der Wandersmann zum Weiblein.

Dieſes hielt die Hände vor das Antlitz und brach in ein heftiges Weinen aus. „Ihr habt es auch gehört, das waren die zwei Knechte vom Holzſteinerhof," rief ſie endlich, „ihr ſeid mein Zeuge, und jetzt kommt mein Anton wieder heim und jetzt hebt für ihn und für mich ein neues Leben an. Dir aber, o Herrgott im Himmel, bitte ich meine Sünden ab und dir dank' ich bis zur letzten Stunde meines Lebens für deine Fürſehung!"

Der Wandersmann führte das Weiblein am Arm. Sie gingen dem Dorfe zu, ſie gingen zum Hauſe des Richters hinein.

Und die Vöglein des Waldes ſangen zu tauſend Stimmen.

Drei Brüder.

In einem reich geſegneten Gebirgsthale der Steiermark ſteht ein großer Bauernhof. Hinter demſelben auf einer Anhöhe erhebt ſich ein Kirchlein, auf deſſen Thurm ein zweifaches, rothangeſtrichenes Kreuz prangt; neben dem Kirchlein ragt aus dem Moosgrunde ein grauer Stein empor, in welchem die Worte eingemeißelt ſind: „Gleiches Recht für Alle!“ Weiter unten am Bache aber ſteht eine große Schmiede, da hämmert und pocht und klingt und ſchrillt es, und zur Nachtzeit ſtieben aus den Schornſteinen Funken empor, wie aus den Kratern der feuerſpeienden Berge.

Im Bauernhof konnte man vor etwa dreißig Jahren drei friſche Knaben ſpielen ſehen, wobei das Merkwürdige war, daß jeder ein anderes Spiel hatte. Der eine ſchnitzte gerne Holzkreuzchen, ſteckte ſie in den Boden und ſang dazu das Kirchenlied: „Laß' dein Leiden und Beſchwerden, Jeſus, uns zu Nutzen werden!“ Der andere trug Steinchen zuſammen, ſtellte zum Hausbrunnen ein Rädchen und ſagte gerne die Worte: „Immer friſch mit Hammerſchlag, geht das Rädchen Nacht und Tag!“ Der dritte aber warf kleine Hölzchen oder Papierſchnitzel empor und es ärgerte ihn allweg, daß

die Dinge in der Luft nicht hängen blieben, ſondern immer wieder zu Boden fielen.

Die drei Knaben waren Brüder; der eine mit dem Kreuzchen hieß Iſidor, der andere Jakob und der dritte mit dem Luftſpiele hatte den Namen Robert. Dieſen Letzteren ließ der Vater, der Beſitzer des Hofes, als die Jahre herankamen, auf ſeinen Wunſch ſtudiren. Der Jakob lernte ein Handwerk und zog eines Tages luſtig fort in die Fremde. Iſidor aber blieb zu Hauſe, war in Allem ſehr genau und gewiſſenhaft und hielt ſich am liebſten ferne von allem Treiben der Welt und wurde nach dem Tode des Vaters Beſitzer des Hofes. Iſidor war ſehr gottesfürchtig, er ging täglich in die ziemlich entfernte Kirche, verrichtete häufig Wallfahrten und wenn in der Umgebung irgendwo eine Jeſuitenmiſſion war, ſo wohnte er ihr andachtsvoll bei. Auch hielt er feſt an die alten Gebräuche und Ceremonien und an die religiöſen Uebungen der Vorfahren, denen er mit aller Gewiſſenhaftigkeit nachkam.

Iſidor hatte die Gewohnheit, zu Allem, was er anfing und verrichtete, die Worte „In Gottesnamen!“ zu ſagen. Er rief z. B. ſeinem Mühleſel zu: „Hi, hi, in Gottesnamen!“ oder er ſagte ſich am Abend: „So, jetzt leg' ich mich nieder und ſetze die Schlafhaube auf in Gottesnamen!“ Er trug zu dieſem Worte das größte Vertrauen und meinte, es könne in ſeinem Hauſe nichts Uebles geſchehen, wenn er Alles in Gottesnamen angehe.

Wenn dann und wann aber doch was Uebles geſchah, wenn Lawinen über ſeine ſteilen Felder gingen, wenn in ſeinem Viehſtande eine Seuche einriß, oder wenn ſonſt Arges

im Anzuge war, ſo ſagte er ruhig: „Meinetwegen, ich überlaſſe Alles dem lieben Gott, und der wird's ſchon recht machen.“ Als einmal ſein Weib ſehr gefährlich erkrankte, ließ er keinen Arzt holen; „'s wird ſchon geſchehen,“ meinte er, „wie's ihr aufgeſetzt iſt. Die Zeit ſeines Todes iſt dem Menſchen ſchon beſtimmt von ſeiner Geburt an, da mag man ſagen weiß oder ſchwarz und da mag man thun ſo oder ſo — der Menſch lebt, ſo lang's ihm angeboren iſt, und er ſtirbt, wenn ſeine Zeit aus iſt.“

Und ſein Weib ſtarb. Als ſich hierauf Iſidor vor Gericht vertheidigen mußte, weshalb er die Kranke keiner heilſamen Pflege unterzog, brach er in ein Weinen aus und ſagte, Gott habe das Unglück zugelaſſen. Aber er wolle nun heilige Meſſen leſen laſſen und Alles geduldig leiden, auch der Heiland ſei vor Gericht geſtanden und habe ſein Kreuz mit Sanftmuth ertragen.

Der Hof war reich und angeſehen, als ihn Iſidor von ſeinem Vater übernahm; nun ging es abwärts. Die Arbeiten blieben zurück und wurden leichtſinnig verrichtet, die Dienſtboten waren mürriſch, weil die Pflege und der Tiſch ſchlecht beſtellt war. „Der Weg zum Himmel iſt ſteinig,“ ſagte Iſidor, „und die Himmelsthür iſt ſchmal, da muß Einer gar dünn ſein, der hinein kann.“ An den Abenden, wenn das Geſinde nach dem langen Tagwerke ſich zur Ruhe ſehnte, mußte es noch eine Weile in der Stube bleiben, und der Bauer las vor aus Cochem's „Leben Chriſti“ oder betete laut einen Roſenkranz.

Auf der Anhöhe hinter dem Hofe ließ er eine Kapelle bauen und den Altarſtein dazu verkaufte ihm ein fremder

Geschäftsmann als „eine Platte aus den heiligen Steinbrüchen von Jerusalem“ gegen eine hohe Summe. In den Thurm der Kapelle ließ er ein Glöcklein hängen und die Weihe und den Segen dafür bestellte er direkt beim heiligen Vater in Rom. Wenn im Thale eine Feuersbrunst, oder eine Wassernoth war, oder wenn ein schweres Gewitter heranzog, oder wenn von Kriegsdrang gesprochen wurde, so ließ Isidor stetig sein Glöcklein läuten, und er betete Tag und Nacht. Sonst that er nichts und er sprang auch nicht bei in Noth und Gefahr, sondern ließ immerdar den lieben Herrgott walten.

Da hörte man eines Tages, als wieder das Glöcklein klang, einen Jodler hallen vom Walde herab und lustig hüpfte mit Stock und Felleisen Jakob nieder über den Hang zu seinem Heimathause Er kam von der Fremde zurück und trug lange Locken und ein kurzes Bärtchen und aus seinen Augen strahlte Heiterkeit und Leben. Als dieser das hagere, fahle Gesicht seines Bruders Isidor sah, den er in behäbigem Wohlstand zu finden gehofft hatte, rief er erschrocken aus: „Ja kriechen dir denn die Wespen in's Nest? Du schaust ja aus wie ein Herrgott aus Haberteig! Hast leicht just einen todten Hund derschlagen?“

Isidor verwies dem Ankommenden solches Gebahren: „hast's auch nit Noth“ sagte er, „so durch den Wald zu lärmen, wenn das Glöcklein läutet. O, du schaust mir aus wie ein leichtes Blut: du Jakob, das sag' ich dir: denk an das Sterben! Das Himmelreich leidet Gewalt, mit deinem Jodeln und Springen magst nit hinein!“

„Geh, was du da zusammenschwätzest, entgegnete Jakob,

„an's Sterben hab' ich all mein Lebtag noch nicht gedacht, und wer jodelnd und ſpringend nicht in den Himmel kann, flennend und kriechend geht's noch weniger. Sind faule Geſchichten. Ich hab' mir nun die Welt angeſchaut, hab' den Hammer führen gelernt, und mir gar ſchon ein wenig was erwirthſchaftet. Jetzt kauf' ich mir das Nagelhämmerl da unten und arbeit' und arbeit' und leb' vergnügt wie der Prinz auf der Schäferau und nehm' mir gar noch ein Weiblein."

Iſidor ſchlug ein Kreuz über ſein langes Geſicht, aber Jakob that, wie er geſagt hatte. Er kaufte die kleine Nagelſchmiede und hämmerte luſtig darauf los und pfiff ein Liedlein dazu und aus dem Hämmern und aus dem Liedlein wurden ſchöne, ſchlanke, dunkelblaue Eiſennägel „zum Weltzuſammennageln, wo ſie einen Sprung bekommen".

Da kam einmal Stehſeppel's Grethl in die Schmiede: „Mein Vater läßt bitten um Nägel, der Sturmwind hat die Dachlatten herabgeriſſen!"

„So werden wir ſie halt wieder hinaufnageln, Diandl, halt, magſt mir nit ein wenig Blasbalg treten?" Grethl hüpfte luſtig auf den Tretbalken und da flammte und lohte es auf in der Eſſe, daß es ſauſte und brauſte; und da flammte und lohte es auch noch wo anders auf — in ſeinem Herzen — in ihrem Herzen. Hochzeit gab's! — Und über's Jahr ſchmiedete Jakob Nägel zum eigenen Gebrauch — zu einem Wiegelein.

Da kam einmal, als gerade ein heftiges Gewitter in der Gegend losbrach, Bruder Iſidor in die Schmiede und ſah ſich beim Eintritte vergebens nach einem Weihbrunnge-

fäß um, auf daß er ſich beſprenge. „Fährſt ja ein wahres Luderleben, Jakob," rief er, „mit einmal ein Weihwaſſer haſt da. Was haſt von deinem Arbeiten und deiner Luſtbarkeit allweg, wenn ſie dich in's Grab legen? Bet' lieber was und greif zu der Buß'! Zuckſt, wenn dir von deiner Eß eine glühende Kohle in's Geſicht ſpritzt; glaub' mir aber, das hölliſch Feuer iſt ganz anders heiß wie deine Eß!"

Der Bauer redete noch, als ein Blitz flammte und ein gewaltiger Donner ſchmetterte.

„Helf' Gott, beim Iſidor hat's eingeſchlagen!" hieß es draußen.

„Bei mir hätt's eingeſchlagen?" ſagte Iſidor langſam, „nu, ſo wird mir halt der Hof wegbrennen, 's iſt aber ein Wunder, ich hab' ja Wetterläuten laſſen. Ei ja, der lieb' Herrgott wird's ſchon recht machen, nur über ſeine Kinder ſchickt er Heimſuchung und mich freut's völlig, daß mich einmal ein Unglück trifft, kurz iſt das Leid und ewig iſt die Freud'."

Jakob war längſt fort und hinauf gegen den Hof geeilt. Dieſer ſtand indeß unverſehrt da, aber der Thurm der Kapelle brannte und die geſchmolzene Glocke floß an der Mauer herab.

Als das Feuer gedämpft war, trat Jakob hin zu ſeinem Bruder, der während der Gefahr abſeits in ein Gebet verſunken war, und rief entrüſtet: „Du biſt eine armſelige Kreatur!" „Weiß es," entgegnete Iſidor demüthig.

„Ein Taugenichts, ein Narr biſt, zu Allem unfähig, ſittlich verkommen, mißverſtehſt du dich und deine Beſtimmung und mißverſtehſt du deinen Gott. Du haſt dein Hab

und Gut nicht verſchlemmt und nicht am Spieltiſch verloren, du haſt auch nicht Almoſen gegeben in verſchwenderiſcher Weiſe, dich hat kein beſonderes Mißgeſchick heimgeſucht und du biſt dennoch aus einem wohlhabenden Manne ein Bettler geworden. Du haſt deine Hände feige und träge in den Schooß gelegt, haſt vergeſſen auf das Sprichwort: Menſch hilf dir ſelbſt, ſo wird dir auch Gott helfen. Ehrlos vergraben haſt du deinen Groſchen und biſt herumgekrochen in ſüßlicher Frömmelei und haſt in entwürdigender Selbſtſucht Tag und Nacht gebettelt und gewinſelt beim Herrgott für dein erbärmliches Ich. Das, Freund, iſt kein heiliges Leben, ſondern ein verwerfliches, bar aller Sittlichkeit. 's mag dieſer oder jener Heiliggeſprochene ſein ganzes Leben in der Einſiedelei verwimmert und genagt haben an Wurzeln und wildem Obſt; 's mag ein anderer neun Jahre auf einer Säule geſtanden ſein in Hitze und Kälte, 's mögen ſich Dieſe oder Jene feige hinter Kloſtermauern verkriechen und ſich kaſteien nach Möglichkeit; das iſt kein Verdienſt, dazu hat Gott die Menſchen nicht erſchaffen. Arbeit iſt das Heiligſte auf Erden, Arbeit kräftiget, läutert, reiniget uns, Arbeit fördert die Geſundheit und lindert das Herzleid, Arbeit tödtet die Leidenſchaft, die Selbſtſucht und macht uns beſſer, vollkommener. Wenn Arbeit kein ſo heiliges Verdienſt wäre, warum lohnt Gott den Arbeitſamen mit Geſundheit, mit Wohlhabenheit, mit Freude und Fröhlichkeit? und wenn müſſige Frömmelei kein Fehl, warum ſtraft ſie Gott mit ſteter Trübniß, Angſt und Unruhe?

Da entgegnete Iſidor, die Augen zu Boden ſchlagend: „Arbeit iſt ein irdiſches Verdienſt und wird deswegen

irdisch belohnt; Abtödtung und Buße aber ist ein himmlisches Verdienst und wird einst himmlisch belohnt werden."

Jakob erwiederte nichts, er ging in seine Werkstatt und hämmerte und pfiff das Lied: „Wunderschön ist Gottes Erde, und werth darauf vergnügt zu sein."

Und als es Abend wurde, holte ihn Grethl ab in sein Haus und er küßte glückselig sein Weib und er küßte sein Kind.

So ging es wieder eine Weile fort — abwärts im Bauernhof, aufwärts in der Schmiede. Da kam fast plötzlich eine andere Zeit. Die Menschen waren unruhig, es kamen fabelhafte Nachrichten in das entlegene Thal und mit den Schwalben kam eine Menge neuer Zeitungsblätter, und darin stand es, daß draußen im weiten Lande ein großer Sturm herrsche, daß sich die Menschheit befreien und wie es auf der Welt nun anders werden müsse. Die Nägel ginger nicht ab, aber bei Jakob wurde angefragt, ob er Schwerter schmieden wolle.

Da zog einmal ein verwahrlost aussehender Bursche durch das Thal, der war kein Soldat und kein Handwerksmann und kein Bettler und kein Bauer und kein „Herr" und er hatte doch von all' diesen etwas an sich. Die Leute schüttelten die Köpfe und sagten: „Diesen Menschen, man weiß nicht wo man ihn hinthun soll!"

Er ging Isidor's Bauernhof zu, klopfte dort an und sagte, er sei der Robert, der studirt habe und er besuche nun wieder einmal seine Brüder und Jugendbekannten und er wolle sie führen und reich machen.

„Weiche von hinnen, du bist der Verfluchte!" sagte Isidor.

„Geh' zum Teufel, du bist ein Strommer!" sagte Jakob, aber er führte den Bruder doch in sein Haus und gab ihm zu essen.

Neben der Kapelle des Bauernhofes ragte aus dem Moose ein grauer Stein empor, in diesen meißelte Robert die Worte: „Gleiches Recht für Alle!"

Bauern, die an dieser Stelle vorübergingen, blieben stehen, andere kamen eigens herbei und betrachteten den Stein, und frugen, was die Worte zu bedeuten.

Da strich Robert hastig seinen struppigen Vollbart, nahm eine wichtige Miene an und sagte: „Was sollen sie bedeuten, als das Glück der Völker, als Freiheit, Gleichheit! Bisher war keine Gerechtigkeit auf der Welt! Fällt es euch nicht auf? Viele Menschen sind bettelarm, viele wieder unermeßlich reich. Ist das nicht ein Fingerzeig? Hat die Erde nicht der Schätze genug für Alle? Und ist nicht Jeder mit demselben Anrecht auf die Erde geboren? Gleichheit und Theilung aller Güter unter allen Menschen, und Jeder hat genug und Keiner ist ein Bettler. Niemand ein Vorrecht. Wir brauchen keinen König; Jeder ist sein eigener König. Wir brauchen keinen Priester und wir brauchen keinen Gott. Der Mensch ist sich selbst genug. Unumschränkte Freiheit, Gleichheit, das ist heute zu erringen und das bedeuten die Worte: Gleiches Recht für Alle!"

Da horchten die Bauern und nickten sich beistimmend zu und besonders die Aermeren riefen: „Das ist die Erzwahrheit, gleiches Recht für Alle!"

Jetzt trat Jakob in den Kreis und sagte: „Ich habe nicht studirt, ich bin ein Handwerksmann, aber die Worte,

die hier in dem Steine ſtehen, müſſen was Anderes bedeuten. Gleichheit und Theilung aller Güter? Dann leg' ich meinen Hammer weg, ich bekomm' mein gutes Theil ſo wie ſo. Aber wer wird arbeiten? Und wenn auch, gibt es überall die gleiche Arbeit? Fordert jeder Beruf die gleiche Befähigung? Und hat das Talent nicht mehr Anrecht, als die Dummheit? Das wäre ja die höchſte Ungerechtigkeit, die gleich mit einem gewaltſamen Maſſenraub eingeleitet werden müßte. Anders ſteht die Sache. Dem Laſter Untergang, der Arbeit Segen, dem Verdienſte ſeine Krone. Jedem das Seine, das heißt: Gleiches Recht für Alle."

Die Bauern nickten ſich wieder beiſtimmend zu, Robert aber murmelte: „Auch dich wird er einſt entzünden, der heilige Geiſt der Zeit!"

Später, als ſich die Menge zerſtreut hatte und die beiden Brüder allein waren, faßte Jakob Roberts Hand und ſagte herzlich: „Bruder, du biſt auf falſche Wege gerathen. Wie du ſo vor mir daſtehſt mit deinen Grundſätzen, biſt du bereits in Acht vor dem Geſetz und vor dem geſunden Menſchenverſtand und der Untergang iſt dir unausbleiblich."

„Gleichviel," entgegnete Robert, „ſo gehe ich zu Grunde für eine heilige Idee und war ein Vorkämpfer derſelben, und endlich wird ſie doch ſiegen und zur That werden."

„Die Volksherrſchaft wird ſiegen, das ſteht geſchrieben überall, das ſteht in der Geſchichte, in der Natur, in der menſchlichen Seele: die Idee der Gleichtheilung wird aber nie zur That werden, das ſteht ebenſo geſchrieben in der Geſchichte, in der Natur, in der menſchlichen Seele. Robert,

unſer Vater ſandte dich in die Stadt, daß du was Rechtes lerntest und ein tüchtiger Staatsbürger würdest; welches Studium, welche Freunde haben dich auf ſolche Abwege gebracht? Beſinne dich noch, ich biete dir Arbeit und ein Daheim an in meinem Hauſe und wir ſprechen nicht mehr davon, du biſt mein Bruder."

„Alle Menſchen ſind Brüder. Freiheit, Gleichheit!" Robert ſprach's und verließ ſeinen Bruder und das Thal, und man hatte ihn nicht mehr geſehen.

„Dieſer Menſch iſt wohl gar der Antichriſt geweſen?" ſagte hierauf Iſidor einmal und bekreuzte ſich.

„Der Menſch iſt ſeines Schickſals Schmied," murmelte Jakob und hämmerte und hämmerte.

Endlich war die Zeit der Unruhen wieder vorüber; die nächſten Folgen derſelben hatten Jakob nachdenklich gemacht, weil ſie doch nicht zu Gunſten des Volkes ausgefallen waren, wie er vermuthet hatte. Aber er arbeitete ununterbrochen und ſuchte Halt und Heil in ſeiner Familie.

Endlich gingen auch die Nägel wieder ab und wegen ihrer Vorzüglichkeit kamen größere Beſtellungen aus allen Richtungen. Jakob nahm ſich Gehilfen, und weil dieſe in der kleinen Werkſtatt nicht Platz hatten, ſo baute er ein ſtattliches Werk mit vier Schornſteinen.

Anders ging's im Bauernhof. Iſidor trat die ganze Wirthſchaft ſeinen Gläubigern ab, nur dingte er ſich aus, daß er in der Kapelle, die er wieder mit Thurm und Glocke verſehen hatte, beten und läuten dürfe, ſo oft und ſo lange er wolle.

„So mag er's," sagten die Gläubiger, „er ist ein armer Teufel, ihm fehlt's im Kopf."

Nun war ihm wohl; nun konnte er immerwährend beten, denn er hatte ja sonst nichts zu thun und nichts zu denken; nun konnte er fasten allweg, denn er hatte ohnehin nichts zu essen. Jakob lud den Bruder wohl zu seinem Tisch, aber er kam nicht. Wenn er nicht in der Kapelle war, so konnte man ihm auf Wallfahrtswegen begegnen oder ihn auf Steinhaufen liegen sehen. Er sah verstört aus, er schluchzte oft und redete mit sich selbst: „Große Sünden hab' ich noch auf mir. Bei meiner ersten Beicht hab' ich verschwiegen, daß ich meiner Mutter einmal Butterbrod gestohlen und das Salz dazu; meine erste heilige Communion war also unwürdig. Mein Weib ist mir auch wieder erschienen in der letzten Nacht und hat mich angeklagt, daß ich sie hab' sterben lassen ohne Hilf'. Ich hab' mir allweg zu viel eingebildet auf meine Frömmigkeit und zuletzt ist's doch noch gefehlt mit mir, du heiliger Gott!"

So redete er und so kam er immer mehr in's Grübeln und Zweifeln. Und eines Abends gab das Glöcklein der Kapelle einen schrillenden Ton, aber keinen Klang, es war, als ob der Schwengel auf dem Metalle hin und her rollte — dann war es ruhig. Am andern Tag ging eine große Neuigkeit durch das Thal — der Isidor habe sich erhängt in seiner Kapelle am Glockenstrick.

So war das Ende und Jakob beweinte schmerzlich den unglücklichen Bruder.

Aber in seiner Werkstatt stoben nach wie vor die Funken und nun standen gar schon auch seine zwei Söhne an

der Esse und schwangen die Zange mit dem glühenden Eisenklumpen und waren frisch zur Hand im Lernen und Arbeiten. Und die Mutter schaffte im Haus und die Schwester im Garten und aus dem schwarzen Kohlenboden wuchsen Blumen und Rosen. Am Sonntag war es ruhig in der Werkstatt, da gingen sie in die Kirche oder saßen zusammen im kleinen Gartenhaus. Das junge Volk balgte sich zur Lust und beschenkte sich mit Blumen und Früchten; die Hausfrau war sorglich für Alles; Vater Jakob schmauchte das Pfeiflein und las seine Zeitung.

Und in der Zeitung stand viel von dem allmäligen Sieg der Vernunft und des Menschenrechtes über Unterdrükkung und Vorurtheil. Unter anderen Tagesnotizen der Zeitung, wie sie an einem und demselben Tag gelesen und vergessen werden, standen auch einmal folgende Zeilen:

„Robert Wahlmann, der berüchtigte Socialcommunist, mußte endlich in Verwahrung genommen und einer Irrenanstalt übergeben werden."

Jakob steckte das Zeitungsblatt schweigend zu sich, erhob sich und ging davon, im Herzen das Leid um seinen zu Grunde gegangenen Bruder. Er ging über die grünen Felder, er ging durch den duftenden Wald — es wollte nicht weichen, was da lag auf seinem Herzen. Wohl war Sonntag, aber er wußte sich nicht anders zu helfen, er schritt endlich der Schmiede zu, brachte den Blasbalg in Gang, warf einen Eisenklumpen in die aufglühenden Kohlen, schleuderte ihn auf den Ambos und hämmerte und hämmerte.

Da eilte sein Weib herbei: „Ja, um Gotteswillen, Jakob, was treibst denn! 's ist ja Sonntag heut'!"

Darauf antwortete Jakob:

„Arbeit ist das Heiligste auf Erden, Arbeit kräftiget, läutert, reiniget uns, Arbeit fördert die Gesundheit und lindert das Herzleid; Arbeit tödtet die Leidenschaft, die Selbstsucht und macht uns besser, vollkommener!" Und er hämmerte weiter.

Der Lottospieler.

Der Anfang ist so, das Ende ist so; man sollt's nicht glauben.

Laßt den armen Leuten die Freude, heißt es, wenn vom Lottospiel die Rede ist, sie haben sonst nichts zu hoffen und zu harren; sie geben des Monats ja nur zwanzig oder vierzig Kreuzer dafür aus; dann und wann g'räth's doch Einem, und wem's eben nicht geräth, der hat sich durch sein Geld viel freudige Hoffnung erkauft — Hoffnung erleichtert die Noth. Andere vertrinken's, verspielen's in Karten, verschwenden's auf Hoffart. Hoffnung ist besser, denn Hoffart! Ei freilich, zu theuer wäre sie nicht erkauft, die Hoffnung, aber diese Hoffnung ist ein Irrlicht und läßt den Menschen vergessen auf sein ehrlich Weben und Streben, wenn es auch nicht Jeden gerade dorthin führt, wo Franz geendet.

Franz war ein schöner, lustiger, aufgeweckter Bursche; man nannte ihn den weißen Franz, weil er so weiß und milde war im Gesichte. Er war arm, aber die Leute hatten ihn lieb und sagten, er werde es in der Welt noch zu was bringen. Er selbst sagte das. Franz trank nicht und spielte nicht, er arbeitete und führte ein regelmäßiges Leben.

Sagte ihm einmal ein alter Brunnengräber: „Junge, biſt geboren zum Glück, ſollteſt einmal in die Lotterie ſetzen!“

„Könnt' ich ja wohl verſuchen,“ meinte Franz, ſetzte zehn Kreuzer auf drei Nummern. Kamen aber nicht heraus.

„Ja, mit einem Schlag fällt man keinen Baum,“ ſagte ihm der Brunnengräber, „mußt das öfter anpacken, an verſchiedenen Seiten anpacken und vor Allem ſchlauer anpacken!“

Zum zweiten- und zum drittenmal kam auch noch nichts, aber zum viertenmal waren an der Lottotafel zwei von Franzens Nummern roth ausgeſteckt. Nun bekam der Burſche faſt vier Gulden, eine Summe, um welche er ſonſt einen ganzen Monat ſchwer arbeiten mußte.

„Was hab' ich geſagt?“ rief der Brunnengräber aus: „und jetzt, wenn du geſcheidt biſt, Franz, der Same iſt da, lege ihn auf die Seite und ſetze davon fleißig deine Nummern, ſetze auf Ambo, Terno und Extrat, ſetze kreuz und quer, nur ſetze nie auf eins, zwei, drei, auf dieſe Nummern ſetzt der Kaiſer und wenn ſie einmal kommen, dann iſt die Lotterie aus — ganz aus. Wart', Franz, ich ſchenk' dir einen Traumbrief, iſt ein wahrhaft egyptiſcher — 's kann dir gar nicht fehlen!“

Franz verehrte den Alten als Freund und Wohlthäter.

Sofort begann er zu ſpielen in allen Lotterien. Bauern wollten den Burſchen dingen für ihre Gehöfte, er nahm's nicht an; Förſter machten ihm vortheilhafte Anträge für Holzarbeiten, er nahm's nicht an.

„Werde mein Hausknecht, Franz,“ ſagte ein reicher

Gutsbeſitzer, „haſt es gut bei mir und kannſt es weiter bringen!“ — Er nahm's nicht an.

Er hat nicht Noth, ſich durch Dienen und Placken fortzuzwängen; er wird einen Treffer machen in der Lotterie, wird ſelbſt ein Hausweſen anfangen, wird Herr ſein. Derweil geht er in's Tagwerk oder ein wenig pechern — er bringt ſich ſchon durch

Geträumt hatte ihm ſchon von Verſchiedenem, hatte aus dem Traumbrief die darauf paſſenden Nummern geſetzt — war aber vorläufig noch nichts gekommen. Natürlich, das geht erſt nach und nach.

Einmal aber hatte ihm geträumt, er ſei ein Rothſchild geweſen, man habe ihn aber immer Goldſchild geheißen. Eine Kartenaufſchlägerin hatte ihm ein großes Glück vorausgeſagt, wenn er ausharre und nicht verzage. Franz harrte denn aus und verzagte nicht. Alles, was er ſich kärglich erwarb, trug er in die Lottoſtube. Es kam auch dann und wann eine ſeiner Nummern heraus, oder es kamen Nummern nahe an denſelben „ein Aug' höher“ oder „ein Aug' tiefer“, aber er traf nie einen Ambo oder Terno. Außer am Ziehungstage, wo Franz gegen Abend in das Dorf ging, war er am liebſten in den Wäldern und ſchoß ſich gar ein paarmal ein Reh. Er getraute ſich ſchier nicht unter die Menſchen, nicht des Spottes wegen, daß er nichts gewinne, ſondern der Kleidung wegen — er war völlig zerlumpt.

Er war auch nicht mehr weiß und milde im Geſicht, er war rauh und braun, und ſeine Augen ließ er nicht ſelten wild umherſchießen. Einmal war ihm im Walde der Jäger begegnet und hatte ihm das Gewehr weggenommen

und ihn durchgeprügelt. Franz ließ es ruhig geschehen, nur zählte er die Prügel und forschte nach, wie alt der Jäger sei, und nahm das Datum, und setzte die drei betreffenden Nummern in die Lotterie.

Einmal, als den Burschen sehr hungerte, schlich er nächtlicher Weile in einen Bauernhof, führte ein Schaf aus dem Stalle und schlachtete es im Walde. Gestohlen, meinte er, sei das nicht, nur ausgeborgt, denn er wolle dem Bauer das Schaf vergüten, sobald der Treffer käme.

Aber der Treffer kam immer und immer nicht.

Der Bursche war nun unter dem Namen brauner Franz bekannt, man redete Manches von ihm, aber man wich ihm aus, wenn er zerfetzt und scheu auf dem Waldwege schlich.

Eines Tages führten ihn zwei Holzhauer durch das Dorf zum Bezirksgerichte. Das Bezirksgericht aber lieferte ihn ab in's Kriminal. Franz hatte einen Reisenden angefallen und ihm die Brieftasche und die Uhr geraubt.

Franz saß Jahre lang im Zuchthaus und als er endlich aus demselben hervorging, war er wilder als je. Er ging nicht mehr zurück in's Dorf, er setzte auch nicht mehr in die Lotterie, es sei ja alles Schwindel und Betrug, man lasse ihn absichtlich nichts gewinnen; die Welt habe sich einmal gegen ihn verschworen, weil er arm und unglücklich sei — so meinte er und er wurde immer erbitterter, und seine Seele wurde immer düsterer. Er beging finstere Thaten, schwarz und berüchtigt war sein Name in der ganzen Umgebung.

So vergingen einige Jahre. Da wurde eines Tages

vor dem Thore der Kreisſtadt ein dreipfahliges Gerüſt aufgerichtet und bald hernach konnte man auf dieſem Gerüſte einen Mann baumeln ſehen. Einen ganzen, langen Sommertag über, von Morgen bis nach Sonnenuntergang hing er auf dem Hochgerichte — es war Franz. Seine langen, ſchwarzen Haare flatterten im Winde, tief dunkel angelaufen war ſein Geſicht, waren ſeine Hände und Füße.

So war aus dem weißen Franz ein ſchwarzer geworden.

Der alte Brunnengräber hatte der Hinrichtung auch beigewohnt und dabei gemurmelt: „Geſchieht ihm ſchon recht, dem Mörder!“ Dann ſtolperte er am Stocke ſeiner Hütte zu und ſah nach im Traumbrief, was das für eine Nummer ſei, wenn Einer aufgehängt wird.

Der Sohn des Hauses.

Kriege in unseren Tagen, und Kriege zwischen einsichtsvollen, geistig veredelten Völkern! Es ist kaum zu glauben.

Soll eine Familie, eine Gemeinde, ein Volk gedeihen, so ist dazu Friede das Nöthigste. Der Friede ist die Bedingung des Bestehens, der Krieg führt zum Untergange. Diese Wahrheit ist von allen Völkern unseres Erdtheiles erkannt und Niemand kann und wird sie bestreiten. Unser Volk lebt in der Häuslichkeit und nährt sich von ehrlicher Arbeit; andere Völker leben auch in der Häuslichkeit und nähren sich von ehrlicher Arbeit. Die Völker verlangen nur Vervollkommnung in ihren inneren Zuständen, in ihren Rechten den Großen des eigenen Landes gegenüber; was sie von ihren Nachbarvölkern verlangen, das ist die Einigkeit in Handel und Wandel — den Frieden.

Und dennoch Kriege in unseren Tagen, in jedem Jahrzehent große, gewaltige Kriege.

Woher das? Wer hetzt die Menschen in den Krieg?

Oft war es die Religion. Wegen kleinlicher Formen im Cultus haben Tausende und Tausende geblutet, und immer noch predigen Diener der Religion wegen kleinlicher Formen im Cultus den Krieg. Oft war es der Gold- und Ehr-

geiz der Großen. Wegen eines Erdstriches, wegen eines Titels haben Tausende und Tausende geblutet. Und immer noch verkündigen die Großen aus Habsucht und Ehrgeiz, doch unter der Maske der Vaterlandsvertheidigung den Krieg. Die Königskrone ist vom Golde des Volkes. Das mag sein; Einer muß höher stehen, auf daß er Alle überblicken und den Verhältnissen entsprechende Gesetze geben kann. Er mag, — wenn es ihm eine harmlose Freude ist — die Krone tragen. Der Königsmantel aber ist roth. — Ist er roth vom Blute des Volkes? Dann zerreißen wir ihn. Wir wollen nicht, daß der König die Farbe des Henkers trägt.

Wenn heute die Menschen sich denn doch wohl anschikken, diesbezüglich bessere Wege einzuschlagen, so gab es in unserem Lande gerade vor Kurzem noch traurige Zustände. In dem Maße, als das Kriegsheer florirte, unterlag die Volkswirthschaft, der Wohlstand der Gemeinden und Familien.

Wie tief diese Zustände z. B. in das Haus des Landmannes, besonders in das des armen Gebirgsbauers eingriffen, davon möge uns folgendes Bild erzählen.

In dem kleinen, aber wohlbestellten Hofe eines Hochthales waltet ein schöner, kräftiger Jüngling.

Er ist ein Bursche, wie Jeder seine Freude an ihm haben kann.

Sein Vater und seine Mutter lassen für ihn ihre Habe, ihre Gesundheit, und wenn es sein muß, in Gottesnamen auch ihr Leben. Die Geschwister tragen ihn auf den Händen und auf Gold möchten sie ihn betten. Das Gesinde liebt und ehrt ihn. Die Tauben des Hofes fressen ihm aus der

Hand und die Schwalben bauen ihre Neſter gerade über ſeinem Bette.

Er iſt der Sohn des Hauſes.

Drin' im Stüblein iſt ſeine Wiege geſtanden; ſchier zwanzig Jahre ſind ſeitdem vergangen und das ganze Haus hat es geſehen, wie er aus dem lieben, lebhaften Kind zum tollen Knaben und endlich zum freundlichen Jüngling geworden iſt. Nun iſt er der junge Herr im Hauſe, aber er thut, als ob er es nicht wüßte. Er trägt mit den Knechten die gleiche Kleidung, die grobe Tuchjacke, die kurzen Lederhoſen, die Bundſchuhe, er verrichtet mit ihnen die gleiche Arbeit, er ißt mit ihnen an demſelben Tiſche.

Man meint, junge Leute hätten einen guten Schlaf, aber er ſitzt oft in ſeiner Kammer und ſieht zum Fenſter hinaus in die Mondnacht. Er iſt in Gedanken, er zieht ſich gar an mitten in der Nacht und verläßt ſtill das Haus.

Ein Nachtwandler? Rufet ihn zurück! Rufet ihn beim Namen! — Georg!

Der Vater iſt alt, die Mutter gebrechlich; Georg wird wohl bald eine junge Wirthin heimführen, ſo verlangt es das Haus und ſo ſteht es geſchrieben.

Aber — da ſteht auch noch was Anderes geſchrieben. Auf einem kleinen bläulichen Brieflein ſteht's, in ungefügen, leichtſinnigen Federſtrichen. Und Streuſand klebt daran.

Wer hat den Zettel gebracht? — Der Amtsbote hat ihn gebracht; rauh und derb war er durch das Haus gepoltert, ängſtlich waren die Tauben umhergeflattert im Hofe — nun iſt er wieder fort.

Der alte Bauer hält das Brieflein in der Hand. Was

mag's wohl sein? Er wischt seine Augengläser ab, dann streicht er den Streusand weg, dann buchstabirt er mühsam die Worte zusammen. — Dann lacht er überlaut, dann legt er die Hand an den Backen und starrt finster vor sich hin, dann geht er zu seinem Weibe, lacht wieder, und sagt: „Den Buben wollen sie uns abstellen!"

Georg jauchzt, wie er's liest, dann aber geht er in seine Kammer und lehnt sich an den Stuhl und sinnt. Hernach, wenn er über die Gasse schreitet, flattert ein buntes Band an seinem Hute. Die Leute sehen ihm nach; andere Bursche, die auch den Zettel bekamen, die auch das Band auf dem Hute tragen, die Knechte, oder Holzschläger, oder auch Söhne des Hauses sind, gesellen sich zu ihm, legen ihre Arme um seinen Nacken und sagen, wie halb triumphirend: „Du bleibst, Georg!"

Dann stürmen sie in's Wirthshaus, und jetzt wird getrunken auf den Kaiser, auf das Vaterland. Und:

„Phüat dih Gott, mei kloans Diandl,
Es muaß a so sein:
Mei Leb'n g'hört in Koasa,
Mei Herzerl g'hört dein!

Und mei Herzerl, dös loß ih
Dahoam in dein' Haus,
Sist traf's leicht a Kugl,
Nun (rann) d' Liab olli aus!"

Ein allebendiger, flammender Geist ist in die Burschen gefahren. Sie mögen singen und trinken. Der Alte läßt einspannen und fährt zum Kreisgerichte. Das Hütlein unter dem Arm und die grauen Haare über die Stirne gekrauft,

so klopft er schier zitternd an die Thür; er stolpert über die Schwelle hinein zu den Herren und bittet tausendmal um Verzeihung, daß er gestolpert, er sei da, weil man ihm seinen einzigen Sohn zu den Soldaten nehmen will und er sei ein alter, mühseliger Mann, und er knie nun nieder, und bitte, und stehe nicht eher auf, als bis man seinen Georg in dem Rekrutenbriefe ausgestrichen habe.

Aber sie geben ihm kaum eine Antwort, sie weisen gegen die Thür, daß er gehen möge, sie winken einem Diener, daß er den Alten hinausführe.

Da ruft der Greis: „Ich geh' nicht! Du Herrgott im Himmel, ich laß mir meinen Sohn nicht wegnehmen. Mein ist der Georg, ich hab' ihn auf den Händen getragen, ich hab' ihn gepflegt, beschützt, erzogen, er ist mein Blut, er ist der einzige Trost meiner alten Tage. Gott weiß es, ihr Herren!"

Der alte Mann kann nicht weiter sprechen, er bricht in Thränen aus.

Da tritt ein strammer, graubärtiger Oberst auf ihn zu: „Was soll das Gewinsel? Heißt das Vaterlandsliebe? Er — Er erbärmliche Kreatur!"

„Vaterlandsliebe!" entgegnet der Bauer, „in meinem Grundbuche steht's aufgemerkt; ich zahl' ja allweg meine Steuern und ich thu' es zu tausendmal gern, ich zahl' sie doppelt, dreifach — und ich —" leiser spricht er es, „ich schau heut' tausend Gulden nicht an!" Er fährt mit der Hand krampfhaft in die Brusttasche.

„Bestechen!" schreit der Offizier, „Marsch hinaus!"

Und der alte Mann wankt davon und fährt wieder seiner Heimat zu.

Sein Weib holpert ihm entgegen: „Gelt, Alter, bist glücklich gewesen?“

Er mag sie nicht anblicken. „Vaterlandsliebe!“ lacht er, „ei, das ist freilich was Anderes, da geben wir gern unser Hab und Gut, da schicken wir gern unsere Kinder auf's Schlachtfeld — das Vaterland gibt uns ja den steinigen Boden! O, das getrau' ich mir zu sagen: Mein Sohn gilt mir mehr, wie mein Vaterland, wie Alles auf der Welt! Und da stellen sie ihn hin und schießen auf sein Leben! — O Gott, o Gott im hohen Himmel droben, dich ruf' ich an: wer hat das Recht!“

Das Weib schlägt die Hände ineinander: „Mein Mann ist halb närrisch, was hat sich zugetragen?“

Die Rekruten ziehen vorüber und johlen und jauchzen; sie brechen Zaunstangen ab und knüpfen rothe Sacktücher daran, sie schleppen Fässer und Holzkübeln herbei und trommeln, und sie stürzen im Uebermuthe Fuhrwägen um, und das Dorf ist in Aufregung.

Der alte Bauer reißt das Fenster auf und ruft den Namen: Georg. Aber der Bursche hört ihn nicht, er schwingt sein Fähnlein und johlt und jauchzt: „Der Kaiser, das Vaterland!“

Da eilt der Alte hinaus, reißt seinen Sohn aus der tollen Schaar: „Georg, dein alter Vater!“

„Lebt wohl, lebt wohl, es ruft mich mein Kaiser, wir schützen das Vaterland!“

„So gehen wir Alle, mein Sohn; dann nimm ich

alter Mann auch noch den Prügel. Jetzt aber ist Ruh' und Frieb' auf der Welt, und die Menschen halten zu ihrer Arbeit."

Der Bursche hört es nicht, er stürmt fort mit den Anderen und ist übermüthig, wie die Anderen.

Der Alte will zusammenbrechen vor Herzleid. — War das sein Sohn, sein guter Sohn mit dem zarten Gemüthe, der stets so ruhig war und immer mit Ueberlegung handelte?

Aber es hat ihn der Wahn und die Tollheit erfaßt. Rekrutirung ist, wenn auch die Angehörigen klagen und die Mädchen weinen, was ein frischer Bursche ist, der muß auf und davon und hinaus in die Welt.

Es gibt ohnehin wenige Dörfer, in denen kein Schandflecken wäre. Zufall ist es nicht, daß mancher Bursche just um die Zeit der Rekrutirung sich mit der Axt in das Bein fährt, und sich Mancher an dem Zeigefinger schwer verwundet, so daß er unfähig ist für's Schießgewehr. Den sieht auch kein ordentliches Mädchen mehr an, in seinem ganzen Leben.

Um so höher stehen die Anderen, um so mehr thun die Anderen für die Ehre des Dorfes.

Und am Tage der Assentirung ziehen sie fort. Noch immer berauscht singen sie Abschiedslieder. Jauchzend sagen sie Lebewohl, im Taumel der Begeisterung ziehen sie davon und die alten Eltern bleiben zurück in Verlassenheit.

Zügellos ist die junge Schaar.

In Muthwillen und Ausgelassenheit zieht sie die Straßen entlang, Jeder will der Tollste, will der „Teufelskerl" sein. Wenn Mädchen auch gerne durch die Fensterchen lugen,

ſo ſchließen die Leute doch ihre Häuſer zu und Handwerksburſchen und Hauſirer weichen der Straße aus, — unſicher iſt die Gegend, durch welche die „Vaterlandsbeſchützer“ wandern.

Wandern? Marſchiren heißt es nun, marſchiren in Reih' und Glied, und

„Wer will unter die Soldaten?“

Und endlich nahen ſie der Stadt. Kein Kranz, kein Triumphbogen zum Einzug; an dem Hauſe der Aſſentirung ſteht eine Compagnie finſterblickender Soldaten mit aufgepflanzten Bajonneten. So ziehen ſie ein durch das weite Thor, und das Thor raſſelt hinter ihnen, und fällt ſchwer in das Schloß. Jetzt ſind ſie gefangen.

Offiziere, ſteif und kalt wie Eiſenmänner, ſchreiten durch den Saal, faſſen einen oder den andern Burſchen derb an, geben ihm einen Stoß, daß er richtige Stellung annehme, heißen ihn „Lümmel“ und fluchen über die Bauerntölpel.

Da werden die guten Burſchen ſchweigſam, und es kühlt die Begeiſterung. Nicht ohne Bangen entledigen ſie ſich ihrer Kleider und treten in den Muſterungsſaal.

Und hier ſtehen ſie — Menſchen ohne Menſchenrecht.

Eine Waare ſind ſie und müſſen über ſich entſcheiden laſſen. Und der edle Menſchenleib, einſt ſo liebreich bewahrt, ſo treu gepflegt von Mutters Händen, ſo heilig gehalten von Mutters Herzen, wird leichtſinnig gemuſtert.

„Die Schönheit und die Stärke ſei königlich vereint,
Wer auf dem weiten Felde will ſtreiten mit dem Feind!“

Die Schönheit und die Stärke für die feindliche Kugel? —

Das empfindet der Rekrut, und nun geschieht es wohl auch, daß er plötzlich lahm oder taub wird. Die Bauernburschen können sich trefflich verstellen, sie sind schlau, aber ihre Finten gelingen doch nur selten, die Herren sind noch schlauer.

Viele ziehen wieder heim, und jetzt erst johlen und jauchzen sie recht von Herzen. Andere sind aufgeschrieben, und wenn sie zur Thüre hinaus wollen, so halten ihnen Wächter die gezogenen Bajonnete entgegen. Sie sind abgeschnitten von den Ihren, von der Heimat; sie müssen bleiben in der öden Kaserne, müssen sich zu strengem Dienste bequemen, ungewohnte Entbehrung leiden, müssen die Launen und Gewalthabereien der Offiziere schweigend ertragen, und müssen gar fort in ein fremdes Land.

Georg ist geblieben. Der Hauptmann sagt von ihm: „Das ist ein Bursche, wie Jeder seine Freude an ihm haben kann!“ ist aber nichtsdestoweniger roh mit ihm, und behandelt ihn, in strenger Bedeutung des Wortes, unwürdiger als seinen Hund.

Und als der Sohn nicht zurückkehrt in's Heimatshaus, da weinen die Schwestern, da beginnt Vater und Mutter zu siechen. „Vaterland!“ ruft der alte Mann oft, „ich bin dir treu gewesen in der Familie, in den Angelegenheiten der Gemeinde, in der Arbeit all' meiner Tage; jetzt hast du mir mein Bestes und Einziges genommen, und läßt mich verderben!“

Das Gesinde geht aus einander, die Wirthschaft stockt: es fehlt der rege Geist im Hofe, es fehlt der Sohn des

Hauses. Im nächsten Jahre kommen auch die Schwalben nicht mehr, und die Nester bleiben leer über dem einsamen Bette.

Zu seltenen Zeiten kommt wohl ein Brief von Georg. Er rühmt nicht, er klagt nicht, er erzählt nur, wie weit die Welt, wie wunderlich die Menschen — und bittet um ein paar Gulden.

Der Vater schickt dem Sohne alles Geld, über das er verfügt, und bittet zu tausendmalen, daß er doch bald heimkomme.

Aber die Welt ist weit und die Menschen sind wirklich wunderlich; Georg marschirt in dem Heere herum in fremden Ländern, hilft Saaten zertreten und Städte verwüsten, und zieht durch ruhmreiche Pforten.

Von der Heimat werden Briefe an ihn geschickt, Briefe voll Klage und trauriger Botschaften; sie finden ihn nicht. Es ändern sich die Zeiten. Das Heer hat Verluste, wird in unbekannte Gegenden verschlagen, verfolgt und zerstreut.

Erst nach Jahren kehrt Georg zurück. Ein Krüppel und zerfetzt wie er ist, bettelt er sich durch die Gegenden, um endlich in den Armen der Seinen zu ruhen. Aber auf den heimatlichen Feldern wachsen Erlen und sein Vaterhaus ist verlassen und eine halbe Ruine. Lange steht er in dem Hofe, in welchem Sauerampfer und Brennesseln wuchern. Da kommt wohl ein altes Weiblein, das einst hier gedient hatte und sagt zu dem Bettler: „Wenn ihr hier eine Gabe sucht, so seid ihr Unrecht; alle Menschen, die da gewohnt, haben sich zerstreut, und die alten Leut' sind gestorben. — Fehlt euch was? Maria und Josef, ihr seid ja bleich bis

in den Mund hinein! Einen Trunk Waſſer mag ich euch wohl reichen. Woher kommt ihr denn, wohin wollt ihr denn?“

Jetzt überblickt Georg ſein verlornes Leben, gebrochen ſinkt er auf das Gras und ruft die Worte:

„Ich bin der Sohn des Hauſes!“

Der Heimkranke.

Heimweh, wie ein Alpenkind! ſo geht das Wort. Das Wort iſt begründet; iſt's aber auch das Heimweh? — Wer möchte ſich nur ſo ſehr ſehnen nach den Felſen, nach den Wäldern, nach den Hängen, die den Menſchen alle Bequemlichkeit verſagen, die ihm kein gutes Stück Brot und keinen Tropfen Wein geben, die nur Nahrung haben für die Thiere!

Aber das Alpenland umarmt und ſpeiſt ſein Kind mit reiner, leichter Luft, erquickt es mit friſcher, klarer Quelle, und zu tauſendmal iſt's wahr: das Alpenkind, das lebt von Luft und Waſſer.

Wenn der Bergſohn aber in der Fremde weilt, und es kommt das Heimweh in ſein Herz, und er denkt an ſeinen fernen Ort und an ſeine Menſchen zurück, und er denkt wohl gar an ein Weſen, das er mehr liebt, als all' die Anderen, dann ſteht's trüb um ihn; und wenn er den Gedanken nicht unterdrücken kann, ſo wächſt und wächſt er, und erſchwert das Gemüth und wird zur Pein.

Wie ſieht der Arme aus? Er wandelt und wankt einſam umher, iſt blaß und gebrochen, iſt unfähig zu Allem, iſt gleichgiltig für Alles, was ihn umgibt; er will nicht

leben und will nicht sterben, er möchte nicht im Königsschlosse sein, er möchte nicht im Himmel sein, er möchte daheim sein. Der Schlaf ist sein Einziges, der Traum führt ihn in die treue, stille Heimat, — desto qualvoller ist das Erwachen. Er fühlt ein namenloses Verlassensein, er meint, die Heimat mit allem Lieben und Geliebten sei ihm für immerdar verloren.

Wohl dem, der in solcher Zeit heimkehren kann, wenigstens auf einige Tage, dadurch wird er geheilt und vermag die Fremde dann zu ertragen.

Wie mancher Junge, den sie zu den Soldaten genommen, ist aus Gemüthsweh desertirt und in seine Berge geflohen, oder er ist geblieben, hat geduldet — ist gestorben. Hätte er in seiner Krankheit auf einige Zeit heimkehren dürfen, es wäre ihm die entehrende Strafe erspart geblieben, oder er hätte viele Jahre noch gelebt in der Fremde und in der Heimat wieder.

Aus vielen ähnlichen Fällen, die mir bekannt sind, will ich hier einen der gemüthlicheren erzählen, der uns in Alpenkindern die Macht der Liebe, und gleichwohl auch die Gewalt des Heimwehes zeigt, der eine Uebertretung durch diese darstellt, und eine Sühne, und endlich Erfüllung und Heil.

Das Regiment lag in Laibach. Josef Faßner war dem Regimente zugetheilt, aber er war befreit vom Tagesdienste und theilweise auch vom Reglement, weil er in Diensten des Obersten Wenisch stand. Anfangs war das dem Josef nicht lieb, denn er hätte das Gewehr lieber und sicherer geführt, wie den Kehrbesen; er hatte zur Fahne geschworen,

und nun mußte er des Morgens mit der Bettblache eines alten Brummbartes wirthschaften. Indeß gab sich das; denn im Laufe der Zeiten fiel ihm mancher Zwanziger in den Sack und der überklang das Gebrumme des Obersten stets bei weitem.

Freilich ist das nicht die ganze Geschichte von unserem Kaiserjäger, sondern nur erst die Einleitung.

Josef Fallner war jung und verliebt, der Oberst Weniſch aber war alt und auch verliebt. Wenn ich nun die beiden Männer in eine und dieselbe Maid . . . . kurz, es wäre eine närrische Combination und eine tragische Situation. Indeß die Thatsachen sprechen anders. Die Erwählte des Obersten war eine große, dicke Dame, die in manchen Stücken lebhaft der Austria ähnelte, welche der Alte in seinem Zimmer aufgehangen hatte, nur daß sie viel jünger war und viel älter aussah als besagte Allegorie. Josefs Herzensgebieterin aber war sehr jung und sehr schön und durch und durch sehr liebenswürdig. Alle Augen im ganzen Krainerland zusammen waren nicht so schön, als die ihrigen, und in ganz Laibach war keine Zuckerbäckerin, die so süße Küsse hatte als sie. Nur einen sehr bedeutenden Fehler hatte sie, welchen Josef nicht verwinden konnte; sie war nämlich nicht in Laibach, sondern auf einem Bauerngut bei Mürzzuschlag in Steiermark.

Freilich bestritt der Kaiserjäger nicht, daß auch er selbst einst dort lebte, ja sogar dort geboren und assentirt wurde; aber Thatsache blieb es auch, daß er Minna schon länger als ein Jahr nicht mehr gesehen hatte.

Wenn der Oberst und die „Austria" im Kabinet wa-

ren, so stand Josef im Vorzimmer oder er saß wohl auch und sann. Was er sann, das wäre schwer wieder zu geben, weil er sich dessen selbst nur dunkel bewußt war; aber er ahnte es und ich ahne es auch, um so mehr, da er aus seinem Brüten nicht selten plötzlich aufsprang, einen Fensterflügel aufriß und gegen die Karawanken hinauf rief: „Minna, ich halt' es nicht mehr aus, ich desertir'!"

Es läßt sich nicht gut annehmen, daß Minna in Mürzzuschlag dergleichen Ausrufe gehört haben sollte; aber doch war es dem Josef immer, als ob er durch die Lüfte her die Antwort vernommen hätte: „Ja, komm' nur!"

Zwar nicht zu selten schrieb er ihr Briefe mit Versen und blumigen Rändern, aber die letzte Zeit her wurden ihm ein paar gar nicht beantwortet. Er zweifelte zwar nicht an ihrer Treue, aber vielleicht hatte sie dieselbe im Laufe des Jahres einem Andern geschworen. Haben nicht gerade die treuesten Mädchen der schönen Tugend genug, um Viele damit abzuspeisen?

Im Frühjahr war's, da wurde plötzlich das Regiment nach Wien abberufen. Josef jubelte über diesen Befehl — jetzt fährt oder marschirt er in wenigen Tagen an Mürzzuschlag vorüber, sieht seine Heimat und auch Minna wieder. Dafür muß aber der Alte, der Oberst, seine Austria verlassen, so wendet sich das Blatt.

Ei, der Kaiserjäger denkt und der Oberst sagt: „Josef, das Regiment geht nach Wien, auch ich werde per Eilzug nach Wien abreisen; bleib' Er indeß da und hüte Er das Haus, längstens in zwei Tagen bin ich wieder hier. Was glotzt Er denn so blöd drein, Er Er —" Er gab

dem Diener einen zweideutigen Namen, der indeß Josefs inneres Leidwesen weder vermehrte noch verminderte.

Der Kaiserjäger war so aufgeregt, daß er dem Alten nachschwor: „Geh' nur, Oberst, ich vernichte dir derweil deine Austria!"

Aber die Austria ging auch mit nach Wien, nur die wahrhafte Austria, das Bild blieb, und der arme Josef blieb in diesem Krain, das — wie zum Trotze — alles Schöne sonst hatte, nur seine Minna nicht.

Der Oberst und seine Herrin waren fort, Josef war in den weiten, öden Gemächern allein. — Vielleicht kommt jetzt doch meine Minna und bleibt bei mir, bis der Alte zurückkehrt, dachte er, dann schlug er sich auf die Stirne und brüllte: „Wenn ich närrisch werde, so ist dieser Oberst schuld!"

Jetzt wirbelte der Tambour. Die Musik klang, das Regiment zog durch die Gassen dem Bahnhofe zu.

In diesem Moment kam unserem verzweifelten Kaiserjäger ein herrlicher Gedanke; er überlegte ihn nicht erst, er führte ihn gleich aus. Er warf seinen Mantel und seine Patrontasche um, er stülpte den Tschako auf den Kopf, er schloß die Thür des Vorzimmers ab, eilte auf die Gasse und marschirte in „Reih' und Glied" mit den Anderen dem Bahnhofe zu.

Die Ausführung des Planes gelang so leicht und ohne alles Hinderniß, daß einem schreibseligen Schriftsteller hier kaum etwas zu bemerken übrig bleibt. Selbst in Mürzzuschlag ging um Mitternacht das Aussteigen, ohne bemerkt zu werden, das Sichverlieren in den Hallen des Bahnhofes

und das Hineilen über die Flur gegen das bewußte Bauernhaus hinauf einfach und ohne die geringste Beschwerde.

Jetzt wirst du an das wohlbekannte Fensterlein klopfen, Josef, und Minna wird es öffnen und ausrufen: „Josef, du, Josef! Ei, das ist nicht möglich!“ — Aber es ist doch möglich und du bist da, und wenn du sie umarmest und küssest, so wird sie es begreifen und dann — aber in zwei Stunden mußt du wieder am Bahnhofe sein.

Josef ist glückselig.

Er athmet die frische Alpenluft, er sieht und fühlt die Heimat wieder, wenn auch im Dunkel; das Heimatland ist selbst mitten in der Nacht schöner, als die Fremde im klaren Sonnenschein. Und dieses Süße und Wohlige war doch nur Zierde und Umrahmung zum bewußten Fensterlein; ich halte es für meine Pflicht, noch einmal zu bemerken, daß Josef glückselig war.

Jetzt kommt er zum Hause, naht der rückseitigen Kammerwand und klopft an's Fensterlein. Es bleibt still. Er klopft mehrere Male und lauter; jetzt hört er etwas im Innern, es ist ein langgezogenes Schnarchen. „Minna!“ ruft er leise und klopft noch stärker; wenn er wegen Minna einmal von Laibach nach Mürzzuschlag fährt, so schlägt er wohl auch noch die Scheibe ein!

In unserem Kaiserjäger steigt schon der Aerger auf, aber in dem Momente wird seine Aufmerksamkeit vom Fenster ab und auf was Anderes gewendet. Plötzlich packen ihn nämlich ein paar rauhe Hände am Rockkragen, reißen ihn zurück, und schon sausen verschiedenartige Körper auf seinen Rücken nieder. Er stemmt, er wehrt sich, aber der feindlichen Hände

sind vier und sechs geworden. Es läßt sich in einer solchen Situation nicht viel Vernünftiges denken, aber unter all den lebhaften Eindrücken, welche die sonderbare Umgebung auf Josef machte, rang sich in ihm doch die Frage empor: „Teufel, wer prügelt mich da?“

Diese Worte waren wie ein Zauberspruch. Wie auf's Kommando ließen die Hände und die Stöcke ab, und drei Stimmen riefen zugleich: „Himmel und Erde, der Josef! Aber Josef wie kommst denn du hieher?“

Der schob sich den Rock und die zerknitterte Patrontasche zurecht und brummte.

„Wenn wir dich etwa geschlagen haben, Josef, so verzeih' uns, wir haben gemeint, du bist der Bachnatzl, der in jeder Nacht zum Fenster unserer Schwester kommt und Minna keine Ruh' läßt.“

Da rief der Kaiserjäger lustig aus: „Schwäger, grüß' euch! Na, dem Bachnatzl hat's golten? Ja, kommt der noch immer zum Fenster her? Schon recht, Schwäger, hättet ihr ihn nur noch kräftiger durchgebläut, hättet ihr ihm seine Säbelbeine nur abgeschlagen, diesem verdächtigen Mauser!“

Die Chronik erzählt, daß Josef jubelte, — jubelte über die Schläge, die er von den Brüdern seiner Minna erhalten, sie waren ja dem verhaßten Nebenbuhler zugedacht. Wohl erzählt die Chronik auch von einer zerschlagenen Patrontasche und von blauen Flecken hinter einem grauen Mantel; aber dies Alles tritt in den Hintergrund, nachdem Josef in der Stube bei Minna sitzt und die Versicherung vernimmt, daß sie freudig auf ihn warten will, bis er seine Jahre ausgedient haben werde.

Die drei Brüder Minna's wollten das ganze Haus aufwecken und schreien: „Der Josef ist da!" aber dieser verbat sich's. Kaum daß er Minna ein paar ruhige Augenblicke in den Armen hielt, so war's schon wieder Zeit zum Aufbruch. Am Bahnhofe schlug das Signal des Zuges nach Süden.

Zwölf Stunden später steckte der Kaiserjäger den Schlüssel an die Thüre des Vorzimmers; es war Alles noch wie gestern.

Noch an demselben Abend kam auch der Oberst von Wien zurück: „Was hat Er gemacht, Josef, während meiner Abwesenheit?" frug er seinen Diener.

„Geschlafen, Herr Oberst," war die Antwort, „aber mir hat viel derweil geträumt."

„Was hat Er denn für blaue Ballen hinter den Ohren?"

„Weiß Gott, Herr Oberst, ich steige im Traum oft so umher, dann muß mich wer geprügelt haben!"

Aber das Heimweh war gedämpft; Josef wartete ruhig auf seinen Abschied, und Minna wartete ruhig auf Josef.

Der Lindenbauer.

Die Welt hat Raum für Bauer und Baum. — Bauer und Baum gehören zusammen, wie Gebet und Amen. — Alte Sprichwörter, die sie heute nur noch oben in den hintersten Alpenthälern kennen. Bauer und Baum gehören zusammen nicht blos in wirthschaftlicher Beziehung; zwischen dem Waldbauer und seinen Stämmen, die mit ihm aufgewachsen, mit ihm blühen, Früchte tragen und zusammenbrechen, oder die vor ihm waren, mit ihm sind und ihn überdauern, ist ein enger Bund, ein freundschaftlich trautes, oft ganz merkwürdiges Verhältniß, das sich tief in das Leben, in die Seele hinein verschlingt.

Ich habe hier einen Fall mit einem Bauer und seiner Linde vor Augen, der sich gut erzählen läßt, und der als ein neuer Beweis von dem tiefen Gemüthe des Gebirgsbewohners gelten mag.

Beim Hagenzweig in der Eben — so hieß das größte und schönste Bauerngehöfte im Steingau, und der Hagenzweig in der Eben — so hieß der Besitzer desselben. Der war der einzige, welcher einen vergoldeten Hahn hatte auf dem vorderen Giebel seines Hauses. Der Hahn hätte aber auch aus geschlagenem Golde sein können; — so hoch konnte

keiner zählen im Steingau, daß er des Hagenzweigs ganzen Reichthum erfaßt hätte.

Der vergoldete Hahn auf dem Giebel aber, das war ein merkwürdiges Thier. Wenn er gegen das Dorf und gegen das Hügelland hinausschaute, das an der Mittagsseite lag, so war der Hausherr heiter und wohlauf; dann war er mit Jedem freundlich, that Jedem, der's nur annahm, einen Gefallen und wenn es mit sechs Zugochsen hätte geschehen müssen. Stand aber der Hahn umgekehrt und schaute gegen die schneebedeckten Alpen der Mitternachtsseite hinein, dann mied Jeder den Hof in der Eben, dann war der Hagenzweig unwirsch, grob, oft „wüst wie der Teufel".

Der Hagenzweig konnte es ertragen, wenn Hagel kam und ihm die Ernte in den Boden schlug, er konnte es erdulden, wenn eine böse Seuche seinen Viehstand hinraffte, er konnte es vielleicht leiden, wenn ihn seine Knechte zum Spaß einmal mit Dreschflegeln durchbläuten, wie's gar schon einmal geschehen, weil er die Güte seines neuen Pelzes erproben wollte, und eine Wette einging, daß ihm die Dreschflegel durch denselben nichts anhaben könnten. Das Alles konnte der Hagenzweig leichten Gemüthes erdulden; Eines aber nicht, und wenn er darüber mit allen Gewalten der Himmel hätte rechten müssen — den Südwind konnte er nicht ertragen. Der Nordwind, der aus den Alpen kommt, ist die Kraft- und Gesundheitsquelle für die ganze Welt, und für den Steingau extra d'rauf; der Südwind aber hat schon in alten Zeiten die Pest in das Thal geblasen. Das behauptete der Bauer. Und wirklich brachte der Wind aus der Mittagsseite, der den vergoldeten Hahn immer gegen die

Alpen drehte, dem Hagenzweig Fieber und Gliederreißen, daß er oft in Verzweiflung kam.

Er wäre — deß war er überzeugt — durch dieſe winſelnde, heimtückiſche Luft längſt des ſchwarzen Todes geſtorben, oder es hätte ihn wenigſtens die Gicht grauſam zugerichtet, wenn ihm nicht dagegen vor mehr denn hundert Jahren auf ſeinem eigenen Boden ein Mittel aufgegangen wäre. An der hinteren Ecke der Stallungen ſtand ein mächtiger Lindenbaum; er trug alljährlich das herrlichſte Laub und die feinſten, wohlriechendſten Blüthen. Das Laub ließ der Hagenzweig ſtets abfallen und als Unterlage in den Ställen verwenden, die Blüthen aber ließ er ſorgfältig ſammeln, und eine heiße Brühe aus denſelben brachte ihm in ſeinen Fiebern und Nervenleiden Erleichterung.

Gott und Lindenblühthee, das war ſeine Zuverſicht, ſein Alles. Die Aerzte und Apotheker haßte er, die ſeien nicht viel beſſer wie der Südwind. Keine Menſchenmöglichkeit, daß der alte Hagenzweig in der Eben ſein fünfundachtzigſtes Lebensjahr erreicht hätte ohne Lindenblühthee. Darum war die Linde ſein Heiligthum und er hätte gerne verordnet, daß man ihn, wenn ihm der Blüthenthee nicht etwa ganz das Leben erhalte, einſt unter der Linde begrabe.

Da kam einmal ein Sommer, in welchem ſtetig feuchter, winſelnder Südwind ging, in welchem immer graue Wolken gegen die Alpen zogen und in welchem es allweg regneriſche Zeit gab. Das warf den alten Hagenzweig auf das Krankenbett. Er trank Lindenblühthee. Er aß nicht, er ſchickte nicht zum Arzt, er klagte nicht, er trank Lindenblühthee. Aber diemal war's aus; wie wenn auch die alte Linde von

dieſer unſeligen Luft aus dem Mittag angeſteckt geweſen wäre — der Hagenzweig ſtarb. Aber noch im letzten Augenblick ſagte er zu ſeinem Sohne, der nun den Hof auf der Eben übernehmen ſollte: „Waſtl, thu' glückſelig hauſen, und wenn du einmal alt wirſt und es dir ſchwach geht, ſo — nimm von — der Linde —.“ Das waren ſeine letzten Worte.

Dann vergingen Jahre. Der Waſtl war jung und kräftig, dem konnte der Südwind nichts anhaben. Einmal aber fuhr er ſich mit der Holzaxt in das Bein. Da trank er Lindenblühthee; aber ſiehe, die Wunde wollte nicht heilen, erlitt viele Monate lang, endlich rief er doch einen Arzt, da wurde es gut.

Hierauf nahm er ein Weibchen, dann ließ er unter der Linde ein Bänklein aufrichten und darauf ſaß er mit ſeinem Weibchen in den ſtillen Abenden. Das war ein leiſes Raſcheln oben, das war ſo mild, das war ein Wohlgeruch! — Es verging eine lange Zeit, das Bänklein wollte ſchier morſch werden und mußte einen neuen Unterſtock bekommen. Sie ſaßen immer noch darauf an den Abenden, aber — wie's doch nur ſein mag unter manchem Dach — der Gottesſegen wollte nicht kommen. Der Hagenzweig trank Lindenblühthee — hatte doch ſein Vater geſagt: „Wenn es dir einmal ſchwach geht, ſo nimm von der Linde.“ Außer daß der Hagenzweig in Schweiß kam, ſonſt hatte der Thee keine Folgen.

Endlich aber doch. So ein kleiner Bub war gekommen eines Morgens und der vergoldete Hahn auf dem Giebel tanzte vor Freuden an demſelben Tage und ſah in einer einzigen Stunde nach allen vier Himmelsgegenden. Ja, wenn der an jedem Tage,

da sich von nun an ein Knäblein oder ein Mägdelein im Hofe eingestellt hatte, nach allen vier Himmelsgegenden hätte tanzen wollen, er wäre doch wohl schwindelig geworden.

Da kam eine wunderliche Zeit in den Steingau. Der alte Hagenzweig würde die Schuld dem immerwährenden feuchten Südwinde zugeschoben haben — es kamen Mißjahre, es kam die Kleebräune, es wurde der Weizen nicht reif, es war die Erdäpfelkrankheit. Gar die Klauenseuche herrschte und in den Wäldern hauste der Borkenkäfer. Eine oder zwei dieser Plagen brachte nun jedes Jahr; die Steingauer sagten, so schlechte Zeiten denke kein Mensch bisher, und wenn es so fortgehe, müsse man auswandern. Trotzdem kam der Amtsdiener regelmäßig mit den Steuerbögen und die Steuern waren um das Zweifache gewachsen; das ist das Eigenthümliche, die Steuern wachsen auch in unfruchtbaren Jahren. Die Bauern fluchten und fuhren den Amtsdiener rauh an und boten ihm kaum einen Platz zum Niedersitzen. Der Amtsdiener aber lachte und that einmal die Bemerkung, so lange im Steingau auf den Dachgiebeln noch goldene Hähne krähten, sei noch lange nicht Matheu am Letzten.

Der Hagenzweig nahm hierauf eine Haue, stieg auf sein Dach und schlug den vergoldeten Wetterhahn herab, daß er in den Lüften tanzte.

Die Kinder waren bereits erwachsen, aber anstatt der Hagenzweig sein Gut unter sie vertheilen konnte, mußte er Stück für Stück desselben verpachten zur fremden Viehweide.

Aus wird's und vorbei wird's, und gegen solche Mißstände hilft auch kein Lindenblüthee.

Wer weiß? Es kam einmal ein Mann in den Steingau, der sah die herrliche Linde, die schönste und größte in der ganzen Gegend, und der sagte zum Hagenzweig: „Wollt ihr mir den Baum verkaufen, ich geb' euch vierzig Dukaten dafür?" Da horchte der Bauer auf und seine Söhne sagten: „Gebt die alte Schwarte, sie ist so nur für die Gimpel, die da oben nisten, und sie ist gut weg."

Der Alte aber zog sein Hütchen über die Ohren und brummte: „Thu' ich derweil auch noch nicht, die Linde ist schon zu meines Urgroßvaters Zeiten gestanden."

„'s ist ein gutes Schnitzholz in dem Baum," sagte der Fremde, „ich zahl' euch vierzig und fünf!"

„Schnitzet ihr aus eines Andern Holz, mein Baum bleibt stehen, wie er steht!" antwortete der Hagenzweig und ging davon.

Seine Söhne aber sagten: „Jetzt wissen wir's, wo der Hund begraben liegt, der Vater kann nicht mehr hausen."

Der Alte hatte doch Aerger, daß er so viel Gold für den Baum bekommen hätte, aber er schwieg und trank Lindenblüthee. — Verkaufen den Baum, zum Umhauen? Nein doch, wenn der fiele, er würde sein Haus nicht mehr erkennen. Sonst, wenn ein Vieh- oder Holzhändler in die Gegend kommt und nach dem Hagenzweig in der Eben fragt, so heißt es: „Der Hof dort, über den die Linde schaut!" Und wenn die Sommerszeit ist, so verkündigt es der Pfarrer oft von der Kanzel: „Am nächsten Sonntag ist Christenlehre beim Hagenzweig unter der Linde."

Der Hagenzweig erzählte es nun den Leuten: „Fünfundvierzig Goldstücke hätt' ich kriegt für den Baum, weil

ein gutes Schnitzholz daran sei. Ich hab' gesagt: „Schnitzet ihr aus eines Andern Holz, mein Baum bleibt stehen, wie er steht!"

Da sagten die Leute unter sich: „Muß doch noch allweg ein reicher Mann sein, der Hagenzweig in der Eben: fünfundvierzig Dukaten liegen ihm vor der Hausthür und er schnellt sie mit den Stiefelspitzen davon."

Der Bauer saß aber doch oft unter seiner Linde, legte die Hand an das Kinn und sann Und wenn ein Blatt oder eine Blüthe auf ihn niedertanzte, so haschte er nach ihr und murmelte ein wenig schmunzelnd: „Schau, jetzt hab' ich gemeint, das wäre eine Guldennote."

So kam wieder der Herbst, es kamen die kalten Winde und die Alpen waren mit frischem Schnee bedeckt. Das Korn auf den Feldern war noch grünlich, aber der Hagenzweig sagte: „Wir müssen heimsen, sonst verdirbt uns der Schnee gar wieder das Stroh."

„Ich sag', 's wird jetzt trocken Wetter," entgegnete sein Weib, „es geht der Wind von den Alpen heraus rechtschaffen stark, und das ist ein gut Zeichen."

„Ja, dasselb' hat mein Vater auch gern gesagt," versetzte der Bauer. Dann dengelten sie die Sicheln, und pfiffen Jodler dabei. Der Wind rüttelte in Stößen an den Brettern des Dachvorsprungs; vor den Fenstern jagten tief niederhängende Wolken hin. Da war plötzlich ein gewaltiges Schmettern und Krachen, es dröhnte der Boden, es schrillten die Fenster.

Der Hagenzweig sprang vom Dengelstuhl: „Jesus, was ist jetzt geschehen?"

Da kamen ſie ſchon vom Hofe herein. Das Weibervolk rang die Hände und rief blos die Worte: „Um Gottes Willen!“ Die Knechte waren völlig außer Athem: „Bauer, die Linde, die Linde iſt geſtürzt!“

„Und den Stall hat ſie niedergeſchlagen!“ ſchrieen Andere.

Dann drängten ſie ſich wieder hinaus und blickten auf die Verwüſtung. Ueber dem ganzen hinteren Stallgebäude ſah man zwiſchen den Gerippen des zerſchmetterten Dachſtuhles das friſchgrüne, buſchige Geäſte, ſah man die Rieſenarme und den Hauptſtamm durch den Fall geſprungen und geriſſen, tief in die Zimmerung geſchlagen. Und hinter dem Gebäude, wo ſonſt der herrliche Baum prangte und ſich breitete, ſtarrte jetzt das kahle Gewände der Alpen mit den Schneefeldern. Da war eine Leere, eine Lücke, als ob der Welt ein Zahn ausgeſchlagen wäre, und die Gimpel und die Spatzen flatterten zwitſchernd umher und ein paar Fledermäuſe rannten an alle Balken, geblendet und betäubt durch das Licht des Tages.

Da ſtand nun der Hagenzweig und ſah hin. Er ſagte kein Wort, er neigte nur unabläſſig den Kopf, als ob das ſchon recht wäre, was jetzt geſchehen.

Die Söhne waren vor Jammer erbittert. „Da habt ihr's jetzt, Vater,“ riefen ſie, „der Baum blieb halt doch nicht ſtehen, wie er ſtand!“

Dann ſagten ſie Alle: „Nein, aber wie kann doch das ſein?“ Als ſie aber den Querbruch des Stammes betrachteten, der nur außen einen weißen, friſchen Ring hatte, im Innern aber ſo morſch und moderig war, daß man das

Holz in der Faust zu einem Brei zerdrücken konnte, da begriffen sie es. Im Gegentheile, jetzt begriffen sie es nicht, daß die Masse nicht gestern, nicht vor einem Jahre, nicht früher schon zusammengebrochen war.

Und wie hast du, schöner stolzer Lindenbaum, alljährlich so üppig gegrünt, so reich geblüht, und dennoch warst du schon längst todt im Herzen! Darum ist es das Loos der Linde, daß sie gewöhnlich eher in sich zusammenbricht, als es der Mensch wagt, seine Axt an den glatten, scheinbar kraftstrotzenden Baum anzulegen.

Um den Strunk, der auf einer Seite in einer hohen Schwarte gegen Himmel ragte, stand noch das Bänklein unversehrt; auf demselben brach nun der Hagenzweig zusammen und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Jetzt war der Baum der Väter gefallen hin über sein Haus! — Aber hätte er denn immerdar prangen sollen, hatte nicht der Vater gemahnt zum Umhauen, aufgemuntert zum Verkauf, da er auf dem Todtenbette sagte: „Wenn es dir schwach geht, so nimm von der Linde!"

„Nein," rief der Mann, „jetzt bin ich der Hagenzweig nimmer, und jetzt kann ich nicht bleiben im Hof auf der Eben!"

Sein Weib und seine Kinder führten ihn in die Stube.

Nachbarn sandten Leute und sogleich wurde nun mit der Wegräumung des Baumes und der Trümmer des Daches begonnen. Zum letzten Male sammelten die Weiber noch die grün-braunen Kapseln der einstigen Blüthen in Körbe zur Arznei. Der Hagenzweig fieberte, aber er war

nicht zu bewegen, daß er einen Blüthenthee zu sich nahm. „Geht's mir weiter," murmelte er abwehrend, „'s ist keine Gesundheit, kein Leben mehr in dem Ding, 's ist ja selbst gestorben."

Die Wegschaffung der ungeheuren Theile des Baumes bedurfte große Arbeit; indeß war nichts davon zu benützen als das Laub. Etwa in der halben Höhe, wo sich zwei Arme theilten, war eine bedeutende Höhlung, in welcher sich unter Moos und Geflechte von Nestern ein mit Lehm verklebter krugartiger Ofenkachel befand. Er hatte durch den Fall einen Sprung bekommen, und als man ihn anrührte, fiel er auseinander.

Aber als er auseinander fiel, thaten die Arbeiter einen Schrei der Ueberraschung, und einer lief sogleich in das Haus: „Ist der Bauer da? Geschwind wie der Wind soll er kommen, es ist Geld gefunden worden!"

Und als der Bauer herbeigestolpert kam, standen die Männer leuchtenden Auges vor dem Strunk, und in der Höhlung unter den Thonscherben des Ofenkachels lag ein Haufe Gold- und Silberstücke.

Die kleine Geschichte ist jetzt eigentlich zu Ende. Die Münzen waren aus der Zeit des alten Hagenzweig, der keinen Südwind leiden konnte, und der sterbend die Worte sprach: „Wenn du alt wirst und es dir schwach geht, so nimm von der Linde —"

Der Bauer blinzelte schmunzelnd auf das Geld, es war eine sehr bedeutende Summe: davon konnte nun der Hagenzweig in der Eben wohl wieder blühen. Als er den gefundenen Schatz in seinem Filzhute in's Stüblein trug,

lächelte er, ſchnitt allerhand Geſichter und murmelte zu ſich: „Schau, ſchau, mein Vater iſt halt doch rechtſchaffen ein braver Mann geweſen, und der Lindenbaum iſt uns auch allweg viel nutz, jetzt iſt was gewachſen auf demſelben, und das da, das iſt der rechte Lindenblühthee, der hilft mir ſchon, dasſelb fürcht' ich mich gar nicht, hi, hi!"

Der Vögelfanger-Jackerl.

Ein armer, häßlicher Junge war er. Sein Vater ſtarb im Gefängniß; ſeine Mutter fand man todt im See. Sein Bruder, ſeine Schweſter, ſein Freund? — Er hatte keinen Bruder, keine Schweſter, keinen Freund. Er hatte nichts, als eine Heerde Schafe, die er weiden mußte, und einen Bauer, der ihn ſchlug. Er wußte aber gar nicht, daß er auch ſonſt noch was haben könnte, und er wußte nicht, daß es anders ſein könnte, als es war.

Man nannte ihn den Jackerl.

In ſeiner Heerde war ein ſchwarzes Lamm, das hatte er lieb und für das pflückte er Klee auf dem Stoppelfeld und reichte ihm dieſen auf flacher Hand und ſagte: „Seh, du ſchwarzes Lämmlein, den Klee da pflück' ich dir, daß du dir das Schnäuzchen nicht zerſtecheſt auf dem Stoppelfeld.“ Und das ſchwarze Lämmlein leckte die Blätter aus der Hand und ſah mit guten treuen Augen den Jackerl an.

Aber als das Lämmlein größer war, da ſonderte es der Bauer aus der Heerde und verkaufte es.

Darauf ſagte der Knabe zu ſeiner Heerde: „Was ſoll ich euch lieb haben, ihr Schafe, wenn euch der Bauer verkauft?“

Und da sangen im Walde Vöglein viel, und sie flogen über die Haide, und sie setzten sich auf Steine, und sie hüpften in die Sträuche, und sie sangen. Die Vöglein waren flink und wunderfarbig; sie hatten Flügel, sie konnten emporfliegen in's Himmelreich, und sie blieben doch im Wald und auf der Haide. Und die Vöglein konnte der Bauer nicht verkaufen.

Da pflückte der Knabe Haselnüsse und zerbiß die Schalen und hielt die Körner hin auf flacher Hand und sagte: „Seh, du kleiner Vogel, das Körnlein schäl' ich dir, daß du dir das Schnäblein nicht verhackest an der Schale." Und das Vöglein pickte die Körner aus der Hand und sah mit guten treuen Augen den Jackerl an.

Da kam der Spätherbst und der Knabe sah keinen Vogel mehr, nur dürre Blätter flogen in der Luft und hüpften auf die Steine und hüpften in die Gesträuche und raschelten.

Da war der Jackerl traurig.

Im Winter arbeitete er im Hofe, hackte Aeste, schnitt Stroh, legte den Schafen Streu in den Stall und fütterte sie. Er war ja doch so klein nicht mehr. Er ruhte, wenn die Anderen ruhten, und aß, wenn die Anderen aßen; zuletzt wollte er auch lachen, wenn die Anderen lachten, aber da hieß es: „Was hast denn du zu lachen, Rothkopf? thu' dir lieber deine Kukuksaugen von den Backen!"

Und der Jackerl ließ das Lachen.

Da ging täglich Morgens, wenn der Jackerl Aeste hackte, ein Mädchen am Hofe vorüber. Es kam vom Almhäusel herab und ging zum Dorfe hinaus in die Schule.

Und da war einmal über Nacht gar viel Schnee gefal-

len, so daß im Hofe statt der Holzblöcke und statt des Aststockes hohe, weiße Hauben emporragten. Nun stand der Jackerl da und wollte heute nicht angreifen; er blickte immer in die Gegend hinaus, so weit er im Schneegestöber sehen konnte. Endlich suchte er einen Stock und watete damit in den Schnee und aufwärts gegen das Almhäusel. Die Almhäuslerin war seine Pathin, und das Kind, welches täglich in die Schule gehen mußte, war ihre Tochter. An diese dachte Jackerl, als er durch den Schnee watete. Endlich kam ihm das Mädchen entgegen; es war dicht in Tücher gewickelt, die Händchen hatte es in den großen Pelzhandschuhen der Mutter; vom Gesichte sah Jackerl nichts als das rothe Näschen. „Seh', Suserl," sagte der Knabe, „ich hab' dir da einen Pfad getreten, damit du nicht stecken bleibst im Schnee!"

Als Jackerl darauf aber wieder in den Hof zurückkam, nahm ihn der Bauer bei den Ohren, schüttelte ihn und sagte: „Wo gehst denn herum? Willst so ein Landstreicher werden? Wirst es auch so weit bringen, wie dein Vater!"

Das Schütteln hatte der Junge geduldig ertragen, aber die letzten Worte fuhren ihm wie ein Messerstich in das Herz. „Wie mein Vater?" entgegnete er, „wie weit hat's mein Vater gebracht? Bis zum Ameisengräber, aber mein Vater war gut, das hat mir meine Mutter oft gesagt."

„Sei still, du magst reden, wenn die Katz den Psalter singt. Und jetzt marsch an deine Arbeit!" Der Bauer ging davon.

Und der Jackerl wußte nicht, daß sein Vater im Gefängnisse gestorben.

Als wieder der Sommer kam, durfte der Junge nicht mehr die Schafe hüten, der Bauer ſchickte ihn auf die Almen, um die Rinder zu führen und zu weiden. Da kamen wieder die Vögel und fraßen ihm aus der Hand und ſangen. Und der Jackerl ſang auch, und er ſang von der Morgenröthe an bis zur Abenddämmerung. Und ſo ſprach er mit ſeinen gefiederten Freunden.

Raben und Geier waren wohl auch im Walde und dieſe waren die Feinde der kleinen Vögelein; darum ſtellte der Junge Vorrichtungen auf die Bäume und an die Felſen, um die Raubthiere zu fangen und zu vernichten. Der Förſter ließ dafür dem Jungen dann und wann ein Geldſtück zukommen, aber die Bauernburſche, die ihn kannten, hießen ihn ſpottend den „Vögelfanger-Jackel!“

Im Herbſte, als der Jackerl die ihm anvertrauten Rinder wieder wohlbehalten in das Thal trieb, war die Dorfkirchweih. Der Bauer war zufrieden mit dem Jungen, ließ ihm Hirſchlederhoſen und hohe Bundſchuhe machen, und ſagte: „Jackerl, du biſt jetzt ſchon bald ein erwachſener Burſche, wenn du willſt, ſo kannſt du auf die Kirchweih gehen.“

Im Torfwirthshauſe war Muſik, dahin ging nun der Burſche und ſah dem Tanze zu. Die Leute ſprachen nicht mit ihm oder ſie nannten ihn den Vögelfanger-Jackel, und in der Nähe von ihm wollte Niemand ſein; man ließ ihn allein ſtehen in der Ecke.

— Und wenn du ſchon bald ein erwachſener Burſche biſt, warum ſollteſt du nicht auch tanzen, du haſt ja Hirſchlederhoſen und hohe Bundſchuhe! — So dachte der Jackerl bei ſich und ging in eine andere Ecke der Stube.

In dieser anderen Ecke stand das Mädchen vom Almhäusel, die Suserl. Sie war kein Schulkind mehr, sie stand sehr sittsam da und am Mieder trug sie rothe Bänder.

„Seh, Suserl," sagte der Junge zum Mädchen, „ich will mit dir einen Tanz machen, daß wir nicht so allein dastehen im Winkel."

„Da hab' ich gar nichts dagegen," antwortete die Suserl. Aber da kam ein übermüthiger Bursche herbeigeeilt: „Was, Mädl, du gingst mit dem Vögelfanger-Jackel?"

Und andere Bursche kamen und riefen: „Jackerl, darf man dir nicht deinen Almrausch (Alpenrosen) vom Kopf rupfen?"

„Wem meine rothen Haare nicht recht sind, der mag mir aus dem Wege gehen," entgegnete der Junge, „ich will jetzt mit diesem Mädchen tanzen!"

„Tanz' du mit deinen Spatzen und Gimpeln!" schrie Einer und flog mit der Suserl durch den Tanzboden.

Und ein Anderer sang:

„Vöglfonga-Jockl
Wockel mitn Schädl,
Wern mar auf die Nos'
A Bretl auffi nogln,
Obareissn thoan ma's nit!"

Da lachte Alles und das Liedchen wurde wieder gesungen.

Der Jackerl stellte sich in die Ecke und wartete ruhig, bis die Musik aufhörte; dann ging er wieder zum Mädchen und sagte: „Willst mit mir tanzen?"

„Ei, geh', tanz' mit ihm," spottete ein Anderer, „er glotzt dich mit seinen Dutzend Kukuksaugen ja so verliebt an!"

„Was schimpfst du mich denn? meine Muttermale und Sommersprossen werden dich doch wohl nicht jucken; bist ein grober Mensch!"

„Wer ist ein grober Mensch? Was will der Vögelfanger da? Jackerl, wir verschenken dich!" So riefen Viele durch einander und sie nahmen den Jungen und trugen ihn auf die Straße und lachten.

Da war der Jackerl unsäglich betrübt. Und er konnte heute auch nicht singen. Sie haben ihm die Suserl weggenommen, sie haben ihn verstoßen. „Ich thu' euch was an!" preßte er zwischen die Zähne und ballte die Fäuste. Dann ging er neben dem Hause auf und ab bis in die Nacht, und dachte, einmal müsse die Suserl ja herauskommen. Aber ein Knecht, der ihn bemerkt hatte, schrie: „Bub, was schleichst du so um's Haus? was suchst? Willst auch so Einer werden wie dein Vater?"

Dieses Wort trieb den Jungen von dannen. Er ging zum Pfarrhof und riß an dem Glockenstrick und schrie: „Es will wer sterben!"

Und als er vor dem Pfarrer stand, sagte er: „Meines Vaters Ehre will sterben; erzählt mir, wie ist's mit meinem Vater gewesen?"

Und nun mußte er's wohl hören. Sein Vater war ein Dieb.

„Bei deiner Taufe war's, Jackerl. Weil dein Vater arm war, so lieh er für diese Feierlichkeit vom Wipfelmeier einen Sonntagsrock aus. Aber wie die Taufe vorüber und er den Rock seinem Eigenthümer wieder zurückgibt, fährt dieser sogleich mit der Hand in alle Säcke, faßt dann deinen Ba-

ter am Arm und sagt ganz heiser: „Ameisgraber Franz! ich hab' mein Ochsengeld im Rock vergessen; jetzt wo ist es?" — Da wird dein Vater bleich — weiß nichts vom Ochsengeld; 's ist eine bedeutende Summe und dein Vater wird in den Arrest geführt. Gestanden hat er's nicht, man hat sogar gezweifelt an seiner Schuld, denn man hatte ihn gekannt als einen ehrlichen Mann. Aber das Geld ist nicht mehr zum Vorschein gekommen. Dein Vater starb bald im Gefängniß und deine Mutter ging gleich darauf in's Wasser. — Nun weißt du's, Junge; sei brav und laß zur Nachtzeit ein andermal die Leute in Ruh'!"

Ja, Jackerl, nun weißt du's.

Der Junge ging in den Bauernhof und schlief in derselben Nacht noch einmal in seinem Bette.

Am andern Tag früh Morgens trat er zum Bauer und sagte: „Müßt mir nichts für ungut haben, daß ich jetzt euren Hof verlasse; ich gehe fort, wohin, das weiß ich heut' noch nicht. Aber ich geh' mit gutem Muth und fasse das Leben von einer anderen Seite an. Der Name meines Vaters ist entehrt, mich haben gestern die Burschen beschimpft und sie haben mir das Mädchen entrissen, mit dem ich hab' tanzen wollen. Aus all dem wird für mich ein neues Leben. Ich habe mir drei Dinge vorgenommen. Erstens will ich den Namen und die Ehre meines Vaters retten; zweitens will ich ein Mann werden, vor dem die rohen Burschen hier ihre Hüte abziehen; drittens will ich Suserl, das Almhäuselmädchen, zum Weibe nehmen. Darum gehe ich jetzt fort; werd' euch schon heimsuchen, wenn ich wieder in die Gegend komm'. Ich dank' euch für Alles, Bauer, und habt mir nichts für ungut!"

Das war für den Bauer wunderlich zu hören, aber er sagte kurz: „Wenn du willst, so magst gehen; angebunden bist du nicht bei mir."

Und der Jackerl nahm sein Bündelchen und ging.

Zuerst ging er hinauf zum Almhäusel und sagte zu dem Mädchen:

„Suserl, hast mich lieb?"

„Freilich!" antwortete das Mädchen, schalkhaft lächelnd.

„Dann leb' wohl. Ich gehe in die Fremde, um mir Ehre und Würde zu erwerben. Nach Jahren komme ich wieder zurück und nehme dich zum Weib."

Er ging, Suserl sah ihm nach.

Er nahm den Weg gegen die Hauptstadt und sang unterwegs mit den Vögeln. Es war ihm wohl. Er kam mit vielen Menschen zusammen, aber keiner spottete seiner röthlichen Haare und seiner Sommersprossen und Muttermale; im Gegentheile, sie lobten seinen schönen, kräftigen Körperbau und seine frischen, freundlichen Augen. Ein Herr, mit dem er unterwegs zusammen traf, nahm ihn als Bedienten.

Bald aber sagte der Herr zu seinem Diener: „Höre, Jakob!"

Der Jackerl horchte denn, er hatte gar nicht gewußt, daß er Jakob heiße, sie hatten ihn immer Jackerl genannt.

„Höre, Jakob, zum Bedienten bist du nicht gemacht; du mußt in eine Lehranstalt und lernen, oder du mußt unter die Soldaten."

Unter die Soldaten wollte er nicht, aber lernen wollte er; und so kam er durch die Verwendung seines Herrn in eine Bildungsanstalt.

Das war ein reiches Leben! Jakob faßte die Dinge der Welt in seinen Verstand und die Menschen in sein Herz. Kümmerlich brachte er die Jahre durch, aber er war froh; er freute sich an Wissenschaft und Kunst, so reichlich und sorglich gepflegt in der Großstadt.

Vor Allem aber erfreute er sich an der Natur und er ging sehr gerne allein hinaus in das Bergland und sang mit den Vögeln.

Jakob hatte Gönner gefunden und war so weit gekommen, daß er die Prüfungen über die Rechtswissenschaften machen wollte.

Aber als er sie machte, fiel er durch.

Er war zu oft im Bergland, er hatte zu viel gesungen mit den Vögeln.

Seine Gönner zogen sich zurück, sein Muth war gebrochen. Er hatte sein neues Leben so trefflich begonnen, er hatte seine drei Ziele so lebhaft vor Augen gehabt; nun war er bereits Mann und hatte noch nichts erreicht.

Sein Schmerz war groß, aber er ging hinaus und sang.

Und im Singen kam ihm ein kühner wunderlicher Gedanke. — Jakob, die Wissenschaft liebt dich nicht, vielleicht liebt dich die Kunst. Deine Stimme gibt einen vollen, reinen Klang; geh' hin auf die Bretter und singe! — Nein, thue es nicht, der Sang ist dein eigen, dein Höchstes, wie dem Vogel der seine, behalte ihn für dich — verkaufe nicht das Gut deines Herzens! — Thue es aber doch, Jakob, dein Sang hat oft in deiner Seele das Leid eingelullt und die Freude geweckt, hat dich gestählt zum Ertragen und Schaf-

fen, hat die Lieb' in dir genährt; vielleicht vermag er das auch Anderen.

Und Jakob ging in das Musikhaus, legte vor Sachverständigen eine Probe ab, lernte, übte sich und legte wieder eine Probe ab, und die Sachverständigen staunten und hörten ihm mit Wohlgefallen zu.

Und nach einiger Zeit betrat Jakob die Bretter.

Die Männer, als sie ihn sahen, sagten: „Das ist eine edle Erscheinung," und die Frauen lispelten: „Das ist ein schöner, junger Mann!"

Als er aber sang, da schwiegen sie, und als er sein erstes Stück zu Ende gesungen hatte, da schwiegen sie immer noch. Aber Einige lispelten zu einander und schüttelten die Köpfe.

Jakob trat zum zweitenmal auf die Bühne. Während der Scene dachte er, wie er nun singe für sein Brot und für sein Leben, und ob so die Ehre seines Vaters gerettet, ob so die ihm von jenen Bauernburschen angethane Schmach gerächt, ob er auf diesem Wege einst Suschen heimführen werde. Und er sang, klagend sang er sein Herz aus in gewaltigen Tönen. Aber noch ehe er zu Ende gesungen hatte, begann ein Theil des Publikums zu applaudiren, ein anderer zu pfeifen und zu zischen, und endlich pfiff und zischte Alles, und der Regisseur kam und führte den Jakob hinter die Coulissen.

Er hatte gesungen, wie der Vogel im Wald — ohn Takt und Noten.

Bleich und verstört ging er aus dem Schauspielhause fort. Sein Einziges und Letztes war nun: Unter die Soldaten.

Als Jakob durch entlegene Gassen der Kaserne zuging, hörte er in dem Gebüsche eines Gartens den sprudelnden Gesang einer Amsel. Das war ihm wie ein Gruß aus stillen, glücklichen Zeiten. Er lehnte sich an den Zaun und starrte in den Garten. Der Garten war nicht zu klein und war günstig gelegen, aber auf den Beeten wucherte Unkraut und im Gehecke wuchsen wilde Rosen. Eine bleiche Frau schritt durch den Garten, sie trug einen Säugling im Arm und hinter ihr johlte eine Schaar kleiner Knaben und Mädchen einher, und diese balgten sich im Unkraut und brachen Rosen, und zogen weiße Rüben aus und verzehrten sie.

„Guten Morgen, Frau!“ rief Jakob über den Zaun hinein, „warum pflegt ihr euren Garten nicht?“

„Weil ich meine Kinder pflegen muß und weil ich krank bin,“ antwortete das Weib.

„Und warum pflegt euer Mann den Garten nicht?“

„Weil er todt ist.“

„Und warum stehen euch euere Freunde nicht bei?“

Da weinte das Weib.

Jakob aber ging in den Garten, faßte die abgezehrte Hand der kranken Frau und sagte: „Ich bin ehrlich und kräftig; ich wollte unter die Soldaten. Jetzt aber will ich's nicht mehr. Ich will bei euch bleiben, will den Garten bauen, will euch und euere Kinder schützen und nähren. Ist euch's recht?“

Und das Weib weinte wieder und die Amsel sang heiter im Gebüsche.

Jakob blieb und baute den Garten und schützte und nährte die arme Familie.

So verging eine lange Zeit. Die Kleinen nannten ihn Vater, die Frau aber hieß ihn immer den Onkel Jakob. Sie wurde nie mehr ganz gesund; sie sah nur noch, wie Jakob ihre Kinder erzog und ihnen unter den Menschen würdige Stellungen verschaffte, dann starb sie. Ihr ältester Sohn war bestimmt für die kleine Wirthschaft und den Garten. Der Garten war im besten Stande und hatte einen Ruf in der ganzen Stadt.

Jakob hatte sich anfangs in die Gärtnerei leicht hineingefunden; er verkaufte die schönsten Blumen und die edelsten Früchte. Die Leute suchten ihn selbst auf und stritten sich um seine Produkte. Zuerst kam das Bürgerthum, dann der Adel, endlich ließ sich gar der Fürst holen von Jakobs Blumen und Früchten.

Am Hofe wurde aber nicht allein von diesen trefflichen Gartenprodukten, sondern auch von dem Gärtner gesprochen. Der Gärtner sei ein gar schöner Mann, gebildet, bescheiden und wohlthätig; wunderbar sei seine Stimme, wenn er singe; er singe aber nur, wenn er einsam arbeite in seiner Gärtnerei.

So wurde gesprochen.

Da begab sich einst eine vornehme Gesellschaft in die entlegene Gasse, um den Gärtner zu belauschen; und sie hörten ihn singen.

Kurze Zeit hernach erhielt Jakob eine Einladung zu einer Hoftafel. Er zog seine besten Kleider an und begab sich dahin; die Herren waren herablassend gegen ihn, die Damen waren liebenswürdig und lächelten ihm zu, und als die Mahlzeit ihrem Ende nahte, baten Alle, daß er singe.

Er aber antwortete: „Ich kann nicht singen.“

Als Jakob die Gesellschaft grüßte und sich zum Fortgehen anschickte, trat der Oberfthofmeister zu ihm und sagte: „Sie sind ein wackerer Mann und verstehen Ihre Sache; von heute an sind Sie Hofgärtner.“

Jakob dankte und ging seines Weges. Er war Hofgärtner, aber er lebte wie vor und er sang im Garten.

Da ließ sich eines Tages eine schöne, reiche Dame bei ihm melden. Sie wollte keine Blumen und keine Früchte; sie bot ihm eine Summe Geldes, wenn er einmal in ihr Haus käme und sie mit jenen Liedern unterhalte, die er singe im Garten.

Er aber antwortete: „Ich kann nicht singen.“

Hierauf ging er stundenlang durch den Garten und er arbeitete nicht und er sang nicht, er sagte nur zu sich selbst: „Jakob, nun ist es Zeit, nun mußt du umkehren.“

Dann nahm er Abschied von denen, die ihn Vater nannten und die ihn dankbar verehrten, und mit einem mäßigen Vermögen, das er sich persönlich erworben hatte, zog er von dannen.

Er zog gegen das Gebirge, er sang wieder, er war heiter im Herzen.

So kam er in seine Heimat. Das Dorf stand noch da; im Wirthshause klang eine Tanzmusik.

Jakob ging vorbei. Er kam an den Bauernhof, wo er einst die Schafe und die Rinder weidete; er ging vorbei. Er ging hinauf zum Almhäusel.

Noch unterwegs frug er ein Weiblein: „Wie geht's im Almhäusel zu?“

„Mein, ihr fragt dem Almhäusel nach," antwortete das Weiblein, „da ist das Elend daheim. Seid ihr ein Verwandter von der Almhäuslerin? Wißt ihr die Geschichte von dem Ochsengeld des Wipfelmeier und von dem Ameisgraber-Franz? Oh, 's ist schon gar so lang und seitdem sind über Gottes Himmel viele Wolken gezogen. 's ist auch der Bub, der Jackerl davon. Mein, wenn der noch leben thät, möcht' ihm's wünschen, daß er's wißt'. Sein Vater, der Ameisgraber-Franz, von dem die Leut' gesagt, daß er bei der Tauf' des Jackerl seinem Nachbar das Geld von zwei Paar Ochsen aus dem Rocke gestohlen, und der im Gefängnisse gestorben, ist gestorben als ein ehrlicher Mann. Gelt, Herr, ihr wißt die Geschichte auch? Und ihr zittert so, seid ermüdet; müßt euch ein wenig auf den Stein da setzen."

Und die Alte rückte ihm Platz auf dem Steine.

„Ja, als ein ehrlicher Mann ist er gestorben. 's hat geheißen, daß er dem Wipfelmeier Geld aus dem Rock gestohlen; aber das war in's Futter hinabgefallen; und jetzt erst, wie sie den alten Rock zertrennen, ist's aufkommen. Die Almhäuslerin, die den Franz gut gekannt hat, ist völlig närrisch worden von wegen der Ungerechtigkeit, und jetzt ist sie gar gestorben. Ihre Tochter, die Suserl, ist nur allein mehr im Almhäusel, sie ist kränklich aus Gram und Sorge, kein Mensch nimmt sich ihrer an."

„Genug, Weib, ich dank' euch," sagte Jakob, „leidet ihr Noth?"

„Gar nicht, lieber Herr."

„So nehmt wenigstens dieses kleine Geldstück."

Das Weiblein dankte, Jakob schritt vollends hinan zum Almhäusel.

Susanna spann. Da trat der fremde Mann in das Stüblein, setzte sich auf die Bank, sah umher und sah die Spinnerin an. Dann erhob er sich wieder, ging zu ihr und sagte: „Suschen, hast du mich noch lieb?"

Sie sah ihn erschrocken an.

„Wenn du mich noch lieb hast, so grüß' dich Gott! ich komme von der Fremde und wenn du willst, so nehme ich dich zum Weib!"

Jetzt erst erkannte sie ihn, aber sie eilte ihm nicht in die Arme, sie stützte sich auf die Tischecke und schluchzte.

Dann erhob sie sich und rief: „Nein, ich werde nicht euer Weib, ich kann nicht!"

„Du bist bleich, Susanna!"

„Geht fort von mir, ich bin ein unglückliches Mädchen, eine Bettlerin."

„Aber ich versteh' zu erwerben und hab' bereits ersparte Sach', Suschen, es ist eine bessere Zeit als einst. Unten im Dorfe ist Tanzmusik; komme mit mir, gehen wir hinab!"

Sie wollte nicht, aber er sagte: „Schließe dich an mich, ich bin nun dein Hort für die ganze Lebenszeit."

Und als die Beiden auf den Tanzboden traten, da verstummte die Musik. Die Männer zogen ihre Hüte vor dem fremden Herrn. Es ging eine Erregung durch die große Tanzstube und die älteren Leute sagten leise zu einander: „Jetzt schaut einmal, das ist der Vögelfanger-Jackerl."

Jakob ehelichte Susanna, das Mädchen vom Almhäusel. Im Berglande, am Strande eines schönen Sees grün-

dete er sich eine Heimstätte. Die Leute liebten und verehrten ihn; er sang und auch sein Weib sang, aber bald kamen die Kleinen und schrieen dazwischen. Die Mädchen blieben gerne bei der Mutter zu Hause und lernten außer ihren Schulgegenständen verschiedene Handarbeiten; die Jungen gingen lieber mit dem Vater auf das Feld oder in den Wald, und er zeigte ihnen alle Vogelnester. Aber sie hoben keines aus, sie ließen die lieben Vöglein frei umherfliegen. Indeß, das Haus am See hieß dennoch, und heißt bis auf den heutigen Tag: „Beim Vögelfanger-Jackerl."

Ein Sterben im Walde.

Wie's der Weltgeist doch nur gemeint haben mag, als er den Menschen erschaffen? Sollte dieses sein vollkommenst angelegtes Wesen nach höherer Bestimmung Frack und Seidenhut tragen oder wäre ihm ein derber Lodenkittel mit Wollenhaube genügend? Wie, oder soll dieses Geschöpf seine innersten Empfindungen nach künstlerischen Noten singen, anstatt frisch und frei unmittelbar aus dem Herzen heraus?

Sollte ich mich für Lodenkittel und Herz entscheiden? Da käme ich der lieben Civilisation ja quer durch den Weg! Nun, und wohin denn so eilig, du gute Civilisation? — Vorwärts. — Ei, da bin ich wohl auch dabei, aber halten wir einmal einen Augenblick an und blicken wir zurück, von wannen wir kommen, damit wir den Pfad nicht verlieren, wenn uns feindliche Geschicke auf unserem Vorwärtsstreben ein Halt zurufen, oder wenn uns das Heimweh erfaßt nach der friedlichen Stätte unserer Kindheit. Nicht in stolzen Städten, nicht auf luftigen Straßen ist die Menschheit daheim, sondern auf der stillen, fruchtbaren Flur oder im tiefen Waldfrieden.

In dem kräftigen Boden der Urwildniß wurzelt der Menschheit uralter Stamm. Dieser Baum hat sich entfaltet

in zahllose Zweige und Aeste, und die Aeste streben hinaus in die freie Luft und meinen sich zu halten durch eigene Kraft, und vergessen auf den Stamm, und endlich brechen sie doch und stürzen zu Boden mit all ihren hoffnungsreichen Keimen und Zweigen.

Der Stamm aber steht und saugt immerdar neue Kraft aus dem Boden der Wildniß, und er treibt neue Zweige und Aeste allweg, die wiederum hinaus wollen in das Freie, Lichte, Blaue, Unendliche, bis sie unter ihrer eigenen Last zusammenbrechen.

Heil dir, Civilisation! Doch Eines zuvor: Hab' Acht! du bist nicht der Stamm, du bist der Ast. Vergesse nicht den Stamm, aus dem du Kraft und Leben saugst, strebe nicht gleich übermüthig hinaus in das Weite, Leere; verschlinge dich innig und inniger mit deiner unzerstörbaren Stütze, fußend im Boden der Wildniß!

Wir sind gewohnt, die Naturvölker in ihren verlornen Erdwinkeln zu bedauern, während dieselben, und vielleicht mit mehr Recht, u n s bedauern würden, wenn sie von uns überhaupt etwas wüßten. Diese Völker leben meist in einer unbewußten Armuth; keine Mißharmonie stört ihr Seelenleben, ihr Verhältniß zu einander und zur Natur; sie fragen eben nicht: „warum?" ein Wörtlein, das uns Kindern der Civilisation oft gar theuer zu stehen kommt, weil es, statt einer sättigenden Antwort, unzählige neue Fragen gebiert, die all' unsere unschuldigen Freuden verkümmern und endlich unser ganzes Dasein zu einem ungeheuren Fragezeichen machen.

Ich habe in diesen Blättern erzählt von unserem armen

Gebirgsvolke, wie es, zum Gegensatze der blasirten Großstädter, oder der stolzen, verschmitzten, nimmersatten Bauern fruchtbarer Ebenen, so rührend einfach und oft glücklich lebt. Und endlich kommt es doch nur darauf an, daß der Mensch glücklich sei hienieden; darum behaupte ich, der Weltgeist hat es bei der Schöpfung seines edelsten Wesens allzumal auf den rauhen Lodenkittel abgesehen.

Unter dem Lodenkittel unserer Alpenbewohner hat das Menschenherz einen langsamen, ruhigen Schlag; und nur die regelmäßigen, allweg ruhigen Hammerschläge des Herzens schmieden das dauerhafteste Glück und eine stille, ergebene Zufriedenheit wohl für das ganze Leben und für die Stunde des Sterbens. —

In meinem Vaterhause fand sich die „Lebensbeschreibung Jesu Christi, seiner Mutter Maria und der Heiligen Gottes" von Pater Cochem. Das war ein uraltes Buch, die Blätter mit den großen, wunderlich geformten Buchstaben, die nicht selten roth waren, hatten eine mattgelbe Farbe und der schweinslederne Einband war an manchen Stellen schon wurmstichig. Seit mein Großvater todt, hatte sich im Hause Niemand gefunden, der des Lesens kundig gewesen wäre: so nahmen denn die Würmer Besitz von Cochems „Leben Christi" und zogen aus dem „geistlichen Schatz" ihre leibliche Nahrung.

Da kam ich, lernte lesen, vertrieb die Würmer aus dem Buche und fraß mich selbst förmlich hinein, und las unseren Hausleuten täglich was daraus vor. Mein Lesen gefiel den Leuten, denn das sei völlig gewesen, „wie wenn der

Pfarrer predigen thät', so schön bedeut ausgeführt und so eine laute Stimm'!"

Ich kam als Vorleser in Ruf und wurde ein gesuchter Mann. Wenn irgendwo in der Nachbarschaft Jemand krank oder zum Sterben, oder wenn er gar gestorben war, so daß man an der Leiche die Todtenwache hielt, so wurde ich dahin gebeten. Mein Vater gab es gerne zu und so nahm ich das riesige Buch in einem Tuch auf den Rücken und ging. Unter dem Arm konnte ich es nicht tragen, denn ich war zu derselben Zeit noch ein kleinwinziger Knirps.

Einmal spät Abends, als ich schon in der kühlen Futterkammer schlief, in welcher ich zur Sommerszeit mein Nachtlager hatte, wurde ich von unserem Knecht geweckt. Der Meisensepp habe seine Tochter geschickt, und ließe mich bitten, sogleich zu ihm zu kommen, um ihm Gebete und Erbauungen vorzulesen, indem er wahrscheinlich in dieser Nacht sterben müsse.

Ich stand sogleich auf, zog mich schnell an, nahm das alte Buch und ging mit dem Mädchen aufwärts über die Haide und durch die Waldungen gegen das kleine Häuschen des Meisensepp. Dieses stand gar einsam mitten im Waldlande. Der Meisensepp war in seinen jüngeren Jahren Waldhüter, in letzterer Zeit aber hatte er sich nur mehr mit Holzschnitzereien und mit Sägeschärfen für Holzhauer beschäftigt. Da kam plötzlich eine schwere Krankheit.

Wie wir, ich und das Mädchen, in der stillen sternenhellen Nacht so durch die Einöde schritten, sagten wir keines ein Wort, sondern gingen schweigend neben einander hin. Nur einmal bemerkte das Mädchen, es wolle mir das Buch

tragen, was ich aber nicht annahm, denn das Kind war noch jünger und ſchwächer als ich.

Endlich, als wir über zwei Stunden gegangen waren, ſagte es: „Dort iſt ſchon das Licht.“

Wir ſahen einen matten Schein, der aus einem Fenſterlein des Meiſenhauſes kam. Als wir dieſem ſchon ſehr nahe waren, begegnete uns der Pfarrer unſerer Gemeinde, der freundlich unſeren Gruß erwiederte und ſagte, daß er dem Kranken die heiligen Sakramente gereicht habe.

„Wird der Vater geſund?“ frug das Mädchen kleinlaut.

„Er iſt noch nicht ſo alt, wird wohl wieder aufſtehen und arbeiten. Wie Gott es will, mein Kind!“ ſagte der Prieſter und ging davon.

Wir traten in das Haus.

Das war klein und nach Art der Waldhütten ſtand die Familienſtube und die Schlafkammer gleich in der Küche. Am Herd ſteckte in einem Eiſenhaken ein flackernder Kienſpan, von dem die rußige Decke der Stube in einen leichten Rauchſchleier gehüllt war. Neben dem Herd, auf einem unüberdeckten Strohlager, das am Boden ausgebreitet war, lagen im Schlummer zwei kleine Knaben, die noch um einige Jahre jünger waren als ich, und mit denen ich oft im Walde zuſammentraf, wenn ich der Heerde meines Vaters nachging und ſie Schwämme ſuchten. An der Ofenmauer, auf einem Dreifuß, ſaß das Weib des Sepp, welches einen Säugling an die Bruſt drückte und mit ſeinen großen Augen unverwandt dem brennenden Span zuſah. Eng hinter dem Ofen, in dem einzigen Bett, das im Hauſe war, lag der

Kranke und ſchlief. Das Geſicht war eingefallen, die ſchon etwas graulichen Haare waren kurz geſchnitten und die Backen und das Kinn bedeckte ein dunkler Stoppelbart. Die Lippen waren halb geöffnet, und durch dieſelben zog ein regelmäßiges Athmen.

Als wir eingetreten waren, erhob ſich das Weib leiſe, ſagte eine Entſchuldigung, daß ſie mich ſo aus dem Bette geplagt habe, bedeutete mir, daß ich mich zum Tiſch ſetzen und die Eierſpeiſe eſſen möge, die der Herr Pfarrer übrig gelaſſen und die noch in einer Pfanne auf dem Tiſche ſtand.

„Jetzt ſchläft er paſſabel gut," ſagte ſie ferner, „jetzt hat er auch wieder den rechten Athem und jetzt hält er die Hände ruhig unter dem Tuche, früher hat er alleweil das Werg aus der Decke gezupft."

Ich wußte, daß man es für ein übles Zeichen auslegt, wenn ein Schwerkranker an der Decke zupft und kratzt, denn „dann kratzt er ſich ſein Grab", und ich entgegnete deshalb: „das hat mein Vater auch gethan, als er im Nervenfieber lag, er iſt aber doch wieder geſund worden."

„Das mein' ich wohl auch," ſagte ſie, „und der Herr Pfarrer hat dasſelb' geſagt. Bin doch froh, die Beicht hat der Seppel recht fleißig verrichten mögen und ich hab' jetzt wieder rechtſchaffen Troſt, daß er mir noch einmal geſund wird. Nur," ſetzte ſie ganz leiſe hinzu, „das Spanlicht leckt allweg ſo hin und her."

Wenn in einem Hauſe ein Span- oder Kerzen- oder Oellicht unruhig flackert, ſo bedeutet das nach dem Glauben des Volkes, daß in demſelben Hauſe bald ein Lebenslicht auslöſchen werde. Ich glaubte ſelbſt an dieſes Wahrzeichen,

doch um diesmal die Häuslerin zu beruhigen, sagte ich: „'s streicht die Luft alles zu viel durch die Fensterfugen, ich spür's auch."

Sie legte das schlummernde Kind aus dem Arm auf das Stroh, da sich auch das Mädchen, welches mich geholt, schon zur Ruhe gelegt hatte, und verstopfte mit Werg sorgfältig alle Fugen, und ich half ihr auch dabei. Aber der Span flackerte dennoch.

„Gelt, Peterl," sagte das Weib zu mir, „du bleibst mir da über die heutige Nacht, weil ich mir aus Zeitlang nit zu helfen weiß, und wenn er munter wird, so liest uns was vor. Gelt, du bist so gut?"

Ich schlug das Buch auf und suchte nach einem geeigneten Lesestück. Allein Pater Cochem hat in seinem Buche nicht viel geschrieben, was armen, duldenden Menschen Trost bringen könnte. — Gott ist unendlich streng, und neun Zehntel der Menschen fahren schnurgerade der Hölle zu, das zehnte Zehntel nur geht durch die Pein des Fegefeuers in den Himmel ein.

Dieser Gedanke schlängelt sich wie eine zischelnde Natter durch das ganze Buch, das leider noch in neuester Zeit im Volke vielfach zu finden ist. Obwohl ich vorwitzigen Leuten gegenüber, die mich nur anhörten, „der lauten Predigerstimme" wegen, die haarsträubenden Worte der Menschenverdammung mit Vergnügen hinausdonnerte, so mußte ich doch, wenn ich an den Krankenbetten aus dem Buche vorlas, meine Erfindungsgabe oft gar sehr anstrengen, daß ich während des Lesens die Ausdrücke milderte, die schaudererregende Darstellung der vier letzten Dinge mäßigte und den

grellen Gedanken des eifernden Paters eine lieblichere Färbung geben konnte.

So dachte ich auch heute nach, wie ich, scheinbar aus dem Buche lesend, dem Meisenkopp Worte sagen wolle von dem Segen der Armuth, von der Heiligkeit stiller Ergebung, von der treuen Liebe zu den Menschen, und wie dieser Weg die wahre Nachfolge Jesu sei, der uns — wenn die Stunde schlägt — durch ein sanftes Entschlummern hinaufführt in den Himmel.

Endlich erwachte der Sepp, wendete den Kopf, sah sein Weib und seine ruhenden Kinder an, dann mich, und sagte mit lauter, deutlicher Stimme: „Bist auch heraufkommen, Peter? So dank' dir Gott, aber zum Vorlesen werden wir heut' wohl keine Zeit haben. Anna, geh' sei so gut und weck' die Kinder auf!"

Das Weib zuckte zusammen, fuhr mit der Hand zu ihrem Herzen und sagte in bebendem Tone: „Bist wieder schlechter, Seppel? Hast ja recht gut geschlafen!"

„Thu' dich nit so sehr grämen, liebes Weib, auf der Welt ist's schon nit anders. Weck' mir schön die Kinder auf, aber langsam, daß sie sich nit erschrecken."

Die Häuslerin stürzte förmlich hin auf das Strohlager und rüttelte die Kleinen und diese fuhren halb bewußtlos empor.

„Bitt' dich gar schön, Anna, reiß' mir die Kinder nit so herum," verwies der Kranke mit schwächerer Stimme, „und die kleine Martha laß schlafen, die versteht noch nichts."

Ich blieb abseits am Tische sitzen, die Angehörigen des Kranken aber versammelten sich um ihn und schluchzten.

„Seid nur ruhig," ſagte der Seppel zu den Kindern, die Mutter wird euch ſchon morgen länger ſchlafen laſſen. Joſefa, zieh dir das Hemd zuſammen über die Bruſt, ſonſt wird dir kalt. Und jetzt — ſeid allweg ſchön brav und folgt der Mutter, und wenn ihr groß ſeid, ſo ſteht ihr bei und verlaßt ſie nit. — Ich hab' gearbeitet meiner Tag mit Fleiß und Müh', gleichwohl kann ich euch weiter nichts hinterlaſſen als dieſes Haus und das Gärtlein draußen und den Rainacker und das Waldl dazu. Thut euch's theilen unter einander und thut hauſen und bauen. Ich mach' kein Teſtament, ich hab' euch Alle gleich lieb. Thut nit ganz vergeſſen auf mich und ſchickt mir dann und wann ein Vaterunſer nach. Und euch, die zwei Buben, bitt' ich von Herzen: Hebt mir mit dem Wildern nit an, das nimmt kein gutes End'. Gebt mir die Hand d'rauf, ſo. Wenn halt einer von euch das Sagfeilen lernen thät', hab' mir damit viel Kreuzer dermacht, 's Werkzeug dazu iſt da. Und ſonſt wißt ihr ſchon, wenn ihr am Rainacker Erdäpfel anbaut, ſo ſetzt's erſt im Mai ein; 's iſt wohl wahr, und mein Großvater hat's ſchon geſagt, von den Erdäpfeln heißt's: Baut mich an im April, ſo komm ich wann ich will, und baut mich an im Mai, ſo komm' ich glei'. So, und jetzt geht wieder ſchlafen, Kinder, daß euch doch nit kalt wird, und gebt allzeit rechtſchaffen Obacht auf eure Geſundheit; Geſundheit iſt das Beſte, und ich hab' den Herrgott mein Lebtag gebeten, daß er mich bewahre vom zu gähen Glück und von den theuren Speiſen. Das gähe Glück iſt, wenn man vom Baum fällt, und man bricht ſich die Hand. Da ſagen die Leut': 's iſt ein Glück, er hätt' ſich auch leicht den Hals brechen können. Und die theu-

ren Speiſen ſind die Medizin. — Geht nur ſchlafen, Kinder!"

Der Kranke ſchwieg und zog an der Decke. Sein Weib hatte die Sterbekerze angezündet. Als er es bemerkte, murmelte er: „Das nit, Anna, das nit. Ein wenig ſpäter. Aber einen Schluck Waſſer gibſt mir, gelt?"

Nach dem Trinken ſagte er: „So, 's friſch Waſſer iſt halt doch wohl gut; gebt nur recht auf den Brunnen Obacht. Ja, und daß ich nit vergeſſ', die ſchwarzen Hoſen leg' mir an und das blau' Jankerl; weißt, und draußen hinter der Thür, wo die Sägen hängen, lehnt das Hobelbrett, das leg' über den Schleifſtock und die Hanſelbank; für drei Tag' wird's ſchon halten. Morgen Früh, wenn der Holzjoſl kommt, der hilft mich ſchon hinauslegen. Schau aber, daß die Katz' nit dazu kommt, die Katzen geh'n los und ſchmecken's gleich, wenn wo ein' Leich' iſt. Was unten bei der Pfarrkirch' mit mir geſchehen wird, das weißt ſchon ſelber. Meinen braunen Lodenrock und den breiten Hut ſchenk' einem Armen; dem Peterl magſt auch was geben, daß er heraufgangen iſt; vielleicht iſt er ſo gut und lieſt morgen in der Nacht beim Leichwachen was vor. 's wird ein ſchöner Tag ſein morgen, aber geh' nit zu weit fort von heim, 's möcht' ein Unglück geſchehen, wenn draußen in der Lauben das Licht brennt. Dann, Anna, ſuch' nach da im Bettſtroh, wirſt einen alten Strumpf finden, ſind etliche Zwanziger d'rin. Bin ja kein ſchlechter Menſch geweſen, das weißt, und der barmherzige Gott — —"

„Streng' dich doch nit ſo an im Reden!" ſchluchzte das Weib.

„Anna, ja — aber, ausſagen muß ich's doch. Jetzt werden wir wohl nit mehr lang beiſammen ſein. Wir haben uns

zwanzig Jahre gehabt. Anna, du biſt mein Leben geweſen, kein Menſch kann dir's vergelten, was du mir geweſen biſt. Das vergeſſ' ich dir nit im Tod und nit im Himmel. Mich g'freuts nur, daß ich in der letzten Stund' noch was mit dir reden kann, daß ich unſere Kinder noch anſehen kann, und daß ich gleichwohl ſo viel bei Verſtand bin."

„Stirb doch nit gar hart, Seppel," hauchte Anna, und beugte ſich über ſein Antlitz.

„Nein," antwortete er ruhig, „bei mir iſt's ſo wie bei meinem Vater: leicht gelebt und leicht geſtorben. Sei nur auch du ruhig und leg' dir's nit ſo ſchwer. Wenn wir nun auch wieder jed's allein ankommen, zuſammengehören wir gleichwohl noch und ich heb' dir ſchon ein Platzl auf im Himmel, gleim (nahe) an meiner Seit' — Anna — gleim an meiner Seit'. Nur das thu', um Gotteswillen, die Kinder zieh' gut auf."

Es war ſtill, die Kinder ruhten wieder. Mir kam vor, als hörte ich ein leiſes Schnurren und Spinnen. — Plötzlich rief der Seppel mit heller Stimme: „Anna, jetzt zünd' geſchwind die Kerze an!"

Das Weib rannte in der Stube herum und ſuchte nach Feuerzeug, und es brannte ja der Span. „Jetzt hebt er an zu ſterben!" kreiſchte ſie. Als aber die Wachskerze brannte, als ſie ihm dieſelbe in die Hand gab, als ſie das Weihwaſſergefäß vom Geſimſe nahm, da wurde ſie ruhig und betete laut: „Jeſus, Maria, ſteht ihm bei! Ihr Heiligen Gottes, ſteht ihm bei in der höchſten Noth, laßt ſeine Seele nicht verloren ſein! Jeſus, ich bete zu deinem allerheiligſten Leiden! Maria, ich rufe an deine heiligen ſieben Schmerzen! Du, ſein heiliger Schutzengel, wenn

ſein' Seel vom Leib muß ſcheiden, führ' ſie ein zu den himmliſchen Freuden!"

Und ſie betete lange, ſie ſchluchzte und weinte nicht, nicht eine einzige Thräne ſtand in ihrem Auge, ſie war ganz die ergebene Beterin, die Fürbitterin.

Endlich ſchwieg ſie, beugte ſich über das Haupt des Gatten, horchte ſeinem Athem und hauchte: „So behüt' dich Gott, Seppel! thu' mir meine Eltern und unſere ganze Verwandtſchaft grüßen in der Ewigkeit. Behüt' dich Gott, mein lieber Mann! Die heiligen Engel geben dir das Geleit' und der Herr Jeſus wartet ſchon deiner bei der Himmelsthür."

Der Mann hörte nichts mehr, ſeine fahlen, halboffenen Lippen gaben keine Antwort, ſeine Augen ſahen ſtarr zur Stubendecke empor. — In den gefalteten Händen brannte die Wachskerze; ſie flackerte nicht, ſtill und ruhig, wie eine ſchneeweiße Blüthenknoſpe, ſtand die Flamme empor — ſein Athemzug bewegte ſich nicht mehr.

„Jetzt iſt's gar, jetzt iſt er mir geſtorben!" rief das Weib aus, ſchrill und herzdurchdringend, dann ſank ſie nieder auf einen Schemel und begann bitterlich zu weinen.

Die Kinder waren wieder erwacht und weinten auch, nur der Säugling lächelte . . . .

Endlich ermannte ſich die Häuslerin, trocknete die Thränen und legte zwei Finger auf die Augen des Todten.

Die Wachskerze brannte, bis die Morgenröthe aufging.

Dann kam ein Holzhauer; dieſer kniete hin vor die Leiche, that ſtill ein kurzes Gebet, beſprengte den Todten mit Weihwaſſer und murmelte: „So rücken ſie ein, Einer nach dem Andern — zuletzt komm' ich wohl auch noch d'ran."

Dann legten ſie dem Meiſenſepp feſttägige Kleider an und trugen ihn hinaus in die Vorlauben und legten ihn auf's Brett. —

Das Buch ließ ich liegen auf dem Tiſch, für die Leichwachen der nächſten Nächte, zu denen ich der Häuslerin mein Leſen zugeſagt hatte. Als ich fortgehen wollte, kam ſie mit einem grünen Hut, auf welchem ein weit ausgeborſteter Gemsbart mit einer Pfauenfeder ſteckte.

„Magſt den Hut mit mitnehmen für deinen Vater?" frug ſie, „der Seppel hat deinen Vater allweg gern gehabt; den Gamsbart aber magſt dir ſelber behalten zum Angedenken. Bet' einmal ein Vaterunſer dafür."

Und als ich hierauf abwärts durch den Wald ging, da war's licht und klar und rein, friſch und thauig, und voll Sang und Klang und Blühen — voll Leben überall!

Und oben in der Hütte lächelte ja auch der Säugling, und oben in der Hütte lag ein Menſch auf dem Bahrbrett!

Ich kann die Nacht und den Morgen, — das Sterben mitten in dem unendlichen Lebensquell des Waldes nimmermehr vergeſſen, und ich beſitze ja heute noch Seppels Gemsbart zum Angedenken.

Und warum ich dieſes ſanfte, ergebene Leben und Sterben im Walde erzählt habe, ohne Schmuck und Dichtung, nur in ſeiner Einfachheit? — damit ihr nicht mehr die Menſchen beklagt, die da oben in den verlornen Thälern des Gebirges in glücklicher, ungeahnter Armuth leben und ſterben.

In der Einöde.

In der Einöde.

Eine Geschichte in zwei Büchern.

Von

P. K. Rosegger.

Pest.

Verlag von Gustav Heckenast.

1872.

1305

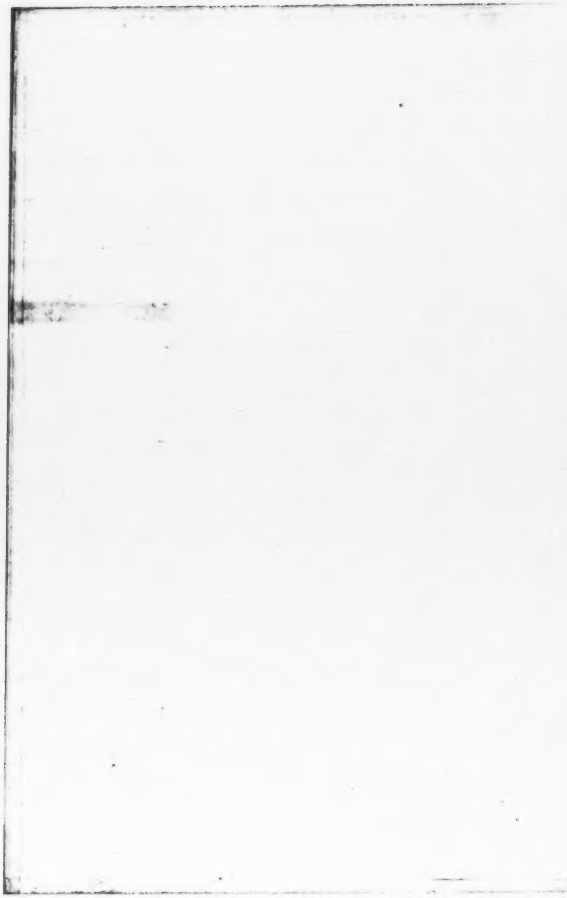
A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Pest, 1872 Gedruckt bei Gustav Heckenast.

In der Einöde.

Erſtes Buch.



Auf dem Raſenplatz vor dem Heidehauſe liefen Leute herum in großer Verwirrung.

„Schlagt ihn todt! Schießt ihn nieder! Werft ihm den Schädel ein!“ riefen ſie, und zerrten Stangen herbei und haſchten nach Steinen und ſtürmten im Hauſe umher nach einem Gewehre.

Den Kettenhund wollten ſie umbringen.

An der Hausecke unter dem breiten Strohdache ſtand der Holzkobel und an dieſen war das Thier gefeſſelt. Mit aller Kraft riß und raſſelte es an der Kette, und ſtöhnte und winſelte dabei. Es lechzte, es ſchnappte um ſich in die Luft hinein, es wand und wälzte ſich, es zerrte mit den Vorderpfoten an den Ohrläppchen und kratzte im Sand und rieb den Kopf an dem Boden und ſchnappte fort und fort um ſich.

Der kleine Gabriel hatte beim Fenſter heraus geſehen, weil gerade Zapfenwirths Davidl vorüber hopſte; da ſah er an dem Hunde das ſeltſame Gebahren. Der Knabe lief hinaus und wollte das ihm ſonſt ſo anhängliche Thier ſtreicheln, aber klapps, biß es ihn in den Schenkel, daß das Blut durch das Höslein rann. Ganz kleinlaut kam er zurück in die Stube. Darauf gewahrte es auch ſeine Mutter, die Heidepeterin, und ſie ſagte zum Knecht:

„Was hat denn heut' der Waldl? Gar den Buben hat er biſſen."

Der Knecht ſchlug ſogleich einen wahnſinnigen Lärm und lief zu den Nachbarn, und die Nachbarn machten neuen Lärm und liefen wieder zu anderen Nachbarn, und ſo kamen nach und nach die Leute zuſammen vor dem Heidehauſe, und ſie ſchrieen:

„Wüthend iſt das Beeſt! Nur gleich todtſchlagen, niederſchießen!"

„Die Hundswuth!" kreiſchten die Weiber.

„Peterin, habt's denn keine Büchs im Haus!" lärmte ein Bauer dürch das Gehöfte.

Die Peterin hörte ihn kaum, ſie hatte den kleinen Gabriel in einen Waſſerkübel geſtellt und in wahrer Todesangſt wuſch ſie die Bißwunde am Schenkel.

Der Heidepeter kam von Walde heim.

— Was denn heut' bei mir ſo viel Leut' herumrennen? 's iſt doch leicht nichts geſchehen! — dachte er bei ſich, da hörte er's ſchon:

„Der Hund iſt wüthend!"

Der Peter ſah dem Thiere eine Weile zu und lehnte dann langſam ſeine Holzaxt an die Wand. Der Heidepeter überſtürzte ſich nie in etwas. Schon kam der Hahnenkampp mit einer Flinte dahergeeilt, da ſagte der Peter ruhig:

„Was willſt denn, Steffel, wirſt mir doch meinen Haushund nicht niederſchießen! Iſt gar kein' Red', daß er die Waſſerſcheu hat, da thät' er ganz anders ausſchauen."

Darauf nahte er ſich dem winſelnden, keuchenden Thiere, das unabläſſig die Pfote an das Ohrläppchen ſchlug:

„Nu, nu, mein Waldl, was haſt denn heut'? Biſt ja ſonſt ein geſcheidtes Thier, 's muß dich was beißen; nu, halt' ſtill!" — ſagte er zum Hund und unterſuchte das Halsband und die Ohren. „Aha, da haben wir's!" rief er plötzlich und hielt einen glimmenden Feuerſchwamm in der Hand. „Das Ding da iſt ihm im Ohr geſteckt."

Das Thier war einen Augenblick ruhig, dann hüpfte es ſeinem Herrn freudig bellend an die Bruſt und wedelte luſtig mit dem Schweif.

Hinter der Tannengruppe, die in der Nähe des Hauſes ſtand, brach jetzt ein Gelächter los. Der Heidepeter hörte es; ſogleich drängte er den Hund von ſeiner Bruſt zurück und ſchritt gegen die Bäume. Da lief von denſelben weg und hin über die Felder Zapfenwirths Davidl. Hub der Peter an und ließ ſeine Beine ausſetzen und rannte dem Flüchtling nach, daß der Hut abflog und die ungeſchnittenen Locken des Bauers wild in der Luft flatterten. Die Leute lachten und klatſchten in die Hände; gar ſelten hatten ſie den Heidepeter ſo wild geſehen. Der Davidl lief verteufelt gut und als er zum hohen Rain kam, huſch war er über denſelben gekugelt. Dennoch verließen ihn ſeine guten Geiſter — als er zum Bach kam, erfaßte ihn die Hand des Schickſals am Rockkragen und ſchleuderte ihn zu Boden.

„Hab's nicht than, hab's nicht than!" ſchrie der Knirps.

„Haſt es than, Bub!" rief der Heidepeter ſchnaufend vor Zorn und von dem Laufen, „wirſt's leugnen auch noch; ich hau' dich in den Steinboden!"

„Ja, jetzt; aber ich thu's nicht mehr!" — ſtotterte der Davidl; der Peter ließ ſich keine Schrift darüber geben.

„Fuchsbartl, du," murmelte er, und faßte die rothen Haare und ſchüttelte den Jungen ſo heftig, daß dieſem all' ſein Zetern und Bitten von den klappernden Zähnen zermalmt wurde.

Als der Heidepeter müde war, ſetzte er aus und frug ganz ſanftmüthig:

„Haſt jetzt genug Davidl?"

„Meinem Vater ſag' ich's!" ſchrie der Knabe und brach vor Zorn und Schmerz in Weinen aus.

„Schau, nachher haſt noch nicht genug," ſagte der Peter und ſetzte das Schütteln noch heftiger fort, ſo daß ein wahres Mäckern entſtand.

Als endlich durch die fuchsrothen Haare Blut hervorkam, ließ er's gut und genug ſein.

„Feuerſchwamm ſteck' ich dir keinen in die Ohren, aber merk' dir's! Und daß du's weißt, zu meinem Haus komm' mir nimmer. So, jetzt troll' dich!"

Der Knabe ſchlich brüllend davon, und als er ſich jenſeits der Schlucht in Sicherheit glaubte, ſchrie er laut:

„Meinem Vater ſag' ich's, der zündet dir das Haus an, du dalkerder Heidepeter, du!"

Der Peter ging jetzt ruhig ſeinem Gehöfte zu; aber er ſchnaufte noch immer; er war ein hagerer, etwas ſchwächlicher Mann und das Laufen nicht gewohnt. Die Leute hatten ſich verloren.

„'s macht mir ſo leicht keiner die Nägel heiß," — ſagte er zu ſeinem Weibe. „Aber wenn einem ſo ein Thunichtgut ſchier alle Tage einen Schur anthut, daß zuletzt gar

der Kettenhund vor ihm nicht mehr ſicher iſt, ſo ſteigt Einem halt doch die Gallbirn auf. Wenn ich ihm in der Hitz nur nicht etwa zu viel gethan hab'!"

„Und was ich ausgeſtanden hab' in der Stund!" ſagte die Peterin, „gar nicht glauben kannſt es. Alle Heiligen im Himmel hab' ich angerufen, und ich hab' mir gar nichts anders mehr dacht, als wir kriegen jetzt All' mit einand' die Waſſerſcheu, beißen einander zu todt, und den Gaberl tragen ſie zuerſt hinaus. Das friſch' Blut hab' ich ihm aus der Wunde geſaugt in der Angſt. Mein Gott, mir ſchlottern noch Händ' und Füß'!"

Gabriel lief ſchon wieder in der Stube umher und kletterte auf die Bank, ſah zum Fenſter hinaus und dem Kettenhund zu; der ſchlürfte ruhig ſeine Abendſuppe. Dann ſchlich Gabriel auf den Zehenſpitzen zur Wiege, in welcher eben ſein Schweſterlein erwacht war und flüſterte dieſem zu:

„Regina, derweil du geſchlafen, hat mich der Waldl biſſen, ſchau."

Und er hob den kleinen Fuß auf, zog das Höschen empor und zeigte dem Kinde die Zahnwunde. Er bildete ſich ſchier was darauf ein.

Es begann zu dunkeln; auf den Waldbergen lagerte ſich der Herbſtnebel. Der Halter kam mit den ſchellenden Kühen heim, that ſie in den Stall, und ſchüttelte dabei unverſehens ſeinen Hut Preiſelbeeren in die Streu. Auf der Tenne hörte man noch lange das Auskörnen der Habergarben, die der Knecht über einen liegenden Baum ſchlug, bis das letzte Körnchen herausgeſprungen war. Endlich ſchloß ſich das Scheunenthor zu und das kleine Häuflein Leute verzehrte in

der Stube die Roggensuppe und das Erdäpfelmus. Dann suchten sie ihre Strohbetten auf.

Die Kinder schliefen bald.

In der Stube brannte ein Span, den die Bäuerin noch mehrmals im Haken zurecht steckte. Der Peter zog die rauchgebräunte Hänguhr auf.

Als sich die Eheleute endlich zur Ruhe begeben wollten, schlug der Kettenhund an. Es klopfte leise an der Fensterscheibe.

„Wer denn?“ rief der Bauer, und sein Weib setzte unwirsch hinzü:

„Heut' ist mehr kein Fried!“

„Um die Nachtherberge thät Einer bitten!“ sagte draußen einer heisere Stimme.

„Ein Armer wird's sein, ja das ist was Anderes,“ sagte die Bäuerin, „geh' Peter, riegl die Thür auf.“

Bald hernach stolperte ein Mann in die Stube, mühselig und gebeugt, mit der rechten Hand einen langen Stock umklammernd, in der Linken einen kleinen Bündel tragend. Ein breiter, entfärbter und zerdrückter Filzhut saß ihm auf dem Kopf, und unter den Krempen hingen schneeweiße Haarsträhne nieder.

Der Peter nahm den Span in die Hand, räusperte die Kohle ab und leuchtete dem Fremdling unter den Hut. Da rief er aus:

„Du liebe Zeit, solch's ist doch leicht nicht möglich, das ist ja der Schulmeister von Rattenstein!“

„Ja, ja, mein lieber Heidepeter,“ entgegnete der Alte sich ausschnaufend, „'s wird wohl so sein. Mit Erlaubniß, ich setz' mich gleich nieder.“

Die Bäuerin warf noch einmal den Rock über, und eilte in die Küche, daß ſie eine warme Suppe bereite; dann rief ſie zurück in die Stube hinein:

„Geh', Peter, zünd' eine Kerze an, der Span will frei nicht ſcheinen und der Rauch brennt Einem ſchier die Augen aus."

Als hernach auf dem Tiſch eine Unſchlittkerze brannte und als der alte Mann den Schweiß von ſeinem abgehärmten Antlitz gewiſcht hatte, hielt ihm der Heidepeter faſt ſchüchtern die rechte Hand hin und ſagte:

„Ja, wie hat ſich denn der Herr Schulmeiſter verrennt in die Einöde herein?"

„Es hat ſich ſchon geſchickt," antwortete der Greis, „bei mir heißt's: Verlaſſen, verlaſſen, wie der Stein auf der Straßen. Hab' aber nicht bleiben mögen auf der Straßen, 's ziehen gar ſo viel andere Bettelleut' dort. Hab' links nach einem Fußſteig abgebogen und bin fortgegangen über Hald und Haide, über Berg und Thal, wie der Herrgott die Welt ſchon erſchaffen hat. So bin ich halt da zu euch in die Einöd kommen."

„Und' wenn ich fragen darf, wo will der Herr Schulmeiſter denn hin?"

Der Alte antwortete nicht, ſein Haupt nickte tief abwärts. Seine Hand haſchte nach dem blauen Sacktuch, aber noch eh' er dieſes mit zitternder Hand zum Antlitz führte, brach er in ein ſchweres Schluchzen aus.

„Herr Jeſus, Schulmeiſter!" — rief der Peter und ſprang bei, um ihn zu ſtützen, denn der Greis drohte zuſammenzubrechen.

„Nimmermehr hätt' ich mir das gedacht," hauchte dieſer

endlich, „daß mir in meinen alten Tagen noch eine solche Stunde schlagen sollte. Du weißt es, Gott im Himmel, verdient hab' ich's nicht!"

„'s wird wohl ein rechtes Unglück sein," meinte der Bauer, „aber thu' sich's der Herr Schulmeister nicht gar so schwer legen. Und wenn ich was helfen kann, thu' Er's sagen."

„Vergelt's Gott, Heidepeter! ihr seid eine gute Seele. ich kenn' euch schon lang — wohl gar schon seit fünfunddreißig Jahren. Hab' euch ja das Häublein zurückgeschoben, wie euch der Pfarrer getauft hat. Ja mein, wenn derselb Pfarrer noch leben thät! war ein seelenguter Mann; der hätt' mich nicht abgedankt, nicht fortgeschickt wie einen Taglöhner zur Feierabendzeit, und wenn ich dem Halterlois zehn Glocken geläutet hätt'. Dasselbe wißt ihr noch, wie ich in Extrastunden den Kindern ein wenig Naturlehre hab' vortragen wollen, und wie mich der neue Herr Provisor deswegen auf der Kanzel einen Belzebubenpropheten geheißen hat. Ich hab' gewußt, daß ich damit nichts Unrechtes thu' und hab' meine Extralehrstunden fortgesetzt. Nachher wißt ihr's auch gehört haben, daß sich letzthin der irrsinnige Halterlois das Leben genommen hat. Der Herr Provisor hat dem Unglücklichen die Verscheidenglocke verweigert und da ist die trostlose Mutter des Todten zu mir gekommen, weil ich ja auch der Meßner bin, und hat mich gebeten um Gottes Willen, daß ich die Glocke läute für ihren Sohn, auf daß ihm noch etwas nachklinge in die Ewigkeit. Der Lois ist immer ein rechtschaffener Mann gewesen, die alte Frau hat ihr Lebtag gar so viel gehalten auf ein christliches Sterbegeläute, und

tief in die Seele hinein hat ſie mir erbarmt, wie ſie ſo bitter, bitterlich geweint hat, und ich hab' gedacht bei mir ſelbſt, der Herr Proviſor iſt bei einem Amtsbruder in Großhöfen, da nehm' ich's auf mich und weil ſie um Gottes Willen bittet, ſo läute ich die Glocken; man kann der armen Frau keinen beſſern Troſt ſchenken in ihrem Leid. Der Lois iſt begraben worden im Schachen, wo ſie ihn gefunden haben, und wie jetzt die Glocken klingen, eilt die Mutter hin zum Grab und betet ein Vaterunſer und ruft mit heller Stimme: Mein Kind, mein Kind, jetzt biſt du erlöſt, und im Himmel kommen wir wieder zuſammen. — Der Herr Proviſor hat die Glocken nicht gehört, und das Gebet nicht, und er hat das Leid und die Freud' des Mutterherzens nicht empfunden, — aber von den Glocken haben ihm die Menſchenzungen berichtet. Geſtern Morgens, wie ich ihm das Meßkleid umhüll', lächelt er mich noch an und ich denk': Ei ja, der Herr Proviſor iſt zuletzt doch auch ein recht braver Herr, ich getrau' mich mit ihm ſchon abzukommen. Darauf bin ich mit meiner Holztraxe gegangen und hab' mir von den Bauern meine Getreidegebühr zuſammengetragen. Die Leut' meinen's recht gut mit mir und faſſen mir tüchtig auf, hätt' mir den ganzen Winter durch kein Schnittel Brot kaufen dürfen. Zwei heiße Tagwerk ſind's freilich für Unſereinen, aber mein, wer trägt nicht gern einen Steinhaufen ab, wenn er darunter ein Schatzkäſtlein weiß! 's hat ſchon zu dämmern angefangen, wie ich heut' mit der letzten Trag in's Dorf kommen bin. D'rauf, wie ich vor meiner Hausthür ſteh', den Schlüſſel aus der Taſche zieh' und mich ſchon freu' auf das Raſten, denk' ich mir: Der Tauſend, wer hat ſich

denn da heut' einen Spaß gemacht? — Iſt das Schloß verſiegelt geweſen. Ich ſetz' ab, guck das Ding beſſer an — ja, Heidepeter, da ſeh' ich's wohl! — Mit dem Gemeindeſiegel iſt mir das Schulhaus verſchloſſen. — Na, denk' ich mir, das iſt jetzt ſchön! Werf' meine Trag ab und lauf in den Pfarrhof, wo jetzt auch das Gemeindeamt iſt. Nach dem Proviſor ſchrei' ich. Nicht daheim, ruft die Wirthſchafterin, unten auf dem Steinhaufen ſollt ich's ſuchen, wenn ich was verloren hätt', — und ſchlägt mir die Thüre vor der Naſe zu. — Da iſt mir ſchon das Blut zum Herzen gefahren."

Dem alten Manne preßte es ſchier die Kehle zuſammen, die Worte waren halb erſtickt.

„Aber ſteh'n bleib ich nicht vor der Pfarrhofthür und anklopf ich auch nicht. Zum Steinhaufen lauf' ich hinab, und da find' ich euch meine Sonntagswäſch', meinen ſchwarzen Rock und meine Geige. Und zwiſchen den Saiten ſteckt ſo ein ſchmales Blättchen Papier. Nu, da iſt's, mögt es leſen, Heidepeter."

„Rechtſchaffen gern," entgegnete der Heidepeter gedehnt, „aber 's iſt halt ſo eine Sach', ich kenn' keinen Buchſtaben."

„Je nu, dann wär' das Leſen freilich eine Kunſt," ſagte der Schulmeiſter, „indeß, allzeit iſt auch nicht gut, wenn man leſen kann. Das Briefſein da hat der geiſtliche Herr geſchrieben. Er thut mir altem Mann Folgendes kund:

„Es ſchmerzt uns ſehr, im Namen des hochw. Konſiſtoriums und der hieſigen Gemeinde Euch Nachſte-

hendes mittheilen zu müſſen. Nachdem Ihr, Michel Bieder, Schullehrer in daſiger Pfarre, in dem Unterrichte der Jugend zu wiederholtenmalen gegen die Verordnungen, reſp. gegen den heiligen Geiſt gehandelt, und Euch letzther ſogar unterfangen habet, in beiſpielloſer, frevelhafter Eigenmächtigkeit eine kirchliche Funktion nachgerade zu Gunſten eines Selbſtmörders zu verrichten, ſei Euch kund und zu wiſſen gethan, daß wir, ohne Verabreichung eines kirchlichen oder eines Gemeindezeugniſſes, Euch Eures Amtes für alle Zeiten enthoben haben.

J. E. Suite,
Pfarrprovisor zu Rattenſtein."

Der Alte ſchwieg.

Peter putzte in einer unerklärlichen Verlegenheit die Kerz und ſagte dann:

„Ja, das hätt' der Herr Schulmeiſter halt wiſſen ſollen, daß man nicht Jedem, gleich mir nichts, dir nichts, in's Grab nachläuten darf; das wär' gar mir, dem Heidepeter, eingefallen."

„Und ſo lieg' ich da auf dem Steinhaufen, und nichts fehlt mir mehr zum Bettelmann, als der Sack und der Stecken. Die Sterne ſind ſchon am Himmel geſtanden, vom Walde her hat ein Uhu gelacht — hat mich ausgelacht. Da hab' ich mir nicht zu helfen gewußt und hab' die Geige geſtrichen, daß es ein Graus war. Verſtoßen, ich armer, alter Mann, der vierzig Jahre in der Pfarre Schullehrer war, der eine Gemeinde begraben und eine getauft hat. Ich lieg' jetzt auf dem Steinhaufen in der kalten Nacht und meine weißen Haare ſind feucht vor Thau! — Und die Kirchenuhr tikt

und tikt; wie ein Vogel die nackten Körner von dem herbſtlichen Felde, ſo pickt ſie mir weg von meinem armen Lebensreſt eine Sekunde um die andere. Nur zu, nur zu, ehrlicher Pendel, 's iſt ſchon ſpät, denk' ich; da fällt's mir ein: wer läutet denn heut' die Abendglocke? — Bin aufgeſprungen und hinauf über den Hügel zur Kirche in die Thurmhalle, hab' die Stricke gefaßt und hab' die Glocken geläutet all' auf einmal. Und das war der Abſchied von meiner lieben Kirche und von der Gemeinde. Die Todten in den Gräbern hätt' ich aufwecken mögen und ihnen das Unrecht klagen; — ſie haben fortgeſchlafen in der Ruh', ich aber hab' meine Bettelſchaft eingeläutet. Dann hab' ich mir im Geſträuche an der Kirchhofmauer meinen Stock geſchnitten und bin fort und fort — oh, ich kann noch rechtſchaffen laufen. Kaum drei Stunden bin ich gewandert, bis da herauf in die Einöd."

Der Alte ſtützte ſeinen Kopf und hielt die flache Hand vor die Augen.

„Närriſch!" ſagte die Bäuerin, die ſchon eine Weile mit der Suppenſchüſſel an dem Tiſch geſtanden war, „und jetzt will der Herr Schulmeiſter in die Wildſchroffen hinauf?"

„Komm' ich denn da in die Wildſchroffen?" entgegnete der Schulmeiſter, „o Gott, was thät' ich denn in dieſem Geſtein?"

Er verdeckte wieder ſein Geſicht.

„Es iſt ein rechtes Kreuz und kein Herrgott d'rauf, ſagt die alte Einſchichtres, und s' iſt richtig," verſetzte das Weib. „Nu thu' der Herr Schulmeiſter jetzt in Gottesnamen

die Suppe eſſen, daß Er was Warmes kriegt. Der lieb' Herrgott wird's ſchon recht machen, dasſelb' iſt kein Sach'. — Peter, komm' ein Eichtel mit mir in die Küch', du mußt mir das Rauchthürl zumachen, ich kann's völlig nicht derlangen."

Aber es war nicht des Rauchthürls wegen.

Als die beiden Eheleute in der Küche waren, ſagte das Weib:

„Du wirſt es einſehen, Peter, daß wir den Schulmeiſter nicht ſo fortgehen laſſen können. Ich bin zu ihm in die Schul' gangen und ich kann ein Gebetbüchel brauchen; 's thät mir mein Lebtag kein Biſſen Brot mehr ſchmecken, wenn ich mir ſagen müßt': Dein alter Lehrer geht betteln. Was meinſt, wenn wir ihm das obere Stübel herrichten thäten? Im Winter könnt' er uns die Spän klieben, und im Sommer, wenn wir auf der Weid' ſind, thät er uns auf die Kinder ſchauen, und lernen könnten ſie auch wohl was bei ihm. Schau, 's wär' halt doch gut, wenn ſie was leſen könnten, und der Bub' hätt' ſo eine Freud' dazu; und in der Schrift auch, ich will nicht nachgeben, bis er ſeinen Namen ſchreiben kann."

„Dasſelb' iſt kein Muß, Klara," entgegnete der Peter, „wer iſt denn in der Einöd, der ſeinen Namen ſchreiben kann? Kein Menſch. Die Arbeitsleute haben auch zu grobe Händ' für ſo was, nu, und wenn's d'rauf ankommt, ſo macht man's Kreuz."

Die Bäuerin darauf:

„Da wundert's mich nachher gar nicht, daß wir ſo viel Kreuz haben in der Einöd. Aber mir ſteht's nicht an

und ich mein', mit dem Schulmeister könnten wir uns eine Stufe in den Himmel bauen."

„Du denkst an's Eine und an's Andere nicht. Du weiß es recht gut, daß wir nur fünf Metzen Korn bauen und daß wir im Winter kein' Milch und kein Schmalz haben; du weißt, daß wir kein Fleisch im Kasten haben, daß wir kein ordentliches Bettgewand aufzutreiben wissen und daß es in jeder Eck' bei uns armselig zugeht. Und jetzt willst du noch den Schulmeister aufnehmen; das wär' doch gar kein' Red', Bäuerin."

Und sie:

„Nun, wenn dir schon um den Bissen Brot leid ist und um das Zinkerl Schmalz, das der Schulmeister ißt, so spar ich mir's halt von meinem eigenen Mund ab, und ich lieg' in Gottesnamen auf dem bloßen Stroh und ich mach' mir ein Ehr' daraus, wenn ich den alten Lehrer unter meinem Dach' haben kann."

Und er:

„Halt ja, und wenn wir fertig sind, nähst für ihn einen Bettelsack, und für mich auch einen, und für dich auch einen, und die Kinder binden wir einander auf den Buckel hinauf."

„Weil du kein Vertrauen auf den Herrgott hast!" — versetzte die Bäuerin etwas aufgebracht. „Die Einschichtres hat allweg gesagt: Jede Gutthat auf Erden meißeln die Engel im Himmel in den goldenen Thron Gottes ein. Aber mich däucht schier, du willst dort deinen Namen gar nicht d'rin haben."

„Wer nichts hat, der kann nichts geben," sagte der

Peter gelaſſen, „was hilft's dem Bettelmann, wenn ich ihm die leere Hand hinhalte?“

„Nu, ſo faßt er an und braucht ſeine Krück' nicht.“

„Geh', geh', auf die eigenen Kinder muß man zuerſt ſchauen, und nicht auf die fremden Leut'!“

„Du' biſt ein alter Steinſchädel, du!“ ſchrie da das Weib und ſtieß einen Topf auf die Herdplatte, daß er ſchrillte, „wer mit dir was ausreden will, der muß eine beſondere Gnad' Gottes haben. Wie froh würdeſt nicht ſein, zu einer Zeit, wenn dein Schutzengel zum Herrgott ſagen thät: Da bring' ich den Heidepeter, der hat auf die armen Leut' was gehalten und den mühſeligen Schulmeiſter von Rattenſtein hat er auch in ſein Haus genommen und hat ihn gepflegt und warm gehalten in ſeinen alten Tagen; und der Heidepeter iſt doch auch ſelber arm geweſen, aber dir zu lieb' Gott Vater, hat er's 'than, und derowegen thu' ihm gnädig verzeihen, wenn er ſonſt hin und wieder Fehler gehabt hat, und führ' ihn in deinen Himmel, und ſeine Kinder auch, und ſein Weiblein halt auch! — Wie würdeſt du froh ſein, Peter, zu einer Zeit!“

Der Peter hatte ſich jetzt ein wenig den Kopf gekratzt, und endlich antwortete er mit weichem Tone:

„Du ſchreiſt auch ſo und weckſt die Kinder auf, und der Schulmeiſter hört's auch noch gar. Meinetwegen magſt ihn ja da behalten, ich ſag' nichts mehr.“

Mit weltlich vernünftigen Gründen war beim Peter nie viel auszurichten, da konnte Ein's ſagen ſchwarz oder weiß, er folgte ſeiner eigenen Naſe. Aber ſein Weib kannte ihn von außen und von innen, wie ihre Schlafhaube; ſie

faßte es höher an, und wenn ſie ihm in ihrer gewandten Redeweiſe Himmel und Herrgott vorhielt, da kroch er, wie man zu ſagen pflegt, zum Kreuz, zum Ehekreuz — ihr gar unter die Pantoffeln.

Als die Eheleute nun wieder in die Stube kamen, ſagte Klara:

„Man meint', 's Rauchthürl wär' nicht zum derlangen, man muß ſich frei auf die Zehen ſtellen. — Ja, mag denn der Herr Schulmeiſter die Suppe nicht? Hab' ſie meines Gedankens gut kochen wollen, und hab' auch recht viel Kümmel hineinthan für'n Magenkrampf. Ja und jetzt iſt noch was auszureden; ich weiß nicht, was meinem Peter da eingefallen iſt, er will den Herrn Schulmeiſter ſchnurgerad im Haus behalten, daß er unſeren Kindern ein Eichtl das Leſen lernen könnt! Ich hab' d'rauf geſagt: Der Herr Schulmeiſter bleibt uns nicht, ſo ein Menſch, hab' ich geſagt, weiß ſich was Beſſeres. Wenn wir ihm auch das obere Stübel herrichten und ihm gleichwohl aufwarten thäten, wie einem gern geſehenen Hausmenſchen, er bleibt uns nicht. Schulgeld können wir ihm auch kein's geben, hab' ich geſagt, und Koſt nur, wie wir ſie halt ſelber haben. — Wenn Ihm das genug iſt, — mir iſt's vom Herzen recht, wenn Er da bleibt."

Der Greis erhob ſich, und in tiefbewegtem Tone rief er:

„O! Ihr lieben, guten Leute! Weil ihr es denn ſelber zuerſt geſagt hab't, ſo getrau ich mich, euch zu bitten. Ich habe kein Ziel, und über die Wildſchroffen dürft ich mich gar nicht wagen. Nur für einige Tage gebt mir Obdach und

einen Löffel Suppe; dann geh' ich wieder hinaus nach Rattenstein und verleg mich auf's Bitten. Die Leute werden eine Barmherzigkeit mit mir haben und der Pfarrprovisor wird doch kein Stein sein."

„Zu Gnaden fallen thät ich ihm auch nicht, just nicht!" sagte die Bäuerin, und der Heidepeter meinte, es werde schon Alles recht werden, so lang' der lieb' Herrgott nicht eine andere Anstalt mache, sei der Herr Schulmeister im Heidehaus daheim.

Da schrie der kleine Gabriel plötzlich im Schlafe auf: „Die Sonne, die Sonne steht am Himmel, und es ist mitten in der Nacht. Alle Sterne leuchten und es ist mitten am Tag. — Waldl!"

„Kindisch," sagte Klara, „jetzt kommt ihm der Hund unter." Dann trat sie an's Bettchen und machte mit dem Daumen das Kreuzzeichen über das Antlitz des Knaben.

Der Peter bereitete dem Gaste in der Scheune ein Nachtlager, und bald war es dunkel und still in der Stube des Heidehauses.

In der Scheune aber klang leise und tiefsinnig ein Geige und draußen auf den Tannen lachte ein Uhu.

Heidepeters war das letzte Haus in der Einöde. Es ſtand oben an der Mooshеide, wo die Waldungen begannen. Es lag ſehr hoch auf einem faſt ebenen Platze; vor dem Hauſe guckten zwiſchen dem Raſen viele graue Steine hervor.

Auf der Heide ſoll einſt eine große Stadt geſtanden haben, und davon die Steine. Auf der Heide lag eine Unzahl großer Felsblöcke mit gelblich grauen Mooszeichnungen. Zwiſchen dieſen Blöcken auf dem ſandigen Boden ſtand hie und da eine Weißbirke, deren Blätter immer flüſterten und zitterten, bis ſie im Spätherbſte verloren über die Heide hüpften.

Das Heidehaus trug auf dem Trambaum der großen Stube die Jahreszahl 1744; es war das erſte Haus, das ſie in der Einöde gebaut hatten.

Peters Vorfahren ſollen wohlhabend geweſen ſein, weil ſie viel Wald zu verkaufen gehabt und weil ſie Viehzucht getrieben. Der Wald war gar geworden und wieder gewachſen, aber der Graf Frohn, der jenſeits des Gebirges ein ſtolzes Schloß, die Frohnburg, in der Einödegegend viele Waldungen nebſt Jagd und bisher auch den Robotdienſt der Bauern beſaß und inne hatte, bemächtigte ſich durch Nachläſſe und andere Begünſtigungen des Waldes der Anſiedler

und es ſtand nun ſo, daß ohne ſeine Erlaubniß kein Stamm geſchlagen, kein Aſt gebrochen werden durfte. Die arme, entlegene Gemeinde der Einöde war von allen Aemtern und Behörden verwahrloſt, faſt vergeſſen; ſo ſtand ſie ganz unter der Herrſchaft des geizigen Ariſtokraten, der ſie unter dem Deckmantel eines Schutzherrn — eines Patrons, wie er ſich nennen ließ — wohl zu ſeinem Vortheile auszunützen verſtand.

So hielten ſich die Einödbewohner an den Strohhalm — an den kärglichen Ackerbau.

Zum Heidehauſe gehörte nur der ſteile Feldrain gegen die Schlucht hinab und eine ſchmale Wieſe. Alles Andere, als Hölzung, Hald und Viehweide war mit hohen Abgaben und Robotverpflichtungen belegt.

An der wettergrauen Holzwand des Heidehauſes gegen Mitternacht hin, unter der hervortretenden Strohdachung, befand ſich eine aus Brettern geſchnitzte Thiergeſtalt. Jeder Fremde, wenn dann und wann ein ſolcher, über das Gebirge wandernd, an dem Hauſe vorüberging, blieb vor demſelben ſtehen und betrachtete das Bild. Hauſirer mit Kleinwaaren, Krainer mit Sieben und Holzgeſchirren, Raſtelbinder, Glaseinſchneider, Hadernſammler, wie ſie im Sommer in der Einöde gerne umher gingen, ſetzten, noch bevor ſie in das Haus traten, den Stock unter ihre Rückentrage und beſchauten die Figur an der Wand. Selbſt Bettler thaten dieſes und machten dabei ein ſüßliches Geſicht, als lobten ſie den Mann, der das Bild geſchnitzt.

Hierin jedoch, was der Gegenſtand darſtellen ſollte, gingen die Urtheile auseinander. Man hielt das Thier für

eine Kuh, für einen Esel, für eine Gemse, Einige jedoch meinten, es müsse ein Hirsch sein. Diese letzte Meinung hatte einen wohl zu beachtenden Umstand für sich; an dem Haupte des Thieres ragten nämlich zwei schmale Brettchen mit sägezahnartigen Einschnitten empor, welche möglicherweise Hirschgeweihe darstellen sollten. Der Heidepeter wußte darüber bestimmten Bescheid, das Thier war wirklich ein Hirsch.

Für das Heidehaus knüpften sich Sprüche und Redensarten an die Gestalt.

Wenn der Peter zu Gabriel sagte: „Bübel, morgen heißt's rothen Hirsch jagen!" so meinte er damit nichts Anderes, als daß der Knabe am nächsten Morgen um Sonnenaufgang aus dem Bette müsse. Der Hirsch war ja nur um diese Zeit gluthroth.

Wenn der Nordwind ging, so schlug die Gestalt mit den Füßen zeitweilig an die Wand: da sagten die Hausbewohner immer:

„Es klöpfelt schon wieder der Hirsch, 's wird ein anderes Wetter anheben."

Einen Sommer durch hatte Gabriel einmal lange Zeit beobachtet, wie zwischen den Holzgeweihen zwei Spatzen sich ein Nest bauten. Gabriel hielt damals ein frisches Vogelnest für das größte Glück auf Erden. Er konnte dem Drang nicht widerstehen, lehnte eine Leiter an die Wand und wollte hinaufklettern. Da kam zufällig sein Vater herbei und dieser, sonst so wohlwollend und sanftmüthig, gab ihm in nachdrücklicher Weise zu verstehen, daß er ein für allemal den Hirschen in Ruh' lassen möge. Und der Knabe hätte

ja doch dem Hirſchen nichts gethan, ſondern nur ein wenig die Spatzen beſucht.

An dieſer Thiergeſtalt hing für den Heidepeter eine merkwürdige Erinnerung.

Als der Heidepeter noch in der erſten Zeit ſeiner Ehe war, da gab es Mißjahre, und in der Einöde wollte nichts wachſen und nichts reifen als die Rüben und das Kohlkraut. Roggen und Haber gingen im Frühjahr hoffnungsvoll auf und grünten und ſammelten ſich zum Ausbruche der Aehren. Da kam mitten im Sommer anhaltender Regen und Kälte, und in den Wildſchroffen lag wochenlang der Nebel. Das Getreide erbleichte und duckte ſich wieder zuſammen, als möchte es am liebſten zurückkriechen in die ſchützende Scholle. Wohl kamen darauf noch einige Wochen mit Sonnenſchein, doch noch bevor das Korn zur Reife gelangen konnte, war der Schnee da. Um nur noch etwas als Viehfutter zu gewinnen, mußten die Leute das Stroh aus dem Schnee hervorhecheln. Das war eine mühſame und traurige Arbeit; die Finger wurden ſteif vor Kälte und dabei knurrten in einemfort die Mägen.

So kam es mehrere Jahre nacheinander.

Die Leute waren muthlos und wollten im Frühjahre nichts mehr ſäen, oder hatten keinen Samen dazu.

Auch der Feldkaſten des Heidepeter leerte ſich, und er konnte den Nachbarn nicht mehr das Geſäme borgen, wie er es ſonſt gewohnt; er war kaum im Stande ſein eigenes Hausweſen zu verſorgen. Aber er wurde nicht muthlos, denn er hatte ein junges, ſorgſames, fleißiges Weib im Hauſe —

eine glückliche Sache, die Mißjahre zu allen Zeiten erträglicher macht.

Sein Weib hatte den Vorſchlag gethan, mehr Feldrüben als gewöhnlich, und einen großen Garten voll Kohlkraut anzubauen, damit für das Korn doch irgend ein Erſatz da ſei.

Der Heidepeter that darnach, und es wurden im Juni friſche, ſchöne Setzlinge gepflanzt. Im Juli war wieder Regen und Kälte und Nebel in den Wildſchroffen; die Gartenfrucht aber wuchs langſam fort.

Klara blieb die rauhen Tage über in der Stube, weil der Peter, ihren Umſtänden gemäß, nicht zugab, daß ſie in die froſtige Luft gehe. Eines Tages aber kam er zu ihr in die Kammer und ſagte:

„Du, ich weiß nicht, was das iſt, Klara, es muß ein Thier da geweſen ſein, ein ganzer Zaun der ſchönſten Kohlpflanzen iſt abgefreſſen.“

Der Knecht erzählte, er habe am Morgen vom Kohlgarten gegen den Wald einen Hirſchen laufen geſehen.

Der Heidepeter erhöhte hierauf den Bretterzaun um den Garten, und als darauf einmal der Graf Frohn mit der Büchſe, mit ſeinem goldenen Pulverhorn, und mit der hohen, ſtolz gebogenen Hahnenfeder über das Feld ging, rief ihn der Heidepeter an:

„Euer Gnaden, thät wohl unterthänigſt bitten, 's kommt alleweil ein Hirſch und der will uns das Kraut freſſen!“

„Recht hat er,“ antwortete der Jäger lachend, pfiff ſeinem Hund und ſchritt vorüber.

Und in einer der nächsten Nächte kam das Thier wieder und fraß eine Reihe Kohlpflanzen. Hierauf rief der Heidepeter bei einer nächsten Begegnung mit dem Hütlein unter dem Arm dem Grafen ein zweites Mal zu:

„Messen mir's Euer Gnaden doch nicht übel auf, aber ich kann mir nicht anders helfen. Es sind halt so viel schwere Zeiten und wir haben schier nichts mehr zu beißen. Thut uns doch den Hirschen weg, er frißt uns ja das Kraut bei Putz und Stingel!"

„Aha," sagte der Graf spöttisch launig, „thätst wohl gern du den Hirschen zum Kraut fressen, wär' dir lieber, gelt?"

Er pfiff seinem Hund und ging vorüber.

Ganz traurig kam der Peter in die Stube, setzte sich auf die Bank und sagte lange kein Wort. Gählings schlug er die Faust auf den Tisch und sprang auf. Bevor er jedoch wieder davon ging, trat er hin zu seinem Weibe und sagte gelassen:

„Klara, ich bin ein Mensch, der sich um den Finger wickeln läßt, sie nennen mich den Dalkerd; aber jetzt kann's wohl sein, daß ich einmal einen Unfried anheb'. Mach' dir nur nichts d'raus. Hab' gemeint, 's käm' nicht d'rauf an, aber jetztunder seh' ich's wohl, 's kommt d'rauf an."

Dann ging er hin und machte den Gartenzaun noch höher und flocht Dorngesträppe hinein und hing den Kettenhund an eine Ecke des Zaunes.

Aber der Hirsch kam und fraß Kohlpflanzen.

Nun machte sich der Heidepeter auf, nahm den Weg

unter die Füße und zog über die Schroffen, bis er jenseits des Gebirges hinauskam, in das Schloß Frohnburg. Dort war gerade ein großes Festschießen; Grafen und Herren waren versammelt und bei schäumenden Bechern tranken sie auf Waidmannsheil.

Der Peter schritt mitten durch und gerade auf seinen Jagdherrn mit dem goldenen Pulverhorn und der stolz gebogenen Hahnenfeder los. Er schien heute aus seiner Natur zu sein.

„Ich wehr' mich um mein Brod, Herr!" sagte er mit gedämpfter Stimme, „und daß ich kein Unrecht hab', komm ich den weiten Weg, um euch's zu sagen. Nieder schieß' ich den Hirschen!

Da lachte der Graf überlaut und rief:

„Du Närrchen, was thust dir denn die Mühe an? Sieh', da hast Botenlohn!"

Und er hielt dem Bauer das Schaumweinglas hin.

Der Heidepeter ergriff das Glas, und mit dem Rufe:

„Dem gerechten Gott bring' ich's!" schleuderte er es auf einen Stein, daß die Scherben gleich den Perlen des Weines funkelten.

Der Graf Frohn pfiff nach seinen zwei Bulldoggen. Der Peter sagte kein Wort mehr, sondern machte sich, von den Hunden verfolgt, davon.

In derselben Nacht schoß er den Hirschen nieder.

Und schon am nächsten Morgen drangen drei Jäger in seine Stube und legten ihm Eisen an die Hände. Er ließ es ruhig geschehen und sagte zu seinem trostlosen Weibe:

„Mach' dir nichts d'raus, mach' dir nichts d'raus; es wird noch einen gerechten Herrn geben auf Erden. Und dich, Klara, beſchütze mir Gott!"

So wurde der Peter fortgeführt und als Wildſchütze in das Gefängniß geworfen.

Wochenlang ſaß er. Er dachte weder an das Kohlkraut, noch an den Hirſchen, noch an den Grafen, er dachte nur an ſein Weib. — Die Stunde naht, — iſt da, vielleicht morgen, vielleicht heute ſchon, und dein Weib bringt dir den Erſtgeborenen. Sie hält ihn dir entgegen, aber du ſtreckeſt deine Arme nicht aus. Und du biſt beraubt um die höchſte Freude deines ganzen Lebens. Oder, es vertritt das Unglück die Pathenſtelle und du biſt deiner Gattin nicht zur Seite in der höchſten Noth, und wenn du heimkehrſt in dein Haus, findeſt du eine Mutter ohne Kind, oder eine Waiſe, oder keines von beiden. —

Durch die Mauer hätte er den Kopf rennen mögen in der Verzweiflung, aber er blieb ruhig, nur murmelte er oft vor ſich hin auf den Ziegelboden:

„Gibt es eine Gerechtigkeit? Ja oder Nein, wie du willſt. Gibt es ein Schickſal? nicht wie du willſt, ſondern ja und zehntauſendmal ja! Und das Menſchenſchickſal iſt ein Rad; heut' bin ich unten, du oben, morgen biſt du unten, ich oben. Graf Frohn, rund und im Kreislauf, ſo hat Gott die Welt erſchaffen!"

Endlich, als die Zeit um war, wurde der Heidepeter frei gelaſſen. Er eilte heimwärts, und er fand Weib und Kind in friedlicher Wohlfahrt.

Am nächſten Tage begab er ſich in die Werkzeughütte

und zimmerte und schnitzte aus Brettern einen Hirschen. Diesen nagelte er auf die wettergraue Holzwand seines Hauses, zum ewigen Andenken an das Unrecht, das ihm widerfahren. —

Die Einödleute hatten Respekt bekommen vor dem entschlossenen Heidepeter, der es gewagt, mit dem Großteufel, wie sie in ihrem Hasse den Grafen nannten, anzubinden. Sie hatten das dem gutmüthigen Manne nicht zugetraut. Es war aber das erste- und das letztemal geschehen. Der Peter wurde durch die Jahre und Drangsale entmuthigt. Er meinte, auf Erden sei ein Jammerthal, wer könne es bessern, es sei am vernünftigsten, still zu dulden. Er lehnte sich nicht mehr auf gegen den Grafen, ja, er hielt es nun gar für Unrecht; er sagte, es sei besser Unrecht leiden, als Unrecht thun. Er ging fortan seine eigenen, stillen Wege und die Leute nannten ihn, seines weichen nachgiebigen, oft fast blöden Wesens wegen, den Dalkerten — den Dalkerd.

Jenseits der Schachenschlucht des Heidepeters lag der Haberthurmhof. Der stand auch auf steinigem Boden, hatte aber größere Felder und auch zweimal so viel Wiesengrund, als der Peter.

Der Haberthurmhof war bekannt bis hinter die Wildschroffen hinüber und in anderer Richtung noch über Rattenstein hinaus.

Es war in diesem Hofe eine große Eigenthümlichkeit. Der jeweilige Besitzer des Haberthurmhofes duldete in seinem ganzen Hauswesen keine Weibsperson, sowie er auch keine Hausfrau hatte, ohne daß dadurch das Geschlecht der Haberthürmer ausstarb.

Das war ein wunderlicher Mann, der vor mehr denn vierzig Jahren den Haberthurmhof besaß, die Wirthschaft dem guten Glück überließ, sich nichts wünschte, als eine „glänzende Leiche", und vor seinem Tode folgende Urkunde niederlegte:

„Ich, Gotthelf Haberthurm, der Erbauer dieses Hauses hab' ein Weib geehelicht, männiglich Leid erfahren und bin kinderlos geblieben. Ich habe einen Waisenknaben zu mir genommen und erzogen, und ihm meinen Namen gegeben. Er sei Herr und Besitzer von Wiese und Feld, von Wald und Haide, so dem Haberthurmhofe zugemessen. Das aber sei sein Gebot: Er soll kein Weib ehelichen und kein leiblich Kind haben; er soll einen Waisenknaben zu sich nehmen und ihn erziehen, und ihm seinen Namen geben, und ihn vor seinem Tode machen zum Herrn und Besitzer von Wiese und Feld, von Wald und Haide, so dem Haberthurmhofe zugemessen. Und er soll auf ihn vererben dasselbe Gebot. So aber einer von meinen Nachfolgern das Gebot übertritt, der sei nicht mehr Herr des Haberthurmhofes, sondern wieder eine heimatlose Waise, und der Haberthurmhof, mit Allem, was ihm zugemessen, soll der unbedingten Herrschaft des Grafen Frohn verfallen. Dieses sei fürsorglich verbrieft und bescheinigt durch den Namen des Erblassers und durch den Namen des wohledlen Patrons, des Grafen Frohn, und im Namen Gottes."

Es wurde ihm ein prunkvolles Begräbniß zu Theil, wie er es gewünscht hatte, und wie in der Gegend noch keines erlebt worden war.

Was den Mann zu dem sonderbaren Testament veranlaßt hatte, war nicht bekannt.

Viele meinten, der Alte sei ein wohlthätiger Mensch gewesen und er hätte die Verordnung nur armen Waisenknaben zu Liebe so gemacht. Das sei ja gar zu häufig, daß so ein Waisenkind verkomme und verderbe, wenn sich Niemand seiner annehme. Das Testament war also gleichsam wie eine Stiftung zu betrachten; Andere indeß schüttelten zu dieser Auslegung die Köpfe. Wenn dem Grafen gegenüber von dem seltsamen Testamente die Rede war, so lächelte er still. Das Testament aber war seither wohl beachtet worden; der Hof hatte stets seine ehrenwerthen Besitzer, das weibliche Geschlecht blieb verbannt und der Wohlstand wuchs immer mehr.

Der gegenwärtige Eigenthümer war ein großer, baumstarker Mann, der aber seine Kraft nicht gerne in der Wirthschaft verwendete, der am liebsten beim Zapfenwirth saß und sich den reichen Haberthurm schelten ließ. —

Vom Haberthurmhofe eine halbe Stunde abwärts, auf einer Thalung, über welche der Gemeindeweg ging, stand das Zapfenwirthshaus. Das unterschied sich von den anderen Bauten der Gegend; es hatte eine blau angestrichene Thür, die immer offen stand, es hatte große, zierlich vertäfelte Fenster, durch welche stets lustige Gäste herausſahen, oder zum wenigsten die schmunzelnde Wirthin. An der braunen Wand

unter dem breiten, lichtgrauen Schindeldache hingen weiße Scheiben mit einem ſchwarzen Zentrum, reichlich mit Bleikugeln beſpickt und durchlöchert. Hinter dem Hauſe unter einigen alten, lang und dicht beäſteten Fichtenbäumen war eine Kugelbahn angelegt.

Wenn der Sturmwind ging, ſauſten von den Bäumen häufig dürre Zapfen nieder auf die Kugelbahn und auf das Dach des Hauſes, daß es knatterte. Davon ſoll der Name „Zapfenwirthshaus“ ſtammen. Einmal prellte dem kleinen Davidl ſo ein rauhſchuppiger Zapfen an die Wange, daß ſie blutete; darauf wollte der Wirth ſogleich die Bäume umhauen laſſen, aber der Nachbar Hahnenkampp widerrieth es ernſtlich, weil dann das Haus den Stürmen zu ſehr bloßgeſtellt ſei.

Vor dem Wirthshauſe auf dem großen Anger ſtand eine Kapelle aus Stein mit einem Holzthürmchen. Unter dieſer war die Gruft des Zapfenwirthes — weiß Gott, ich ſollte es nicht verrathen. Zu dieſer Kapelle kam dreimal des Jahres der Pfarrer von Rattenſtein und las die Meſſe, oder hielt wenigſtens eine Chriſtenlehre, weil es in der Einöd' Leute gab, die „verludern“ und verlottern wollten und jahraus, jahrein in keine Kirche kamen. —

Weiter draußen, wo die Wieſengründe und Aeckerlein endeten und wieder die Waldungen begannen, die ſich bis gegen Rattenſtein erſtreckten, ſtand die Hahnenkampphütte. Der Hahnenkampp war Holzmeiſter geweſen und hatte ſich vor Jahren dieſe Baracke zuſammengenagelt; nun beſaß er dazu eine kleine Bauernwirthſchaft.

Mit dieſem Willen ſtarb der Mann.

Der Hahnenkampp war der größte und stärkste Mann in der Einöd; und seit der Hahnenkampp da war, hatte der Zapfenwirth sein Pferd verkauft. Wenn des Weges ab und zu ein besonderes Fuhrwerk zu besorgen war, so kam der Hahnenkampp mit seinem Hanfstrick und förderte die Last weiter. Der Mann hatte nie ein Hemd am Leibe und in den Somertagen warf er auch seinen Leibfleck weg, und ließ den dicken, sehnigen Nacken und die breite, braune Brust mit ihrem ganzen Haarwald frei.

In dem hintersten Schroffeneckgraben stand eine kleine Köhlerhütte, die aus den Holzreutzeiten noch übrig geblieben, dem Haberthürm gehörte. Dieser äußerte einmal an einem gemüthlichen Wintertag beim Wirth:

„Ihr Alle seid arme Teufeln, aber ich hab' zwei Häuser!"

„Ja, mit Deinem Rauchkobel im Schroffeneckgraben," entgegnete der Wirth, „hörst, die kannst heut' verkaufen noch vor Sonnenuntergang."

„Recht!" schreit der Haberthurm, „ich verkauf den Kobel, aber da muß ich ihn haben!"

Das hört der Hahnenkampp, und in drei Stunden darauf, just wie die Sonne untergeht, steht er mit der Köhlerhütte vor dem Wirthshaus. Niedlich zerlegt hatte er sie auf eine „Schlarpfe" geladen und so auf dem mächtigen Halbschlitten herbeigeschleppt. Kein Balken und kein Holznagel fehlte, gar das Bettstroh war dabei. Der Haberthurm hielt Wort, und das Holz wurde noch in derselben Nacht vertrunken.

Als sie damit fertig waren, sagte der Haberthurm:

„So, meine Hütte wär' unten, jetzt, Hahnenkampp, bring' uns Deine!"

Und der Hahnenkampp ging zu seiner Hütte und — legte sich schlafen. — Nicht ein Splitterl von meinem Güterl! — war sein Grundsatz, und sein Sprichwort: Der Schenker ist gestorben, und der Henker hat sein Gut erworben. —

Haare kämmen, Gesicht und Hände waschen, das erkannte der Hahnenkampp nicht an, so ein Uebermuth schicke sich nicht für einen ordentlichen Bauer, meinte er, und 's wär' Sünd' und Schad' um die Zeit. Seinem Gesinde gegenüber war er sehr schroff und grämig; auch hatte er es nicht gern, wenn Eines lachte oder während der Arbeit sprach; das sei unnützes Athem- und Dampfauslassen, ein leichtsinniges Kraftverschwenden. Nur wenn der Oberknecht vor den Mahlzeiten das Suppenbrot aufschnitt, sagte der Bauer gerne:

„Pfeif' was, Toni, ich pfeif' auch mit."

Und der Toni pfiff, und die Brotspalten, die er sonst während des Aufschneidens in den Mund zu stecken gewohnt war, blieben im Trog.

Eines Tages indeß brummte der Toni auf die Anrede:

„Mag nicht pfeifen; bin fuchsrabenwild."

„Wild bist?" sagte der Bauer, „was sollst denn du wild sein? Du hast 's schönst' Leben und kein' Sorg'. Hat dir leicht gar der Heidepeter wieder eine Predigt gehalten, seines Prinzen wegen?"

„Ei, Schmarn, der Dalkerd mag meinetwegen ſeinen Gaberle in ein Papierl wickeln und es mit einem rothen Seidenſchnürlein feſt zubinden. Fuchsrabenwild bin ich wegen was Anderem. Der Großteufel iſt wieder da.“

Jetzt blinzelte der Hahnenkampp.

„So?“ machte er hernach, „und haſt ihn geſehen?“

„Auf dem Schroffenſtuhl ſteigt er herum; Andere hat er auch bei ſich; puff und paff geht's, und der ganze Wald iſt voll Hundegeheul.“

Da trat der Bauer ganz nahe zum Knecht und ſagte halblaut:

„Wenn ich's Leben noch eine Zeit hab' und ich kauf' mich ordentlich an in der Einöd', ſo ſetzt's einmal was! Und wo ich anfaß', da gibt's nach, oder es bricht was! — Merk' auf, Toni, da an der Tiſcheck' hab' ich's geſagt!“

Der Ton, mit dem dieſe Worte geſprochen wurden, ſagte ungleich mehr als die Worte ſelbſt. Der Knecht ſchnitt Brot und aß heute nicht einen einzigen Biſſen.

Dann kamen die anderen Leute, und die Bäuerin brachte ein Suppen- und Mehlgericht.

Als ſie noch um den Tiſch herumſaßen, kam der Forſtjunge Herbert zur Thüre herein und ſagte:

„Gott beſegne die Mahlzeit!“

„Hol' dich der Teufel!“ murmelte der Hahnenkampp in den Löffel, und Alle ſahen auf das Roggenmus und hatten zu würgen, daß ihnen kein Lachen hervorbrach.

Der Forſtjunge:

„Im Auftrage des Herrn Grafen Frohn! Morgen

und übermorgen iſt's in den Schroffenwäldern zu jagen. Der Hahnenkampp ſoll zwei Treiber ſchicken!"

„Schon recht!" brummte der Bauer, „werden wohl kommen."

Bei dieſen Worten biß er die Zähne zuſammen, daß es knackte; es wär' nicht ſo hart geweſen, das Roggenmus.

„Beim Pfaffenhut kommen wir zuſammen, um vier Uhr Früh!" — ſagte der Jägersmann noch, dann verließ er das Haus.

Es war ſtill. Aber der Toni wurde unruhig und er rückte ſein Sitzfleiſch bald rechts, bald links.

„Dann mögen wir," murmelte er endlich in das Mus hinein, „wohl ſchon um Mitternacht vom Haus forttrotten; 's iſt vier gute Stunden bis hin."

„Aha, red'ſt ſchon wieder um das Eichtl Schlaf," fiel der Bauer ein; ihr dummes Volk denkt nur an's Schlafen und an's Kauen und Verdauen. Wäret lieber Maulwürfe geworden, hätt' nichts dagegen. Wenn man euch die fetten Fleiſchtöpf halt in's Neſt brächt', gleich thätet ihr noch ſchreien nach dem Moſtkrug, und wenn man euch den auch noch hinſtellte, ſo thätet ihr doch wohl nicht ſchimpfen über die harte Arbeit und das Hungerleiden — heißt das, ſo lang ihr die Mäuler voll hättet. Ei, ſchon gut ſo. — Wenn aber gäh' Einer käm' und ſagen thät: Leut', rafft's Senſen und Hacken und Miſtgabeln auf — die Frohnherr'n erſchlagen, daß einmal ein Fried' iſt auf der Welt! — Ei, wie ſchön langſam ihr da zurückkriechen möchtet in euere Strohlöcher! Ein rechtes Schmalzſchnecken-Geſindel übereinander!"

Der Hahnenkampp hatte einen kurzen, dicken Hals, der indeß noch zusehends anschwoll, wenn der Mann in Wuth kam. Da hoben sich auch seine borstigen Haare unter der rothgestreiften Baumwollhaube und die mächtige Haubenquaste auf der Achsel begann beträchtlich zu tänzeln und zu hüpfen.

Der Großteufel, der niemand Anderer war, als Graf Frohn, hielt seine gewohnte Herbstjagd. Der Großteufel war ein zweiter Hahnenkampp, aber in anderer Fassung; er war just nicht mehr jung, aber doch groß und stark, und was er anfaßte, das gab nach oder es brach. Aber der Graf machte immer ein lächelndes Gesicht, zeigte ein mildes Antlitz und spielte dabei gerne mit dem goldenen Pulverhorn, das er stets an der Seite trug. Die Leute jedoch behaupteten, er sei am menschlichsten, wenn er nicht lächle.

Die Einöde haßte und fürchtete den Mann; in seinem glatten, allweg freundlichen Gesichte sahen sie ihr Verderben.

Gegen die Abend- und Mitternachtseite der Einöde ragt ein wüster, zerrissener Gebirgszug auf. Die Leute nennen ihn wegen seiner steilen Wände und unerklimmbaren Kanten die Schroffen. Schon von weitem sieht man über den dämmernden Wäldern der Einöde die weißen Kalkwände leuchten. Um die Nachmittagsstunden aber werden sie stets ein dunkler,

zackiger Wall, der seine Schatten hinlegt über die Einöde, und endlich weiter und weiter hinaus in die unteren Wälder und in das Thal; und zur Abendstunde liegen auf fernen Fluren die Kanten und Hörner der Schroffen noch zehnmal so scharf und schroff hingezeichnet.

Die ganze, fast furchtbare Herrlichkeit dieses Gebirges entfaltet sich aber erst in den Wild- und Hinterschroffen. Da ragen Hörner und Risse auf, die zur Sommerszeit bis gegen Mitternacht hin schimmern in matter Gluth, und da sind Tiefen und Schluchten, in welche kein Sonnenblick je gefallen, so lange die Welt steht. Hier wächst kein grünes Blatt mehr, und die Alpenrose wuchert weiter unten auf den Almen. Hier hört man keinen Vogelsang und keinen Kuhreigen, und die Gemse klettert an tieferen Hängen. Hoch über alles Leben haben sich die wilden Felsen aufgebaut; still und todt ruhen die kleinen, beeisten Seen, kahl sind ihre Ufer, nur das Murmelthier und die Spinne haust hie und da noch in den Klüften des Gesteins. In den Tiefen rauschen die stürzenden, tobenden Wildbäche, um die Grate und Hörner ächzt und braust und pfeift die ewige Windsbraut. Jahr um Jahr schichten sich in den Einsenkungen der höchsten Felshäupter größere Eismassen auf, Jahr um Jahr fahren an den Mulden und Schründen ungeheuere Schnee- und Steinlawinen nieder und ohne Ende meißeln Luft und Wasser mit ehernen Armen an diesem Gebilde; ewig bauen sie an den Alpen und ewig reißen sie sie ein.

So ragen die Wildschroffen und starren nieder auf die Almweiden und Wälder. An ihrer halben Höhe führt ein Pfad aus der Einöde über den Paß in die jenseitigen Ge-

genden, wo wieder Menſchen wohnen. Jeder Wanderer, der über die Alpe zieht, blickt hinauf zu den gewaltigen Felsgebilden, aber noch ſelten iſt einer emporgeklettert an den Schutthalden und Geröllfeldern bis zu einer der höheren Blockmauern, von wo aus man erſt recht in das Innere der ungeheueren Felſenburg ſchauen kann.

An der Einödſeite iſt ein tiefer Thaleinſchnitt in die Schroffen, der das Schroffeneck heißt, und in welchem, von Urwaldbäumen und Felswänden umragt, eine Menſchenwohnung ſtand. Sie war die einzige weit und breit. Wohl zählte ſie zur Gemeinde Einöde, aber ſie hatte nichts mit ihr gemein, als — die Einöde.

Im Schroffeneck ſtand die Hütte der Einſchichtres. Sie klebte wie ein Schneckenhaus unter einem hohen, grauen, zerklüfteten Felshang, der ſtellenweiſe mit Wachholder- und Haſelnußgeſträuchen bewachſen war. Unten ſchäumte der Wildbach in milchweißen Giſchten, weit hinaus das braune Geſtein beſpritzend, ewig brauſend und toſend, kein Uferblümlein des Sommers ſchonend, keine Eisſcholle des Winters über ſich duldend — das freie Kind der Alpen.

Die Einſchichtres war noch ein rüſtiges Weib, aber ſo rauh wie die Felſen, ſo verwildert wie der Urwald. Sie grub und ſammelte in den Wüſteneien Wurzeln, Kräuter, Harz, Waldrauchkörner, wilden Honig und was ſo zu finden iſt in der wuchernden Wildniß. Sie jagte auch nach Raubthieren, wie ſie krochen, liefen und flogen; aus den Fellen verfertigte ſie ſich die Kleidung, aus Aeſten und Binſen flocht ſie ſich die Hausgeräthe.

Und ſo lebte ſie.

Ihre Eltern und Ureltern hatten auch so gelebt in dieser Felsenschlucht. Sie waren längst schon vermodert im Waldgrunde. Den Großvater hatten die Jäger erschlagen, die Großmutter war erfroren, der Vater war an einem Natternbiß gestorben, die Mutter hatten böse Menschen zu Grunde gerichtet. Einen braven Mann hatte die Einschichtres gehabt, den erschlug ein Baum beim Reuten. Ein liebes Kind hatte sie geboren drei Jahre nach dem Tode des Mannes, und — und dennoch war sie allein, mutterseelen allein auf der alten Heimstätte ihrer Vorfahren.

Morgendämmerung. In den Schründen und Schluchten der Wildschroffen lag dichter Reif und brannte die letzten Pflanzen des Herbstes zu Tode. An den Ufersteinen des Wildbaches hingen kleine Eiszäpfchen. Da huben diese in den dunklen Gründen auf einmal zu glühen an wie brennende Kerzen — oben auf den höchsten Felskanten leuchtete goldig der sonnige Morgen.

Die Res erhob sich von ihrem Mooslager, schlug die braunen, reichen Haarsträhne zurück und forschte nach dem nahenden Tag. Dann hüllte sie eine graue Pelzdecke um sich, befestigte diese am Halse und band einen Binsengürtel um die Lenden. Und nachdem sie ihren Anzug vollendet hatte, machte sie die Hüttenthür auf, kniete, gegen das wüste Gestein gewendet, nieder auf die Schwelle und legte die Hände auf die Brust.

Während sie betete, wurde es hinter dem Herd in einem Holzkäfig lebendig und ein riesiger schwarzer Vogel begann in demselben zu flattern und zu kreischen.

Welch' ein Gebet hatte das Weib im Herzen? Ihre Hände über der Brust hatten sich geballt, ihre Unterlippe

war krampfhaft zwiſchen die kräftigen Zähne geklemmt, ihr großes dunkles Auge hinter den langen Wimpern lauerte, und wenn es aufflammte, war es, wie ein wilder Blitz um Mitternacht.

Endlich ſtand ſie auf, ging in die Hütte zurück, und langte aus einem Korb mit Wildobſt einen Holzapfel hervor. Sie biß in denſelben, ſchleuderte ihn aber wieder von ſich und rief lachend:

„Ha, du mit deiner rothen Wange biſt doch ein ſauerer. Nicht einmal ſo einem Apfel darf man trauen, 's ſteckt in Allem die Falſchheit. Ei ja, draußen wo der Weizen und der Wein aufkommt, wachſen wohl auch ſüße; aber für Unſereinen in der Wildniß herinnen darf ja nichts Rechtes gedeihen. Der Herrgott gönnt einem armen Menſchen einmal nichts Gutes."

Dann wendete ſie ſich zum Käfig.

„Das Rabenvieh ſchreit auch ſchon. Hei, möchteſt gar wieder auf den Tannenwipfeln oben hauſen? Hab' dich in den Winkel 'than, weil's heißt, daß du ein Geſchöpf Gottes biſt. Der da oben hat mir alles Böſe angethan mein Lebtag und hält mich gefangen im Elend und in der Einſchicht; jetzt mach' ich dir's auch ſo. Ich zahl's ab. Da, da, friß den Holzapfel, verbeiß' dich daran!"

Sie hielt die Frucht durch die Aſtſpangen: der Rabe pickte den Apfel zornig zu Boden und haute nach ihrem Finger.

Da ſtand plötzlich ein Mann in der Hütte, ein grauer, aber noch rüſtiger Jägersmann. Er hatte ein glattraſirtes, lächelndes Geſicht, er blinzelte mit den kleinen Augen.

„Guten Tag, ſchönes Waldfräulein!“ ſagte er barſch heiter und ſtieß den Gewehrkolben auf den Herdrand.

Das Weib ſah den Jäger ſtarr an, entgegnete aber den Gruß nicht.

„Recht wohlauf?“

„Was fragt ihr, wenn euch die Antwort gleichgiltig iſt? Ihr wißt es recht gut, wie wohl ſie auf iſt, die zertretene Res!“

„Was ſchafft ihr mit dieſem Raben, Frau Res?“

„Die Federn riß' ich ihm aus, wenn es euere Haare wären.“

„Und was thätet ihr mit mir, holde Fee, wenn meine Haare des Raben Federn wären?“ lächelte der Mann, mit dem Gewehrkolben trommelnd.

„So weiß ſie ſchon werden, euere Haare,“ rief das Weib, „ich hab' nicht einen Fingerhut voll Achtung dafür, und ich ſag', ſie ſind Rabenfedern, und an eueren Händen habt ihr Klauen. — Graf, wo iſt mein Kind?“

Bei dieſen Worten grub ſie ihre Finger in ſeinen Lodenmantel.

„Ich hab' euch ſchon geſagt, Res,“ — ſagte der Jäger leiſe, „daß ihr am Beſten thut, zu ſchweigen. Die Kleine iſt unter meiner Obhut; ein Plauderwörtchen von euch dürfte ſie leicht in's Verderben bringen. Doch, das iſt's eigentlich nicht, wovon ich heute zu ſprechen wünſche,“ fügte er lebhaft bei, „wir ſind auf unſerer Jagd als Reviſor da; man ſagt, ihr ſeid ein Wilddieb, Res!“

O, ihr wißt ſchon gar lang, daß ich Füchſe, Marder und Eulen fange; die Jäger wiſſen mir dafür Dank,“ rief das Weib und reizte den Raben, daß er wild flatterte.

„Ihr ſeid kindiſch, Res, und werdet bereits häßlich noch dazu. 's iſt kein Vergnügen mehr in dieſem Neſt. Gehabt euch wohl und laßt mir ſein den Raben frei!"

Der Mann verließ die Hütte und ſchritt ſchmunzelnd luſtigen Waldhorntönen zu.

Die Einſchichtres blickte halb verwirrt umher. Sie ſah wieder die todte Einſamkeit um ſich.

— Res, du armes Weib, dieſer Mann war der Einzige geweſen, der nach dem Tode deines Gatten in deine Hütte gekommen, der auch in der Welt draußen deiner gedachte und dir zu Zeiten hübſche Dinge mitbrachte herein in die Einöde; der dir dein Haus neu eindecken ließ, der nicht ſelten mit dir ſein Jägermahl theilte und der dir ſagte, du ſeieſt ein ſchönes, ein herrliches Weib.

Das waren die Blumen über der Grube. Und dann ſtahl er dir das Kind.

Lange ſtand die Einſchichtres da und blickte wirr umher; dann riß ſie mit beiden Armen die Spangen des Käfigs ab, und das Thier ſchwirrte heraus, in der Hütte umher und durch die Oeffnung in das Freie. Als es in der friſchen Morgenluft an den Felſen hinanſchwamm, rief ihm das Weib nach:

„Fliege, Rabe, fliege durch die ganze Welt und verklage den Uebelthäter. Du biſt ein ehrliches Thier; biſt von innen nicht ſchwärzer als von außen!"

Um Mitternacht verließen die Treiber das Zapfenwirthshaus.

Der Wirth mußte auch mit, aber er ſchimpfte „wie ein Sperling im Hühnerhofe“. Er, der geſetzte und, wie er ſich gerne ausdrückte, der allerorts eſtimirte Zapfenwirth von der Einöde, der einmal drei Jahre und neun Tage Richter geweſen, in deſſen Hauſe die Chriſtenlehre abgehalten wird, und bei dem einmal der Prinz Johann über Nacht geblieben war, er wurde nicht geladen zur Jagd als Jäger, ſondern wurde aufgefordert als Treiber, wie jeder dumme Köhler und Bauernknecht. Er hätte ſich am liebſten „unwohl“ gemeldet, aber er dachte an das Lächeln des edlen Patrons, das ihm zu Zeiten ſchon verhängnißvoll geworden war. So ging er; aber nun handelte es ſich, den anderen Treibern gegenüber zu zeigen, das er zur Jagd eigentlich g e l a d e n ſei mit Pulver und Blei, wie ſich's von ſelbſt verſtehe und es auch immer der Fall geweſen ſei. Er habe wohl ſchon ſeine dreihundert Jagden als Ehrengaſt mitgemacht und er gehe nun einmal mit den Treibern aus reiner Paſſion, er müſſe nur wiſſen, wie ſich das Gaudium von dieſer Seite ausnehme. Es ſei möglich, daß ſich diesmal der Graf ſelbſt als Treiber betheilige, er habe ſo etwas gegen ihn geäußert, und

zwar, als ſie letzthin in Frohnburg bei Tiſche zuſammen geweſen ſeien.

Als die Treiber mit ihren Fackeln gegen das Heidehaus kamen, trillerte der Knecht des Hahnenkampp:

„Faules Heu.
Da Dalkerd duſelt da ſein Bei!“

Da liſpelte der Zapfenwirth:

„Thut ihm was an, Leut'; wenn Unſereins auf iſt, ſoll ein Solcher auch nicht Polſterzipf tunken.“

Da hielt ein übermüthiger Burſche ſeine Lunte an das Fenſter und ſchrie aus vollem Halſe:

„Auf, Heidepeter, Feuer! 's Haus brennt!“

Da erſcholl in der Stube ein Schrei, und darauf ein Stöhnen und Jammern.

Die Männer lachten und gingen weiter. Der Hund bellte und riß gewaltig an der Kette: der Zapfenwirth ſprang hin und verſetzte dem Thier einen Fußtritt.

„Tolles Vieh, deinetwegen hätt' letztens der Dalkerd meinen Davidl ſchier umbracht. Noch ein's! Und ſag's dem Dalkerd, ihm mach' ich's auch einmal ſo — noch ein's, du Beeſt!“

„Iſt ein alt' Ding, daß der Heidepeter keinen Spaß verſteht,“ ſagte der Knecht, „dumm und dalkerd ſind dieſe Leut!“

„Halt' ſchon auf dem Hund, ein Bettelvolk.“

„Und wollen noch hoch hinaus dabei.“

„Ja, zum Schornſtein leicht!“

„Liegen auf der faulen Haut bis ſechs; und nicht einmal einen Treiber ſtellt der Dalkerd.“

„Jetzt hat er für seinen Prinzen gar einen Hofmeister in's Haus genommen," sagte der Haberthurm.

„Dem versprengten Schulmeister gibt er Unterstand, ist mir auch ein Sauberer."

„Der soll dem Gaberl wohl gar den Teufel austreiben — den Teufel von der Jakobinacht," lachte ein Kohlenbrenner.

„Weißt du auch schon davon?"

„Ha, das erzählt die ganze Einöd. Das war schon gar ein Hauptspaß."

„Wie ist's eigentlich zugangen?" frug der Haberthurm.

„Du sollst so was gar nicht fragen, Haberthurm, — weißt deines Haberthurms wegen nicht!" rief der Wirth, auf die Ehelosigkeitsbedingung anspielend.

Der Bauer gab darauf keine Antwort; in Sachen seines Erbverhaltes war er sehr empfindlich.

„Je, wie ist's zugangen?" rief der Toni, Hahnenkampp's Knecht, „sauber halt. Hab's nicht Noth, daß ich meine Lacken-Lisi geheim halt', ich mach' all' Samstagabend bei ihr mein Fensterln. Das war nächst, am Jakobitag. Ich geh' über des Heidepeters Wiese; sitzt das Büblein, der Gaberl, auf dem Rain. — Was machst? frag ich. — Ein Liebfrauenschühlein fliegt da auf dem Rampfer, sagt er, und ich schau' ihm zu, bis es davon fliegt und dann gib' ich ihm einen Gruß mit in den Himmel hinauf. — Wird der scheinheilig Dalkerd, wie sein Vater, denk' ich, und sag' darauf: Magst nicht mit mir laufen, Gabriel? — Hab' kein' Zeit, mein Vater pfeift gleich zum Rosenkranz. — Bist bald zurück,

und ich zeig' dir in's Paradies hinein, und da ſiehſt du Adam und Eva. — Da hüpft der Kleine vom Rain herab: Weißt du die? Ei, ſo wart, da kommen gewiß meine Vaterleut auch mit. — Nein, ſag' ich, die haben keine jungen Augen mehr und können nichts ſehen. — Und ſo lauft er mit mir und frägt mich zehnmal: Zeigſt du mir den Apfelbaum auch? — Freilich, ſag' ich. — Und beißt die Schlange? — Kein' Red'! — So kommen wir zu der Liſi ihrem Fenſterl; 's iſt ſchon finſter. Sie macht zu eigens auf, ich ſchieb' den Gaberl hinein und ruck ſelbſt nach. Gut. Da hebt euch der tolle Bub' auf einmal an zu ſchreien: Vater, Mutter!"

Ich kneip' den Lärmſchippel noch in die Wang', und weil er keine Ruh' mehr gibt, ſchupf' ich ihn ſchnurſtracks zum Fenſter hinaus. Er ſoll die halbe Nacht im Wald herumgelaufen ſein; ganz die Letzeigen wie ſein Vater."

Sie lachten, und der Wirth ſagte:

„Der Dalkerd, hör' ich, hat dir deswegen ja ſchon eine Bußpredigt gehalten?"

„Aber dafür hat dir gottsgewiß die Liſi einen vollkommenen Ablaß ertheilt," riefen die Anderen.

Und ſo ging's witzelnd und lärmend aufwärts über die Heide und durch die Waldungen gegen den Pfaffenhut.

Im Heidehause war Jammer und Wehklagen mitten in der Nacht.

Klara lag bewußtlos auf dem Boden und der Peter schüttete ihr ununterbrochen kaltes Wasser in's Gesicht und rief:

„Ja, Klara, meine Klara, was ist denn das? Wirst mir doch nicht sterben! Schau' auf, es ist nicht wahr und das Haus steht ja noch!"

Gabriel stand im Hemdchen vor der Mutter und weinte, und als der Vater sagte:

„Gabriel, geh' bet', bet' zum lieben Gott im Himmel!" kniete er hin zum Tisch, und gegen den kleinen Hausaltar gewendet, betete er laut: „Vater unser! Vater unser!"

Regina schluchzte in der Wiege und stammelte:

„Himmel-Tata, Himmel-Tata!"

Das waren die einzigen Worte, die sie schon sprechen konnte.

Jetzt kam vom Oberstübchen herab der Schulmeister mit Licht, und als er die Dinge sah, sagte er:

„Hör' auf mit dem Wasser, Peter, hast kein Federmesser da?

„Mein, wo hätt' ich denn ein Federmesser! O Jesus, das Unglück auf einmal!"

Der Schulmeiſter ſtolperte über die Stiege in ſeine Stube und holte ſein Federmeſſer und ließ der Ohnmächtigen zur Ader.

Nun bewegte Klara eine Hand und endlich ſchlug ſie die Augen auf.

„Die Jäger ſind vorbeigezogen," berichtete der Peter halb weinend, halb lachend, „und die haben einen Spaß gemacht, haben eine Fackel an's Fenſter gehalten, und darüber iſt ſie frei ſo viel erſchrocken. — Daß du nur wieder da biſt, Klara, Gott ſei Lob und Dank!"

Dem kleinen Gabriel war das Gebet im Munde erſtickt, als er den ſchwarzen Blutſtrahl ſah, der aus dem Arme ſeiner Mutter hervorquoll.

Als das Weib wieder im Bette lag und ruhiger Athem holte, dann und wann die Augen aufmachte und nach den Kindern frug, dabei ein wenig lächelte, zog der Peter ſeine Sonntagskleider an, um den Arzt zu holen.

Der Schulmeiſter machte ſich erbötig, den Gang zu thun, allein der Peter ſagte:

„Nein, bleib' der Schulmeiſter derweil bei meinem Weib. Beim Bader iſt ſo viel aufzumerken und anzuſagen; da muß ſchon ich ſelber geh'n."

Und er ging hinaus nach Rattenſtein.

Das war in derſelben Nacht, von der die Treiber ſagten, der Dalkerd bleibe liegen bis ſechs. —

Nun waren im Heidehauſe wochen- und monatelang die Fenſter verhangen. Der Arzt kam allwöchentlich einmal herein geritten, um die Krankheit zu beobachten.

„Sie iſt ſo ein friſches kräftiges Weib geweſen," ſagte er einmal zum Peter.

Der Bauer zitterte und getraute ſich kaum zu fragen: „Wird's doch wohl wieder werden?“

„Ei ja freilich, ei ja freilich,“ verſetzte der Arzt.

Als dieſer hernach auf der Heimkehr ſein Pferd vor dem Zapfenwirthshauſe anhielt, eilte die Wirthin herbei:

„Nein Herr Doktor, wie mich das freut, daß uns der Herr Doktor auch einmal heimſucht. Hans, geſchwind dem Herrn Doktor ſein Roß in den Stall; ſchütt' ihm von dem beſten Haber ein! Nein, das kann ich mir denken, daß ſo ein weites Hereinreiſen da in die Einöd läſtig ſein wird. Mit was kann ich dem Herrn Doktor aufwarten? Da oben bei dieſen Dalkerdbauern haben der Herr Doktor ſo nicht einmal ſo viel Zauſe kriegt, als Eins im Aug' erleiden könnt'; das ſind ſo viel geizige Leut'. Ei beileib, ſie hätten's ſchon, und der Heidegrund iſt rechtſchaffen gut; wie oft hab' ich zu meinem Mann geſagt, du, hab' ich immer geſagt, wenn wir dieſen Grund hätten, in fünf Jahren wären wir ſteinreich. Aber ſo, der Heidepeter verſteht halt nichts anzufaſſen, der läßt lieber 's Gras auf der Kornähre wachſen, eh' er um ein Stündlein früher aufſteht; er iſt einmal ein Dalkerd und bleibt ein Dalkerd.“

„Mir ſcheint,“ ſagte der Chirurg, in der Gaſtſtube Platz nehmend, „es ſind gute, fleißige Leut', und ſo viel man bei uns in Rattenſtein ſagt, iſt der Heidepeter ein kreuzbraver Mann.“

„Ei, das wohl,“ verſetzte die Wirthin einlenkend, „und man kann ihm ſonſt auch gar nicht feind ſein. Annerl, rühr' dich doch, haſt denn eingefrorne Bein'! bring' dem Herrn Doktor eine Flaſchen vom Guten! — Gar nicht,

ſag' ich, er iſt fleißig und auch häuslich; 's ganze Jahr kommt er mir nicht in's Haus, ausgenommen 's iſt Chriſtenlehr'. Ja, dasſelb' muß ich ſagen. Mein, wo wär' der Menſch, über den Niemand was aufzubringen wüßt'; die Leut' reden gar viel, wenn der Tag lang iſt. — So nimm doch ein Tatzerl, du ungeſchickte Schnepf', nein, wenn Unſereins nicht Alles ſelber angreift!"

Und ſie riß der Magd die Flaſche aus der Hand, langte ein glänzendes Tellerchen mit Brod und Butter aus dem Glaskaſten, und ſtellte Alles höflich und zierlich vor den Gaſt auf den Tiſch.

„Nein, aber das freut mich recht, Herr Doktor; 's vergeht ſchon völlig kein Stund', wo ich nicht an den Herrn Doktor denk', und wo ich nicht ſag': Aber ſchau', der Herr Doktor hat uns halt dennoch ganz vergeſſen und kommt uns gar nicht mehr heimſuchen. Vor zehn Minuten hab ich's noch geſagt; Annerl, hab' ich's nicht geſagt, vor zehn Minuten g'rad? Und mit Verlaub, wie geht's denn der armen Haut, der Klara?"

„Wohl beſſer, wohl beſſer; aber ganz geſund wird ſie ſobald nicht. All' ihr Lebtag wird's ihr ein wenig anhängen. Der Schlag iſt eben ein Unglück und er wiederholt ſich nur zu gerne."

„O mein Gott!" ſeufzte die Wirthin und ſchlug die Hände zuſammen. „Das iſt ein Elend für die Leut', ſie erbarmen Einen wohl rechtſchaffen. Wenn nur die Einſchichtres nicht dazu kommt, ſag' ich allemal, die iſt gleich da mit ihren Kräutern und Hexenſachen, wenn ſo was ausbricht. Das von den drei Holzknechten werden der Herr Doktor wohl ſchon wiſſen?"

„Drei Holzknechten?“ frug der Arzt, indem er trank und darauf ein saures Gesicht machte.

So auffallend dieses Gesicht war, die Wirthin wollte es nicht bemerken, sie rückte ganz geheimnißvoll näher.

„Ja, hören der Herr Doktor, das ist — Gott verlaß uns nicht, eine schauderhafte Geschichte. Mir hat's gestern ein Pechöltrager erzählt: wenn er lügt, lüg' ich auch, aber ich mein', 's wird wahr sein. Gar nicht weiter soll's Eins sagen, aber ich sag's auch nur dem Herrn Doktor, sonst keinem Menschen nicht; — drei Holzknecht hat sie umbracht.“

„Wer?“

„Nu ja, halt da oben das Hexenweib, die Einschichtres. Drei junge, starke Holzknecht; was weiß ich, durch ein Trankel soll sies' vergiftet haben. So hab' ich's gehört; mein, ich sag's halt nach. Wahrhaftig, bei der Zeit traut sich Eins schier nicht auf der Welt zu sein.“

So erzählte die Wirthin fort.

Auf den Arzt schienen ihre Neuigkeiten weniger Eindruck zu machen, als sie es gewohnt war. Als er hierauf nach der Zechrechnung frug, sagte sie:

„Hätt' mir ein' Ehr' daraus gemacht, wenn ich so hätt' dürfen aufwarten; aber wenn der Herr Doktor von der Zapfenwirthin schon nichts geschenkt haben wollen: Neunundfünfzig Kreuzer alt's Geld, wenn ich bitten darf.“

Er warf einen Gulden hin.

„Behaltet den Kreuzer für's Plaudern!“

Sein Gesicht war sauer und doch funkelte des Weines größter Theil noch im Glase.

„Vergelt's Gott! Und kommen der Herr Doktor nur recht gesund heim. Und für's nächste Mal bitt' ich mir wohl wieder die Ehr' aus!"

Als der Arzt auf dem Pferde und fortgetrabt war und die Wirthin in der Gaststube Teller und Glas wegräumte, redete sie noch in einemfort, diesmal zum Annerl, dem sie darthat, wie lästig ihr so ein Mensch sei, der da auf hohem Roß herumhopse und herumsteige, wie der Hahn im Teig, und einen Herrn spielen wolle, während er, recht besehen, doch nichts anderes sei, als ein Guckhäusler in Rattenstein, der daheim bei Weib und Kind gewiß froh sein würde, wenn er zum Sonntag so einen Wein hätt'.

„Hast gesehen das G'sicht, das er geschnitten hat? Das ganze Leiden Christi ist oben gestanden und der link' Schächer noch dazu. Und dabei hätt' er dem heiligen Antoni drei Wallfahrten versprochen, wenn er das Tröpfel rundweg hätt' trinken dürfen. So sind sie, die Hungerleider auf hohem Roß.

Dann rief sie den Davidl herbei und sagte er möge den Wein austrinken, und sie warf ein Stück Zucker in das Glas.

Der Davidl war heute besonders zerrauft und zerzaust. Er hatte eben mit einem Pecherbuben Händel gehabt. Die Spuren davon fanden sich so auffallend vor, daß die Zapfenwirthin sagte:

Leg' mir aber gleich das Sonntagshöj'l an, mein Kind, und gib das der Annerl zum Flicken."

„Das thu' ich nicht!" schrie der Knabe trotzig und nagte an den Fingernägeln.

„So ſoll dir die Annerl helfen.“

Aber der Magd ſchlug er in's Geſicht, und dann ſpuckte er in der Stube umher und polterte aus Zorn mit den Bänken.

Der Forſtjunge Herbert trat ein. Er lehnte ſein Gewehr an die Ecke und begehrte ein Glas Schnaps.

„Uj, grüß' dich Gott, Herbert“, rief ihm die Wirthin zu, „du kommſt mir gar ſo ſelten unter mein Dach. Dein Vorfahr, der Gregor, iſt nicht ſo ſtolz vorbeigegangen. Aber, daß ich's aufrichtig ſag', dem Greg hätt' ein eiſernes Sparbüchſel gar nicht geſchadet, der Großteufel — aber na, das iſt ſchon grob ſein Lebtag: Ein ſchlechtes Wort, eine graue Maus, wie's beim Ohr hinein, ſo beim Mund heraus! — Aber dasſelb' iſt richtig, der Herr Graf penſionirt ſeine Leut' mit dem Bettelſack, aber juſt nicht mit dem vollen. Und daß ich frag', wie geht's dir alleweil, biſt doch nicht gar krank geweſen?“

„Immer geſund, wenn man das nicht zählt, was fehlt,“ verſetzte der Burſche, „ihr wißt es wohl, Zapfenwirthin, daß mir der Haberthurm ſchier ein Bein abgeſchlagen.“

„Kein Wort, bei meiner armen Seel', kein Wort,“ betheuerte die Wirthin lebhaft, und ihre Aeuglein funkelten vor Begierde nach einer wahrhaftigen Neuigkeit.

„Als ob ich anders könnt', als meine Pflicht erfüllen,“ ſagte der Jäger bitter, „meinetwegen ſollen ſie alle Böcke und Hirſche niederbrennen, und den Grafen dazu, aber dabei darf ich nicht ſein und ſehen darf ich's nicht. Ich muß den Wald und das Wild hüten, das hab' ich geſchworen.

Wenn der Haberthurm ein Weib hätt' ging er in der Nacht gleichwohl nicht mit der Büchs' herum. In seinem eigenen Hof hab' ich ihm das gesagt, darauf schleudert er mir den Haustiel an die Beine."

„Siehst du, siehst du," d'rauf die Wirthin, „allerweil ist's mir vorkommen, dieser Haberthurm ist ein Wildling! Und das ist ein rechter Jammer mit diesen Leuten, daß man nie weiß, wer und was sie sind, wo man sie hinthun soll, bis sie nicht der Müh' werth was anstellen. Seinen jetzigen Jungen hat der Haberthurm gar auf der Straßen aufklaubt. Mir träumt beim hellichten Tag', das ist ein Zigeunerkind oder noch was d'rüber, und ein stehender Traum ist selten ein Schaum."

Die sonderbare Erbgeschichte im Haberthurmhof gab für die Zapfenwirthin stets unerschöpflichen Gesprächstoff, von dem sie indessen heute auffallend bald abwich, indem sie zum Jäger sagte:

„Just früher ist der Bader von Rattenstein da gewesen; er kann an uns nicht vorübergehen, sagte er, und draußen im Thal bekäm' er halt nirgends das Trankel, wie bei uns. Freilich, ein guter Trank ist's Erst' bei einem rechtschaffenen Wirth, und für einen solchen hab' ich mich mein Lebtag umthan. Der Bader ist bei der Heidepeterin oben gewesen; nicht drei Tage lebt sie mehr, sagt der Bader, 's kommt der Schlag und aus ist's."

„'s wär' ihr zu wünschen!" sagte der Jäger halb für sich."

Die Wirthin sah ihn von der Seite an.

Ist denn das ein so schlechter Mensch!?

„Wahrhaftig," fuhr Herbert fort, „das arme Weib hat nichts Gutes auf der Welt. Diese Einöde iſt ein unſeliger Fleck auf Gottes Erde; ihr All' miteinand' habt nichts, als das Elend. Die Armuth iſt es nicht allein, mehr ſind es die Folgen derſelben, der Hader, der Neid, die Tücke; 's gibt wenig Engel, aber viel Teufel hier — eine ſchauerliche Einöde. Wenn ſie die Heidepeterin hinabſenken, ſo werf' ich eine Scholle Erde auf den Sarg und ſage: Gott ſei Dank! Es ſollte gar kein anderes Wort geſprochen werden, wenn ſie Einen von der Einöde begraben."

Die Schenkin ſchwieg eine Weile und machte ſich bei dem Gläſerkaſten zu ſchaffen, endlich entgegnete ſie:

„Da laß ich Jeden bei ſeiner Meinung."

Als der Jäger davon gehen wollte, vermißte er das Gewehr. Der Davidl hatte ſich damit heimlich aus der Stube gemacht.

Und der Davidl hielt das Gewehr feſt mit beiden Händen und lief damit durch den Schachen aufwärts, gegen das Heidehaus.

„Heidepeter, Heidepeter, der Fuchsbartl kommt!" ſchnaufte er unterwegs und guckte immer auf die funkelnde Kapſel unter dem Hahn. —

Vor dem Heidehauſe nagelte der Schulmeiſter die bretterne Hirſchgeſtalt zuſammen. Es war in der Nacht ein heftiger Wind geweſen und der hatte das Ding von der Wand geworfen. Der Schulmeiſter zeichnete auch noch ein eigenthümliches Bild auf die Rückſeite der Geſtalt, dann nahm er eine Leiter und befeſtigte den Hirſchen wieder an ſeinem Platze. Gabriel langte ihm dazu die Nägel hinauf.

Als ſie mit dieſer Arbeit fertig waren, gingen ſie zum Bänklein unter den Tannen und es begann die Lehrſtunde.

Gabriel hatte eine Schiefertafel auf den kleinen Knieen und ein Stift in der Hand, und der alte Mann diktirte ihm folgende Worte:

„Raſtlos mußt du vorwärts ſtreben,
Durch die Nacht zum Morgenroth;
Denn im Lichte blüht das Leben
Und im Dunkeln kriecht der Tod.“

Es ging wohl ein Stündchen vorüber, bis der Kleine mit dieſem fertig war, und die Tafel wurde ſchier zu eng. Weil Gabriel die Gewohnheit hatte, das Geſicht ſehr nahe an die Tafel zu halten, ſo frug ihn der Lehrer heute:

„Gabriel, ſchreibſt du mit der Hand oder mit der Naſe?“

„Mit der Hand,“ verſetzte der Knabe ſchnell, erſt ſpäter hielt er den Kopf empor und wurde ſehr roth im Geſichte.

Als der Heidepeter über den Hof ging, entließ der Schulmeiſter den Knaben und ſchritt dem Bauer entgegen.

„Lernt der Bub' was?“ frug der Peter.

„'s iſt eine rechte Freude, was ich mit dem Kind erleb',“ antwortete der Greis, „was man ihm einmal in den Kopf ſagt, das bleibt d'rin. Ich leb' wieder auf.“

„Wenn's nur wahr iſt; aber die Bauernarbeit muß mir der Bub' halt nach und nach auch lernen; er wird dazu, der tauſend, ſchon bald Menſch genug.“

„Ich hab' ihn jetzt laufen laſſen,“ ſagte der Schul-

meiſter, weil ich euch ſogleich was auszurichten habe. Der Bader läßt euch noch ſagen, ihr ſollt gegen die Jagdtreiber wegen der Spanfackelgeſchichte, durch die eure Hausfrau in die ſchwere Krankheit gefallen, einen Prozeß anfangen. Die Leut' müßten euch die Unkoſten vergüten."

„Geht's, geht's mir mit dieſen Geſchichten," rief der Peter abwehrend, „ich fang' nichts an, will im Frieden leben mit der Nachbarſchaft. Und wenn ich ſie all' miteinander klagen thät vor dem Kaiſer und vor Gott, und wenn ſie mir alles Gold und Edelgeſtein der Welt geben könnten, meine Klara machen ſie mir damit doch nicht geſund. Gott allein kann's, Herr Schulmeiſter, und ich fang' mit der Nachbarſchaft keinen Streit an. Sie haben mich in's Elend bracht, 's iſt wahr, aber daß es ſo traurig ausgeht, haben ſie halt voraus nicht wiſſen können."

Der Schulmeiſter dachte:

— Der nimmt's genau mit der Satzung: Wer dir einen Backenſtreich gibt auf die rechte Wange, dem halte auch die linke hin. — Geſagt iſt's recht ſchön, aber wenn's darauf ankommt, han' ich ſchon lieber die erſte Ohrfeige gleich wieder zurück. Da hat die chriſtliche Lieb' einen wunden Fleck. Wie du ausmiſſeſt, wird dir eingemeſſen werden, wäre das Pflaſter d'rauf.

Der Peter ſchob einen Ziehkarren aus der Hütte und räderte ihn dem Wieſenrain zu, um das dort in Haufen geſammelte Moos und Haidekraut aufzuladen und zur Winterſtreu heimzuziehen. Bei dergleichen Fuhrwerken ſind die Kleinhäusler ſelber ihre Pferde und Ochſen.

Hinter dem Hauſe im Haſelgebüſch hatte der Peter eine

Fuchsfange gelegt. Zu dieser ging Gabriel gerne nachsehen, ob nicht einmal so ein Hühnertod in der Klemme. Auch heute hüpfte er von der Tannenbank weg gegen das Gebüsche. Da hörte er in demselben etwas rauschen und bald darauf ein tolles Gezetter. Als der Knabe vor Begierde brennend nachsah, fand er Zapfenwirths Davidl in der Klemme. Fest hatte der Eisenreif um das Bein geklappt. Neben dem Gefangenen lag das Gewehr.

„Du lieber Gabriel, jetzt laß mich aus!“ — bat Davidl kläglich, „du bist immer mein Freund und Gespann gewesen und ich hab' dich am liebsten von allen Menschen. Laß mich aus; ich bin ja zu dir gekommen und will dir dann was erzählen. Was ganz Merkwürdiges will ich dir als Lohn erzählen.“

Von Herzen gern hätte Gabriel der Bitte willfahrt aber er war zu schwach und konnte die starre Eisenfeder nicht bewältigen. So ging er und rief den Schulmeister.

„O heiliger Antonius, jetzt bringen sie mich um!“ wimmerte der Davidl und schlug mit der Faust wüthend auf das Fangeisen.

Endlich kam der Schulmeister, faßte zuerst das Gewehr und hielt bezüglich desselben mit dem Jungen ein strenges Verhör ab. Davidl sagte, daß er es dem Jäger Herbert davongetragen habe, um von den Hühnern des Heidepeters die Füchse wegzuschießen. Ob ihm das auf's Wort geglaubt wurde, hat er selbst nie erfahren. Endlich aber wurde er aus seiner peinlichen Lage befreit.

„Weil du nur keine Wunde hast,“ sagte Gabriel theilnehmend; „aber nun erzähle mir auch das Merkwürdige!“

„Wirſt es gleich hören!“ rief der Davidl. „Deine Mutter lebt keine drei Tage mehr, es trifft ſie der Schlag. Freilich! Ich weiß es gewiß, hab's vom Bader ſelbſt.“

Der Junge lief davon.

Gabriel begann laut zu weinen, aber der alte Mann drückte ihn an ſeine Bruſt und ſagte mit weicher, zitternder Stimme:

„Du gutes Kind, das war ein böſes Lügenwort. Aber ich bitte dich, ſag's nicht daheim. Sei ruhig, mein guter Knabe! Den Wirthsbuben wird Gott ſtrafen für dieſes Wort, du aber ſei geſegnet. Geſegnet ſei dein Vater, geſegnet deine Mutter, geſegnet dein Schweſterlein. Bleib' immer gut, mein Gabriel, und es wird dir wohlgehen im Leben und es wird eine glückliche Zeit kommen über dein Haus!“

Der Greis küßte den Knaben auf die Stirne.

Nach zehn Jahren.

Was ändert ſich in einer kleinen, ringsum abgeſchloſſenen Gemeinde in zehn Jahren? Ein halb Dutzend Sargdeckel werden zugeklappt, einige Taufſteindeckel werden aufgemacht, ein paar Invaliden kommen heim, ein paar Rekruten jauchzen in die Welt hinaus. Eine oder die andere Hütte brennt ab, da und dort wird eine neue gebaut. Alles Uebrige holpert in gewohnter Weiſe fort, wie in der Vergangenheit, wie in der Zukunft, wie immerdar.

Alljährlich wachſen die Erdäpfel, alljährlich grünt das Haberfeld, aber nicht alljährlich reift es vor dem Schnee.

Aber Noth und Entbehrung, Zwiſt und Tücke blüht und reift jahraus, jahrein, und das Wirthshaus ſteht offen jahraus, jahrein.

Und Alles iſt älter geworden um zehn Jahre, es wäre denn in dieſer Friſt geworden oder vergangen.

Die Zapfenwirthin aber iſt dieſelbe geblieben. Sie iſt ſtets wohlauf und die Erſte und Letzte im Hauſe; ſie iſt höflich mit den Gäſten — heißt das mit den Anweſenden — ſie ſpricht gerne von den Abweſenden und weiß täglich funkelnagelneue Geſchichten, die ſie gehört hat, die, wenn ſie wahr, ganz außerordentlich ſind, die ſie aber nicht weiter ſagen will, die ſie aus purer Freundſchaft und im Vertrauen auf Verſchwiegenheit nur dem mittheilt, — nun, der eben in der Schenkſtube ſitzt.

Die Zapfenwirthin iſt den Gäſten gegenüber die Gemüthlichkeit ſelbſt, bis es zur Zechrechnung kommt, bei welcher aus reiner Ehrfurcht vor den Gäſten die Gemüthlichkeit aufhört. Man ſagt, ſie könne kein Wort ſchreiben, aber die Ziffern macht ſie, wie Eine; nur daß ſie mitunter von all den Wirthſchaftsgedanken und außerordentlichen Neuigkeiten zerſtreut iſt und anſtatt des Sechſers einen Neuner macht — du lieber Gott, wenn Eins den Gedanken überall haben ſoll, ſo ein Dingelchen iſt leicht verkehrt und ſteht lieber auf dem Fuß als auf dem Kopf.

Ihr Mann iſt bei weitem nicht ſo umſichtig. Wenn er auch zu Zeiten bei den Gäſten ſitzt und die längſte Weile ſeine Pfeife ſtopft, ſo weiß er nichts Rechtes zu erzählen, er ſcheint eben immer an das Pfeifenſtopfen zu denken. Zwar ſagt er nicht: „Iſt ein ſchöner Tag heut!“ ſon-

dern er gibt das viel intereſſanter und ruft aus: „Nein, das muß man ſagen, eine wunderherrliche Zeit jetzt, und die Sonne ſcheint alleweil ſo warm.“ Er thut auch nicht die etwas einförmige Frage: „Wie geht's denn allweg, Vetter?“ — ſondern er lächelt: „Nu, wie ſchlägt's an? Wie macht ſich's Geſchäft? — Ja, der liebe Geſund, das iſt das Beſte.“ — Aber es kommt kein rechtes Leben in das Geſpräch und die meiſten Gäſte gehen nach dem erſten Glaſe davon. Wenn aber die Wirthin in der Stube iſt, brummt ſie bei ſich um den Ofen herum:

„Nein, aber der Langweilig' mit der Beichtzettelnaſe vertreibt mir heut' die Gäſt' wieder allſammt.“ — Und laut ſagt ſie: „Du Alter, 's kommt mir vor 's hätt' dich draußen wer gerufen!“

Und der Alte weiß wohl, von wannen die Stimme kommt; er geht hinaus und mit verſchränkten Armen ein wenig im Hofe umher. Aber das grelle Taglicht thut ſeinen rothunterlaufenen und nicht ſelten triefenden Augen nicht wohl, und da ſteigt er denn dann und wann in den dunklen Hauskeller oder er ſchleicht gar hinüber zur Kapelle und taſtet die Stufen hinab in die Gruft. Und da ragen ſie der Reihe nach, die runden, bauchigen Särge; in einigen gährt es noch, in anderen iſt es ſtille — Grabesruhe. — Sind aber nur ſcheintodt, die Aufgebahrten hier, in jedem ſchlummert noch der Geiſt, der Erlöſung und Auferſtehung harrend. Der Zapfenwirth verweilt gerne in dieſer Gruft, und er wagt nicht ſelten ein verwegen Spielchen mit den Geiſtern.

Dieſe Spielchen und die ſchattige Kühle thun dem Zapfenwirth immer wohl, aber wenn er endlich wieder her-

aufklettert aus den Kellerräumen, ſo kann er das grelle Licht ſchier nicht ertragen, es ſchwindelt ihm ſo, er taumelt — muß in's Bett gehen. Und wenn der Zapfenwirth in ſeinen Federn ruht, da iſt für ihn eine ſchöne, friedliche Zeit.

Die Zapfenwirthin geht, wie ſie ſagen, wohl ſchon auf ihren letzten Füßen, aber ihr Ehegeſpons geht eben auch nicht mehr auf den erſten. Indeß hegt er zu Zeiten ihretwegen noch manch' gelinden Zweifel.

Nicht ohne innere Unruhe ſtand der Zapfenwirth oft da und ſah ſein Söhnlein, den Davidl an. Drei Eimer aus ſeiner „Gruft" hätte er gegeben, wenn Davidl gleich ihm eine „Beichtzettelnaſe" gehabt. Aber der Geſichtsvorſprung des Jungen hatte ganz andere — fremde Formen: — weiß Gott die Weiber, und erſt gar die Schenkinnen!

Davidl iſt ein erwachſener Burſche geworden, hat aber noch immer die zerzauſten Fuchshaare. Sein Mund iſt nicht zu ſchmal und nicht zu enge und läßt die ſtrohgelben Zähne ſehen, die in verſchiedenen Richtungen aus den Backen ſtehen. Die Wangen ſind bereits ein wenig eingefallen und zeitweiſe von gelbgrünlicher Farbe; um die Oberlippe liegt ein dunkler Bartanflug. Um die Augen hat er bläuliche Ringe bekommen, weswegen ihn boshafte Leute den Brillen-Davidl nennen. Die Zapfenwirthin aber heißt ihn den „jungen Herrn", wie recht und billig maßen er beſtimmt iſt, über kurz oder lang das Zapfenwirthshaus zu übernehmen. Vor der Hand führt freilich noch die Wirthin das Regiment, und es gibt Zeiten, in welchen ſie mit ihrem Sohne in Konflikt geräth, ihn einen Taugenichts, einen jungen Lumpen nennt. Davidl widerſpricht ihr nicht hierin, ſondern heißt ſie kurzweg eine Schnatter-

gans, oder eine alte Bettel. Trotzdem zieht er regelmäßig den Kürzeren, und die Zapfenwirthin schlägt in trauten Stunden Besenstiele ab auf seinem Rücken. Die Folge davon ist, daß der Davidl auf eine der alten Fichten klettert und dort in der dichten Krone bei einem Geierneste zu verharren beschließt, bis er verhungert und verdorrt wie die Zapfen herabkollert auf das Dach seines Vaterhauses.

So weit indeß läßt's die Mutterliebe nicht kommen: gar bald ruft sie bangend hinaus das Wort: „Davidl!" und sie eilt unter die Fichten und trotz des Zapfenhagels, den ihr holder Sohn auf sie herabrüttelt, schreit sie: „Laß mir die Unbild vergeben und vergessen sein, mein Kind, und komm' herab; ich hab' dir einen fetten Eiertomerl gekocht und zum Hinabschwemmen ist auch etwas hergerichtet. Geh', steig nieder, mein Davidl, aber gib mir Gottswegen Obacht, daß du dich nicht verstauchst!"

Wenn auch nicht unmittelbar nach solcher Bitte, so siegt doch nach einiger Zeit die Kindesliebe gegen den Todesentschluß, und Davidl klettert vom Baume.

Einmal ging der Hahnenkampp vorüber, als der Bursche nach einem ihm widerfahrenen Unrecht sich eben wieder in die hohe Baumkrone verkrochen hatte.

„Eure Bäume tragen saubere Früchte!" sagte der Bauer zur Zapfenwirthin.

„Die deinen tragen gar keine, Steffel!" entgegnete die Schenkin giftig, auf Hahnenkampp's Kinderlosigkeit zielend.

„Gottes Fürsicht. So ein Früchtel hätt' ich schon neunundneunzigmal in's Rübenfeld hineingehaut. Wär' der Bub' da mein Sohn und er thät sich so bucken da oben

beim Geierneſt, ich wüßt', was ich ihm ſagen thät': Hol dich der Geier, du Erzlump! und kommſt du mir noch einmal auf Gottes Erdboden nieder, ſo hau ich drei Heuſtangen über dich ab!"

„Hau du die Heuſtangen über deine Leut' ab!" ſchrie die Wirthin mit funkelnden Augen, „deine Knecht ludern ſauber genug beim Heurechen; wenn die Sonn' ſcheint, liegen ſie unter'm Baumſchatten; wenn's regnet, bleiben ſie auch noch liegen unter'm Dach. Die werden dir noch faul mitſammt dem Heu! Und hau lieber deine hochnaſigen Mägd' in den Rübenacker, eh' ſie dir ganze Säck Rüben davonſchleppen und verjüdeln. Von deinem Weib gilt dasſelb', gilt noch mehr, du Hahn'r du! Und wer vor ſeiner eigenen Thür ſo viel Miſt hat, der ſoll vor einer fremden nicht kratzen. Hörſt es, Winkelbauer, die mein' ſchlag ich dir vor der Naſe zu, du biſt mir Kas! Von dir wird kein Wirth reich, du Geizkilz; und ich dank' noch meinem Gott, wenn du mir die Gläſer rein läßt, 's will nach dir ſo Keiner trinken d'raus. Waſch' dir dein Maul einmal mit Bachſand, das iſt ein guter Rath, du grauslicher Schmutzhammel, du!"

Der Hahnenkamp lachte überlaut und rief noch durch das Fenſter hinein:

„Ich lach'! du alte Waldſchnepf', du, und drethun dert Zapfenwirthinnen zuſammen ſind nicht im Stand', mir ſo viel Aerger zu machen, nicht ſo viel!" Er reckte einen Finger empor und deutete nach dem ſchwarzen Nagel. „Und daß du die Thür vor mir zuſchlägſt, iſt mir auch recht; wenn das Bettelweib die Hand nicht aufthut, ſo bleibt Einem

der Pfennig gespart. 's iſt doch wahr, was die Einſchichterres ſagt: Der Herrgott und der Teufel ſind zuſammen durch die Welt gangen; wo der Herrgott geraſtet, da ſteht eine Kirch', wo der Teufel geraſtet, da ſteht ein Wirthshaus. B'hüt dich Gott, Zapfenwirthin!"

Da flog die Thür auf und die Wirthin goß einen mächtigen Kübel Schwemmwaſſer gegen den höhnenden Mann.

Hahnenkampp ging langſam davon, aber ſein Geſicht war dunkelroth und ſein Hals merkwürdig angeſchwollen. Als er über ſeine Wieſe ging, wo die Leute bei der Heuernte waren, ſagte er halblaut zu ſeinem Weibe:

„Alte, komm' mir in zehn Minuten nach, hab' was zu reden mit dir!" Dann ſchritt er dem Hauſe zu.

Die Bäuerin begann zu ſchluchzen und klagte es der Magd, daß ſie nun wieder Schläge bekäme, warum, das wiſſe ſie nicht, es müſſe ihren Mann wieder wer „wild" gemacht haben, er ſei nun ſchon vorausgegangen, um den Strick zu drehen.

„So geh' ihm halt nicht nach, Bäuerin," rieth die Magd.

„O Jeſus, da wär's aus!" jammerte das Weib, „nicht, daß ich's ſag', aber bei den Haaren thät' er mich in's Haus ſchleppen, und erſchlagen thät er mich. O mein Gott, es iſt ein Graus, wenn man mit einem ſolchen Wildling zuſammengebunden iſt ſein Lebtag lang!"

Ergeben in ihr Schickſal ging ſie dem Hauſe zu. Ein Wirbelwind kam und zerzauſte die Heuſchichten, und die Fetzen tanzten in der Luft und einzelne Halme trug es hoch empor; ſie fielen nicht mehr zurück auf die Wieſe des Hah-

nenkampp, ſondern verloren ſich im Walde, blieben hängen im Geſtrüppe — ein luſtig Vogelpaar wird ſie ſammeln und ſich ein trauliches Neſt daraus bauen. Möchten die Ehen der Menſchen immerdar ſo friedlich ſein, als die der heiteren Vögelein in den Lüften!

Als die Gattin des Hahnenkampp nach einiger Zeit wieder auf die Wieſe zurückkam, hatte ſie blaue Ballen am Geſicht und an den Händen. —

Da ging's beim Haberthurm ſchon ruhiger zu; der Gründer des Hofes hatte ja weislich vorgeſehen, daß hier keinem Weibe Unrecht gethan werden konnte.

Und der Haberthurmhof zeigte, daß die Weiber überhaupt auf der Welt zu entbehren. Da gab's keine Stallmagd, ſondern einen Stallbuben, keine Küchenmagd, ſondern einen Küchenbuben, und am Herde und im Speiſekaſten und in der Vorrathskammer, da war nur der Haberthurm daheim. Und es mag wohl geſagt werden, er war hier daheim, wie die umſichtigſte Hauswirthin, und ſein Sterz und ſeine Knödeln unterſchieden ſich in nichts von denen weiblicher Erzeuger, als daß ſie ſehr oft. — nicht da waren. Dieſer Unterſchied hatte ſeinen Grund darin, weil auch der Haberthurm ſehr oft nicht da war.

Es gab Tage, wo der Bauer ſich dennoch gerne von weiblichen Weſen kochen, einſchenken und bedienen ließ, und da ſaß er denn unten im Zapfenwirthshauſe beim mittleren Tiſch, oder beim Kachelofen, und die Geſpräche der Wirthin hielten ſeinen Geiſt rege bis auf den Moment, wo der Haberthurm mit dem Oberkörper langſam nach vorne auf den Tiſch ſank und friedlich einſchlummerte.

Indeß hatte der einsichtsvolle Mann für derlei Fälle vorgesorgt.

„Du Hannes," hatte er einmal zum Altknecht gesagt, „Mensch ist Mensch, und sollte mir einmal irgendwie was zustoßen und ich nicht pünktlich nach Hause kommen, so wirst in der Haartruhe Zwieback finden, das trag den Leuten auf, und Milch dazu; ist ein kräftiges Essen."

Ein kräftiges Essen, fürwahr, und für kräftige Esser, denn das Zwieback war nichts Anderes als altes, gedörrtes Schwarzbrod, das nur mit Eisenhacken zerkleinert werden konnte und erst durch stundenlanges Beizen in der Milch genießbar wurde.

Und siehe, es ereignete sich öfter und öfter, daß dem guten Haberthurm etwas Menschliches zustieß, so, daß die unzufriedenen Knechte schon davon sprachen, die Vorrathskammer zu erbrechen.

Vor mehreren Jahren, als der Haberthurm einmal auf Holzhandel aus war, brachte er einen hübschen Knaben mit heim. Dieser war der Sohn einer ledigen Dienstmagd; der Haberthurm nahm ihn aus reiner Barmherzigkeit und übte an ihm Ziehvaterstelle. Vielleicht wollte er ihn zu seinem Nachfolger machen.

Rudolf, wie der Junge hieß, war lebhaft in der Arbeit, anstellig und flink und immer munter. Er hatte sich mit seiner Umgebung bald vertraut gemacht, und wo es im Hofe, auf dem Felde oder im Walde was zu thun gab, da war er dabei und Alles wußte er so anzufassen, daß es ihm gelang, so, daß der Altknecht einmal sagte:

„Der Kleine iſt ein rechter Saggra, da ſpielt er ſich herum mit dem Zeug und es wird was fertig.“

Rudolf's kleine weiße Zähne waren die einzigen, die auch mit dem Zwieback fertig wurden.

Eines Tages, als der Haberthurm grämig vom Zapfenwirth heimkam, ſagte der Knabe:

„Vater, ich möcht' euch wohl ſchön um was bitten!“

„Gib Fried'! ich bin nicht aufgelegt, will jetzt ſchlafen gehen!“ entgegnete der Bauer unwirſch, aber des anderen Tages frug er doch: „Rudolf, was haſt mich denn geſtern bitten wollen?“

„Vater, der Tag iſt lang und die Steinarbeit iſt ſchwer, unſere Leut' ſind Alle fleißig und richten was aus.“

„Sei nur ſtill, Bub', ich kenn' deine Flauſen ſchon,“ unterbrach der Bauer, „du möchteſt dich im Hauſe überflüſſig machen, und zu Heidepeters Schulmeiſter 'nuberlaufen, wie du s heimlich ſchon than haſt. Geit, daß ich Alles erfahr' und errath' — gelt! Aber, ich ſag dir's, Bub, denk' mir an das Zeugs nicht! — Schau, Rudolf, wenn ich meine Pflüge und Miſtgabeln politiren wollt', du thätſt mich hellicht auslachen, und ein gelehrter Bauer iſt gerade ſo wie eine politirte Miſtgabel. Weißt, die Buchſtaben bauen kein Feld an und ſtocken keinen Wald ab: die bleiben im Bücherſtaub hocken und verdufeln die Zeit. Was meinſt, daß aus Heidepeters Gabriel wird? Ein Garnichts wird aus ihm; zum Bauer iſt er zu geſcheidt, zum Herrn zu dumm. Ein Garnichts iſt auch wer, meinſt?“

„Ich hab' euch nur bitten wollen wegen was Anderem,“ ſagte Rudolf ſchüchtern, „wenn ihr nicht daheim ſeid, da geht's verkehrt zu — die Leut haben kein rechtes Eſſen. Da

bitt' ich euch, daß ihr mir das Kochen lehrt, dann will ich's schon besorgen."

„Ja, du junger Spatz wirst das Kochen lernen!" lachte der Haberthurm; aber in den nächsten Tagen, wenn der Knabe neben ihm am Herde stand, redete er in einem fort: „So, Rudolf, jetzt schau, so macht man das, so rührt man das Mehl, so zerläßt man das Schmalz, so kocht man die Suppe ein, und das muß diese Form haben, und diese Farbe und diesen Geruch, und dazu nimmt man einen, oder zwei, oder drei Löffel voll von dem, oder dem —"

Und als hierauf dem Haberthurm wieder einmal was Menschliches zustieß, da kochte Rudolf das Mahl und die Knechte lachten und sagten:

„Jetzt mag der Bauer ausbleiben, so lang er will; wenn er nur zu Weihnachten kommt, um uns den Jahrlohn auszuzahlen."

Und Rudolf war froh in sich hinein und aus sich heraus, und er sang und jodelte, wo er ging und stand.

Und er ging doch wieder hinüber zum Heidepeter und lernte mit Gabriel und der kleinen Regina. Dann kam wieder Gabriel in den Haberthurmhof und brachte Bücher mit, Papier und Bleistift, und sie setzten sich in der Hinterschupfe auf die Hanselbank und schrieben einander kleine Briefe.

Dann wieder erzählte Rudolf seinem Freunde im Vertrauen, daß er nicht blos lesen und schreiben lerne, sondern sich auch eine andere Wissenschaft aneigne — das Kochen; er müsse das können, um Haberthurmhofer zu werden. Zur Probe wartete Rudolf seinem Freunde einmal mit einer Eierspeise auf, und erzählte auch, was er allweg mit den Hüh-

nern für ein Kreuz habe, und daß immer der Fuchs läme, oder der Geier, und wie man in der Wirthschaft nicht genug nachsehen könne.

„Dich hat Gott zur Hausfrau erschaffen," sagte Gabriel scherzend, „wirst sehen, wenn ich Heidebauer werde, ich nehme dich!"

Und was hatten die zehn Jahre im Heidehause gethan? Dem Peter hatten sie eine erkleckliche Anzahl grauer Härchen gebracht, und Klara hatten sie, Gott Lob, doch nicht mit sich genommen. Der Tod war wohl mehrere Male um's Haus herumgeschlichen; einmal um Mitternacht hatte er just vor dem Fenster die Sense gewetzt, und der Uhu hatte geschrieen auf den Tannen. Da lag Klara im Bette, blaß und still, und der Peter stand daneben und hielt ihr, sich selbst den Athem versagend, ein Stück Spiegelglas vor den Mund.

Und das Spiegelglas wurde ein wenig trüb — eine stille Botschaft, daß die Tage der Trübsal dem armen Weibe noch nicht vorüber.

„Gottlob!" wie der Peter stets sagte, „wenn sie auch mühselig ist, wenn sie auch herumhumpeln muß mit der Krücke, weil ich sie nur noch hab'; was thät' ich denn, wenn mein Weib nicht wär'! Mit der Zung' stoßt sie freilich an, seit dem Schlagfall, aber wir verstehen sie schon noch."

Klara hatte in dieſen zehn Jahren die Ihren wohl tauſendmal ſtarr angeblickt und geſtammelt:

„Mir däucht, 's iſt nicht mehr ſo licht auf der Welt, wie eh'dem; ich ſeh' wohl Alles recht gut, aber die Sonne will nimmer ſo hell ſcheinen, und mir iſt's, als wollt's allweg dämm'riger werden.“

War denn die Geſundheit nicht mehr zu erlangen?

Wo in der Umgegend ein Arzt zu erfragen geweſen war, ſo hatte ihn der Peter aufgeſucht. Gut wird's wohl werden, aber langſam, hatten Alle geſagt — ſo hoch waren ſie ſtudirt. Der Peter verkaufte ein Fahrniß um das andere und zahlte die Medizin.

Da war einmal die alte Kleeſam-Kathi gekommen und die hatte von einem Wunderdoktor erzählt, der weit draußen hinter dem Gebirge lebte. Der Peter band ſich einen Laib Brot auf den Rücken und ging und ging viele Tage lang.

Es war zur frühen Sommerszeit; die Natur prangte in reicher Kraftfülle, jedes Pflänzlein am Wege athmete junges Leben — und Peter ſuchte die Geſundheit für ſeine liebe Gattin. Allweg trug er den breiten Hut in der Hand und betete; mit den fremden Menſchen konnte er ja nicht reden, der liebe Gott allein verſtand ihn. Der liebe Gott, zu dem er gebetet in den Tagen ſeines Glückes und der ſtets ſeine Zuverſicht war zur Zeit der Drangſale.

„Gelt, du mein himmliſcher Vater!“ rief er oft, „'s iſt nicht dein Ernſt, daß ich ſo in das Elend komm'; du willſt mich nur probiren, ob ich dir treu bleib' und nicht verzage. Bin ja mit Allem zufrieden, nur einen Gefallen

thu' mir, wenn's dir nicht gar zu hart iſt, meine Klara laß' mir noch ein Eichtl!"

Als er endlich zum Wunderdoktor kam und ihm ſein Anliegen klagte, nahm dieſer eine Priſe zwiſchen die zwei Finger und, noch bevor er ſie ſchnupfte, ſagte er:

„Wird nichts nutzen, Bäuerlein, ihr verthut umſonſt euer Geld. Geht nur gleich heim, daß ihr euer Weib noch beim Leben trefft. Wenn ihr ſchnupft, ſo warte ich mit einer Priſe auf."

Aber der Heidepeter ſchnupfte nicht, er ging wieder gegen ſein Gebirgsland und ging Tag und Nacht. Und als er zu ſeinem Hauſe kam, ſchimmerte ein Oellichtlein durch das Fenſter und in der Vorlauben lag eine Leiche.

— — — — — — — — — —

Der alte Schulmeiſter, ſeit ſeiner Verbannung tief gebeugt, lange ſchon kränkelnd, mühſelig, war eines Morgens in ſeiner Oberſtube nicht mehr aufgeſtanden. Regina hatte ihm die Suppe gebracht und gelispelt:

„Herr Schulmeiſter! Herr Schulmeiſter! – Was Warmes hab' ich da!"

Und da er ſich nicht rührte und ſie ihn näher anſah, ließ ſie die Schale fallen, ſtürzte davon, kollerte beinahe die Stiege hinab, eilte wortlos an der Mutter, die auf einem Holzblocke ſaß, vorüber und hinaus in den Stall, wo Gabriel Streu faßte.

„Gabriel!" ſtieß das Mädchen faſt athemlos heraus, „thu' jetzt die Gabel weg und erſchreck' dich nicht. Der Schulmeiſter iſt uns geſtorben."

Nun brach Regina in heftiges Weinen aus und Ga-

briel lehnte die Gabel an die Wand und ſetzte ſich auf den Futterkarren. Er ſagte kein Wort, er ſtarrte auf die grünen Reiſer am Boden, es zitterten ihm alle Glieder. Endlich beriethen ſich die Geſchwiſter, wie ſie das Unglück der Mutter mittheilen ſollten, daß ſie nicht zu ſehr erſchrecke. Da rief Klara ſchon den Namen: Regina, und was denn das ſei, daß heute der Schulmeiſter ſo lange ſchlafe.

Gabriel lief zum Haberthurm, auf daß Leute kämen, um die Leiche aufzubahren, denn ſeit der Burſche erwachſen war, und ſich auch Regina im Haushalte ſchon gut verwenden ließ, war im Heidehauſe kein Dienſtbote mehr.

So wurde der arme Greis in der Vorlauben aufgebahrt, und am Abende kamen Leute aus der Nachbarſchaft und hielten unter Beten und Singen die Leichenwache.

Das war der Regina eingefallen:

„Gabriel," ſagte ſie, „wenn in dieſer Nacht der Vater heimkäme, und er machte die Thür auf und ſähe ſo gäh die Leiche!"

Darauf ging Gabriel hinaus hinter die Tannen, wo der Weg über die Heide hereingeht, und ſtand dort die halbe Nacht hindurch, um den heimkehrenden Vater auf den Todesfall vorzubereiten. Plötzlich aber rief Regina:

„Geh' nur her, Gaberl, der Vater iſt ſchon da!"

Und da ſaß der Vater in der Küche neben ſeinem Weibe, und er war blaß und ſagte mit ſchwankender Stimme:

„Wie geht's dir denn, Klara, biſt beſſer?" dann nahm er ſie bei der Hand: „'s hat mich wohl ein wenig geſtoßen, wie ich das Oellicht hab' geſehen, draußen, und das weiße Tuch!"

In der Stube ſangen ſie geiſtliche Lieder. Der Peter ſuchte auch ſein krankes Weib zu bewegen, daß ſie ſinge, wie ſie früher gern geſungen habe, und wie das ſo ſchön geweſen.

„Mein, aber ſei nicht ſo einfältig," entgegnete Klara etwas lallend, „wie könnt' denn ich ſingen? Thäten mich ja All' auslachen, mir iſt ſchon der Stimmſtock umgefallen."

Dabei zog ſie ihr Kopftuch zuſammen und brummte leiſe mit, als die Anderen ſangen. Das Singen war einſt ihr Liebſtes geweſen auf der Welt und ſie war zu allen Hochzeiten und Leichenwachen geladen worden, weil ſie ſo ſchöne alte Lieder wußte und weil ſie eine ſo liebliche Stimme hatte.

Sie kannte auch das Lied, das jetzt in langſamen, traurigen Tönen erſcholl; die Leute hatten es ja von ihr. Aber heute lud ſie Niemand zum Singen ein.

Die Anderen oblagen geſellig den geiſtlichen Verrichtungen, aßen Weißbrot, tranken Milch, womit ſie von Regina bedient wurden und vergaßen auf das Ehepaar, das in der dunkeln Küche zuſammen ſaß.

Wenn auch Einer ausgeſtreckt liegt auf dem Brette und allen Menſchen das Maß gibt zu ihrem Sarge, ſo kann das den Uebermuth der Lebendigen nicht immer erſticken. Regina mußte ſich von den Burſchen manch' muthwilliges Wort gefallen laſſen, dem ſie nicht ausweichen konnte, ſo lange ſie heute als Gaſtwirthin bedienen mußte; ſobald ſie nur abkam, flüchtete ſie ſich in die Küche und legte ihren Arm ſanft um den gebeugten Nacken ihrer Mutter, und frug

wiederholt den Vater, was der Arzt in der Fremde denn gesagt.

Regina war ein dreizehnjähriges Mädchen, hold und fromm, das Niemanden kannte, als Vater und Mutter und Bruder, das nur den alten Lehrer noch geliebt hatte, der ihm ja so viel Gutes in die Seele gelegt.

Wie oft hatte Gabriel sein Schwesterlein auf die Stirne geküßt, wie oft hatte er gesagt:

„Regina, das verzauberte Reh im Märchen kann keine schöneren Augen haben, als du, und die feinste Seide ist nicht so zart, wie dein Haar —"

„Und kein Mensch thut so närrische Reden, wie mein Bruder Gabriel," unterbrach ihn Regina, und versetzte ihm mit zwei Fingern ein Tätschchen auf die Wange. —

Heute aber saßen sie ganz traurig beisammen und hörten zu, als die fremden Leute in der Stube das Lied von Lazarus sangen.

Lazarus ist gestorben
An einem Sonntagsmorgen,
Magdalena, seine Schwester,
Die weinte gar so sehr;
Begegnet ihr Christus,
Ihr liebester Herr.

„Magdalena, Magdalena,
Was haben s' dir gethan,
Daß du vor meinen Augen
Zu weinen hebst an?"

„Es ist mir mein Bruder,
Der Lazarus, gestorb'n;

Jetzt hab' ich keinen Freund mehr,
Ach Gott erbarm'!" —

Chriſtus ging zum Grabe
Mit ſeinem Hirtenſtabe:
„Lazarus, du ſollſt wieder auferſteh'n,
Und ſollſt zu deiner Schweſter geh'n!

Lazarus ſteht auf
Und geht hin zu der Thür:
„Schweſter, biſt daheim,
So geh' eilends herfür!
Dein Bruder iſt gekommen
Wohl aus dem tiefen Grab;
Ich will dir gar erzählen,
Was ich gelitten hab'!"

„Mein Bruder, mein Bruder?
Wie kunnt denn das ſein?
Das kunnt auf alle Mittel
Und Weiſ' nicht ſein;
Du riechſt ja, fürwahr,
Wie ein verfaulter Miſt,
Der ſchon dreiviertel Jahr
Im Grab gelegen iſt!"

„Schweſter, meine Schweſter,
O laß dein Spotten ſein,
Ich hab' wohl gelitten
Groß' Marter und Pein.
Ach, wie das bitt're Sterben
So hart mag ſein!

Wenn der ganze Himmel
Papieren wär',

Und ein jeder Stern ein
Schreiber wär',
So könnten ſie's All' nicht
G'nugſam beſchreib'n,
Was ein' arme Seel'
Im Scheiden muß leid'n!

Und wenn der ganze Himmel
Goldener wär',
Und wenn ein jeder Stern
Silberner wär',
So thät' ich doch nicht nehmen
Das Silber und das Gold,
Eh' ich noch den Tod
Einmal leiden wollt'!"

Kaum das Lied zu Ende, war eine große Aufregung in der Stube und die Leute eilten in die Vorlauben.

Es bewegte ſich das Leichentuch.

„Er wird lebendig!" riefen Einige angſtvoll und wären davon geflohen, wenn ſie ſich nicht auch vor der Nacht gefürchtet hätten, die draußen lag in tiefer Stille.

„Der jüngſte Tag, die Todten ſtehen auf!" ſtöhnten Andere und ſtarrten von weitem auf die zugedeckte Leiche, die im Halblichte der Lampe immer und immer leiſe Bewegungen machte.

Entſetzen erfaßte ſie; da kam Gabriel herbei.

„Und wenn unſer Schulmeiſter wieder aufwacht, wer ſollte da erſchrecken?" ſagte er, trat an die Bahre und zog die Leinwand von dem Geſichte.

Der Greis lag da — bleich, ſtarr und kalt.

Der Jüngling beugte ſich über das Antlitz des Todten,

dann zog er die Leinwand wieder darüber, tauchte einen Tannenzweig in Weihwasser, besprengte die Bahre und ging traurig wieder davon.

Die Aufregung legte sich etwas, die Leute kehrten in die Stube zurück. Als sie wieder um den Tisch saßen, machte der Rindenschlager Lenz ein sonderbares Gesicht und murmelte in den Milchtopf hinein, der vor ihm stand:

„Der Herrgott wird ihn nicht aufwecken, wie den Lazarus, aber die Ruh' ist ihm versagt, Gebete hat er nöthig, heilige Messen braucht er. Ja, Leute, so ist das Ende, wenn sich Einer versündigt. Gegen den heiligen Geist hat er gehandelt — jetzt verfolgt ihn der Fluch und er findet keinen Frieden. Ich sag's euch, sie werden den Schulmeister noch oft läuten hören draußen in Rattenstein um Mitternacht, wie er seiner Tage für den Halterlois geläutet hat. Uns bewahre Gott, der Herr!"

„Lenz," sagte Gabriel, der diese Worte gehört hatte, „wir haben am nächsten Sonntag das Evangelium vom Pharisäer und Zöllner, wenn ihr es lesen wollt!"

„Kann nicht lesen," versetzte der Rindenschlager trotzig, „hätt' auch kein' Zeit dazu, bin kein junger Herr nicht, muß mir sauer mein Brod verdienen mit den Händen."

Andere suchten Gabriel zu bewegen, daß er etwas lese, weil er es so schön ausführen könne und völlig eine Predigerstimme habe, aber er blieb bei seinen Eltern in der Küche und las nicht. Sie verschmähen seinen Vater und seine Mutter, sie sollen ihn auch nicht haben. —

. . . . Hell leuchtet der Morgenstern nach so vielen trüben Nächten. Was bedeutet es?

Ein leises, trauriges Murmeln geht durch den Wald. Lustig zwitschern die Vögel auf den Wipfeln der Bäume. Auf dem Kirchhofe steht ein Gräblein offen und am Rande desselben blüht ein Röslein auf — ein Röslein roth. Was bedeutet es?

Ein Mensch ist todt — ein Dulder ist erlöst.

Michel Bieder, der alte Schulmeister wird zu Grabe getragen. —

In der Pfarre Rattenstein war immer noch der Provisor; er kam nicht weg und wurde auch nicht als Pfarrer angestellt, obwohl die Gemeinde Eines oder das Andere lebhaft wünschte.

Er wollte dem von ihm verbannten Manne das kirchliche Begräbniß verweigern. Gabriel hatte mit ihm im Pfarrhofe eine lange Besprechung, bis er endlich sagte:

„Hochwürden, ich verehre die kirchlichen Satzungen, aber wenn das Begräbniß verweigert wird, so thue ich, wie der Schulmeister, und ich läute die Glocken mit eigenen Händen.“

Und das Begräbniß geschah nach den üblichen Zeremonien.

Regina legte dem Greise einen grünen Kranz auf das Grab, und ein milder, heiterer Sommertag lag über dem bekränzten Hügel.

Die Arbeit ist das Heiligste auf Erden.

Dieser Satz war der Wahlspruch des alten Schulmeisters gewesen. Die strenge Erfüllung der Berufspflicht, sich und den Mitmenschen gegenüber, hielt er für das hohe,

ſittliche Ideal, das vorleuchtet und ermuthigt und beſeliget, und am Lebensabende erreicht iſt. Und des Schulmeiſters Wahlſpruch war auch in ſeinem Schüler Fleiſch und Blut geworden.

Gabriel war in ſeinem ſechzehnten Jahre. Er war aufgeweckt und kräftig und ſtand dem Vater getreulich bei in den Arbeiten des Feldes und der Wieſe, ſo wie Regina an der Seite der kränkelnden Mutter die Hausarbeiten verrichtete. Das war ein Mühen und Bekümmern vom Morgen über den langen Tag bis in die tiefe Nacht hinein; aber das Feld hatte ein Herz von Stein, ließ ſich nicht bewegen und brachte nur ſpärliche Frucht hervor. Oft ging auch das Mädchen mit auf die Weide, und ſie gruben alle drei und vergoſſen Schweiß, als wollten ſie damit den ſteinigen Boden erweichen. Und Klara klagte im Hauſe:

„Da verſetzen ſie mich leicht daheim und laſſen mich allein. Und jetzt kommt auf einmal wieder der Schlag und ich hab' keine Hilf' und ich muß ſterben und verderben!“

Briefe von Aerzten kamen: „Der Heidepeter wird aufgefordert, binnen längſtens acht Tagen ſeine Schuld bei mir zu bezahlen, widrigenfalls ich die Vermittlung des Gerichtes in Anſpruch nehmen müßte.“

Gläubiger kamen und polterten an den Thüren und mit allen Hausgeräthen und ſchrieen:

„Du, Heidepeter! Das ſag ich dir jetzt zum letzten Mal, wenn du mir nicht auf der Stelle zahlſt, ſo führ' ich dir die Kuh aus dem Stall!“

Da verlegte ſich der Heidepeter auf das Bitten:

„Ich ſeh's wohl ein, ihr wäret auch gern bei eurer

Sach', aber ich hab' ein krankes Weib und mein Grund iſt ſteinig. Ich und meine Kinder arbeiten wohl fleißig und leiden gerne ſelber Noth. Ich ſchau zu bitten, was ich nur bitten kann, habt mir doch nur ein wenig Geduld, ich zahl' euch ja von Herzen gern!"

Und die Gläubiger gingen brummend davon, und die Heidehausbeſitzer arbeiteten und arbeiteten.

Der Peter ſagte zu ſeinem Weibe:

„Sei nur ſchön geduldig, Klara, ich ſag' alleweil, der Herrgott verlaßt uns nicht; und ich mein', an unſeren Kindern können wir auch eine Freud' haben."

Wenn der Heidepeter auch arm war an Hab und Gut, an Herz und Gemüth war er reich, und oft ſagte er heiter

„Ich weiß ſchon, ich werde den lieben Gott bitten, daß er uns allſammt bewahre vor einem gähen Glück und vor theueren Speiſen.

„Was iſt das?" frug Regina einmal.

„Was das iſt? Wenn du über eine Stiege fällſt und brichſt dir den Fuß, ſo heißt es: Das iſt ein Glück, hätt' ſich auch leicht das Genick brechen können. Da bet' ich ſchon, daß du lieber gar nicht über die Stiege fällſt. Und zu den theuerſten Speiſen hat man den wenigſten Appetit, gelt Klara? Das ſind die Medizinen."

Da lachten ſie.

Klara war zu ſolchen Reden ſelten aufgelegt.

„Ich weiß nicht, wie Eins lachen kann!" ſagte ſie, ihr thätet wohl gar ſchon am liebſten die Erde auf mich werfen, weil euch die Medizin zu theuer. Ach, wenn mich der Herrgott nur gleich zu ſich nehmen thät!"

Ueber ſolche Worte erſchracken Vater und Kinder bis in's Herz hinein, aber die Kranke ſagte wieder:

„Gott verzeih' mir meine böſen Reden! Es greift oft eine kalte Hand in meine Bruſt und will mir 's Herz heraus reißen; aber ihr ſeid doch mein, ihr arbeitet willig Tag und Nacht, tragt das große Kreuz, und ich quäle euch. O, ſeid nur ſchön geduldig mit mir, ich bin ſo, ich kann nicht anders, ich hab' euch doch lieber, wie mich ſelbſt."

So war's im Heidehauſe und ſo litten ſie Alle.

Am tiefſten aber litt — und das wußten die Anderen nicht und hatten keine Ahnung davon — am tiefſten litt Gabriel. Dem Jünglinge lag eine Laſt auf dem Herzen, die er nicht kannte, die er ſchon ſeit Jahren fühlte, die immer größer und ſchwerer wurde und die ihn zuletzt unſäglich drückte.

Oft, an ſtillen Sonnabenden, wenn andere Burſche ſich zuſammengeſellten zur Freude und Luſt, ging Gabriel hinauf gegen die einſamen Waldungen. — —

— Gabriel, wenn du dich ſelbſt nicht verſtehſt, ſo blättere einmal im Buche der Natur. Alle Weſen, vom Staubgefäßchen zu deinen Füßen, bis zu den fernſten Himmelskörpern ſind Buchſtaben von Gott geſchrieben, und die ganze Welt iſt eine ewige Dichtung.

Siehe, dort hinter dem ſchattigen Waldhang iſt ein ſtiller, dunkler Teich. Da iſt kein Leben und Bewegen, er ſtarrt hervor, ſeelenlos, wie das offene Auge eines Todten. Liegt in dieſem Teiche wohl ein Gottesgedicht? Kann dieſes ſtille, dunkle Gewäſſer ein Spiegel der Welt ſein? Eine luſtige Fliege hatte im Geſträuche eben Hochzeit; glückſelig,

berauſcht von dieſem ſüßen, lichtvollen Leben kommt ſie daher getanzt und ſetzt ſich auf die glatte, dunkle Fläche des Teiches. Da wird ein Kreis um das Thier, und größer und größer dehnt er ſich hin nach allen Seiten bis an das Ufer, und neue folgen ihm, als wollten ſich hier Welten bilden. Und das iſt der neunfache Kranz der Hochzeiterin, und das iſt ihr Grab im ſchwarzen Grunde. Da fängt am Ufer ein Glöcklein zu läuten an, und jedes Kraut im Walde, das ein Blumenglöcklein hat, läutet den Sterbegeſang. — Und den Sterbegeſang hört ein bunter Falter, und er flattert auf zu den hohen Wipfeln der Tannen und erzählt es der Meiſe, und die Meiſe ſagt es der Lerche, und die Lerche ſchwingt ſich empor zu den höchſten Wölkelein mit purpurnem Saume, und hinterbringt die Kunde. Und das Wölkelein zieht hin und erzählt es den Himmeln, und in den Himmeln ſtand es wohl geſchrieben von Anbeginn: Die Fliege muß ſterben im Teiche.

Unter einem Steinkoloß halb verborgen blüht das weiße Blümlein Waldmeiſter. Und dieſes kleine, weiße Blümlein iſt eine große, faſt unendliche Welt. Da lebt es und keimt und blüht und reift, und unter einem einzigen Blüthenblatte iſt eine Hütte, ein Dorf, eine Stadt, ein Königreich mit allem Großen und Kleinen und Kleinſten. Da geht es wunderlich zu, da wohnt ein ganzes Volk ſammt Wiege, Ehebett und Sarg, ein Volk mit Feld und Werkſtatt, mit Kirche und Gottesdienſt — ein Reich Gottes im Kleinen. — Wir ſehen mit unſerem ſtumpfen Auge nicht den zehntauſendſten Theil des zehntauſendſten Theiles dieſer kleinen Welt, und wie unſer Forſchen erlahmt in der Unendlichkeit des Großen, ſo erlahmt es auch in der Unendlichkeit des Kleinen,

und zuletzt wissen wir gar nicht, was groß oder klein, oder ob es überhaupt groß oder klein gibt, oder was hier das Maß ist, oder wie es kommt, daß sich gerade der Mensch angemaßt hat, das Maß zu sein und zu bestimmen von Dingen, die er nicht kennt und nicht im Stande ist zu fassen . . . .

Solche Gedanken ziehen durch die Waldeinsamkeit, und je wüster und verlorener die Wildniß und je gewaltiger in der Natur das Werden und Vergehen ist, desto schwerer oder tiefer und erhabener sind die Empfindungen, die im Walde uns überkommen.

Wie ein Weihrauchkorn, in die Glut geworfen, zahllose Rauchwölkchen in den verschiedensten Gestaltungen hervorbringt, so gebar jedes kleinste einzelne Wesen in Gabriel's Herzen hundert neue Empfindungen. Oft suchte er aus diesen Empfindungen Gedanken zu bilden, um sich das wunderbare Ahnen und Bangen und Sehnen gegenständlicher zu machen; aber es wollte ihm nicht gelingen, und das schien es eben zu sein, was ihn oft so unsäglich drückte.

Da lag er denn auf dem Moose und sah in das Geäste der Bäume hinein oder zu den abendsonnigen Wipfeln auf und frug sich:

— Was willst du? Willst du, daß die Mutter gesund sei? — O, das vor Allem, ich gäbe dafür meine eigene Gesundheit. Ei ja, wenn dich die Mutter trüge auf den sanften Armen und die Liedchen trillerte, wie einst, dann wohl! — Willst du, daß dir dein Schwesterlein in's Auge blickt? — Ja, da wird's freilich licht im Herzen, aber . . . Willst du ein Mägdelein haben? Dreimal frug sich Gabriel

Willst du ein Mägdlein haben? Sein Herz sagte nicht ja und nicht nein. — Willst du reich sein, willst du ein großer Herr sein? — Er lachte sich aus.

Die Welt ist so schön und reich, für jeden Spaten hat sie einen Stiel, für jeden Stiel eine Hand — für jeden Wunsch Erfüllung. Verschmähst du sie? Willst du denn sterben? —

Einmal lehnte sich Gabriel an einen Baumstrunk, verdeckte sein Gesicht und betete:

„O, laß in diesen Nächten nicht,
Mein Gott, mich ewig schweben,
Ruf' gnädig mich zu deinem Licht
Und laß mich wieder leben;
Und bin als Mensch ich nicht mehr dein,
So laß mich eine Blume sein,
Auf daß mein Aug' dich schaue
Und hoffend dir vertraue! -

Weit hinter den Tannen des Heidehauses, wo der Weg abwärts führt gegen Rattenstein, stand unter einer Rothkiefer ein hohes Kreuzbild.

Gabriel stand oft lange davor und sah es an. Seine Eltern und Ureltern hatten gekniet vor diesem Pfahle. Die Sonne hatte über der Brust des allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erde eine tiefe Spalte gezogen. Ist doch nur ein Bild aus Menschenhand. Warum verehren wir Werke von Menschenhand, warum nicht lieber den armen Bettelmann als Gotteswerk?

Die Abendsonne fiel auf das Kreuzbild und vergoldete

es, und vergoldete die ganze Einöde, und vergoldete die Gletscher der Wildschroffen.

O, du wunderbar herrliche Welt! du schönes, reiches Thal mit deinen armen, kleinen Menschen! du unendliches Buch, du Dichtung Gottes, geschrieben von der ewigen Liebe! Wie die Mücken auf dem Blatte eines offenen Buches, so kriechen und tanzen die Menschlein hier herum und treten auf die Buchstaben — auf das Lied von ihrem Glücke. — Was sagt der Wald mit seinen Millionen Zungen? Was singt die Lerche und die Amsel? Was will die Blume und der Schmetterling? Warum blicken alle Augen der Erde zum Himmel auf? Warum blicken alle Sterne des Himmels zur Erde nieder?

Der Mensch ist ein Fragezeichen, die ganze Welt ist ein Fragezeichen; es muß über ihr, außer ihr noch etwas geben — die Antwort . . .

Solche Gedanken hatte Gabriel, weil er einsam war auf der Heide, weil er nicht verkehrte mit Menschen. Auch war an diesem Sinnen und Träumen seine schwärmerische Jünglingsseele schuld, auch die Worte, die er einst von dem alten Schulmeister gehört und sich in's Herz geprägt, und auch die Bücher, die er las.

Eifriger und eifriger las er in den Büchern, und suchte Antwort. Lösung; häufiger schrieb er Zeilen auf Blättern — lauter Fragen.

Und einmal schrieb er gar einen Brief in die große Stadt, in der die Bücher gedruckt wurden, und frug an, ob es ein Buch gäbe, in welchem alles Wissen der Menschen vereinigt sei, und er that in dem Briefe auch allerhand andere

Fragen und bat um Antwort, und legte, damit ihm dieſe um ſo ſicherer gewährt werde – einen Zehnkreuzerſchein bei.

Später bereute er dieſe kleine That als eine Albernheit und nahm ſich vor, nicht mehr hirnverrückende Gedanken zu hegen, ſondern wacker und fleißig die Wirthſchaft zu ſtützen und ſeinen Eltern ein braver Sohn zu ſein.

Und er that's. Aber das Hausweſen ging nicht vorwärts: der Peter rieb ſich ſchier auf in Arbeiten und Sorgen und die Klara ſiechte.

„Beſſer wird's wohl werden," ſagte die Kranke oft, „aber mich däucht halt, es ſcheint die Sonne nicht mehr ſo hell, wie vor Zeiten, und es will nach und nach finſter werden auf der Welt."

Zur Herbſtzeit, als das Feſt Maria Geburt kam, war Chriſtenlehre in der Einöde.

Das war immer der ſchönſte Tag für die Zapfenwirthin. Nicht zu glauben, was es da Alles zu thun gab im Hauſe; aber ſie war eine religiöſe Frau, ſie fand auch noch Zeit zum Aufputzen des Altares im Kirchlein.

Auch Davidl, der „junge Herr", folgte dem Beiſpiele ſeiner Mutter; am Chriſtenlehrtag war er immer herausgeputzt, wie ein Hochzeiter, und man kann's wohl ſagen — er hatte die ſchönſten Kleider unter allen Burſchen der Einöde. Der Davidl hatte ſeit ſeiner Kindheit, ſowohl wenn ein Gewitter im Anzuge war, als auch zum Eingange der Chriſtenlehre in der kleinen Kirche das Glöcklein geläutet. So

that er's auch heute wieder; dabei aber lugte er angelegentlich in einen Handſpiegel, ob ſich die Schönheit ſeines Geſichtes durch die ungewohnte Anſtrengung nicht etwa verminderte. 's ging juſt noch an, oder wollten die Wangen doch ein wenig zu breit auseinander gehen?

Als endlich der Herr Proviſor in Begleitung des Haberthurn des Weges herankam, eilte ihm die Wirthin ſchon von weitem entgegen, ſagte dreimal: „Küß d'Hand, Hochwürden Herr!" und ſiebenmal: „Nein, das iſt der ſchönſte Tag in meinem Leben! Das ſag' ich heut' und allemal: Wir haben einen goldenen Herrn Pfarrer, und im Falle der einmal von Rattenſtein wegkommen ſollt', ſo geb' ich nicht nach bei meinem Mann, und wir verkaufen das Haus und ziehen dem hochwürdigen Herrn nach."

Der Proviſor war auch artig und hielt die Zapfenwirthin lange bei der Hand, und die Zapfenwirthin blickte in der Runde umher, ob die Leute, die vor dem Wirthshauſe bereits verſammelt waren, es denn doch wohl auch bemerkten, wie gut ſie mit dem Pfarrer ſtehe.

„Wem gehört das blaugekleidete Mädchen dort?" frug der Proviſor.

„Ah, das iſt die Heidepeterisch'," antwortete die Wirthin und rümpfte ein wenig die dünne Naſe, „nu ja, 's könnt' ein recht nettes Dirndl ſein, aber — man muß ſagen, was wahr iſt — ſie wachſt bei dieſen Leuten da oben auf, wie der Baum im Wald, nur daß ſie zu keiner Krone kommt. Mein Tauſendherz! und der Schulmeiſter, der alt' Ketzer, hat ſie auch verdorben. Ja, dasſelb' kann ich nicht oft genug ſagen, 's iſt ein heiliges Glück, daß dieſer Menſch — wie

red' ich nur gleich, — ſchön feſt mit Erden zudeckt iſt, — Gott wird mir die Sünd' vergeben, aber die ganze Einöd hätt' er angeſteckt und verdorben!"

Im Kirchlein brannten ſechs Kerzen, vor demſelben war ein weißgedeckter Tiſch aufgeſtellt und um den Tiſch in einem weiten Kreiſe auf dem grünen Raſen lagerte ſich die Gemeinde Einöde.

Davidl hatte das Glöcklein ſchweigen laſſen, ſaß nun neben dem Haberthurm und blickte auf ſein ſchwarzſammtenes Beinkleid. Gabriel war an ihm vorübergegangen und hatte ihm ein „Grüß dich Gott, David" gegeben; aber der junge Zapfenwirth that, als hörte er es nicht, er ſchämte ſich heimlich vor den Leuten, daß ihn dieſer „ausgehungerte Kleinhäusler, der Dalkert-Bub'" ſo vertraulich gegrüßt hatte. Dem Gabriel that es einen Augenblick weh, daß ſein Gruß unerwiedert geblieben war, er vergaß es aber gleich und ſetzte ſich im Hintergrunde ruhig zu ſeiner Schweſter.

Der Hahnenkampp war ſeit Jahren heute zum erſten Male wieder beim Zapfenwirth. Er hatte es ſeiner Zeit auch ſeinem Geſinde verboten, je ein Gläschen bei „der alten Waldſchnepf" zu trinken, und er preßte zum Erſatz alljährlich einen Eimer Holzäpfelmoſt, zu dem er drei Eimer Waſſer goß. Das Geſinde war mit dieſem Erſatze wirklich auch zufrieden, nur der Stallknecht ſagte einmal:

„Daheim trinken, das heißt nichts, da kriegt man keinen Rauſch und Prügelei gibt's auch keine."

„Ja Bub', es gibt eine Prügelei!" ſagte der Bauer, der die Beſchwerde gehört hatte, „und wenn du noch ein Schnapperl machſt, daß dir's nicht recht iſt, ſo kannſt ſie

gleich haben. Schau, da thät Einem das lumpige Dienstboten-volk zuletzt noch neue zehn Gebote vorschreiben, das wär' sauber! Was schaust mich denn so an? Weißt dir wo anders ein Honigbrot, so pack' deine Fetzen!"

Aber der Stallknecht wußte nirgends ein Honigbrot, er brummte:

„Ich sag' ja nichts mehr, Bauer, bin schon still."

In der Einöde gibt's für den Dienstboten keine große Wahl; wo er Brotsuppe zu essen hat, mag er bleiben, anderswo müßte er vielleicht Wassersuppe schlucken.

Heute also war der Hahnenkampp wieder einmal beim Zapfenwirth. Aber er ging nicht in's Haus, er sah es gar nicht an, und als die geschäftige Schenkin vorüber lief, redete er absichtlich mit dem Heidepeter, um zu zeigen, daß ihm der Dalkert viel und tausendmal lieber sei, als die Waldschnepfe.

„Ruck' ein Trümmel, Dalkert!" sagte der Hahnenkampp mit spöttisch herablassendem Lächeln, „bist wohl schon fertig mit dem Habersäen?"

Da lachten alle Umstehenden und Umsitzenden, denn das war ein Spott auf die langsam vorwärtsgehenden Arbeiten im Heidehause, der Haber mußte ja bereits reif sein.

Der Heidepeter legte seine Hand an das Kinn und strich ein wenig seinen leichten falben Schnurbart, wie er immer that, wenn er was sagen wollte, es aber doch unterließ. Von dem Heidepeter hatte noch Niemand Hohn und Spott erfahren; er sprach in seiner Gemüthlichkeit oft spaßhafte Worte ohne Arg und Hinterhalt, die ihm aber nicht selten als stechende Bemerkungen ausgelegt und übel vergolten wurden. So wollte er auch heute entgegnen: „Angesäet hab'

ich wohl ſchon, aber abgeſchnitten noch nicht;" — aber er ſchwieg.

Endlich hatte der Haberthurm, der hier die Meßnerſtelle vertrat, dem Proviſor den Chorrock und die Stola umgehüllt und die Chriſtenlehre hub an.

Nachdem ſich der Prieſter an dem weißgedeckten Tiſch niedergelaſſen hatte und ſich mit der flachen Hand ein paarmal über den Glatzkopf gefahren war, begann er:

„Geliebte! Ihr in der Einöde hier ſeid dem Himmel näher, als wir draußen in Rattenſtein. Warum? Erſtens, weil die Berge höher ſind, und zweitens, weil ihr in euerem Thun und Mühen in dieſer Gegend viel größere Beſchwerden und viel weniger Gewinn habt, als die Bewohner geſegneter Landſtriche. Doch harret aus in der Geduld, euere Leiden und Beſchwerden werden eingetragen in das Buch des ewigen Lebens und euer Gewinn iſt der Himmel!"

Bei dieſen Worten hörte man den Heidepeter krampfhaft aufathmen, man wußte nicht, war es ein Schluchzen oder ein zurückgehaltenes Lachen. Er wußte es ſelbſt nicht; er war ſo bewegt, es war ihm ſo troſtreich im Herzen.

Der Prieſter fuhr fort:

„Und eben, weil ihr ſo ſehr beladen ſeid mit Noth und Plage, wird in kirchlicher und geiſtiger Beziehung nur wenig von euch verlangt; ihr laßt dann und wann auf gute Meinung und für die armen Seelen im Fegefeuer eine Meſſe leſen, empfanget fleißig die heiligen Sakramente und betet eueren Roſenkranz. Ich will auch heute das Gebet, aus dem der Roſenkranz zuſammengeſetzt iſt, das Vaterunſer, auslegen. Ihr werdet es wohl Alle kennen, ich zweifle nicht, ich will

es nur von irgend Jemanden hersagen lassen, damit wir hernach anfangen können. Zum Beispiel du dort, Rothschopf, sprich uns jetzt einmal laut und deutlich das Gebet des Herrn!"

Der Provisor sah den Davidl an; dieser glotzte vor sich hin.

„Hörst du, Junge? Ja, den mit den Brillen meine ich."

Jetzt entstand ein Gelächter.

Die Zapfenwirthin flüsterte von rückwärts:

„Die Brillen laß' dem Herrn Pfarrer über, damit er ein anderes Mal besser sieht. Steh' schön auf, Davidl, und bet' das Vaterunser, kannst es ja!"

Nach und nach erhob sich der Bursche, blickte verwirrt um sich und dann den Provisor an, ob es denn wirklich sein Ernst sei; er wußte nicht, war es eine Ehre oder eine Beschämung, daß er, der junge Zapfenwirth, jetzt so vor allen Einödbewohnern das Vaterunser sagen sollte.

Der Provisor sah den Haberthurm an, und gerade mit einer Miene, als ob er sagen wollte: „Ja, ist der Junge ein Trottel?"

„Sei gescheidt, Davidl!" flüsterte die Schenkin in Todesangst, und plötzlich begann der Bursche:

„Ba druns erd bis nim gal werd nam gums reich wilg sche niml al sauf erscht; gims heit ste brod gims un schul alsa mir va gen schul gern sir mit vers an les al nibl amen."

Genau so wird das heilige Gebet in manchen Gegenden betont und hergeplappert — blos ein mechanisches Zun-

genspiel; das kommt von dem Mißbrauche der unzähligen Wiederholungen im „Rosenkranz".

Und genau hatte es Davidl gesprochen, so daß der Provisor den Kopf schüttelte und den Haberthurm frug: „Habt ihr ein Wort verstanden?"

„Verstanden, dasselb just nicht," antwortete dieser „aber das Vaterunser ist's gewesen, dasselb' weiß ich."

„Dort hinten sitzt eine liebliche Jungfrau," rief der geistliche Herr, der heute einmal sehr gemüthlich sein wollte, und deutete auf Regina, „diese wird uns gewiß das Vaterunser schöner sprechen!"

Davidl zog ein merkwürdiges Gesicht.

Regina stand sittsam auf und sagte ruhig und deutlich mit mildem, innigem Tone das Gebet des Herrn.

Die ganze Gemeinde hatte den Athem angehalten und den Worten gelauscht, als seien sie eine Himmelsbotschaft und zum ersten Male gesprochen worden in der Einöde.

„Heidepeter's Tochter!" sagte der Provisor.

„Heidepeter's Regina!" murmelte es in der Menge. Der Heidepeter duckte sich ein wenig hinter seinem Nachbar und er legte die Hand an's Kinn und that wieder jene krampfhaften Athemzüge, von denen kein Mensch wußte, war es Lachen oder Weinen.

„Dein Dirndl ist rechtschaffen brav!" lispelte ihm der Nachbar zu.

„Ich könnte nun die Christenlehre eigentlich schließen," sagte der Provisor, „denn Heidepeter's Regina hat das Gebet nicht allein gesprochen, sie hat es durch die richtige, innige Betonung auch erklärt." Hierauf sprach er, wie das Vater-

unſer ein gar wunderbares Gebet iſt, welches ſich nicht durch Worte auseinanderſetzen und verſtändlich machen läßt, ſondern nur durch das Gemüth, und er redete noch Manches über einzelne Sätze dieſes Gebetes.

„Ferner," fuhr er fort, „ein Akt, den wir des Tages faſt eben ſo oft begehen, als das Abbeten des Vaterunſers, iſt das heilige Kreuzzeichen. Das iſt das Siegel aller unſerer Andachtsübungen und guten Werke, und auch wir wollen heute das unſerige damit beſchließen. Der Rothſchopf dürfte ungehalten ſein, wenn wir ihm nicht das Recht ließen, uns das heilige Kreuzzeichen ſchön und deutlich zu machen. Nun, Rothſchopf?"

„Das Kreuz ſollſt machen, Davidl!" liſpelte die Wirthin wieder.

Der Burſche war ganz verwirrt; erbittert zerrte er an ſeinem feinen Beinkleid, das nicht einmal im Stande war, ihn, den jungen Zapfenwirth, gegen ſolch' unerhörte Zumuthungen zu ſchützen. Endlich hob er die Hand und fuhr ſich im Zickzack über das Geſicht.

„Nun, ſo zeig' den Einödern einmal das Kreuzzeichen!" rief der Proviſor.

Davidl riß den Mund auf, und dieſer verlängerte ſich weit in die Wangen hinein, und die gelben Augenbrauen zuckten und die kleinen Augenſterne verkrochen ſich in die Höhlen. Endlich machte er mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit wieder das Zickzack über das verzerrte Geſicht.

Der Anblick brachte die ganze Gemeinde zu einem lauten Auflachen. Der Proviſor aber ſagte: „Junge, komm' am Sonntag hinaus nach Rattenſtein; des Baders dreijährig

Büblein wird dir das Vaterunser und das Kreuzzeichen lehren. Schäme dich!"

Das war zu viel.

„Komm Davidl," zeterte die Wirthin, „hab' gemeint, der Herr Provisor wollt' uns heut' Christenlehr' halten, jetzt ist eine Komödie daraus geworden, und du sollst sein Affenmandl sein. Dazu bist nit da, das sag' ich! Komm, Davidl!"

Der Bursche machte eine unbeschreibliche Geberde gegen den Priester und lief davon.

Der Provisor blickte ihm ernst nach und suchte dann wieder seine gemüthliche Miene zu gewinnen.

„Lebensart gibt's in der Einöde nicht zum Ueberfluß," sagte er, „aber man muß euch Manches zu Gute halten. Indeß sind wir mit dem Kreuzzeichen noch nicht fertig; wenn ihr, wie ihr gerne sagt, ein großes Kreuz tragt im Leben, so wird man wohl auch das Kreuzzeichen bei euch finden. Der Bursche dort neben der Regina! Bist du nicht der Heidepeterſohn? Schön! Zeig' uns das Zeichen des Kreuzes! — Brav! — Ich höre, du bist ein weiser, vielbelesener Mann; erkläre uns einmal das heilige Kreuzzeichen!

Gabriel hatte sich von dem Rasen erhoben: Aller Augen waren auf ihn gerichtet.

„Ich habe über das Kreuzzeichen nur das gelesen, was in dem Katechismus davon steht," — begann der Jüngling, — „aber ich habe darüber zuweilen auch sonst nachgedacht. Es erinnert mich an die heiligste Dreifaltigkeit, an die Schöpfung, Erlösung und Heiligung. Und das dreifache Zeichen erinnert mich auch an Glaube, Hoffnung und Liebe;

an Glaube und Hoffnung denke ich, wenn ich die Kreuze über das Antlitz mache, und bei dem Zeichen auf der Brust, am Herzen, gedenke ich der Liebe."

Gabriel schwieg. Die Leute nickten einander mit den Köpfen zu, und der Heidepeter duckte sich wieder ein wenig hinter seinen Nachbar und strich sich den Bart.

„Recht schön!" versetzte der Priester kalt, „aber der Liebe gibt es verschiedene Arten, du meinst doch wohl die Liebe zu Gott?"

Gabriel zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann entgegnete er mit einer gewissen Lebendigkeit:

„Vor Allem die Liebe zu den Menschen. Nur in den Menschen können wir Gott lieben, denn wir haben kein getreueres Ebenbild Gottes. Darum ist es überflüssig, daß wir mit unseren Händen uns leblose Bilder machen von Gott; Gott ist allgegenwärtig, ist in allen seinen Geschöpfen, sagt der Glaube. Durch die Liebe und Verehrung der todten Zeichen aber vergessen wir nur zu leicht auf unsere Mitmenschen und auf die Werke Gottes. — So denke ich mir und so hab' ich's ausgesprochen, weil mich euer Hochwürden darum gefragt haben."

„All mein Lebtag hinein, jetzt kann Der predigen!" sagten die Leute zu einander.

Der Provisor war von seinem Platze aufgestanden, winkte mit der Hand, daß Gabriel vortreten möge und sagte dann halblaut, aber so, daß es die Umstehenden noch hören konnten:

„So ist's denn doch wahr, daß mit diesem Bieder Unheil in die Einöde gekommen! — Ich kenne dich indeß

schon länger, kecker Bursche, du hast dir beim Begräbniß des Schulmeisters saubere Anmaßungen erlaubt; in der Hoffnung, daß du zur Vernunft kommen würdest, schwieg ich damals. O unzeitige Sanftmuth, die sich nun bereits an mir, ja an unserer ganzen Pfarre bitter zu rächen beginnt. Der Bursche ist ein Ketzer! — Ach, nie noch ist mir die Seelsorge so schwer geworden, als heute! Ich bitte euch, Männer der Gemeinde, daß ihr mich in meinem Amte unterstützet! Ich muß wieder fort, um anderen Pflichten zu obliegen; euch empfehle ich, daß ihr diesen verführten und verwirrten Burschen in euere strenge Obhut nehmt, daß ihr auf all' sein Thun und Lassen ein wachsames Auge habt. Wie ich hörte, soll er eine Anzahl weltlicher Bücher besitzen; ist das so, dann trage ich euch bei euerem Gewissen auf, dem Jungen die Bücher wegzunehmen und sie an mich abzuliefern. Einödbewohner, ihr wollt doch keinen Antichrist in euerer Mitte?"

Da ging ein Murren durch die Versammlung und Fäuste ballten sich gegen Gabriel.

„Nun gut," fuhr der Geistliche fort, „ihr habt die Worte des Burschen gehört; sie sind Worte der neuen Lehre, die da anstatt der Liebe zu Gott predigt die Liebe zur Welt!"

„Ich möchte noch ein Wort reden!" sagte Gabriel, aber da schrie die Menge aufgebracht.

„Still sei, du Heide! Davonjagen wird man dich, du gottloses Geschöpf, davon sammt dem Dalkert! Solche Leut' bringen uns noch die Sündfluth in die Einöd!"

„Mäßigt euch, meine lieben Pfarrkinder," versetzte der Priester, „so weit wird es wohl noch nicht gekommen sein;

die Scharte wird sich auswetzen lassen. Ihr, Haberthurm, oder ihr, Hahnenkampp, einen Gotteslohn könnt ihr euch erwerben, wenn ihr den Burschen als Knecht in euer Haus aufnehmet und ihn fleißig zum Arbeiten anhaltet; denn ein Kirchenvater sagt: Emsig arbeiten ist das beste Mittel gegen Sünden und Laster."

Jetzt drängte sich der Heidepeter vor; er hatte es anfangs kaum begreifen können, was da mit seinem Sohne vorging, nun aber rief er laut, wie sonst nie:

„Wollen leicht die Leute mich und mein krankes Weib zu Grunde richten? Was thät' ich denn, wenn ich den Gabriel nicht hätt'? Ich sag' euch das vor Gott: ich laß' mein Kind nicht davontreiben, wie ein Kalb; wenn es was Schlechtes thut, so werde ich's schon selber strafen!"

„Du bist der Dalkert!" unterbrach ihn der Rindenschlager Lenz.

„Der Bub' bleibt da!" riefen Andere, „und wir gehen sogleich in's Heidehaus und suchen die heidnischen Bücher auf."

Jetzt stellte sich Gabriel nahe vor den Provisor und sagte ruhig, aber entschieden:

„Herr Pfarrer, ich bitte um Schutz für mein Eigenthum!"

Der Priester that, als überhöre er das Wort und schrie dem Haberthurm zu:

„Verfahret nur strenge mit dem Nachsuchen, und was ihr Verdächtiges findet, das bringt mir in den Pfarrhof."

„Herr Pfarrer!" rief Gabriel gewaltig erregt: „Ich hab' eine kranke Mutter! Sind Sie in den Wald gekommen, um Raub zu predigen?"

„So schlagt ihn doch gleich nieder, den Lästerer!“ lärmte die Menge.

Da kam Regina herbei und beschwor ihren Bruder, kein Wort mehr zu reden. Der Heidepeter verdeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Wo die Lästerzunge zischelt, da schweigt das Wort Gottes,“ sagte der Priester mit einem Tone tiefer Kränkung.

„Die Christenlehre ist zu Ende.“

„Ich liefere die Bücher freiwillig aus,“ sagte Gabriel, „aber wer mir noch in mein Haus dringt und meinen armen Eltern ein Unbilde anthut, den — Herrgott! ich leide kein Unrecht!“

„Mein armes Weib, meine unglücklichen Kinder!“ stöhnte der Heidepeter.

„Jetzt ist's aus, Dalkert,“ rief ihm der Haberthurm zu. „Dein Klagen macht's nicht besser. Wer sich Kieselsteine in's Bett thut, der muß auf Kieselsteinen liegen. — Ei der Tausend, daß ich nicht vergeß, einen Brief hab' ich für dich in der Tasch'. Er ist schon eine Zeit gelegen draußen beim Rattensteiner Postmeister — so hab' ich ihn mit hereingetragen. Da greif an; 's wird kein Tausender nicht d'rin sein!“

Der Heidepeter machte eine ablehnende Bewegung mit der Hand. Er kannte dergleichen Briefe. Endlich nahm er ihn doch und murmelte zu Gabriel:

„Schau Bub', 's kommt Alles der Reih' nach, jetzt ist die Abschätzung auch da; 's wird schon recht werden!“

„Dieser Brief ist nicht vom Amt,“ versetzte Gabriel,

„er hat ein fremdes Siegel, und die Aufschrift trägt meinen Namen.“

Er erbrach das Schreiben, steckte es aber ungelesen in die Tasche; er konnte in diesem Augenblicke nicht lesen, es kochte sein Blut.

Endlich ging er mit seiner Schwester seitwärts, fiel ihr um den Hals und weinte.

Haberthurms Rudolf kam herbei und suchte die Geschwister zu trösten.

„Wie einen Leibeigenen werden sie dich nicht behandeln, Gabriel,“ sagte er, seine Hand fassend, „und die Bücher lassen sich ersetzen; die meinen werden sie nicht finden.“

Die Wirthin brachte für den Provisor eine Flasche Wein auf den Tisch.

„Wenn mein Davidl auch nicht so vornehm das Kreuz machen kann,“ bemerkte sie giftig, „und wenn er auch nicht so schön predigen kann, wie der Heidepeterisch', so ist er doch — Gott sei die Ehr'! — ein guter Christ und kein Ketzer, und wir machen uns nicht lustig über die lichtblonden Haare, wie sie ihm Gott erschaffen hat. Besser ist ein Rothschopf, wie ein Kahlkopf.“

Der Herr Provisor suchte die Bemerkungen hinabzuwürgen und schwemmte saueren Wein nach. —

Der Davidl saß zu dieser Stunde auf der mittleren Fichte im Geierneste. In seiner Wuth zerknitterte er das Reisig und zernagte seine Finger. Er kauerte sich in das Nest, er bildete sich ein, er sei ein Geier und werde abfliegen und dem Pfarrer die Augen auskratzen.

Aber es war ihm doch eine Pein, heute hier oben zu

ſitzen, denn unten, gerade unter den Bäumen, fingen ſie an, Kugel zu ſcheiben; Rudolf war Kegelbub und ſtrich den Gewinn ein. Davidl ſchleuderte Tannenzapfen hinab, er ließ dürre Aſtſtrünke fallen, bis Rudolf ſagte:

„Da mag ſich Einer ſeine Kegel ſelber aufſetzen, ich laß mir keine Büberei gefallen!“ und ging davon.

Er wollte ſich nach dem Heidepeter umſehen, um ihn zu beruhigen; da eilte ihm Gabriel entgegen mit freudeleuchtendem Geſ'chte. Den Brief in der Hand ſchwingend rief er:

„Eine andere Zeit, eine andere Zeit, ich geh' in die Fremde! Ein Herr in der Hauptſtadt hat etwas von mir und meiner Lernluſt erfahren. Ja, ich meine gar, das iſt derſelbe, dem ich den Brief mit der Poſtmarke geſchickt habe für eine Antwort. Siehſt du, das iſt doch auch ein ehrlicher Menſch, und jetzt will er mir zum Studiren helfen. Profeſſor Frei heißt er. So ſchau nicht ſo drein! lies!“

Und in dem Briefe ſtand die Verheißung beſſerer Tage. — Wie ſie kurz und ernſt waren, und wie ſie anheimelten die Worte, von einem Menſchenfreunde geſchrieben!

Rudolf hielt das Blatt lange in der Hand und blickte ſeinen Freund ſchweigend an.

„Was willſt du thun?“ frug er endlich.

„Wie kannſt du fragen!“ verſetzte Gabriel in überſprudelnder Freude.

Das war ein trüber, ein stürmischer Septemberabend gewesen. Der Nordwind hatte den Wipfel einer Tanne geknickt und herabgeschleudert auf Heidepeters Feldkasten, daß die Hausbewohner glaubten, der Blitz habe eingeschlagen.

An demselben Abende war's, als Gabriel den Seinen vertraute, daß er sich nicht zu helfen wisse, daß er in der Einöde nie glücklich werden könne, und daß er fortziehen wolle in die weite Welt.

„Du Halbnarr!" rief der Heidepeter aus, „und uns willst leicht verhungern lassen, jetzt wo du groß wirst und arbeiten kannst?"

Gabriel sagte kein Wort mehr; diese Rede seines Vaters war ihm gewesen, wie ein wuchtiger Eisenhammer; mit einem Schlage war sein Vorsatz vernichtet.

„Wer weiß auch," tröstete ihn Rudolf, „in welche Hände du gerathen wärest; vielleicht hätten sie dich gar in der Stadt an Juden verkauft und über das Meer geliefert. Es geschieht allerlei draußen in der Welt; man liest es ja in den Büchern."

Aber Gabriel hatte von dieser Zeit an seine Ruhe verloren; schweigsam und betrübt war er. Mehr als je hielt er sich an die Arbeit, doch manches Geschäft richtete er ver-

kehrt. Niemand ahnte, welchen Kampf er in seinem Inneren kämpfte.

— Wenn du ein Mensch bist und Vater und Mutter hast, und dir ist ein einziges Glück gegeben: wem gebührt es, dir oder deinen Eltern? — Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe auf Erden. Also dein Wohl will der Herr. Und du wirst Vater und Mutter ehren und im Andenken bewahren, auch wenn du ihnen fern bist, und du wirst draußen in der Welt das Vermögen erringen, deinen Eltern ein sorgloses Alter zu bereiten.

Aber eine andere Stimme rief:

— Wenn du ein gutes Kind bist, so wirst du deinen Eltern zur Seite stehen in den Tagen der Krankheit und Noth, wirst sie unterstützen mit deiner Kraft und trösten mit deinem Herzen. An wen soll sich ein armes Greisenpaar wenden unter so rohen Menschen, wenn sein eigenes Kind es verläßt! —

Gabriel beschloß, sich den Seinen zu opfern.

— Aber wenn du in der Einöde bleibst, und deine schönsten Jahre vergräbst unter das Gestein der Heide, wie du deine Jugend vergraben hast — ist dir und den Deinen damit gedient? Ist dein Opfer für sie nicht ein größeres, wenn du ein fruchtbareres Feld suchest und ihnen die reiche Ernte gibst?

Solche Gegensätze stritten in der Seele des Jünglings, und sein Gesicht wurde dabei bleich und eingefallen.

Da sagte Klara einmal ihrem Manne:

„Ich hab' sonst kein scharfes Aug', aber dasselb' kenn'

ich, unserem Buben fehlt was. Ich sag', es ist doch kein Leben für ihn in dieser Wildniß."

„Hebst du auch an," versetzte der Peter, „zu Grund' gingen wir, wenn der Bub' nicht wär'!"

„Versündige dich nicht, wenn du allweg vom Zugrundegehen sagst; den Buben kann uns der Herrgott über Nacht nehmen, und die alten Leut' haben gesagt: Auf Gott vertrau und nicht auf die Menschen schau!"

„Und die alten Leut' haben auch gesagt: Mensch' hilf dir selbst, so wird dir auch Gott helfen. Wenn uns aber der Bub' davon geht, so können wir uns nicht helfen!"

„Und wenn er dableibt, können wir uns auch nicht helfen, und er kann sich auch nicht helfen, und wenn wir uns in's Grab legen, verlassen wir ein unglückliches Kind auf der Welt. Der Gaberl hat mehr Glück und Schick für was Anderes, als für unsere Einöd-Rackerei, und ich geb' meinen Willen dazu, wenn er was Anderes probiren will, und ich trag' mit Freuden den Bettelstab, wenn ich weiß, daß es unserem Kinde gut geht. Das wären leicht schlechte Eltern, die ihr liebes Kind vom Glücke wegstießen."

Da sagte der Heidepeter denn doch endlich:

„Wenn er fort will, ist's recht, soll's halt auf Gottes-wegen probiren!"

Sie offenbarten dem Jüngling, daß, wenn er noch fort wolle in die Welt er ihren Segen habe, ja, daß sie es, recht betrachtet, gerathen fänden, wenn er von diesen Einödmenschen, die ihm so übel wollten, in Gottesnamen für eine Zeit fortzöge.

Da kam neues Leben in Gabriel und er traf Vorbereitungen zur Abreise.

Und als er nach wenigen Tagen mit Stock und Bündel vor den Seinen stand und versprach, daß er oft Berichte von sich und möglichst bald Hilfe senden werde, faßte der Vater, was er sonst nie that, des Sohnes Rechte in seine beiden Hände und sagte:

„Dasselb' ist meine größte Sorg', daß du mir in der Fremde auf den lieben Gott vergessen wirst!"

Und die Mutter setzte bei:

„All meiner Tage will ich für dich beten. Was wär' das, wenn du fehl gingst? — Und wenn auch ich mit Gottes Will' in Himmel komm', so könnt' ich ewig und ewig keine Seligkeit haben, wenn ich den Herrgott fragen thät am jüngsten Tag, wo ist unser lieber Sohn Gabriel und er gäb' mir zur Antwort: Der hat euer vergessen, hat meiner vergessen und steht zur Linken! Nein, an das will ich nicht denken. Wie du noch in der Wiege gelegen bist, hab' ich unser' liebe Frau gebeten: Eh', daß er mir aufwächst und ein Unkraut wird, laß ihn lieber sterben in der Kindheit. Gottswegen, ich hätt' den blutigen Schmerzen ertragen. Aber die liebe Frau hat dich aufwachsen lassen, und daß du nicht verloren gehst, mein Kind, mein liebes Kind, dasselb' ist mein Gebet am Morgen und am Abend, und mein fester Glauben."

Als ihr der Jüngling hierauf traurig die Hand zum Abschiede hinhielt, brach das kränkliche Weib in lautes Weinen aus. Als ob sie bisher von Allem nichts gewußt hätte

und jetzt erst den Verlust einsähe, rief sie mit schmerzerstickter Stimme:

„Ja, was thust denn, Gabriel? Wirst mir doch nicht fortgehen, wirst deine arme mühselige Mutter doch nicht verlassen?“

— In aller Freundschaft und Liebe und Treue steht das Mutterherz oben an; das Mutterherz magst du anbeten, wie die Gottheit, du begehst keine Abgötterei! —

Regina schluchzte so heftig, daß sie nicht ein einziges Wort hervorbringen konnte. Krampfhaft drückte sie sich die blaue Schürze in das Gesicht, bis diese ganz durchnäßt war. Nur einen Augenblick ließ sie das Tuch sinken, als sie Gabriel die Hand reichte und das letzte Mal in seine großen, betrübten Augen blickte.

Nun hatte sie der Bruder allein gelassen, daheim bei der elenden Wirthschaft, bei den armen, kränklichen Eltern.

Als Gabriel vom Hause fortging, bellte und rasselte der Hund mit aller Heftigkeit an der Kette, wie einst an jenem Tage, als er einen glimmenden Schwamm im Ohre hatte. Das gute Thier wollte nicht zugeben, daß der Sohn des Hauses arm und unerfahren so fortzog in die Weite.

Man sagt, zur selbigen Stunde sei auf dem Firste des Heidehauses ein Vöglein gesessen und das habe ein Liedchen gesungen:

Mein Liebster, mein Liebster,
Noch ein' Druck mit der Hand,
Noch ein Klopfer im Herzen,
Eh' du fortziehst in'e Land.

Und ich bind' dir ein Sträußlein
Aus Rosenmarin,
Daß die Leut' nit sollen wissen,
Wie traurig ich bin!

— — — — — — — — — — —

Die Zapfenwirthin erzählte es Jedem, der ihr in's Haus kam, und der vorüber ging, dem rief sie es nach: „Hast du's auch schon gehört, daß Heidepeter's Gabriel in der großen Lotterie drei Schlösser gewonnen hat? Ich hab's selbst gesehen bei der Christenlehr', wie ihm der Brief ist zugeschrieben worden. Sobald 's den ersten Schnee macht, kann er mit vier Rössern schlittenfahren!"

Und als sie heute am Tisch neben dem Rindenschlager Lenz saß, sagte sie:

„Hab's alleweil gesagt, daß die Einschichtres um ein Kapitel mehr weiß, wie andere Leut'. Sie hat's schon zu derselbigen Zeit, wie der Gaberl zur Tauf' tragen worden ist, ausgeschrieen, daß aus dem Buben extra was wird. Kann wohl sein, hab' ich schon oft bei mir gesagt, ein getaufter Heide ist auch extra was, und das Heidehaus heißt nicht umsonst Heidehaus, man kann schon rundweg sagen, das Heidenhaus. Just, wie wenn's mir zu Sinn g'angen wär'! Und drei Schlösser! Ich aber sag', dahinter steckt was, und wirst mich nicht lugenstrafen, Lenz. Und das wirst auch sehen, seine Vaterleut' führt er nicht mit in die Schlösser; die läßt er uns da, daß wir unsere Bettelleut' haben."

In diesem Augenblick ging Gabriel mit Bündel und Stock vorüber.

Die Wirthin riß das Fenster auf und schrie:

„Ei, wie stolz! ein Behüt' Gott dürftest mir wohl auch geben, Gabriel; hab' dir's die ganz' Zeit gut gemeint."

„Nun, so behüt' Gott!" sagte Gabriel.

„Nein, aber mich freut's, daß du so ein Glück machst, und ich mein', wenn du mein eigen Kind wärst, 's könnt mich nicht mehr freuen!"

Die Wirthin war ganz bewegt. Gabriel reichte ihr in seiner Herzensunschuld die Hand, dann zog er weiter.

„Der junge Dalkert, wie die Leut' sagen," näselte die Wirthin, indem sie das Fenster schloß, „und eingebildet noch dazu; glaubst, er hätt' ein' Gruß gehabt für mein' Davidl? Ja, und was hab' ich g'rad früher gesagt? Hab' ich nicht gesagt, seine Vaterleut läßt er uns da? — Und der abscheuliche Geiz! Hast gesehen seine Hosen, auf jedem Knie ein Fleck! Nu, werden's wohl sehen, das Sprüchel ist: Geflickt geht er fort, zerrissen kommt er in den Ort!"

Der Lenz stimmte Allem still nickend und lächelnd bei; er hoffte dadurch, daß die Schenkin zuletzt sagen werde: Seien wir froh, daß er davon ist, und ich mach' dir heut' aus Freundschaft keine Rechnung, Lenz!

Indeß war der wirkliche Schluß folgender:

„Wir werden's leicht noch erleben, daß das Heidehaus unter den Hammer kommt. Und wär's ein Wunder bei solchen Leuten? 's hat Unsereins nichts zum Besten bei diesen mageren Zeiten, und jeden Kreuzer muß man sich graben mit blutigen Fingern." —

Als Gabriel an die Reide kam, wo sich der Weg hin-

ausbiegt gegen Rattenstein und wo der Huldbrunnen war, saß Rudolf am Rande des Troges.

„Ich hab' dich noch einmal sehen müssen, Gabriel," sagte er, „weißt, bei diesem Wasser haben wir unsere Bruderschaft gemacht und bei diesem Wasser nehmen wir Abschied. Das ist der Gabrielbrunnen."

„Deine Freundschaft nehme ich mit in meinem Herzen, Rudolf. Denke zu Zeiten an mich; ich gehe von der Einöde nun erst recht in die Einöde hinaus. Ich kenne keinen Weg und Steg da draußen in der ganzen Welt. Ich versuche mein Glück, und so lange ich die Sonne und die Sterne der Einöde sehe, kehre ich nicht um. Rudolf, gib mir noch einmal deine Hand. Eine Bitt' hab ich noch an dich. Schau, wenn ich an meine Eltern, an meine gute Schwester denke, die ich nun hab' verlassen müssen, so möcht' ich weinen so viel Thränen, wie dieser Brunnen Wassertropfen. Nimm dich ein wenig ihrer an, und mach' mir von ihnen zu wissen, sobald ich dir meinen neuen Wohnort bekannt gegeben habe. Und grüße mir sie noch einmal!" Er bückte sich und pflückte ein Maßlieb am Rain: „Das gib der Regina. Und jetzt, Rudolf, reich' mir nochmals deine Hand. Behüt dich Gott, Rudolf, behüt dich zu tausendmal Gott!

So schieden die jungen Freunde.

Rudolf schritt zurück in die traurige Welt der Einöde, Gabriel wanderte muthig hinaus in die unbekannte Einöde der Welt.

Es wandert die Erde,
Es wandert der Sterne
Zahllose Heerde
Rastlos dahin;
Und über die Höhen
In stiller Sehnsucht
Ziehen und wehen
Wolken dahin.

Zieht mit den Wölklein
Nicht auch der Vögel
Luftiges Völklein
Singend durch's Land?
Wo sie entsprossen
Weilt nicht die Quelle,
Hüpft zu Genossen
Ueber die Wand'

Hast du zum Wandern,
Freund, nicht der Füße
Einen zum andern?
Sende sie fort;
Fort von der Stelle,
Bis sie erreichen die
Flüchtige Seele
Auf sonnigem Hort.

So ſang Gabriel und ſchlug mit dem Stocke dazu den Takt. Und fort zog er hinaus durch die Schluchten und Thäler. Zu beiden Seiten hatte er hohe Gebirge. Und als dieſe zurückblieben mit ihren Wäldern und Wildniſſen, gab ihnen Gabriel keinen Abſchiedsgruß.

In Rattenſtein machte er dem Arzt einen Beſuch und bat ihn, wenn er irgend einmal in die Einöde käme, ſich ein wenig nach ſeiner kranken Mutter umzuſehen.

Der Arzt verſprach es, wartete dem Jüngling mit einem Gläschen Weichſelgeiſt auf und frug ihn, ob's denn wohl wahr ſei, daß er der Müh' werth was gewonnen in der Lotterie.

— Mir iſt ſelbſt, als ob ich was gewonnen hätte, — dachte Gabriel bei ſich, als er wieder auf der Straße war, ich habe ſo viel Muth und Zuverſicht, und das iſt mehr werth, als drei Schlöſſer.

Als er für die erſte Nacht in einem einſamen Gehöfte übernachtete, und vor dem Schlafengehen in der Hausflur eine warme Milch genoß, ſetzte ſich der Bauer zu ihm und ſagte:

„Nichts für ungut, wohin geht die Reiſ'?"

„In die Fremde hinaus," antwortete Gabriel, „will was lernen und Erfahrungen ſammeln."

Der Bauer that mit der Hand einen wegwerfenden Wink:

„Da hab' ich ſchon genug. Halt nichts auf das Länderpaſſiren; mit einem geflickten Rock geht man fort, mit einem zerriſſenen kommt man heim. Arbeiten wollen die jungen Herren nicht, nur alleweil die Welt breit treten. Gleich

mit dem Schnallendrucken ſeid ihr zur Hand und ihr meint, unſer Herrgott hätt' die Häuſer nur für die Strommer an die Straße gerückt; — von glühendem Eiſen ſoll jede Thürklinge ſein, thät' euch's wünſchen. — Nu, nu, Er mag ſeine Milch ſchon ausſchaufeln, red' ja nicht von Ihm allein. Brocken mag Er auch noch — g'ſeg'n Ihm's Gott! Aber das hakt ihr ſchon ſo, viel lieber Hunger leiden, als einmal einen Haustiel angreifen. Allweg bequem, das iſt euere Sach'; wenn's euch auf der Straß' zu viel Staub hat, ſo lauft ihr über die Felder und ſtampft das liebe Gotteskörndl in den Grund. Und wenn ihr zum Haus kommt, gleich niſtet ihr euch ein, man weiß gar nicht wie; die Flügel gehen euch noch ab, ſonſt wäret ihr prächtige Spatzen auf unſeren Scheunen. — So, wenn Er g'geſſen hat, ſo führt Ihn der Bub' in den Stall hinaus, hab' ein friſches Heu; aber thu' Er ſich einen Strohban'ch unter Haupten legen, ſonſt kennt Er ſich morgen nicht aus vor lauter wüſtem Kopf. Laß' Er mir aber Sein Tabakspfeif' in der Stuben! — Ihr ſeid ein leichtſinniges Volk und fragt einen Kletzen darnach, wenn ihr einem Haus und Hof niederbrennt. — Was ſchaut Er denn ſo? red' ja nicht von Ihm, Er hat ja gar keinen ſolchen Trenstiegel, ſeh' ich. Fall' Er nicht über die Leiter. Schütz' Ihn Gott, der Herr!"

Am zweiten Tag kam unſer Wanderer in eine felſige Gegend: ſtundenlang ging er an einem brauſenden Wildbach hin. Selten kam Jemand des Weges. Einmal ſah er am Bachesrand einen kleinen Jungen liegen auf dem Bauche und mit aufgeſtreckten Aermeln die Hände in das Waſſer tauchen. Lange lag er unbeweglich, aber endlich ruckte er und zog aus dem Dumpf unter dem Raſen eine zappelnde Forelle hervor.

Als er aber auf der Straße den Fremden sah, erschrack er so sehr, daß er die Beute zu Boden gleiten ließ und davon floh. Der Fisch zappelte und schnellte mit seinem weißen Bauche noch lange auf dem Rasen; schon blieb er liegen und schien zu vergehen, ohne sein Lebenselement wieder gefunden zu haben, als ihn Gabriel auflangte und in den rauschenden Bach zurück that.

Der Bursche zog weiter und gedachte der Zeit, in welcher auch er als Hirtenknabe in der Waldschlucht Forellen fing, und wie er diese der Mutter zum Geschenke brachte, sie aber doch am Abende gebraten oder gebacken selbst wieder aß.

Die zweite Nachtherberge suchte Gabriel in einem Häuschen, welches an einem Berghang klebte. Sie wurde ihm gewährt, und ein alter Mann setzte sich gleich zu ihm auf die Ofenbank, frug ihn nach Neuigkeiten und bedeutete, daß er gar rechtschaffen wißgierig sei, was sich in der Welt draußen so hin und wieder zuträgt, und er halte sich deswegen gerne lebendige Zeitungen mit zwei Füßen und einem Wanderstabe. Just auf Alles dürfe man freilich keinen Eid schwören, was solche Zeitungen bringen, aber die gedruckten seien auch nicht all' Tag ein Evangelium.

Und der Alte hatte für seine zweifüßigen Zeitungen in der Dachstube ein bequemes Lager mit reiner Wäsche, und wenn Gabriel auch sonst nichts zu erzählen wußte, als vom Heidehause in der Einöd', von Haberthurms Rudolf und von der Zapfenwirthin, die ein Redetalent habe, wie keine zweite mehr auf der ganzen Welt, so wurde er dennoch gut gehalten und gepflegt.

Am dritten Tage kam Gabriel in ein Heideland, und

als es Abend wurde, fand er keine Menschenwohnung, und mußte hungernd und durstend unter einem Felsvorsprunge übernachten.

Am vierten Tage wanderte Gabriel auf einer fruchtbaren Ebene; die Leute heimsten eben die Spätherbst-Ernte ein. In der Richtung, in welcher noch einen Tag früher das Gebirge lag, mit den bläulichen Höhen der Einöde, mit den Kanten der Wildschroffen, deren Anblick den Wanderer lange und lange begleitet hatte — lag heute auf der Ebene der Horizont mit fernen weißen Wölkelein. Weit, weit war die Heimat zurückgeblieben.

Die Gegend war sehr lebendig. Große Dörfer und Herrenhäuser hin und hin, und reiche Gärten. Die Straße hatte zahlreiche Abzweigungen, und auf allen fuhren Lastwägen und Herrschaftskutschen, trabten Reiter hin, eilten Menschen zu Fuß und an Schiebkarren. An demselben Tage sah Gabriel die erste Eisenbahn und den elektrischen Draht.

Und an demselben Tage erreichte er die Hauptstadt.

— Hast du gemeint, Gabriel, gleich, wie du mit Sack und Pack durch das Stadtthor gingest, kämen sie dir entgegen und sagten: Ei schau, des Heidepeters Sohn aus der Einöde! mit Freuden nehmen wir dich auf: sei uns gegrüßt! —?

— Nun, und ist dir Keiner entgegengekommen und hat Keiner so gerufen?

Keiner von den vielen Tausenden, die hier zwischen den hohen Prachtbauten zu Fuß und zu Pferd und zu Wagen an ihm vorüberwogten.

Gabriel stellte sich anfangs an eine Mauernische und meinte, das Gedränge würde vorüberziehen. Als es aber nicht vorüberzog, — als es immer wogte, als er immer brauste, — der ewige schäumende, gischtende, hochbewegte Menschenstrom, da stürzte sich Gabriel denn auch hinein, wie ein Tröpflein aus der Gebirgsquelle, und ließ sich mitreißen hinaus in das unendliche Meer . . . .

Da stand er auf einem großen Platz, den ein weiter Ring von Häusern und Palästen umschloß, und das war ein Hineilen über das Pflaster, ein Rasseln und Schnurren, ein Treiben an den Ständen und Buden, und das war ein feines, glattes Wesen an den Geräthen, an den Kleidern, an den Gesichtern, und ein Glitzern und Funkeln an den Fenstern und Auslagen. Männer in blauen Kitteln zündeten die Laternen an, und es schien doch noch die Sonne auf die Thürme und Giebel.

— Gabriel, du hast immer gemeint, du seiest Jemand, in der Einöde haben sie dich geliebt oder geneckt oder verspottet, aber beachtet haben sie dich Alle. Hier verschwindest du und bist nichts; ob du lebst oder stirbst, es fragt kein Mensch nach dir.

Ein Trommeln und Wirbeln übertönte plötzlich allen anderen Lärm, und viele Leute eilten einem großen Bretterbaue zu, der zwischen wilden Kastanienbäumen stand. Auf diesem Baue waren weißrothe Fähnlein und Fahnen gepflanzt; an den Wänden waren große Gemälde von Schlachten, Schiffsbränden, wilden Thieren und Menschen in den wunderlichsten Stellungen. Ueber einem rothen Vorhang, zwischen welchem Spiegel und brennende Luster schimmerten, stand

groß hingeschrieben: „Das Universum!“ Und ein Mann in buntem Anzuge, der auf einem hohen Gestelle stand und die Trommel handhabte, schrie: „Das Universum, meine Herrschaften! Alle Hauptstädte der Erde, alle sieben Weltwunder, drei feuerspeiend Berge und ein Seesturm, die Völkerschlacht bei Leipzig und das brennende Moskau um zehn Kreuzer! Ferner alle Merkwürdigkeiten der Thierwelt, der Drache mit den sieben Köpfen, das Krokodil, der Walfisch, der den Jonas verschluckt hat, Alles um zehn Kreuzer! Und im Extrakabinet das himmlische Jerusalem, die babilonische Schöne — unvergleichlich meine Herrschaften! —“ Die Stimme war heiser, es versagte ihr fast der Athem. Mit einem Lappen wischte sich der Marktschreier den Schweiß vom Antlitz und dabei vernichtete er die rothe Schminke, und nun marktschreierte er mit fahlen Wangen. Dann wieder rührte er die Trommel und die Menschen strömten in das hölzerne Haus.

— Das Universum! Wanderer von der Einöde, die ganze Welt auf einmal und um zehn Kreuzer!

Gabriel stand in einem Winkel neben dem Eingang, hielt seinen kleinen Bündel unter den Arm und legte die Hand an das Kinn, wie sein Vater that, wenn er einen schweren Gedanken hatte. — Um zehn Kreuzer! —Ja, wenn das Ding billiger wäre. Zehn Kreuzer ist ein bedeutender Theil seines Vermögens.

„Um fünfe darf Einer nicht hinein?“ frug er einen Mann, der in kohlschwarzen Kleidern an der Pforte stand.

Dieser sah den Burschen eine Weile an, gab ihm aber keine Antwort.

„Wenn ihr mich nicht hineinlaßt, so thut mir die Ge-

fälligkeit und sagt, wo der Professor Frei zu finden ist. Ich bin ganz fremd da und kenne keinen Menschen. Ich bin weit von der Einöde her und will mich umsehen in der Welt und was lernen."

„Den Professor Frei weiß ich nicht, aber —" der Mann mußte immer Karten abnehmen und konnte deshalb nicht weiter reden. Als aber Niemand mehr kam und der größte Menschenhaufe sich verlaufen hatte, wendete er sich gegen Gabriel und mit einer fremdartigen Stimme, welche die Worte nur so herausstieß, sagte er:

„Die Welt wollen Sie ansehen, junger Mann, und was lernen wollen Sie? Heissa, dazu gibt's die herrlichsten Wege. Parbleu, junger Mann, kommen Sie mit uns! Unser sind einige fünfzehn — junge, tolle Burschc, Kerle, wie der Blitz! Hallo hei! mit Sang und Klang geh'n unsere Straßen über Land und Meer und in allen großen Städten sind wir zu Haus, wie Einer!"

Der Mann strich sich den schwarzen Knebelbart, ein Lächeln zuckte über sein braunes Gesicht, seine dunkeln tiefliegenden Augen funkelten, und lebhaft schüttelte er seine langen, zurückgekämmten Haare.

Gabriel stand da und wußte nicht, was er sagen sollte.

„Künstlerleben!" — fuhr der Schwarze fort, „verstehen Sie's wohl? eine ganze Welt zu eigen haben und ein — Universum noch dazu, potz Himmel und Morgenstern, das soll uns der Kaiser von China nachmachen! Maulwürfe sind sie Alle, die da graben und sich verkriechen hinter dem Ofen, hinter den bestaubten Koderen, hinter den Zifferbudeln. Der

Künſtler iſt der Menſch! Kunſt und Univerſum! So kommen Sie mit uns!"

„Das wär' ſchon recht, 's ließe ſich überlegen," meinte Gabriel, „reiſen hätt' ich ſchon lange mögen. Wenn ich nachher wieder zurückkomm' zu meinen Eltern und der Müh' werth was profitirt hab'?"

„Ha, profitirt haben!" rief der Andere und verſetzte dem Burſchen einen derben Handſchlag auf die Achſel. „Ein Mordskerl wie Sie, friſch, wie 'ne Gemſe, kuraſchirt, wie ein junger Löwe, Ihnen kann's auf Ehre gar nicht fehlen! Sie haben auf unſeren Reiſen Gelegenheit, ſich die umfaſſendſten Welt- und Menſchenkenntniſſe zu erwerben, ſich in allen Zweigen auszubilden, alle erdenklichen Genüſſe zu koſten, auszuſchlürfen, mit einem Worte, manneswürdig zu ſiegen. Und um einen Maleſizjungen, wie Sie einer ſind, parbleu, zerfleiſchen ſich ja alle Weiber!"

Gabriel blickte zu Boden und erröthete ein wenig.

„Spaß apart!" ſagte der Schwarze und faßte den Burſchen lebhaft an der Hand. „Ich bin Eigenthümer des Panorama's und brauche gegenwärtig einen jungen Mann von Ihrem Schlage. Sie ſind bei mir gehalten, wie mein Sohn, ſie wohnen in meinen Etabliſſements und ſpeiſen an meinem Tiſch. Ich verſorge Sie mit Kleidern und Allem was Sie bedürfen, und die Arbeit, der Sie zu obliegen haben, iſt ein reiner Pappenſtiel. Täglich die Bilderrollen aufziehen, die Guckgläſer reinigen, die Transparentenlichter beſorgen und ein paar Plakate anſchlagen. Sie erhalten entſprechende Gage und in ein paar Jährchen ſind ſie ein verſilberter Mann. Zudem verſteht es ſich von ſelbſt, daß Sie mir nicht

verpflichtet sind, daß es Ihnen jederzeit frei steht, die Verbindung zu lösen. Also topp!"

Gabriel blickte auf den Sand und schupfte mit dem Stocke ein Steinchen hin und her. Endlich warf er seinen Kopf empor und sagte:

„Ich werde früher den Professor Frei fragen."

„Wie Sie wollen," versetzte der Panoramenbesitzer, „Professor Frei wird Ihnen dasselbe sagen, und zudem garantire ich Ihnen nicht, ob ich Ihnen bis morgen die Stelle reserviren kann. Wenn ich will, hab' ich in ein paar Stunden drei solche Bursche, und wenn ich zehn brauche, bin ich auch nicht verlegen. Nu, Sie gefallen mir just, und ohne daß ich erst frag', wer Sie sind, wie Sie heißen, biete ich Ihnen die möglichsten Vortheile an, mit denen Sie gewiß zufrieden sein werden. Also, junger Freund, topp!"

Zu verlieren, meinte Gabriel, hätte er nichts. Die Welt kennen zu lernen und Erfahrungen zu sammeln, sei er ausgezogen, und so wollte er denn in Gottesnamen einschlagen.

Da legte sich sanft eine fremde Hand auf seine Achsel und neben ihm stand ein junger, bürgerlich gekleideter Mann.

„Das müssen Sie wohl bedenken," sagte dieser halblaut zu Gabriel, „Sie kommen vom Lande und sind allzu arglos."

Der Bursche war ein wenig verblüfft, der Schwarze machte eine halb grüßende, halb wegwerfende Handbewegung.

„Beide Herren werden entschuldigen, daß ich ihr Gespräch vernommen habe," sagte der Mann in bürgerlicher Kleidung. „Der Bursche hier erkundigte sich anfangs nach

Professor Frei. Ich kenne den Mann und kann mit seiner Adresse dienen."

Gabriel wendete sich höflich grüßend, und der junge fremde Mann frug:

„Wollen Sie noch heute zum Professor?"

Als Gabriel es bejahte, rief er einen Lohnkutscher und drückte diesem die Adresse und die Taxe in die Hand. „Steigen Sie in den Wagen," sagte er zu Gabriel, „Sie sind aus der Einöde und ich bin Ihnen gerne gefällig. Bleiben Sie hier und sind Sie in irgend einer Nothlage, so bin ich Ihr Freund. Hier übergebe ich Ihnen meine Karte. Bei Professor Frei sind Sie auch in guter Hut. Kehren Sie aber wieder in das Gebirge zurück, so grüßen Sie mir die Einöde. Adieu!"

Ein flüchtiger Händedruck, der Fremde war fort. Gabriel saß in dem Wagen, und wie dieser davon rollte, machte der Panoramabesitzer eine mißmuthige Wendung und der Marktschreier begann wieder zu trommeln.

„Was sind das für Leute gewesen?" frug sich Gabriel, als er in dem geschlossenen Wagen saß und sich an den rothen Sammtpolster lehnte. „Der Eine hätt' mich schier gehabt, da hat mich der Andere ertappt. 's wird wohl so besser sein, Gott Lob! Wer der junge, freundliche Herr wohl gewesen sein mag? Ein Bekannter vom Professor Frei, und wer sonst noch? Er las die Karte: Alfred Graf Frohn, wohnt in der Humboldtstraße Nr. 5.

— Graf Frohn! Also ein Verwandter des Großteufel! Vielleicht gar ein Sohn des Verhaßten, des Unterdrückers der Einödmenschen, der den Heidepeter einmal unschuldig in's

Gefängniß werfen ließ. „Das war wohl von jeher ihr Trachten, uns Einödbewohner zu Grunde zu richten. Der wird auch nichts Anderes wollen.“

Gabriel riß die Karte mitten auseinander und schleuderte die Stücke zum Wagenschlag hinaus. Sein Gesicht war geröthet; er wäre am liebsten aus diesem Wagen gesprungen, er wollte keinen Dienst von Einem, der sich Graf Frohn nannte.

Dann überlegte er wieder, daß solche Gedanken eigentlich unsinnig seien, und daß er dem Fremden leicht Unrecht thun könne.

Der Wagen rollte schnell wie die wilde Jagd durch Gassen und über Plätze. Es war dunkel geworden, die Gegenstände und die Lichter flogen vorüber wie die dürren Ahornblätter der Einöde im Sturmwind. Nun sollte Gabriel bald den Professor Frei sehen, den unbekannten Wohlthäter, der ihm geschrieben hatte, daß er ihm zum Studiren verhelfen und ihn einer besseren Existenz näher führen wolle.

Aber macht man bei einem solchen Herrn die Aufwartung in staubigen Kleidern, in schmutziger Wäsche? — Emsig fächelte der Bursche mit dem Sacktuche den Staub von seinem Anzuge, dann warf er Rock und Brustfleck von sich und öffnete sein Bündel, um die Wäsche zu wechseln. Mit großer Behendigkeit streifte er das Hemd vom Leibe und schon warf er das frische über den Kopf, da stand das Gefährte still, da flog der Wagenschlag auf. Gabriel erhob ein Zetergeschrei und zog den Wagenschlag wieder zu, daß die Scheibe klirrte.

Der Kutscher sah die Verwandlung und lachte, wie ein betrunkener Brauknecht.

Gabriel verrannte sich in seiner angstvollen Eile in alle Richtungen seines Hendes. In einer recht zweifelhaften Toilette wankte er einige Augenblicke später eine breite, wohlbeleuchtete Steintreppe hinauf. Pochenden Herzens stand er vor der hohen Flügelthüre, auf welcher eine schwarze Tafel prangte: „Professor Frei.“

Mit seinem Bündel und dem Wanderstocke, wie er von dem Heidehause fort war, so klopfte er nun an diese Thüre.

Dreimal klopfte er, da rief eine dumpfe Stimme:

„Herein!“

Gabriel ging durch ein Vorzimmer und stand endlich vor einem wohlunterfetzten, ältlichen Mann mit einer hohen Stirne und einem blonden Vollbart.

„Wer sind Sie?“ frug dieser barsch und rückte den grünen Schirm seiner Studierlampe.

Der Bursche that einen großen Athemzug, dann ante wortete er:

„Ich bin der Sohn des Heidepeters in der Einöde, derselb' junge Mensch, dem's daheim keine Ruh' gelassen hat, der was Rechtes werden will, aber blutarm ist, dem Ihr den Brief geschrieben habt. Da bin ich jetzt.“

„Willkommen!“ sagte der Professor kühl, und reichte ihm die Hand.

— — — — — — — — — — —

Bis zu diesem Augenblicke, wo ihm Professor Frei die Hand zum Willkommen entgegenstreckte, haben wir unseren Gabriel getreulich begleitet. Hoffen wir nun, daß er geborgen

Univ. Bibl. München

ist, denn der Mann versprach, die Hand von seinem Schützlinge nicht mehr zurückziehen zu wollen, bis dieser was Tüchtiges geworden sei, oder sich der Wohlthaten unwürdig gezeigt haben würde. Er war ihm Nährvater und Lehrer.

Schon nach wenigen Wochen schrieb Gabriel an seinen Freund Rudolf unter hunderterlei Anderem: „Du bist ein armer geplagter Bauer, und ich bin ein Prinz. Die Leute hier meinen wirklich, ich sei was, und klopfen höflich an, wenn sie in meine Stube wollen. Nur dein Grüß Gott! geht mir ab, hier haben sie unschöne Grüße; den Frauen wird die Hand geküßt — du wirst es nicht glauben. Ich lerne, daß es eine Lust ist, und mit jedem Tropfen Wissen trinke ich drei Tropfen Wissensdurst hinein. Jetzt seh' ich's, es ist ein wahrer Jammer, was wir Einödler vernagelt sind. Ich schicke dir Bücher. Du kannst dich auch besser machen, als die Anderen daheim sind; was aus mir werden kann, das weiß ich noch nicht. — Und wie so eine Stadt ausschaut, das hätt' ich all' meiner Tage nicht geglaubt. Die Häuser sind so hoch wie unsere Tannen daheim und die Leute wohnen vier- und fünffach übereinander. Und die Stadtleut' sind all' tausendmal besser, als die Einödler; kein Mensch wird hier geschlagen."

Oft, wenn ein stiller Feierabend war, verließ Regina das Haus und ging hinab gegen die Kapelle, die verlassen und halb verfallen dastand, zwischen Erlengebüschen und hohen Föhren.

An einem rostigen Thürangel hing ein Weihwassergefäß. In dieses tauchte das Mädchen stets die Finger ein, besprengte sich das Gesicht und sagte halblaut:

„Jetzt gehe ich in das heilige Haus Gottes ein, die weltlichen Gedanken sollen weit von mir sein — hier bin ich vor Gott in der Ewigkeit!"

Dann kniete sie nieder auf ein Querbrett und sah zum uralten, in Einfalt gezierten Frauenbild auf. Sie betete mit Inbrunst:

„Himmelskönigin Maria, dein Bild verehr' ich und zu dir ruf' ich, weil mir so bang ist im Herzen. Mein Vater ist arm und kann sich nicht helfen, weil ihn das Unglück verfolgt, weil ihn die Leute verfolgen, und jetzt wollen sie uns gar das Haus wegnehmen und uns hinausstoßen aus dem eigenen Dach! Meine Mutter ist siech und will mir erblinden, und sie weint auch so um den Gabriel. Jungfrau Maria, und das ist auch mein größtes Anliegen, beschütz' mir doch meinen Bruder in der Fremde. Ganz unbekannte Leut' haben ihn fortgerufen, und ich weiß nicht, was sie mit

ihm thun. O heilige, reine Gottesmutter! jeden Samstag einen Kranz von Rosen und Marin, den flecht' ich deinem Gnadenbilde hier, wenn du meinem Bruder beistehst allzeit, weil ja ich nicht bei ihm sein kann, und weil er gewiß Niemanden haben wird, der ihn pflegt und auf ihn Obacht hat. Und jetzt bet' ich auch noch für mich, daß du mich fromm und geduldig sein lassest: die Leut' bringen gar allweg Schlechtes über mich auf und führen mich in die Versuchung. So und jetzt hab' ich dir mein Anliegen geklagt und jetzt geh' ich und sag': gute Nacht, Maria!"

Nichts auf Erden kann ein banges Herz so sehr beruhigen und trösten, als ein gläubiges Gebet. O, schleudert den armen, bedrängten Menschen nicht die Brandfackel des Zweifels in dieses Heiligthum, oder wenn ihr es thut, so lasset ihnen in euch jene Allmacht und Liebe angedeihen, die sie von Gott und seinen Heiligen so zuversichtlich erwarten. Könnt ihr das?

Regina verließ stets beruhigt die Kapelle und war wieder heiter und doppelt liebreich gegen ihre Eltern. —

Eines Tages im Spätherbst, als sie aus der Kapelle trat, stand Rudolf, der junge Haberthurmknecht an einem Baum, und zeichnete mit einem Weidenstäbchen Dinge in den frischgefallenen Schnee.

Das Mädchen erschrack beinahe und sagte:

„Willst leicht auch dein Abendgebet hier verrichten, Rudolf? Je, was schreibst denn da für Sachen in den Schnee?"

Der junge Mann zerstörte seine Zeichnung mit einem tiefen Strich, und versetzte zerstreut:

„Nichts. Geben will ich dir was.“

„Ja, das kann ich mir denken,“ lachte Regina, „fopp' du deine Leut', wirst kein Taglohn ſchuldig!“

„Einen Gruß von deinem Bruder bring' ich dir in dieſem Blümlein.“

Er hielt ihr das vertrocknete Maßlieb hin.

„Geh', meinſt mein Bruder hätt' kein' beſſeren Gruß für mich, wie ſo ein welkes Blümel da? Halt her! — Schau, ſchenken mag ich dir's doch nicht.“

Der Burſche ſtand da und blickte auf den Schnee.

„Willſt leicht noch was?“ frug ihn Regina.

Da reichte er ihr ſeine Hand, und ſagte:

„Gute Nacht, gute Nacht, und nochmals gute Nacht!“

Dann ging er langſam über den Waſſergraben, in welchem unter der Schnee- und Eisdecke der Waldbach murmelte, und jenſeits aufwärts gegen den Haberthurmhof.

Einmal erzählte es Rudolf bei Tiſche, daß es dem Heidepeter-Gaberl in der Stadt trefflich anſchlage und daß er kaum mehr zurückkehren dürfte in die Einöde.

„Das glaub' ich ſelber,“ ſagte der Haberthurm, ſeinen Löffel auf den Tiſch ſtemmend, „das laß ich dir gleich gelten, Rudolf, daß er nicht mehr kommt und ſeine Vaterleut heimſucht. Wenn du deinem ſauberen Freund ſchreibſt, ſo erzähl' ihm's nur, daß ſie im nächſten Frühjahr das Heidehaus in der Einöd', wenn er's kennt, abſchätzen und abſtiften werden, und ob er nicht ſo gut ſein wollte, dem Heidepeter einen Bettelſack zu ſchicken, aber einen kleinen, der Dalkert mag keinen großen ertragen!“ —

Es war noch weit vor dem Frühjahre, es war die Faschingszeit, und unten beim Zapfenwirth schlug der Rindenschlager-Lenz das Hackbrett. Wie da die Hämmerchen hüpften auf den glänzenden zirpenden Stahlsaiten, auf und ab, hin und her, von einer zur andern, und wie jede getroffene ein anderes Lied sang! Und was da die Leute tanzten und jauchzten; in der Stube flogen die Silbergroschen, wie draußen über der Scheune die Spatzen.

Oben im Heidehause ging es auch lebhaft zu, da eilten die Leute erregt und bewegt zur Thür aus und ein, und auch hier wurde zum Fasching ein Instrument gespielt. Nur daß dazu Niemand tanzte und jauchzte, denn der Hammer, der hier spielte, schlug nicht auf die klingenden Saiten — er schlug auf die armen, lebendigen Menschenherzen.

Der Hammer der Versteigerung.

Zahlreiche Gläubiger waren da und gingen im Hause umher und beguckten Alles, und eine Anzahl Kleinhüttler, Köhlerleute, die sonst betteln gekommen waren, polterten in den Stuben herum und warfen hochmüthige Blicke auf die Hausbewohner, die Alles geschehen lassen mußten und sich nicht rühren durften. Wenn der Heidepeter was sagte, wenn er bat, ihm das oder jenes, was ihm besonders an's Herz gewachsen, nicht wegzunehmen, so erhielt er keine Antwort.

Der Hahnenkamp war auch da.

Er trug heute einen großen, breiten Ledergurt um die Hüften, und da ſteckte er behäbig ſeinen beide Daumen hinein.

So ſchritt er im Hofe langſam umher, machte die Stall- und Scheunenthore auf und beſah und betaſtete die Wände und Thorſtöcke und die Bedachung, ob wohl Alles ſeinen guten Stand habe. Dabei pfiff er ein wenig.

Der Heidepeter ſaß neben ſeinem ſiechenden Weibe in der Stube und legte die Hand an das Kinn.

Klara hielt die blaue Schürze vor das Geſicht und ſchluchzte.

„Haſt denn nicht beſſer wirthſchaften können, Peter! Jetzt iſt Alles hin, was fangen wir an?“

„Wenn der Bub' daheim geblieben, hätten wir uns leicht noch durchgewürgt; aber haſt ihn ja ſelbſt noch fortgeſchoben mit deinen Reden, Klara. Mir darfſt keine Schuld geben.“

„So, und jetzt wälzeſt du noch alle Schuld auf mich, auf die arme, kranke Haut, die ſich nicht zu helfen weiß! Wenn mich der lieb' Herrgott nur gleich zu ſich nehmen thät, das wär' das Beſte!“

Sie ſchluchzte ſo heftig, daß ſie kein Wort mehr hervorbrachte. Der Peter mußte ſie ſtützen, daß ſie nicht auf den Boden fiel.

„Klara!“ hauchte er ihr auf die Stirne, „thu' dir's nur nicht ſo ſchwer legen. Sag' mir, 's wird wohl nicht unrecht ſein, wenn ich dein Gebetbüchel da in den Sack ſteck', daß ſie's nicht finden?“

„Wo iſt denn heut' die Regina?" frug Klara endlich und trocknete ſich die Thränen.

„Sie muß den Leuten das Korn vormeſſen und die Küh' aus dem Stall treiben," ſagte der Peter traurig.

Draußen in der Lauben, wo einſt der Schulmeiſter aufgebahrt gelegen war, ſtand heute ein Tiſchlein. Da fiel nun der Hammer nieder.

„Siebenhundert!" ſchrie der Amtmann.

„Achthundert!" rief ein Anderer.

„Achthundert zum Erſten!"

„Neunhundert!"

„Neunhundertfünfzig!"

„Neunhundertſechzig!"

„Tauſend!"

„Tauſend zum Erſten! Tauſend zum Zweiten!"

„Tauſendfünfzig!"

„Tauſend und fünfzig zum Erſten — zum Zweiten!"

Es war ſtill, die Leute hielten den Athem an.

„Tauſend und fünfzig zum Zweiten!" rief der Amtmann, „gibt Keiner mehr? — Tauſend und fünfzig zum — Dritten!"

Der Hammer fiel auf den Tiſch.

Das Heidehaus gehörte dem Hahnenkamp.

Jetzt entſtand eine lebhafte Bewegung, und mehrere Gläubiger fluchten und ſchrieen, ſie litten keine Verkürzung und ſie ließen es auf einen Prozeß ankommen.

Der Bader von Rattenſtein trat in die Stube.

„Heidepeter!" ſagte er, „es iſt ſchlecht ausgefallen, dein Haus mit Allem, was d'rum und d'ran, iſt um tauſend und

fünfzig Gulden abgeschlagen worden; schuldig bist aber um ein gut Stück d'rüber! Ich leid' keinen Schaden, Heidepeter, das sag' ich dir!"

„Könnt's mir ja den Rock vom Leib' ziehen," versetzte der Peter tonlos, „mir ist Alles recht."

Der Arzt polterte wieder hinaus.

Der Peter erhob sich:

„Gleich geh' ich es ihm sagen, daß er dich gesund macht," rief er aufgeregt. „Ich hab' ihm mein halbes Haus dafür gegeben, und ich schenk' ihm's nicht. Auf der Stell' muß er dich gesund machen, Klara, oder ich geh' zum Kaiser!"

„Sei nicht aufgebracht, Peter," beruhigte ihn nun Klara, „der Herrgott wird uns nicht verlassen in der Noth. Geh', ruf' mir die Regina her!"

Jetzt trat der Hahnenkampp zur Thür herein.

„Bleib' nur sitzen, Peter," sagte er mit einem Tone, der wohlwollend sein sollte. „Habt es freilich ausgeschrieen, ich wär' ein Wildling, aber das ist derweil nicht richtig, und ich sag' euch's gleich, ich werd' euch nicht hinauswerfen. 's Haus ist mein von dieser Stund' an, und euch laß' ich 's Oberstübel. Du, Peter, hilfst mir in der Arbeit und verdienst schon die Kost für dich und dein Weib. Ist wohl wahr, und ich sag's: Was mein ist, ist mein, und nicht ein Splitterl von meinem Güterl! aber Stein bin ich keiner. Kannst jetzt ein Eichtl rasten, Peter, und nachher, wenn die Beschau vorbei ist, gehst, den Schnee vom Graßhaufen wegschaufeln und hackst Streu ein!"

Der Peter sagte nichts, er that nur einen hohen Athemzug.

„Deine Tochter wird zum Ameishüter als Stallmagd hinauskommen," fuhr der Hahnenkampp fort, „wird ihm deine dreiundzwanzig Gulden Schulden abdienen, die nicht zahlt werden können. So, jetzt weißt es, und wenn du willst, so sag's auch deinem Weib."

„Hab's schon gehört!" rief Klara und wollte aufspringen, „weiß schon, daß ihr uns das Haus und unser Kind weggenommen habt's. Wollt's uns leicht allein lassen in unseren alten, mühseligen Tagen? — Hahnenkampp! — Er hört mich gar nicht an, lachen thut er noch und fort geht er, und Alle lassen sie uns allein. Peter, wir zwei sind zu viel auf der Welt, sie hätten uns am liebsten unter dem Gras. Aber sterben will ich noch nicht, bei Leib nicht! will's noch erleben, daß uns der Hahnenkampp um eine Nachtherberg bittet!"

„Ich möchte sonst nichts erleben," entgegnete der Peter, „als daß uns unsere Kinder ein' Ehr' machen thäten, und das ist allweg meine Hoffnung."

Regina kam herbei und tröstete die Eltern, und sagte, sie wolle ja gerne dienen und den Leuten die Schulden abstatten, und sie käme jeden Sonntag zu Vater und Mutter und thät sie mit Freuden pflegen. Sie that heiter, als sie dieses sagte, und sie wischte der Mutter die Tropfen von den Augen.

Da faßte Klara das Mädchen heftig zitternd an der Hand und führte es aus der Stube und hinab in den dunkeln Keller.

„Du gehst jetzt zu fremden Leuten," sagte sie hier, „und da muß ich noch was mit dir reden. Du bist aufgewachsen in Ehren, und bei deinen Eltern daheim hast du Gotteswegen nichts Schlechtes gehört und gesehen. Ich weiß nicht, verstehst mich schon, aber bei dem Menschen ist's einmal so, wenn er in seinen jungen Jahren ist, daß — Regina, jetzt schau her auf deine kranke Mutter, vergiß es nimmer, wie ich da steh' vor dir mit aufgehobenen Händen und dich bitte um Gottes Willen, thu' mir keine Unehr' an. Thu' dich allweg hüten, und wenn's Gott gibt, daß du einstmalen in den Eh'stand trittst — Regina, bring' den grünen Kranz mit zum Altare! — Daß du mich jetzt verlassen mußt in meinen alten Tagen, just deswegen werd' ich nicht sterben, aber wenn du mir mein heiliges Wort vergißt, so hast du mir die Grube gegraben!"

Gegen Abend schritt Regina hinab zur Waldkapelle, und nun erst brach in Weinen aus der Schmerz, daß es so gekommen war.

„Ich bin ein armes, verlassenes Mädchen," schluchzte sie vor dem Marienbilde, „und ich habe die heilige Pflicht, meinen Eltern beizustehen, aber die Leute reißen mich von ihnen fort. Jetzt will es dunkel werden in mir und die Nacht geht auf, und kein Mensch ist, der mir zurufen thät: gute Nacht!"

Endlich trocknete sich das Mädchen die Thränen von den schönen, dunklen Augen, that einen hohen Athemzug und sagte:

„Ei ja, Tag und Nacht, 's ist so der Brauch auf der

Welt. Die Sonne wird schon wieder kommen, das ist ein schlechter Christ, der verzweifelt."

Als sie aus der Kapelle trat, blickte sie erstaunt auf die Schneedecke. Hier standen die Worte geschrieben: „Gute Nacht, Regina!"

Wenn die Mutter Natur will, so bringt sie alle Menschen zum Lächeln.

Gram, Sorge, Liebweh mag noch so groß sein; jegliches Leid wird gemildert, wenn die Welt mit ihrem Frühling kommt. „Sei gut, sei froh und heiter, du Menschengemüth!" sagte Mutter Natur.

Auch in der Einöde und auf der Heide ist der Frühling schön, wenn er auch spät kommt, wenn auch erst die Junisonne den letzten Schnee zu schmelzen hat in den Waldschluchten.

Wohl lange schon war zergangen jener weiße, glitzernde Brief, auf welchem die Worte geschrieben standen: „Gute Nacht, Regina!" Tiefe Furchen hatte das Wasser gerissen, und viel Sand und Gestein hatte es hinausgeschwemmt auf die Wiesen des Zapfenwirthes und des Hahnenkampp.

Es waren viele Thränen geweint worden in der Waldschlucht.

Nun war Maien.

An den Rainen und Hängen blühten dunkelroth die Eriken, die Lärchbäume prangten in hellgrüner Farbe und

trugen purpurne Kätzchen; auf den Wiesen glitzerten zertheilte Wässerlein. Der säuselnde, summende, allebendige Wald wurde schattiger und dunkler, je mehr in den Aesten frische Zweige nachwuchsen. Die Ameisen kamen hervor und begannen ihre Arbeit mit den Harzkörnern, mit den Zapfenschuppen, mit den dürren Nadeln. Auf den Wipfeln hüpften die Lerchen und die Finken und die Rothkehlchen und die Meisen, und sangen. — Und hoch oben, im tiefblauen Himmelsauge kreiste ein Habicht und sein Gefieder schimmerte silberig in der Sonne.

Hinter den dunkelnden Hochwäldern aber ragen die leuchtenden Felszinnen der Wildschroffen empor, in deren Klüften noch der Schnee lagert.

Es liegt eine wunderbare Ruhe und Reinheit über der Einöde, obwohl einmal geäußert worden ist, die Hochgegend der Einöde mit ihren träumenden, raubthierreichen Wäldern und mit ihren weißen, scharfen Felskanten im Hintergrunde, sei in solchen Tagen wie ein lauerndes Ungeheuer, das die Augen halb zudrückt und die Zähne fletscht.

Aber, wie immer, in der lieben Zeit der Maien bringt Mutter Natur die Menschen zum Lächeln. —

Ueber das junge Federgras und über das dunkelroth blühende Wildkraut der Heide ging in sehr kurzen, langsamen Schritten der Heidepeter und führte sein Weib.

Klara's Kopf war dicht in Tüchern und Lappen gewickelt und sie hielt immer die Hand an den Mund, damit das Alpenlüftchen nicht zu sehr hinein käme, denn zum Alpenlüftchen hatte sie kein sonderliches Vertrauen. Auch that ihr der helle Sonnenschein weh. Sie ging gar schleppend und gebeugt

und hing ſich feſt an den treuen Ehemann, obwohl ſie behauptete, daß ihr recht gut ſei und daß ſie Troſt habe, endlich doch wieder geſund zu werden.

„Ich hab' was wahrgenommen, Klara," flüſterte der Peter geheimnißvoll, „wie ich jetzt vom Hauſe fort bin, hab' ich im Stübel die Schmalzkübel pumpern gehört; ich ſag', wir kriegen heut' einen guten Sterz, Klara!"

Ein guter Sterz, das war dem Heidepeter nach Weib und Kind das Liebſte auf Erden.

„Magſt ein Brod, Peter? ich hab' mein geſtriges Stückel da bei mir."

Und ſie kaute an einer vertrockneten Brodkrume.

Sie ſetzten ſich endlich auf einen mooſigen Stein und der Peter ſagte:

„Bin wohl rechtſchaffen froh, daß Sonntag iſt und daß Unſereins ein wenig raſten kann. 's thun mir halt doch dann und wann wulta (arg) die Händ' weh' beim Pflugführen in der Steinleiten."

„Thuſt dich frei ſo viel herabrackern, Peter, und du wirſt mir ſchier ein ganzer Haſcher; biſt eh' ſchon grehn (faſt) grau auf dem Kopf, und wirſt nach und nach letz. Wenn dir was iſt, Peter, ſo ſag's, leicht kann ich dir doch dann und wann Hilf' reichen. Freilich wohl, ſchön geduldig ertragen, wer's zuwegen bringen könnt', das wär' ein Glück. Und das, denk' ich, fragt Einen unſer Herrgott, wenn man anklopft bei der Himmelsthür: Haſt Kreuz und Leiden tragen? Geh', zeig' mir deine Schultern! Biſt auf dornigen Wegen gewandelt? Geh', zeig' mir deine Füße! So komm' herein, die Erden werd' ich verbrennen mit ihrem Kreuz und Leiden,

und im Himmel wollen wir zuſammen verbleiben. — Dasſelb', denk' ich, ſagt der lieb' Herrgott, wenn Unſereins vor die Himmelsthür kommt."

Der Peter lächelte mit feuchten Augen.

„Ja, und jetzt muß ich dir was ſagen," fuhr ſie fort, „ich thät am nächſten Sonntag ſo viel gern nach Rattenſtein hinaus humpeln, ich weiß ja ſchon völlig nimmer, wie eine Kirchen ausſchaut. Schau, Peter, 's könnt' bei mir auf einmal zum Sterben ſein."

„Dasſelb' iſt wohl richtig," verſetzte der Mann gedrückt, und legte die Hand an's Kinn.

„Und zuletzt wär' gar vom Gabriel wieder ein Brief beim Poſtmeiſter!"

„Ja, und ein Fünferpflaſterl d'rin," liſpelte der Peter ſchmunzelnd.

„Dasſelb' iſt mein' größte Freud', wenn ich an den Buben denk'," ſagte ſie und tappte zitternd an ihren Buſen, „da trag' ich all' ſeine Briefe mit herum."

Die Eheleute lächelten ſelig.

„Und wenn ich bei der Arbeit bin," ſagte der Peter, „oder wenn ich allein wo geh' und ſteh', ſo bet' ich halt gern für unſere Kinder; ſie meinen es uns gar ſo viel gut, allbeid' — ich denk', 's wird noch Alles recht werden. Geh', Klara, magſt mir heut' nicht das Lied vom armen Dienſtmägdlein ſingen?"

Das Weiblein ſchmunzelte ein wenig hinter dem Tücherwall. Singen, das war ihr Lebtag was für ſie, und wenn ſie überlaut auch ſagte, ſie könne gar nicht mehr, ihre Kehle ſei ſo rauh, wie ein alter Lodenſack, ſo war es ihr doch im

Herzen recht, wenn Jemand ſie bat um ein Lied. — Der Peter war ihr ja einſt, als ſie Ziegen hütete, im Walde nachgegangen, ihres Singens wegen, hatte ſie kennen gelernt und hatte ſie hierauf geheirathet.

Darum war ihm ihr Geſang immer noch lieb zu hören.

Klara hüſtelte nun ein paar Mal, um die Kehle zu glätten, dann ſchlug ſie ein klein wenig die Tücher auseinander und begann leiſe — halb ſingend, halb ſagend — Peter's Lieblingslied:

„Es war ein armes Dienſtmägdelein,
Gar keuſch und rein im Leben;
Das ging wohl alle Tag in Wald;
Da fand es eine Bildnuß bald,
Die that es wunderſchön zieren.

Die Bildnuß war alle verwiſcht und wild,
Die Bildnuß war kaum zu bekleiden,
All' Tag mit ein' friſchen Blümelein,
Wie's auf der Heiden ſtunden —"

Hier wurde die Sängerin unterbrochen.

„Peter!" rief eine derbe Stimme vom Hauſe her, „wo hat dich denn der Geier wieder, du Daltert!"

„Der Bauer," ſagte der Peter ſeufzend, „jetzt muß ich gleich zum Haus hinablaufen, 's wird ein' Arbeit für mich ſein. Hatſch ſchön ſtad nach."

Und als er zum Hauſe kam, fluchte der Hahnenkampp, und der Zapfenwirth, der neben ihm ſtand und mit ſeinen triefenden Augen blinzelte, ſagte höhniſche Worte, die dem Peter bis in's Herz hinein weh thaten.

„Mein Davidl läßt dich grüßen, Dalkert," ſagte der Zapfenwirth, „er wär' ſonſt mitkommen und hätt' dir ſein Kompliment gemacht, daß du's ſo weit bracht haſt, aber 's könnt' der Kettenhund toll werden, oder du hätteſt ihm gar wieder ein Fangeiſen gelegt. Ja, ja, Dalkert, die Welt iſt kugelrund!"

„Laßt mich in Ruh!" entgegnete der Peter kleinlaut, „ich und mein Weib haben euch nichts in den Weg gelegt und meine Kinder wohl gewiß auch nichts."

„Kommt er gleich mit ſeinen Kindern und prahlt ſich damit," lachte der Zapfenwirth. „Nu, ich will dir's nur ſagen, man hört ſaubere Sachen von deinen Kindern!"

Da wurde der Heidepeter lebendig:

„Was hört man von meinen Kindern? auf der Stell', Wirth, was hört man?"

„Geh' ſelbſt nachfragen, ich bin kein Poſtentrager, ich bin der Zapfenwirth!" war die Antwort.

„Nur peinigen wollt ihr mich und mein Weib!" rief der Peter mit bebendem Tone.

„Jetzt troll dich einmal, alter Brummbär!" ſchrie der Hahnenkampp, „Futtermähen geh', oder ſollen die Melkkuh' heut' nichts freſſen? Du fragſt gleich nach der fetten Butter, aber ſonſt fragſt nach nichts. Wie du dich ſelbſt aufgefreſſen haſt, ſo willſt auch mich auffreſſen. Nu — muß ich dir weiterhelfen?"

Der Bauer drohte mit der Fauſt, aber der Peter blieb auf ſeinem Fleck ſtehen.

„'s iſt wohl heut' Sonntag," ſagte er endlich, „und die Sonntagsſchänderei iſt bei mir nie der Brauch geweſen.

Hätteſt zum Futtermähen auch die Kuhmagd — aber ich geh' und thu' deinen Willen. Euch aber, Zapfenwirth, frag' ich noch vor dem Amtmann, was für ſaubere Sachen ihr von meinen Kindern wißt."

Der betagte Mann langte die Senſe von der Vorwand und ging hinab auf die Wieſe. Und es war doch Sonntag und Ruhetag, und die Leute vergnügten ſich und ſammelten Kraft für die nächſtkommenden Werktage. Nur er mußte das Zugthier ſein, das keine Ausnahme erfährt.

Traurig ſtand er da und ſtarrte nieder auf das grüne, friſche Gras. Siehe, da ſaß auf einem Riſpenhalm eine Heuſchrecke, und die hielt ihre zwei Vorderfüße gefaltet empor gegen den hohen, blauen Himmel. Da perlten dem Manne die heißen Thränen über die Wangen. — Alles hält Sonntag, ſelbſt das Inſekt im Graſe feiert den heiligen Tag in ſtiller Anbetung Gottes. —

Aber Gehorſam und Sanftmuth iſt auch ein Gottesdienſt — hatte Gabriel einmal aus einem Buche geleſen. Der Heidepeter dachte daran und ſenkte die Senſe in das Gras.

Muß ein wenig zu den alten Heidepeterischen hinaufschauen, hatte sich Rudolf, der junge Haberthurmknecht, gedacht. Er war heute in kleidsamer Sonntagstracht und hatte den rothen Brustfleck an und den grünen Hosenträger um, und aus der inneren Tasche seiner grauen Lodenjoppe lugte nebst einem blauen Päckchen eine Klarinette hervor. Das Instrument verstand er und an jedem Sonntage blies er darauf einen lustigen Jodler zur Ehre Gottes. Seine blonden, krausen Locken trug er hinter die Ohren gekämmt, und er hatte dadurch eigentlich eine neue Mode in die Einöde gebracht. Wie früher alle Burschen ihre Haare vorne herab über die Stirne, gar über die Augen wischten, so kämmten sie dieselben jetzt zierlich nach rückwärts und blickten aus diesem Anlaß gerne in ihre Handspiegel, ob sie wohl so aussahen, wie der junge Haberthurmknecht. Dann hatten auch die Mädchen zu ihren Liebhabern gesagt: „Geh', ich will dir was anrathen. Wenn du magst, so mach' ich dir so einen rothen Brustfleck, wie der Haberthurm-Rudolf einen hat!" Aber als endlich alle Burschen ihren rothen Brustfleck trugen, so sahen die Mädchen doch immer heimlich nur auf den Rudolf.

Der war aber auch in Allem ein ganz Anderer!

Einmal hatte die Zapfenwirthin die Hand des Haber-

thurm lange in der ihrigen gehalten und ſie ſchier zärtlich geſtreichelt und zuletzt dem Bauer in's Ohr geliſpelt:

„Glaubſt, Haberthurm, ich kann mir's nicht denken, wo du deinen jungen Burſchen genommen haſt? O, du biſt geſcheidt!“

Dem Haberthurm flog eine leichte Röthe über das verwitterte Antlitz.

„Halt ja,“ flüſterte die Schenkin, „ſo was hält man gern hinter'm Zaun, aber der Zapfenwirthin macht Einer keine Kohle blau. Nun, halt her dein Ohrwaſchel: dein Rudolf iſt ein Grafenſohn! Gelt?“

Der Bauer that einen Lacher.

Und nach zwei Tagen ſprach man in der ganzen Einöde davon, daß der junge Haberthurm ein Grafenſohn ſei.

Kurze Zeit darauf ließ der Haberthurm den Rudolf zu ſich in ſeine Stube kommen, und offenbarte ihm den Entſchluß, das Gut nach altem Gebrauche des Haberthurmhofes einem Nachfolger zu verſchreiben. Ohne daß er die ſonderbare Bedingung näher berührte, trug er dem Jüngling die Beſitzung an.

Rudolf ſuchte in ſeiner Ueberraſchung vergebens nach einer Entgegnung, da faßte ſchon der Alte mit Innigkeit ſeine Hand und ſagte:

„Es bleibt ſchon dabei, Junge. Ich werde alt, du biſt mir an's Herz gewachſen und verſtehſt das Hauſen und Bauen.“

Mit ſehr bewegter Stimme hatte er die Worte geſprochen. So hatte Rudolf ſeinen Ziehvater nicht gekannt.

Die Aussichten waren nun schön, aber Rudolf war ernster als sonst; er sann oft nach, wie das kam und wie das werden sollte.

Und auch noch ein Anderes gab dem Jünglinge viel zu sinnen und zu träumen.

Als er an diesem Sonntag, auf dem Gang zu den Heidepeter'schen, an der Kapelle in der Waldschlucht vorüber kam, da dachte er an den lieben Winter, der hier einst ein großes, weißes Blatt ausgebreitet hatte, auf das Jemand die Worte schrieb: „Gute Nacht, Regina!"

Er ging langsam, stand dann einen Augenblick still vor der Kapelle, that ein kurzes Gebet und ging weiter.

Er sang ein Liedchen:

„Möcht alleweil gern wandern,
Weiß selber nicht wohin?
Ich bin halt so traurig,
Geht nichts nach mein' Sinn.

Wo ich geh', wo ich steh',
Thut mir mein Herzerl so weh,
Hab kein' Rast, hab kein' Ruo,
Bin ein trauriger Bua!"

So kam er hinauf und ging hin über die ebene Heide; da sah er auf dem Stein die mühselige Heideveterin sitzen. Sie schien sehr betrübt zu sein und betete leise.

Der Bursche setzte sich zu ihr und suchte sie zu erheitern; er bat sie, daß sie ihm einmal die Geschichte von der Heide erzähle, die sie schon so lange versprochen habe.

Das that er, um das arme Weib aus dem Trübsinn zu bringen.

„Das freut mich so, daß du mit Unsereinem was redest," sagte Klara herzlich, „alle andern Leut' treten uns schon völlig unter die Füß'; gar solche, denen wir in den besseren Zeiten was Gutes haben thun können. Mein Peter hat jetzt wieder arbeiten müssen, hat gar nicht einmal einen Sonntag mehr; er hat's zehnmal schwerer, wie der Unterknecht, und jetzt wollen sie ihm den Himmel auch schon wegnehmen. — Nein, aber daß die Regina heut' nicht kommen will; da gehen wir schon stundenlang hin und her zwischen den Steinen und schauen ihr entgegen — sie will halt nicht kommen. Der Gaberl schreibt auch schon eine Zeitlang nicht mehr; zuletzt werden wir, ich und der Peter, wohl ganz allein ankommen."

„Das wird nicht sein, Mutter Klara. Die Regina wird kommen; erzählt mir derweil die Geschichte."

Das Weib rückte sich ein wenig zurecht; es that ihr wohl, daß noch Jemand war, der ihre Lieder und Märchen gerne hörte.

„Die Einschichtres weiß halt solche Dinge," begann sie nun, „und sie hat's hundertmal erzählt, daß da auf der Heid', wo wir zwei jetzt sitzen, und bis hinab zum Haus, in der alten Zeit eine große Stadt gestanden ist. Beim Bau derselben haben die Leut' statt Mörtel Wein und Honig genommen. Auf den Dächern und Thürmen haben am hellen Tag die Flammen herausgeschlagen — aber keine rechten Flammen, das hat nur so geleuchtet und gefunkelt, weil die Dächer von Gold gewesen sind. Ja mein, das soll ein glück-

liches Leben gewesen sein in dieser Stadt, und man hat keine Krankenhäuser und keine Gefängnisse gefunden. Durch die Stadt ist ein silberklares Bächlein geronnen, — ich denk', das wird wohl dasselb' gewesen sein, das jetzt in der Schlucht unten rinnt. — Ja, und nach diesem Bächlein ist einmal ein Goldfischlein heraufgeschwommen; weiß der liebe Gott, von wo das herkommen ist, aber es hat den Kopf aus dem Wasser gereckt und hat von einem wunderbaren Land erzählt. In demselben Lande soll kein Pflug und kein Hammer und keine Holzaxt gewesen sein, sondern überall nur Gold und Edelgestein im Ueberfluß, und Freuden dabei. Und das war Alles von selbst geworden und die Menschen hätten kein Gripfel zu thun gehabt, als nur zu genießen und immer zu genießen. — So hat's dasselb' Goldfischlein erzählt und die Einwohner von dieser Stadt haben die Worte mit Freuden gehört, und haben sich daran gemacht und haben es in ihrer Stadt auch so wollen einrichten. Den Pflug und den Hammer und alles Arbeitswerkzeug haben sie vernichtet, und schau, Rudolf, da ist richtig die freudige Zeit gekommen, und die Menschen haben gelebt in Lust und Genuß; da ist es aber anders geworden. Anstatt der milden, lieblichen Luft, die früher da gegangen ist, wie im Paradies, haben nun von den Wildschroffen herab kalte, eisige Winde zu wehen angefangen, der Boden ist eingefroren, kein Halmlein und kein Blümlein ist mehr gewachsen. Aber wie's denn schon hat sein müssen, im Hunger und in der Noth sind die Menschen nur allweg noch wüster geworden, und Tag und Nacht haben sie daran gedacht, was das Goldfischlein gesagt hat. Da ist's noch eine Zeit so fortgegangen und die Leut' haben ein gottes-

läſterlich böſes Leben geführt. Ja, Rudolf, und da iſt einmal ein Oſtermorgen gekommen. Das dank' ich ewig meinem Gott, daß ich an demſelben Oſtermorgen nicht dageweſen bin. Ein fürchterliches Erdbeben iſt gekommen, und auf den goldenen Dächern ſind jetzt gar die rechten Flammen ausgebrochen, und die Stadt hat angefangen zu ſinken und iſt verſunken tief, o tief hinab, mit allen ihren Schätzen und Bewohnern. — So iſt das geſchehen, und deswegen iſt jetzt die Heide da, auf der nichts wachſen will und auf der kein Glück ſein kann.

Rudolf hatte kaum geahnt, daß das Weib noch ſo erzählen konnte; das Märchen hatte ihn ſehr bewegt.

„Und wie gerade der Peter und ich da auf dieſe Heid' kommen ſind, das kann ich mir mein Lebtag nicht denken; er hat das Heidehaus halt von ſeinem Vater kriegt, und mich hat er da oben im Wald einmal ſingen gehört, und dann hat er mich gehziratet. Vor der lieben Frau ſag' ich's, wenn ich das im Voraus hätt' wiſſen können, daß ſo eine Krankheit über mich kommt, ich hätt' meiner Tage nicht geheiratet; ich hab' den Peter um's Haus gebracht."

Klara ſchwieg und nickte in ſich zuſammen. Endlich aber erhob ſie wieder das Haupt, ſo, daß die Tücher zurückfielen und ihr bleiches, eingefallenes Geſicht mit den matten Augen frei in die tiefe Bläue empor ſah.

„Und wenn's auch ein Elend iſt auf dieſer Erden, der Himmel iſt halt doch über uns, der Himmel iſt ein weiter Schirm; es ſei das Glück oder das Elend noch ſo groß, der liebe Himmel deckt es ein!"

Klara drückte nach dieſen Worten die Augenlider zu.

Rudolf führte ſeine Hand zögernd gegen die innere Rocktaſche; er war verlegen. Wollte er das Inſtrument erfaſſen? Wollte er dem mühſeligen Weiblein zu Dank für das ſinnige Märchen was vorblaſen? Stetig zögernd zog er endlich das Päckchen hervor.

„Mutter Klara," ſagte er und wickelte das blaue Taſchentuch ab, „er iſt mir übrig blieben am letzten Sonntag, und ſchlecht iſt er nicht."

„Uh, was haſt denn da, du Närriſch?"

„Grad' auch keine gebratenen Tauben; ſo ein Schinken iſt's halt. Leicht mögt ihr ihn beißen — thät recht kräftigen."

Das arme Weib nahm das Geſchenk mit beiden Händen und bedankte ſich zu tauſendmalen.

„Und beißen — dasſelb' werden wir ihn ſchon, der Peter hat noch rechtſchaffen gute Zähn'!"

Als endlich Rudolf wieder ſeinem Hofe zuſchritt, begegnete ihm Regina, die vom Ameishüter kam und zu ihren Eltern ging.

Wie wenn ihm wer einen Stein auf die Bruſt geworfen hätte, ſo war es dem Jüngling, als er das Mädchen plötzlich vor ſich ſah.

— Jetzt gilt's, — ſagte er zu ſich, — jetzt faß ich ſie bei der Hand, jetzt nehm' ich ſie um den Hals, jetzt drück' ich ſie ſo feſt an mich, wie ich nur kann, jetzt ſag' ich ihr Alles!

„Gehſt zu deinen Vaterleuten hinauf?" redete er Regina an: ſein Ton war kühl.

„Ja, und ich bin heut' ſchon rechtſchaffen ſpät d'ran;

meine Nätherei für die Mutter da hat mir so zu schaffen geben."

„Wie geht's dir denn allweg beim Ameishüter, Regina?"

„Dank der Frag'. Mag wohl fleißig ansteigen, daß ich hinauf komm'."

Sie war bei diesen Worten nicht einen Augenblick stehen geblieben, sie hatte den Burschen nicht einmal angesehen, hatte vor sich gerade auf den Boden hingeschaut, um den Steinen auszuweichen.

So war sie fort.

Rudolf setzte sich auf den Holzzaun und führte ein Selbstgespräch.

„Rudolf, du bist eine Letfeigen. Hast du das Mädel gern? Ei gar nicht, und nicht ein Bissel. — Ist es dir gleich, ob sie bei ihren Eltern ist, oder beim Ameishüter? — Meinetwegen, ich stoll' kein Guckwandl zu ihr. — Wenn sie beim Wirth auf dem Tanzboden wär' und du solltest mit ihr tanzen! — Ja, im Winkel laß ich sie stehen und schau sie gar nicht an. — Wenn sie aber ein Anderer nimmt? — Mich braucht Keiner d'rum zu fragen. — Wenn sie aber der Davidl nimmt? — Meinetwegen. — Nein, sag' ich, der nicht! Davidl, du Fuchsbartelbub, wie du mir die Regina anrührst, so schlag' ich dich nieder."

Er brach einen Stecken vom Zaun, er schwang ihn. Da lachte es hinter ihm. Der Haberthurm stand da.

„Bist toll, Rudolf!" sagte er, „was brichst mir meinen Zaun? Rudolf, der Zaun gehört mein! — Schau, ich reiß auch einen Stecken ab, ich kann's thun, kann den ganzen

Haberthurmhof abreißen, wird mir kein Menſch was ſagen. Ich bin der Haberthurm. Junge, du meinſt, du kriegſt mein Haus und Hof? Meinen kannſt es; aber ſag' mir einmal, was haſt du den Namen Regina zu nennen, wenn du auf dem Zaun ſitzeſt? Hörſt, das iſt verboten, wenn du auf Haberthurms Zaun ſitzeſt! Du kennſt die Satzung, ſollſt auch Haberthurm werden; kriegſt Haus und Grund und 's bleibt dabei. Wenn dir aber ein Weibsbild im Kopfe ſitzt, ſo bleibt 's nicht dabei. Schau mir in's Geſicht, Bub, und lehn' dich nicht ſo an den Zaun, drückſt mir ja alle Stangen auf's Feld!"

Die beiden Männer gingen, ohne noch ein Wort zu ſagen, neben einander in den Hof.

Als Rudolf hierauf am Abend in ſeiner Kammer war, ſaß er lange am Rande ſeines Bettes.

„Und es iſt eine rechte Dummheit," murmelte er und biß die Zähne zuſammen, „lauter Einbildung. Leſen hätt' ich nichts ſollen davon, jetzt red' ich mir ein, daß ich verliebt ſei. Das Waſſer hat ſeinen Lauf, das weiß, daß es abwärts muß, und 's gibt für ihn keinen andern Weg: die Flamme muß aufwärts, es hilft ihr nichts. Die Zeit hat auch ihren Lauf, die muß vorwärts. Der Menſch kann abwärts und aufwärts, rückwärts und vorwärts, es liegt an ihm. Gut, wenn's an mir liegt, ſo will ich ein reicher Bauer werden. — Nimm ſie, rothhaariger Davidl, und tanz' mit ihr, wie du magſt. Die Spiellent' pfeifen zu Allem."

Dann legte er ſich zu Bette, und ſich bequem rückend, hauchte er:

„Ah, 's iſt doch am beſten allein im Bett: Man

kann ſich ſtrecken und recken, wie man will. Und man hat einen feſten Platz auf Erden, und der gehört Einem zu eigen und keinem Menſchen ſonſt. Das iſt was werth. Der alte Haberthurm hat es doch geſcheidt gemacht mit ſeinem Teſtament."

Aber Rudolf konnte nicht einſchlafen, und es war doch das Lager ſo weit und ſo bequem. Ein Amulet von ſeiner längſtverſtorbenen Mutter, das er ſtets um den Hals trug, küßte und drückte er an die Bruſt. Es wollte ihm ſchier nicht genug ſein.

In ſeiner erſten Studienzeit wohnte Gabriel in dem Dachkämmerlein einer entlegenen Vorſtadt.

Er hatte aber doch zu früh gejubelt. In der Bildungsanſtalt ging es ihm ganz trefflich, aber nun kam eine Zeit, in welcher er ein tiefes Weh empfand in ſeinem Herzen.

— Gabriel, wie du da traurig warſt!

— Warum freut dich das Leben auf einmal nicht mehr, mitten in deiner blühenden Jugend? — Du meinſt, die Stadt, in der du wohnſt, gehöre nicht in dieſelbe Welt, die Gott erſchaffen hat. Du haſt verloren die grünen Matten und die geliebten Wälder deiner Heimat, du kannſt nimmer wandeln auf der ſtillen, ſonnigen Heide. Die Stadt iſt öde und fahl und ſchwül zum Verſchmachten, die Menſchen ſind wie Eiszapfen, ſo glatt und glitzernd, und ſo kalt!

Leugne es nicht, Heidepeters Sohn, du haſt Heimweh!

Wie möchte das ſein, auf Künſtlerfahrten, mit Sang und Klang und dem Univerſum, über Land und Meer, und in allen großen Städten zu Hauſe? —

Oft zogen unten hochzeitliche Menſchen vorüber, aber er durfte keine Mitfreude haben, es waren fremde Leute, die ſeiner nicht achteten. Oft ſchwebte ein Leichenzug durch die Gaſſe, dem nahen Friedhofe zu; aber er durfte kein Mitleid zeigen. In der Stadt kümmern ſich die Menſchen nicht um einander, es mag Einer freien oder ſterben. Wenn in der Einöde an einem Hauſe ein Heuwagen vorüber fährt, ſo macht das mehr Aufſehen, wie wenn ſie hier einen todten Menſchen vorübertragen.

Gabriel lehnte oft am Fenſtergeſimſe und ſah hinab auf die ſteinige Gaſſe, auf die hunderterlei Menſchen, die hier unten vorüber gingen. Eile hatten ſie Alle; iſt doch der Weltgenuß zuſammengepfercht in den Städten, und da will Jeder möglichſt viel erfaſſen, und da klettert Einer über den Andern hinauf und tritt viele Köpfe blutig. Iſt er aber oben, ſo erfaßt ihn der Schwindel. — So dachte ſich Gabriel oft und einmal ſchrieb er ſeinem Freunde: „Das hab ich mein Lebtag nicht gehört, was da die Leute treiben; wenn ſie mit dem tollen Weltgenuß fertig ſind, bringen ſie ſich ſelber um. Rudolf, bleib' du in der Einöde!"

Einmal, zur Abendzeit, als auf der Gaſſe der Lärm ſich etwas gelegt hatte, als die Goldknöpfe auf den höchſten Thürmen der Stadt ſchon erblindet waren und nur noch die höchſten Wolken im Abendſonnenſtrahle erglänzten, hörte Gabriel einen Geſang, der ihn tief bewegte.

Eine milde, klangreiche, herzinnige Stimme ſang das Lied:

„Ich ſeh' die lieben Vöglein flieh'n
In's Alpenland,
Ich ſeh' die heiteren Wolken zieh'n
In's Alpenland.
Nur ich allein
Muß traurig ſein.
Nur ich allein bin verbannt.
O, ſei mir gegrüßt, mein Alpenland,
Mein Alpenland!

Ich ſeh' die ewigen Felſen glüh'n
Im Alpenland,
Ich ſeh' die Flamme des Herdes ſprüh'n
Im Alpenland.
Nur im Herzen mein
Muß Dunkel ſein,
Nur ich allein bin verbannt.
O, ſei mir gegrüßt, mein Alpenland,
Mein Alpenland!"

Gabriel, als du dieſes Lied hörteſt, da wollte dein Athem verſiegen, dein tiefblaues Auge erſtarren, und als du hinaus blickteſt, um den Urſprung dieſes Liedes zu entdecken, da ſaheſt du in deiner Nachbarſchaft an einem Dachfenſter ein junges, blindes Mädchen. — Es ſchlug wohl ſeine großen, ſternloſen Augen auf, es ſtreckte langſam ſeine Hände aus, als wollte es die Abendwolken berühren mit den Fingerſpitzen. Dann ſtrich es ſich ſanft das loſe Blondhaar aus den leichtgeröthelten Wangen — dann trat es zurück und ſchloß das Fenſter.

Das Lied war verhallt in den lauen Lüften, zwischen den todten Steinen, aber in Gabriels Herz tönte, jauchzte, weinte es noch lange nach: O, sei mir gegrüßt, mein Alpenland!

Es kamen und vergingen schöne Sommertage. Gabriel haßte den heiteren Sonnenblick, weckte er doch nur Sehnen und Heimweh auf. Es war ihm wohler, wenn finstere Nebel lagen über der Stadt, da war er dicht eingewölbt bei seiner Arbeit und da vergaß er auf die Berge und Wälder.

Nur an den Abenden saß er gerne auf dem Fenstergesimse und träumte, und da sah er wohl zu Zeiten in der Nachbarschaft wieder das blinde Mädchen, es sang fürder liebliche Lieder, aber das vom Alpenland nicht mehr. Der Bursche hätte es zu tausendmalen gerne gehört, und um die Sängerin daran zu bringen, brummte er wohl selbst dann und wann ziemlich laut: „O, sei mir gegrüßt, mein Alpenland!“

Aber da zog sich das Kind zurück und schloß das Fenster.

Eines Tages, als Gabriel aus seinem Kollegium kam, sah er unter einer Platane des weiten, lebendigen Stadtparks einen alten, halblahmen Mann, und an seiner Seite das blinde Mädchen sitzen. Sie musizirten. Der Alte schlug das Hackbrett und blies zur Abwechslung auch die Flöte; das Mädchen spielte die Zither dazu. Die Leute blieben stehen und horchten schmunzelnd, die Flöte und die Zither klangen fast komisch zusammen. Die Lustwandelnden blickten theils spöttisch, theils mitleidig auf den krüppelhaften Greis und auf

das Kind mit den holden, lieblichen Zügen und den geſchloſſenen Augen.

Gabriel war zutiefſt bewegt. Für's Erſte zitterten ihm hier Weiſen ſeiner Heimat entgegen. So fein und zart iſt der Klang der Zither, daß er nicht blos lieblich an das Ohr dringt, ſondern daß er hineinrieſelt durch Mark und Bein bis in's Herz. Für's Zweite regten dieſe einkehrenden Töne in Gabriels Seele eine Empfindung auf, wie er ſie bisher noch nie wahrgenommen hatte. Er blieb lange ſtehen, und horchte, und blickte dem armen Mädchen in das Antlitz. Endlich kamen Studiengenoſſen heran, und weckten den Burſchen aus ſeinem Traum, und lachten ihn aus. Da ging Gabriel davon.

Der alte Mann und ſein Kind ſpielten unter der Platane, bis es Abend ward; dann erhoben ſie ſich und hingen ihre Inſtrumente um. Der Alte ergriff zwei Krücken, die neben ihm lagen, auf daß er ſeinen Körper ſtützen konnte, das blinde Mädchen hielt ſich ſanft an eine der Krücken — ſo zogen ſie langſam ihrer Gaſſe zu. Der Alte krabbelte mit den Fingern in ſeinem Sacke, es war nicht viel abgefallen. Die Leute hatten nur geſpottet und gelächelt, aber nicht viel gegeben.

Noch bevor die zwei mühſeligen Menſchen in ihre Wohnung kamen, wurden ſie in einer einſamen Gaſſe von jungen, lockeren Herren angehalten. Dieſe ſtreichelten das Mädchen am Kinn. Entrüſtet wollten die beiden Muſikanten davon, allein das ging bei ihren Gebrechen ſchwer. Sie wären dem Muthwillen der Gaſſenſtreicher ſchutzlos ausgeſetzt geweſen, da kam Gabriel des Weges und nahm ſich ihrer

an. Er mußte von den lockeren Gesellen einige Beschimpfungen erleiden, aber endlich machten sie sich aus dem Staube.

Gabriel begleitete den lahmen Mann und das blinde Mädchen bis zu ihrem Hause. —

Dann gingen wieder Tage des gewöhnlichen Lebens hin, Gabriel widmete sich seinen Studien. An einem kühlen Abend aber — es war im Oktober — hörte er von dem bekannten Fenster herüber ein halb unterdrücktes Klagen, und eine rauhe Stimme rief in Einem fort: „Ihr Bettelvolk, das Einem die ehrlichen Zinsen verzehrt, ihr Gesindel, das Stadt und Land aussaugt, weil es zu keiner Arbeit ist, und das man vertilgen soll, anstatt zu füttern. Bei mir ist kein Dach mehr, hinaus!"

Und in einigen Minuten später stand unten am Thore der alte Mann auf seinen vier Füßen, wovon zweie von Fichtenholz waren, und neben ihm das blinde Mädchen.

Ein paar Kleiderballen flogen ihnen nach durch die Thüre hinaus, und eine Seitenpfeife zuletzt, die auf dem Pflaster schrillernd hinkollerte.

Das Mädchen tastete nach dem Bündel, der Alte hob die Pfeife auf und murmelte:

„Wärest leicht zerbrochen auf diesen Steinen. Ist aber allzeit gut, wenn Einer Musik kann; wenn er zu keiner Arbeit mehr taugt, und ihn die Leut' hinauswerfen, wie einen wurmstichigen Fußschemel, dann geht er flöten. So ist's gut eingerichtet, und dir, du reicher, übermüthiger Hausherr, bring' ich heut' noch ein Ständchen!"

Und er blies in das Instrument, daß es kreischte und

winſelte, wie ein Hund, der mit Füßen getreten wird. Es waren markdurchdringende Töne, und die Vorübergehenden blieben ſtehen, und der Hausherr fluchte vom Fenſter herab und rief nach der Polizei.

Gabriel erinnerte ſich an ſeinen alten Schulmeiſter, der auch ſo hinausgeſtoßen worden war, der auch Muſik gemacht hatte in ſeiner Verzweiflung. — Von Mitleid bewegt wollte er auf die Gaſſe eilen und die armen Leute beſchützen. Aber wie beſchützen? Er war ein Bettelſtudent.

Da ſah er noch vom Fenſter aus, wie ſich ein Mann durch die Menge zu den zwei armen Geſtalten vordrängte, ſich erkundigte, was da vorging und den Alten eine Weile muſterte. In dieſem Manne erkannte Gabriel jenen Herrn, von dem er bei ſeiner Ankunft in der Stadt aus dem Bereiche des Panoramabeſitzers gezogen worden war und die Karte mit dem Namen: „Alfred Graf Frohn“ erhalten hatte.

„Was wandelt euch an, Alter,“ ſagte der Fremde und zog dem Obdachloſen die Flöte ſanft von dem Munde weg.

Da ſchlug der Alte ſeine hageren Hände zuſammen, ſo daß ihm eine Krücke zu Boden fiel und er einzuknicken drohte.

„In die Grube hinab mit mir und meinem Kinde!“ rief er aus. „Fremd auf weiter Welt und keinen Gott im Herzen, denn die Leute haben mich verſtoßen. Ich alt und lahm, mein Kind ſtockblind, ſo ſetzen ſie uns hinaus in die kalte Herbſtnacht!“

„Für Bettelvolk werden keine Stadthäuſer gebaut!“ rief der Hausherr zum Fenſter heraus, „ſchon vor neunzehn

Tagen ging die Zinszeit aus; dankt es meiner Barmherzigkeit, diese Tage sollen euch geschenkt sein."

„Aber Ihnen soll der heutige nicht geschenkt sein!" versetzte der Fremde bitter. „Wer Hunderttausende besitzt und einem seiner armen Mitmenschen das Obdach versagen und ihn hinausstoßen kann zur Noth und zum Verderben, — dem herzlosen Geldmenschen, ihm selbst werde zur labungsbedürftigen Stunde sein einzig Stück Brot zu einem Goldklumpen! Ich rathe Ihnen, daß sie bei Zeiten die Fensterläden Ihrer Wohnung schließen! — Und ihr, Alter, seid ruhig, für den Jäger Greg ist wohl auch noch irgendwo ein Dach gedeckt."

Der Greis starrte den Fremden überrascht an, dieser aber fuhr, zum Mädchen gewendet, schnell fort:

„Du armes Kind, trockne deine Thränen. Noch seid ihr Beide nicht verloren, denn alle Menschen sind zum Glücke nicht Hausherren und Millionäre. Für diese Nacht müßt ihr wohl in einem fremden Hause schlafen, morgen wird sich das Weitere geben."

Das hatte Gabriel gehört. Nun konnte er sich nicht mehr halten, er eilte hinab über die Treppen, um in seiner kindlichen Freude den edlen Menschen, und sei er auch des Großteufels Sohn, zu umarmen.

Als er auf die Gasse kam, hob der Fremde die Obdachlosen in einen Wagen, gab dem Kutscher Aufträge und die Adresse und wollte sich eben zu ihm auf den Bock schwingen.

Da faßte Gabriel seine Hand und sagte warme Dankesworte dafür, daß er sich so edel dieser Verlassenen angenommen.

„Ei, Sie sind ja der junge Mann von der Einode!“ sagte der Fremde, „ich brauche mich Ihnen auch nicht mehr vorzustellen.“

„Alfred, Graf Frohn,“ versetzte Gabriel mit einer Verbeugung.

„Und kennen Sie diese armen Menschen etwa?“

„Näher nicht, ich weiß nur, daß sie die letzte Zeit in meiner Nachbarschaft gewohnt haben, und daß der Alte Hackbrett- und Flötenspielen, das Mädchen Zitherschlagen und singen kann. Ich meine sie erwerben sich damit ihr Brod. Ich habe die Obdachlosen über diese Nacht schon in meine Wohnung führen wollen, — aber —“

Der Bursche stockte, er wußte dem Gedanken, daß er es aus Respekt vor dem jungen Mädchen doch unterlassen hätte, nicht Ausdruck zu geben.

„Dann sind Sie mir wohl nicht böse?“ lächelte der Graf, „ich kenne die Leutchen auch nur von der Straße,“ auch er stockte ein wenig bei diesen Worten; ich bin im Allgemeinen nicht gewohnt, mich um solche Wesen zu kümmern, wenn sie Einem aber in der Weise vor die Füße geschleudert werden, wie heute, da muß man sie doch aufheben.“

Er schrieb hierauf einige Worte auf ein Stück Papier, das er dem Kutscher übergab. Dann fuhr der Wagen mit den zwei armen Menschen ab.

„Werden sie in ein Armenhaus befördert?“ frug Gabriel.

„Nein, sie sind, glaube ich, hier nicht zuständig, und würden keine Aufnahme finden.“

„Also wohl in einen Gasthof?“

„Daran hab' ich nicht gedacht. Auch gut, will mit dem Hôtelwesen nichts zu thun haben, auch würde sich der alte arme Teufel mit seiner Tochter bei einer Table d'hôte verflucht unbehaglich fühlen. Ich habe sie in meine Wohnung bringen lassen."

Gabriel sah den Grafen an.

„Meine alte Schließerin wird die neue Partei für diese Nacht hoffentlich hegen und pflegen, wenigstens hat sie durch den Kutscher meinen Befehl dazu. Ich aber bin delogirt," setzte er lustig bei, „und muß mir noch einen Stein suchen für mein müdes Haupt."

„Herr Graf, ich verehre Sie," sagte Gabriel, „Sie handeln hier, wie ein Mensch handeln soll."

„Nun, Ihre Worte freuen mich, Herr — ei, wie wollen Sie doch genannt sein?"

„Ich heiße Gabriel Fels. Des Heidepeters Sohn, das hab' ich auch gern, ist mein alter Name."

„Also Heidepeters Sohn, Sie sind von der Einöde her. Ich bin auch just nicht weit von dort; Sie sind wohl noch nie in Frohnburg gewesen? Das thut nichts, wir sind einmal Landsleute und können noch gut Freund werden."

Gabriel reichte dem Grafen die Hand.

„Wissen Sie, was nicht übel wäre," fuhr Alfred fort, „wenn Sie vor mir etwas weniger Respekt hätten, als vor dem jungen Mädchen und für diese Nacht Ihre Wohnung mit mir theilen wollten."

„Sie spaßen, Herr Graf, ich wohne in einer Dachkammer."

„Das ist kein Grund, daß ich über die Nacht unter

freiem Himmel wohnen ſoll," verſetzte der Graf heiter. „Spaß und Ernſt, bringen Sie mich unter, da machen wir gleich nähere Bekanntſchaft!"

Und nachdem die beiden jungen Männer ein gemeinſames Nachtmahl verzehrt hatten, bei welchem Gabriel des Grafen Gaſt geweſen war, ſtiegen ſie hinauf in das Dachſtübchen.

„Sehen Sie, junger Freund," ſagte Alfred, „ſo ſollen es die Menſchen immer anfaſſen, friſch weg ſich einander erſchließen: mit den Steinen können wir ohnehin keine Gemeinſchaft haben, den Thieren ſind wir auch fremd, alſo Menſchen an Menſchen!"

Schnell ging's. Sie warfen ihre Ueberröcke von ſich, und Gabriel weihte den Gaſt ein in ſein Haus, in ſeine Arbeiten und Lieblingsbeſchäftigungen, zeigte ihm ſeine Zeichnungen und die Pflanzenſammlung, die er in den letzten Ferien von der Einöde mitgebracht hatte. Er wußte von jeder Blume die Lebens- und Sterbensgeſchichte, nicht blos die botaniſche, ſondern auch die, wo und wie er ſie fand, ob er oder die Schweſter Regina ſie pflückte, und was ſie in der Einöde für Namen hatten.

Alfred brannte ſich eine Zigarre an und ſagte dabei:

„Warum haben Sie mich nicht beſucht? Ich gab Ihnen doch einſt meine Adreſſe!"

„Weil ich dachte, daß Sie wahrſcheinlich der Sohn des Großteufels ſind, der die Einöde knechtet, und mit dem ich nichts zu thun haben wollte."

„Wen meinen Sie mit dem Großteufel?"

„Den Grafen Frohn, der die Einödwälder beſitzt."

Alfred lächelte ein wenig:

„Sehen Sie, lieber Freund," ſagte er dann, an den Tiſch gelehnt und Rauchfiguren blaſend, „ſo geht es, wenn man den Menſchen blos nach ſeiner Karſte richtet. Ich bin der Sohn des Großteufels, aber der Sohn des Vaters, iſt nicht der Vater. Warum ſollte ich es Ihnen nicht gleich darlegen: Wenn ich die Anſichten und Pläne meines Vaters getheilt hätte, ſo wäre ich heute nicht in dieſer Stadt, hätte keine Sorgen zu tragen, keine Berufsſchwierigkeiten zu überwinden, ich hätte keine Entbehrung kennen gelernt und kein Drangſal erfahren — ich wäre auf einem prächtigen Landſitz ein reicher Edelmann."

Er blies dichtere Wolken aus ſeiner Zigarre und ſagte leicht hinwerfend:

„Rauchen Sie?"

Als es Gabriel verneinte, fuhr der Graf fort:

„Mochte es mein Vater der Erziehung wegen gethan haben, oder weil ich ihm daheim zu unbequem geweſen war, er gab mich als Kind in eine Lehranſtalt. Er wird es bereut haben, denn nach einigen Jahren kam ich mit Grundſätzen heim, die ihm höchſt zuwider waren. Ich will Ihnen den Zwiſt zwiſchen Vater und Sohn nicht ausmalen, kam es doch ſo weit, daß mein Erzeuger mich ein Kind des Pöbels nannte, mich verſtieß und verläugnete. — Bitte, wenn Sie vielleicht der Rauch geniert?"

Gabriel verneinte ſchweigend und putzte die Lampe.

Der Graf fuhr fort:

„Mein Vater meint, ich ſei ein Rother. Ich roth, er blau — gibt braun, nun, wie er glaubt. Ich treibe nicht

Politik, ich bin kein Verehrer des Pöbels, ich erkenne den Adel an, ſo lange er Adel iſt und ſich nicht die Tirannei anmaßt. Das iſt eine verkehrte Weltordnung, die nur in ein Herrſchen und in ein Dienen zerfällt, außer nach dem Grundſatz: Jeder beherrſche ſich und diene den Anderen. Nach dieſem Sinne hat die Welt bis heute weder das Herrſchen noch das Dienen gelernt."

Gabriel kaute an einem Federkiel, endlich, nachdem ſein Gaſt ſchon eine Weile geſchwiegen hatte, verſetzte er:

„Da Sie ſich von den Ihren losgeſagt haben, einer anderen Menſchenklaſſe aber nicht angehören, wer werden Sie nun ſein und welche Zwecke werden Sie verfolgen?"

„Ihre Frage gefällt mir," verſetzte der Graf. „Ich hab's mit meinem Thun und Trachten darauf abgeſehen, mich glücklich zu machen, – mich, mich ſelbſt. Und Sie, mein Freund?"

Gabriel ſtichelte mit ſeinem Federmeſſer den Docht der Lampe empor, um ein helleres Licht zu erzwecken; dabei begann er dem Gaſte ſeine Geſchichte zu erzählen. Er verſchwieg nicht die traurigen Zuſtände der Einöde, und betonte, daß er den alten Grafen Frohn für den Feind ſeiner Landsleute halte. Alfred hörte mit Aufmerkſamkeit zu und lächelte, als Gabriel ſchloß:

„Am liebſten hätt' ich ſchon die ganze Welt glücklich machen mögen, aber ſeitdem ich an Alter und Weisheit zugenommen, geb' ich's bequemer, und begnüge mich, wenn es mir gelingt, den Meinen frohe Tage zu bereiten, und der Einöde auf die Füße und zum Kopfe zu helfen."

„Da ſieht man's gleich, daß Sie glücklicher ſein werden,

als ich, denn Ihre Wünsche erscheinen erfüllbarer, als die meinen. Es gibt aber Menschen, die nicht zufrieden sein können, so lange sie auf Erden noch einen Unglücklichen wissen. Solche Menschen sind zur Qual geboren.

„O, so lange nicht meine Freunde glücklich sind, bin ich's auch nicht," versetzte des Heidepeters Sohn nicht ohne Galanterie.

Alfred lächelte.

So saßen sie beisammen in dem Dachstübchen und sprachen. Sie hielten sich an der Hand, sie rückten sich näher.

Sie hatten fast das gleiche Alter. Alfred aber besaß einen kräftigeren Körperbau, als Gabriel. Er hatte gebräunte Backen, dunkle, kurzgeschnittene Haare und einen blonden Bartanflug; seine Augen waren grau, sein Blick hatte jenen Ernst und jene Gewalt, die dem Munde nicht selten manches Wort, der Hand manche That erspart.

Als es spät geworden war, begann des Heidepeters Sohn die drei vorräthigen Stühle aneinander zu rücken, auf einen derselben ein paar Bücher und darüber seinen Rock zu bauschen. Das war ein Nachtlager, und um dieses Lager erhob sich nun ein lebhafter Wettstreit: Jeder wollte darauf schlafen und dem Andern das regelmäßige Bett, das neben dem Bücherschranke stand, uneigennützig überlassen.

„Wenn Sie meinetwegen nicht in Ihrem Bette schlafen wollen," sagte Alfred entschieden, „so danke ich Ihnen für Ihre Freundlichkeit und gehe in ein Gasthaus."

Das war Befehl.

„Gut," sagte Gabriel, „so legen Sie sich auf die

Stühle, ich werde am Studiertisch sitzen und arbeiten bis morgen."

Da pferchte die alte Miethsfrau einen mächtigen Strohpolster zur kleinen Thür herein und bereitete für den Gast ein zweites, bequemes Lager. —

So war's an diesem Abende, und so leicht können sich Menschen nähern und finden.

Am andern Tage lud der Graf seinen neuen Freund ein, ihn bald zu besuchen. Dann begab er sich in seine Wohnung.

Schier wäre er zu spät gekommen; der alte Musikant und sein blindes Kind stolperten just die Treppe herab.

„Jesus," rief der Alte, als er Alfred sah, „da ist ja der Herr! Ich hätt' euch gesucht in der ganzen Stadt, und ich hätt' euch mit meiner Pfeif' gelockt bis zum jüngsten Tag, daß ich's euch abbitte. Wir sind gestern in dieses Haus und in dieses Zimmer gebracht worden, und haben darin übernachtet. All mein Lebtag, ich bin ein kecker Besen, aber das hätt' ich nicht gethan, wenn nicht die kalte Nacht dagewesen wäre. Nu, jetzt stehen wir wohl da, frisch und gesund, und bitten tausendmal um Verzeihung!"

Frisch und gesund!

Alfred beruhigte den Mann, aber er wußte kaum, was er sagte. Sein Blick haftete an den Zügen des blinden Mädchens. Eine Ahnung, die schon gestern bei der ersten Begegnung in ihm erwacht war, stieg deutlicher auf. Er unterdrückte eine Bewegung und mit einer erkünstelten Ruhe frug er nach den Lebensverhältnissen der armen Musikanten. Aber das Mädchen schwieg, und der Alte gab ungenügende Ant-

worten. Dabei ſtolperten ſie unausgeſetzt die Treppe hinab, es war, als ob ſie ſich ſchon wieder hinausſehnten auf die Gaſſe, auf die Straße, um zu muſiziren.

Dem jungen Manne aber war es klar, daß er dieſe Menſchen nun nicht mehr aus den Augen laſſen dürfe. Schnell faßte er einen Plan.

„Wo wollt ihr denn ſo eilends hin, ihr leichtſinnigen Leute?“ ſagte er die Beiden zurückhaltend. „Empfindet ihr's nicht, daß der Winter vor der Thür, und habt ihr ſchon vergeſſen, daß euch geſtern die Stube gekündigt worden iſt? Zum Glücke läßt der Himmel durch andere Leute für euch ſorgen. Ich bin von Jemandem beauftragt, für euch eine Winterwohnung zu miethen.“

Faſt mit Gewalt transportirte er die Leutchen in den Wagen, und dann fuhr er mit ihnen in eine ruhige Vorſtadt. Dort miethete er eine Stube und kaufte dazu Holz und Steinkohlen.

„Das iſt für den nächſten Winter euer Daheim,“ ſagte nun Alfred, die Hand des Mädchens in die ſeine faſſend, „möget ihr gut und zufrieden wohnen!“

Der Alte brach über ein ſolches Glück faſt in Thränen aus, lachte aber dabei ſo gewaltig, daß ihm all' beide Krücken wackelten.

Das Mädchen rief plötzlich:

„Das ſeh' ich, und das können Sie nicht leugnen, Sie geben uns dieſe Wohnung und kein Menſch ſonſt! Sie ſind groß im Herzen und ſchon geſtern habe ich Ihren Adelsbrief geleſen!“

Alfred eilte in Erregung davon.

Als er in seine Wohnung kam, erhob die alte Haushälterin ein Zetergeschrei:

„Du meine heilige Zeit, was schicken mir der gnädige Herr für Leut' in's Haus! Die Blinden und die Lahmen, und wenn der gnädige Herr einen Aussätzigen auch noch hätten auftreiben mögen —"

Sie zeterte nicht weiter, es traf sie sein Blick.

Gezähmt fuhr sie fort:

„Je nu, wenn's dem gnädigen Herrn recht ist, ich reiß' mich deswegen auch nicht um's Knie ab. Ich hab' gethan, wie mir der gnädige Herr im Briefel befohlen haben — hab' ihnen zu essen gegeben, das Zimmer geheizt, und ein Lager gemacht; wenn aber der gnädige Herr glauben, sie hätten sich auf den weichen Polster gelegt! gar nicht; daneben auf dem steinharten Boden hab', ich sie heut' Morgens gefunden, und das Bett ist nicht antupft gewesen. Meine heilige Zeit, das versteh' ich nicht, was so ein Bettelvolk für Flausen hat."

Der Graf verscheuchte die Alte mit einer Handbewegung, zündete sich eine Zigarre an und machte sich an die Arbeit. Er studierte aus Büchern der Rechtswissenschaft.

Von Zeit zu Zeit begab sich Alfred in die stille Vorstadt und blickte vorübergehend zum Fenster hinauf, hinter welchem seine Schützlinge wohnten. Oft war es still oben, oft tönte die Flöte oder ein Saitenspiel, und einmal hörte er gar einen Gesang, der ihm heiß machte im Kopf und im Herzen.

Da war es eines Abends, daß er vorüber ging und an

dem Fenster das blinde Mädchen sitzen sah. Er blieb stehen und sah hinauf zu dem sanften, rührend schönen Köpfchen.

Wie doch die Armuth schön und erhaben ist in stiller Ergebenheit. Das Kind war gehüllt in das schmucklose, fahlfarbige Kleid des Bettlers, das Kind hatte dunkle, schlicht zurückgekämmte und in einen Knoten verwundene Locken, das Kind hatte ein wenig blasse Wangen und eine schneeweiße Stirne. Hoch auf schlug es die Augenlider, aber es sah nicht die Himmelsglocke, und es sah' nicht die Erde, und es sah kein Menschenantlitz.

Eine unsägliche Empfindung des Mitleides kam in Alfred's Herz, als er so emporblickte zu dem unglücklichen Wesen. Plötzlich aber wurde das Mädchen am Fenster unruhig, tastete mit einer Hand in die Luft hinaus, rief den Vater und trat vom Fenster zurück.

Als einige Tage später Gabriel zum Grafen auf Besuch kam, sagte dieser:

„Wissen Sie wohl, wie jenes blinde Mädchen heißt, das einmal Ihre Nachbarin war? Hedwig heißt es — sechzehn Jahre alt ist es. Und der Alte war einmal Förster in den Waldungen meines Vaters. Ich will's aber nicht, daß er mich erkennt. — Dem armen Kinde hab' ich eine Lehrerin aufgenommen, die es täglich ein paar Stunden unterrichtet." Er brach plötzlich ab, er fürchtete, daß ihm ein Geheimniß herausrollen könnte, das er bewahren wollte. — „Und nun, Sie edler Sprosse aus dem Heidehause, was treiben Sie denn stets mit Ihrer freien Zeit, in der Sie mich so regelmäßig nicht besuchen?"

Gabriel erzählte von seinen Studien, von dem Wohl-

wollen des Professors Frei, das er fortwährend in hohem Grade genoß, endlich von der Einöde, und er las einige Briefe von seinem Freunde Rudolf und von seinen Eltern.

„In Ihrem Vaterhause ist also das Unheil daheim," sagte der Graf, und schritt, seine Zigarre rauchend, im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor Gabriel stehen: „Sind Sie empfindlich? Halten Sie große Dinge auf sich selbst?" Dann wieder ausschreitend: „Sie können das, Sie werden einst viel vermögen. Heute aber, da Sie in der Gesellschaft erst aufgenommen worden sind, darf Sie eine kleine Beihilfe nicht beleidigen. Thun Sie mir es zur Freundschaft, Gabriel. Wenn ich von meinem Vater auch keine Summen beziehe, so habe ich hie und da doch einige andere Ressourcen. Bedenken Sie auch, daß Leute meines Schlages, wenn sie etwas für Andere thun sollen, das oft nur mit dem armseligen Gelde können. Persönlich in die Einöde gehen, um die Fehler und Ungerechtigkeiten meines Vaters auszugleichen — Sie werden es einsehen — das kann ich nicht. Die Mißhandlungen, die Ihr Vater einst vom Grafen Frohn erlitten haben soll, gehen mich nichts an; davon keine Rede."

Dieser stolze Ton, diese theils sich anklagenden, theils sich vertheidigenden Worte, welche nicht ohne Erregung gesprochen wurden — Gabriel verstand den Grafen nicht.

Alfred legte die Zigarre in die Aschenschale und griff nach Gabriels rechter Hand:

„Und wenn Sie schon mir die Nachsicht nicht gewähren wollten, so haben Sie doch Ihren Eltern gegenüber die

Pflicht, einen kleinen Geldbeitrag, den ich Ihnen für die Ihren übergeben werde, anzunehmen."

Gabriel wußte nicht, was er denken, geschweige sagen sollte.

Alfred sagte, er habe das Recht, mit seinem Gelde zu machen, was er wolle, und Gabriel habe hier kein Wort d'rein zu reden.

Und in der That, Gabriel redete nichts d'rein; mit aller Herzlichkeit seines Wesens blickte er dem Freunde in's Auge und sagte ihm Dank. — Vom reinsten Adel der Menschlichkeit — sagte er dann bei sich — und doch jeder Zoll ein Aristokrat. Alles thut er befehlend, selbst Menschenbeglücken.

Es verging ein Winter und es verging ein Sommer.

Der alte, lahme Mann und seine Tochter wohnten noch immer in der bewußten Stube. Nie kam der Hausmeister um den Zins. Zu Ende eines jeden Monates hielt der Holz- und Kohlenwagen vor dem Hause und lud für die armen Leutchen Brennstoff ab.

Zu Hedwig, wie das blinde Mädchen hieß, kam täglich eine freundliche Frau, welche ihr in mehreren humanitären Wissenschaften, Nunstdingen und gar in einigen weiblichen Handarbeiten Unterricht ertheilte.

Wer hier so wohlthätig eingriff, das wußten sie nicht. Von jenem Herrn, der sie in dieses Haus gebracht, hatten sie schon lange nichts mehr erfahren.

Es war wieder die Winterszeit.

Am heiligen Abend vor der Weihnacht ging Gabriel durch die Gasse der Vorstadt hinaus gegen die stille Schneelandschaft. Es erwachten in ihm die Erinnerungen der Weihnachtsabende im Heidehause, die er einst als Kind so selig verlebte. — Als er so hinschritt, hörte er das Lied:

„Ich seh' die ewigen Felsen glüh'n
Im Alpenland,
Ich seh' die Flammen des Herdes sprüh'n
Im Alpenland."

Als ob er den Gesang der Engel hörte, der einst an diesem Abende den Heiland verkündet, so ergriffen ihn die Töne, und seine Seele sang mit, weinend und sehnend:

„Nur im Herzen mein
Muß Dunkel sein,
Nur ich allein bin verbannt.
O, sei mir gegrüßt, mein Alpenland,
Mein Alpenland!"

Gabriel schlug die Augen empor und hinter den Scheiben eines Fensters sah er das blinde Mädchen.

Da dachtest du nicht, guter Junge aus den Bergen, was war und was sein mochte, da folgtest du nur einzig deinem Herzen — gingest in's Haus, eiltest die Treppe empor, klopftest an die Thür.

Als er zum dritten Male klopfte, hörte er ein halbunterdrücktes Herein.

Die Stube war wohnlich und reinlich und schon in Abenddämmerung. Auf einem Strohsessel saß allein das Mädchen und frug ängstlich, wer da komme.

„Wenn Sie böse sind, wenn Sie die Nachbarschaft rufen, wenn Sie mich abführen lassen — ich will es leiden und kann nicht anders, ich habe kommen müssen, weil Sie das Lied gesungen haben."

Das Mädchen erhob sich und entgegnete gefaßt:

„Dort beim Tische wird ein Stuhl stehen, darauf können Sie sich setzen. Und nun wollen Sie mir sagen, wie das ist, daß Sie haben kommen müssen, weil ich das Lied gesungen habe."

„Da müßte ich Ihnen das schönste Waldland und Felsengebirge beschreiben, das auf Erden ist," sagte der Jüngling, „und da müßte ich Ihnen eine lange Lebensgeschichte erzählen, und da müßte ich Ihnen endlich das Empfinden in meinem Herzen zu dieser Stunde offenbaren können."

„Und wollen und können Sie das nicht?" frug das Mädchen. „Mein Vater ist in die Stadt gegangen, um für die Festtage Dinge heimzuholen; da könnten Sie wohl, bis er kommt, hier bleiben; denn wenn man so allein dasitzt, so setzt sich auch die Zeit daneben und will sich nicht vertreiben lassen. Ich kenne Sie ja wohl, Sie haben uns schon einmal einen Freundschaftsdienst erwiesen. Da könnten Sie mir jetzt das schönste Waldland und Felsengebirge beschreiben, das auf Erden ist, und die lange Lebensgeschichte erzählen und Ihr Empfinden offenbaren. Wenn Sie eine höhere Wärme gewohnt

sind, als wir in der Stube haben, so legen Sie frisches Holz in den Ofen. Ich kann es nicht, wie Sie wohl sehen."

Und wie sich Gabriel oft zu seiner Schwester Regina hingesetzt hatte, wenn sie spann neben dem knisternden Ofen, so setzte er sich jetzt zu dem fremden Mädchen und erzählte ihm herzvernehmend von der Einöde und ihren Menschen, von dem Heimatshause, von seiner Kindheit und Weihnachtsfreude, und von seinem ganzen Leben bis auf diesen Tag. Aus seinen Worten klang die Sehnsucht nach den Heimatsbergen und nach dem Heidehause — „und all' mein Leben und Lieben," schloß er, „liegt in dem Liede von dem Alpenlande, das Sie heute gesungen haben."

Mittlerweile war es dunkel geworden, nur die Gluth strahlte durch die Fugen des Ofendeckels heraus und zog einen Lichtstreifen über die Wand und über die Stirne des armen Mädchens.

„Wenn ich nun wieder fortgehen muß von hier," sagte Gabriel, „und wenn ich nicht mehr mit Ihnen werde sprechen können, wie ich bisher nicht mit Ihnen gesprochen habe, so danke ich Ihnen für diese Stunde mit meinem Herzen. Ihr Gesang hat mein gedrücktes Gemüth gehoben, Ihre Theilnahme an meiner Erzählung hat mich erleichtert. Die Erinnerung, die ich aus diesem Hause forttrage, werde ich bewahren, wie eine Perle —"

Er faßte ihre Hand, aber sie zog dieselbe ruhig zurück und sagte:

„So lange nicht mein Vater da ist, kann meine Hand nicht in der Ihren sein. Sie sind noch nicht lange mit mir bekannt, aber ich wollt', ich könnt' Ihnen recht danken dafür,

daß Sie dagewesen sind und mir erzählt haben. — Ach, Sie werden es nicht glauben wollen, aber ich habe einmal einen wunderbaren, o Gott, einen himmlischen Traum gehabt. Das ist gewesen vor vielen Jahren, aber den Traum kann ich nimmermehr vergessen. Lieber Herr, es ist wunderlich; was Sie mir heute erzählt haben von den dunklen Waldbergen und lichten Felsen, von den frischen Wasserquellen und von dem weißen Lämmlein, von der Alpenrose und von dem Lerchengesang, von der Sonne und von dem Abendschein und von den Sternen, die durch die Kronen funkeln in der Wildniß; und was Sie mir erzählt haben von den Waldhütten und von den Waldmenschen — o, Alles ist in meinem Traum gewesen. Ich habe Alles gesehen — *gesehen!*"

Das Mädchen sank an das Fensterbrett hin und brach in ein herzerschütterndes Weinen aus.

Gabriel sprang ihr bei, hob sie auf, zog sie empor zu seiner Brust.

In diesem Momente hörte man draußen ein Geräusch, langsam polterte es die Holztreppe herauf und zur Thür herein.

Der Alte war's.

„Sollt's nicht glauben," brummte er, „Andere haben nur zwei Füß und schlaunt ihnen passabler, wie Unsereinem auf Vieren. Bist gut auf, Hedwig, hast warm? Merk', ich trag heut' schon an guten Festtagen. Derselb' ist ein Narr, der mehr trägt, als er kann, hat einmal Einer gesagt. Hops ab!"

Mit diesen Worten stellte er keuchend seine Trage auf einen Schrank.

Hedwig hatte ſich geſammelt; Gabriel ſtand im Dunkeln da und wußte nicht, was er thun ſollte. Er hätte entwiſchen können, nun wollte er es aber nicht mehr; wer ſchuldlos iſt und dennoch flieht, der verliert unterwegs ſein gutes Gewiſſen.

„Vater, es iſt jener Herr da, der einmal unſer Beſchützer geweſen iſt," ſagte das Mädchen, während der Alte Licht machte; „auf mein Singen iſt er hereingekommen und jetzt hat er mir Vieles erzählt und er kennt auch den Mann, der uns auf die Stube gebracht hat."

Der Alte lehnte eine Krücke an die Wand und leuchtete dem Jüngling in das Geſicht. Gabriel wollte eine Entſchuldigung hervorbringen, doch der Alte ſagte:

„Bei Leib' nicht, daß ich was Schlechtes von euch denke, ſonſt hätt' ich meine Hedwig gleich hinausgetrieben. Erzählt immerhin noch fort, wenn ihr was wiſſet, wir haben allzeit viel gehalten auf luſtige Geſchichten. Oder — der Tauſend und Lederfleck! — Ihr bleibt gar da heut' zum Chriſtbaum! — Und du ſpitzeſt auch die Ohren, Hedwig, du weißt es gar noch nicht, daß das Chriſtkind bei mir geweſen iſt. Bei meiner Treu', wenn ich heut' mit ſechs Schimmeln könnt in den Himmel fahren, ich ließ ſie leer forttraben und blieb auf der Welt. Das Chriſtkind, ſag' ich dir, — und ich rath' ſchier, ein gutes Tröpflein iſt auch dabei, dasſelb' — ach, Jeſſes, juheiſſa, über ſo eine goldene Welt! — Wo hab' ich denn die Seitenpfeif', ich blaſ' gleich alle Engel zuſammen!"

Der Alte ſtolperte vor Freude ſchier über ſeine eigene Krücke.

Als er ſeinen hohen, gelblichen Filzhut, der vor vielen

Tagen einmal grün gewesen sein mochte, lustig in einen Winkel warf, sah Gabriel, daß er einen Kahlkopf hatte, an dem nur rückwärts einige dünne Locken hinabwallten. Auch hatte er weit hinter den hervorstehenden Backen und unter dem breiten Kinn einen Kranz von weißen Haaren, und kräftige Büsche von weißen Haaren hatte er auch über den Augen, in denen noch eine sprühende Gluth lag.

Das Mädchen frug, was so Freudiges vorgefallen, und ob denn der Heiland der Armen wieder geboren.

„Ja, Hedwig, ja!" rief der Mann, „der Heiland der Armen, du weißt gleich für Alles das rechte Wort, — Gelt, ich hab' dir's schon erzählt, wie's gewesen ist? Nicht? Nu das ist auch wieder einfältig von mir, wenn ich's noch nicht erzählt hab'. — Du weißt, wie ich fort bin, daß ich gesagt hab', ich geh' auf den Markt und kauf' Erdäpfeln und Rindfleisch für den Christtag. Holpere ich fort und denk': die Erdäpfeln essen wir heut', das Rindfleisch morgen, und für den Stefanitag bleiben uns noch die Knochen für eine prächtige Supp'. Aber als ob die Leut' just noch vor dem jüngsten Tag fertig werden wollten, rennen und laufen sie herum, hätten mich ja schier über den Haufen geworfen mitsammt meinem Buckelkorb. Was wird ein alter Hascher, wie ich, denn machen? 's ist das Gescheitest', er gibt nach und setzt sich bei Seit' auf einen Stein, bis der größt' Rummel vorüber ist. Die Erdäpfeln bleiben dir schon noch, denk' ich. Hab' dir aber Augen gemacht, was sie dir da Alles vorbeigeschleppt, alle Fleischer und Bäcker und Weinhändler und Zucker- und Gewürzkrämer haben sie ausgeplündert und einen ganzen Wald von Tannenbäumen haben sie daher gebracht, aber nur

keine Reh' und keine Hirschen sind d'rin gewesen. 's kann Einem in's Herz hinein weh' thun, wie sie die Bäumlein niederschlagen. Was so Stadtleut' auch sonst stolz sind bei ihren venetianischen Spiegeln und schweren Sammt- und Seidenmöbeln, wenn sie einmal eine rechte Freude haben wollen, so muß doch der grüne Wald herein. — Just, daß ich nicht einduselt bin auf meinem Stein — denk' ich, sapperlot, jetzt mußt weiter! — Nu, wie ich jetzt aufkraxeln will — Donnerszeug! da hab ich schier den Buckelkorb nicht erhöben mögen. Hat dir so ein Malefizjunge ein paar nutze (tüchtige) Stein' hinein gethan, denk' ich, und schau nach und find' dir im Korb einen großmächtigen Ballen und einen Zettel dabei. Kruzi, wo hab' ich das Papier! ja, schon da, — was meinst, daß d'rauf steht? Nu:

Du bist lahm, deine Tochter ist blind,
Darum sucht euch auf das Jesukind!

Tausendschwerenoth, da haben mir alle Finger zuckt, und aufmachen hätt' ich gleich mögen und nachschauen — na, denk' ich — muß die Hedwig auch dabei sein, bin heimwärts geholpert und auf die Erdäpfeln hab' ich richtig vergessen."

Unbeholfen und zitternd vor Freude öffnete der Greis das Paket und war kindisch vor lauter Glückseligkeit. Da legte er die Dinge auf den Tisch:

Wollenstoffe, schneeweiße Leinwandstücke — „kriegst du davon ein Kleiderl, ich ein Pfaiderl!" — Schuhwerk — „Hedwig, ruck und guck, die Brautschuh sind auch da!" — Zwei schmale, braunfunkelnde Flaschen mit silberweißen Korken. — „He, was sag' ich denn, ein paar Kameraden aus der

alten Zeit! Wir haben halt schon weiße Köpf' all' drei, aber ich denk', ihr habt ein weit frischeres Blut als ich und zu Füßen seid ihr auch noch passabel. Nu, werden schon noch lustig sein heut' miteinander!"

Schier wären ihm die Flaschen auf den Boden gekollert. Zuletzt wickelte der Alte noch aus einem weißen Papierchen was hervor. Da schmunzelte er und sagte:

„Da hab' ich richtig auch ein Pflaster gefunden — ein rechtschaffen gutes Pflaster!"

Eine Banknote.

So lag Alles da und der Greis schlug die Hände zusammen und rief laut und hell:

„Vergelts' Gott, vergelt's Gott!"

Nach Einem aber suchte er vergebens unter all' den herzerfreuenden Dingen; der Name des Spenders war nirgends zu entdecken.

Hedwig legte ihre Hände auf Alles, um sich zu überzeugen, ob der Vater nicht etwa im Irrsinn spreche, und sie betastete die weichen, warmen Stoffe und die kalten Flaschen.

Gabriel wollte endlich still davonschleichen, aber die Leutchen baten ihn, daß er bleibe, wenn kein anderer Christbaum ihn riefe.

Eben deswegen, weil kein einziger Arm der tausend reichen Christbäume ihm für den Abend winken wollte, wäre er hinaus gegangen in die Schneelandschaft, um in irgend einem stillen Waldkirchlein, im Gedenken an die Heimat, die Weihnacht zu feiern. Nun hatte er Menschen gefunden, die das Christfest begingen in Herzensfreude und in der Weihe

der Armuth, ſo wie das im ſtillen Heidehauſe oft geſchehen war. Und bei dieſen Menſchen blieb Gabriel.

Und als am Chriſtmorgen der Schnee auf den Dächern flimmerte im erſten Sonnenſtrahle, und als die Glocken läuteten, ſaß Gabriel in ſeinem Stübchen und ſchrieb in ſein Tagebuch folgende Worte: Nenne es nicht ſogleich Liebe, was heute blüht in deinem Herzen; es iſt morgen welk und ausgeſtorben. Wenn es aber nach vielen Tagen und Schickſalen immer noch blüht, dann pflege es mit Lieben und Treuen, dann iſt es kein Eintagsgewächſe, ſondern eine unſterbliche Blume!

So zog manches Jahr vorüber.

Der alte Flöten- und Hackbrettmann war hinfälliger geworden, aber ſeine Tochter war aufgewachſen wie eine Lilie, ſo ſchlank und weiß und lieblich. Immer noch genoſſen ſie die Wohlthaten des unbekannten Spenders.

Alfred zog ſich zurück; er lebte ſeinen Studien und war kurz und rauh gegen ſeine Umgebung, auf daß er geſammelt bliebe und man ihn nicht etwa der Wohlthaten zieh, die er im Stillen übte. Nur mit Gabriel war er ganz Eine Seele geworden, und dieſem that er Liebes im Offenen und Verborgenen. — Selten eine Freundſchaft, die in der Jugend geſchloſſen, durch Jahre hin ſo beſtändig und treu wäre, als die zwiſchen unſeren beiden Studirenden. Sie ſagten es nie,

aber sie schienen es beide zu fühlen, daß ihr inniger Bund bis zum Tode halten, ja noch in der Ewigkeit bestehen müsse.

Oft, wenn die Ferienzeit war und die Sommertage lachten, sehnte sich Gabriel doppelt heim zu seinen Eltern. Allein, seine Verhältnisse wollten die Reise in die ferne Einöde nicht erlauben, und wenn er doch die Mittel dazu aufgetrieben hatte, so zog er vor, sich seinen innigen Wunsch zu versagen und das dadurch Ersparte den nothleidenden Seinen zu schicken. So blieb er in der Stadt und studirte unablässig.

Auch Alfred zog nie mehr in die Gegend der Einöde.

„Diese Wildniß und diese Menschen," sagte er, „können nur für dich Reiz haben, Gabriel, da du aus ihnen hervorgegangen bist. Für mich ist Alles zu wüst und rauh. Geschöpfe, die da leben fast wie die Thiere und doch Menschen heißen, sind mir ein Gräuel. Beziehe das nicht auf die Deinen, diese adelt ihre Ergebenheit."

„Mögen deine Worte immerhin Menschen lästern, deine Hände schlagen dir doch auf den Mund," versetzte Gabriel, und sie verstanden sich. —

Wenn Heidepeters Sohn in den langen Winterabenden über seinen philosophischen Büchern brütete, ersparte er Holz und Steinkohlen. Der Schweiß stand ihm auf der Stirne. Oft starrte sein Blick minutenlang in die flackernde Oellamme, als wollte seine lichtdurstige Seele sich laben an diesen matten Strahlen.

Da hatte er gehört von den Weltweisen und hatte gemeint, in ihren Schriften sei schon alle Weisheit enthalten.

Was iſt die Welt? Was iſt Zeit und Raum? Was iſt das Sein?

Das Fragen haben ſie verſtanden, das Antworten aber —. Ein Weltweiſer hatte geſagt: Das Feuer iſt der Geiſt, iſt der Schöpfer, Erhalter und Zerſtörer. Ein Anderer: Das Waſſer iſt Alles und in Waſſer kehrt Alles zurück. — Ein Dritter: Die Luft iſt Alles und umgibt die ganze Welt. — Ein Vierter: Die Zahl iſt das Weſen aller Dinge. — Ein Fünfter: Nur das Sein und das Nichtſein iſt, das Vergehen und Werden iſt nicht. — Ein Sechster: Gott iſt die Natur und Alles iſt Gott. — — —

Und Jeder war ein Denker, und Jeder hatte ſeinen Grundſatz mit dem Weſen der Welt vereinbar gefunden.

Aber das Räthſel des Daſeins iſt nicht gelöſt . . . .

Wenn aber, wenn einſt die Räthſel des Daſeins gelöſt ſein werden, ſind wir dann unſeren Idealen nahe gekommen? Die Wahrheit, wird ſie Menſchen verſöhnen, Menſchen beglücken? Wenn nicht, Gabriel, ſo iſt die Forſchung dir ein Irrweg.

Doch, warum nur dem Herzen ſein Recht, und nicht auch dem Kopfe das ſeine? Dem Herzen die Liebe, dem Geiſte die Wahrheit! ſo heißt das Evangelium des rechten Menſchen.

Aber es kamen doch wieder Stunden der Muthloſigkeit. Je ernſter er nach Wahrheit rang, deſto größer wurde ſein Zweifel.

Einmal ſagte er zu ſeinem Freunde, der ihn beſucht hatte: „O Alfred, mir bleibt der Verſtand ſtehen. Jetzt ſtudire ich da und martere mich ab. — Was will ich denn?“

„Der Philosoph will sich selbst beschauen und ergründen und blickt darum in den Spiegel der Welt. Doch möge er in seinem Uebermuthe nicht allzukühn fragen; eine ungelöste Frage schwebt gar bange durch die Welt — wie nach dem Glauben eine unerlöste Seele. Nach drei Dingen hat der Mensch zu streben: nach dem Guten, dem Schönen und dem Wahren. — Wenn der Jüngling zuerst eintritt durch die dunklen Pforten der Philosophie, so möge er stehen bleiben vor einem leichtverschleierten Bilde, welches milden Blickes die Linke an das Herz legt und die Rechte auf den Anker stützt. Die Tugend. — Und wenn er weiter wandelt in dem Heiligthume, so wird sein sehender Blick fallen auf eine unverhüllte, reine, lichtumstrahlte Statue unseres Wesens, und sein trunkenes Auge wird ruhen auf dem göttlichen Bilde und sein Herz wird sich baden in Entzücken. Die Schönheit. — Hat er das erste Bild aufgenommen in seiner Seele, auf daß es sich offenbare in seinen Thaten, so wird er in Liebe und Glückseligkeit vor dem zweiten stehen, bis sein Herzschlag langsamer geht, bis sein Haar beginnt zu erbleichen. — Dann weiter durch das geheimnißvolle Reich, den Wanderstab fest in der Hand mit langsamen, ernsten Schritten. Gestählt muß sein Verstand sein und gewappnet sein Herz: verzichten muß er nun auf Freude und Glück, denn er naht der dunklen Grotte, in welcher von Ewigkeit her steht jenes fürchterliche, dichtverschleierte Bild, vor welchem der Jüngling von Sais leblos zu Boden gesunken. Die Wahrheit. — Keine Hand, die den Schleier dieses Bildes gelüftet, hat sich je wieder ausgestreckt nach einer Blume für den Hochzeitsstrauß; kein Auge, welches diesem Bilde in das

Antlitz geſchaut, hat je wieder gelächelt. — Dir, o junger Freund, beginnen die Roſen erſt zu blühen, dir lodert die reine Flamme des Herzens erſt auf, du weile vor den beiden erſten Bildern. Nach der Tugend frägt uns das wache Gewiſſen, nach der Schönheit frägt uns das lebensfreudige Herz, nach der Wahrheit forſcht erſt der Verſtand des ernſten, geſättigten Mannes. — — Du blickeſt mich verwundert an, Gabriel, daß ich, faſt im gleichen Alter mit dir, ſolche Worte ſpreche? Ich aber ſage dir, ich hab's erfahren; ich habe viel zu früh gezerrt an dem Schleier des letzten Bildes, es iſt mir nicht gelungen es zu ſchauen von Angeſicht zu Angeſicht, und doch bin ich gealtert." So ſagte Alfred.

Und doch umarmte er nun ſeinen Freund mit aller Innigkeit eines liebewarmen Herzens.

Gabriel, deſſen Wangen ſchon zu erbleichen und einzufallen begannen, war für das Leben gerettet. Heitere Briefe ſchrieb er den Seinen nach Hauſe; er erzählte ihnen von dem Freunde, den er gefunden, legte ihnen Geſchenke von demſelben bei, nannte aber nicht ſeinen Namen. An Rudolf ſandte er zu Zeiten Bücher und verſicherte ihn durch jedes, vorne auf dem weißen Blatte, ſeiner Treue.

— — — — — — — — — — —

— Nicht immer ſei der Menſch unter Menſchen, nicht immer ein Halm unter Halmen, nicht immer ein winzig Korn unter Körnern im Speicher. Er darf ſich nicht verlieren, muß immer fühlen, daß er Menſch iſt. Und dafür gibt es Wege; er zieht auswärts und einwärts — auswärts in den dunklen Wald, einwärts in das dunkle Selbſt. Zum

wahren Menſchen wird der Menſch in der Stille des Urwaldes, wo durch die tauſendjährigen Stämme leiſe der Athem des Herrn flüſtert, wo die Quelle aus dem Geſteine rieſelt, ſo urſprünglich und rein, wie die Menſchenſeele aus dem Geiſte Gottes. Denn in der Stille des Urwaldes kehrt der Menſch ahnend und heimweherfüllt ein in ſein innerſtes Selbſt.

In der Stille des Urwaldes findet der Menſch ſein ureigenſtes Bild. Hier ein Bächlein, das ſich anfangs hinſchlängelt zwiſchen dem mooſigen Grün, halb bedeckt von Strauchwerk und Wildfarren, bis es größer und ſtärker und kecker wird, an die Felſen prallt, rauſcht und toſt und ſich endlich ein tiefes Bett erkämpft. Rein und klar bleibt es noch durch die ſtillen Waldgelände, bald aber kommt es zu luſtigen Brüdern, vereiniget ſich mit denſelben, zieht ſchaffend und fruchtend hinaus in das weite Land, wird endlich trüb und träge und altersgrau, und geht unter im Meere, das vor ihm war, das nach ihm ſein wird, das die Wellen nicht zählt, das die Tropfen nicht hört, wenn ſie träumend flüſtern immerdar: „Ich bin aus dem Walde!“

Der Wald iſt ſein Bild und was er nicht findet in ſich, was er in ſeines eigenen Herzens Urgrund nicht entdeckt, wenn es auch allzeit in ihm lebt und webt, das findet er faßlicher im Walde, der da iſt ein lebendiger Kranz, eine Krone für ſein königlich Haupt. —

Als nach dem langen, trüben Winter der Frühling wieder kam, machte Gabriel mit ſeinem Gönner, dem Profeſſor Frei, häufig Ausflüge in das Land. Sie weilten in

einem ſtillen Thale, oder zogen durch friſche Harzwälder einem Bächlein entlang.

Sie unterhielten ſich gerne mit Naturgeſchichte, und der Profeſſor wußte hier immer auf Neues hinzuweiſen, das Gabriel in den Büchern nicht gefunden, in den Lehrſälen nicht gehört hatte. Der Profeſſor warf die Gedanken gewöhnlich ſo hin, daß ſie durch ein Weiterdenken Vervollſtändigung bedurften.

Da ſagte er einmal:

„Wenn Sie die Idee der Freiheit erfaſſen wollen, ſo fangen Sie einmal einen Skorpion. Dieſes Thier wird ſich auf alle mögliche Weiſe zu befreien ſuchen, und wird, wenn ihm das nicht gelingt, ſich durch ſeinen eigenen Stachel tödten!“

Derlei gab dem jungen Manne Anregung zum Denken und Weiterforſchen.

Einmal blieb der Profeſſor plötzlich ſtehen, faßte Gabriel an der Hand und ſagte:

„Wenn es keine Weltſchöpfung und keinen Weltuntergang gäbe! — Wenn wir die Stofftheile, aus denen heute unſer Körper zuſammengeſetzt iſt, in einigen Wochen in den Pflanzen des Waldes, in dem Staube der Straßen, in dem Lufthauch, in der hochſchwebenden Lerche wieder fänden!“ —

Von ſolchen Ausflügen kehrte Gabriel ſtets weiſer, aber auch ernſter nach Hauſe. Dann ſuchte er die einſamſten Orte auf und brütete wieder über den Büchern.

— Lebt auch der Menſch nach unabänderlichen Naturgeſetzen? Hat er freien Willen? Hat die Religion mehr Einfluß auf ihn, als die Erziehung?

Steht der Aethiopier näher dem Menſchen als dem Affen? — Das menſchliche Gehirn, unterſcheidet es ſich von dem des Thieres durch Qualität oder Quantität?

Was iſt der Gedanke, was iſt die Elektricität?

Verſteht der Menſch die Sprache des Vogels, der Vogel die des Menſchen? —

So zerrte Gabriel an dem Schleier, dann ſchrack er doch wieder zuſammen.

O Gott, die Wiſſenſchaft iſt ehern und ohne Erbarmen, ſie zerdrückt das menſchliche Herz.

An einem wohligen Sommerabend ging Gabriel durch die Stadt. An den Straßenecken waren große Muſikunterhaltungen angekündet, es öffneten ſich die Theater; geſchmückte, fröhliche Menſchen wogten durch Gaſſen und Straßen. Modeſalons waren bereits hell beleuchtet.

An mancher Glasthüre ſtand mit großen Buchſtaben das Wort: „Geld“. Trödlerläden waren weit offen; da hingen Heiligenbilder, da lagen Schuhbürſten, Lichtſcheeren, alte Seidenhüte, da ſtanden Thontöpfe, ſtanden Kruzifixe, zierliche Zigarrenhalter, Stiefelzieher. — „Wein, Bier und zu allen Tageszeiten warme Speiſen“, ſtand geſchrieben über einem breiten Eingang und nebenhin knarrte es in einer Werkſtatt. Da ſchnurrten wieder elegante Kaleſchen vorüber; dort an der Wand eines Brückenkopfes kauerte ein Krüppel

und murmelte: „Vater unser, der du bist in dem Himmel!“, und durch ein Seitengäßchen schleppten Sicherheitswachmänner einen betrunkenen Vagabunden.

Vor der Stadt waren glatte Spaziergänge und grüne Ruheplätze. Reihen von Soldaten schritten durch eine Au, es wirbelten Trommeln und ein Chor sang: „Gott erhalte unsern Kaiser!“, und ein Feldwebel schlug einen Rekruten in's Gesicht und rief: „Du Hund!“

Weiter draußen wurde es einsamer. Auf einem hohen, steinernen Kreuze standen die Worte: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst!“ Neben, auf einem hohen Baume, saß ein Junge und stahl Pflaumen. Weiter ab stand die Denksäule eines Todtschlages. Unter Kastanienbäumen hatten Menschenfreunde Ruhebänklein angebracht. Schwalben flogen umher; in einem nahen Meierhofe krähte ein Hahn.

Durch Alleen und Hecken schritt Gabriel. Da stand er plötzlich vor einer hohen Pforte. Ueber dem Eingange war das Bild einer Urne und eines Kreuzes, und darunter stand: „Ich bin die Auferstehung und das Leben!“

Auf einen breiten Stein am Fuße der Mauer hatte Jemand mit einem rothen Stifte geschrieben: „Wohl dem, der deren Freund war, die geschieden sind durch den Tod; sie sind aufgelöst in der Natur, und ihre Atome werden wohlthätig sein dem Freunde in allen Gestalten!“

Diese Worte las Gabriel ein zweites Mal, blickte dann hin durch die Bäume, sah einer Kreuzspinne zu, die sich auf eigenem Gespinnste mühsam zu einem Aestchen emporwand, — und las die Worte ein drittes Mal.

Dann schritt er durch das Thor in den großen, mit Denksteinen reich übersäeten Friedhof.

Hier war die Ruhe. Das Geräusch der Stadt hörte man nur in einem dumpfen Murren. Dort noch der brausende Strom, hier das hohe Meer in Abendstille.

Nein, auch hier hatten sich der Menschen Leidenschaften noch nicht gelegt. Prunkende Denkmäler, funkelnde Inschriften von „hochwohlgeborner" Asche. O, des unbefriedigten Menschenlebens! Ist der eine Wunsch gestillt, regt sich ungestümer ein anderer. Und kein Mensch noch starb, es zitterte ihm denn seines Lebens sehnsuchtsvollster Wunsch auf den erbleichenden Lippen. Und nicht allzu selten ist dieser letzte, sehnsuchtsvollste Wunsch der Schrei nach einem prunkenden Begräbnisse, nach einem stattlichen Monument.

Ein einfaches, hölzernes Kreuz stand da und auf dem Querbalken war geschrieben mit schwarzen Buchstaben:

„Da liegt er in der Erde d'rin,
Der einst mein theurer Gatte war.
Stehst du nicht auf, so sink' ich hin,
Dein Grabmal ist mein Hochaltar!"

Gabriel schritt über die Hügel dahin; leicht und ängstlich setzte er seinen Fuß auf die Erde, als fürchtete er, ein begrabenes Herz zu verletzen.

Abseits, wo schon das Gestrüppe der Mauer war, stand ein Holzpfahl, an welchem noch die rauhe Rinde des Waldes klebte. Ein herzförmiges Brettchen war an denselben genagelt und auf diesem standen, gezeichnet von ungeübter Hand, die Worte:

„Am Morgen ging ich gesund hinaus,
Am Abend trugen sie mich todt in's Haus;
Was ich gelitten in der Todespein,
Kein Mensch kann's wissen, nur Gott allein!"

So hatte der Jüngling den Garten durchwandelt, — den Gottesacker? — „Saat, von Gott gesäet dem Tage der Garben zu reifen? —"

Es begann zu dämmern; das Lid des Himmelsauges sank nieder, die Wangen der Wolken waren sanft geröthet. In der Stadt erklangen die Abendglocken.

Gabriel entblößte sein Haupt und starrte auf das Gras. Wer sollte ihm heute die Hände zusammenlegen, wer sein Auge emporrichten? Die Erinnerung an die Heimat nicht mehr, die in seinem Herzen grabende Sehnsucht nach dem Vater, nach der geliebten Mutter nicht mehr. Er sah im Geiste die treue Schwester, wie sie kniete auf dem kalten Stein in der Waldkapelle, die Hände gefaltet, das holde Haupt gesenkt, das Auge geschlossen — herzinnig betend. Laut hätte er rufen mögen, daß sie ihm helfe, aber sein Herz zog sich bange zusammen, der Hut entfiel seiner bebenden Hand, niederglitt der Bursche auf einen Grabhügel. Er raffte sich wieder auf, wild preßte er die Hände an seine Brust; das war ein Schmerz da innen, ein unsäglicher. Er konnte nicht beten, er konnte nicht, er konnte nicht — er hatte den Glauben verloren . . . . .

Als er sich umwendete, um den Ausgang zu suchen, sah er am Gestrüppe vor dem Holzpfahle mit der Rinde des Waldes zwei Gestalten stehen. Bald erkannte er den alten, lahmen Greg und seine Tochter. Da er auch bemerkt wurde,

trat er zu ihnen, doch bevor er noch ein Wort gesprochen hatte, lispelte das Mädchen zum Vater:

„Derselbe, der in der Christnacht bei uns gewesen ist.“

Gabriel faßte Hedwigs Hand zum Gruße und sagte, daß es ihm wohl thue, noch gekannt zu sein.

„O, es vergißt auch der Bettler Keinen, der ihm je ein mildes Almosen gereicht,“ versetzte der Greis, „und ihr seid uns einmal ein ritterlicher Beschützer gewesen, habt uns einmal den Christbaum geschmückt mit eurer freundlichen Gegenwart, dafür möchten wir euch wohl Dank abstatten.“

Und auf den Pfahl deutend:

„Schaut, da haben wir einen andern Christbaum, der wird Früchte bringen, wenn die Urständ ist. Mein Weib ist frisch und arbeitsam gewesen, hat mit mir im Wald gelebt, bis das Unglück mit den Wildschützen gewesen ist. Und wie ich darauf als Krüppel von meinem Herrn fortgewiesen worden bin, hat mein Weib mich und die Hedwig vom Taglohn ernährt. Aber das ist das Traurige dabei, daß sie um einmal öfter von uns fortgegangen, als zu uns heimgekehrt ist. An einem Herbstabende haben sie fremde Leute gefunden draußen auf der Heide, haben sie in's Todtenhaus getragen auf einer Holzbahr', und — gelt Hedwig, wir haben völlig nicht nachhumpeln mögen an demselben Tag, wo sie uns die Mutter herausgetragen haben zu dieser Schlafstatt. — Mein Kind, sollst heute deswegen nimmer traurig sein, hast ihr eh' die Grabschrift so schön zusammengedichtet. 's ist ja kein Schad' um dieses Jammerthal, der Gottesacker ist unser Bestes, was wir haben. Sag' Gott Lob und Dank, daß sie ausruhen kann von ihren armen Lebenstagen — meine Susanna

hat wohl nie was Gutes gehabt auf der Welt, und in der ewigen Freud' werden wir schon wieder zusammenkommen."

Gabriel wendete sich gegen die Mauer, dort brachen seine Thränen los. Krampfhaft grub er seine Finger in den Kalküberwurf, daß dieser niederbröckelte an seiner Brust. O, hätte er der alte lahme Mann sein können, er wäre doch getragen worden, von den sanften Flügeln der Hoffnung, und geführt von der göttlichen Trösterin Religion. O, hätte er sein Auge ausreißen können, das dem schrecklichen Bilde von Sais in's Antlitz geschaut, er hätte doch noch das heilige Land der Verheißung gesehen, wie es das blinde, still duldende Mädchen sieht. Aber nun sah und fühlte er nur die öden, ehernen Elemente der Welt, und er war allein und verlassen unter diesen mit seinem weichen, kranken Herzen. Er war in der Einöde und — doch nicht daheim.

Hedwig nahm es zuerst wahr, daß der Jüngling so bitterlich schluchzte, und während der Alte auf dem Grabe saß und still bet te, tastete sie sich hin zu Gabriel, erfaßte seine Hände, und mit einem Tone voll Milde und Herzinnigkeit frug sie ihn, woran er leide.

Und als sich sein thränenvoller Blick senkte auf ihre holde, leuchtende Stirne, da war sein geistiges Forscherauge erblindet, und er sah im Herzen wieder das grüne, heilige Land der Verheißung. — Er zog das Mädchen empor, zu seiner Brust heran, er drückte glutvolle Küsse auf ihre weiße Stirne, auf ihre lichtlosen Augen, auf ihre liebeathmenden Lippen — und der Greis auf dem Grabe rief aus:

„Ja, Susanna, eine Auferstehung und ein ewiges Leben!" —

So hatte Gabriel gesiegt.

Eine ungeahnte Seligkeit war ihm aufgegangen; sie war nicht das Glück der Kindheit, nicht die stille Liebe zu den Seinen, zur Heimat, nicht die Freude an der Natur, nicht die Zufriedenheit mit sich selbst — Alles zusammen. Er empfand wieder die Wonne des lebensheitern Hirten auf der Heide am Sonntagsmorgen, wieder das stille Glück der Häuslichkeit wie einst, als sie an stürmischen Winterabenden zusammensaßen in der traulichen Spinnstube, er empfand wieder die Beseligung, als ob er, ein Knabe, zwischen Vater und Mutter der Pfarrkirche zuwandelte zum heiligen Pfingstfeste. All' das zusammen war nun wieder eingezogen in sein Gemüth und all' das zusammen hatte einen einzigen Namen und hieß Hedwig.

Und dem verlorenen Glauben warf er eine Scholle Erde nach und rief: „Fahre hin, du liebliches Traumgebilde, der süßen, geheimnißreichen Nacht, du kannst ersetzt werden durch das Leben des goldenen Tages!"

Aber so ist es in diesem Leben, das hellste Licht hat seinen schärfsten Schatten.

Gabriel merkte es endlich, daß sein Freund Alfred ein Geheimniß habe und er ahnte, daß dieses Geheimniß mit den zwei Musikanten, die der Graf so fürsorglich verpflegte, in Verbindung stand. Alfred ging zuweilen durch die Gasse der ruhigen Vorstadt und blickte zum Fenster empor, hinter welchem seine Schützlinge wohnten. Wenn das Mädchen an demselben stand, so konnte er sich kaum wegwenden, er drückte die Hand an seine Brust und Thränen kamen ihm in die Augen.

Oder er stand hinter einer Hecke, wenn der Alte und sein Kind im Parke spielten und sah wie träumend immer und immer auf das Mädchen.

Mit stockender Stimme hatte ihn Gabriel schon gefragt warum — Alfred hatte die Frage nicht gehört.

Hedwig mußte ihm nicht gleichgiltig sein.

Gabriel erschrack über das Gefühl, das sich bei diesem Gedanken in ihm regte. — Die Freundschaft, die edelmüthige, die jahrelang treu gepflegte, jetzt war sie dahin — auf einmal aus, wohl für die Ewigkeit.

In den gewöhnlichen Lebens- und Arbeitstagen, wie sie dahin gehen, einer nach dem andern, hatte Gabriel Gesellen

in Ueberzahl, die mit ihm lebten und lachten und ihm freundschaftlich zur Seite ſtanden in kleinen Dingen. Aber da kam die drückende, aufwallende Freude, da kam das tiefe, das marternde Leid in das Herz, und da war er — mutterſeelen allein.

So iſt es auf Erden.

Gott ſei Dank, ſo iſt es nicht auf Erden. Wer nur nicht gleich an dem Großen verzweifelt, wenn ihn ein Kleines betrübt, wer nur nicht gleich mit Wolluſt ſterbensunglücklich ſein wollte! — Gabriel hatte ſeine Mutter, ſeinen Vater und ſeine Schweſter. Wer, der drei ſolche Herzen hat, kann ſagen, er ſei allein?

Und Hedwig, war ſie ihm denn verloren?

Aber ſo war ſeine Natur, er mußte hin zu ihr, mußte ihr Alles erzählen. Noch einmal nach ſolchem Vorfalle mußte er das Wort hören, es ihr von den Lippen ſaugen — dann erſt konnte er es glauben. Das wußte er wohl, daß ſie ihren unbekannten Wohlthäter im Herzen habe und mit innigſter Dankbarkeit liebe. Wohlan denn, er wird ihr Alles ſagen, mag ſie ſelbſt entſcheiden. Dem Feinde zuvorkommen, ſelbſt ſein Schickſal ſchmieden. —

Hedwig lehnte ſinnend am Bette des ſchlafenden Vaters

Das Mädchen zählte das Tiktak der Uhr, ſie kam in die Hunderte hinein. — Das Tiktak iſt der Athemzug der Zeit. Die Zeit ſchlummert auch, ſie holt ſchwer Athem, ſie hat einen närriſchen Traum. — Sie liegt in ſeinen Armen, ſie fühlt ſeinen Athem, ſie empfindet ſeinen Kuß. Sie kann, ach, ſie will ſich ſeiner nicht entwinden. Wer iſt er? Er iſt

der Raum. — Wunderliches Kind, das hier geboren wird, halb iſt es die Zeit und halb der Raum und heißt — die Welt. Und, es könnte nicht anders ſein, das Kind hat auch ein Herz, das heißt — die Erde. Und im Herzen all die Regungen: Die Lieb' und der Haß, die Luſt und der Schmerz, die Sehnſucht und der Genuß — wie heißen all' dieſe Millionen Paare? Mit Eins: Das Menſchengeſchlecht.

— Hei, da ſeh' ich das ganze Märlein ſpielen und ſie ſagen, ich ſei blind. — Blind! was ſie damit nur meinen? Wiſſen Andere mehr, als was ſie hören und riechen und fühlen? Wenn ſie oben ſtehen auf dem Thurme, wiſſen ſie die ganze Stadt auf einmal? Wiſſen ſie eine Blume in der Tiefe, die nicht duftet? Wiſſen ſie einen Vogel in der Luft, der nicht ſingt? — O, ich auch, ich auch. Ich weiß einen großen, grünen Wald, ich weiß Roſen roth und weiß, die nicht zu zählen ſind auf den Gebüſchen. Ich weiß hohe Felſengebirge, ich weiß Sonne, Mond und Sterne. Wo? — O, wann hab' ich dich verloren, du lichte, lebendige Welt?

Hedwig ſchrack von ihren Träumen auf; es hatte Jemand an die Thür geklopft.

Sie hatte den Ankömmling erkannt, gefühlt, öffnete ihm leiſe die Thür und liſpelte beklommen:

„Es ſchläft der Vater!“

Er faßte heftig ihre Hand und ſagte:

„Der Vater aber ſoll wachen, ſoll Alles hören!“

„Und was iſt geſchehen?“

„Ein alberner Junge bin ich, Hedwig, und ich kann jetzt die Worte nicht finden. Daß ich Sie liebe, iſt eins, wie Gott, iſt mein Erſtes und mein Letztes. — Kennen Sie

ihn, Hedwig, der Sie vor Jahren in dieſe Wohnung gebracht und ſeitdem Ihr Wohlthäter geblieben iſt? Kennen Sie ihn, und denken Sie an ihn?"

„Wozu ſtellen Sie ſolche Fragen? Wir haben von ihm geſprochen; Sie ſagten mir ſelbſt, daß er ein Graf iſt. Damals, als er ſich ſo edelmüthig unſer annahm, bin ich noch ein Kind geweſen und ſeitdem hab' ich von ſeinem Munde kaum ein Wort mehr vernommen. Aber all' Tag bet' ich mit meinem Vater für ihn ein Vaterunſer. Wenn er uns nicht aufgeleſen von der Straße, die Menſchen hätten uns mit Füßen getreten. Kein Wort mehr ſpreche ich von dem Grafen. Ach, daß ich ein armes Weſen bin — bleiben Sie bei mir im Leben — im Sterben!"

„Mädchen, um des Lebens und Sterbens willen! — Ach, meine Unruhe iſt nicht zu ſagen. — Ich bin jung und kräftig zur Arbeit, bring's noch zu einer ſchönen Stellung und du mußt mir reich und glücklich werden, Hedwig; ich gebe dir mein Haus, mein Augenlicht, mein Leben; aber Eines fordere ich von dir, für Alles nur Eines: Hedwig, den Grafen mußt du mir vergeſſen!"

„Jeſus!" ſchrie das Mädchen auf, „das kann ich nicht. Bei Gott im Himmel, Gabriel, ſo treu und vom Herzen kann kein Menſch dich lieb haben, wie die arme Hedwig, das ruf' ich vor Gott und vor meinem Vater hier. Und daß ich dich betrügen ſollte, nein, nein! Und ſo ſag' ich's: Ich habe viele Nächte geweint und gebetet, daß es nicht ſein ſoll, aber es iſt, und ich blindes Mädchen empfinde ſein Bild zu jeder Stunde und ich kann den Grafen nicht vergeſſen!"

Sie lag zu seinen Füßen und umfaßte seine Kniee, ihre Thränen flossen auf sein Kleid. Gabriel aber befreite sich sanft.

„Hedwig," sagte er mit Milde, „wir Menschen können nichts dafür, ein Gesetz steht über uns, wer glücklich sein soll, und wer elend. Ewig wird's ja so nicht währen. Hedwig, leben Sie wohl! So ist es vorbei."

Er reichte ihr nicht mehr die Hand. Gebrochen verließ er die Stube und das Haus.

Als er fort war, als Hedwig noch sprachlos dalag auf dem Boden und noch nicht begriffen hatte, was jetzt geschehen, erhob sich der alte Mann von seinem Lager und sagte:

„Mein Kind, bei dem Lärm kann Einer nicht schlafen. Jetzt weiß ich, wie es steht; darf aber nicht so bleiben — müssen es anders machen. Hedwig reiche mir meine Krücken herüber!"

Gabriel stand am Abgrunde. Er glaubte, sein Leben sei nun vorbei, müsse vorbei sein. Sein Freund und sein Liebchen dahin — aus dem rosigen Glücke in ein solches Elend gestürzt, wer sollte es ertragen!

Dem Freunde, wenn auch dem nun verhaßten, wollte er die Treue wahren, er wollte entsagen. Zum Entsagen fühlte er sich stark genug, aber zum Weiterleben?! — Ihm eckelte vor der Welt; sie war ihm ein Flitterspiel, ein Pappenstiel, wenn er nicht lieben durfte. — Wer darf nicht lieben? frug er sich plötzlich, Schuft, der ein Naturgesetz übertritt, doppelter Schuft, der sich selbst verläugnet! Und dreimal sei's geschworen bei mir, bei ihr: ich entsage nicht!

Aber das war den zwei gewaltigen Mächten in ihm keine Entscheidung. Sein Blick fiel auf die Briefe, die ihm Alfred geschrieben hatte in bewegten Stunden. Alfred hatte auch die Heimat verloren, und er hatte keine Eltern und keine Schwester und keinen Freund in der Einöde, er war noch viel ärmer, als Gabriel. Und nun sollte ihm auch das Mädchen seiner Liebe genommen werden? Und sein Freund sollte es sein, welcher der Dornenkrone seines Lebens die letzte Rose entreißt! Dann kam ihm der Gedanke, ob Alfred wohl auch ehrliche Absichten habe, aber diesen Gedanken un-

terdrückte er, er war ihm, wie eine ungerechte Schmach gegen seinen guten Freund.

Er wird Hedwig im Herzen haben, dachte Gabriel weiter, aber so grenzenlos heiß wie ich kann er sie nicht lieben. Dienen und beistehen will ich ihm in allen Lagen seines Lebens, nur mein Einziges kann ich ihm nicht geben. Nicht mit Gewalt will ich sie ihm entreißen, aber erflehen will ich sie mir von ihm mit meinem Leben. Er ist gut, ist edelmüthig und groß; der Glaube an sich selbst wird ihn stützen.

Der Glaube an sich selbst! Dieser Gedanke war ein dröhnender Glockenschlag in Gabriels Seele. Der Sohn der Einöde hatte von sich stets geglaubt, daß er liebgetreu wie ein Erlöser entsagen könne. Gab ihm nicht die Natur ein zufriedenes Herz? Aber für dieses gute zufriedene Herz hat er kein Verdienst, ihm bleibt ein Weiteres übrig zu thun; durch ein eigenes Wollen und Streben hat er zu erringen die Kraft, um des Heiles Anderer willen zu entsagen. Nicht die Liebe und das stille Wohlwollen veredelt den Menschen, aber die Kraft zur Aufopferung bedingt seinen sittlichen Werth.

Gabriel hatte gesiegt über sich selbst. Wohl verblaßt in dem Drange des Lebens ein Ideal nach dem andern, aber der Glaube an die Gottesseele, die in uns wohnt, hält am längsten.

Noch einmal wollte Gabriel das Mädchen sehen. Er hatte ihr bei dem letzten Abschiede nicht die Hand gereicht, es war ihm nun, als könne in dem Leben Beider kein Segen sein, so lange dieses nicht geschehen.

Stillen Gemüthes, einen Sonntag im Herzen, ging er

in die ruhige Vorstadt, ging in das bekannte Haus und über die Treppe.

Die Wohnung des armen Musikanten war verschlossen und an der Thür klebte ein Zettel mit den Worten: „Dieses Zimmer ist zu vermiethen."

Der Hausmeister sagte, die Partei sei ausgezogen, er wisse nicht, wohin.

In der Einöde.

Zweites Buch.

Jahre gingen hin, aber es blieb heute, wie gestern.

Die Felswälle der Wildschroffen ließen nichts Altes hinaus und nichts Neues herein. Was in der Einöde aufging, das war da, und dahin war, was in der Einöde zusammenbrach.

Zapfenwirths Davidl wuchsen Haare im Gesicht. Man kann nicht sagen, er bekam einen Bart, denn die Haare waren zart und sehr dünn vertheilt über Backen, Kinn und Wangen, und sie waren lichtfalb, so daß das Gesicht dadurch ein gelbliches Aussehen bekam. Auf allen Sommersprossen und Muttermalen standen drei oder vier Härchen. Die Brillen waren etwas vergangen und die grauen Aeuglein sahen nun noch kleiner aus, als früher. Die Nase hatte sich in den letzten Jahren scharf und spitzig gewachsen; die borstigen Haare waren stets kurz geschnitten. Einmal hatte ihm die Wirthin gesagt, daß er etwas gelbliche Vorderzähne habe, und daß er sich deswegen gewöhnen wolle, den Mund zu schließen. Ueber diese Bemerkung riß der Bursche den Mund erst recht weit auf. Da hatte ihm die Zapfenwirthin auch einmal vertraut, daß es gut sei für das Zahnweh, wenn er sich jeden dritten Freitag die Fingernägel abbeiße; er hatte aber kein Zahnweh, und so biß er sich die Nägel nur, wenn Christenlehre war.

Der Wirth bekam immer schwächere Augen und mußte sich demzufolge die meiste Zeit in der Gruft aufhalten; im Tageslicht war er sehr grämig und mißmuthig.

Nur einmal hatte er einen rechten Freudentag. Davidl strich in der Stube am Brodkorb vorüber und schob in merkwürdiger Gewandtheit mit Blitzesschnelle zwei Semmeln in die Tasche.

Da sagte sein Vater:

„Schau nach, Davidl, es sind dir zwei Brode in den Sack gefallen. Eins kannst haben."

Fletschte ihm der Bursche die Zähne entgegen.

Darauf der Alte:

„Wart, du Grafel, ich fass' dich bei den Ohren!"

Da erwischte der Junge einen Stiefelknecht und schleuderte ihn seinem Vater unter die Füße.

Und als dieses geschehen war, fiel der Alte dem Jungen fast um den Hals und rief:

„Davidl, du bist doch mein Sohn, schlägst nicht aus der Art, ich hab's ja meinem seligen Vater auch einmal so gemacht!"

Am wohlsten war dem Zapfenwirth, wenn er seine böse Zunge loslassen konnte; er hatte hierin nach und nach die Fertigkeit seiner Ehehälfte erreicht. Der Gegenstand seiner Auslassungen war stets der Dalkert, gegen den er Alles aufzuhetzen suchte. Der Heidepeter war ja der Feind seines Hauses; oder hatte der Peter seit Bestehen in dem Wirthshause je so viel verzecht, was drei Spatzen kosten? Hatte ferner der Peter nicht den Davidl mißhandelt, hatte er ihm nicht einmal das Fangeisen gelegt? War der Davidl nicht

in jener Christenlehre durch Heidepeters Kinder zu Schanden geworden? Eine wahre Qual war es dem Wirth, wenn er hören mußte, wie von Gabriel gute Nachrichten gesagt wurden, und daß dem Burschen das Brod wirklich in den Honigtopf gefallen sei. Auch erzählte der Ameishüter einmal, daß er seines Gedenkens noch keine Dienstmagd im Hause gehabt habe, die so fleißig, folgsam und umsichtig gewesen wäre, wie Heidepeters Regina, und daß das Mädchen, wenn es auch keinen Groschen mitbringe, doch einmal eine treffliche Hausfrau abgeben werde.

Der Wirth nickte dazu nur langsam mit dem Kopfe, als wollte er sagen: schon recht, werden schon sehen. — Dann ging er in den Keller.

Die Wirthin aber sagte:

„Gut, wenn's wahr ist; ich wünsche der Regina nichts Schlechtes; und ich wünsche keinem Menschen nichts Schlechtes; aber ich hab' halt kein Zusammensehen mit dieser Person; anstatt daß sie für ihre Vaterleut' Brot sammeln ging', trägt sie einen Sack voll Bettelstolz herum. 's schaut völlig so aus, als wie wenn dasselb' Gered' wahr wär' — daß der arm' Heidepeter den Kindern nicht ihr Vater. Man sagt der mühseligen Haut, der Klara, so was nicht gern nach; aber wenn halt der Apfel gar so weit vom Stamme fällt, so denkt man d'ran, man kann sich nicht helfen."

Einmal saß Davidl unter den Fichten und putzte mit Schmeer die Spielkarten, weil sie schon zur Unkenntlichkeit schmutzig geworden waren. Da kam sein Vater herbei, setzte sich zu ihm auf die Lehnbank und sagte süßlich:

„Davidl!"

Der Bursche sah nicht auf, er hatte immer Aerger, wenn ihn eines von seinen Eltern ansprach.

„Davidl," fuhr der Alte fort, „du bist ein verteufelter Junge! du, was sagst denn zu der Ameishüter-Regina?"

Davidl glotzte den Vater an und riß den Mund auf.

„Davidl, in deinen Jahren hab' ich's ein Bischen anders getrieben, als du. Jeden Unterrock hab' ich gekannt in der ganzen Gegend. Nu ja, mag dir 's wohl sagen, deine Mutter weiß es auch. War just auch so eine Stallmagd beim Ameishüter — so recht eine fromme und augenverdreherische, daß man gemeint hat, sie hätt' ihre Jungfrauschaft in einen Pechöltopf than und mit einem rothen Bandel zubunden. Sind wir unser drei, vier Burschen einmal gesessen im Wirthshaus beisammen, haben Silberzwanziger in einen Hut geworfen und es ausgemacht: wer der Stallmagd das roth' Bandel aufzwickt, der kriegt neun Maß Wein und einen doppelten Gamsbart auf den Hut. Ist im Winterfasching gewesen, und zu Weihnachten d'rauf haben sie der frommen Stallmagd beim Ameishüter das roth' Bandel mit der Scheer' abzwickt. Ich hab' den doppelten Gamsbart gewonnen. Das waren dir Zeiten, Davidl! Heutigen Tags ist Alles ein wahrer Todtengräbertanz und die jungen Burschen rutschen auf den Knieen mit dem Rosenkranz herum und haben kein' Hitz und kein' Kurasch!" Dann stieß der Alte seinen Sohn ein wenig mit dem Ellbogen: „Die Regina, du, das wär' ein Schlucker!"

Davidl grinste und rieb eifrig an den Karten, und an dem Herzaß rieb er lange, sehr lange — das wollte durchaus nicht rein werden. —

In denſelben Tagen verbreitete ſich in der Einöde ein ſonderbares Gerücht. Niemand wußte, wer es zuerſt geſagt hatte, aber man hörte es allenthalben und man verbreitete es allenthalben.

Berichte aus der fernen Hauptſtadt waren ihm vorangegangen. Nach Rattenſtein war ein Zeitungsblatt gekommen, und darin ſtand ein langer Aufſatz über Gabriel, des Heidepeters Sohn. Fremde, die in Rattenſtein durchreiſten, erkundigten ſich nach Gabriels Geburtsort und ſagten, der Burſche aus dem Heidehauſe ſei ein gelehrter Mann geworden und werde ſeiner Heimat viele Ehre bringen.

Von anderer Seite hieß es wieder, und beſonders der Pfarrprovifor ſagte es gerne, es wäre ſiebenmal geſcheidter geweſen, wenn Gabriel in der Einöde geblieben wäre und den Eltern tüchtig hauſen und bauen geholfen hätte. Das fände man ſonſt nirgends, daß ein Haus in fremde Hände käme, wenn einmal die Kinder arbeitsfähig, und ſo was könne ſich nur beim Talkert zutragen. Daß dieſer Burſche ſeine darbenden Eltern verlaſſen habe und in die Fremde gegangen ſei, habe er nur gethan, daß er offen von dem heiligen Glauben abfallen könne — wie die Städter denn ſchon Alle ohne Religion und Gewiſſen ſeien. Gabriel ſei ein ſchlauer Burſche, man würde ſchon noch andere Dinge von ihm hören.

Dann frug man ſich, ob es denn wahr ſei, daß bei Gabriels Geburt ſein Vater im Gefängniſſe ſaß; ja, das ſei ſchon ein rechtes Zeichen. — Man könne ſich auch ſonſt noch Geſchichten erzählen von den Heidepeteriſchen, aber aus Chriſtenliebe ſchweige man davon. Das könne ſich nach dem

was in jener Nacht mit der Schulmeisterleiche vorgefallen, so Jeder denken, mit welchen Dingen das zuging. Die Kinder haben ihre Gelehrtheit fertig gehabt, das Brot ist zu wenig gewesen und so ist der Alte überflüssig geworden. Sie haben ihn — lebendig begraben.

Und das war das Gerücht.

Der Schulmeister hatte sich ja auf der Bahre noch bewegt, Gabriel wußte es zu vertuschen, und eine gerichtliche Todtenschau unterblieb, wie sie in der Einöde öfters unterbleibt. Wer konnte jetzt kommen und widerlegen, wenn die Leute behaupteten: Sie haben ihn lebendig begraben!

Lebendig begraben, den guten, alten Mann! Darum all' das Unglück, das über das Heidehaus hereingebrochen war.

Und sie haben ihn lebendig begraben! — Regina hörte es und ging noch an demselben Tage im Abenddämmern fort vom Ameishüter, hinauf zum Heidehause und klopfte am Fenster der Oberstube ihre Eltern aus dem Schlafe. Laut weinend erzählte sie die Anschuldigung.

Der Peter sagte kein Wort darauf, aber Klara rief:

„Du Peter, du hast allweg geschwiegen, du hast zu rechter Zeit geschwiegen und du hast zu unrechter Zeit geschwiegen. Nicht arm gegessen und nicht arm getränkelt — arm geschwiegen haben wir uns, und anstatt den Mund haben wir den Beutel aufgemacht, bis der letzt' und der allerletzt' Groschen herausgefallen ist. In Gottes Namen, 's ist vorbei, ich mach's Kreuz darüber. Aber das sag' ich dir, Peter, wenn du jetzt auch noch stillschweigst und diese Anklag' über uns und unsere Kinder ergehen läss't, so schau' ich dich mein Lebtag nicht mehr an, und ich heiß' dich die Let-

feigen, den Dallert und noch was Anderes! Und nachher reut's mich ſo oftmals, ſo viel Haar ich auf dem Haupt, daß ich dich geheirathet hab'!"

Das Weib ſank ſchluchzend auf ihr Strohlager, ſie hielt ihren Kopf in den Händen, als ob er zerſpringen wollte und ſie klagte halb verloren:

„Närriſch muß man zuletzt auch noch werden!"

Der Peter ſprang aus dem Bette, riß die Thür auf und rief:

„Aus iſt's! Jetzt hat mir mein Weib das geſagt!"

Dann ging er wieder zurück zum Lager und mit gebrochener Stimme ſagte er die Worte:

„Klara, du biſt alleweil mein liebſter Menſch auf der Welt, und jetzt ſchrei'ſt auch du mit den Anderen und hilfſt mich martern. Was kann ich denn ſagen? Sie werden mir nichts glauben, und beweiſen iſt unmöglich. Mir ſchwindelt ſchon Alles im Kopf; der lieb' Herr Jeſus hat auch geſchwiegen, wie ſie ihn angeklagt haben und iſt doch unſchuldig geweſen. Mit dem Menſchenleben hat's bald ein End', und das iſt das Beſt'!"

„Du, das iſt eine Sünd', wenn du ſo denkſt," unterbrach ihn Klara, „merk' dir das, mit dem Menſchenleben hat's kein End'! Wir haben Kinder und leben in ihnen fort, wir müſſen ſorgen für ihr Wohl und für ihre Ehr'; und Eltern, die das nicht thun, ſoll man todtſchlagen mit einer eiſernen Keul', hat die Einſchichtres geſagt!"

Der Peter lag auf den Knieen und betete ſtill.

Regina hatte große Mühe, ihre Eltern endlich wieder zu beruhigen, und auf dem Heimweg machte ſie ſich Vor-

würfe, daß ſie den alten, kranken Leuten das böſe Gerücht hinterbracht habe. —

Die Abſpannung nach der aufgeregten Nacht machte es, daß am Morgen der Heidepeter über die Stunde hinaus ſchlief. Es war aber zur Heumahd und der Hahnenkampp hatte keine Raſt und Ruh', ſo lange noch ein Hälmlein Heu auf den Wieſen war. Er wachte ſchier die ganze Nacht, und wenn er gleich an dem Heuwagen nicht zerren konnte, ſo zerrte er am Bettſtroh und meinte, damit richte er auch was aus. Das war ihm unbegreiflich, wie die Leute ſo feſt und ſorglos ſchlafen konnten und es lag das Heu auf den Wieſen. Seinem Weibe rannte er die Nacht hindurch den Ellbogen mehrmals in die Seite, daß es ächzte.

„Da ſieht man's halt, daß du dir gar keine Wirthſchaft angelegen ſein laſſeſt! Meine Mutter hat in der Heumahd die ganze Nacht vom Aufſtehen geredet und du liegſt auf der Pritſchen, wie zum Hinwerden!"

Das Weib ſeufzte und ſchlief wieder ein; gab es doch ſo viel Müh' und Plag' des Tages über — wie waren da die Augen ſo ſchwer in den kurzen Ruheſtunden!

Und der Morgenſtern war dem Hahnenkampp ein wahrhaftiger, ein heißerſehnter Morgenſtern. Wie der Morgenſtern zum Fenſter hereinzuckte, guckte der Hahnenkampp zum Fenſter hinaus. Hei und Heu! es war wieder ſchön Wetter. Da machte er einen gewaltigen Lärm im Hauſe und ſchreckte das Geſinde auf und da wurden Senſen gedengelt, Kümpfe gefüllt, Rechen gezähnt, Heukarren flott gemacht — Alles ſchon zur früheſten Morgenſtunde.

Der Dalkert, bleibt er heute kleben in ſeinem Neſt?

„Talkert, Talkert!“ ſchrie der Hahnenkampp und tümmelte mit der Heugabel an der Oberſtube, daß die Hühner kreiſchend von ihren Sitzſtangen flatterten. Er hörte nur ein Brummen in der Stube. Da trat er die Thür ein und zerrte den alten Leuten die Decke aus dem Bette.

„Du biſt ein Unmenſch, Hahnenkampp!“ ſagte Klara und zog die Decke wieder zu ſich, „gib Obacht, daß es dir nicht einmal heimkommt!“

Jetzt war der Bauer von Neuem aufgebracht.

„Was!“ rief er, „die Krank' ſchreit da! Schau, ſonſt will ſie all' Tag ſchon abgeleuchtet ſein; predigen kann ſie leicht noch? Ich aber ſag' dir, du armſelige Krautſchreck', daß du in meinem Haus ſtirbſt, haſt du nicht ſchriftlich! du biſt eine — eine — gar nicht aufhalten mag ich mich bei dir; hinaus geh'! hinaus geh'! auf der Stell' nimm deine Fetzen und geh'! Da haſt einen Stecken, da haſt einen Bettelſack, da — da haſt einen Kreuzer dazu!“

Jetzt kam der in Peter's Leben ſo ſeltene Moment, daß ihm die Geduld riß. Wuthſchäumend warf er ſich auf Hahnenkampp und ſchleuderte den kräftigen Mann an die Thür, daß er zu Boden taumelte.

Kaum war das geſchehen, faßte der Peter Klara's Hände und ſtieß heraus:

„Behüt' dich Gott, mein Weib, jetzt wird's für mich zum Sterben ſein; im Zorn hab' ich mich hinreißen laſſen und jetzt wird er mich erſchlagen. Wenn er nur dir nichts thut; bet' für mich! Daß ich keinen Geiſtlichen haben kann zu meinem letzten End', das iſt mein Jammer. Bet' für mich, meine Klara!“

Der Peter hatte erwartet, daß der wilde, gereizte Mann in ſeiner Wuth ihn tödten werde; allein Hahnenkamp hatte ſeinen Kopf in den eiſernen Thürhaken geſchlagen, blieb nun am Boden kauern und ächzte.

Der Peter rief um Hilfe, Klara ſprang aus dem Bette, goß einen Krug Waſſer über den Kopf des Bauern und jammerte:

„Jeſus, Maria und Joſef, jetzt hat er ihn umgebracht! Das iſt noch abgegangen, das noch, und jetzt ſind wir fertig. Du unglückſeliges Heidehaus, du unglückſeliges Heidehaus!“

Und der Peter ſtöhnte:

„'s iſt richtig, jetzt hab' ich ihn erſchlagen!“

„O nein!“ gurgelte der Bauer, „noch lange nicht! Ich bin Herr im Heidehauſe, und jetzt fangen wir erſt an, Peter, jetzt wird's erſt luſtig! O, da tragen ſie Alle früher hinaus, als mich, Alle!“

Er erhob ſich langſam und wiſchte das Blut von den Wangen. Und als Leute kamen, ſagte der Hahnenkamp, er ſei ungeſchickt geweſen, und wie er den Peter habe wecken wollen, ſei er in der Dunkelheit an den Haken gerannt. Er ſchämte ſich, die Wahrheit zu ſagen; das gäbe doch einen Hohn und Spott, wenn ihn, den großen, kräftigen Mann, der einſt des Habertburm's Köhlerhütte vor das Zapfenwirthshaus gezogen, nun der ſchwächliche Peter, der Talkert, an die Wand ſchleuderte, wie einen Halterbuben.

Die Stunde ging hin, und bei der Morgenſuppe ſagte der Hahnenkamp, der ſich mit einem blauen Tuche den Kopf verbunden hielt:

„Die Klara wirft heut' 's Heu auf den Ueberſtadl und

der Peter gräbt auf dem Wieſenrain die grauen Steine aus und ſchafft ſie in die Schlucht hinüber!"

Da hub das Geſinde an zu kichern.

Der Hahnenkampp warf den Löffel weg, ſchlug die beiden Fäuſte in den Tiſch und ſchrie:

„Wer hat da was zu lachen? Ich hau' euch die Köpf' ineinander, ihr Tölpelvolk! Ich weiß ſchon, was ich ſag' und was ich verlang' und ich lad' Keinem zu viel auf."

D'rauf zum Unterknecht:

„Und wenn ich dir, Haderlump, hundert Prügel auflad', ſo wirſt ſie auch ertragen und 's wird nicht zu viel ſein!"

Klara ſaß am Ofen und kaute an den harten Rinden, die man ihr in die Suppe gegeben hatte. Nach dem Frühſtück nahm ſie den Peter beim Arm und flüſterte:

„Jetzt werd' ich dir was ſagen, Peter. Wir hätten keine gute Stund' mehr in dem Haus, wir thun unſer Sach' zuſammen in ein Tuch, und gehen fort, ganz fort. Schlechter kann's nimmer kommen. Wir gehen zum Ameishüter hinab, der iſt mit der Regina zufrieden und wird uns wohl ein Dach geben. Und iſt das nichts, ſo gehen wir zum Gabriel, der wird ſchon ein Platzel für uns wiſſen. Das iſt das Geſcheiteſt. Und Eins, das verſprech' ich dir da, wo ich jetzt ſteh', ich geb' dir kein böſes Wort mehr, Peter, kannſt dich verlaſſen d'rauf, haſt meine rechte Hand."

Wenn Klara auch in letzter Zeit dann und wann wirre, verlorene Worte geſprochen, und wieder ſtumpf vor ſich hingebrütet hatte, ſo zeigte dieſer Vorſchlag, daß ſie doch noch bei Vernunft, und geſunder Ueberlegung fähig war. Der

Peter war denn mit Allem einverſtanden, nur ſagte er, daß er an dieſem Tage dem Bauer noch einmal im Heu helfen wolle, weil er es verſprochen habe; er gäbe dem Hahnenkampp nicht gern einen Grund zu übler Nachrede.

So entſchloß ſich Klara vorläufig allein zum Ameishüter zu gehen, ſchärfte aber dem Peter ein, daß er am nächſten Tage mit den Habſeligkeiten, die ſie heute nicht zu tragen im Stande ſei, nachkomme.

Sofort machte ſie ſich an das Einpacken. Als dieſes vorüber war, kam ſie mit ihrem Bündel in die Küche, hielt der Bäuerin die rechte Hand hin und ſagte:

„So, Hahnenkamppin, jetzt geh' ich. Wir wiſſen noch nicht, wohin, aber der liebe Herrgott nimmt allemal und überall Koſtgänger auf. Es muß ſchon ſo ſein, daß ich jetzt hinausgeh' aus dieſem Haus, in dem ich geheimt und gewirthſchaftet, in dem ich meinem Manne die Kinder geboren hab', und in dem ich ſeit vielen Jahren auf das Hinaustragen gewartet hab'. Ich mag nicht recht leben und nicht recht ſterben, und ihr habt's ja geſehen, was es mit mir für eine arme Sach' iſt. Vielleicht wird's bald anders, ich geh' jetzt in die Welt Gottes hinaus. Der Peter kommt morgen nach, heute hilft er euch noch im Heu. Gebt mir nur die Hand, Hahnenkamppin, ich leg' euch keine Schuld bei, ihr ſeid ja allweg mit uns gut geweſen. Ich dank' euch zu tauſendmal für Alles und ich bedank' mich auch bei eurem Mann. Ja, freilich, das hätt' ich armes Weib wohl nicht geglaubt, mein Lebtag nicht —"

Es brach ihr die Stimme.

Die Bäuerin ſagte beſchwichtigende Worte und wollte

Klara das Bündel abnehmen, dieſe aber ſtolperte laut ſchluchzend zur Thüre hinaus.

Tief gebeugt und geſtützt auf den Stock, den Kopf dicht in Tücher gewickelt, das weiße Bündel an einem Arm, in einem braunen Rock von grober Leinwand und in ſchweren ausgeſtückelten Schuhen — ſo torkelte das Mütterlein davon. Waldl, der alte, treue Haushund, heulte und riß an ſeiner Kette, als wollte auch er in ſeinen letzten Tagen den heimiſchen Kobel verlaſſen und ſeiner armen, vertriebenen Hausfrau folgen.

Hinter den Tannen ſtand ſie ſtill, wendete ſich noch einmal um und machte mit der Hand das Kreuzzeichen über den Hof. Dann blickte ſie aus ihrer Vermummung wirr umher, ſie ſuchte den Weg und ſie prüfte mit dem Stocke den Boden, wie ein Blinder, bis ſie endlich, von dem rechten Pfade überzeugt, ſchleppend und zitternd weiter hinkte.

Es war ein reiner klarer Julimorgen, und es war ein Leuchten und Muſiziren und Freudigſein überall, und die Einöde war in ſolchen Tagen keine Einöde mehr.

Als Klara zum Lärchenwald hinauskam, wo die Heide zu Ende geht, ſaß dort auf einem Strunk die Kleeſamkathel. Das war ein altes Bettelweiblein, welches das ganze Jahr hindurch mit Klee- und anderen Samen Handel trieb. Sie konnte es nicht leiden, wenn man ſie ein Bettelweib nannte und ſie als ſolches behandelte; ſie war „Hauſirerin", obwohl ſie von ihrer Waare kaum den Tabak profitirte, den ſie rauchte. Auch heute hatte ſie das Pfeiflein im zahnloſen Munde. Als ſie aber hier ſo hockte und in die Weite ſah, nahm ſie das Zeug in die runzelige Hand und keifte:

„Aufrichtig Gott wahr, wenn ich noch einmal auf die Welt komm', ſo werd' ich eine Schneck', daß ich allzeit mein Haus bei mir hab'." Und plötzlich rief ſie wie auffauchzend: „Uh Joſi Maronſaam, da ſteigt ja die Heidepeterin daher?"

Sie kamen gleich in's Geſpräch und das war ein Glück für die betrübte Klara.

„Hätt' dich völlig nicht kennt, Kathel," ſagte dieſe, „meine Augen, die wollen mich ſchier verlaſſen; 's will halt ſchon finſter werden."

„Ach, bei Leib nicht," verſetzte die Kathel, „'s iſt ja

mutten im Vormittag. Ah ſo, bei dir, meinſt; laß nur Zeit, Heidepeterin, 's wird ſchon noch einmal hellicht werden; wenn da nicht, im Himmel oben gewiß. Ich denk' mir auch allweg ſo. Hab' dich aber auf den erſten Blick erkannt, haſt mir ja oft einen Sterz gegeben, und du biſt eine rechtſchaffene Bäuerin geweſen, du, das muß man dir nachſagen, und 's kommt keine Zweite mehr in's Heidehaus, die dir's nachthut."

Klara lächelte ein wenig. Es war ihr ein großer Troſt, daß auch noch in anderen Leuten das Andenken wach war an die ſchönſte Zeit ihres Lebens, wo ſie eine geachtete Hauswirthin geweſen, wo ſie von ihrem Eigenthume den Nothleidenden theilen konnte. So viele tauſend und tauſend „Vergelts Gott!" waren ihr gegeben worden von den Armen, von denen der Heiland ja ſelbſt geſagt: Was ihr dem ärmſten meiner Brüder thut, das thut ihr mir! Sollten denn alle dieſe „Vergelts Gott!" verhallt ſein, wie Spatzengeſang, ſollte denn keines davon aufgeſtiegen ſein zu Gottes Thron, keines aufbewahrt worden ſein für dieſe dunkle Zeit eigener Noth und Bedrängniß? — Doch, was hat der Peter oft geſagt? Unſer ganzes Glück haben wir in unſeren Kindern; an dieſen können wir unſere Freud' haben. Wenn jedes Vergelts Gott! auf die Kinder kommt, dann iſt's ja recht. — Beſſeres könnte ſich die Klara gar nicht wünſchen.

„Daß du allweg ſo krank biſt, Heidepeterin, das drückt mich ſchier ſelber im Herzen," ſagte die Bettlerin, „wäreſt ja nicht ſo alt, wie der friſche Stamm im Wald. Ich bin bei deiner Hochzeit gar ſchon eine betagte Perſon geweſen; hab' neulich einmal nachgedacht, dein Gaberl wird halt jetzt in

den Zwanzigen ſein. Ja, und das hab' ich mir auch denkt, es muß dir wohl rechtſchaffen hart ſein. Mein Gott, was iſt zu machen, ich ſag', die Eltern können ſein Lebtag nichts für die Kinder, 's iſt halt ein Unglück für den, den's trifft, und der Herrgott ſchickt alleweil was, das den Himmel hinaufhält; wenn er herabfiel, thät er uns doch allſammt erſchlagen. — Ich denk' aber, Ketten haben ſie ihm nicht angelegt."

„Wem?" frug Klara.

„Nu, deinem Gaberl mein' ich," ſagte die Bettlerin, „ja zuletzt weißt du's gar nicht. Mag auch ſein, nachher — Heidepeterin, 's iſt beſſer, wir plaudern was Anderes."

Die Alte zog eifrig an ihrem Pfeifchen.

„Wenn du was weißt, wenn du was weißt, Kathel!"

Das kranke Weib faltete angſtvoll die Hände.

„Mein, die Leut' reden gar viel."

„Sie ſagen allerhand über meinen Sohn," verſetzte Klara ruhiger, „ich glaub' nicht Alles. Viel Geld hat er uns ſchon geſchickt; wenn er nur wieder einmal ſchreiben thät — daß er mir doch nicht krank iſt."

„Von wegen dem Geld, das mein' ich halt auch," ſagte die Alte, ein wenig lallend, „thät dir's aber tauſendmal wünſchen, Heidepeterin, wenn die ganze Rederei erſtunken und erlogen wär'. Beim Zapfenwirth unten haben ſie geſtern ſo gewartelt davon; mein', ich hab' nicht recht nachfragen mögen. Das hab' ich halt gehört, eingeſperrt ſoll er ſein."

„Jeſus Chriſtus!" hauchte Klara und zuckte zuſammen. Dann blieb ſie eine Weile ſtill und dann ſagte ſie, die Hände auf die Bruſt drückend: „Das hat mir aber ein' Stich

gegeben im Herzen. Eingeſperrt, — eingeſperrt," murmelte ſie, und wie lauernd: „Kathel, und kannſt mir gar nicht ſagen, warum?"

„Wenn du mir den Hals abſchneiden thäteſt, ſo könnt' ich dir's nicht ſagen."

Die Heidepeterin bückte ſich zu Boden nach dem Stock, der ihr entfallen war, dann ſagte ſie halb verloren:

„So, jetzt dreh' ich mich wieder ſchön langſam um und ſuch' den Peter auf. Der wird aber recht lachen, wenn er's hört. Eingeſperrt, was die Leute doch Alles aufbringen!"

Und als ſie wieder allein war, lehnte ſie ſich an einen Zaun und weinte. Sie weinte, wie ſie in ihrem Leben noch nie geweint . . .

Sie hatte ſich gedacht, daß eine erfreuliche Zeit käme, daß Gabriel ihr ein Haus ſchaffen würde, ein Haus mit einem warmen Ofen, mit einem gedeckten Tiſchlein, mit einem ſchneeweißen Bett, ein rechtes Heim für Vater und Mutter und Schweſter und ſich ſelbſt. Wie hatte ihr bei dieſem Gedanken freudig das Herz gepocht! Und jetzt — Allmitſammen haben ſie keine Heimat; verſunken iſt das Heim, ſo wie die Stadt verſunken iſt auf der Heide.

Dann kam eine Bitterkeit in ihr Gemüth, die ſie bisher noch nie empfunden hatte.

„Nu, nu, Gabriel," ſagte ſie, „haſt es recht hoch gebracht, haſt ja ſchon ein Haus, wie ſie ſagen! Dich werfen ſie nicht hinaus, aber deine Mutter haben ſie hinausgeworfen; du, deine Mutter iſt jetzt ein ſauberes Bettelweib geworden. — Ei, Gaberl, ſollſt wohl ein wenig herausſchauen zum Fenſter, lug, das Bettelweib wird's auch hoch geben, das mag nicht mehr recht laufen, das läßt ſich tragen von vier

Männern, das läßt ſich ſchön zudecken und auf der Decke wachſen Blumen und Roſen. — Magſt nicht ein Eichtl durch's Fenſterlein gucken?"

Doch bald löſte ſich die Bitterkeit in Schmerz, in Mutterliebe auf — Klara hatte wieder Thränen. Zum Himmel blickte ſie auf und dort ſchwebte eine Lerche im blauen Zelt.

„Das iſt ein Wunder, daß ich dich noch ſehen kann," rief ſie dem Vogel zu, „du fliegſt wohl hin über Berg und Thal, du ſetzeſt dich wohl luſtig auf die Thürme der Stadt und guckeſt durch's Gitter hinein in ſein Gefängniß. Flieg' hin und flieg' her und bring' Botſchaft, du liebes Vöglein, von Gott erſchaffen!"

Dann betete ſie in ihrem Herzen und dann ſagte ſie: „Geht's weiter mit euerer Rederei! Iſt ja gar nichts wahr. 's iſt nur zum Lachen!"

Dann weinte ſie aber doch wieder. —

Der Peter ſtand in der Reihe der Anderen auf der Wieſe und mähte im hohen Graſe. Funkelnde Tropfen hingen und lagen noch auf den Halmen, Blättern und Blumen, als ob ſie weinten, die zarten Kinder der Au, daß ſie ſo früh ſchon ſterben mußten am heiteren Sommermorgen.

Und es war immer noch Morgen, die Schatten der Erlen wollten nicht kürzer werden und drüben im Haberthurmhofe ſtieg immer noch kein blauer Rauch aus der Dachlucke. Ein einziger Vormittag iſt eine kleine Ewigkeit für einen kränklichen Mann, der da ſchaffen muß mit und gleich den Anderen, die jung und kräftig und übermüthig ſind. Dem Peter wollte ſchier die Senſe in den Boden wach-

sen. Er stützte sich nur einen Augenblick an den Stab, da sah er sein Weib über die Mahden einhertorkeln. Er barg die Sense in das hohe Gras, daß sie die Sonne nicht schädige und trat hin zu Klara. Und nun hörte er die seltsame Kunde von seinem Sohne.

Was entgegnete der Heidepeter darauf? Er nahm wieder die Sense aus dem hohen Grase, zog den Wetzstein aus dem Rumpf hervor und schärfte sie.

Da schlug Klara die Hände zusammen und rief:

„Jetzt trau ich mir's zu sagen vor Gott: Dir ist an deinen Kindern nichts mehr gelegen. Bei dir heißt's, aus den Augen, aus dem Sinn; wenn du nur deinen Hahnenkamp hast, so ist dir gut. Und wenn dich Gott straft und dir Weib und Kind nimmt, so geschieht dir recht. Du bist der Dalkert, du bist der Garnichts, du bist — mäh, mäh dein Gras und schau mich nicht an! Im Himmel ist's geschrieben gestanden und im Himmel ist's ausgelöscht."

Das Weib eilte mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit davon.

Der Peter besann sich eine Weile über das, was sie gesagt hatte, dann wollte er ihr nachlaufen. Aber eine andere Stimme in ihm sagte: Wozu? Sie geht zum Ameishüter; das weiß man schon, wie sie ist, dort wird man schon auf sie schauen, bis ich nachkomm'.

Und er mähte weiter.

Aber als das Mittagsmahl auf die Wiese kam, als sich die Leute unter den Schatten einer Esche setzten und sich aus abgemähtem Grase Sitze und einen Tisch bildeten, und als sie das Tischgebet sprachen und als sie aßen — im

hohen und weiten Speisesaal Gottes — da genoß der Peter keinen Bissen. Er saß ein wenig abseits und legte die Hand an's Kinn. Niemand kümmerte sich um ihn, nur eine alte Magd zupfte ihn und lispelte:

„Peter, wir warten All' nur mit der linken Hand auf dich; wie wirst denn mähen können den ganzen Tag, wenn du keine Vorspann hast!"

Der Hahnenkampp hörte das und sagte:

„Nu, wenn's dem Herrn Heidepeter nicht gefällig ist, bitten thun wir ihn nicht, dasselb' getrauen wir uns nicht."

Als sie aber nach dem Essen zum gebörten Heu gingen, um es in Schöbern zu sammeln, schlich der Peter abseits und davon. — Das war sein letzter Werktag gewesen beim Heidehause. Er eilte abwärts durch Geschläge und Anwuchs und Heideland gegen den Ameishüter.

Beim Ameishüter war das Heu schon eingeheimst; die Männer waren im Walde, die Mägde arbeiteten auf dem Krautacker und setzten Kohlpflanzen ein. Als Regina ihren Vater daherkommen sah, wischte sie sich mit der Schürze die Erde von den Händen, ging gegen den Weg hinab und rief:

„Wie steigt denn ihr heut' herum, Vater? 's ist doch nichts geschehen?"

„Ist die Mutter nicht gekommen?" frug der Peter schnell.

Da erschrack das Mädchen. Die Mutter war zum Ameishüter nicht gekommen und Niemand hatte sie gesehen.

Der Peter lief wieder zum Heidehause hinauf. Dort war Klara schon fort, seit dem frühen Morgen. Nun ging

er durch die Heide und er ging hinab durch den Anwuchs und in die Schlucht und rief den Namen Klara. Vielleicht iſt ſie in der Kapelle und betet. Die Kapelle iſt leer, aber hinter derſelben ſchimmerte etwas Weißes; da lag das Bündel, welches die Heidepeterin vom Hauſe mit fortgenommen hatte. Jetzt lief der Peter hinauf zur Wieſe, fiel vor dem Hahnenkampp auf die Kniee und jammerte:

„Bauer, mein Weib iſt davon, hilf mir ſuchen!“

Der Hahnenkampp lachte.

Da eilte der Peter zum Haberthurm hinüber; auch dort wußte man nichts. Ein Waldarbeiter kam nach Hauſe, der berichtete, daß er oben in den Wildſchroffen ein Weib an den Felſen habe hinklettern geſehen.

Der Haberthurm erlaubte dem Rudolf, daß er dem Heidepeter möge ſuchen helfen.

Bald wußte man's in der ganzen Einöde, die kranke, halbirre Heidepeterin ſei davon gegangen, und oben in den Hinterſchroffen, wo ſich kein Jäger und keine Gemſe zu halten vermag, klimme ſie umher.

Der Peter eilte barhaupt durch die Gegend, ſeinen Hut hatte er verloren, er wußte ſelbſt nicht, wo. Er rief nicht mehr den Namen ſeines Weibes, er hatte ſich ſchon heiſer geſchrieen. Nur wimmern, nur leiſe beten konnte er noch.

„Laß mich krank und blind und lahm werden, gerechter Gott!“ ſtöhnte er in ſich hinein, „laß mich verhungern auf den dürren Felſen, nur laß mich mein Weib wieder finden! Herrgott, wenn ich mein Weib wieder finde, ſo will ich all' mein Lebtag nichts mehr eſſen, als Wurzeln und Kräuter, und Glasſcherben will ich in meine Schuh' thun und

allweg darauf wandeln, und auf scharfen Steinen will ich liegen eine Nacht wie die andere. Oder ich will gar nicht ruhen, du großer, allmächtiger Gott, ich will meine Füße abgehen bis auf die Kniee zu deiner Ehr'; oder ich will all' meiner Tage stehn auf diesem Baumstrunk in Hitze und Kälte, Tag und Nacht! Nur meine Klara schenke mir wieder, daß ich sie nur noch einmal sehe. Du weißt es, o Gott im Himmel, wie ich meine Kinder lieb hab', du wirst sie mir nicht verloren gehen lassen um deines heiligen Namens willen; aber wenn du sie verlangst zum Opfer, so nimm sie hin allbeid', nur meine Klara schenke mir wieder, Vater unser, der du bist in dem Himmel!"

So gibt es Eheleute, die ihr Glück Jahre um Jahre auswärts suchen und in ihrem eigenen Hause liegt es aufgebahrt — scheintodt. Auferstehen würde es durch den Ruf eines einzigen liebevollen Wortes — aber dieses Wort wird nicht gesprochen. So eilt dahin die Zeit und das Leben, und erst am Grabe des vorangegangenen Gatten steht die scheintodte Liebe des Zurückgebliebenen auf.

Spät am Abend sprach der Peter, zum Tode erschöpft, im Zapfenwirthshause ein. Die Wirthin wußte Einiges zu erzählen. Die Klara sei so zur Nachmittagszeit am Hause vorüber gehumpelt.

„Na, denk' ich, die schaut heut' auch rar aus, und ich hab' sie in's Haus geheißen und hab' ihr eine warme Suppen vorgesetzt. Wie wenn sie drei Tag keinen warmen Bissen genossen hätt', so hat sie gegessen, und ich hab' noch gesagt zum Rindenschlager Lenz — der Lenz ist da im Winkel gesessen — sag' ich, 's ist halt doch wahr, daß der Hahnen-

kampp ſeine Leut' völlig verhungern läßt, und von dieſem Hahnenkampp könnt' man für die ganze Einöd' einen großen Hut machen, ſo ein Filz iſt er. Da ſteht die Suppenſchale noch, hab' ihr auch Brot eingeſchnitten, hat's Alles ſauber ausputzt. Hab' ſie nachher noch ſchön gefragt, wo ſie hingeht, iſt aber kein rechtes Wort von ihr herauszubringen geweſen. Zuletzt iſt ſie da vor dem Haus noch ein Eichtl geſtanden und nachher iſt ſie über den Steinanger hinein gegen das Schroffeneck. Weiter hab' ich ihr nicht nachgeſchaut. Unſereins hat auch ſeine geſchlagene Arbeit in der Wirthſchaft."

So die Zapfenwirthin.

Rudolf frug nach Davidl, daß er ſuchen helfe; die Wirthin aber ſagte, der Davidl ſei nach Rattenſtein gegangen; er habe allweg ſo Geſchäfte mit ſeinem Freund, dem Amtmann.

Das war aber anders. —

Davidl ſtrich auf geheimen Wegen mit einer Büchſe in den Hochwäldern der Schroffen umher. Es war eine günſtige Zeit zum Wildern, denn Herbert war Soldat und mußte zu ſeinem Regiment einrücken, der neue Jäger war noch nicht da. Davidl hatte einen grünen, hohen Holzknechthut mit Gemsbart auf, trug heute die Haare ſchwarz gefärbt und hatte ſich ein dunkles Schnurbärtchen angezeichnet. Das iſt Wildſchützenvorſicht. Das Gewehr hatte er, in zwei Theile zerlegt, in der Lederhoſe. Auch trug er in der Taſche ſeines Bruſtfleckes ein Fläſchchen Scheidewaſſer; er wußte, wozu es gut war.

Gegen Abend war er von dem Wirthshauſe fortgegangen.

Als er hinaufkam in das Gefälle, wo vor wenigen Jahren der Sturmwind einen ganzen Waldſtreifen entwurzelt hatte, ſetzte er ſich auf einen liegenden Baum. Er ſah ſeinen hohen ſchweren Hut an und den braunen Gemsbart, und er erinnerte ſich dabei an die Jugendgeſchichte ſeines Vaters.

In demſelben Augenblicke hallte eine menſchliche Stimme durch den Wald, Davidl erſchrack und er wollte ſich unter irgend einer aufgeriſſenen Baumwurzel verſtecken.

Da rief es noch einmal: „Mutter!“

Mutter! ſagte der Wald — Mutter! lallte es im Anwuchs am jenſeitigen Berge.

Bald darauf kam Ameishüters Regina die Lehne heran. Sie hielt einen großen Baumaſt als Stock in der Hand und ſchritt rüſtig fürbaß den Wildſchroffen zu.

„Daß es nur keine Wölfe und keine Bären mehr gibt, und daß es nicht kalt iſt in der Nacht,“ ſagte ſie zu ſich, dann ſtand ſie ſtill und horchte, und rief wieder mit heller Stimme: „Mutter!“

Aber keine Antwort. — Wann und wo wird man ſie finden und wie wird das enden?

„Ich geb' nicht nach und ich ruh' nicht, und ich führe keinen Biſſen Brod zum Mund, ſo lang wir ſie nicht haben!“ ſagte ſie zu den Bäumen, und eilte weiter — aufwärts, gegen die finſteren, unwirthlichen Hochwaldungen.

Davidl ſchlich ihr nach.

Es begann zu dunkeln.

Der Heidepeter und Rudolf wußten nicht, daß auch Regina auf war, um die Vermißte zu ſuchen. Die beiden Männer gingen noch in derſelben Nacht hinein durch die engen Thalſchluchten gegen das Schroffeneck.

Als ſie zur Hütte der Einſchichtres kamen, ſetzte ſich der Peter auf das Moos und hauchte:

„So weit bin ich gekommen auf der Welt!“

Dann ſank er ganz zu Boden.

Die Einſchichtres war in den letzten Jahren gealtert und gebrochen. Ihr Geſicht war fahl und furchig, aber die Augen glühten noch, wie zehrende Funken unter der Aſche. Ihre reichen Haarſträhne waren grau geworden, an ihrem gebeugten Körper hing nothdürftig zuſammengeheftetes Pelzwerk.

So kam ſie nun, führte den armen Mann aus dem Heidehauſe in die Hütte und bereitete ihm einen Kräutertrank.

Rudolf verließ ſchon zum erſten Morgengrauen das Dach und ging aufwärts zwiſchen Felsgraten und Zirbengeſträuchen gegen das wilde Geſtein; Peter war ſehr erſchöpft und blieb in der Hütte.

Durch die Aeſte und Kronen des Waldes und zwiſchen den finſteren Schluchtwänden hinaus war zu ſehen, wie hoch oben die Felſen leuchteten in der Morgenſonne. Herunten

um die Hütte lag dichter Reif, am brauſenden Bache glänzten Eiszäpfchen.

Der Peter richtete ſich von ſeinem Mooslager auf, taſtete um ſich und ſah befremdet ſeine Umgebung. Halbdürre Kräuter hingen von Querſtangen nieder und an die ſchwarze Wand waren ausgeſtopfte Geier und Eulen und andere Thiere genagelt.

Wo war er, daß er heute ſein Weib nicht fand neben ſich? Er faltete die Hände und betete.

Jetzt trat die Alte zu ihm und ſagte:

„Biſt auch noch ſo Einer, Heidepeter, der meint, er muß beten! Ach, das können ſich die wenigſten Leut' abgewöhnen und ſie mögen noch ſo alt werden. In guten ſüßen Tagen, da laſſen ſie's oft eine randige Zeit lang; aber wenn halt die liebe Erde ihre Roſen abwirft und uns grob und unbarmherzig anfährt, wenn ſie uns zermalmt zwiſchen ihren Steinen, daß kein Stücklein ganz bleibt von unſerem Herzen, da rufen ſie einen Gott an. Dieſer Gott ſoll nachher alle anderen Millionen Weſen im Stich laſſen und ihnen vor Allem helfen. — Peter, was mich — wie ich jetzt dasteh', ein Weib, weit über die Fünfzig hinaus — dieſes Leben ſchon gemartert hat! Zuerſt kam's kleinweis, hab' ſchon geſtennt bei einem Diſtelſtich. Dann hab' ich im Zahnſchmerz geſchrieen; bin ungeduldig geworden in langwierigen Krankheiten und hab' einmal ein ganzes Jahr zu Gott gebetet, daß er mich ſterben laſſe. Es geſchah kein Wunder; wie die Krankheit aus war, wurde ich geſund. Dann kam's innerlich und das war was Anderes! Nicht mehr an mich, an die Meinen machte ſich das Unglück. Ich ſag' dir nur von dem-

ſelben Oſtertag, an dem kein Rindchen Brot und kein Stückchen Fleiſch in der Hütte war. Für was laufſt's denn lebendig herum draußen im Schnee und hungert? Kann dem Rehbock geholfen werden und dem Menſchen auch, denkt mein Großvater und geht mit der Büchſe in den Wald. Daſſelb' iſt ſchon recht geweſen, aber am Oſtermorgen haben ſie ihn gefunden bei einem Stein, iſt ſein Gewehrkolben abgeſchlagen, ſein Kopf eingeſchlagen geweſen. Im Walde haben wir ihn begraben und in zwei Jahren darauf, nach Allerſeelen, haben wir auf ſeinem Grab die Großmutter gefunden. Iſt auch fertig geweſen. Meinen Vater hat eine todtgiftige Schlange geſtochen, meine Mutter — ich mag's gar nicht ſagen, was ſie der angethan haben. Meinen Mann hat der Wald ſelbſt umgebracht, damit Ein's ſagen kann, 's iſt Alles zuſammengeſpielt auf der Welt, einen armen Menſchen auf der Marterbank zu halten. Zuletzt hat mir der Großteufel gar das Kind geraubt, weg von meiner Hüttenthür, und ich weiß nicht, was aus ihm geworden iſt. Laß dir's ſagen, Peter. Ich bin an demſelbigen Tag noch eine rantige Weil' geſtanden am Bett vor dem lieben armen Wurm und hab' geſagt: „Jetzt liegſt im ſüßen Schlaf, die heiligen Engel mögen dich ſchützen! Wenn du größer wirſt, nagt die Sorge Tag und Nacht an dir, haſt keine Ruh' mehr. Und jetzt weißt von nichts, und liegſt im ſüßen Frieden. — Und ich hab' wohl ſingen dürfen: Schlaf, mein Kindlein; ſchlaf! dein Vater iſt ein Graf, deine Mutter iſt ein' arme Magd . . . — Bin d'rauf fortgegangen hinauf auf die Pfaffenhuteben', daß ich Arnikawurzeln ſammle mit Fleiß. Aber 's hat mich an dem Tag nicht recht gelitten bei der Arbeit, und ich hab' noch zu mir

ſelber geſagt: geh', Res, das mußt dir nicht angewöhnen, daß du bei der Arbeit nicht willſt bleiben, haſt ja nichts auf der lieben weiten Welt für dich und dein Kind, als deine zwei Händ'. — D'rauf bin ich hingefallen über die Kräuterwurzeln, und hab' gerupft und gerauft, wie beſeſſen. Einen großmächtigen Korb voll hab' ich auf dem Buckel gehabt, wie ich zur Abendzeit bin in meine Hütte gegangen. Hab' mich ſchon gefreut, wie mir die Kleine wieder wird entgegen lachen mit ihren ſchwarzbraunen Aeuglein; aber wie ich hinſchau auf's Bettlein — heiliger Gott, da ſeh' ich kein Kind. — Ich reiß' das Moos auseinander, ich ſtürz' in allen Winkeln herum; zu flimmern hat's mir angehebt vor den Augen, wie wenn mich der Schlag wollt' treffen. Da merk' ich zuletzt, daß was geſchrieben ſteht auf der Wand; der Graf Frohn hätt's holen laſſen und wollt's verſorgen. — Wohl wahr, er hat ein Recht gehabt; aber er hat ſeinen ehelichen Sohn verſtoßen, und er hat wohl gewußt, daß ich ihm das Kind freiwillig nicht laſſ', und bei meiner Seel' nicht, weil ich ihn kenn', weil ich ihm's nicht vertraut hätt'. O, mir iſt ſchon das Rechte zu Sinn gegangen, Peter! bis zu dieſer Stund' hab' ich nichts mehr gehört von dem armen Weſen. Der Teufel hat's geholt, der Großteufel. Hat er gefürchtet, daß ich ihm eine Schand' machen möcht' mit dem Kind? glaub' nicht, er weiß von keiner Schand'! Martern will er mich! Dafür leicht, daß ich ſeinetwegen meine Ehr' verloren? Wenn er mir's zum Wenigſten ſagen thät', daß das Mädchen todt iſt, tauſendmal lieber wollt' ich's ertragen. Es wird todt ſein, ich will mir's denken, aber was hilft's, wenn ich's glaub' — wiſſen möcht' ich's!" — Und nach

einer Pauſe: „Peter, ich hab' einmal auf geweihte Dinge viel gehalten, und eine breitgeſchlagene Bleikugel, ein Andenken an den Urgroßvater, hab' ich meinem Kinde angehängt gehabt. 's iſt blöd, wenn man auf ſolche Sachen was ſetzt — aber ich hab' doch gemeint, die Bleikugel müſſe mir mein Kind wieder zurückbringen. — Alles vorbei. — Und ſo iſt's gangen. Furcht und Angſt, Schrecken und Gram hab' ich ausgeſtanden; bin nicht hingeworden; ſo ein Weibmenſch hat ein tauſendmal zäheres Leben wie ein Wurm, den ſie zertreten und zerſtücken, und der doch nicht ſtirbt. Gebetet hab' ich, geflucht hab' ich, verzweifeln hab' ich wollen — alleins iſt's geblieben. — Nun bin ich das elende Weſen, das ausſchaut, als hätt's der Tod vergeſſen in der Einöd'. Aber das Mundwerk, ei, das klappert mir immer noch, und ich red' mit mir ſelber und ich red' mit den Füchſen und Geiern und ich red' gar zu den Steinen da oben. Nachher bild' ich mir wieder die alte Geſchichte ein und red' mit Gott, und bitt' ihn um Verzeihung für Alles; und er hat meinetwegen doch an keinem Härlein gelitten, ich hab' gelitten. Er ſoll mich um Verzeihung bitten, daß er mich erſchaffen hat auf Erden zum Leiden, zum Elendſein für ein ganzes, langes Leben! — — Hui, wie du dreinſchauſt, Peter! geht's dir leicht viel beſſer als mir? glaub' nicht. Iſt wer, der dir hilft? Kein Menſch. Dieſes rothe Steinchen da am Herd und du mit deinem Herzen und deinem Leben, das iſt der Welt juſt gleich. Und ob du dich erfreueſt, oder ob du dich windeſt und krümmſt unter den allergrößten Schmerzen, ob dein Weib verdirbt, deine Kinder zu Grunde gehen — iſt ihr juſt gleich, und ob du biſt oder nicht biſt — iſt ihr juſt

gleich. Du biſt nichts und ich bin auch nichts, und daß ich dir da was vorſchwätz', das iſt vielleicht gar nicht wahr; und daß du da liegſt und die Hände ringſt, und meinſt, du hätteſt dein Weib und deine Kinder verloren, das iſt leicht gar nicht wahr. Es iſt vielleicht Alles nichts, und nichts als Nichts; nur ein Fieber iſt in dem Nichts, und das macht es ſo bunt und wüſt und würr, und es ſteigen Blaſen auf wie im Seifenwaſſer, und das iſt wie ein Funkeln und Flimmern und Zittern und Kitzeln — und wir ſind mitten d'rin oder ſind nicht d'rin — wir wiſſen uns nicht zu helfen — —"

Die grauen Haarſträhne gingen der Alten wirr über das bleiche Geſicht, die ſtrich ſie jetzt mit den hageren, halbnackten Händen zurück. Dann raffte ſie aus einem Topfe eine Handvoll Samenkörner und hüſtelte:

„Schau, Heidepeter, das iſt das beſt' Morgengebet!" und warf die Körner zwiſchen die Holzſpangen eines kleinen Hühnerkäfigs unter der Herdſtelle.

Die Hühner pickten die Körner auf, reckten dann ihre Krägen hervor und gluckſten.

„O, paß auf, Heidepeter!" fuhr das Weib fort, „die Einſchichtres weiß noch ein anderes Morgengebet!"

Nach dieſen Worten ſchob ſie den Deckel eines Holzzubers bei Seite und zog aus dem Gefäße einen flatternden kohlſchwarzen Raben. Dieſen hielt ſie über einen Block, ergriff mit der andern Hand ein breites, roſtiges Meſſer und hackte dem Thiere den Kopf ab. Der Kopf krächzte noch im Finſtern unter der Bank, der Körper aber flatterte eine Weile in der dunkeln Hütte umher, prallte an die Wand, an den

Ofen, fiel endlich an dem Thürpfoſten nieder und regte ſich nicht mehr.

„Das iſt heut' mein Mittagsmahl und mir bringen die Raben die Speiſe vom Himmel, wie dem heiligen Antonius!“ kicherte das Weib. Dann hielt es den todten Vogel vor Peters Augen und rief: „Der Rabe hätt' noch lange leben können; er hat nichts Böſes gethan, er hat nur gelebt nach ſeiner Natur, und doch hat er nieder müſſen von der hohen, weiteren Luft auf das Fangbrett und in's Gefängniß hier- und doch hat er ſterben müſſen. — Und er hat zum Erſatz kein anderes, ewiges Leben — bei ihm iſt Alles hin. Und ich, ſein Mörder, befinde mich wohl, und der Graf Frohn, der mit den Menſchen das Rabenſpiel treibt, befindet ſich wohl — Heidepeter, Heidepeter, es iſt kein Gott . . . .“

Wie wenn der Blitz neben ihn in die morſche Wand gefahren wäre, ſo war der Peter bei dieſen letzten Worten aufgeſprungen und hinausgetaumelt vor die Hütte. Als ob auch ihm ein ſcharfes Meſſer den Kopf abgehauen hätte, wie dem Raben, ſo ſchwankte er umher. — Wie blaute oben das Himmelsauge, wie ſtrahlte und leuchtete der junge Morgen in den hohen Schroffen, wie tauſendſtimmig zirpte es in allen lebendigen Zweigen des Hochwaldes, und eine Meiſe im Föhrengehege ſang in einemfort: „Dir zu Ehr'! Dir zu Ehr'!“

Aber die Einſchichtres in der Hütte rief noch immer:

„Es iſt keiner, und das iſt die Wahrheit und die Auflöſung von Allem und das ewige Amen. Die Himmel und die Herzen winden ſich in ihrem Kampfe ohne Ende, und es iſt ein ewiges Fiebern und Moderglimmen, und jedem Weſen

iſt es durch ſein Leid und Weh in's Herz geſchrieben: Es iſt kein Gott, und es iſt kein Gott!“

— Jetzt, Heidepeter, biſt du in der Einöde. Jetzt iſt Alles von dir, dein Haus, deine Ehre, deine Kinder, dein Weib, dein Selbſtvertrauen — dein Gott! Jetzt iſt Alles von dir, Heidepeter, jetzt biſt du in der Einöde!

— Du armer, unglücklicher Mann! benetze deine heiße Stirne mit kühlendem Thau und thue noch einmal deine Augen auf. Siehe, dort aus dem Farrenkraut ſchlüpft eine Eidechſe, an dir eilt ſie dahin und über das Wäſſerlein; eine Kreuzotter ſchießt ihr nach, aber die Verfolgte ſchlüpft in den Riß eines grauen Steines und die Natter ringelt ziſchend davon. — Und dort im Gerölle kriecht eine Schnecke, ſie wittert einen Raubvogel in den nahen Zweigen, behende zieht ſie ſich zurück in's Haus und verkugelt ſich im Geſtein — und ſie kriecht doch wieder weiter und freut ſich des Lebens.

— Mann aus dem Heidehauſe! Juſt flattert ein Seidenfalter dahin über dein Haupt, und an deinem Aermel kriecht ein buntes Liebfrauenſchühlein heran, und dort am Hagebuttenſtrauch blüht eine ſchöne, friſchrothe Roſe. Sie iſt die letzte nicht, noch ſtehen zarte, friſche Knöſplein an dem dornigen Strauch, und mitten d'rin hüpft eine Schwarzdroſſel und ſingt:

„Zir zirr, zir zirr!
Das Vöglein iſt hier
In dorniger Heck':
Du, Häher, geh' weg,
Du kannſt nicht zu mir.
Zir zirr, zir zirr!“

— Heidepeter, iſt das Einöde? Gibt es einen Fleck auf der ganzen Welt, wo Einöde wäre? O, keine Einöde im wohligen Sommermorgen und in ſtürmiſcher Winternacht; keine Einöde im wüſten, klüftigen Geſtein der Hochgebirge und keine Einöde auf den endlos wogenden Waſſern. Keine Einöde in den finſteren Urgründen der Erde und keine in den unermeßlichen Räumen der Himmel.

Und dennoch — in dem verlorenen, unglückſeligen Menſchenherzen — Einöde, Einöde!

— — — — — — — — — — —

In der Einöde.

Das iſt jene dornengekrönte Geſchichte, die ein Mann aufgeſchrieben hat in trüben, einſamen Stunden. Die Poeſie wendete ihr Antlitz von ihm ab, er war allein mit der Erde, — ſinnend ſtarrte er in den dunkeln, geheimnißvollen Webſtuhl des Schickſals, an welchem die Menſchen ſitzen und weben. Er tauchte ſeine Feder in Thränen, und er malte die Roſen der Maien und die Tage der Jugend mit Herzblut...

Und als das Morgenroth aufging, leuchtete die Thränenſchrift, und als die Sonne aufging, blühten und flammten die Roſen und die jungen Wangen und Lippen wie Freude. Ein ſiebenfarbiger Regenbogen war gezogen allerwärts über das Eden, über die Herzen.

Die Seele des Waldes, wer leugnet ſie, wer hat ſie nie noch empfunden?

Die Sonne neigt ſich, es naht der Abend. Der Vögel Sang verſtummt bei Zeiten; dieſe Weſen halten nur Morgengottesdienſt und arbeiten blos am Vormittage, dann ziehen ſie ſich zurück in ihre Familie. Nur der Specht iſt fleißig länger hinaus; er hackt an ſeinen Stämmen und Rinden, bis ſpät am Abend — wie's ſchon allen Holzhauern geht. Der Uhu fängt gar erſt am Abend an und ſingt ſeine unheimlichen Lieder.

Wohl den ganzen Tag hindurch herrſcht Dämmerung im Walde und im milden Halbdunkel wiegen an dem verwitterten Geäſte ſanft die grauen Moosfahnen. Hie und da auf dem braunen, mit Wurzeln und dürren Nadeln bedeckten Boden liegt ein ſonniges Scheibchen, oder an den glatten Stämmen hängt da und dort ein goldiges Täfelchen, oder es windet ſich ein Silberfaden durch das Geäſte. Gegen Abend finden ſich dieſe Dinge an einer andern Stelle und ſie ſind röthlicher, und endlich werden ſie matt, und endlich löſen ſie ſich auf, und es iſt gar nichts Farbiges mehr da, es iſt kein Aſt und kein Stamm deutlich mehr zu ſehen, es iſt eine Mauer von Dunkelheit da und ſeltſame Geſtalten kriechen hervor. Es iſt Alles grau in Grau; die Sonne iſt unter-

gegangen. Da jauchzt der Baumkauz, und er redet laut mit ſich ſelbſt und er ſchüttelt vor Lachen ſeinen großen Kopf. Er lacht ſich ſchier heiſer; wann er wohl auslacht, der alberne Kauz? Ein Todtenvogel ſoll er ſein und ſein Lachen iſt Hohn über alle lebendigen, ſterbenden Weſen.

So war es in den unwirthlichen Waldungen der Schroffen, als Regina angſtvoll durch dieſelben dahineilte. Sie ſuchte die Mutter, ſie hörte den Todtenvogel.

„Sind blaue Geſchichten," ſagte ſie dann, ſich ſelbſt ermuthigend, „die Eule hat auch der Herrgott erſchaffen, und ſie lebt ſo gerne, wie jedes andere Thier, und ſie wünſcht keinem Menſchen was Böſes. Wenn ich den Vogel nur verſtehen könnte, vielleicht hat er meine Mutter geſehen und erzählt es mir jetzt, daß ſie unter einem dichten Baume ruht, oder daß ſie drüben iſt bei den Holzhauern."

Es kniſterte in dem dürren Gefälle, der Boden dröhnte und eine Geſtalt huſchte hin zwiſchen den Stämmen.

Dem Mädchen zitterten alle Glieder vor Angſt, gleich aber ſagte es halblaut:

„Iſt ein Reh geweſen und mir geſchieht nichts, und ich weiß gewiß, daß ich morgen, wenn die Sonne aufgeht, friſch und geſund bin. Wenn ich nur nicht ſo dumm wär', und nicht allweg an Geſpenſter denken müßte, ich bring' mir die Gedanken nicht aus dem Kopf und es iſt doch nichts, es iſt zur Nachtszeit im Walde kein Tüpfelchen mehr und keines weniger, als am Tag; nur daß die Finſterniß iſt. Daß blutrothe Flämmlein leuchten um Mitternacht, wenn der Mond aufgeht, iſt wahr, weil es glänzende Käfer ſind; der alte Schulmeiſter hat's ja oft geſagt. Daß es einen Seelenſchim-

mel gibt, der Einem im Walde auf die Achsel sitzt, und die kalte Todtenschnauz' vorne herab hält, dasselb' ist eine helle Lüg'. Der liebe Gott mag keine solchen Dinge bei seinen Menschen auf der Welt. — Wenn ich mich nur nicht versündige, daß ich's da gleich wissen will, was Gott mag oder nicht, und daß er mich nur nicht etwa straft dafür gleich auf der Stell'!"

Die Angst wurde immer größer, Regina fürchtete sich zuletzt gar vor ihrer eigenen Stimme, und sie schwieg. Sie eilte weiter, stolperte über Wurzeln, stieß an Baumstämme, verrannte sich endlich so in das hohe Heidekraut, in das Gefälle und Gestein, daß sie gar nicht mehr weiter konnte.

„Das ist ein unsinnig Rennen," sagte sie endlich, „was will ich denn? wo will ich denn hin mitten in der Nacht? Jetzt komm' ich schon bald in die Wildschroffen hinein und auf den gottsträflichen Schroffenstuhl, und ich bin vier Stunden weit von den Häusern und Menschen weg. Die Anderen suchen ja auch, die haben meine Mutter lang' schon, und ich steig' da in der Wildniß herum, wie nicht gescheit. Zuletzt tret' ich gar nach auf eine Irrwurzen, und ich find' nicht mehr zurück und stürz' wo ab an den Wänden. Jetzt will ich gescheit sein und will da in einem Dickicht niedersitzen und warten, bis der Tag kommt, nachher wird mir mein Schutzengel schon eingeben, was ich weiter thun soll."

Sie verkroch sich in eine dichtverwachsene Baumgruppe, kauerte sich an verschlungene Wurzeln und sagte:

„So, das ist heut' meine Nachtherberg', man muß Alles probiren auf der Welt."

Es war eine laue, stille Nacht: es war, als hörte man

von den fernen Schroffeneckschluchten herauf leise, leise das Rauschen des Wildbaches.

— Regina betete ihren Abendsegen:

„In Gottesnam' schlafen,
Sechs Engel werden mir wachen,
Zwei zu Haupten, zwei zu Füßen,
Zwei zur Seiten.
Mein Namenspatron wird mich leiten.
Und unser' liebe Frau wird über mich
Ihren Schutz ausbreiten."

— — — — — — — — — — —

Zehn Schritte von ihrer Lagerstätte stand Zapfenwirths Davidl.

Dem Davidl ging's sonderbar. Die Gemsbartgedanken hatte er schon lange nicht mehr gepflegt; er hatte in dieser gottverlassenen Wildniß bereits ungeheuerliche Dinge gesehen. Zuerst unten in dem nackten entrindeten Gefälle ein bleiches Todtengerippe, dann ein flackerndes Lichtlein, das auf ihn zukommen wollte, und das die unerlöste Seele eines vor der Taufe gestorbenen Kindes war. Dann war ihm ein Uhu nachgeflattert und hatte geschrieen: „Geh' mit! geh' mit!" und zuletzt war ihm gar der Seelenschimmel auf den Schultern gesessen. Dem Burschen standen alle Haare zu Berg; er wollte um Hilfe rufen, aber es versagte ihm die Stimme, er murmelte Beschwörungsformeln.

Auf das Wild hatte er längst vergessen; er wollte schon das Gewehr wegwerfen, daß er damit nicht etwa die Gespenster reize, hielt es aber instinktmäßig krampfhaft um-

spannt. Daß außer ihm ein Mensch in der Nähe, das war sein einziger Trost: er schlich dem Mädchen immer nach und war ängstlich, daß er nicht dessen Spur verliere. Es kam ihm der Gedanke, sich Regina zu zeigen, ihr seinen Schutz anzubieten und mit ihr wieder abwärts zu wandeln, gegen die Häuser. Er hatte aber nicht den Muth dazu, er war stets in gleicher Entfernung von ihr gebannt, die Angst und Furcht ließ ihn nicht zurückbleiben und eine innere Scheu ließ ihn ihr nicht näher kommen. So litt er große Bedrängniß.

Als Regina im Gebüsche zur Ruhe gekommen war, blieb Davidl an einem Baumstamme stehen, setzte sich endlich nieder und blickte immer und immer ängstlich umher, ob nicht irgendwo ein blutiges Licht flackere oder das Todtengerippe wandle.

Der heilige Wald! Wehe dem Missethäter, der in seinen lebendigen Hallen wandelt! Ihm wird das kühle, zarte Moos zu feurigen Kohlen, ihm werden die majestätischen Stämme zu drohenden Giganten. All' die Geister der Einsamkeit kommen und halten über ihn Gericht; wie drohende Finger winken die Aeste, die Wipfel. Dürre, halb verfaulte Blätter rascheln nieder auf sein zuckendes Haupt, und das ist sein Urtheil: Fort, du faules Blatt, für dich ist kein Arm und kein Zweig und kein Auge mehr an dem grünen Menschenbaum! —

Des Zapfenwirthes Sohn soll in derselben Nacht unglaubliche Erscheinungen gehabt haben. Endlich aber gingen die Schauer der tiefen Waldesruh' vorüber.

Der Fink meldete sich zuerst mit seinem gebrochenen:

„Zi — zi!“ Dann zirpte eine Grasmücke, dann ſchallte ein Wachtelſchlag. Hernach für Momente wieder tiefe Stille. Bald aber pipſte ein Waldhuhn, dann pfiff ein Geier auf der höchſten Fichte.

Endlich ſäuſelten die Aeſte und es zog eine kühle Luft und nun ſchimmerte es grau durch die Waldwölbung und die Gegenſtände traten hervor und ſtanden ruhig da, wie ſie dageſtanden waren vor den Schauern und Geheimniſſen der Nacht.

Nun trillerte die Schwarzamſel, ſang die Meiſe, zwitſcherten die Sperlinge und alle Anderen.

Jetzt war dem Davidl der Stein vom Herzen.

„Bin doch ein verfluchter Kerl, wie ich da ausgehalten hab' die ganze Nacht im Schroffenwald!“ ſagte er zu ſich, und zog den Mund breit. Dann ſchlich er zur dichten Baumgruppe hin und lauerte.

Das Mädchen ſchlief noch. Es lag da, förmlich eingeflochten von mooſigen Aeſten und Wurzelarmen, wie in einem Neſte. Regina ruhte in den Armen des Waldes. Die eine Hand lag ihr am ſorglich verdeckten Buſen, die andere hielt ſie unter dem Haupte, um welches die weichen, loſe gewordenen Haarlocken wallten. Ihre Wangen waren friſch geröthet, ihr Mund ſchien ſich ein wenig zu bewegen. Auf einmal hauchte ſie verſtändlich:

„Alle, Alle ſind davon. Gute Nacht! — ſo ſteht's geſchrieben im Schnee.“

Im Geſträuche raſchelte es, ein Rehbock lugte durch die Bäume. Davidl ſah ihn, aber er achtete nicht darauf, er ließ das Gewehr zu Boden gleiten. — Er bog die Aeſte aus-

einander und reckte den Kopf gegen das Lager. Er that den Mund auf und es zuckten ihm die Augenlider. Er grinste und bog die Aeste noch weiter auseinander; dann biß er die Zähne zusammen und schloß die Augen, als ob er einen Schmerz fühlte. Plötzlich taumelte er zurück.

Regina hatte die Augen geöffnet. Einen Moment blickte sie verwundert um sich, sie sah den Wald glühen im Morgenroth — sie sah sich um nach der Mutter, nach Gabriel, nach Allen, die ihr im Traume erschienen. Nun erblickte sie den wilden Burschen, that einen Schrei und sprang empor.

Davidl verzog sein Gesicht zu einem Lächeln, dann stotterte er Worte, die keinen Sinn hatten und haschte nach dem fliegenden Halstuch des Mädchens.

„Was?" rief Regina, die sich sogleich gesammelt hatte, „berauben willst mich? Gut, das Halstuch laß ich dir!"

Sie entwand sich, das Kleidungsstück blieb in seiner Hand, er ließ es fallen und verfolgte das Mädchen. Da wurde er plötzlich zurückgerissen, und taumelte, von einem Faustschlag in's Gesicht getroffen, zu Boden.

Haberthurm's Rudolf kniete ihm auf der Brust.

„Jetzt hab' ich dich," sagte dieser mit leise bebendem Tone, „jetzt machen wir Rechnung. Ich zahle für den Heidepeter!"

Der Davidl stöhnte und biß um sich und schäumte. Der angestrichene Schnurbart zog sich bereits als schmutziger Flecken über die Wange hin.

Regina sah den Kampf, sie konnte die Gegenwart der beiden Männer nicht begreifen; es wollte ihr unheimlich

werden, aber sie fuhr sich mit den thaunassen Händen über das Gesicht und rief:

„Das ist doch eine Schand', was rauft ihr denn in der Morgenfrüh? Geh', Rudolf, laß diesen Menschen! Meinetwegen wird's wohl nicht sein: über den hätt' ich schon noch allein die Herrschaft davontragen!"

„O, ich weiß es besser," sagte Rudolf, „er ist dir nachgeschlichen, wie ein Dieb. Wildern geht er, und Andere kommen seinerstatt in Verdacht; schau' da liegt ja das Gewehr. Die Zapfenwirthsleut' sind schon lang ein Unglück für die Einöde. — Nu, Davidl, gelt das hast nicht gewußt, daß ich ein so schneidiger Kamerad bin!"

Der Bursche wand sich in Verzweiflung und suchte sich zu befreien, aber Rudolf's Arme und Fäuste, die ihn förmlich knebelten, waren ehern.

„Du Haberthurmischer Teufel, du!" knirschte der Davidl.

„Ich bitt' dich gar schön, laß ihn laufen!" rief das Mädchen, „mag ihn nicht sehen, mir steigt schon der Graus auf. Und sag' mir doch um Gotteswillen was von der Mutter!"

„Rudolf!" stöhnte der Davidl jetzt, „das ist — kein Spaß mehr, du — bringst mich ja um. Halt, laß mich ein wenig, da — hab' ich was für dich."

Es gelang ihm, eine Hand so weit frei zu machen, daß er aus dem Brustfleck das Fläschchen hervorziehen konnte; mit einem Daumendruck hatte er den Stoppel heraus und zuckte nun gegen Rudolf's Gesicht.

„O! Freund, was willst mir denn? Hast gar Scheide-

waſſer?“ rief dieſer, und mit einem derben Fauſtſchlag ſchnellte er dem Burſchen das Fläſchchen aus der Hand. Da that Davidl einen kreiſchenden Schrei, und Rudolf ließ ihn los und rief: „Jeſus, jetzt iſt ſein Aug' hin!“

Der halbe Inhalt des Fläſchchens ergoß ſich über Davidls Geſicht und das rechte Auge rann über die Schläfe hin. Noch einen wüthenden Schlag that der Unglückliche nach Rudolf, aber die Fauſt ſchlug in die Kante eines Steines.

Wenn das grauſe Unglück naht, da entweicht die Feindſchaft. Rudolf richtete den Burſchen auf, wiſchte ihm das Blut und die ätzende Flüſſigkeit ab und Regina verband ihm weinend das Geſicht.

Dann führten ſie ihn abwärts durch die Waldungen, über das Gefälle und über die Heide gegen das Zapfenwirthshaus.

Und das war ein Jammer im Zapfenwirthshauſe, und die Wirthin frug ihren fiebernden und vor Schmerz ſich krümmenden Sohn in einemfort:

„Haſt du dir's than, Davidl, oder hat dir's der Haberthurm than, oder die Heidepeteriſch?“

Das einemal ſagte er „nein“, dann wieder „ja“, und zuletzt rief er immer nur:

„Ach Gott, ach Gott, gebt mir Schlaftrunk ein, gebt mir Schlaftrunk ein!“

Rudolf und Regina ſuchten die Mutter und nun auch den Vater.

Der Vater lag krank in der Hütte der Einſchichtres; das wunderliche Weib pflegte ihn liebevoll, wie ein eigenes Kind; es ſang ihm Lieder, es ſagte ihm Gebete vor; es ſagte dem Kranken, daß ein Wunder geſchehen werde und daß es dann wieder auf einen Gott glaube.

Und das Wunder geſchah, der Heidepeter brach nicht unter der Wucht des Schickſals. Er ſaß auf ſeinem Lager und betete ſtill, und als er etwas kräftiger wurde, kniete er neben hin und betete.

Wochen vergingen, ſein Weib blieb verſchollen, von Gabriel kam auch keine Nachricht; und der Mann aus dem Heidehauſe genas dennoch, und er ging hinaus zum Ameishaufen und ſaß ſtundenlang vor demſelben und kam lächelnd in die Hütte zurück.

Die Sonne ſtieg nicht mehr ſo hoch, ſie ging an dem Saume der Waldberge und der Schroffen dahin, und in die Schluchten der Hinterſchroffen ſenkten ſich die Vorboten des Herbſtes, die Nebel nieder. Der Heidepeter blieb in der Hütte bei der Einſchichtres.

Rudolf hatte alle Arbeit in der Wirthſchaft eingeſtellt. Er ſtrich durch die Gegend, durch das Land und ſuchte das

kranke, verirrte Weib. Er schrieb an Gabriel, aber er theilte ihm das Unglück noch nicht mit, er schrieb nur: „Gabriel, wenn etwa einmal deine Mutter bei dir ankommt, so mache es uns allsogleich zu wissen.“ —

Von Gabriel kamen endlich wieder heitere Briefe mit Geldbeilagen für die Eltern und mit frischen Hoffnungen. Er schrieb, daß ihm seine Studien endlich über die Brotsorgen hinausgeholfen hätten, und daß er Aussicht habe auf eine bedeutende Stelle, von der er aber noch nicht wisse, ob er sie annehmen werde oder nicht. Das Uebrige mündlich in der Einöde. — Als Nachschrift, daß er Rudolfs Bemerkung über die Mutter nicht ganz verstehe. —

Regina hing mit ganzem Herzen an Rudolf.

„Du bringst mir große Opfer, Rudolf,“ sagte sie einst, als sie an einem Sonntage auf dem Kirchweg nach Rattenstein am Halbbrunnen zusammengekommen waren, — „hab' ich doch einen Menschen, an den ich mich halten kann.“

„So halte dich an mich dein ganzes Leben lang,“ versetzte der Jüngling, „und gestatte, daß auch ich in schwerer Zeit mich halte an dein liebes, gutes, treues Herz. Das wäre eine trostlose Einsamkeit in unserem Leben! Wir sind Beide heimatlos und stehen abseits von den übrigen Menschen, und dich hat gar das Unglück verfolgt, daß es zum Erbarmen ist. Aber dir hat es nichts anhaben können; in der Arbeit und in der Tugend bist du geblieben, wie dich Gott selber nicht besser haben kann. Und das ist all' Tag mein einziger Wunsch gewesen: Gesundheit und einen lieben Menschen. Und dann thät' ich anfangen und probiren, wie weit es sich auf der Welt mit Fleiß und Lieb' bringen läßt.

Ich hielte mich allweg feſt an den einzigen, lieben Menſchen, und thät nicht hüpfen, ſondern bedachtſam gehen Schritt für Schritt und fürſorglich von einer Stufe zur andern ſteigen, damit ich immer feſten Boden unter mir hätte. Und das wäre doch was Rechtes, wenn man wüßte, was man iſt und was man will. Regina, der Haberthurmhof iſt dreitauſend Gulden werth, ich ſag' dir's gleich. Ich aber will ihn nicht, ich bettle nicht, und kann mir mein' Sach' ſelbſt erwerben. — Iſt dir das recht?"

Das Mädchen häkelte ſpielend die Finger aneinander und entgegnete leiſe:

„Warum ſoll's mir nicht recht ſein; ich mach's ja ſelber ſo. Und bei dir ging's mich auch nichts an."

„Gar viel geht's dich an!" ſagte der Burſche lebhaft, „ich hab' keinen Verwandten auf der Welt und bin ein Waiſenkind; dich hat der Herrgott aufgeſtellt, daß du ſchauſt auf mich. Weil wir zwei ſchon einmal auf der Welt ſind, ſo iſt es halt nicht anders, was kannſt machen? Und daß du's im Herzen bedenkſt, Regina, ich bin nicht ſo, daß ich allein fortkommen könnt', wie das Vöglein in den Lüften, und wenn ich verderben thät', gottswahrhaftig, wer hätt' die Schuld?"

„Wie biſt denn du und was redeſt mir da vor?" entgegnete das Mädchen, „mit ſolchen Reden ſo Spaß machen, das iſt nicht recht."

„Was ich heut' zu dir red', Regina," ſagte Rudolf, und ſeine großen, klaren Augen ruhten in den ihren, „was ich heut' zu dir red', das hab' ich ſchon ſieben Jahr' im Herzen mit mir herumgetragen, und ſo oft ich dich angeſchaut,

und ſo oft ich gute Nacht zu dir geſagt, immer hab' ich das gemeint. Und wenn ich weit weg von dir geweſen bin, und wenn ich Holz geſchlagen hab' im Wald und wenn ich gebetet hab', und wenn ich doch wohl dann und wann was Gutes gethan hab' — das hab' ich gemeint und das allein, und jetzt bitt' ich dich um dein heiliges Wort."

Darauf faßte ihn das Mädchen an der rechten Hand und ſagte:

„Wenn es dein aufrichtiger Ernſt und dein ehrliches Fürnehmen iſt, ſo will ich gleichwohl nicht nein ſagen, aber daß du mich ja verſtehſt, eine Bedenkzeit bis zum Chriſttag muß wohl ſein, nicht meinetwegen, aber deinetwegen, weil du das im Ernſt betrachten mußt, daß dir meinetwegen Haus und Hof verfällt, wie das bei euch ſchon ein närriſcher Brauch iſt. Mich kennſt, ich bin eine blutarme Magd; wenn du aber meinſt, daß ich Haus und Hof werth bin und dich ſelber noch dazu —"

Er beugte ſich und wollte einen Kuß auf die Lippen drücken, ſie aber machte ſich ſchnell los und ſagte:

„O Bübel, da haben wir noch weit hin! Wenn gleichwohl der Chriſttag ſchon da wär', ſo ſag' ich vor Gott und ſag' es dreimal: Das Leid im Herzen der Mutter wegen iſt gar nicht zu ſagen, und ſo lang meine Mutter nicht gefunden iſt, ſo lang bin ich Heidepeters Regina, wie ich's bisher geweſen bin. Das bleibt dabei; der erſte Kuß gehört meiner Mutter — erſt den zweiten — wenn kein Rad bricht — kannſt du haben."

So wurde es abgemacht am Brunnen auf dem Kirchweg nach Rattenſtein. Rudolf wendete darauf ſeinen grünen

Hut, daß die Hahnenfedern, wie man ſie in der Einöde trägt, nach vorne zu ſtehen kamen. Dies hatte eine Bedeutung. Die Hahnenfeder nach vorne gerückt, erzählt von einer jungen Liebſchaft.

Als ſpäter andere Burſchen das ſahen, neckten ſie den jungen Haberthurm und ſagten:

„Was macht denn dich heut' ſo herlebig (herausfordernd): haſt dir leicht Eine angeſchafft?"

Die Mädchen flüſterten einander zu und riethen hin und her, wer denn die Auserwählte ſein könne. Andere dachten an das Teſtament im Haberthurmhofe und ſchüttelten den Kopf.

Und als der alte Haberthurm auf dem Hute ſeines Ziehſohnes die kecke Stellung der Federn ſah, blickte er höchſt verwundert auf.

Rudolf zog den Hut ab und ſtreute die Federn auf die Erde.

„Sie haben das Zeugniß gegeben vor euch und vor der Gemeinde," ſagte er mit leiſer, ernſter Stimme, „ich hab' mich vor Gott mit Heidepeters Regina verſprochen."

„Haſt recht!" verſetzte der Bauer kurz.

„Ich weiß es, Vater, daß ich nun wieder fremd bin in euerem Hauſe, aber es muß wohl ſo ſein. Ich hab' jahrelang gekämpft, ich hab' euch keinen Kummer machen wollen, und mich nicht heimatlos. Ihr ſeid mein größter Wohlthäter auf der Welt, und das verlangt ihr nicht von mir, daß ich mein Herz begrabe in meiner Jugend."

Der Haberthurm ſtarrte vor ſich hin, dann murmelte er:

„So hab' ich meinen einzigen Sohn verloren!"

Aber auf der Heimkehr gesellte sich der Bauer wieder zu Rudolf. Sie waren anfangs die Vordersten, aber sie ließen die anderen Einödleute vorübergehen.

Und als Alle vorüber, und sie die Letzten waren, sagte der Alte:

„Rudolf, was ich damals beim Zaun gesagt hab', das ist just nicht so genau zu nehmen. Das Testament ist wohl so gemacht, aber wenn man's beim Licht anschaut — 's ist ein närrisch Ding, und wenn's so fortging, müßt' endlich auch der Gottessegen fehlen auf dem Haberthurmhofe. Du bleibst noch da, das sag' ich dir und — das bitt' ich dich, Rudolf. Nur das nächst mit der Feder hättest dürfen bleiben lassen. Geh' jetzt heim und koch' den Leuten das Mittagsmahl, ich muß auf einen Sprung zu der Zapfenwirthin hinein, 's ist was auszurichten vom Amtmann."

Rudolf schritt dem Haberthurmhofe zu und sang:

„Traurig sein kunnt ich nit,
Wär's schon, wie's will;
Dirndl lieb'n sollt ich nit,
Thu's doch in der Still'!

So warm ist kein Feuer,
Keine Gluth ist so heiß,
Als heimliche Lieb',
Von der Niemand was weiß."

Das war in demselben Jahre eine bewegte Erntezeit in der Einöde. Die Kornähren waren schwer und die Gartenfrüchte groß und frisch, wie schon seit Langem nicht.

Und dennoch war kein ruhiges, planmäßiges Arbeiten, sondern eine ungewöhnliche Erregung und Verwirrung. Selbst den Haberthurm ließ es nicht bleiben im Zapfenwirthshause, und der sonst so strenge Hahnenkampp ließ die Wirthschaft gehen, wie sie ging; er schritt stetig um seinen Hof und knirschte in sich hinein:

„Niederschlagen, niederschlagen, und den Großteufel aufknüpfen auf den höchsten Baum in der Einöde!“

Büttel gingen umher und pochten an alle Hausthüren, und wo nicht freiwillig aufgemacht wurde, brachen sie ein. Wenn man sie zur Rede stellte, was diese Gewalt bedeute und wer sie dazu berechtige, so gaben sie keine Antwort. Sie fluchten und höhnten nur, sie durchstöberten Korn und Kammer, Kisten und Kästen, und wo sie ein Schießgewehr fanden, da lachten sie und nahmen dasselbe mit sich.

„Eine solche Zeit ist noch nicht gewesen,“ sagten die Bauern, „haben wir nicht Weib und Kind zu wahren und zu schützen? Gibt es nicht wilde Thiere und schlechte Leut' in der Gegend? Leben wir nicht in der Einöd'? Und die Gewehre tragen sie uns davon!“

„Sollen ſie uns davontragen!“ rief der Hahnenkamp „Bauern, dasſelb' iſt erlogen, daß dieſer Großteufel keinen Herrn hat! Das ſag' ich: Nicht ein Splitterl von meinem Güterl! Was mein iſt, iſt mein! Nachbarn! Wir finden in unſeren Häuſern noch Senſen und Beile und Hacken, wir finden noch was Anderes, Bauern, wir ſtehen auf!“

„Aufſtehen,“ meinte ein Anderer kopfſchüttelnd, „wär' ſchon recht, aber 's iſt halt eine gewagte Sach'!“

„Du wagſt am wenigſten was,“ ſchrie ein Holzhauer, „und wenn ſie dir deinen Kürbis einbrennen, ſo hat die Einöd' keinen Nutzen und keinen Schaden.“

Aber die Büttel gingen doch umher und durchſtöberten die Gehöfte.

Graf Frohn hatte nämlich wieder neue Wilderergeſchichten vernommen, beſonders den Fall mit dem Zapfenwirthsſohn im Schroffenwald. Er gab darauf in ſeinem Jägerhauſe dem neuen Förſter lächelnd folgenden Auftrag:

„Mir ſcheint, die Einödler wildern wieder? Auch Waldfrevel kommen vor. Das iſt albern von den Leutchen. Es wird gut ſein, ihnen vorläufig die Gewehre abzunehmen.“

Wenige Tage ſpäter, als der Patron die Widerſetzlichkeiten der Einödbauern erfuhr, flog eine matte Röthe über ſein Geſicht und er ſagte zu ſich: „Wenn's die Leute ſo treiben, ſo ziehen wir andere Saiten auf. Wenn ſie's denn juſt wiſſen wollen, wer der Herr iſt, ſo mögen ſie's wiſſen. Wir haben die Beſitzungen hier nicht, daß ſie uns Aerger bringen, wir haben das Bauerngeſindel auch nicht aufkommen laſſen, daß es das Wild vernichtet und den Wald verdirbt. Mein ſeliger Vater hat hier anſiedeln laſſen, ich will auf

räumen. Der Wald ist mein, kein Stämmlein Holz sollen si. mehr haben, keines — nicht einen Fidibus! Abstift' ich sie!"

Der alte Herr wischte sich die spärlichen grauen Haar: über die Glatze und lächelte und war freundlich gegen sein: Umgebung.

Und bald war es laut in der ganzen Einöde: „Abstiftet er uns All'!"

Die Jüngeren wußten gar nicht, was das heißt: „Abstiften," aber die Aelteren wußten es wohl.

„Abstiften! uns Grund und Boden wegnehmen, uns davonjagen, unsere Häuser niederreißen und auf dem Boden Waldsamen säen. Das heißt Abstiften."

„Sonst nichts? — Herrgott, da setzt's was ab!"

„Abstiften, das kann er nicht," riefen Andere, „Grund und Boden ist unser Eigenthum. Die Jagd und der Wald ist zwar sein, und auch dazu haben wir nach altem Herkommen ein Recht. Wir üben's aus, und wenn neunundneunzigtausend Großteufel —"

„Ja, ja, ja, schreit nur und macht Fäuste, wird euch nichts helfen. Die Seeleiten ist vor sechzig Jahren auch abgestiftet worden und nun steht ein schlagbarer Wald darauf."

„Zu den [illegible] Teufeln hinein!" fluchte der Hahnenkampp, „da hab[illegible] das Heidehaus auch um die Halbscheid zu theuer. Ich aber sag' euch's, Bauern, ich geh' nicht von Haus und Hof, das ich mir ehrlich erworben, und ich heb' mit dem Großteufel was an!"

„So heirat' ich," meinte der Haberthurm, „wenn mein Hof auf alle Fälle hin ist, so heirat' ich!"

Auf diese Weise wurde planlos hin und her geschrieen.

„So schlecht wird's nicht sein," sagte Rudolf zum Haberthurm. „Das mit dem Abstiften ist ein neues Aufkommen — dagegen sind Gesetze da. Wir haben Anrecht auf Grund und Boden, wir haben ihn urbar und fruchtbar gemacht, wir —"

„Du hast gar nichts urbar und fruchtbar gemacht," unterbrach ihn der Bauer in seinem Aerger. „Allweg wollen es die jungen Gelbschnäbel besser wissen, wie Unsereins. Wer ist länger in der Einöd', ich oder du?"

Der Hahnenkampp fluchte mit seinem Gesinde noch mehr und beständiger, als jemals, und nun wollte er es gar nicht mehr leiden, wenn der Knecht beim Brotaufschneiden pfiff, was er sonst immer gerne gehabt hatte.

Das Gesinde aber sagte zu einander:

„Ist schon recht, wie's jetzt kommt. In der Einöd' ist sein Lebtag so viel Streit und Neid und Ungerechtigkeit gewesen. Der Stärkere hat den Schwächeren niedergehalten und ihm das Knie auf die Brust gesetzt; jetzt kommt über den Stärkeren noch ein Stärkerer. Wir lachen, wenn diese Hungerleidnester abgestiftet werden; wir binden unsere Sach' auf den Buckel und gehen um ein Pfarrl weiter."

Beim Zapfenwirth fanden wiederholt Hausuntersuchungen statt. Man wollte den Davidl in's Verhör nehmen, allein er lag immer noch an seiner Augenwunde darnieder und die Wirthin zeterte nur fort und fort:

„Da liegt er, zu was wollt's ihn denn, ihr Schergen! Schleppt ihn davon, bringt ihn gleich gar um! Da habt's ihn, da, da liegt er!"

Sie wußte wohl, daß ihn die Krankheit beschützte.

Aber der Bursche stand endlich wieder auf, wenn auch nur mit einem Auge; die tiefe Höhle des anderen war gräßlich zu sehen. Die Wirthin weinte oft stundenlang über die Entstellung ihres einzigen Lieblings und knirschte:

„Dieser Herlauser Rudolf ist an Allem schuld! Wenn ich's nur genau wüßt', wie's gewesen ist!"

Das erfuhr sie indeß bei der nächsten Untersuchung. Diese kam so unerwartet, daß sich Davidl kaum flüchten konnte.

Der alte und der junge Haberthurm, Heidepeters Regina, ein Beamter und zwei Gerichtsdiener traten ein.

Die Wirthin stellte sich arglos, eilte den Eintretenden entgegen und sagte:

„Was schaffen's?"

„Ist der Zapfenwirth zu Hause?" frug der Haberthurm im Bewußtsein seines richterlichen Amtes.

„Ist zu Haus, liegt draußen im Stübel; er hätt' schon lang gern einmal wieder mit dir was plaudert, kommst aber jetzt gar so selten."

Sie gingen in das hintere Stübchen, kehrten aber bald wieder zurück, denn der Wirth war trostlos besessen von den Geistern seiner Gruft.

„Wo ist euer Sohn?" frug der Beamte die Schenkin.

„Je, der Davidl, der ist jetzt die ganze Wochen nicht daheim; er ist draußen beim Rattensteiner Pfarrer im Tagwerk."

„Er ist vor einer Stunde hier gesehen worden!" versetzte der Beamte streng.

„Nu, wenn ihr's beſſer wißt," entgegnete das Weib, ſich zurückziehend, „und wenn ihr euch ſchon ſo viel Recht macht's mit den Leuten, ihr Winkelkriecher, ihr Schelme —"

Der Beamte ging ihr nach und drohte ihr mit dem Einſperren, wenn ſie noch ſo ein Wort ſage.

So ſagte ſie denn nichts, aber ſie ſchwieg auch nicht, ſie brummte.

Dann begann die Durchſuchung des Hauſes. Man ſtöberte im Keller, im Stalle, in den Scheunen, man beunruhigte alle Hausthiere, man rührte gar einen Weſpenſchwarm auf, aber man fand den Burſchen nicht, ſo, daß der Haberthurm ſchon ſagte:

„Wird doch fort ſein."

In demſelben Augenblick aber hörte man ein Gewinſel und Geſchrei auf einer der hohen Fichten, und nieder von Aſt zu Aſt, mehr kollernd als kletternd, kam der Davidl, umkreiſt und umſummt von dem aufgeſtöberten Weſpenſchwarm.

Das war zuerſt ein Gelächter unter den Männern, aber bald begann die ernſte Unterſuchung.

Der Burſche ſtand nicht blos vor dem Grafen, ſondern auch vor der Gemeinde als Angeklagter da. Der Haberthurm hatte ſeine Feſtnahme angeordnet, und er hielt ihm nun vor, daß er und die Seinen vor Allem die Urſache der Unruhe und Zwietracht in der Gemeinde ſeien. Er, der Davidl, habe in letzter Zeit durch Wildern und Waldfrevel dem Grafen zu dem harten Vorgehen Anlaß gegeben.

Rudolf und Regina erzählten nun ihr Zuſammentreffen mit dem Wilderer an jenem Sommermorgen, und wie er ſich

mit dem Fläschchen Scheidewasser so unglücklich vertheidigt hatte.

Es kamen noch andere Anklagen vor und sie wurden begründet und aufgeschrieben.

David vertheidigte sich nicht, er hielt ein rothes Tuch vor sein Gesicht — nicht aus Schande, sondern aus Schmerz der Wespenstiche. Seine Mutter kam mit kalten Umschlägen und hätschelte den Burschen und zeterte mit den Männern, beschimpfte sie, nannte sie Ehrabschneider, Verläumder, und zuletzt auch Räuber. Dann zählte sie hundert Wohlthaten auf, die sie den Bewohnern der Einöde stets erwiesen.

„Und jetzt ein solcher Undank!“ schloß sie, „das thut wohl weh im Herzen, das thut wohl weh!“

Dann weinte sie über sich und ihr unschuldiges Kind.

Es kamen auch andere Leute herbei, denn es war bald bekannt geworden, daß es heute gelte, die gleißnerischen, heimtückischen Wirthsleute, die endlich Jedem verhaßt geworden waren, niederzudrücken. Verbittert durch die mißlichen Verhältnisse in der Einöde, durch die grausamen Androhungen des Patrons wollten sie alle Schuld auf das Zapfenwirthshaus wälzen. Der Hahnenkampp war auch gekommen, ließ sich ein Glas Wein geben und rief der Wirthin höhnisch zu:

„Frau Wirthin, sollst leben! und dein Söhnerl daneben! Hab' ich nicht schon vor vielen Jahren einmal gesagt: Euere Bäume da draußen tragen saubere Früchte! Zapfenziel Zapfen!“

Da trat der Lindenschlager Lenz vor:

„Reiß dein Klapperwerk nicht ſo weit auf, Steffl Hahnenkampp, du tragſt auch dein Theil dazu bei, wenn wir abgeſtiftet werden. Du biſt alleweil der Anſtifter geweſen gegen den Grafen, haſt gleich vom Niederſchlagen geſchrieen, wenn ein Jagdtreiben geweſen iſt. Das läßt ſich ſo ein Herr nicht gefallen. Wenn's mir ſo kommen thät' — gleich abſtiften!"

„Weil du ein Herrnlecker biſt!" ſchrieen Andere. „Und weil Einer da hin und ein Anderer dort hin zieht, deswegen fällt die Einöd' auseinander."

„So mag ſie in hunderttauſend Scherben gehen, in Teufelsnamen! . . ."

Aufgegeben war die Einöde von den Einödbewohnern ſelbſt. Und der arme Heidepeter irrte in den Schroffen und Wäldern umher und ſuchte ſein Weib.

Das war ein Tag nach dem Herzen Gottes.

Still und rein lag der Herbſtmorgen über den Waldbergen; die kühle Luft war ſo klar, daß man in den Wildſchroffen jedes Steinchen und jedes Klüftchen zu ſehen glaubte. Gewaltig hoch thürmten ſich die leuchtenden Wände über den dämmernden Gründen der Waldungen.

Wer hat deine Grundfeſten gegraben, wer hat dich aufgebaut, du erhabene Alpenwelt! Wer hat dich erdacht, wer hat dich gewölbt, wer hat dich gekrönt, du herrlicher, wunderbarer Wald! Du biſt ein allgemeines Vaterhaus, du biſt eine unerforſchte Welt im Kleinſten, im Größten, du biſt ein Gottesgericht, du biſt ein Tempel mit ewigem Harfenklang! Wie ſie hinausziehen, Groß und Klein, Reich und Arm, du gibſt Allen das gleiche Grün, das gleiche Blühen, das gleiche Blauen, den gleichen Schatten und Sonnenſchein; du grüßeſt Alle mit gleichem Fächeln und Flüſtern, du küſſeſt Alle mit gleichem Lebensodem, du hülleſt ſanft die Herzen in Frieden und badeſt ſie in träumender Ruh', du lieber, holder Wald!

So rief Gabriel aus in ſeiner feierlich geſtimmten Seele, als er eines Tages hinging über die Höhen der heimatlichen Waldberge.

Nach jahrelanger Abweſenheit kam er zurück von der

Hauptſtadt, um endlich ſeine armen Eltern, ſeine liebe Schweſter wieder zu ſehen.

Er hatte nicht den gewöhnlichen Weg genommen, er kam über die Alpen her, er wollte das Bergland endlich wieder einmal ſo recht genießen. Den Jammer ahnte er nicht, der ihn daheim erwarten ſollte.

Gabriel war ſchön und groß und vornehm geworden, er ſchritt durch den Wald wie ein junger Prieſter. Sein großes Auge war, wie ein tiefer Waldſee im Abendglühen — und viel Schatten lag darüber.

Er hatte Hedwig verloren, das geheimnißvolle, wunderbare Mädchen; er hatte ſeinen Freund nicht mehr geſehen, als er fortzog von der Stadt. Fremd und allein, wie er hinzog vor Jahren, kam er wieder zurück. Wohl hatte er ſeine Studien glücklich vollendet, ſeine Prüfungen glänzend beſtanden; er hatte Ausſicht auf eine bevorzugte Profeſſorenſtelle, man prophezeite ſeinem durch ſchwere Schickſale geläuterten, nach hohen Idealen ſtrebenden Geiſte eine ruhmreiche Zukunft. Aber er hatte nun die Welt kennen gelernt in ihrem Prunk und Stolze, in ihrer glitzernden Armſeligkeit, und er ſehnte ſich wieder zurück in den Wald.

Wohl ſah Gabriel jetzt die Natur mit ganz anderen Augen an, als einſt. Manche poetiſche Anſchauung hatte ihm die Wiſſenſchaft verdrängt, dafür war ihm durch dieſe manch' neue intereſſante Seite enthüllt worden. Er wußte nun, daß der Egoismus auch außer dem Menſchen, in dem Naturleben herrſcht. Als Knabe hatte er weinen müſſen vor Rührung, wenn er eine Heuſchrecke ſah, die ihre Vorderfüße gegen den Himmel ſtreckte, ſie war ihm die fromme, ſtille

Gottesanbeterin. Heute wußte er, daß ſie ihre Füße emporreckt, um Mücken zu fangen. — Oft fand er als Knabe in dem Splint der Fichten geheimnißvolle Buchſtaben eingegraben, die ſich in wunderlichen Formen ſchlingen, aber nie kreuzen: „die Waldjungfrau hat damit die Geſchicke der Menſchen beſchrieben, aber Niemand kann die Zeichen leſen.“ Heute kannte Gabriel den ſchädlichen Borkkäfer, der mit ſeinem Rüſſel die Buchſtaben gräbt, und heute verſtand Gabriel die Buchſtaben zu enträthſeln: ſie heißen: Tod dem Walde!

So hatte die Natur für Gabriel den Heiligenſchein verloren, dafür aber blickte er ihr in's Herz — zutiefſt in ihr Leben.

Als Gabriel gegen die drei rieſigen Tannen kam, die an der oberen Waldgrenze ſtanden und der Pfaffenhut genannt wurden, ſah er dort bläulichen Rauch emporwallen, und als er näher kam, hörte er heitere Männerſtimmen.

Der Graf Frohn hielt hier mit ſeinen Jagdgenoſſen — Grafen und Freiherren — Gelage und Mahlzeit.

Gabriel wollte ſtill und unbemerkt vorüberziehen, allein er hörte den Namen ſeines Freundes, des Haberthurms nennen, und ſo ſtand er hinter einer Kiefergruppe einen Augenblick ſtill.

Er ſollte hier länger ſtehen, als er ſich es anfangs vorgenommen hatte, denn es wurden im Lager der Waidmänner wunderliche Dinge beſprochen.

Sie ſaßen um das Feuer, über deſſen luſtigen Flammen die Luft zitterte. Die Jagdhunde ſchnüffelten ihnen um die Füße.

Einer der Jagdgenossen, ein rother, aufgedunsener Mann, den sie stets den Baron nannten, schien zum erstenmal in dieser Gegend zu sein, wenigstens wurde ihm von allen Seiten in echtem Jägerlatein von früheren Abenteuern erzählt, die in diesen Wäldern schon bestanden worden waren. Waidmanns Glück und Hunde, Pferde, Zechgelage waren Stoff für Anekdoten, Witze, Aufschneidereien und Wortspiele. Da war denn auch das Gespräch von den Jagdtreibern, die sich heute trotz der gräflichen Aufforderung in äußerst geringer Anzahl eingefunden hatten, besonders von einem, dem jungen Haberthurmhofer, der sich der Aufforderung keck widersetzt habe, und es war die Rede von den Einödbewohnern im Allgemeinen.

„Diese Einöde sollten Sie kennen lernen, Baron!“ lächelte Graf Frohn, „es wohnt ein ganz eigenartiges Völkchen dahier. Aber ein wenig brummig ist es zu Zeiten.“

„Naturforscher behaupten, es stamme von den Bären dieser Wälder ab,“ rief eine lange, hagere Gestalt.

Da stieß der Graf ein krächzendes Gelächter aus und gurgelte: „Sehr treffliche Bemerkung das von den Bären, ha, ha, ganz magnifique! Und wahrhaftig, Bären sind sie, meine vielgetreuen Unterthanen; wenn sie auch hin und wieder brummen, so tanzen sie doch nach der Pfeife.“

„Ah, Ihre Lehnpflichtigen, Herr Graf!“ versetzte der Rothe.

„Vasallen, so zu sagen,“ entgegnete der Graf, „aber zeitweilig kommen mir die Racker in's Wildern. Gerade gegenwärtig zwingen mich dergleichen Verhältnisse, daß ich den guten Einödern den Brotkorb ein bischen höher hängen muß. Ich werde ihnen über den Winter blos Holz und Streu ver-

bieten, das macht sie kirre. Man vertreibt sich indeß seine paar Herbsttage recht gut in der Einöde. Hei, was hab' ich mit den Leutchen schon meinen Spaß gehabt!"

Er trank; sein glattes Angesicht strahlte in heller Gemüthlichkeit.

„Wenn sie nur erst den Cölibatbauer kennen lernen, Baron!" rief ein Anderer.

„Zum Blitz, was ist's doch mit diesem Cölibatbauer," lachte der Baron, „ich höre heute nicht das erstemal davon."

Der Graf langte nach seinem Pulverhorne und hielt es dem Barone vor die Nase: „Das Ding ist aus geschlagenem Dukatengolde, es ist mein Eigenthum seit vielen Jahren. Damals lebte der alte Blaufteiner noch, ein Spaßvogel par excellence! Da gibt es keine wunderliche Idee auf der Welt, die dem nicht eingefallen wäre. Kam er denn auch einmal bei einem Scheibenschießen, — der Rattenfteiner Pfarrer war auch dabei, der schäckerte gerne mit den Frauenzimmern, die Wein und Bier herum reichten — kam der Blaufteiner, sage ich, auf den Gedanken, wie sich wohl im Bauernhofe, bei den Hähnen und Hühnern in einem Käfig, das Cölibat ausnehmen dürfte. Schade, meinte er, daß man keinen Versuch machen kann. Warum denn nicht? sage ich, wenn das Cölibat bei einem Bauern der Einöde als irgend eine Bedingung aufgestellt wird, so wird es gehalten, ich kenne meine Leute. Nicht möglich, sagte der Blaufteiner. Wir gehen eine Wette ein, es gilt ein Pulverhorn aus geschlagenem Dukatengolde. Ich, obwohl damals noch blutjung, kannte also meine Leute. Da war in der Einöde ein gewisser Haberthurmhofer, schon ein wenig grau und Wittwer. Die Weiber waren seine

schwache Seite nicht, aber der Ehrgeiz. Er ließ sich gerne Großbauer schelten, war aber ein armer Teufel; nur daß er seinen vordersten Platz in der Kirche und im Wirthshause hatte. Als er alt und kindisch wurde, war sein geheimes Sehnen ein prunkvolles Begräbniß. Hätte er eine vornehme Leich' in Aussicht gehabt, er wäre sogleich mit Vergnügen gestorben."

Die Jäger lachten, Gabriel verlor kein Wort hinter den Kiefern.

„Gut," fuhr Graf Frohn fort, „aus diesem Manne schmiede ich mein Pulverhorn, dachte ich. Nähere Bekanntschaft mit dem Haberthurnhofer war bald gemacht, und eines Tages sprach ich mit ihm von einem vornehmen Begräbnisse. Ich sagte, daß er lange leben möge, daß ich ihm aber unter einer Bedingung nach seinem Tode eine Leiche bereiten wolle, eine Leiche mit acht Trägern und zwölf Windlichtern, mit allen Glocken und der türkischen Musik — kurz, wie sie kein Graf vornehmer habe. Dem guten Mann wässerten die Zähne und er frug sogleich nach der Bedingung. Die Bedingung war das Cölibat auf seinem Hofe. Der Alte, kinderlos und weiberfeind, hat es gleich in allem Ernste aufgefaßt, hat es sogar verordnet in seinem Testament, hat versprochen, was hernach die Jungen halten sollten, und ohne zu wissen, warum, auch gehalten haben bis auf den heutigen Tag. Und der Blausteiner zahlte die Wette. Sie werden sich heute Abends überzeugen, Baron, es ist im ganzen Haberthurnhofe kein Weiblein zu finden."

Der Rothe schüttelte den Kopf, der Graf nahm einen guten Schluck.

Das Feuer praſſelte und die Hunde ſchnüffelten herum an den Beinkleidern.

Gabriel ging davon und eilte durch das Dickicht abwärts, dem verlorenen Thale der Einöde zu.

Es mögen die Herbſttage noch ſo ſtill und rein ſein viele Wochen hin — plötzlich wird es anders. Wie war an dieſem Morgen die Luft noch ſo klar und ruhig; da begann zur Mittagszeit plötzlich das dürre Laub der Erlen und Haſelnußgeſtrauche zu tänzeln und zu hüpfen über den Boden hin, da kamen Windſtöße und mit einem Male wallte dichter, finſterer Nebel über die Wildſchroffen her.

In den Tannen des Heidehauſes rüttelte und rauſchte der Nordwind und er pfiff durch alle Fugen des Hofes, und die Balken und Bretter klapperten und klirrten und der Hirſch an der Wand polterte. Bald war der ganze Himmel bedeckt mit dunkelgrauem Gewölke, das ſich träge weiter wälzte und das von den Schroffen immer dichter und dichter nachgeſchoben wurde.

Auf dem Raſenplatz vor dem Heidehauſe liefen Leute herum in großer Verwirrung.

„Was iſt anzufangen?“ frugen ſie einander beſtürzt, wenn er uns kein Brennholz und keine Stallſtreu mehr gönnt, ſo müſſen wir ja fort mit Weib und Kind hinaus auf die Bettelſtraße!“

„Einödler bin ich!“ rief ein Bauer, „und daß ich um ein Stückel Brot anhielt, da thu ich mein Lebtag eher rauben. Höllsaggra, ich laß schon Alles d'rauf ankommen; wenn mir mein' Sach' geraubt wird, so raub' ich wieder!“

Der Hahnenkampp trat herbei mit geballten Fäuſten: „Wer Schneid' hat, der geht mit. Wo ich anfaſſ', da bricht was! Der Großteufel jagt heut' im Schroffenwald, dem würgen wir ſeine vermaledeite Seel' aus dem Leib. Und wenn am Abend zur Gebetglock' dieſer Großrauber noch herumlauft, ſo zünd' ich mein Haus an und renn' mir ſelber das Meſſer in die Bruſt!“

Da trat Haberthurms Rudolf herbei: „Leute, von Betteln, Rauben und Morden kann keine Rede ſein; wir haben noch andere Mittel. Zuſammenhalten, ein feſtes Anſtemmen gegen ungerechte Gewalt, und wir werden unſer Recht erlangen bei dem allmächtigen Gott!“

Ein mächtiger Windſtoß brauſte heran, in dem Geäſte der Tannen war ein ſchweres Toſen und Stöhnen, auf dem Dachfirſte des Hauſes riß es mehrere Latten los — der Bretterhirſch rüttelte heftig an ſeinen Holznägeln, brach ſich los und ſtürzte nieder auf den Raſen.

Das Vogelneſt, ſchon jahrelang leer, flog zerfetzt in alle Winde; die Brettergeſtalt aber lag da mit ihrer Rückſeite nach oben gekehrt. Und auf der Rückſeite war durch eine Kohle gezeichnet ein Jägersmann mit einer ſtolz gebogenen Hahnenfeder auf dem Hute, und ein Hirſch; und dieſen beiden Geſtalten gegenüber ein Mann, der mit ſeinem Gewehre nicht nach dem Hirſchen, ſondern nach dem Jäger zielte. Und untenhin ſtanden die Worte geſchrieben:

„Volkswehr
Der Tyrannen Lehr'
Und Gottes Ehr'!"

Rudolf betrachtete die niedergebrochene Gestalt. Er wußte nicht, wer die Kohlenzeichnung gemacht und die Worte geschrieben hatte, aber er verstand sie. Es war ihm, als habe zu der bevorstehenden Befreiung aus der Gewaltherrschaft ein Vorfahre den Segen aufbewahrt hinter diesen Brettern. Oder war's ein Wink des alten Lehrers, oder gar des Heidepeters, dem auch nicht schweres Unrecht geschehen durch den Grafen?

Eine große Zeit war seitdem dahingegangen; und endlich muß doch wohl auch für die Bewohner der Einöde der Tag der Befreiung kommen. —

An demselben Tage Abends kam Graf Frohn mit seinem Gefolge noch heiterer als gewöhnlich vom Schroffenwalde zurück und quartierte sich für die Nacht im Haberthurmhofe ein.

Der Haberthurm gehörte nun eigentlich auf alle Wege dem Grafen, denn es war ja offenkundig, daß Rudolf, der junge Haberthurmhofer, bereits mit einem Mädchen verlobt war.

Die Jäger setzten sich sogleich an den großen Tisch in der Gesindestube, Graf Frohn obenan. Er ließ zu den mitgebrachten Resten auftragen, was die Speisekammer vermochte; sich mitten in das Volk begeben und dessen Brot essen, das war sein demokratisches Prinzip. Da gab's wieder Scherz und Waidmannsgeschichten, und draußen im Vorhause bei den hingelehnten Schießgewehren lag so mancher verblutete Rehbock, von dessen Sterben drinn so lustig geplaudert wurde.

Es war finster geworden; draußen brauste Wind und Regen, und wer in die von Kienspänen erhellte Stube trat, der hatte gar Schneeflocken auf seinen Kleidern.

Rudolf und der alte Ameishüter traten zur Thür einher, gegen den Tisch hin und zogen höflich ihre Hüte vom Kopf. Dann baten sie, daß den Einödbauern auch für die Zukunft wie bisher das Recht an dem Walde bewahrt bleiben möchte.

Der Graf entgegnete freundlich, daß er heute wohl keine Audienz ertheilen könne, und beachtete die beiden Männer nicht weiter.

„Apropos!" rief er plötzlich, als die Bittsteller unmuthig der Thür zuschritten. „Er, junger Mann, Er ist — irr' ich nicht — der angehende Haberthurmhofer. Er soll sich ein Bräutchen erkoren haben?

„Darüber bin ich Niemand eine Verantwortung schuldig," entgegnete Rudolf.

„Ei doch," versetzte der Aristokrat in seiner unverwüstlichen Gemüthlichkeit, „und zwar insoferne Er auf das, diesem Hofe zu Grunde liegende Testament Anspruch machen will. Ich bin in dem Schriftstück mit unterschrieben und habe dem zufolge strenge über dessen Erfüllung zu wachen. Will Er, mein lieber, junger Mann, auf den Hof verzichten, so bringe ich meine Gratulation zur Verlobung!"

Die Jäger lugten nur so drein: sie wußten nicht, trieb der Graf Scherz, oder sprach er wirklich im Ernste. Sie hatten die Geschichte von der Ehelosigkeit bisher doch nur für einen guten Spaß gehalten.

Jetzt ging die Thür auf, und Kopf an Kopf standen

vor dem Eingange die Männer der Einöde mit Stöcken und Knitteln bewaffnet.

Sie drangen gegen den Tisch vor, doch plötzlich erschallte ein kräftiges Halt und unter der Menge — sie wußte selbst nicht, wie es kam — stand ein junger, hochgewachsener Mann in vornehmer Kleidung. Mit der einen Hand zog er um die Brust seinen grauen, durchnäßten Mantel zusammen, in der andern hielt er den Hut. Mit ruhiger Entschlossenheit blickte er um sich.

In der Stube war es still, ein Jäger steckte den zu Boden gefallenen Kienspan an die Wand.

„Ich dränge mich vor," sagte endlich Gabriel — denn der junge Mann war des Heidepeters Sohn — „um als Mensch und Rechtsfreund meinen bedrängten Landsleuten das Wort zu reden. Als ich vor Jahren die Einöde verließ, war es freilich nicht vorauszusehen, daß uns das Geschick in solchen Verhältnissen wieder zusammenführen sollte. Und dennoch gingen damals schon Dinge vor, die des offenen Anklägers und strengen Richters bedurft. — Herr Graf, Schutz Ihrem gesetzlichen Eigenthume! aber die Zeit ist längst vorbei, in welcher man freie Menschen knechtet. Sie meinen, die Einöde liege unter Ihrer Macht, und sie habe keinen Vertreter ihrer Interessen. Sie meinen, dieser Waldwinkel sei zu finster, als daß die Abschaffung von Zehent und Robot ihren Weg herein habe finden können. Sie wollen wegen einzelner Fehltritte der ganzen Gemeinde den rechtlichen Lebensunterhalt entziehen, aber ich werde Ihnen zeigen, daß Sie das nicht können, ich erkäre mich zum Anwalt dieser armen Menschen!"

Der Graf Frohn machte ein gar lächelndes Gesicht, aber die anderen Jäger waren verblüfft, und durch die Menge ging ein Flüstern: „Wer ist er?“ Ein alter Mann lispelte: „Allweg hat mir geträumt, es müsse einmal Einer kommen, der die Einöde erlöst!“

Noch lauter erhob Gabriel seine Stimme und in mächtig wogenden Tönen that er das Unrecht dar, welches die Gemeinde in der Einöde seit vielen Jahren von ihrem Patron zu erdulden hatte, er stellte redende Beispiele auf und als letztes dieser Beispiele erzählte er die Geschichte vom Cölibatstestamente eines Einödbauers.

Da wuchs der Tumult. „Für die Dummheiten des Pöbels wollt ihr uns verantwortlich machen!“ rief der Graf endlich aufgeregt, aber seine Stimme wurde nicht vernommen.

Der alte Haberthurm hatte die Dinge kaum gehört, so zog er sich zurück in die Küche, und fluchte und weinte und wußte sich nicht zu helfen.

Ein Lebensglück für den armseligen Bauernhof in der Einöde, nein; — ein Lebensglück verloren, wegen der Laune eines Menschen. Nicht zu glauben, dennoch wahr! O, in der Einöde geschehen Wundergeschichten.

Dann fiel er dem Rudolf um den Hals:

„Und dich hätt' ich auch mitgerissen, du, mein geliebtes Kind! Aber nun sag' ich es, und die ganze Welt soll es hören: Rudolf, du bist mein Sohn vor Gott und vor den Menschen, du bist von meinem Fleisch und Blut!“

Die Aufregung war ungeheuer. Jäger und Bauern riefen nach den Gewehren. Plötzlich aber drängte sich der Hahnenkampp durch den wüsten Haufen, und mit dem Schrei:

„Den Schädel spalten, wie einen Holzklotz!“ stürzte er mit einer geschwungenen Axt in die Stube und auf den Grafen los. Dieser kollerte in seinem Schreck unter den Tisch und das Beil fuhr tief in die Holzwand.

Gabriel warf sich auf den Hahnenkampp und stieß ihn zurück. In demselben Augenblicke sauste ein gebrochener Stuhlfuß nieder auf des Bauers Haupt — der Hahnenkampp wankte zur Thür und brach zusammen.

Mit der Axt stand Gabriel da und hielt Wacht. Keiner drang zur Thür hinaus, Keiner herein.

Den Getroffenen schafften sie davon.

Den Grafen zogen zwei Männer zu seinem Sitze empor. Mit rollenden Augen starrte er gegen die Thür und auf das schwere Beil in der Wand; bebend bewegte er den Mund, aber sprachlos war er und blaß, bis hinein auf den Gaumen.

Still führten die Jäger ihren Gastherrn mit sich. Still gingen an demselben Abende die Bewohner der Einöde auseinander. — Und dicht und dichter fielen vom Himmel die Flocken.

Am andern Tage waren sie wieder im Wirthshause beisammen und konnten nicht genug sprechen über das gestrige Ereigniß beim Haberthurm.

Der Fremde trug eine silberne Uhrkette; das mußte schon ein großer Herr sein.

„Wasser hat er getrunken in der Küche gleich aus der Schöpfpfanne."

„Das thät' ich schon nicht, wenn ich so ein großer Herr wär', da müßt ich wohl meinen Wein haben."

„Heidepeters Gabriel ist's gewesen!" sagte plötzlich Einer.

Da war Alles auf, und Alle glaubten und wußten es nun, und hatten es sich ja gedacht.

„Alleweil hab' ich's gesagt," rief die Wirthin, „aus dem Gaberl wird ein großer Herr, und wenn die Leut' über ihn allerlei unebene Sachen haben aufbringen wollen, so hab' ich hundertmal gesagt: geht's, geht's mit euerem Tratsch, ihr seid an der ersten Lug nicht gestorben. All' miteinander lacht er uns aus!"

„Ja, und schmiert er uns an!" schrie der Rindenschlager, „ich sag', wir brauchen nichts von ihm, er ist ein Stadtherr. Ein Rab' hackt dem andern die Augen nicht aus:

wenn er auch nicht so thut, aber er hat's mit dem Großteufel unter einem Hütel. Er ist der Sohn des Dalfert!"

Von Hahnenkampp wurde nichts gesprochen: dieser lag in seiner düsteren Stube verlassen und in Todesnoth.

Gabriel hatte am frühesten Morgen desselben Tages endlich seine Schwester Regina umarmt und seinen Freund Rudolf, und beide geküßt. Sie hatten ihn kaum erkannt. Regina erröthete tief. Sie getraute sich den vornehmen Herrn gar nicht anzuschauen. Das war Gabriel — Gaberl, der einst so schmale, bleiche, schwächliche Junge im Lodenjöpplein! Wie war er jetzt so groß und fein, wie hatte er so weiche Hände, so krause, zarte Locken und das Bärtchen! Und die Stimme tönte so tief und ernst und doch so hell und freundlich. Und sein feiner Rock und seine weiße Binde um den Hals — wie ein Pfarrer. Das war ihr Bruder, der Gabriel, der Gaberl? Ja doch, seine leicht aufgeworfenen Lippen, seine milden, dunkelblauen Augen waren es. Und Regina redete ihn endlich an und sprach:

„Ja, wie bist denn jetzt? — So bist du geworden?"

Sie gingen nicht hinauf gegen die Heimstätte, das Heidehaus, sie gingen quer durch den Wald zum Ameishüter.

Vor dem Hause standen einige Eschen, und von einer derselben scholl ein Hacken, und es rauschten buschige Aeste nieder. Ganz oben im Wipfel war der Heidepeter.

„Vater!" rief Regina hinauf, „steiget ein wenig herab, 's ist wer da!"

Und gleich darauf Gabriel:

„Grüß euch Gott! Ist das Laub noch grün?"

„Ja, 's iſt noch ein wenig grün," antwortete der Mann mit zitternder Stimme, und kletterte ſogleich herab; er hatte ſeinen Sohn bereits erkannt.

Und nun ſah Gabriel ſeinen ſehr gealterten Vater mit den bleichen, furchigen Wangen, mit dem grauenden Haar. Nicht das halbe Elend hatten ſie ihm geſchrieben, das während ſeiner Abweſenheit dieſer Mann ertragen hatte.

Der Peter aber ſah ſeinen Sohn friſch und kräftig — in der Jugendblüthe. Er vergaß in dieſem Augenblicke all' ſein Leid.

„So grüß' dich Gott, Gaberl!" ſagte er ganz leiſe, beinahe furchtſam, — biſt uns doch wohl endlich einmal kommen. Bei uns gibt's halt alleweil viel Elend."

„Wo iſt die Mutter?" frug Gabriel ſchnell.

Da war es einen Augenblick ſtill, Regina hub leiſe an zu weinen, und der Peter legte ſeine Hand an das Kinn und ſtarrte zu Boden.

In der Frohnburg war eine andere Zeit.

Der alte Graf war seit jenem Abende im Haberthurmhofe, an welchem das eiserne Beil hart über seinem Haupte in die Wand fuhr, gebrochen. Ueber den rührsamen Lebemann war das hohe Greisenalter gekommen in einer Nacht. Sein ewiges Lächeln war nun wie ein ängstliches Grinsen; der Schreck von jener Stunde des wilden Volksaufruhrs war eingemeißelt geblieben auf seinen fahlen Zügen. Die sonst so lustig glühenden Augen des Alten waren wie zwei mattflackernde Oellämplein.

Stumpfsinnig war der Mann geworden. Traurig wankte er in den Räumen des Schlosses umher und murmelte unverständliche Worte. Oft stand er still in seinem Gewächshause mit den gläsernen Wänden und betrachtete die herbstschauernden Blumen. Einige tropische Pflanzen, die den Sommer hindurch so üppig gelebt, waren jetzt fahl, eingeknickt, zusammengeschrumpft; sie kauerten sich auf die Erde hin. Der Graf fühlte es, er war auch so ein Gewächs, das nun nach einem üppigen Leben zu Ende geht. — Dann wieder ging er in die Schloßkapelle, und kniete hin vor das Christusbild und betete viele Stunden. — Zuweilen wollte er hinabsteigen in die Gruft zur Asche seiner längst hingeschiedenen Gemalin. Sie war dereinst seine treue Hausfrau,

aber jetzt erst dachte er daran, daß sie nicht glücklich gewesen war; lange, lange schon war sie heimgegangen, aber jetzt erst kam der Graf zum Bewußtsein, daß er sie verloren hatte.

Seine Kinder — alle beide hatte er sie verstoßen. Seine Freunde, die Genossen im Vergnügen, in der rauschenden Weltlust, zogen sich von dem kranken Greise zurück, ließen ihn in der Einsamkeit. Und nun in den trüben Spätherbsttagen seines Lebens sollte er verlassen sein und verderben.

Die Diener behandelten ihn rücksichtslos und lachten gar zuweilen über den zitternden, kindisch murmelnden Alten. Die geschliffenen Scheiben seiner Fenster wurden trüb, seine Jagdgewehre wurden rostig, seine silbernen Trinkgläser standen bestaubt in den Kästen.

Wer hätte je gedacht, daß in der stolzen Frohnburg eine solche Einöde werden sollte.

— — — — — — — — — — —

Die Einschichtres ſaß auf dem Bänklein vor ihrer Hütte. Neben ihr ſaß der Heidepeter und legte die Hand an's Kinn, auf welchem rauhe, ungepflegte Bartſtoppeln ſtanden.

„Mein Gabriel geht ſich die Füße ab," murmelte er, „wird mir zuletzt auch noch krank vor Gram."

„Unten beim todten See ſehen ſie alleweil ein Lichtlein herumfliegen," entgegnete das Weib.

„Und das kann ich mein Lebtag nicht glauben, daß der Herrgott meine Klara ſo verlaſſen hätt', daß ſie mir in's Waſſer gegangen wär'. Kannſt mir's nicht glauben, Res, ich hab' kein' Freud' beim Tag, und ich hab' kein' Ruh' bei der Nacht."

Die Res hatte ſtill zugehört, plötzlich aber that ſie eine lebhafte Bewegung und rief:

„Jetzt laß' das Trübſalblaſen ſein, Peter, und thu' einmal einen Jauchzer!"

Er ſtarrte die Res an.

„Mit dem Beten und Traurigſein richten wir beim Herrgott nichts mehr aus, dasſelb' hab' ich ſchon geſehen; nu, auch gut, ſo wollen wir ſingen und jauchzen, daß ihm die Ohren gellen!"

Und ſie ſtieß einen grellen Ton hervor, der vielfach im Gewände widerhallte.

Von den Waldungen herüber hallte es auch, von der Schlucht herein hallte es auch. Und wie hell und deutlich! War das Widerhall? Nein, das war ein selbstständiges Klingen und Schallen, das waren liebliche Töne aus einem Instrument, das war ein zitternder Gesang, gar eigen und ahnungsvoll. — Wer bläst hier im Walde ein so wunderbares Lied? Hätte die Res mit ihrem Schrei Geister geweckt? Ist es Posaunenschall? Stehen die Todten auf?

— — — — — — — — — — —

Ein blindes Bettelkind, dem ein schwärmerischer Student und vielleicht gar auch ein junger Graf nachstellt, thut am Besten, es macht sich aus dem Staube.

Der alte Mann hatte seiner Tage die Länder durchzogen als Soldat, als Förster, als Bettelmusikant endlich, warum sollt' er's nicht noch können, wenn's auch etwas schwach geht, als lahmer Greis. Es galt, das Mädchen zu retten.

„Saper most hosen!" meinte der Greg, als sie die Stadt verließen, „hab' mir's nicht denken können, warum uns die Herren mit Allem so an die Hand gegangen sind. Die Katz' hat den Brei gerochen, schau, schau!"

Hedwig aber fühlte ein unsägliches Leid. Daß Gabriel unehrlich gewesen und sie hätte betrügen wollen, das konnte sie nicht glauben. Und daß der Andere, der im Verborgenen ihr Wohlthäter gewesen durch die vielen Jahre ohne Eigennutz, dahinter eine Absicht versteckt haben sollte, das konnte sie wieder nicht glauben.

„Ist es, wie es ist," sagte der Alte, „besser ist besser

und wir reisen jetzt in ein schönes Land. Wir gehen in jenes Gebirge, wo ich Förster gewesen bin; das ist ja so eine schöne Gegend mit Wald und Felsen, von der meine Hedwig so oft träumt. Das wird rechtschaffen schön sein und leicht werden auf dem Waldmoos meine Beine wieder etwas munterer."

Noch machten sie einen Besuch im Friedhofe und bei dem Holzpfahle, an welchem die rauhe Rinde des Waldes klebte, dann zogen sie davon.

Das war wohl ein beschwerliches Wandern. Schwarzes Brot und frisches Wasser — doch die Freiheit dazu. Wenn's einmal einen feineren Bissen gab, schob ihn der Alte dem Mädchen zu, er selbst kaute an der Flöte. Und das Mädchen schob den feineren Bissen stets zurück. Es war immer ein Wettstreit. Jedes war glücklich und satt, wenn es für das Andere entbehren konnte.

Der Greis führte und leitete das Mädchen, dafür wurde er von diesem gestützt und oft halb getragen, wenn's armselig ging und noch keine Herberge erreicht war.

Die zwei Leutchen lachten oft und versuchten sich zu Zeiten gar in Liedertrillern. Was in Hedwigs Seele lag, das kam nicht auf — und der alte Mann hatte es lange schon vergessen, was in der seinen gewesen war, als er vor vielen Jahren in der ersten Liebe lebte.

„Ich seh' die lieben Vöglein flieh'n
In's Alpenland,
Ich seh' die heiteren Wolken zieh'n
In's Alpenland.
Nur ich allein

Muß traurig sein,
Nur ich allein bin verbannt —"

Wenn Hedwig das Lied sang, so hatte sie das Lied eben immer gesungen — der Alte verstand es nicht.

Als sie sich tagelang fortgeschleppt hatten über die Ebene, über das Hügelland, und sich durchgebettelt und durchgerungen hatten durch die Menschen — die mildthätigen und die herzlosen, da sah der alte Mann eines Tages neben der Straße an einer Cisterne ein betagtes Weib sitzen. Das zerrte an seinen ärmlichen Kleidern und wusch mit der hohlen Hand die Augen und die Stirne.

„Was macht denn die Muhme da bei dem Wasser," frug der Alte halb als Gruß, halb aus Neugierde.

„Mein, was werd' ich machen," antwortete das Weib, „dunkel will's schon werden."

„Je, ihr seid ja vom Gebirge her, ich kenn's an eurem Reden."

„So, vom Gebirge bin ich her?" versetzte die Fremde ein wenig verwundert, „ja, 's wird wohl sein."

Der Alte frug sie noch um Manches, aber sie sagte als Antwort immer: „Vom Gebirge bin ich her, man kennt's in meinem Reden."

Dann im Selbstgespräch:

„Ja, richtig, man wird's wohl kennen. Ich seh's ein, ich hätt' doch noch warten sollen auf den Peter, allein werd' ich dasselb' Haus nicht finden, wo er herausschaut durch's Fenstergitter, und die Himmelsthür schon gar nicht. 's wird halt schon so viel dunkel auf der Welt."

„O, du dreidoppelter Morgenstern übereinand!" rief

der Bettelmann jetzt aus, „das ist ja die Heidepeterin aus der Rattensteiner Pfarre! So laßt euch einmal recht anschauen. Und was sag' ich denn! Die Peterin in der Einöd', mein Lebtag, bei der ich vor Zeiten meine beste Milch trunken hab'! He, schaut mich an, ich bin ja der alte Jäger Greg, der in euerem Haus allweg auf dem Herd gesessen ist und sein Tabakfeuer geholt hat. Mein, das ist die Heidepeterin! Jesus, Hedwig, die Frau ist zuletzt gar nicht recht in der Ordnung mit dem Kopf."

Das unglückliche Weib starrte den Alten an und gab verworrene Antworten. Dann holperte es zu Hedwig und sagte:

„Grüß dich Gott, Regina!" setzte aber sogleich dazu: „Schau das junge Volk an, jetzt ist sie schon wieder eine Andere."

Dann nahm sie der alte Greg am Arm und sagte:

„Heidepeterin, jetzt gehen wir all' Drei zusammen und suchen die Einöd' auf."

Und da humpelten drei Bettelleute die Straße entlang. Vorüberziehende blieben stehen und sahen ihnen nach und sagten: „Gott erbarm! das sind drei Ausgesuchte: das Eine ist lahm, das Andere ist blind, das Dritte ist lahm und blind und gar noch was dazu."

Die arme Klara paßte prächtig zu den Zweien; sie wurde endlich auch heiter und wußte nicht, warum.

Einmal, als sie an einem Kruzifix vorüber kamen, wie sie häufiger und häufiger standen, je mehr sie dem Gebirge nahten, stand die Heidepeterin still und sagte:

„Aha, da hängt er und streckt alle Viere von sich. So haben sie's ihm gemacht, weil er dem, der ihn auf die rechte Wange geschlagen, auch die Linke hingehalten hat. Meinem Peter haben sie's just so gedreht. Ei, mir hätten sie's wohl auch than, aber ich bin ihnen davon."

Sie lächelte vergnügt in sich hinein.

Einmal stand eine Kapelle am Weg, da meinte sie:

„Das ist mir ganz recht, jetzt da drinn sitzt unser' liebe Frau. Muß ein wenig was mit ihr reden, wir sind gut mit einander." Und als sie am Marienbilde stand, hielt sie ihm die Hand hin: „Grüß dich Gott! Jetzt hätt' ich dich im Himmel oben gesucht und du bist so in der Einsamkeit da. Ja, und jetzt muß ich dich schon fragen, halten sie meinen Gabriel noch eingesperrt? Und wegen was denn, weißt mir gar nichts zu sagen? Maria, ich schenk' dir ein rosenfarbenes Kleid, nur thu' mir mein Kind beschützen draußen in der bösen Welt. Du bist ja die Mutter unseres lieben Herrgott, bist die Himmelskönigin, und sie sagen, du bist die Mutter der Gnaden, der Trost der Betrübten und das Heil der Kranken. Ei ja, jetzt bleib' ich da bei dir, du Mutter der Barmherzigkeit. Du kennst mich ja, jeden Samstag einen Rosenkranz hab' ich dir verehrt mein Lebtag lang. Ich bin die Heidepeterin, ein gar elendes Weib; ich bin verlassen, mein Haus haben sie mir weggenommen, meinen Mann haben sie mir zu todt gehetzt, meine Kinder haben sie mir eingesperrt, und ich bin, glaub' ich, krank, und zuletzt, o hilf, du barmherzige Himmelsfrau, verlier' ich noch gar meinen Verstand!"

„Was denn aber muß geschehen sein in der Einöde!"

meinte der Greg, „und wie ſie die irrſinnige Perſon ſo herumwalgen laſſen in der Welt!“

Sie hatten ihre Noth, bis ſie das klagende Weib wieder mit ſich fortbrachten.

Das Mädchen ſprach ihr zu mit milden Worten, wie einer geliebten Mutter, und da ſagte Klara oft ſchmunzelnd:

„Nein, aber lachen muß ich auch noch über mich, ich bin leicht doch ein ganzer Narr. Dank dir Gott, Regina!“

„Wie ſeid ihr denn ſo weit weggerathen von daheim?“ frug ſie der Greg einmal.

„Von daheim?“ ſagte Klara verwundert, „ja, wenn es recht aufkommt, dasſelb' weiß ich zuletzt ſelber nicht.“

— — — — — — — — — — —

So kamen die acht Füße mit den zwei Köpfen und den drei Herzen und den vier Augen nach vielen Tagen endlich in das Gebirge. So nahten ſie immer mehr der entlegenen, öden, unfruchtbaren Waldgegend mit ihren wenigen, armen, verbitterten, verkommenen Menſchen — die Einöde genannt. —

Der Geſang aus dem Inſtrumente war näher und näher gekommen, nun aber plötzlich verſtummt. Aus dem Waldesdunkel kamen drei Menſchengeſtalten.

Die Einſchichtres hielt ihre Hand über die Augen, blickte den Nahenden entgegen, und rief nun aus:

„Peter, die Todten, die Todten ſtehen auf!“

„Meine Klara!“ ſchrie der Peter und lief dem mühſeligen Weiblein entgegen, flink wie ein junger Burſche, und umarmte es halb lachend, halb weinend.

Sie ſank vor Müdigkeit und Aufregung auf einen Stein. Sie trug noch ihre alten Kleider, ſie hatte noch ihren

trüben Blick, sie zitterte, sie hielt die Hände zusammen und rief mit lallender Stimme:

„Daß du mich nur wieder hergeführt hast, du liebe Mutter Gottes, und daß ich mein Leben nur ertragen hab' mögen! — Peter," hauchte sie dann wehmüthig, „'s ist umsonst, jetzt bin ich überall herumgegangen, und hab' ihn nicht gefunden."

„O Klara," schluchzte der Peter, „mir so lang, so lang ausbleiben, warum hast du mir das angethan? du hast mich gepeinigt, nicht zu sagen; ich hätt' nicht selig werden mögen."

„'s will halt nicht mehr licht werden auf der Welt!" murmelte sie mit starrem Blick, dann frug sie lebhaft: „Die Regina habt ihr leicht auch einsperren lassen?"

So kam sie zurück, krank und irr.

Den alten Jäger Greg hatten sie auch noch erkannt. Die Res faßte tiefbewegt die Hand seiner blinden Tochter und so gingen sie in die Hütte.

Die Hühner flatterten scheu herum und fächelten den Rauch des Mittagsfeuers nieder. So viele Leute waren sie nicht gewohnt. —

Und das war ein glückseliger Tag, als auf der Bachwiese des Ameishüters, die Kinder aus dem Heidehause an dem Arme des Vaters ihre verloren geglaubte Mutter heranhumpeln sahen.

Aber Gabriel hätte sie kaum mehr erkannt. Das war seine arme, kranke Mutter, an die er gedacht hatte so viel tausend und tausendmal, die er so oft im Traume gesehen, gesund und fröhlich und arbeitsam, wie sie einst war, in den Tagen seiner Kindheit.

In der Gegend der Einöde iſt bei erwachſenen Leuten das Küſſen nicht Sitte, aber Gabriel ſtürzte hin vor das Weiblein und küßte ſeine Wangen und ſeine Stirne und ſeine Augen und ſeinen Mund.

O Gott, das war ja ſeine geliebte Mutter!

Klara erkannte ihren Sohn ſogleich. Einen Freudenſchrei that ſie, dann war tiefe Stille einen Augenblick. Das Weib zitterte am ganzen Körper und brach endlich in ein Schluchzen aus.

„Aus lauter Freud'!“ rief ſie mit halb erſtickter Stimme, „aus lauter Freud', du mein Gott im Himmel! Gabriel, daß du nur wieder da biſt, daß du uns doch nicht verlaſſen haſt. Geſucht hab' ich dich mit Leid und Schmerz. O du, mein liebes Kind, wie bin ich arm geweſen! mein Leben hätt' ich ſchier nimmer ertragen mögen, bis zu dieſer glückſeligen Stund'! Mein Augenlicht hat wollen auslöſchen und 's iſt ſchon völlig dunkel worden auf der Welt, und die Leut' haben uns gepeinigt!“

Der Heidepeter hatte wieder jenes krampfhafte Aufathmen, von dem Niemand wußte, war es Lachen oder Weinen.

„Jetzt wird es ſchon beſſer werden, liebe Mutter,“ ſagte Gabriel, „ich bleibe nun bei euch, vielleicht eine lange Zeit. Der Ameishüter hat mir ſeine Ausgedingſtube verpachtet, da richten wir uns ein. Für die Einöde kommt noch einmal eine erfreuliche Zeit und da fangen wir wieder neu an zu leben.“

„Siehſt du, Peter,“ rief Klara faſt fröhlich, „was hab' ich allweg geſagt: wer ſich auf den lieben Gott verläßt!

— Und jetzt iſt's völlig licht in der Welt, iſt leicht juſt die Sonnen aufgangen?"

Regina hatte kein Wort geſagt, ſie wußte mit ihren Augen nichts mehr anzufangen, ſie konnte ſich die Thränen nicht ſtillen — ſie ſchämte ſich ſchon.

Nun nahmen ſie und Gabriel ihre Mutter am Arm und führten die Wiedergefundene in die neu eingerichtete Stube.

Der Heidepeter war aus Freude auf einen Eſchenbaum geklettert, um für die Schafe des Ameishüters Laub zu ſammeln. Er war ſo dankbar für dieſen heutigen Tag, er wußte dem lieben Gott keine andere Gefälligkeit dafür zu thun, als daß er einigen ſeiner Geſchöpfe, den Schafen des Ameishüters, friſche Laubblätter brachte.

Es war ein stillheiterer Nachsommertag. Es war in demselben Herbste schon Schnee gelegen auf den Wildschroffen und auf dem Rindendache der Einschichtres; jetzt aber ging wieder ein flüsterndes Träumen und Lichtfädenspinnen durch den Wald, wie im Hochsommer. Es lag fast eine Dunkelheit über den Waldbergen, so unsäglich klar und rein war der Himmel; es war als ob der funkelnde Sonnenstern zu klein werden wollte für die unendliche Weite.

Der alte Greg saß auf dem Bänklein vor der Hütte. Er hatte früher dem Heidepeter die Geschichte mit der Klara erzählt, der Heidepeter hatte sich bei ihm zu tausendmal bedankt und war dann mit seinem Weibe fortgegangen. Der alte Greg war nicht zufällig hier, er hatte auch seine Wege; doch heute wollte er nicht mehr weiter wandern, denn das Mädchen war von der Reise gar sehr ermüdet und ruhte nun in der Hütte auf dem Lager der alten Res. — Vielleicht sollten für das arme Wesen nun bessere Tage aufgehen.

Die alte Res saß neben dem Lager, und sah das schlafende Kind an. Im Schlummer war Hedwig so schön, da deckte das Augenlied die lichtlosen Sterne, und auf ihren Wangen und Lippen war es zu lesen, wie sie in lieblichen Träumen das Licht genoß.

„Du biſt wohl ſchön, du armes, fremdes Mädchen,“ liſpelte die Res, „ruhe ſüß, du haſt ſteinige Wege zu wandeln, und ich will dich doch glückſelig nennen. Du träumeſt noch Gott in deinem Herzen; dir will ich mein Leben und meine Pein nicht erzählen. — In meinen jungen Tagen, ja wohl — da bin auch ſo geweſen, wie du . . .“

Der halblahme Muſikant hatte das Hackbrett vor ſich liegen, aber er konnte heute nicht ſpielen. Er horchte dem flüſternden, gurgelnden Alpenbächlein zu, wie er's nicht mehr gethan hatte, ſeit ſeinen fernen Jugendtagen.

Am Himmel ſtanden endlich wollweiße Federchen, doch ſtill ſchwammen ſie dahin hinter den hohen Tannenwipfeln, und bald war wieder das klare Himmelsauge. Bald fächelte es ein wenig oben in den Zweigen, dann flog ein ſchneeweißer Schmetterling auf, dann läutete eine Hummel dahin.

Das war ſüß zum Einſchlummern.

Der Greg lehnte ſich zurück an die Wand. Eine Ameiſe krabbelte hin über die Bank und über die Saiten des Hackbrettes . . .

Plötzlich war in der Hütte ein Schrei und ein Gepolter. Der Alte raffte ſich auf, erfaßte ſeine Krücken und ſtolperte in die Hütte. Da ſah er, wie die Einſchichtres an dem Lager kauerte und das erſchreckte Mädchen leidenſchaftlich an ſich preßte und dabei rief: „Mein Kind, mein liebes Kind, mein allerliebſtes Kind! So biſt du doch keine Mähr, du großer, ewiger Gott!“

An Hedwigs blauem Halstuche zerrte ſie und die Schnur mit der platten Bleikugel konnte ſie nicht genug küſſen.

„Friſches Moos hab' ich ihr legen wollen unter das

Haupt, da seh' und erkenn' ich dieses Blei. Auch an dich habe ich nicht glauben wollen, du heiliges Gedenken an meine Voreltern, und jetzt bringst du mir mein Kind zurück! — Habt' ihr's denn nicht gewußt, Greg? ich hab' es geboren, dieses arme Wesen!"

Der Alte schwieg eine Weile, dann aber murmelte er: „Es wird wohl so sein, Nes, es wird wohl so sein."

— Keinen Fluch für den Grafen hatte das Weib, nur unaussprechlichen Dank fühlte es für den guten, alten Jäger, ehe sie noch wußte, wie liebevoll er Hedwigs Pflegevater war. Und außer Liebe und Dank und Mutterfreude hatte heute die Einschichtres noch ein heiliges Gut, das sie schon viele, viele Jahre entbehrte — die Thräne. Diese Quelle war ihr versiegt, dieser Stern erloschen gewesen, in den heißesten, dunkelsten Tagen ihres Lebens.

„Jetzt erst weiß ich'," rief sie, „warum ich nicht schon lange zu Grunde gegangen bin, warum ich allweg gebetet hab' in meinem Unglauben. Hat mir doch geträumt Tag und Nacht, es müsse in einem Winkel der Erde und in einem Stündlein der Zeit noch was für mich liegen. Und jetzt hab' ich's gefunden, und jetzt kommt's mir vor, wie wenn ich bald fertig wär'."

Endlich waren ihre Worte und ihre Thränen wieder versiegt, wie versteinert saß sie da mit gefalteten Händen, und starrte das Mädchen an. Ihr Ebenbild vor zwanzig Jahren, so mild und rein — und kein Augenlicht! — Als ob sie in diesem Momente hätte ringen müssen mit der entfliehenden Erinnerung, so zitterten alle Nerven des armen Weibes.

„Gesund, wie ein Fischlein im Bach ist mein Kind gewesen, als sie es mir haben geraubt," sagte sie wie halb verloren, dann aber brach sie wie wüthend aus: „Wo ist ihr Augenlicht?"

Dem alten Greg wurde angst und bang. „Gute Res," sagte er, „ich will euch hernach wohl Alles erzählen." Dann beruhigte er das tief erregte Mädchen.

Hedwig konnte ja nicht begreifen, was das war, und was da gesprochen wurde.

Am Nachmittag, als die Sonne schon gegen die Schroffen sank und nur noch einzelne goldige Saiten durch das Geäste der Bäume spannte, saßen sie wieder auf der Bank vor der Hütte. Hedwig hielt beklommen die knöcherige Hand des Weibes, von dem sie hörte, daß es ihre Mutter sei.

Der Greg stützte sich auf eine seiner Krücken und erzählte:

„Unsereins hebt halt auch seine Lebensgeschichte mit den jungen Jahren an. Immer ein Anderer weiß rechtschaffen viel Gutes von seinen Eltern zu sagen, ich hab' die meinen gar nicht gekannt. Wie ich bei den Holzhauern Gaisjunge gewesen, habe ich wohl zuweilen gefragt nach meinem Vater, nach meiner Mutter. Gespottet haben sie mich, in einem hohlen Buchenbaum hätten sie mich gefunden, haben sie gesagt. Wie ich groß geworden und zu der Soldatenwerbung gekommen bin, wo sich die Andern alle in die tiefe Wildniß gestächert haben, bin ich freiwillig zu den Kaiserlichen gegangen. Wie ich nach fünfzehn Jahren den Abschied kriegt hab', bin ich wieder zurück in diese Gegend gezogen und der Graf Frohn hat mich angestellt als Jagdförster in seinen Waldun-

dungen. Darauf hab' ich mir ein Weib genommen — blutarm, aber fein fleißig, wie die Ameisen auf dem Kieferboden.

Im Wald bin ich aufgewachsen und der Wald ist allweg mein Liebstes gewesen auf dieser Welt. Hab's aber erst draußen in der weiten Fremd' erkannt. Ja, der Wald, meine liebe Res, ist meine Freud' gewesen, und wohl auch mein Verderben. Wie ich das siebente Jahr Jäger bin, laufen mir an einem Sonntagmorgen drei Wildschützen nach und schlagen mir die Beine ab. Jetzt bin ich ein Krüppel für mein Lebtag lang, und kaum bin ich vom Bett aufgestanden, läßt mir der Graf, der mich sonst gern gehabt, und mir allweg viel Vertrauen geschenkt hat, eine Banknote zukommen und sagen, einen lahmen Jagdförster könnt' er nicht brauchen. Schaut, Resi, wie sie mich schön hergerichtet haben zu einem Bettelmann! — Aber für mein Weib muß ich sorgen, und ich hab' mich hingeschleppt auf's Schloß und hab' den Grafen gebeten mit ausgestreckten Händen, daß er mich doch nicht sollt' verlassen. Der Graf — das ist derselb', den sie, wie ich schon erfahren, nächst' Wochen im Haberthurmhof draußen haben wollen erschlagen — hat mich angelächelt, hat mir ein paar Münzen wollen in die Hand drücken. Aber ich hab' gesagt: Gnaden, Herr Graf, ich hab' euch treu gedient, diese zwei Krücken hab' ich mir geholt in euerem Wald! — Da hat er nachgesonnen und hat zuletzt gesagt, er wollt' mir wohl eine Summe Geldes geben, aber fort aus der Gegend müßt' ich ziehen für immer, und ein Kind müßt' ich mitnehmen, und was er mir weiter erzählt und befohlen hat, das habe ich schwören müssen, geheim zu halten. Mein Weib ist einverstanden gewesen und an dem Tage un-

ferer Abreise aus der Gegend haben wir in der Nähe des Schroffenecks an einer verabredeten Stelle angehalten. Nicht lange, so ist der Kammerdiener des Grafen gekommen und hat uns das Kind übergeben. Wir haben nicht gewußt, wem es angehört, nur die ärmlichen Windeln, in welche das kleine Wesen gewickelt gewesen, hat uns erzählt, der Wurm wäre armer Leute Kind. So haben wir es genommen, aber — und das kann ich sagen in meiner letzten Stund' — mehr um Gottes als des Grafen willen."

„O ihr bösen, bösen Menschen!" hauchte die Res tonlos, und ich habe geweint, und ich habe geflucht, und ich habe gebetet von Herzen, — zum letztenmal an jenem Tage. Dem Grafen bin ich vor den Knieen gelegen, hab' ihn beschworen um mein Kind. Umsonst, umsonst. Das arme Wesen hat nicht in den Hütten gemeiner Leute sein dürfen, weil es einen Grafen zum Vater, und nicht im gräflichen Schloß, weil es eine niedrige Magd zur Mutter hat. Ganz elternlos hat es werden müssen, bis es eine Heimat gefunden, und diese Heimat ist die weite steinige Straßen."

Nichts war zu hören nach diesem schweren Worte, als das ewige Rauschen des Wildbaches.

„Wir sind davon gefahren," nahm endlich Greg die Erzählung wieder auf, „sind hinaus in das Land und haben uns in einem großen Dorfe eine Stube gepachtet. Das junge Mädchen — Hedwig hat es der Graf geheißen — haben wir an unser Herz geschlossen. Seines traurigen Schicksales wegen haben wir es doppelt geliebt. Ach, da kommt eine schwere Krankheit über das Kind, und raubt ihm das Augenlicht. Gute Frau, die berühmtesten Aerzte haben wir zu

Hilfe gerufen, die Summe vom Grafen iſt hingeſchmolzen; den letzten blutigen Groſchen haben wir gegeben — ja von Herzen gern; mein eigen Augenlicht hätt' ich geopfert . . .! 's war aus und vorbei. — So hat's ſein müſſen, daß das eltern- und heimatloſe Kind auch kein Sonnenlicht hat."

Das Mädchen verdeckte ſein Antlitz mit beiden Händen.

„Allmiteinander bettelarm ſind wir wieder fortgezogen," ſagte der Greg, „und dahin, wohin Jeder zieht zuletzt, wenn er ſonſt keinen Ausweg mehr hat, in die Hauptſtadt. Da gibt es ſo viele reiche Menſchen, da, meint der Arme, fällt ſchon ein Broſamen für ihn ab. Viele ſo unglückliche Leut' gehen darin unter, daß man nichts mehr von ihnen hört; aber wir haben allerhand angefangen, daß wir unſer Leben ehrlich haben durchbringen mögen. Das Weib hat für uns gearbeitet im Taglohn, wie's für ſolche Leut' im Bau oder in den Gärten ſchon zu thun gibt; mir aber iſt's eingefallen, daß ich Seitenpfeifen blaſen und Zither- und Hackbrettſpielen kann, wie ich's ſeiner Tage von den Holzleuten gelernt hab'. Die Hedwig iſt wohl auch geſchickt geweſen dazu und hat eine Stimm' wie das Vöglein im Wald. Nu meinetwegen, hab' ich gedacht, machen wir halt Muſik, weil 's ſchon gar ſo luſtig iſt auf dieſer Welt. Kaum daß wir uns haben die Inſtrumente anſchaffen mögen, iſt's auf einmal aus ganz einem andern Ton gegangen: iſt mir das Weib geſtorben. Wirſt es wohl noch wiſſen, Hedwig, auf der Mutter ihrem friſchen Grab haben wir miteinander das erſte Saitenſpiel gehalten."

Auf der Mutter ihrem friſchen Grab! — und die Mutter war lebendig und ſaß jetzt dem Mädchen daneben.

Wie ist das Geschick der Menschen doch oft so wunderlich! so schlau und schalkhaft, so ausgelassen toll spielt es mit dem armen Wesen, das nicht hinaus kann aus dem schweren, fiebernden Traum. —

„Wir zwei haben weiter gelebt," fuhr der alte Mann fort, „haben Musik gemacht. Hedwig ist aufgewachsen, sie ist meine Stütze, ich bin ihr Auge gewesen. Ihre Eltern hab' ich ihr allfort verschwiegen, aber oft hab' ich den Gedanken gehabt, daß ich sie auf die Frohnburg bringen soll. — Aber nein, hab' ich mir wieder gedacht, sie könnt's dort leicht schlechter haben, wie überall, und ich hätt' kein liebes Kind mehr und stund' allein und ganz mutterseelen allein auf der Erden Gottes. — Haben wir halt so fortgelebt. Nicht weil wir Krüppel waren, haben uns die Leute Münzen zugeworfen, und auch nicht, weil wir pfeifengeblasen und saitengespielt haben, sondern immer dafür, daß wir auf der Gassen hätten aufhören sollen zu musizieren. Freilich wohl haben unsere Instrumente nicht allweg ganz den rechten Klang gehabt, Res, es hat uns oft die liebe Noth gar zu arg mitgespielt, und da gibt's immer einen Ton, den glückliche Leut' nicht recht gut leiden mögen. — Nachher aber —" der Alte klöpfelte mit der Krücke an einem bemoosten Stein, „sauber ist sie geworden, die Hedwig! haben Dinge angefangen zu geschehen, die uns bewogen haben, daß wir von der Hauptstadt fortgezogen sind. Wo sollen wir hinhumpeln auf der weiten, steinharten Welt, wir gehen der Einöde zu, da seh' ich wieder meinen lieben Wald und leicht begibt es sich, daß ich mich dort in den Schatten leg'. Nu, unterwegs hat sich die Geschichte mit der Heidepeterin zu-

getragen. Draußen in Rattenſtein höre ich die Begebenheit im Haberthurmhofe und wie's jetzt mit dem Grafen Frohn ausſieht. Herrgott im Himmel, denk' ich mir, nu dürft' die rechte Stund' gekommen ſein. — Bis in die Einſchichthütte, wenn ſie noch ſteht, nehmen wir die Klara mit, haben wir gedacht, und nachher gehen wir fort über's Gebirg', bis wir die Frohnburg erlangen. Ob ihr noch lebt, Res, in dieſer ſtillen Wildniß herin, das hab' ich nicht wiſſen können; jetzt hat ſich's aber zugetragen, und es ſchaut ſo aus, als ob ich dahier auch endlich mein Allerliebſtes und Allerletztes, meine Hedwig verlieren ſollt'. Aber früher will ich euch noch beweiſen, Einſchichtres, daß ich des Vaternamens, den Hedwig mir vieltauſendmal gegeben, nicht unwürdig bin. Jedem Menſchen, und ſei er auch ein kummervoller Krüppel, iſt eine That vorbehalten auf dieſer Erden. Ich begehe die meine in dieſen Tagen; ich will dieſes Mädchens Gerhab ſein, ich ſchaffe ihm ein Daheim und ſein Anrecht auf dieſes Leben. Morgen gehen wir über die Schroffen gegen die Frohnburg, ich ſchwöre es euch, Mutter Res, der Graf muß ſein Kind erkennen!"

Der alte Mann hatte ſich erhoben bei dieſen letzten Worten, mit bewegtem Tone hatte er ſie geſprochen. — Fort rieſelte der Bach, als ob er ein ewiges, unverſtandenes Lied ſinge von den Schickſalen der Menſchen. Ueber der dämmernden Waldſchlucht lag die abendliche Stille. —

So blieben die beiden Muſikanten über dieſelbe Nacht in der Hütte.

Hedwig hatte bewegte Träume, ſie ſah wieder die holden Bilder ferner Vergangenheit, und in denſelben einen leuch-

tenden Chriſtbaum, und einen Jüngling, der ſie anblickte mit treuem, liebevollem Auge.

Der alte Greg hatte eine ſchlafloſe Nacht. Er fühlte heftigen Schmerz in ſeinen verkrüppelten Füßen, aber er ſagte am Morgen kein Wort davon, er ſagte nur, daß eine andere Witterung kommen werde. Als ſie ſich hierauf zum Aufbruche rüſteten, um, wenn auch nur für kurze Zeit zu ſcheiden, war es ihnen, als gingen ſie fort von der Heimſtätte. Wie konnte es auch anders ſein zwiſchen Kind und Mutter! und der alte halblahme Mann, ſchlug ihm denn ſonſt irgendwo ein Menſchenherz auf der weiten Welt?

— In einem hohlen Buchenbaum hatten ſie ihn gefunden — das war die ganze Kunde von ſeiner Heimat?

Aber als die Beiden den erſten Hang hinaufſteigen wollten — Greg wußte ja noch die Wege gut, blieben ſie ſtehen. Es mochte die Klimaveränderung ſein, das Fußleiden des Alten hatte ſich gar ſehr verſchlimmert. „Es wird heute nicht gehen," ſagte er; ſie kehrten in die Hütte zurück. Der Greg ſetzte ſich auf einen Holzblock und ſagte kein Wort.

Die Witterung war wie geſtern, nur war der Himmel mattblau und die Sonne funkelte nicht ſo ſehr, ſie war eine weiße, glatte Scheibe. Sonſt war es ſehr warm, ja faſt ſommerſchwül.

Der alte Mann ſaß faſt den ganzen Tag auf dem Holzblock. Hedwig ſaß am alten, wurmſtichigen Schrein und ſpielte die Zither. Sie ſpielte — es kam dem Alten ſonderbar vor — ein Lied, das er ihr nicht gelernt hatte. Und mit innig zarter Stimme begleitete ſie das Spiel:

Was wäre wohl mein letzter Wunsch,
Wenn ich dereinst zur Grube fahr'?" . . .

Plötzlich aber hüpften die Finger luſtig in die Saiten und dieſe jauchzten auf:

„O ſei mir gegrüßt, mein Alpenland,
Mein Alpenland!"

Die Einſchichtres vergaß an demſelben Tag an ihre gewohnte Arbeit. Sie ſaß die längſte Zeit auf dem Feuerherd und ſah ihr Kind an.

Am dritten Tage war die Witterung dieſelbe, aber der alte Greg war noch immer nicht im Stande die Gebirgswanderung anzutreten.

Da ſagte die Einſchichtres: „Der Graf Frohn iſt krank, leicht könnte bei ihm heut' oder morgen aller Tage Abend ſein. Ich will ſelbſt mit Hedwig in das Schloß gehen."

Der Greg ſagte, wenn ſie ſo glaube, ſo könne er nichts dagegen haben.

Sie bereitete dem Alten Holz und Nahrung für zwei Tage und ſagte, nun ſei er Herr im Hauſe und er möge gut wirthen.

Hedwig legte ihre Hand noch auf ſeine leidenden Füße, als wollte ſie fühlen, wie groß der Schmerz, oder als wollte ſie ſegnen.

Sie ſagten kein Abſchiedswort; ſtill zogen die zwei Frauen davon und hin über das wilde Gebirge der Schroffen.

Der Greg hatte ihnen von dem Bänklein aus lange nachgesehen. Und als sie verschwunden waren zwischen dem Gestein und dem Zerbengesträuche, blickte er die Bäume an und horchte dem Flüstern des Baches, und dem ewigen Klingen, das uns in der Stille des Waldes so eigenartig erfaßt.

Kein Vogel war zu hören, kein Schmetterling zu sehen, die Ameisen krabbelten langsam auf dem Boden, und wo sie ein Löchelchen fanden, da krochen sie hinein. Der Himmel war in einem matten Blau, aber auf der halben Höhe des Schroffensteins klebte ein Nebelchen. Wie ein weißes Fähnlein hing es da oben fast den ganzen Vormittag, dabei zog zuweilen ein frostiges Lüftchen.

Greg dachte an die Wandernden. „Jetzt sind sie am Markstein," sagte er zu sich, „jetzt gehen sie an der Dachsenschlucht vorbei; jetzt kommen sie wohl schon bald zum Pfaffenhut hinauf, jetzt gehen sie unter dem Schroffenstuhl hin. Viel zu wenig Brot haben sie mir mitgenommen, der Weg ist weit."

Zur Mittagszeit zog ein Windhauch warm wie aus einem Ofen. Bald hernach verzog sich die Sonne. Hoch über den Baumwipfeln und Felszinnen standen vielgestaltige Wolkenhaufen. An der Mittagsseite gingen graue Streifen nieder und mehrmals war es zu hören wie ein fernes Donnern.

„Wenn sie nur nicht schon in den Wildschroffen sind," sagte der Greg zu sich, „so werden sie doch gegen die Holz-

knechthütten hinabgehen." — Vor zwanzig Jahren wußte der gute Mann an den Waldlehnen der Niederſchroffen eine Holzhauerhütte; er meinte, ſie müßte noch ſtehen. Aber es wucherte ſchon lange ein junger Lärchenanwuchs an derſelben Stelle.

Das Gewitter verging, ohne daß im engen Thale der Schroffen, wo die Einſchichthütte ſtand, ein Regentropfen fiel.

Der Greg holte ſich mit Mühe ſeine Seitenpfeife und blies ein Alpenlied. Hier im Walde hatte das Inſtrument wieder ſeinen rechten Hall, da werden ja alle Bäume zu Muſikanten und ſpielen mit.

Die Fahne am Schroffenſtein hatte ſich längſt aufgelöſt. Ueber den Felswänden legte ſich ſandgraues Gewölke und eine gleichmäßige Schichte zog ſich über den ganzen Himmel. Das Waldland lag im Schatten; es ſtrich wieder eine froſtige Luft und in den Baumwipfeln gellte zuweilen der Pfiff eines Geiers.

„Jetzt ſeh' ich's ſchon, 's iſt noch nicht richtig heut'," murmelte der Alte, und lugte über das Hüttendach und den grauen Felſen hin, dann legte er ſtill ſeine Hände aneinander: „Wenn ich dich recht von Herzen ſchön bitt', du liebe Mutter Gottes Maria, ſo wirſt du ſie doch beſchützen!"

Gegen Abend war wieder dumpfes Donnern zu hören, mattes Wetterleuchten ſchlug an die Bäume, ſonſt aber blieb es in der Waldſchlucht ruhig. Als es finſter geworden war, wollte das röthliche Blitzflimmern kein Ende nehmen. Es war in den Lüften ein ſeltſames Brauſen, wie von einem gewaltigen Waſſerfalle, und das Baumgeäſte zitterte in einzelnen Windſtößen. Nachtvögel flatterten verwirrt umher.

Ueber den Felsen herüber ertönten in kurzen Zwischenräumen halberstickte Donnerschläge. Jenseits des Gebirges mußte ein furchtbares Gewitter hausen.

Der alte Mann vergaß auf seine Füße, ohne Krücke hinkte er vor der Hütte hin und her, und hielt seinen Kopf mit beiden Händen, und betete.

„Wenn sie nicht noch zu rechter Zeit über die wilden Schroffen gekommen sind — !“ sagte er, dann war er still und brach erschöpft zusammen auf dem Bänklein.

Lange wüthete das ferne Toben. Erst gegen Mitternacht wurde es still, da zerrissen sich die Wolken und es schien der Mond. —

Am andern Morgen war es trüb und frostig kühl. Das halbverdorrte Moos und Heidekraut in der Schlucht war trocken, aber der Wildbach war getrübt und rauschte mächtiger.

Der Greg hatte in der Nacht kein Auge geschlossen. Unsäglich peinigte ihn die Angst um die Wandernden, denn er kannte die fruchtbaren Gewitter im Felsengebirge nur zu gut. Dann aber kam ihm doch wieder die Hoffnung, daß sie geborgen unter Hut und Hort sein würden.

Nun da es wieder Tag geworden war, hielt er es nicht mehr länger aus, er nahm seine Krücken, und schickte sich an, über das Gebirge zu steigen. Zum Glücke kam ein Wurzelgräber des Weges, der auch über die Schroffen wollte. Diesen Mann bat der alte Greg, daß er sich ihm anschließen dürfe, weil er so mühselig sei. Der Andere sagte: „So geht mit mir, wir werden schon hinüber kommen allbeide.“ Dann griff er dem Alten unter den Arm, auf daß er ihn stütze.

So stiegen sie langsam die Hänge hinan. Sie sprachen

im Steigen kein Wort, man hörte nur ihre Schuhe und ihre Stöcke im Gestein.

Als sie hinter den Pfaffenhut kamen, wo der Wald aufhört und das Zermgesträuche beginnt, lag über diesem neuer, flockiger Schnee. Alle Berghäupter, Kuppeln und Kanten, welche die beiden Männer nun sahen, waren beschneit, nur die steilen Wände, die sonst so silberig schimmerten, hingen da, schründig, furchig und dunkelgrau.

Als sie weiter hinauf kamen nach dem kaum erkennbaren Pfad, begann es unter den Füßen zu knistern, es lagen Eiskörner unter dem Schnee.

Wo neben dem Wege ein beschneiter Baumstrunk oder Steinklotz lag, da schlug der Greg mit dem Fuß oder mit der Krücke an denselben.

Da frug ihn der Wurzelgräber, was er denn mit diesen Dingen habe?

„Weil's immer ausschaut, als wie wenn wer d'runter täg'," sagte Greg beklommen, und sie gingen still weiter.

Endlich zur Mittagszeit kamen sie auf die Höhe, wo der Uebergang ist. Da sahen sie plötzlich jenseits hinein in das wilde, zerrissene Felsengebirge voll unwirthlicher Schluchten und Klippen. Auf die schneeigen Berghäupter und grauen Felstafeln blinkte hie und da ein Sonnenstrahl nieder, in den Tiefen lag Nebel.

Ein Hirtenjunge, der des Weges kam, erzählte den beiden Männern von einem grausigen Gewitter, das gestern um die Abendstunden hier im Gebirge gewüthet habe. Unten in den Burgwäldern habe der Hagel fast alle Bäume entästet, und auf der Sennerei des Hochbodens habe der Blitz drei Rinder

erſchlagen. Das Waſſer habe fürchterlich gehauſt, große Stämme entwurzelt, mächtige Felsblöcke mit fortgeſchwemmt. Ein ſolches Ungewitter ſei nach der Leut' Reden ſchon ſeit fünfzig Jahren nicht mehr geweſen, und erſt gar in ſo ſpäter Herbſtzeit.

Der Junge hätte noch weiter erzählt, allein der Greg drängte zum Gehen. Er humpelte voraus, er wollte gar nichts mehr hören.

„He!" rief ihm der Wurzelgräber nach, „daß ihr noch ſo laufen mögt mit eueren krummen Beinen!"

Als ſie an eine Bergreide kamen, wo ſich der Blick aufthat hinaus in das ſchöne breite Thal, blieb Greg ſtehen. Da draußen lag in der Luftbläue noch das matte Herbſtgrün und in demſelben glänzten die weißen Punkte der Landhäuſer, Dörfer und Kirchen. Auf einer Anhöhe ſtand ein großes Gebäude, an welchem in der Sonne die Fenſter funkelten. Das war die Frohnburg.

„Vielleicht doch, vielleicht doch," murmelte der alte Mann.

„Wie es auf der Ebene noch ſommerlich iſt!" ſagte der Wurzelgräber.

„Daß ſie glücklich dort angelangt ſind," murmelte der Alte wieder. Der Andere ſchüttelte ſeinen Kopf, und zündete ſich, weil es abwärts ging, eine Pfeife an.

Zwei Holzſchläger ſtiegen bergan. Als ſie unſeren Wanderern in die Nähe kamen, ſtanden ſie ſtill und ſtützten ſich auf ihre eiſenbeſchlagenen Bergſtöcke. Sie ſagten nichts, ſie neigten nur vielbedeutend das Haupt.

„Wie ſchaut's drüben aus?“ frug der Eine, „hat's die Einöden nicht fortgeſchwemmt?“

Und der Andere, ohne die Antwort abzuwarten: „Das war eine Nacht! Mein Lebtag, ich hab' gemeint, es iſt der jüngſte Tag. Da unten im Graben ſind ſie uns juſt begegnet mit den zwei Todten.“

Bei dieſen Worten war aus der Bruſt des alten Greg ein dumpfes Aufſtöhnen; ſein Begleiter frug in verwundertem Tone: „Mit den zwei Todten?“

„So wißt ihr es noch nicht, daß der Blitz zwei Weibsleute erſchlagen hat?“ ſagte der Holzſchläger. „Da gleich wie ihr hinabkommt, auf den Kreuzanger, werdet ihr den Platz ſehen. Sie werden im Unwetter unter einer Tanne geſtanden ſein; den Baum hat's zerriſſen in lauter Scherben.“

„Sie müſſen ohnehin von drüben herüber gekommen ſein,“ verſetzte der Andere, „die Eine hat einen breiten Filzhut gehabt, wie ſie ihn nur in der Einöden tragen, und eine Joppe aus Fuchsfellen, wie man ſie bei uns nicht hat. Den Hut hat's auch zerriſſen.“

„Iſt eine traurige Sach',“ ſagte der Erſte, „laßt euch Zeit bis hinaus in's Thal; wir müſſen anſchieben, daß wir über den Berg kommen.“

Die zwei Holzleute ſtiegen an; der Wurzelgräber wollte des Weges abwärts weiter wandeln, aber der alte Mann ſaß auf einem Stein und ſtützte ſeinen grauen Kopf auf beide Hände. —

Als er endlich empor ſah, war ſein Begleiter davon, und er war allein.

Ja, nun war er endlich doch wohl ganz allein. —

Endlich erhob er sich und wankte weiter, und kam hinab auf den Kreuzanger. Hier war eine grüne Grasfläche und hier standen die ersten buschigen Bäume, sonst zum Schutzdache für die weidenden Rinder. An einen der Stämme war ein roth angestrichenes Kreuz genagelt; hier war vor Jahren ein Pecher vom Baume gefallen und todt geblieben.

Die höchste, gewaltigste Tanne war zersplittert, mächtige schneeweiße Spalten lagen umher auf dem Plane, und der Strunk ragte scharfkantig empor, und an demselben hingen zerzauste Aeste und Rindenfetzen nieder.

Auf dem Boden lagen einige Kleiderlappen umher, daneben Holzspäne, da die Leute hier die Trage gezimmert hatten.

Der arme Greg fiel hin auf den Erdboden und weinte laut. Das Heidekraut unter den Bäumen war versengt — hierher war er gedrungen der glühende Hauch, der Flammenkuß von oben.

Der Greg sah endlich um sich, wo sie gestanden und gelegen sein mochten. Er hub zwei Splitter auf, band daraus ein Kreuz und steckte es in die Erde.

Lange saß er bei diesem Kreuze.

Ein Bauer, der mit zwei Ochsen Brennholz hinausschaffte gegen das Thal, nahm den alten Mann endlich mit. Es war ein wüster zerrissener Weg durch die langen Schluchten, und überall waren die Spuren des Gewitters.

Es war schon gegen die Abendstunde, als sie hinauskamen in das erste Dorf. Dort schauten die Leute zu den Fenstern und Thüren heraus, sie meinten, man brächte wieder ein paar Leichen von den Schroffen her.

„Wo ſind ſie hingetragen worden?“ frug den Greg ein altes Männlein. Das verſtand ihn und ſagte: In's Schloß hinauf, weil das Unglück im Herrſchaftswald geſchehen iſt.

Dem Greg ließ es keine Ruhe. Er bedankte ſich bei dem Bauer für den Platz auf dem Holzwagen, und holperte davon und gegen das Schloß hinauf.

Der Thorwart von der Frohnburg ſtaunte gar ſehr, als man die Todtenbahre brachte.

„Sie ſind im Herrſchaftswald gefunden worden,“ ſagten die Träger, aber der Thorwart verſetzte: „Habt ihr ſie gefunden, wo ihr wollt, das Schloß iſt keine Todtenkammer!“

Da wußten ſie nicht, wohin mit den Leichen, und weil Einer mit der Botſchaft in den Pfarrhof mußte, ſo ſtellten ſie die Bahre einſtweilen in das nahe Gewächshaus.

Bald wurde es dem Grafen berichtet, daß man die Leichen der vom Blitz Erſchlagenen gebracht habe, es ſei ein fremdes, ſchönes Mädchen und eine alte Frau.

Der Greis erhob ſich aus ſeinem Lehnſtuhl, in welchem er in letzter Zeit ſtundenlang ſaß und ſich dem Halbſchlummer hingab. Nun wußte er aber nicht, warum er ſich erhoben hatte; ja richtig, weil ſie die Erſchlagenen gebracht. Er war erregt und zitterte, die Nachricht hatte ihn erſchreckt.

„Hat ſie das Beil getroffen?“ frug er verloren.

„Ein Donnerkeil, Euer Gnaden, der Blitz,“ verſetzte der Diener.

Der Graf ging zum Fenſter, die Abendſonne leuchtete durch den weißen Vorhang.

Dem alten Herrn war ſchwül, er ſtieg hinab über die breite Marmortreppe und ging in den Garten. Er durchwandelte die Beeten der herbſtlichen Blumen, die das letzte Gewitter faſt ganz vernichtet hatte. Eine einzige Herbſtzeitloſe, die an der Mauer kauerte, lebte noch.

Der Graf ſchritt in das Gewächshaus; hier waren die Pflanzen ja geſchützt geweſen, hier mußten ſie noch grünen und blühen. Sein Gemüth war ſchwer, er wollte Leben ſehen zu dieſer herbſtſtillen Abendſtunde.

Die untergehende Sonne ſtrahlte durch die Glaswand, die Pflanzen waren röthlich in dieſem Strahle, als ob ſie bluteten. Ein duftendes Wäldchen prangender Tropengewächſe ſtand da, einige Palmen breiteten ihre fächerartigen Blätter aus. Unter dieſen Blättern auf den Steintafeln des Fußbodens lagen die zwei Leichen hingeſtreckt. Es waren die Frauen aus der Einſchichthütte. Die Reſ hielt noch die Lippen übereinander gebiſſen und die Hände geballt, ihr grauendes Haar war ein wenig verſengt. Das Mädchen lag da mit gelöſten Locken, eine Hand über der Bruſt, die andere hingleitend gegen eine Rhododendronknoſpe; leicht hatte es die Lippen geſchloſſen, es lächelte faſt wie in einem ſüßen, ſüßen Traume. Das mußte ein lieblicher Gedanke geweſen ſein, den es gehegt, als der Flammenkuß niederzuckte. Ein letzter Strahl der hinter fernen Bergen verſinkenden Sonne floß durch die Blätter der üppigen Gewächſe des Südens und legte ſich auf die ſchneeweiße Stirne des Mädchens.

Der Graf war zurückgeſchauert, als er die ſtillen Geſtalten erblickt hatte; er wollte fliehen, aber es verſagten ihm die Kräfte, er hielt ſich an einen Eiſenhaken an der Wand

und ſtarrte auf die Leichen. Er erkannte das Weib aus der Einſchichthütte. Und ſein Blick richtete ſich auf das Mädchen, ſo zart und mild war es und ähnlich der Einſchichtres vor Jahren . . .

Und wie der Graf ſo hinſtarrte auf die Erſcheinung unter den Palmen, da faßte ihn plötzlich eine entſetzliche Ahnung. Bleich und erſchöpft brach er zuſammen auf einen Rohrſeſſel, kalte Tropfen ſtanden ihm auf der Stirne.

Draußen vor der Glaswand ſtand ein alter Mann mit weißem Haar und Bart, ſich mühſam ſtützend auf zwei Krücken. Er ſah nur die Gewächſe, er ſah den Grafen, der unverwandt hinſtarrte unter die Sträucher der Palmen. Er holperte um das Glashaus und blieb ſtehen an der offenen Thür.

Nochmals ſchreckte der Graf zuſammen vor dieſer neuen Geſtalt, dann hob er langſam die Hand, man wußte nicht zur Abwehr oder zum Willkomm; ſie ſank wieder zurück auf das Knie, und er ſagte dumpf: „So — ſeid ihr Alle gekommen!“

Diener nahten und wollten den Grafen davon führen, er ließ es nicht geſchehen. Da rollten ſie die Matten herab an den Wänden, und nun war es im Gewächshauſe gar ſtill und dunkel.

Der Graf hatte ſein Haupt tief geneigt und weinte. Der Greg wankte hin zu den lebloſen Frauen, kniete nieder und betete.

Die Pflanzen und Blumen athmeten lieblichen Duft, ſie zitterten leiſe und neigten ſich nieder zu den Ruhenden.

Im großen Saale des Schloſſes wurden die Leichen aufgebahrt. Der Graf ließ die Gewächſe des Südens um die Bahre ſtellen und zu Häupten die Palmen.

Der Greg ſaß Tag und Nacht daneben, als ob er wachen müſſe bei ſeiner Hedwig. Stetig blickte er auf das Antlitz des Mädchens. Einmal ſtand er auf, und legte ſeine Finger leiſe auf ihre Augenlider, er meinte, ſie ſeien noch nicht ganz zugedrückt. Dann betrachtete er lange die dunkeln Wimpern. Endlich ging er und holte den Grafen.

Dieſer war ſeit geſtern noch hinfälliger geworden; er wußte nun nicht, was wohl der alte Jäger mit ihm ſprechen wollte.

Dieſer führte ihn nahe zur Leiche des Mädchens und ſagte halblaut: „Hedwig hat kein Augenlicht gehabt.“

Da ſtarrte der Graf vor ſich hin, endlich hauchte er die Worte: „O du mein armes Kind, blind und verlaſſen haſt du leben müſſen, haſt die Welt gelitten, aber nicht geſehen!“

„Sie hat ſie geſehen als Kind in ihrer Größe und Heiligkeit, aber ſie hat ſie nicht geſehen draußen in ihrem Flitter und ihrer Verworfenheit, und ſie hat ſie zuletzt im Tode wieder geſehen in ihrer Größe und Heiligkeit. Seht dieſes halb offene Auge, wie es wieder rein iſt. So klar iſt es die Jahre her nie geweſen, wie jetzt im Tode; der Blitzſtrahl hat den Schleier zerriſſen, und ſterbend hat Hedwig noch einmal ihr Alpenland geſchaut in der Herrlichkeit des Sturmes, und das Mutterantlitz —“

Der Alte ſprach nicht weiter; ſanft legte er ſeine Hände auf die erſtarrten Züge ſeines Pflegekindes. —

Noch an demſelben Tage rollte ein Wagen in den Schloßhof der Frohnburg. Er kam von der Hauptſtadt; Alfred ſprang aus dem Schlage und begrüßte nach langer Abweſenheit die Mauern ſeines Heimatshauſes. Er umarmte ſeinen hinfälligen Vater, der ihn hatte rufen laſſen, auf daß er ſein Kind bei ſich habe in den letzten Lebenstagen.

Er frug den heimgekehrten Sohn nicht mehr nach ſeinen Prinzipien, wegen welchen er ihn einſt verſtoßen, er führte ihn hinauf in den großen Saal, hin zu der Bahre des Mädchens und ſagte: „Alfred, mein lieber Sohn, das iſt deine Schweſter.“

Lange ſtand Alfred vor der Bahre, er verzog keine Miene. Endlich beugte er ſich, drückte einen Kuß auf Hedwigs Stirne und ſchritt raſch aus dem Saale.

Die Einſchichtres wurde auf dem kleinen Kirchhofe des nahen Dorfes begraben. Das Mädchen wollte der Graf beiſetzen laſſen in ſeiner Familiengruft, allein der alte Greg ſagte, er ſei zwar ein Bettler, und habe kein Wort zu ſagen, aber auf Hedwig habe er ein Recht; er habe das Kind für die Lebenszeit ſeiner Mutter entriſſen, er wolle es ihr im Tode wieder geben, und er bitte ſo lange, bis es auf den kleinen Kirchhof zu ſeiner Mutter komme.

So kam Hedwig auf den kleinen Kirchhof zu ſeiner Mutter.

Das Begräbniß war feierlich; der alte Graf Frohn hatte über dem Grabe des armen Weſens, das er mit dem Volke gemeinſam beſeſſen, den Bewohnern der Gegend eine

große Abbitte geleiſtet. — Auch Leute von der Einöde waren gekommen, um die alte Einſchichtres begraben zu helfen. So war der Heidepeter da, er legte ſeine Hand an das Kinn und ſtrich ſeinen Bart, er redete wenig, aber er betete insgeheim viel, daß der liebe Herrgott mit der Res deſſentwegen, weil ſie nicht allweg fleißig hab' an Gott glauben wollen, nicht zu ſtreng in's Gericht gehen möchte. Und mit dem Heidepeter war auch ſein Sohn, der Gabriel gekommen. Er warf wie jeder Andere eine handvoll Erde hinab in die Grube, — in die Grube Hedwigs.

Kein Menſch ahnte das Weh in ſeinem Herzen.

Nach dem Begräbniſſe, als die Leute ſtill auseinander gingen, bis auf den alten Greg, der zuſah, wie der Todtengräber die Grube zuſchaufelte, und als die Glocken zum letztenmal klangen, um, wie ſie in den Einödbergen ſagen, die Verſtorbenen in den Himmel hinein zu läuten, nahten ſich Gabriel und Alfred.

Das war kühl, Alfred hielt ſeinem Freunde nicht einmal die Hand hin. „Habe ſchon recht lange nicht mehr das Vergnügen gehabt," ſagte er tonlos.

„O, du biſt mir böſe," verſetzte Gabriel, „und es kann ja nicht anders ſein. Du haſt es immer ſo redlich mit mir gemeint, und ich bin fortgegangen von der Stadt, ohne dir Lebewohl zu ſagen und ich habe mich gottlos unwürdig gegen dich benommen. O, du haſt es wohl gar gewußt, warum haſt du mir's nicht mitgetheilt, wer dir Hedwig war?"

„Ich habe es nur geahnt. Vor Jahren, als in der Einöde die Dinge mit dem Greg und dem Kinde anfingen zu ge-

ſchehen, habe ich wohl Manches vernommen, aber mich um nichts gekümmert."

„Hedwig iſt —" Gabriel konnte die Worte nicht zu Ende ſprechen, er wendete ſich weg.

Später erzählte er dem jungen Grafen ſeine Neigung zum Mädchen, und die Urſache ſeines Benehmens — die Eiferſucht.

Ein wehmüthiges Lächeln lag in Alfreds Zügen. „Das iſt die böſe Frucht, wenn ein Geheimniß beſteht zwiſchen Freunden; ein Arg, das nicht offen über die Lippen tritt, wie es ſich bei Männern geziemt, das wird zu einem zerſetzenden Gift in der Seele." So ſprach Alfred; dann reichte er dem Freunde die Hand und ſagte: „Schweſtermann!"

Und der Andere verſetzte leiſe: „Das werde ich bleiben." —

Am Abende desſelben Tages, als über die Schroffen der Mond aufging, ſaßen die beiden jungen Männer auf einem Bänklein im Baumgarten des Schloſſes. Es war eine Nacht ſo wunderbar rein und klar und ruhevoll; wer hätte geglaubt, daß in dieſen ſtillen Himmelsräumen vor wenigen Tagen die Gewalten der Lüfte ſo fürchterlich gehauſt!

Die beiden Freunde ſprachen von der Vergangenheit, und wie nun Vieles ſo ganz anders geworden, als es vorauszuſehen geweſen.

Gabriel hatte in letzter Zeit das Leben in ſeiner ganzen Grauſamkeit gefühlt. Er war nüchtern geworden und mit dieſem heutigen Tag hatte er die Poeſie ſeiner Jugend begraben. Er hatte nicht mehr Heimweh nach den Waldbergen der Einöde, er hatte ein Heimweh, das nie mehr erfüllt wer-

den kann auf dieſer Erde, das Heimweh nach vergangenen Tagen.

„Die Vergangenheit iſt ja nicht verloren," ſagte Alfred, „wir haben ſie, und tragen ſie mit uns herum, wir ſind aus ihr zuſammengeſetzt. Wer wollte ſie träumen und noch einmal zu durchleiden wünſchen! Wir haben uns ſchwer genug empor gekämpft, emporgerungen zum Manne; das Herz, einſt weich und zagend, iſt ſtark jetzt zum Ertragen, der Arm, tändelnd einſt und ſchwankend — eiſern iſt er geworden zum Anklammern an die Tugend, an das Wahre."

Sie ſprachen an demſelben Abend auch über die Tage der Zukunft, und wie es ſich fügen müſſe zu ihrem eigenen Wohle und zum Wohle der Ihren. Gabriel erzählte dem Freunde die traurigen Zuſtände der Einöde. Der junge Graf hörte ſinnend zu, und als die Schilderung lange ſchon geendet war, verſetzte er, ſich von der Bank erhebend: „Das wird anders werden."

Er lud hierauf ſeinen Freund ein, die Nacht im Schloſſe zuzubringen, allein Gabriel ſagte, er müſſe mit ſeinem Vater, der im Dorfe unten warte, in dieſer Nacht noch über die Schroffen.

Der Heidepeter hatte keine ruhige Stunde, wenn er nicht daheim war, er ſehnte ſich ſtets ſo ſehr nach ſeiner Klara, und er meinte, die Schroffen könnten über Nacht bis zum Himmel emporwachſen und ihn trennen für alle Zeit von ſeiner Einöde und ſeiner Gattin.

So gingen ſie über das Gebirge; es war ja die Luft ſo kühl, es ſchien ja der Mond ſo hell — ſie wanderten die ganze Nacht.

Als sie zum Kreuzanger kamen, kniete der Peter nieder auf das bereifte Gras und betete ein Vaterunser. Gabriel blickte durch die Mondschleier empor zu den bleichen Felshäuptern und horchte dem ewigen Klingen, das in der tiefen Stille liegt. Es war ihm, als hörte er die Saiten einer Zither, und eine leise, leise Stimme:

„O sei mir gegrüßt, mein Heimatland,
Mein Heimatland!"

Als sie nach Mitternacht zum Uebergang kamen, blieb Gabriel stehen, und blickte lange, lange hin über die mondübergossenen Höhen und Zinnen des Felsengebirges.

Der Heidepeter wußte nicht, warum sein Sohn still stand; er hatte keine Ahnung, daß hier vor dem Hochaltare der ewigen Natur ein Gebet verrichtet wurde. —

Als die beiden Männer endlich an dem Pfaffenhut vorüber und in die dichten Schroffenwaldungen gekommen waren, mußten sie im Finstern wandeln. Der Mond war schon niedergegangen hinter den Felsen, durch den dichten Wald hätte er auch sonst keinen Strahl zu senden vermögen. Es war so dunkel, daß sich Gabriel an die Jackenschöße seines Vaters halten mußte, um nicht zu fallen, oder an einen Stamm zu prallen; der Peter ging langsam vorwärts, er prallte an keinen Baum und stolperte über keine Wurzel, er war ja daheim im Walde und kannte ihn so gut, wie seine Stube.

Als sie hinab zum Heidehause kamen, sahen sie ein röthliches Licht in den Fenstern, und hörten Wehklagen.

Sie gingen in das Haus. Da kam ihnen die Hahnentamppin entgegen: „Gott sei Lob und Dank, Peter, daß du

da biſt, mit meinem Mann will's gar werden und er hat nach dir gefragt."

Der Schlag an jenem Abende im Haberthurmhofe, von einem gräflichen Jäger zur Gegenwehr geführt, hatte das Gehirn des Bauers ſo ſehr erſchüttert, daß der Arzt von Rattenſtein ſagte: „Ja, wenn das Frühjahr wär', thät vielleicht noch was anſchlagen, aber —" Seit dieſem Aber verfloſſen noch einige qualvolle Tage.

Als Peter in die gar wohlbekannte Stube trat und zum Bette hinſchritt, ſtreckte ihm der Hahnenkampp all beide Hände entgegen und rief mit heiſerer, faſt unheimlicher Stimme:

„Dalkert, jetzt haben ſie mich umgebracht. Bald wird er da ſein der Rippenhans, ha, ſo mag er kommen, niederſchlag' ich ihn! Wo ich anfaß, da — nein, dasſelb' nicht, der Tod wird nicht todt, und in alle Ewigkeit nicht. Du, Dalkert, kannſt dein Haus wieder haben, magſt ſchon kommen mit Weib und Kind, und wegen — Jeſus, jetzt iſt er da!"

Da kam ein zuckender Krampfanfall, da trat kalter Schweiß hervor aus dem fahlen, knochigen Antlitz — und in wenigen Minuten war's aus.

„Es iſt, wie wenn er hätt' gewartet auf mich," ſagte der Heidepeter, die Hand an das Kinn legend, dann drückte er dem Todten die Augen zu und murmelte:

„Schlaf wohl, ſchlaf wohl, meinetwegen ſollſt keine Unruh' haben!"

Zwei Tage darauf trugen ſie den kräftigſten Mann der Einöde hinaus nach dem Kirchhof zu Rattenſtein.

— Bald legte ſich über die Gräber dieſer Spätherbſt-

tage die milde Decke des Winters. Die Aeste und Wipfel der Wälder bogen sich tief unter der Schneelast, in der verlassenen Einschichthütte drückte diese Last eine Dachrinde um die andere ein, und um die hochragenden Kanten der Schroffen brausten die Stürme.

Möge ein gütiges Geschick walten über alle Menschen, die in der Einöde wohnen! sei es in der Einöde der Natur oder des eigenen Herzens.

Als der Frühling wieder kam in unsere Waldberge, brachte er ein Leben und Weben mit, wie es hier bisher noch nie gewaltet.

Zum erstenmal blieb in diesem Jahre das Verbot aus, zur Zeit der Hahnenpfalz Waldarbeiten zu unternehmen; wohl aber erhielten der junge Haberthurm und der Ameishüter höfliche Einladungen, sich an der Hahnenjagd zu betheiligen.

Unten auf dem Gemeindeanger neben der Kapelle wurde ein Platz ausgemessen für ein neues Schulhaus. Die Gründungsurkunde desselben hatte das neue Patronat ausgestellt; es war die erste Schrift, die Alfred als Besitzer der Güter von Frohnburg unterschrieben hatte.

Fast gleichzeitig mit dem Beginne des Schulhauses wurde der Grund zu einem Gebäude gelegt, von dem kein einziger Einödbewohner wußte, wozu es bestimmt war. Es wurde von Holz aufgeführt, erhielt ein breites, etwas flaches Dach und mehrere Erker und Söller, die mit verschiedenartigen Schnitzereien verziert waren. Hohe lichte Fenster wur-

den gemacht und zwei ſchöngeformte Eingänge, über welchen auch Holzgebilde kamen. Die Leute meinten, das ſei das Jagdſchloß des jungen Grafen. Aber als es faſt gleichzeitig mit dem Schulhauſe fertig war, kam ein fremder, aber freundlicher Mann, ließ ſich Ahorn- und Eſchenholz herbeiſchaffen, und fing in dem neuen Hauſe an, Figuren zu ſchnitzen. Auch den alten Greg ſah man wieder, er ſaß gerne neben dem Bildner und beobachtete die Arbeit, und verſuchte ſich wohl auch ſelbſt zuweilen darin.

Da ſtanden die Leute ſtill, und ſchauten durch die Fenſter hinein und ſchüttelten die Köpfe. Kinder, die zu klein waren, um durch die Fenſter blicken zu können, ließ der Schnitzer zur Thür hinein, und ſprach freundliche Worte, und zeigte ihnen, wie man die Dinge anfaßt und durcharbeitet, daß ſo ein Heiligenbild, oder ein Kruzifix, oder ein Thierbild des Waldes daraus wird. —

Noch im Laufe des Winters hatte Gabriel das Heidehaus zurück erworben und ſeine betagten, mühſeligen Eltern in dasſelbe eingeführt.

Als der Peter und ſein Weib wieder einzogen in die alte, traute Heimſtätte, ſagten ſie zu einander:

„Das iſt ein armſeliges Herumſteigen geweſen, da draußen in der Emöd'. Gott Lob, Gott Lob, jetzt ſind wir wieder daheim!“

Im Haberthurmhofe war zur ſelben Zeit die Verlobung des jungen Beſitzers mit der Tochter des Heidepeters. Es wurde dabei viel gegeſſen und getrunken. Auf dem Ehrenplatz neben den Brautleuten ſaß der Heidepeter. Heute ehrten ſie ihn mehr, als den Richter, und kein Menſch nannte ihn mehr

den Talkert. Er goß ſich ſehr viel Waſſer in den Wein, und dennoch hüſtelte er nach jedem Nipp und meinte, das ſei wohl ein rechtſchaffen ſtarkes Trinken; es hebe bei dieſer Luſtbarkeit ja völlig das ganze Haus an zu tanzen!

Nach dem Mahle ſtopfte ſich der alte Haberthurm ein Pfeiflein, rollte ein vergilbtes Blatt Papier zuſammen, hielt es über die Kerze und zündete ſich damit die Pfeife an. Er machte einige Züge, dann ſchupfte er die Pfeife in den Winkel und brummte: „Das ſtinkt.“

Der Fidibus war das Teſtament mit der Cölibatsbedingung geweſen.

Gabriel war hierauf in Betreff einer Anſtellung wieder in die Stadt gegangen. Aber ſein Herz und ſeine Gedanken ließ er zurück in der Einöde. —

Des Wirths Davidl lag noch krank, ſeine Mutter ſtand ſtets an ſeinem Bette und legte Pflaſter um Pflaſter über die Augenhöhle.

„Bleib nur hübſch liegen, mein Kind,“ ſagte ſie, „wie du aufſtehſt, ſo haben ſie dich gleich, und führen dich zum Gericht. Die Leut' ſind heut' zu Tag wie die Teufel.“

Das Wirthshaus ſtand die längſte Zeit leer. Wenn zuweilen doch ein durchziehender Handwerksburſche oder ein arbeitſuchender Holzhauer einkehrte, ſo erzählte ihm die Schenkin mit großer Herzbewegung die Geſchichte von Heidepeters Gabriel, der aus einem armen Bauernbuben ein ſo angeſehener Herr geworden iſt. — Und diesmal hatte die gute Frau die Wahrheit getroffen. — Endlich aber hatten es die Zapfenwirthsleute eingeſehen, daß nach all' dem, was vorgefallen, ihres Bleibens in der Einöde nicht mehr länger ſein

konnte. Nach Allem, was die Wirthin über Andere nur ſagen mochte, hieß es: „Waldſchnepf' nimm dich ſelber bei der Naſe!" Das war nicht auszuhalten, ſie verkauften das Haus. Noch einmal, bevor ſie auszogen, ſetzte ſich die Wirthin zu ihrem getreueſten Freund, dem Rindenſchlager Lenz, auf einen Scheidetrunk; noch einmal ließ ſie ihrer Zunge und Erfindungsgabe freien Lauf, noch einmal that ſie in den höchſten Tönen die Armſeligkeit und den Undank der Einödbewohner dar. Da zur bitterſten Neige, unterbrach ſie heute der Lenz und ſagte:

„Ein Eichtl weniger reden, thät nicht ſchaden. Es haben auch das Zapfenwirthshaus nicht die Engel baut, ſchau, 's kommt ja Alles auf."

„Nicht wahr iſt's, daß Alles aufkommt!" ſchrie die Wirthin hitzig, „dasſelb', was mein Davidl oben im Heidehaus mit dem todten Schulmeiſter trieben, daß er durch ein Roßhaar das Bahrtuch aufzupft hat, derweil er ſelber auf dem Dachboden geweſen, iſt ſchon bald zehn Jahre vorüber und iſt auch noch nicht aufkommen!"

„Und wird auch nicht aufkommen," verſetzte der Lenz ſpöttelnd. „Behüt' dich Gott, Wirthin, dir geht auch heut' die Welt wie ein Mühlrad herum, weil du das Mühlwaſſer dazu aus deinem Extrafaſſl haſt rinnen laſſen. Im Wein erſauft die Lüg' — das iſt wohl richtig, aber dann biſt du dir mit dieſem Trankel alleweil zu ſparſam geweſen. Das Kunſtſtückel von deinem Davidl werd' ich ſchon ausrichten. Nichts für ungut!"

Und er ging davon.

Der Wirth trennte ſich ſchwer von der Gruft, aber

ihre Geiſter begleiteten ihn — wohin, iſt unbekannt. — Sie zogen fort, zogen wahrſcheinlich dem „hochwürdigen Herrn“ nach, wie es die Wirthin einſt bei der Chriſtenlehre vorausgeſagt hatte; der Pfarrprovisor von Rattenſtein war nämlich ſchon lange durch einen ordentlichen Pfarrer erſetzt. Was aus Davidl geworden, ſteht nicht geſchrieben. Auf den Fichten des Zapfenwirthshauſes niſtet wieder der Geier. —

Der alte Graf Frohn kam nicht mehr aus dem Schloſſe. Die letzten Ereigniſſe hatten ihn vollſtändig zerrüttet, er mußte behandelt werden, wie ein Kind. Alfred pflegte den armen Greis mit Liebe und Schonung.

Alfred wurde in den Einödbergen oft geſehen; er ſprach gerne zu in den Häuſern und redete mit den Leuten, wie Einer der Ihren. Zuweilen ſaß er neben dem Heidepeter auf dem Bänklein unter den Tannen; aber wie er auch gut und leutſelig war, der Peter hielt nur ſo die Hand an das jetzt allfort glattraſirte Kinn, und getraute ſich nicht viel zu ſagen. Erſt wenn Alfred fort war, bemerkte der Peter zu ſeinem Weibe: „Iſt juſt ſo eine Sach' das, ich red' mich halt rechtſchaffen ſchwer mit ſo einem Herrn.“

Der Name „Großteufel“ war vergeſſen.

Zur Zeit, als endlich das ſchöne, ſtattliche Schulhaus fertig war, erhielt Alfred aus der Hauptſtadt folgenden Brief:

„Mein lieber, getreuer Freund!

Zwiſchen den Mauern der Paläſte iſt Einöde, wie zwiſchen den Mauern der Wildſchroffen. Schon heute könnte ich hier eine geachtete und einträgliche Stelle annehmen, allein, ich fühle immer mehr und mehr, wie ich in der großen Welt vereinſamt daſtehe mit meinen Gedanken und Grund-

ſäßen. Meine Heimat iſt in den Waldbergen; ich ſehne mich in die Einöde, um dort ein Ackersmann zu werden, wie mein Vater ein Ackersmann geweſen. Das Beſte, was die große Welt bietet, Erfahrung und Erkenntniß, habe ich mir von ihr geholt, ſie verwerthen möchte ich im Waldfrieden. Dort wollte ich redlich wirken und walten und Gott und den Menſchen durch die Arbeit dienen. Die Arbeit iſt das Heiligſte auf Erden, ſie mag ſpärlich gedeihen; nicht das Gelingen, die Arbeit ſelbſt iſt der Segen des Herrn. — Die rauhen Nordwinde werden allweg wehen über die Schroffen der Einöde, und der Steinboden, wenn auch mit Fleiß und Schweiß gedüngt, wird immerdar kargen mit dem täglichen Brote. Die ſtillen Heideflächen werden ſtets nur die rothen Eriken bieten, die Wälder dieſer Berge werden wachſen und ſich wölben über den armen Boden. Aber die Gemüther der Menſchen ſollen ſich lichten, Erkenntniß, Liebe und Einigkeit ſollen reifen, damit die Zeit, die in der Einöde nun vergangen iſt, nicht wiederkehre. — Daß es ſo ſei, haſt Du ſelbſt das Größte gethan, mein edler Freund. Mir iſt, als hörte ich aus Fernem her die Hammerſchläge klingen, die dem neuen Schulhauſe das Dach bereiten. Aber haſt Du ſchon daran gedacht, Alfred, wer, der entſprechende Eigenſchaften beſitzt, wird in das entlegene Hochthal kommen, und die verwahrloſten Kinder lehren? Ein Einheimiſcher wird es thun müſſen. — Alles habe ich reiflich überlegt, und ſo bin ich auf den Gedanken gekommen, daß ich Dich bitte, edler Graf: Nimm mich auf in das neue Schulhaus der Einöde als Lehrer.

Mit Sehnſucht erwartet die Antwort Dein Gabriel."

Alfred ſchrieb ſofort an Gabriel:

„So komm', ſo komm', Du geliebtes Herz, Du treuer Sohn deiner Heimat!"

Das iſt die Geſchichte von der Einöde und des Sohnes aus dem Heidehauſe. Segensvoll waltet er in der Schule und pflanzt einen neuen Geiſt in die Herzen der Kinder. Er denkt nicht an die glänzende Bahn, die ihm offen ſtand draußen in der großen Welt; er denkt nicht an den eigenen Herd, der ihm leicht das Herz abwenden könnte von ſeinem Berufe. Die Kraft, um des Heiles Anderer Willen zu entſagen — ſich aufzuopfern, war ſein Ideal. Er hat es erreicht.

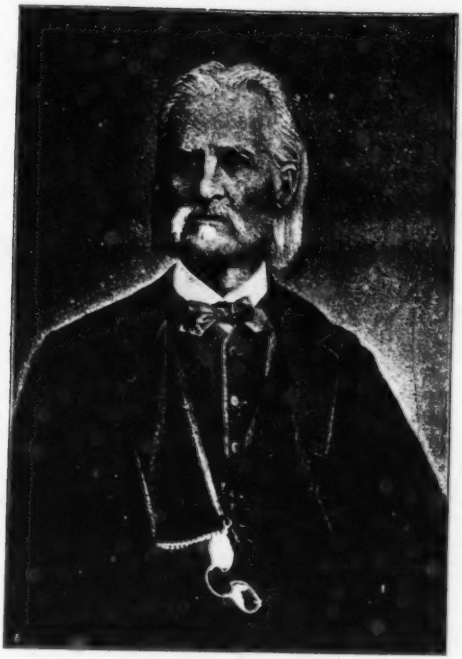
Auch das andere Haus mit den Erkern und Söllern iſt nicht einſam; da verſammeln ſich nach den Schulſtunden die Kinder des Waldes und lernen das Schnitzen. Es werden kleine Hausgeräthe, Heiligenbilder, Kinderſpielzeuge, ja ſelbſt Wanduhren gemacht, und der alte Greg ſchnitzt nichts, als Zithern und Seitenpfeifen. Vom Haberthurmhofe kommt ſchon jeden Tag ein ſchwarzäugiges Büblein herab, das will nichts, als Zitherſpielen, und ſo oft es von dem Greg ein neues Stücklein gelernt, kommt es damit gleich in's Heidehaus zu ſeinen Großeltern.

Graf Alfred hat die zwei Anſtalten ganz der Einöde geſchenkt. Was den Wald betrifft, ſo hat er jedem Hof gegen geringes Entgelt ein Stück zu eigen zumeſſen laſſen. Die Kunſtſchnitzereien werden in großen Maſſen erzeugt, und, durch den Grafen Handelsverbindungen geſchaffen, bilden ſie für die Einöde eine namhafte Erwerbsquelle. Wo früher Armuth und Wirniſſe herrſchten, erblüht jetzt der Wohlſtand, und das Bild der Einöde iſt ein heiteres. Die Natur iſt die-

ſelbe tauſendjährige und ewige Einöde, aber die Menſchen ſind glücklich geworden. Dankbar verehren ſie Gabriel, ihren Lehrer, dankbar bekränzen ſie alljährlich das Grab des blinden Mädchens; ſie fühlen es wohl, durch wen ihnen dieſe beſſere Zeit gekommen, und das Herz des vielvermögenden Gönners zugewendet worden iſt.

Der alte Heidepeter iſt wohl auch rechtſchaffen zufrieden, aber er kann die Dinge eigentlich doch nicht recht begreifen. Er ahnt es kaum, daß zu Manchem, was ſich nun ſo ſchön entfaltet, jener vertriebene und von ihm aufgenommene Schulmeiſter der erſte Keim geweſen ſein mag; lange ſchon hatte er den Abend vergeſſen, an welchem der alte verbannte Mann an die Fenſterſcheibe des Heidehauſes geklopft. — Oft, an ſchönen Sommertagen ſitzt der Peter vor dem Schulhauſe und lächelt, wenn er den hellen Geſang der Kinder hört; die geſunde Stimme vom Haberthurmbüblein kennt er aus Allen heraus. Dann geht er langſam an den offenen Fenſtern des Bildnerhauſes vorüber, und guckt ein wenig hinein, wie ſie da drin Alle ſo geſchickt und behende ſind, dann legt er die Hand an das Kinn und ſagt zu ſich ſelber: „Mir unter den Augen iſt's anders worden, und um's Handumkehren iſt die Einöden jetzt keine Einöden mehr.“

Auf dem Grunde, wo die Einſchichthütte geſtanden, wuchern Hollundergeſträuche und Farrenkräuter; darüber erhebt ſich der zerklüftete Felshang. Unten ſchäumt der Wildbach in milchweißen Giſchten, weit hinan das Geſtein beſpritzend, ewig brauſend und toſend, laut zerſtörend und ſtill ſegnend zugleich — das freie und getreue Kind der Alpen.



Robert Hamerling in ſeinen letzten Lebensjahren.

(Nach einer photographiſchen Aufnahme von Otto Zinul, Graz.)

Persönliche Erinnerungen

an

Robert Hamerling.

Von

P. K. Rosegger.

Groß ist die Zeit und gewaltig, doch
wehe, wenn unsere Herzen
Rein nicht sind: wie sollen im riesigen
Kampf wir bestehen?

Robert Hamerling.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1891.

G 3640

Universitäts-
München
Bibliothek

Alle Rechte vorbehalten.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien

Vorwort.

Nebſt der Selbſtbiographie unſeres Dichters: „Stationen meiner Lebenspilgerſchaft“ (Hamburg 1889), ſind bisher über denſelben folgende Schriften erſchienen: „Robert Hamerling. Ein Dichter der Schönheit“ von K. E. Kleinert (Hamburg 1889); „Robert Hamerling, ſein Weſen und Wirken“ von Aurelius Polzer (Hamburg 1890); „Aus der Heimat Hamerling's. Den Manen des Dichters gewidmete Bilder aus dem Waldviertel.“ Von Joſef Allram (Wien 1890); „Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und deſſen Briefe an mich.“ Von Albert Möſer (Berlin 1890). Dieſen verdienſtlichen Schriften ſteht gegenwärtiges Büchlein nicht im Wege. Es hat Anderes mitzutheilen, was zum größten Theile bisher nicht ans Licht gebracht wurde, doch aber dem künftigen Biographen Hamerling's willkommen ſein muß. Zudem ſoll die Schrift ſelbſt darthun, daß durch deren

Herausgabe weder der Pietät des Freundes, noch dem Sinne des nun Verewigten entgegen gehandelt wird.

Einem etwaigen Vorwurf, als trete in vorstehenden Erinnerungen der Herausgeber selbst zu sehr in den Vordergrund, ist mit ziemlicher Ruhe entgegen zu sehen. Es hatte sich anders ja nicht machen lassen. Das sind persönliche Erinnerungen und Begegnungen, persönliche Beziehungen und gemeinsame Angelegenheiten gegenseitiger und selbstverständlich solcher Natur, wie sie sich der Oeffentlichkeit nicht entziehen. Hätte der Herausgeber sich selbst im Hintergrunde gehalten, so wäre auch Hamerling nicht in jener persönlichen Unmittelbarkeit hervorgetreten, welche der Leser in diesem Büchlein sucht.

Der Herausgeber hält es überhaupt für keinen Fehler, in die Erinnerungen an seinen großen Freund auch Theile seiner eigenen Erlebnisse und Bekenntnisse zu flechten; falls das mit der nöthigen Unbefangenheit geschieht, kann es nur dazu beitragen, Robert Hamerling's Persönlichkeit klar und groß hervortreten zu lassen. Wenn der Leser, welcher den Meister verehrt, auch dem Jünger einiges Interesse weiht, um so besser.

Der Verfasser und Herausgeber.

Graz. Im Eismonat 1891.

Perſönliche Erinnerungen

an

Robert Hamerling.

Von

P. K. Roſegger.

AD PUB.

Einleitung.

Zur Zeit, als ſie Robert Hamerling in das Grab ſenkten und alle Blätter der deutſchen Lande dem großen Todten begeiſterte und wehmuthsreiche Nachrufe hielten, hat der ihm Naheſtehende ſchweigen müſſen. Denn er hat keine Worte gefunden, um dem, was er zu ſagen hatte und was zu ſagen ihn drängte, auch nur einigermaßen gerecht zu werden. Es wird auch hier nicht verſucht werden, die Trauer über den Verluſt dieſes herrlichen Menſchen, dieſes geliebten Freundes, dieſes treuen Kameraden Ausdruck zu geben; aber mich mit ihm, wie mit einem Lebendigen, wie mit einem Unſterblichen zu beſchäftigen, von ihm zu ſprechen und Wahrheit über ihn zu ſagen, das iſt eine Nothwendigkeit meines Herzens.

In den „Stationen meiner Lebenspilgerſchaft“ hat der Dichter uns eine Selbſtbiographie hinterlaſſen, wie

so streng wahrheitsgemäß und rührend offenherzig seit Rousseau's „Bekenntnissen" wohl selten eine geschrieben worden sein wird. Nichts Schwereres giebt es für einen Dichter, als sein eigenes Leben rein sachlich und mit Verzichtleistung auf alle Effecte und poetische Zierathen zu beschreiben. Etwas, das selbst Goethe nicht gethan, hat Hamerling vollbracht. Goethe schrieb „Wahrheit und Dichtung", Hamerling blos „Wahrheit". Freilich wollte mancher Kritikus diese Wahrheit eines in stiller Verborgenheit hinfließenden Poetenlebens etwas mager finden; er vergaß eben, daß ein geschichtliches Werk (und ein solches ist eine Lebensgeschichte) andere Zwecke verfolgt als ein poetisches. Erst als der Dichter gestorben war, hat man den Werth der strengen Objectivität und Wahrheitsliebe bis ins Kleinste, die in seinen „Stationen" ist, erkannt. Der Mann, welcher sich so sehr zurückgezogen und abgeschlossen hatte, dessen Leben Manchem räthselhaft erschienen war, der hatte seine Generalbeichte abgelegt vor aller Welt, hatte den Schleier von seiner Seele geworfen — wenige Monate, bevor das Bahrtuch seinen Leib deckte.

Hamerling hat in seinen „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" die Höhen und Tiefen seines Geistes und Herzens freilich nur andeuten, aber nicht erschöpfen können; es war mehr in ihm, als was ein Buch sagen kann oder zu sagen pflegt. Bedeutende Menschen mit

großen Herzenseigenschaften können nur in dem persönlichen Verkehr ganz verstanden und gewürdigt werden.

Hamerling wurde, von halber Ferne aus gesehen, nicht oft als menschlich bedeutend beurtheilt; von weiter Ferne aus gesehen erschien er als großer Dichter, und in der nächsten Nähe als großer Mensch. Je näher man diesem Menschen kam, desto größer ward er. Wie er sein Leben erfüllt, Verirrungen gesühnt, seinen sittlichen Idealen sich nahegerungen hat, es dünkt mich fast beispiellos. Aufjubeln möchte man darüber, daß Solches Einzelnen von uns noch möglich ist.

Dieses Büchlein kann bloß einen kleinen Beitrag zur Biographie und zur Würdigung des so oft mißkannten Mannes bedeuten. Seit einundzwanzig Jahren hatte ich das Glück, mit Robert Hamerling persönlich zu verkehren. In den ersten Jahren war dieser Verkehr kein vertraulicher, ich blickte zu ihm auf wie ein dankbarer Schüler zum großen Meister, mein Gefühl ihm gegenüber war das der Ehrfurcht, ich fühlte mich fast gedrückt in seiner ernsten Nähe und besuchte ihn nicht allzu oft. Allmählich, ohne daß ich es selbst merkte, kam ich ihm näher, der unterweisende Lehrer wurde zum rathenden Genossen und endlich zum vertrauenden Freunde. Ich erschrak bis ins Herz hinein, als er mich in einem Briefe das erstemal „lieber Freund" nannte. Ich nahm später diese Gunst des Himmels mit Demuth an und suchte nach Kräften

ihrer würdig zu ſein. Es liegt mir auch heute nichts ferner, als an dem Glanze dieſes Fixſternes mich zu ſonnen, als mich mit ſeiner Freundſchaft zu brüſten, denn ſie war ja doch ein unverdientes Geſchenk.

Ich kenne Robert Hamerling vor Allem daher, wie er ſich zu meiner Perſon, meinen Beſtrebungen und meinen Verhältniſſen ſtellte, deswegen wird es in dieſen loſen Aufzeichnungen unvermeidlich ſein, daß auch viel von mir ſelbſt die Rede iſt.

Seit etwa fünfzehn Jahren ſind wir uns ſo nahe geſtanden, daß ich ihm mein Innerſtes anvertraute und daß auch er mich einweihte in die Bewegungen ſeines Gemüthes. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich ſage, daß von ſeinen Freunden ihn Keiner beſſer verſtanden hat als ich. Unſere Temperamente waren nicht allzuſehr verſchieden, unſere Weltanſchauung war von Haus aus faſt dieſelbe, und wenn ich manchmal nicht ſo dachte und nicht ſo handelte wie er, ſo war mir zumeiſt doch klar, daß ich an ſeiner Stelle, unter ſeinen Verhältniſſen geradeſo wie er gedacht und gehandelt haben würde.

Unſere Naturanlagen waren — abgeſehen ſelbſtverſtändlich von der Verſchiedenheit der geiſtigen Befähigung — einander ſo ähnlich, daß ich behaupte: Wenn es mir nicht gegönnt geweſen wäre, die Hälfte meines Lebens im Waldlande zu verbringen, wenn ich ver-

urtheilt geweſen, die ganze Jugendzeit in den Städten zu leben, über Büchern zu brüten, ich geradeſo unglücklich geworden wäre wie er.

Oft und oft laſſe ich an meiner nun einſamen Seele die Erinnerung vorüberwandeln an die Zeiten, da wir beiſammen waren. Weil nichts vergeſſen werden ſoll, was ein bedeutender Menſch thut und ſagt, ſo bedürfen die folgenden Aufzeichnungen zur Charakteriſtik ſeiner Perſönlichkeit keiner weiteren Begründung. Als ob er, der wahrheitsſtrenge Mann, mir ſelbſt über die Achſel ſähe auf das Blatt, ſo will ich mich befleißen, auf Grund meiner Aufzeichnungen und meines Gedächtniſſes Thatſächliches ohne Ausſchmückung zu erzählen.

Er hat ſtrenges Tagebuch geführt und ich hoffe, daß meine hier niedergelegten Erinnerungen demſelben nicht weſentlich widerſprechen.

Wohl muß ich bekennen, daß, was ſeine Ausſprüche betrifft, ſoferne ſie nicht in ſeinen Briefen an mich ſtehen, ich manche nicht mehr ganz wörtlich zu geben weiß. Auch die Zeit iſt nicht immer genau zu beſtimmen; übrigens ſuche ich chronologiſch vorzugehen, ſofern nicht hie und da des Ueberblicks wegen eine Ausnahme geboten iſt. Die Gegenſtände ſelbſt, von denen ich ſpreche, ſind mir ſo klar im Gedächtniß, als ob ich ſie geſtern geſchaut, gehört hätte. Manches ſeiner Worte machte auf mich einen ſo tiefen Eindruck, daß ich mich tagelang mit ihm

beſchäftigte. Manche ſeiner Aeußerungen ſchrieb ich ſogleich auf, manche einige Zeit ſpäter, manche leider gar nicht. Hätte ich immer regelmäßiges Tagebuch geführt, ich würde heute ein bedeutendes Werk aufzuweiſen haben; ſo muß ich warten, bis mir dies und das nach und nach wieder in Erinnerung kommt, daher ſind meine Aufzeichnungen ſprunghaft, lückenhaft, aber in tieferem Sinne unrichtig gewiß nicht.

Briefe oder Theile von Briefen Hamerling's an mich, welche ich zu ſeiner Charakteriſtik wähle, kommen mit Einverſtändniß ſeiner Erben hier zum Abdruck. Meine Aufzeichnungen unterbreitete ich vor ihrer Drucklegung der vertrauten Freundin des Dichters, Frau Gſtirner, in beſonderem Falle auch ſeiner alten Mutter, falls doch irgend welche Irrthümlichkeiten, vor denen das menſchliche Gedächtniß nicht ſicher iſt, zu berichtigen wären. Auf jeden Fall ſuche ich mit der größten Gewiſſenhaftigkeit ein wahres Bild von dem merkwürdigen Manne zu geben.

Erſte Begegnung.
Seine Art zu tadeln. Wohlwollen gegen Anfänger. Frechheit junger Dichterlinge.

Hamerling's Bekanntſchaft machte ich im Winter 1868. Es geſchah, wie es eben geſchieht. Ein junger Menſch, der ein ſchwärmeriſches Poetenherz hat, aber noch nichts weiß und nichts kann und doch zur Höhe will, hört von dem berühmten Dichter. Er hat noch nichts von ihm geleſen; aber neugierig, wie ſo ein großer Mann ausſieht, was er ſpricht, auch beabſichtigend, ihm einige ſelbſtverfaßte Gedichte zu verſetzen, über dieſelben ſein Urtheil zu hören und vielleicht gar mit ihm in nähere vortheilhafte Bekanntſchaft zu treten, beſucht der junge Menſch den Dichter. Natürlich fragte ich vorher ſchriftlich an, ob und wann ich vorſprechen dürfe. Er antwortete mir poſtwendend, daß er zwar in ſeiner Zeit gerade etwas beſchränkt ſei, daß er mich aber Abends 5½ bis 6½ Uhr mit wahrem Vergnügen bei ſich ſehen wolle. Für den Fall mir dieſe Zeit ſehr unbequem,

nannte er auch noch eine andere Stunde. Also trat ich eines Abends ins Haus Numero 6 der Realschulgasse zu Graz. Er wohnte im 3. Stock, hofseitig. Ich wurde vorgelassen und in des Dichters Zimmer geführt. Da war es so dunkel, daß ich die Züge des mittelgroßen hageren Mannes nur verschwommen sah, als er von seinem Schreibtische aufstand und auf mich zuging. Auch frostig kam mir der Raum vor. Ich mußte mich auf ein blumiges Sopha setzen, er setzte sich mir gegenüber und nun schien es, als wüßte Keiner von uns, wie man ein Gespräch beginnt. Mein Name war ihm nicht mehr ganz fremd, er hatte ihn mehrmals in der Zeitung gelesen unter mundartlichen Gedichtchen. Natürlich gestand ich, daß ich mehr solche Sachen zu Hause hätte — und ob ich sie einmal bringen dürfe? Mit seiner Erlaubniß brachte ich schon an einem der nächsten Tage einen Stoß von Gedichten, Erzählungen und meiner — Selbstbiographie. Trotz des tiefen Ernstes, der stets auf seinen Zügen lag, mußte er wohl doch ein wenig lächeln darüber, wie der ganz und gar unflügge Bursche von fünfundzwanzig Jahren sein eigenes „Leben und Thaten" beschreibt. Er versprach die Sachen durchzusehen, ich möchte nach einiger Zeit wieder kommen, sie abzuholen.

Im Ganzen war bei diesen ersten Begegnungen sein Betragen gegen mich so ernst, kühl und gemessen gewesen, daß mir der Muth verging und ich vor hatte,

nach Abholung meiner Schriften ihn nicht mehr zu besuchen. Denn daß meine „Werke“ ihn wärmer für mich stimmen würden, dafür war keine große Hoffnung vorhanden. Mittlerweile las ich den „Ahasver in Rom“, und als ich ihn gelesen hatte, war der Rest des Muthes dahin, der Dichter kam mir dämonisch vor. Allein meine theuren Schriften konnte ich doch nicht im Stiche lassen. Aus diesem Zwiespalt befreite mich folgendes Brieflein:

„Lieber Freund Rosegger!

Aus dem Umstande, daß ich Ihre vier Bände in diesen Tagen völlig durchgelesen, ersehen Sie schon, daß mich die Lectüre interessirt hat. Nun kommen Sie, sobald es Ihre Zeit erlaubt, und hören Sie, was ich Ihnen im Einzelnen darüber zu sagen habe.

Ihr

Hamerling.

Graz, 16. Feber 1868.“

Natürlich war ich schon an demselben Tage bei ihm. Ich hatte gehört, daß er längere Besuche nicht liebe, allein diesmal ward nichts aus dem baldigen Fortgehen, er besprach meine literarischen Versuche eingehend, große Theile tadelte, ja verurtheilte er, jedoch in einer Form, die nicht wehe that. Er wußte in seinen Tadel so viel Wohlwollen und Güte hineinzulegen, daß solcher fast

herzlicher klang als Anerkennung und Lob. Mehrere Gedichte waren es, von denen er ſagte, daß er beim Leſen ſeine wahre Freude daran gehabt habe, vor Allem die mundartlichen Gedichte wären darnach, daß er mit aller Entſchiedenheit und geradezu unwiderruflich (ſelbſt wenn ich noch ſo viel Verfehltes geſchrieben hätte und ſchreiben würde) behaupten könne, ich ſei ein Dichter. Was die Lebensbeſchreibung betreffe, ſo pflegten die meiſten großen Dichter eine ſolche nicht zu Anfang, ſondern gegen Ende ihres Lebens hin zu verfaſſen; ich hätte noch ganz bequem Zeit, zuerſt etwas zu erleben und dann erſt es zu beſchreiben. Das, was ich bereits im Waldlande erlebt, ſei zwar nicht unweſentlich, allein es wundere ihn, daß ich im Stile jene ſchlichte Einfachheit verſchmäht hätte, die dazu gehöre; die Sache ſei doch gar zu ſchwunghaft ausgefallen.

Ich merkte die Ironie augenblicklich, aber mir that es doch wohl, daß er die Worte „Phraſe“ und „Schwulſt“ vermieden hatte. Er ſprach nicht wie ein literariſcher Schulmeiſter, er ſprach wie ein Dichter, der es wohl weiß, wie empfindſam ein Poetenherz zu ſein pflegt und daß rückſichtsloſer Tadel um ſo weher thut, je begründeter er iſt. Unzähligemale habe ich es ſpäter erfahren, wie ſtrenge er in ſeinem Urtheile und wie milde und rückſichtsvoll er in der Form des Tadels war. Das ſah allemal faſt wie ein Lob aus, aber es war, ſcheinbar

ganz nebenſächlich, irgend ein Wörtchen dabei, welches man leicht verſtand, wenn man es verſtehen wollte, welches ſaß und über welches man zu grübeln hatte. Bei eitlen Menſchen iſt eine ſolche Art zu tadeln vielleicht nicht immer angezeigt, dieſe merken nur das Süße und nicht das Bittere, und thatſächlich habe ich viele Dichter und Dichterlinge beiderlei Geſchlechtes geſehen, welche eine völlige Verurtheilung ihrer Erzeugniſſe von Seite Hamerling's für eitel Lob gehalten haben und mit dieſem Lobe hauſiren gegangen ſind.

Einmal ſagte er über ein Gedicht von mir, das ſehr unklar und verworren war und unter allerlei geſuchten Zierathen doch nur einen ſehr gewöhnlichen Gedanken ausſprach: „Das Gedicht würde ich in dieſer Form vielleicht nicht veröffentlichen, es iſt zu fürchten, daß es in der Menge nicht das richtige Verſtändniß finden dürfte, und das umſoweniger, als der Gedanke ſchon wiederholt und manchmal noch klarer und knapper behandelt worden iſt.“ — Das heißt ſo viel als: Sie haben hier einen alten Gedanken, der von Dichtern meiſterhaft behandelt worden, in ſtümperhafter Weiſe ungenügend ausgeſprochen, alſo weg damit! — Wie hätte das geſchmerzt! Wozu ſo ſtarke Pillen, wenn leichte dieſelbe Wirkung thun!

Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß er gegen Anfänger und Dilettanten zu nachſichtig war, daß er

Manchen literariſch empfohlen und eingeführt hat, der nichts bedeutete und nachher enttäuſchend und enttäuſcht wieder verſchwunden iſt. Sein Wohlwollen in dieſer Richtung ging ſicher zu weit. Er wurde mit Manuſcripten dichtender Stümper und ſtümpernder Dichterinnen überhäuft, er las die Sachen ſtets gewiſſenhaft durch, ſtudirte und corrigirte Manches mit allem Fleiß und ſchrieb lange Briefe an die Einſender. Was hätte er noch aus Eigenem leiſten können in der Zeit, die er mit ſo unfruchtbarem Geſchäfte vergeudet hat! Wiederholt habe ich ihm bemerkt, daß ich dieſen Edelmuth nur ſchwer begreife, daß ich — den er ſelbſt alſo gehoben — leider nicht die Gabe hätte, ſo gut zu ſein. Er lächelte und ſagte ſeufzend: „Was ſoll man machen? Wenn die Packete einmal im Hauſe ſind, müſſen ſie doch durchgeſehen werden. Es iſt kein Manuſcript ſo gut, als daß man nicht noch etwas Beſſeres hineincorrigiren, und es iſt keines ſo ſchlecht, als daß man nicht etwas daraus lernen könnte.“

Nun, ich bin ja auch der Meinung, daß man den jungen ſtrebſamen Geiſt zuerſt einmal hinaufheben ſolle: ob er ſich oben dann behauptet oder nicht, das iſt ſeine Sache, und wie ihm etwa der Fall ins Nichts zurück bekommt, das iſt auch ſeine Sache. Allein wie viele Mühe, fruchtloſe Arbeit, wie viele aufdringliche freche Elemente, wie viele Enttäuſchungen, Unannehmlichkeiten

und Undank! — Hamerling wußte davon zu erzählen. Da liegt vor mir ein Brief aus späterer Zeit (1887), in welchem er mir dankt, für „liebe, sanfte Zeilen, die wie Oel wohlthuend gewirkt auf sein Gemüth, das eben wieder einmal ziemlich rauhe Stöße auszuhalten gehabt", und in welchem Briefe er klagt, wie ihm von literarischen Dilettanten mitgespielt werde. Er war damals schon schwer krank und hatte nur wenige Stunden, in welchen sein Leiden ihm erlaubte, zu arbeiten. Da kamen sie und machten ihm Vorwürfe, daß er ihre Manuscripte, Romane, Gedichte, Dramen nicht eingehend lesen wolle, daß er ungnädig sei. Einer habe — wie er geschrieben — vor Weib und Kind Thränen vergossen über Hamerling's Undank, weil es diesem unmöglich gewesen, für einen antisemitischen Volkskalender einen Beitrag zu liefern. — „Ach Gott," fährt Hamerling's Brief fort, „was sind wir heutigen Menschen doch für ein nervöses, aufgeregtes, bissiges Geschlecht! Sähe man nicht manchmal an Anderen, wie häßlich diese Gereiztheit ist, man wüßte gar nicht, wie sehr es sich empfiehlt, auch die begründete nach Kräften zu zügeln. — Vor ein paar Monaten schickte mir ein junger Mensch aus einem böhmischen Städtchen ein kurzes Gedicht und bat demüthig um ein Urtheil über sein Talent. Ich antwortete ihm kurz, daß ich aus diesem Gedichte noch keinen Schluß auf sein Talent zu machen wage. Darauf kam von seiner Seite

ein vier Quartſeiten langer Brief voll Flegeleien, der begann: »Alſo in meinem Gedicht wäre kein Talent zu finden und ich wäre kein Dichter! Haha! Und ich Thor glaubte ſeit Jahren Talent zu beſitzen und ein Dichter zu ſein — ein beſſerer als mancher Andere, ein beſſerer ſogar, verzeihen Sie, als Sie.« — Buchſtäblich wahr! — Ich danke Gott herzlich, daß ich nun in der Lage bin, mit Berufung auf dieſen Flegel jede derartige Begutachtung fortan kurzweg abzulehnen.“

Er hat's zwar nicht immer gethan, hat ſelbſt in ſeiner Todeskrankheit die unbarmherzigen literariſchen Beläſtigungen und Zumuthungen geduldig über ſich ergehen laſſen und unter ſchwerſten Sorgen, ob er wohl ſein großes philoſophiſches Werk noch werde vollenden können, hat er manche Zeit noch den Schreibereien eitler Dichterlinge gewidmet.

Ob ich das Recht habe, dieſe ſeine allzugroße Hingabe und Opferwilligkeit für zweifelhafte Erfolge zu bedauern? Hat er nicht auch meine unreifen Schriften alſo geleſen; hat er nicht auch mich in die Literatur eingeführt? Wenn er auch in einem Briefe vom 14. Juli 1869 in ſeiner Beſcheidenheit ſchreibt, ich hätte meine Erfolge nur mir ſelbſt zu verdanken, und er allen Dank ablehnt — ſo muß ich dem gegenüber doch ſagen, daß trotz anderer thatkräftiger Freunde meine Laufbahn mir ſchwerer geworden wäre, wenn Hamerling mich damals

nicht öffentlich seinen jüngeren Sangesbruder genannt und nicht Achtung für mich begehrt hätte. Aber das muß ich auch sagen, daß ich ihm nie zudringlich, nie dreist unbescheiden, nie mit meinen Wünschen lästig gewesen bin. Im ersten Jahre besuchte ich ihn zwei- oder dreimal, und auch da nur auf seine schriftlichen Einladungen. Trotz der Milde seines Wesens fühlte ich mich, wie schon gesagt, doch gedrückt, wenn ich so vor ihm saß. Es war ein großer Ernst, eine beständig dämmernde Wehmuth um ihn, obzwar auch wieder nicht selten ein schalkhaftes Wort von seinen Lippen kam. Seine Größe verdeckte er mit fast ängstlicher Sorgfalt. Im Jahre 1869 rieth er mir, eine Sammlung von Dialektgedichten, die er gemustert, herauszugeben, sagte mir für dieselbe den Titel „Zither und Hackbrett“ und gewann dafür in Graz einen Verleger. Wie er zu dem Büchlein ein Vorwort schrieb, wie er in mehreren Blättern meine ersten Werke besprach und ihnen Freunde gewann, das ist bekannt. Wenige Wochen nach Erscheinen meines „Zither und Hackbrett“ schrieb er mir, daß Graf Auersperg (Anastasius Grün) sich bei ihm nach meiner Adresse erkundigt habe, weil er mich besuchen wolle. So hat Hamerling mir auch die Bekanntschaft und Freundschaft des Dichters der „Spaziergänge“ und des „Schutt“ vermittelt.

„Der Poet soll nicht allzu gemein werden mit den Philistern."

Unendlich mehr noch, denn als literarischer Förderer, hat Hamerling mir als Mensch gethan.

Lebhaft in Erinnerung ist mir ein gemeinsamer Spaziergang im Frühjahre 1870 oder 1871. Es war ein sehr warmer Nachmittag, wir gingen in Graz durch den jungen Stadtpark und entlang die Elisabethstraße gegen St. Leonhard. Viele uns Begegnende, uns nicht bekannte Personen grüßten, aber wie verschieden! Mich heiter, vertraulich, fast brüderlich, ihn ernst, ehrerbietig. Hamerling ging schweigend neben mir her. Am Hilmteiche angelangt, setzten wir uns auf eine schattige Bank und blickten in den Wasserspiegel.

Plötzlich sagte Hamerling zu mir: „Haben Sie sich unterwegs nichts Besonderes gedacht?"

„Wüßte es nicht.“

„Wenn ich,“ fuhr er mit freigehobenem Kopf und munter leuchtendem Auge fort, „wenn ich mich in Ihre Jugend verſetze, ſo denke ich, müßten Sie mich ein bißchen um die ehrerbietigen Grüße beneidet haben. Thatſache aber iſt, daß man Sie um die warmen Grüße beneiden könnte, womit Ihnen begegnet wird. Die Achtung, die man mir zollt, bedeutet doch nur den Achtungserfolg, den ich errungen, während Sie bereits der Liebling der Leute geworden ſind. Ich beglückwünſche Sie von Herzen, ſehe ich doch, daß Sie klug genug ſind, ſich nicht bethören zu laſſen. Nur auf Eines will ich, wenn Sie es mir geſtatten, aufmerkſam machen. Ihre heutigen Erfolge ſtammen nicht von dem, was wirklich an Ihnen Dichter iſt, ſondern vielmehr von dem Localton, den Sie ſo glücklich treffen, von alltäglichen Volksthümlichkeiten, die Sie mit der den Leuten mundgerechten Schalkheit behandeln. Heute ſind Sie Volksdichter in landläufigem Sinne, den ich auch nicht unterſchätzen möchte; eines Tages ſollen Sie Volksdichter in edlem Sinne ſein. Sie mögen in Localton oder in Hochdeutſch dichten, Schwänke ſchreiben, Gelegenheitsverſe machen, Dorfgeſchichten erzählen, Romane verfaſſen, immer werden Sie einen ſittlichen Grundgedanken haben, immer auf ein Großes, Ewiges hinweiſen und hinter heiterem Lachen ſich den ernſten Blick bewahren. Vielleicht wird man Sie dann einmal nicht

ſo brüderlich grüßen auf der Gaſſe wie heute, vielleicht gar nicht. Denken Sie daran, daß der Poet nicht allzu gemein werden darf mit den Philiſtern. Die Philiſter haben allerhand Schmerzen, für welche ſie Verſe haben möchten, ihr Trinken und Tanzen und Keulen und Balgen wollen ſie beſungen wiſſen, und weiß Gott, für jede Todſünde möchten ſie ihr Schnaderhüpfel haben. — Wenn der Dichter nicht nach dem wahren Menſchenthume weiſt, wer ſoll es denn ſonſt thun? Wir ſind der Compaß, welcher in der Welt den Magnet des Göttlichen ſpürt und ſtets nach dem ewig Guten und Schönen zeigt. Alſo kenne ich Sie ſchon heute, mögen Sie ſich nur darauf einrichten, auch einmal recht kühl gegrüßt zu werden."

So ähnlich ſprach er damals, ich dachte ſeither oft an dieſe Worte, ſie kamen meiner eigenen Empfindung ganz entgegen. Wenn ich thatſächlich manchmal ihren Todſünden ein Schnaderhüpfel ſang, die letzte Wendung ging faſt allemal über den Spaß, und das Lachen blieb ihnen in der Kehle ſtecken — denn vor ihren Augen ſtand plötzlich der große Gott oder der Teufel. —

Unverſtanden. Mißachtung großer Männer.

Iſt es zu glauben, daß der große Idealiſt, welcher ſo unzugänglich, ſo ablehnend ſchien, eine heiße Sehnſucht nach Menſchen, nach Freundſchaft in ſich trug?

Es iſt aber ſo. Wohl Hunderte von Menſchen waren, die an ihn herankamen, die ſich um ſeine Freundſchaft beworben hatten und denen er auch aufrichtig zugethan war. Die Wenigſten aber haben ihn verſtanden. Sie bemaßen ihn, den außerordentlichen Mann, nach ſich ſelbſt, nach allgemeinen Anſchauungen — ja, das konnte freilich nicht ſtimmen. Er war ihnen unbegreiflich, ſo mißkannten ſie ſeine Vorzüge, ſo tadelten ſie ſeine Eigenheiten, ſo vergrößerten ſie ſeine Schwächen. Unter ſolchen Leuten mußte er ſich freilich einſamer fühlen als in der Einſamkeit ſeiner ſtillen Wände und in der Geiſtergeſellſchaft ſeiner Bücher.

Ich habe Keinen gekannt, der mit größerer Rückſicht und Wohlgeſinnung über Andere ſprach, als ihn, und ich habe Keinen gekannt, der von Anderen mit größerer Liebloſigkeit beurtheilt worden wäre. Die verbreitete Meinung über ſeinen Charakter und über ſein Leben war abſolut falſch. Selbſt die Stadt, in der er lebte, hatte keine Ahnung von ſeinen thatſächlichen Eigenſchaften und Verhältniſſen und verſchloß ſich hartnäckig einer beſſeren Ueberzeugung. Hätte ſeine Krankheit, die ſeit dreißig Jahren in ihm war, geſtattet, in Geſellſchaften zu gehen, der Welt ſich zu zeigen und mit ihr auch äußere Gemeinſamkeit zu pflegen, es wäre ihm vielleicht nicht ſchwer geworden, den Leuten eine andere Anſchauung über ihn beizubringen. Da ihm das nicht möglich war, ſo mußte er eben alle Art von Tratſch und Scheelſucht über ſich ergehen laſſen. Seine wahren Freunde werden ſich wohl gehütet haben, ihm die Meinungen der Leute zu hinterbringen; aber manchmal erfuhr er doch davon oder ahnte ſie, und daß er darunter ſchmerzlich litt, das hat er nicht bloß ſeinen wenigen Vertrauten bekannt, das iſt auch in vielen ſeiner Gedichte und Schriften zu ſpüren. Im Großen hat er ſein Herz zu bewahren gewußt vor Verbitterung und Geringſchätzung der Menſchen — und wenn nicht: Wunder wäre es keines geweſen. Am ſeltſamſten hat ſich der Hoch—ſinn ausgenommen, mit welchem manche Zunft-

gelehrte auf den armen Dichter ohne wirkliche Profeſſoren- oder Doctorenwürde herabgeſchaut haben. In ſeinen Dichtungen wird die Wiſſenſchaft zwar hoch gehalten, aber nicht als das Allerhöchſte im Himmel und auf Erden. Das hat die Herren verdroſſen. Als wir ihn zu Grabe trugen, waren wohl ein paar Profeſſoren in Vertretung eines literariſchen Vereines anweſend, allein die Grazer Univerſität als ſolche war nicht vertreten bei dem Leichenbegängniſſe des in derſelben Stadt verſtorbenen größten deutſchen Dichters der Gegenwart. — Das nageln wir aufs ſchwarze Brett.

Hamerling hat eines Tages geſchrieben, daß das deutſche Volk vor Allem geneigt iſt, ſich ſeiner großen Männer zu ſchämen, dieſelben zu verhöhnen und zu verfolgen. Nun wäre es aber doch intereſſant, den Grund dieſer Erſcheinung zu erforſchen. Vielleicht, weil der Deutſche zu viel Eitelkeit beſitzt, weil er es nicht ertragen kann, wenn ein Größerer neben ihm ſteht. Und ſelbſt wenn der Größere noch ſo harmlos und ſchlicht ſeinen Weg wandelt, dem Kleinen iſt er unbequem, läſtig, dieſer ſucht ihn zu verkleinern, damit ſeine eigene Kleinheit nicht auffalle oder damit ſie entſchuldigt werde. In allen deutſchen Landen und Städten kann man es finden, daß die etwa vorkommenden bedeutenden Geiſter einſam ſtehen, daß man ſie für Sonderlinge hält, ſich über ihr Weſen luſtig macht und ſie herabzuziehen ſucht. Wenn

dann ſo ein Spießbürger einmal in die Fremde kommt, hört er mit Staunen, was in ſeiner Vaterſtadt für ein großer, berühmter Mann lebt; auf der Stelle ſchlägt er um, giebt ſich für den beſten Bekannten und Freund des großen Mannes aus und ſonnt ſich ſelbſtgefällig an dem Ruhme, den er daheim ſtets zu ſchmälern geſucht. — Es ſind drollige Kumpane, dieſe Alltagsmenſchen.

Ablehnung von Gefälligkeiten und Rathſchlägen. Schutz vor Bosheit. Vereinſamung.

Für ſeine intimſten Freunde iſt es ſtets ſchmerzlich geweſen, daß Hamerling ihnen jede Gelegenheit benahm, ihm Gutes zu thun. Er nahm nicht einmal einen Rath an, geſchweige eine Wohlthat. Für jede kleine Aufmerkſamkeit, die ihm Freundſchaft und Liebe zu bringen wagte, fühlte er ſich als Schuldner. Außer mit Büchern und Zeitſchriften, die er manchmal von mir entlehnte, weiß ich nichts, womit ich ihm gefällig ſein durfte. Und bemerkenswerth iſt es, mit welcher Sorgfalt er die entlehnten Bücher bewahrte, mit welcher Gewiſſenhaftigkeit er ſie zurückſtellte. Jedes auch noch ſo gewöhnlich ausgeſtattete Buch, das er ausgeliehen, verſah er ſorgfältigſt mit einem papierenen Umſchlag, auf den er den Namen des Eigenthümers ſchrieb und der erſt weggenommen wurde, wenn er das Buch zurückgab.

Meine Liebe konnte ich ihm eigentlich nur in negativer Art beweisen. Da er Gutes sich nicht thun ließ, so war ich um so sorgfältiger auf der Hut, daß ihm nichts Böses geschehe. Ich suchte, wo Gelegenheit war in der Gesellschaft, seinen reinen Charakter, sein treues Herz, sein Wohlwollen für die Welt, Eigenschaften, die freilich auch in seinen Werken klar documentirt sind, ins rechte Licht zu stellen. Von den Zeitungsbesprechungen seiner Werke, die ich ihm während seiner schweren Krankheit zumittelte, waren es natürlich nur die wohlgemeinten; die boshaften Recensionen wurden unterschlagen, und kann ich es manchem seiner Gegner zu Trutz sagen, daß der giftige Pfeil, der nach ihm abgeschossen worden, von mir niederträchtigerweise nach anderen Zielen hin dirigirt worden ist, ohne daß der Bedrohte etwas davon erfahren hat. Jahre hindurch hatte ich mich bemüht, ihn in Behandlung seiner Krankheit zu beeinflussen, als ich aber endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß man ihn damit beunruhige, ohne im Geringsten nützen zu können, gab ich die Rathschläge auf.

Eine Abneigung gegen Aerzte im Allgemeinen war nicht vorhanden; fehlte seiner Mutter, mit der er beisammen wohnte, etwas, so hatte er nichts Eiligeres zu thun, als einen Arzt rufen zu lassen. „Aber mir," sagte er, „mir können sie nicht helfen. Ich habe so viel Medicin studirt, daß ich meine Krankheit kenne und weiß, welche Mittel zur Linderung

anzuwenden ſind. Dieſe Mittel liegen in einer ſtrengen Diät, und die wende ich an. Ueberlaſſen wir Weiteres dem Himmel.“

So lange ſein Zuſtand es erlaubte, pflegte er's vorzuziehen, ſeine Bekannten zu beſuchen, als von ihnen beſucht zu werden.

Oefter als einmal geſchah es, daß er in meiner Wohnung ſaß und den luſtig ſpielenden Kindern zuſchaute. In ſeinem Auge war Vergnügen und — wie mich dünkt — auch Wehmuth. Weib und Kind zu haben! Wie ſehnte er ſich darnach, aber ſein Herz war nicht dazu geſchaffen. In ſeinen jüngeren Jahren täuſchten ihn äußere, wie es ſchien für ſeine Ehe ungünſtige Verhältniſſe, er wäre freilich mit denſelben geradeſogut fertig geworden, wie jeder Andere fertig werden muß. Ich glaube, daß der Idealiſt allzuhohe Anforderungen ſtellte an das Weib und daß, weil er auf ſeiner Suche immer wieder Enttäuſchungen erlebte oder zu erleben glaubte, ihm endlich der Muth gebrach, es zu wagen. Alſo alterte er, begann immer mehr zu kränkeln, fühlte ſich immer einſamer, und dann griff manchmal ein gewiſſer Mißmuth Beſitz von ſeinem goldenen Gemüthe, ein Unmuth, der ſich bisweilen ſogar auf ſeine Umgebung erſtreckte und unter welchem er ſelbſt am meiſten litt.

Tröſten, beruhigen ließ er ſich nicht, ja er wurde nur aufgeregt, wenn man es verſuchte, und er behauptete

dann, man hätte kein Verſtändniß für ſein Leid. Aber unzähligemale bat er mich dann um Geduld und Nachſicht mit ſeinem Gemüthszuſtande, und am Neujahrstage 1889 ſagte er das folgende, mich erſchütternde Wort: „Ja, mein Lieber! Ihr größtes Kreuz, das auch ins neue Jahr herüberragt, iſt Ihr kranker Freund. Nur Geduld, vielleicht können Sie in dieſem Jahre das Kreuz ablaſten auf einem Grabhügel.“

Sommerbriefe. Goldene Hochzeit der Eltern.

Ich fahre fort, einige loſe aneinandergereihte Züge aus dem Leben Robert Hamerling's zu erzählen: es ſind zumeiſt Briefe und Ausſprüche, die ich verbürgen kann, weil ſie perſönlich an mich gingen. Ich wähle natürlich nur ſolche, welche die Discretion nicht verſiegelt hat und welche ſeinen Charakter, ſein Seelenleben beleuchten.

Unſer Verhältniß gewann — wie ſchon angedeutet — erſt in den vorgeſchrittenen Jahren an Gehalt. Hier einige Züge aus früherer Zeit; ſie ſeien begonnen mit einem einfachen Schreiben aus dem Jahre 1872, welches folgendermaßen lautet:

„Ich weiß nicht wie es kommt, daß ich im Sommer regelmäßig um zwei Drittel weniger Briefe erhalte als im Winter. Es ſcheint, daß der Sommer eine Zeit der göttlichen Faulheit iſt, wo ſich Jeder

behaglich unter grünen Bäumen reckt und ſtreckt, und dabei ſo egoiſtiſch wird, daß er von jenem Behagen ſeinem Mitmenſchen nicht einmal etwas kund und zu wiſſen thut. Dieſe ſtatiſtiſche Bemerkung hatte ich eben einem Bekannten gegenüber gemacht, als mir der Poſtbote Ihren Krieglacher Brief, vielliebe Roſegger, überreichte. Und welch ein Brief! Schier vier Seiten lang und wie herzig! Im Sommer geſchrieben, zur Zeit der göttlichen Faulheit und des egoiſtiſchen Sichgütlichthuns! Gott ſegne Ihnen ſo noch weiter die oberſteiriſch-ländliche Einſamkeit und würze ſie Ihnen ab und zu mit etwas Langeweile, damit Sie öfter genöthigt werden, ſich Ihrer beſten Freunde zu erinnern. Im Uebrigen fahren Sie nur fort in dem ſüßen Nichtsthun, das Sie mir ſo verführeriſch ſchildern. Machen Sie ſich gar keinen Scrupel daraus. Mir kommen oft die Verſe Hermann's von Gilm in den Sinn:

»Wie kam doch nur unter die Sünden
Der göttliche Müßiggang?«

Ja, ja, »göttlich« — es iſt ſchon das rechte Wort.

So recht mit Beruf Müßiggehen können eigentlich nur die Götter. Wir Erdenkinder bleiben in dieſer Kunſt doch immer nur Stümper. Indeſſen — thun wir, ſo viel wir können!

Wenn wir nicht arbeiten, wir Poeten, ſo arbeitet es in uns, wird gar lebendig, bekommt Hände und

Füße, und eh' wir's denken, muß die Hebamme geholt werden in Gestalt eines braven Buchverlegers. Wer also kann unsern Müßiggang von Arbeit unterscheiden? Ich für meinen Theil wüßte es Ihnen wahrlich nicht zu sagen, ob ich gegenwärtig müßig gehe, oder ob ich an meinem philosophischen Werk, oder an meinem Roman „Aspasia" arbeite.

Indem ich hoffe, daß Sie zur Ehre der Krieglacher Localpost dies Schreiben sammt Einlage richtig erhalten, verbleibe ich, mich Ihrer ferneren freundlichen Erinnerung empfehlend,

Ihr

herzlich ergebener
Hamerling.

Graz, 15. Juni 1872."

Als ich im Jahre 1872 aus meiner italienischen Reise von den Ruinen des Neronischen Palastes ihm ein Steinchen mitgebracht hatte, schrieb er das launige Briefchen, welches beweist, daß man ihm mit kleinen Dingen größeren Spaß machen konnte, als mit Sachen, die er für kostspielig hielt:

„Herzlichen Dank, werther Freund, vorläufig auf diesem Wege, für Ihre schönen römischen Geschenke. Ist kein Stückchen Gold, daß Sie mir hätten bringen können, von Nero's „goldenem Hause" mehr übrig? —

Nun, auch Pflanzen und Geſtein vom palatiniſchen Trümmerhügel werden mir zeitlebens lieb und werth ſein, und zwar doppelt, weil ſie mir mein lieber wackerer Roſegger aus der Weltſtadt mitgebracht.

Ihr

dankbarer
Hamerling.

Graz, 29. Sept. 1872."

Trotz dieſes herzlichen Entgegenkommens von ſeiner Seite glaubte ich immer noch einer meiner Stellung und Bedeutung angemeſſenen Beſcheidenheit mich befleißen zu ſollen. Ich kam nur, wenn er mich rief, und in der Anrede nannte ich ihn Profeſſor. Hierauf ſchrieb er mir am 18. September 1874, gelegentlich einer vergleichenden Erwähnung ſeiner geplanten „Aſpaſia" und meines „Waldſchulmeiſters":

„Nun eine Bitte noch: Ueberſchreiben Sie Ihre Briefe nicht mehr mit »Herr Profeſſor!« Ich bin Ihr Freund, glaube ich, und wenn Sie mir dieſen meinen gehörigen Titel nicht geben, ſo ſieht es aus, als ob Sie meine Freundſchaft verſchmähten."

Nun folgt noch ein Satz, der ſo innig iſt, daß ich ihn für mich allein behalten will.

Im October desſelben Jahres nahm er Anlaß, mir den folgenden Brief zu ſchreiben:

„Hochgeehrter Freund!

Am 9. kommenden Monats feiern meine Eltern, wie ich Ihnen schon gesagt, ihre goldene Hochzeit. Ein kleines Familienfest wird, wie ich hoffe, meine hiesigen Freunde und Dichtercollegen für ein paar Stunden vereinigen. Ich rechne vor Allem auf Sie — und damit Sie sehen, daß dies »vor Allem« keine leere Phrase, beeile ich mich Ihnen anzukündigen, daß Sie und kein Anderer zum goldenen Brautführer designirt sind; wir hoffen, daß Sie uns die Freude machen und die angebotene Würde nicht ausschlagen. Pichler, Marx, Leitner, vielleicht auch ein paar auswärtige Freunde werden dabei erscheinen — 25 bis 30 Personen etwa — die Verheirateten natürlich mit ihren Frauen; diese Einladung erstreckt sich also auch auf Ihre Frau Gemahlin, und zwar in dringendster und feierlichster Form. Nach einer Mittags in der Stadtpfarrkirche gelesenen Messe fahren wir in den »Erzherzog Johann«, und dort sind Sie für selben Mittag meine Gäste.

Nachdem wir gestern wieder die Stadtwohnung bezogen, wollte ich heute mich persönlich zu Ihnen verfügen, um die Einladung rechtskräftig zu machen. Aber mein Befinden ist für den Augenblick ein schlechtes, und so entschloß ich mich lieber zu schreiben, als die Sache länger hinauszuschieben. Ich zähle ganz be-

ſtimmt auf Sie und Ihre Frau Gemahlin: Sie würden mich und meine Eltern wirklich kränken, wenn Sie, ſei es nun mit oder ohne Grund, ſich uns für jene feſtliche Stunde verſagten.

Ihr

herzlich ergebener
Hamerling.

Graz, 11. Oct. 1874."

Bei der goldenen Hochzeit iſt es recht heiter hergegangen, er allein blieb ernſt. Die anweſenden Poeten befangen ihn und ſein Elternpaar, ihm ſah man es wohl an, wie peinlich es ihm war, der Mittelpunkt des Feſtes und der Gegenſtand von Huldigungen zu ſein. Bei jener Gelegenheit that er, anſpielend auf die Huldigungsgedichte im engen Feſtkreiſe und auf das Gebaren der Preſſe, die Bemerkung: „Ja, ja, ſo geht es. Unter vier Augen werde ich gelobt, vor tauſend Ohren werde ich geläſtert."

Launiges. Recenſententeufelung. Dichterhäuſer. Der „Ganz-Heruntergeriſſene".

Vom 19. Auguſt 1875 datirt der folgende launige Brief, welcher als Beweis gelten mag von ſeinem liebenswürdigen Humor, den er Freunden gegenüber oft ſpielen ließ.

„Hochgeehrter Freund!

Es iſt ein alter Brauch, daß Sie mir jährlich einmal von Ihrem Sommeraufenthalte aus ein liebenswürdiges Brieflein ſenden, und es iſt ein ebenſo alter Brauch, daß ich dieſes Brieflein getreulich, aber — in ſommerlicher Trägheit — immer etwas ſpät beantworte. Ich bin ſehr dafür, alte ſchöne Bräuche nicht verfallen zu laſſen. Ein ſolcher alter ſchöner Brauch war es z. B. auch, daß wir Beide einander immer ein Exemplar unſeres neueſten Werkes ſchenkten. Da Sie aber dabei ein wenig zu kurz kamen, ſo iſt es

freilich kein Wunder, daß Sie endlich die Geduld verloren und ſich mit Ihrem letzten Buche, dem »Volksleben in Steiermark«, ſachte ſachte an mir vorbei ſeitwärts in die Büſche von Krieglach ſchlugen, nachdem Sie ſo gelegentlich mir gegenüber die verſchmitzte Aeußerung hingeworfen, dies Buch ſei nur die neue Auflage eines früheren Werkes. Ich verſpreche Ihnen aber hiermit feierlich, daß ich künftig fleißiger ſein werde, und bemerke nur noch, daß Sie unklug handeln, gegen mich in dem Augenblicke zu knauſern, wo ich mit den drei Bänden der endlich erſcheinenden »Aſpaſia« gleichſam ſchon vor Ihrer Thür ſtehe, um Sie für langes und getreues Ausharren zu belohnen. Ich habe die letzte Durcharbeitung und Feile des Werkes nun endlich abgeſchloſſen, und der Druck beginnt eheſtens. Dies iſt auch die einzige Nachricht, die ich Ihnen zu geben habe: im Uebrigen geht Alles im alten ſtillen Geleiſe fort, wir ſind geſund, und ginge nicht der ſchäbig-graue Theater-Elephant zuweilen des Morgens mit ſeinem Wärter im Stiftingthal ſpazieren (Thatſache!), ſo wäre Grün die einzige Farbe, die wir von der Welt zu ſehen bekommen.

Mit herzlichem Gruß von mir und den Eltern

Ihr

Hamerling.

Graz, 19. Auguſt 1875.“

Seit dem Bestande meines „Heimgarten“ (1876) war Hamerling dessen treuester und gewissenhaftester Mitarbeiter. Seine Artikel haben viel zum Aufblühen dieser Zeitschrift beigetragen.

Empfindlich war er gegen Deuteleien und Verdrehungen, die seine Schriften manchmal erfuhren. Er sprach stets so klar und offen, daß seine Leser die Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen, entbehren konnten. Wo aber doch einmal zwischen den Furchen die Samenkörner lagen, da gingen sie fruchtend auf; viel Suchen und Deuteln war nicht nöthig.

In einem Briefe vom 9. Juli 1877 sagt er unter Anderem:

„Haben Sie in * * * die Besprechung des letzten »Heimgarten«-Heftes gelesen, in welcher gesagt wird, daß man aus meinem »Ungemüthlichen« (Beitrag für den Heimgarten. Der Herausg.) etwas herauslesen müsse, was ich nicht geschrieben, sondern bloß gedacht? Wenn Sie den Verfasser der Notiz kennen, so bitte ich sehr — im Ernste! — schreiben Sie mir, wer es ist; ich will ihn fragen, was ich mir bei diesem Artikel außer dem Geschriebenen noch sonst gedacht haben soll; ich selbst bringe es durchaus nicht heraus. Ein solches Mißverstehen und Deuteln am Klarsten und Einfachsten könnte Einem alle Lust des Schaffens verleiden. — Der »Heimgarten« ist in der That eine

treffliche Zeitschrift. Ich freue mich an seinem Gedeihen und möchte gerne recht viel dazu beitragen.

Mit bestem Glückauf für Ihren Haus- oder Häuschenbau (o diese heutigen Dichter! wo bleiben die Dachstübchen?) Ihr Hamerling."

Ich baute mir nämlich damals in Krieglach das lang geplante Landhäuschen, worüber Hamerling auch einmal folgende Aeußerung gethan hat:

„Für Niemanden ist ein eigenes Heim zweckmäßiger, als für den Dichter, denn es stärkt seinen Familiensinn und ist ein solider Schwerpunkt seiner Vaterlandsliebe. Es würde sich dem Staate nicht schlecht rentiren, wollte er seinen Dichtern Häuser bauen. —

Als Mitarbeiter des „Heimgarten" bezog er davon ein Exemplar, lehnte aber ein zweites Freiexemplar ab. War von ihm ein Beitrag gedruckt, so pflegte ich denselben aus einem anderen Exemplar herauszureißen und ihm zu schicken. Einmal machte ich das schlecht und er schrieb mir die Zeilen:

„Die Separatblätter mit meinem Aufsatze habe ich erhalten, nur fehlt leider das letzte Blatt. Ich bedauere, daß Sie noch ein Blatt herausreißen müssen, aber ich kann Ihnen nicht helfen! Meine Sachen sind gewohnt, ganz heruntergerissen zu werden. —

Ihr H."

Des Dichters Vater.

Am 25. Mai 1879 ſtarb Hamerling's Vater, der mit ſeiner Gattin, der Mutter, ſtets an des Dichters Seite gelebt hatte. Nach deſſen Beſtattung ſchrieb mir Hamerling den nachſtehenden Brief:

„Ja, liebſter Roſegger, wir haben ihn wirklich vorgeſtern aus der leuchtenden Frühlingspracht des Stiftingsthales heraus in die dunkle Friedhofserde von St. Leonhard vergraben, den guten, jovialen Alten, der noch viel lieber weiter gelebt hätte als ſein Sohn. Allen Ernſtes will ich mich lieber ſelbſt begraben laſſen, als noch einmal einen lieben Angehörigen begraben. In der Stunde vor der Einſegnung ging mir's ſchlecht: da kamen Leute und es gab ein Hin- und Widerlaufen im Trubel derſelben, das raubte die Stimmung und das reine Gefühl des großen Augenblickes, man mußte den Todten über

Nebendingen und Aeußerlichkeiten vergeſſen, und es fehlte nicht der Schmerz, aber die Rührung, die ſich in Thränen löſ't.

In derſelben Stunde kam aber auch Ihr Brief und Ihre Kranzſpende. Mild und tröſtlich war der Brief; aber der Kranz zu ſchön und es ſtörte mich der proſaiſche Gedanke, daß er Ihnen eine große Auslage verurſachte.*) Dafür war aber dieſer Kranz der ſchönſte Sargſchmuck und verdunkelte die übrigen.

Wärmſten Dank von mir und der Mutter. Ihre liebe junge Frau ſchließe ich in dieſen unſeren Dank ein, wie Sie dieſelbe in Ihre Bezeigung des Beileides miteinſchloſſen; ich grüße Sie herzlich.

Ihr

alter treuer

Hamerling.

Graz, 29. Mai 1879."

Hamerling's Vater war ein ſchlichtes munteres, ſtets regſames Männlein geweſen. Er konnte mancherlei Holzſchnitzarbeiten verfertigen und vertrieb ſich in ſeinem

*) Dieſe Bemerkung mag ich darum nicht unterdrücken, weil ſie bezeichnend iſt für den Briefſchreiber. Denſelben konnte nichts mehr beunruhigen, als der Gedanke, daß Jemand ſeinetwegen Unkoſten gehabt haben könne. Hierin, glaube ich, legte er etwas zu viel Schwerpunkt auf das Geld und etwas zu wenig auf die Abſicht.

Alter damit die Zeit. In des Dichters Wohnung sah man zierlich aus Holz geschnitzte Luster, Bilderrahmen u. s. w., die von der geübten Hand des Vaters herrührten. Ich weiß nicht, ob der alte Mann seinen großen Sohn verstand, aber daß er die Größe ahnte und freudigen Stolz empfand über sein Kind, das weiß ich. Da dem Alten die Stadt nicht sehr imponirte, so hielt er sich auch den Winter über gerne im Sommerhause des Dichters auf. Ich sprach überaus gerne mit dem alten Manne, der über Welt und Leben manchmal treffende und drastische Urtheile hatte und dabei ein tief gläubiges Gemüth besaß. Bei Gelegenheit seines achtzigsten Geburtstages fragte ihn Frau Stirner, ob er die Werke seines Sohnes lese. „Verstehe sie ja nicht," rief er mit rascher Handbewegung. „Aber ich weiß es, ich weiß es. Ein Sohn, der seine Eltern so gestellt hat, wie der Robert uns, der schreibt nichts Schlechtes in die Bücher. Der ist ein Ganzer! Der ist ein Ganzer!" — Der alte Franz Hamerling war kein Freund der Aerzte und ich erinnere mich an folgenden Ausspruch von ihm: „Wozu ein Arzt? Die Krankheit kommt von unserem Herrgott. Will der sie heilen, so brauche ich keinen Arzt, und will er sie nicht heilen, so kann's auch der Arzt nicht. Der Obere ist stärker!"

Er kränkelte längere Zeit, stand aber trotzdem an Leib und Seele aufrecht, bis er eines Morgens sanft und ruhig entschlafen ist.

Güte. Schönheit. Ethische Größe.

Die ganze Innigkeit seines Gemüthes offenbarte mir Hamerling nach dem Tode meiner Frau im Jahre 1875. Da kam er fast jeden Tag zu mir. Schon an seinem leisen Anklopfen vor der Thür erkannte ich ihn. Dann setzte er sich mir gegenüber, erforschte den kranken Zustand meines Herzens und wußte mit seinen schlichten Worten — die niemals phrasenhaft oder hochtrabend, immer volksthümlich einfach und herzlich waren — mich wunderbar zu beruhigen. Es schien, als ginge er ganz auf in Theilnahme und Sorge für mich. Er suchte mich nicht abzulenken von dem, was allein mich innerlich beschäftigte und beschäftigen konnte, aber er fand in diesem Gegenstande selbst so viel Besänftigendes, Aufrichtendes und Trostreiches, daß es nachgerade zur Seligkeit wurde, mit ihm über meine Heimgegangene zu sprechen.

Zu jener Zeit kam unser Gespräch das erstemal auf den Gegensatz zwischen Schön und Gut. Leider sind

mir ſeine Aeußerungen wörtlich nicht mehr klar erinnerlich, wohl aber iſt es der Sinn derſelben noch. Ich hatte die Bemerkung gethan, daß mir das Gute höher ſtünde als das Schöne. Er meinte lächelnd, daß Beides ziemlich auf das Gleiche hinauskäme. Bleibend ſchön wäre doch nur das, was auch gut iſt. — Mich dünkt es, daß Hamerling, welcher nach ſeinen erſteren Werken als „Dichter der Schönheit“ bezeichnet wird, im Laufe der Zeit zu einem Verherrlicher ſittlicher Ideale geworden iſt. Seltſam wollte es mir immer ſcheinen, daß dieſer Mann mit dem glühenden Schönheitsideale perſönlich ſo ganz auf Schönheit und Ausſchmückung des Lebens verzichten konnte. Man vergeſſe aber nicht, daß ideal angelegte Menſchen ihre Welt anderswo haben als dort, wo ihre Körpergeſtalt umhergeht. —

Das Leitmotiv von Hamerling's Leben und Dichtungen war das Schöne, das zum Guten führt, wie der Stern die Weiſen aus dem Morgenlande zum Heilande geführt hat. Immer wieder erſchallt in Hamerling's großen Dichtungen der Warnruf, der als Motto des „König von Sion“ ſteht: „Wehe, wenn unſere Herzen rein nicht ſind, wie ſollen im rieſigen Kampf wir beſtehen!“

Vielleicht iſt es gerade dieſer Ruf, durch den der Dichter Manchem ſo zuwider geworden!

Gewissenlose Kritik. Ehren in der Heimat. Zwei Stätten.

Bekannt ist Hamerling's Furcht vor dem Gefeiertwerden. Theils hatte diese Furcht ihren Grund in seiner persönlichen Bescheidenheit, vor Allem aber in seiner Kränklichkeit, die ihm keine Aufregung und keine Ausnahme von seiner strengen Tagesordnung erlaubte. Zu seinem fünfzigsten Geburtstage erwehrte er sich nur mit Mühe vor einer größeren Demonstration. Der „Heimgarten" wurde damals überfluthet von Aufsätzen, die ihn feierten, von Gedichten, die ihn priesen, von Glückwünschen in allen Formen. Ich hatte noch die Vorsicht, ihn davon in Kenntniß zu setzen, worauf er mit zitternden Schriftzügen (er hatte sonst die schönste, gleichmäßigste Schrift) antwortete:

„Ich protestire feierlich gegen die Veröffentlichung eines meine Wenigkeit betreffenden enthusiastischen Artikels im »Heimgarten«. Jede öffentliche Erwähnung

meines fünfzigsten Geburtstages würde mich zu aufrichtigstem Zorn und sogar zur Grobheit reizen."

Zudem, bemerkte er einmal, sei er doch noch immer nicht genug todt, um anerkannt zu werden.

Er traute den Leuten nicht mehr, es war ihm zu oft arg mitgespielt worden. Ein wenig früher war es, daß mehrere Wiener Tagesblätter mit einer geradezu bübischen Frivolität über seine „Aspasia" herfielen. Manche Blätter hatten — nebenbei gesagt — um sich den Schein von Objectivität zu geben, die Gewohnheit, von jeher auf die Größe seiner vorhergegangenen Werke hinzuweisen, jedes neue Werk des Dichters aber als vollkommen mißlungen, als stümperhaft und in höchstem Grade krankhaft zu erklären. So mußte jedes neue Buch auf Anerkennung warten, bis das nächste erschien, um vor diesem stets allermißlungensten im Range aufzusteigen.

„Wenn ich," äußerte mir Hamerling eines Tages, „nie etwas drucken ließe, so würde ich als größter deutscher Dichter gelten. — Nach dem, was die meisten Zeitungen über mich [illegible]en, müßte ich schamroth werden über den Stümper in mir. Aber andere Anzeichen, daß ich im Herzen des Volkes lebe, trösten mich wieder."

Diese Zeitungslaune, bloß allemal sein neuestes Werk zu verreißen, war aber noch nicht einmal die schlechteste; ich mag die Blätter und Personen nicht

nennen, welche immer den Dichter mit Hohn bedeckten, mit Koth bewarfen, ſo oft er ein neues Werk erſcheinen ließ. Und da hatte er auch einige gute Freunde jener Sorte, welche ihm jede mißgünſtige Recenſion zuſchanzten. Jemand hatte einmal über ihn geſchrieben, daß er trotz großen Lobes, welches er erfahre, kleinen Tadel nicht verwinden könne. „Lieber Gott!“ ſagte mir Hamerling darauf, „wie ſieht aber dieſer kleine Tadel aus? Da heißt es zum Beiſpiel: Hamerling's Genie kann allerdings nicht beſtritten werden, ſeine gewaltige Phantaſie und Geſtaltenüppigkeit, ſeine glühende Sinnlichkeit machen ihn zu einem wirklich bedeutenden Dichter. Schade nur, daß ſeine Helden unwahr ſind. — Oder auch, es wird der König von Sion gerühmt, Danton und Robespierre geprieſen, die Aſpaſia bis in den Himmel erhoben und zum Schluſſe nur das kleine Tadelchen ausgeſprochen, daß der Mann nicht deutſch ſchreiben könne. — O krankhafte Empfindſamkeit eines Dichters, den der Vorwurf ärgert, daß ſeine Geſtalten unwahr ſeien, daß er ſeine Mutterſprache nicht ſchreiben könne und zu einem Untergymnaſiaſten in die Schule gehen ſolle, bevor er ſich an einen griechiſchen Roman wage! Letzteren Rath hat mir thatſächlich einmal ein Wiener Recenſent ertheilt.“

Ein empfindſames Poetengemüth mußte darunter leiden, obwohl das ſeine groß genug war, um die Feinde mit dem zu entſchuldigen, was ſie eben waren oder nicht

waren. Sein Herz befreite sich doch. Da schrieb er mir z. B. am 24. Juni 1880:

„Wir Poeten sind einmal gehetzte Leute. Aber wenn ich mich frage, warum ich doch niemals zum eigentlichen Pessimisten geworden, so muß ich mir sagen, daß ich mich zuletzt immer wieder erlabt und aufgerichtet habe an dem Gedanken, daß man Tausenden das Herz gerührt und ihnen lieb geworden, daß man *nicht umsonst gelebt*. Das bleibt trotz alledem, was ich selbst einzuwenden pflege, wenn ein Anderer mich auf ein Endchen Unsterblichkeit vertröstet, doch immer ein Gedanke, geeignet, Einen zu allen Stunden des Lebens, und vielleicht noch in der letzten, ein wenig froh zu machen."

So weit ich in sein Herz blicken durfte, bestand sein *einziges* Erdenglück in dem bei Gott gerechtfertigten Bewußtsein, als Dichter Bedeutendes für die Mit- und Nachwelt geschaffen zu haben. Und auch dieses einzige Glück wollten sie ihm frech zerstören, die boshaften, federfeilen, geistig impotenten Schreiberknechte!

Am 29. August schrieb mir Hamerling:

„Freund, eine Neuigkeit! Ich bin in Berlin gelobt worden! O. Bl. that's, ich fürchte, er werde nicht mehr lange leben."

Wiederholt habe ich ihm bemerkt, daß er auf Zeitungsrecensionen zu viel Gewicht lege. Er antwortete:

„Auf die Recenſionen lege ich gar keines, aber die Bosheit der Menſchen kränkt mich. Und ihre Dummheit verſtimmt mich. Sie glauben es nicht, lieber R., welcher Bornirtheit ein Recenſent fähig ſein kann. Und dann ſpricht man von unfähigen Leuten! Jeder Menſch hat Grund, an ſeiner geiſtigen Zulänglichkeit zu zweifeln: doch wenn etwas im Stande iſt, mein Selbſtgefühl zu ſtärken, ſo iſt es ein Recenſent, der mich gründlich vernichtet. — Allen Ernſtes, was will man denn machen, wenn ſie, die angeblich zu den oberſten Zehntauſend gehören und die öffentliche Meinung leiten, das Allereinfachſte und Deutlichſte vom Grunde aus mißverſtehen oder abſichtlich verdrehen und fälſchen, um es dann für Unſinn erklären zu können!“

„Da ſoll man nichts machen,“ war meine Anſicht. „So ein Zeitungsblatt iſt eine Eintagsfliege, das Buch wandelt durch ſein Jahrhundert.“

„Durch ein Jahrhundert voll von Philiſtern!“ —

Im Jahre 1883 war ein Hamerling-Feſt zu Schrems im Waldviertel. Auf eine Bemerkung von mir, wie erfreulich es ſei, daß beſonders ſeine Heimatsgenoſſen den Dichter zu würdigen wüßten, ſchrieb er mir den folgenden Brief.

„Sehr werther Freund!

Das Hamerling-Feſt zu Schrems hat Ihnen »Freude« gemacht? Wirklich? Ei, ich hätte nicht gedacht, daß Sie einem ſo guten Freunde gegenüber der

Schadenfreude fähig sind! Eine Denkmalbüste bei Lebzeiten — das wird die Mitwelt nie verzeihen. Daß ich physisch oft nur mehr halb am Leben und literarisch zu verschiedenenmalen todt gemacht worden bin, giebt mir noch kein Recht, die Ehre der ganz Todten zu beanspruchen. Aber die Waldviertler, die mich seit vierzig Jahren nicht mehr hatten und seit siebzehn Jahren nicht mehr sahen, bei denen ich also fast eine mythische Person geworden, erblickten mich in jener Entfernung, welche die Berühmtheiten bekanntlich vergrößert, und dachten: wir wollen ihn wenigstens im Bilde aufzeigen können. Mir selbst verhehlten sie ihr Vorhaben weislich, wohl wissend, daß ich mit Händen und Füßen dagegen mich sträuben würde. Nun ist's geschehen und obgleich ich vielleicht so ungefähr die Größe habe, daß ein kleiner Geburtsort auf mich stolz sein kann, wird es dieser Denkmalsgeschichte halber doch viel „Geseeres" unter Juden und Christen geben.

In Ihrer Gesellschaft meine Heimat zu besuchen, wäre freilich ein reizender Gedanke für mich; aber ich wage nicht zu hoffen, daß er ausführbar. Dafür habe ich eine andere Idee, die wir, sobald sie reif ist, mündlich besprechen werden.

Ihr

allergetreuester

Hamerling.

Graz, 27. Juli 1883."

Die Absicht der Waldviertler rührte ihn, denn gerade in seiner Heimat geliebt zu sein, thut dem Dichter wohl.

„Aber!“ rief er aus, „giebt es denn für mich gar keinen anderen Weg! muß ich denn zu Tode verrissen und dann wie ein Todter ausgehauen werden?“ — Er war, wie gesagt, kein Freund von Ehrenbezeigungen, welche nur die Gegner reizen und in selbstgeschaffener Zersplitterung unvollständig bleiben müssen. Was würde er dazu gesagt haben, als unmittelbar nach seinem Tode in unserem Lande zu gleicher Zeit für drei Hamerling-Denkmale gesammelt ward? — Nur gut, daß die Todten, die zwar unsterblich sind, sich um dieses Groß-Abdera nicht mehr kümmern; sonst müßten sie die Frage aufwerfen, ob es denn nicht möglich sei, im deutschen Volke so viel Selbstzucht und Gemeinsinn aufzutreiben, um mit vereinten Kräften dem Dichter ein würdiges Denkmal zu stiften? —

Ein interessantes Haus ist das des unteren Fuchswirthes auf der Ries bei Graz. In demselben wohnte vor zwei Jahrzehnten Robert Hamerling mehrere Sommer hindurch. Es war ein heißer, schattenloser Weg dahin, den der Dichter jeden Tag wandelte, es war ein heißes, schiefwändiges Dachzimmer, in welchem er wohnte. In diesem Raume, bei dem Lärm des Wirthsgeschäftes und der Zecher, schrieb er an dem größten seiner Werke, dem „König von Sion“. — Man sollte nun glauben, daß

der Fuchswirth seinen Vortheil ausnutzen würde. Ein guter Freund rieth ihm, sein Gasthaus „Zum König von Sion“ zu nennen. „Ah na,“ meinte der Wirth, „den kennen die Leut' nit, der alte Fuchswirth ist ihnen lieber!“ — Man muß sagen, der Mann versteht die Welt, er ist — der Fuchswirth.

Viel traulicher wurde es, als der Dichter das Stiftingshaus im Stiftingsthal bei Graz erwarb. Ein freundliches Haus im grünen Wiesenthale, von Wäldern umrandet. Obstbäume, Weinranken, Rosen umkränzten das Haus, und da verließ ich es zur Sommerszeit selten, ohne daß er mir eine rothe Rose oder eine schwellende Knospe in das Knopfloch gesteckt hatte. Im Herbste dann kamen die großen rothwangigen Aepfel. „Die Rosen für die Frau, die Aepfel für die Kinder!“ sagte er einmal. „Und ich selbst gehe leer aus?“ war mein Einwand. „Das gehört Ihnen,“ sagte er und schnitt mir einen Zweig ab, der grüne Blätter und spitze Dornen hatte. „Das Los des Familienvaters: Die Rose dem Weibe, die Frucht den Kindern, die Dornen sich selber. Geben Sie nur acht, daß Sie die Gaben nicht verwechseln!“

Für den Fall. Tranzeugenschaft. Mitfreunde.

Im Jahre 1880, als bei mir sich ein bedenkliches Brustübel eingestellt hatte, war ich daran, mein Haus zu bestellen. Es begann die Herausgabe meiner ausgewählten Schriften, deren Vollendung ich kaum mehr zu erleben hoffte. In solcher Bedrängniß wandte ich mich an Hamerling mit einer Bitte, die er wie folgt beantwortet hat:

„Hochgeehrter, lieber Freund!

Mit Vergnügen übernehme ich, Ihrem Wunsche gemäß, Ihnen und dem Verleger Ihrer ausgewählten gesammelten Werke gegenüber für den Fall, daß es Ihnen selbst aus was immer für einem Grunde schwer oder unmöglich sein würde, die Vollendung der besagten Gesammtausgabe zu besorgen und zu überwachen, die Verpflichtung, an Ihrer Stelle als Herausgeber einzutreten.

Dafür ein Honorar von Ihnen oder Ihren »Rechtsnachfolgern« zu beanspruchen, wäre ganz der freundschaftlichen Intention zuwider, mit welcher ich der Sache mich annehmen würde.

Ihr

Rob. Hamerling.

Graz, 4. August 1880."

Zu jener Zeit konnte nicht gedacht werden, daß ich ihn überleben würde: doch erinnere ich mich an eine besondere Aeußerung von ihm. Ich lag im Bette, weil keine Kraft mehr da war, um aufrecht zu sein, und rang mit aller Kraft nach Athem. Er war die drei Stiegen heraufgeeilt und saß neben meinem Lager. Er war voller Theilnahme und Liebe, und als er sich verabschiedete, sagte er die Worte: „Lieber Rosegger, es geht Ihnen gerade nicht gut, aber ich versichere Sie, daß ich lieber in Ihrer Haut stecken möchte, als in der meinen. Sie werden sehen!"

Von seiner Krankengeschichte später. Hier noch einige Briefe über Dinge, die ihm das Herz bewegten oder ihn sonst lebhaft beschäftigten. Daß er seinen Freunden gegenüber voller Zartsinn war, ist schon gesagt worden. Als einer unserer gemeinsamen Freunde, Karl Kleinert, sich vermählte, schrieb mir Hamerling in seiner fröhlichen Bedrängniß:

„Der Glückliche will uns zu Trauzeugen haben. Ich konnte natürlich meine Zusage nur für den Fall

geben, daß ich nicht eben ans Krankenbett gefesselt bin. Er und seine Braut legen unendlich viel Gewicht darauf, daß wir Beide gewiß erscheinen. Gedenken Sie sich vielleicht mit einem Hochzeitsgedicht einzufinden? Dann möchte ich meinen Pegasus auch satteln, und das würde mir äußerst schwer fallen. Vielleicht erwartet man, daß Einer von uns wenigstens einen Toast auf das Brautpaar ausbringt. Wollen Sie das auf sich nehmen? Müßte ich's, so würde ich mich der Sache in der einfachsten Weise mit drei Worten entledigen, denn ich bin kein Redner. Wollen dann Sie (Sie sind einer!) noch ein paar launige Worte in Ihrer Art hinzufügen — unter dem Vorwand, ich hätte Ihnen den Toast vom Munde weggenommen — desto besser."

Zur Trauung hatte er sich eingefunden, doch bei dem Festmahle jener Hochzeit zu sein, machte ihm sein leidender Zustand nicht möglich.

„Ich bin darüber wirklich betrübt," schrieb er mir auf einer Karte, „ich verzichte ja willig, selbst glücklich zu sein, nun verwehrt mir das Geschick auch, Glückliche zu sehen. Sollte das junge Paar an diesem Tage realen Glückes auch Geistern nicht ganz abgeneigt sein, so sagen Sie ihm, daß ich im Geiste bei ihm bin."

Er beglückte das junge Brautpaar mit einer Sammlung seiner bis zur Zeit erschienenen Photographien, eine

Spende, welche seine Sympathie für das Paar auf das Rührendste zum Ausdruck gebracht hat. —

Mit wahrer Herzlichkeit ist er auch meiner jungen zweiten Frau entgegengekommen, als ich sie bei ihm aufführte. „Der liebe Himmel ist freigebig, mein Freund nicht spröde," sagte er lächelnd, „und mir bleibt nur übrig, mich ein wenig darüber zu freuen."

Meiner Frau schrieb er in das Gedenkbuch folgende Zeilen:

„Sagen möcht' ich jedem Frauenwesen,
Das ein Dichterauge sich erlesen,
Dem ein Dichterherz sich anvertraut:
Sei ihm hold und mild und lieb und traut!
Denk', so lang' er wandelt hier auf Erden,
Durch entzückter Tausende Verein,
Kann er groß, berühmt, unsterblich werden,
Glücklich aber nur durch Dich allein."

Robert Hamerling.

Graz, 13. Febr. 1881.

Hamerling war in der That eines jener großen Herzen, welche sich zufrieden geben können, wenn sie Andere, geliebte Menschen glücklich wissen. Im Glücke, in der Freude, in der Schönheit, gleichviel, ob sie ihm beschеert oder einem Anderen, sah er die Gottheit, welche er mit Zuversicht bekannte.

Weltgläubigkeit. Der „Feuilletonist".

Einmal, nach einem längeren Gespräch über den Gottesfunken im Menschen, über seine Fähigkeit, sich zu vervollkommnen und über den endlichen Sieg des Guten, zu welchem uns die pessimistische Vorlesung eines bekannten Gelehrten veranlaßt hatte, schrieb Hamerling mir den nachstehenden bezeichnenden Brief:

„Liebster Rosegger!

Wie Einem das Beste, das man bei einer Unterredung hätte vorbringen sollen, meist erst einfällt, wenn die Unterredung vorüber, so erging es mir gestern. Ich merkte, daß meine Behauptung, die Tendenz der Welt gehe doch eigentlich nur auf Verwirklichung des Vernünftigen und Rechten, Ihnen nicht ganz einleuchten wollte, weil ja die Menschheit im Ganzen und Großen sich mehr im Kreise dreht,

als wirklich fortschreitet, und sich des Unvernünftigen und Unrechten genug realisirt. Ganz recht. Aber man darf nicht übersehen, wie viel unleidliche, unvernünftige und unrechte Zustände sich in der Welt bereits corrigirt haben! Allerdings rufen und trachten wir noch immer nach größerer staatlicher Freiheit, aber wie unendlich viel ist doch in dieser Beziehung schon errungen worden! Der Despotenwirthschaft früherer Jahrhunderte ist ein Ende gemacht, fast überall sind die Völker mündig geworden. Die Barbarei des Mittelalters ist überwunden. Das Los der arbeitenden Classen läßt noch Manches zu wünschen übrig; aber wie viel hat sich doch zu Gunsten derselben geändert! Wie selbstbewußt dürfen sie heute aufzutreten wagen! Das sind denn doch hübsche Erfolge, die wir nicht ignoriren dürfen, wenn wir uns auch sagen müssen, daß der Fortschritt nie zu einem Zustande des Glückes und der Zufriedenheit auf Erden führen wird. Immer wird der Mensch sich elend fühlen und, was die Hauptsache ist, immer wird er ein armer Sünder sein. Aber ohne die Tendenz zum Guten, Rechten und Vernünftigen, die durch die Welt und das Herz der Menschheit geht, könnten Welt und Menschheit überhaupt nicht drei Wochen bestehen. Selbst der Materialist behauptet, daß die Wunder der Naturexistenz darauf beruhen, daß nur das zufällig Zweck-

mäßige lebensfähig geblieben, alle monströsen Gebilde aber, d. h. das Unvernünftige, zugrunde gegangen ist. Sollte es in der moralischen Welt anders sein? Wer also für das Vernünftige und Rechte eintritt, der ist auch der wahrhaft »Praktische«. Glaubt Einer, praktisch sei nur der individuelle Egoismus, gut, so wird sich ihm ein anderer individueller Egoismus gegenüberstellen, und er wird sehen, wie weit er damit kommt. Meiner Ansicht muß der Egoismus nicht wieder mit Egoismus bekämpft werden — denn dann ist's eine gemeine Balgerei — und wenn ich sage, ich darf dir dein Recht nicht geben, denn du könntest sonst noch mehr verlangen als dir gebührt, oder: ich muß dich unterdrücken, sonst unterdrückst du mich, dann ist die Balgerei verewigt und es gilt das brutale Recht des Stärkeren.

Uebrigens ist der Mensch, der normale, so construirt, daß er die Gerechtigkeit nicht bloß vom Nützlichkeitsstandpunkte aus verficht, sondern er ist, wie Sie mir gestern zu meiner Freude zugaben — capabel, zu sagen: »Gerechtigkeit muß sein, und sollte die Welt darüber zugrunde gehen.« Sie geht aber nicht darüber zugrunde. Dies Ihnen deutlicher als gestern mündlich zu sagen, fühlte ich mich gedrängt.

Ihr

Hamerling.

Graz, 30. Januar 1884."

In einem anderen Schreiben aus jener Zeit ist er schon wieder weniger Philosoph, er spricht sich über das Mißkennen seiner Aufsätze in der Sammlung „Prosa" aus:

„Meiner »Prosa« ist es nun schon widerfahren, von der Kritik ziemlich seltsam auf- und angefaßt zu werden. Ein Artikel des Pester Lloyd behandelt »Hamerling als Feuilletonist« recht wohlwollend, meint jedoch, während ich als Dichter der Gegenwart schier nicht meines Gleichen hätte, wären mir als Feuilletonisten gar Manche überlegen, z. B. Börne, Jules Janin, Spitzer, Speidel und Paul Lindau. Du lieber Himmel! fiel es mir denn ein, in meiner Prosa mit »Feuilletonisten« als »Feuilletonist« um den Preis zu ringen? Wenn ein Dichter Prosa schreibt, so wird er vielleicht nicht so amüsant plaudern wie Paul Lindau, und nicht so witzig schreiben wie Spitzer, dafür aber wird er in kleinen Prosastudien ein tieferes Denken, ein tieferes Empfinden niederzulegen haben als das, worüber der Feuilletonist verfügt. Wenn meine Skizzen, Gedenkblätter und Studien den Ton des Feuilletons anschlagen, so führen sie ihr Thema doch immer bis zu dem nachdenklichen Punkte, wo der Witz des Feuilletons aufhört und das Gemüth des Poeten oder der Ernst des Philosophen anfängt. Da reden freilich gewisse Leute hernach von »Docirens«, aber

ich bin mir bewußt, daß der Vorwurf eines wirklich trocken-lehrhaften Tones mir nicht mit Recht gemacht werden kann. Was ich in der »Prosa« dem Publicum biete, sind Documente meines inneren und äußeren Lebens in den verschiedenen Epochen desselben, zur Ergänzung des Bildes, das man sich von mir als Dichter und Menschen macht. Ich kann nur wünschen, daß man über dem Inhalt nicht die Form, über der Form nicht den Inhalt unbeachtet lasse. Ich will weder als federfertiger Feuilletonist betrachtet sein, der aus Nichts etwas macht, noch als Einer, der Prosa nur so nebenbei zu Papier bringt und damit bloß ein stoffliches Interesse beansprucht.

Glückliche Pfingsten! Der hl. Geist ist ja Schutzpatron Derer von der Feder!

Es grüßt Sie herzlich

Ihr

Rob. Hamerling.

Graz, 31. Mai 1884."

Die unsterblichen Todten.
Weihnachtsfreuden. Schalkhaftes.

Da steht in meinen Aufzeichnungen aus jenen Tagen auch eine mündliche Unterhaltung, in welcher wir auf seinen bekannten Ausspruch: „Die Todten allein sind unsterblich“ zu sprechen kamen. Er hatte ihn 1876 in einem Gedichte auf den Tod Anastasius Grün's gethan. Nun sagte er: „Ist es Ihnen nie aufgefallen, wie pathetisch man dieses Sprüchlein zu behandeln pflegt? Ich hatte es zur Gelegenheit allerdings ganz ernst gemeint, aber den leichten Humor doch nicht zurückhalten mögen, der darin steckt. Meines Wissens haben ihn nicht Viele herausgefunden.“

„Da die Lebenden alle sterblich sind, so werden die Todten alle unsterblich sein,“ war meine Bemerkung. Er schmunzelte. —

Von seinem Sichgenügen an der inneren Welt das folgende Beispiel: Einmal hatte ich ihm für den Christ-

baum seiner kleinen Mündel Bertha ein paar Büchlein geschickt, deren Empfang er mit nachstehenden Zeilen bestätigte:

„Recht schönen Dank, liebster Rosegger, für die reizenden Büchlein; ich habe aber den Kalender an meine Mutter und die Bilderbücher an die kleine Bertha weitergegeben. Es ist nämlich seit ein paar Jahren gegen meine Grundsätze, mir zu Weihnachten etwas schenken zu lassen; ich habe Grund gehabt, es Denjenigen, die mir etwas zu schenken pflegten, zu verbieten, und bekomme deshalb in der That nichts mehr. Das ist nicht so langweilig, als es auf den ersten Blick aussieht. Warum sollen wir Poeten uns etwas schenken lassen? Haben wir doch gewissermaßen Alles. Die ganze Welt ist, wenn auch durchaus nicht im Besonderen, doch im Allgemeinen unser. Wir haben zwar den ganzen Jammer der Welt, aber auch die ganze Weihnachts- und sonstige Lust derselben sozusagen im kleinen Finger. Die äußere Weihnachtsfeier besteht bei mir in der Regel darin, daß meine Mutter in dem einen, und meine Wenigkeit in dem anderen Zimmer krank liegt. So war es auch diesmal: da ich aber den Weihnachtsbaum für Bertha vorher hatte in Bereitschaft setzen können, so ging Alles gut und es blieb nichts zu wünschen übrig. Hoffend, daß mindestens das

Gleiche bei Ihnen der Fall gewesen, verbleibe ich Ihr

dankschuldigst ergebener
Rob. Hamerling.

Graz, 25. Dec. 1884."

In ähnlicher Weise verhielt er sich ablehnend bei jeder, auch der kleinsten Spende. Nichts war ihm unangenehmer, als wenn er Geschenke erhielt, was — besonders vom Ausland her — sehr oft geschah. Blumen, Lorbeerkränze, Eßwaaren, Weine, Bilder u. s. w. mußten oft mit großer Umständlichkeit von der Post geholt, ausgelöst, verzollt werden, um sie dann, als sie manchmal schon halb verdorben waren, in Empfang nehmen zu können. Er hatte nichts, genoß nichts davon und mußte sich dazu noch auf das Artigste bedanken und auf das Ausführlichste beweisen, daß und warum er bitte, ihm nichts mehr zu schicken. Nur kleine Geschenke, die seiner Mündel Bertha gemacht wurden, erfreuten ihn.

Unter den Postsendungen, die ihm zugingen, gab es oft Packete kleineren und größeren Umfanges, in welchen sich Handschriften-Albums befanden, die mit seiner Handschrift zu bereichern und wieder zurückzuschicken er ersucht wurde. Zumeist mußte, weil er Niemanden zum Schicken und Packen hatte, er die Sachen persönlich den weiten Weg von der Post oder dem Zollamte holen, aus- und einpacken und wieder aufgeben. Wenn

seine Verehrer geahnt hätten, wie viele Last, Arbeit, Umständlichkeit, Geldauslagen dem kranken Manne solche Autographenjägerei verursachte, sie würden ihn vielleicht mehr verschont haben. Vielleicht auch nicht; es ist unglaublich, was gewisse „Verehrer" an rücksichtsloser Zudringlichkeit zu leisten im Stande sind! —

Im Jahre 1885 hatte ein literarischer Hochstapler eine meiner gedruckten Erzählungen abgeschrieben, an die „Fliegenden Blätter" geschickt und unter seinem Namen drucken lassen. Die Heldenthat kam ans Licht und die „Fliegenden Blätter" schickten das Honorar dafür nicht an den Gauner, sondern an mich als Abfindungsbetrag. Ein ähnlicher Fall mit einem mir gestohlenen Aufsatze hatte sich bald darauf in Wien ereignet. Auf diese Geschehnisse bezieht sich der nachstehende muntere Brief Hamerling's:

„Hochgeehrter Freund!

Die ausschweifenden Phantasiebilder am Eingange Ihres Schreibens, in welchem Sie von einem in den hiesigen Wäldern gesund und vergnügt herumspazierenden Hamerling schwärmen, sind hinausgeworfenes Geld: mit demselben Aufwande von Einbildungskraft konnten Sie eine Novelle von Hans Malser für den »Heimgarten« schreiben oder in einem anderen Blatte ein schönes Honorar verdienen. Freilich brauchen Sie

nicht so zu knausern wie ich, da Sie bequem schon von den Abfindungssummen leben können, welche Ihnen die Redactionen für die von Spitzbuben aus Ihren Werken abgeschriebenen und eingesandten Sachen schließlich immer auszuzahlen sich bereit finden. Ich argwöhne, daß Sie mit diesen Spitzbuben unter einer Decke stecken, und das von denselben für Sie ergaunerte Honorar mit ihnen heimlich theilen. Solche Mittel, reich zu werden, verschmähe ich. Lieber ehrlich verhungern! Ich muß Alles, was ich für den »Heimgarten« liefere, nicht bloß selbst verfassen, sondern auch selbst abschreiben, was der schwerere Theil der Arbeit ist; Sie brauchen Ihre Sachen bloß drucken zu lassen, ein Anderer schreibt sie ab und Sie beziehen doppeltes Honorar dafür.

Mit herzlichem Gruß der Mutter an Sie und die Ihrigen

Ihr getreuer
Rob. Hamerling.

Graz, 17. Juni 1883."

Zu jener Zeit veröffentlichte Helene Stöckl einen Aufsatz über Hamerling und mich, in welchem die sinnige Schriftstellerin zwischen uns Beiden eine geistvolle und launige Parallele zieht. Darüber äußerte Hamerling sich mir gegenüber brieflich ebensolustig, wie folgt:

„Das Heft mit der Stöckl'schen Scherzparallele sende ich Ihnen hierbei schönstens dankend zurück. Ich habe mir dieselbe von der kleinen Bertha vorlesen lassen. Als sie an die Stelle kam: »Hamerling bietet Champagner,« da rief sie mit ernstlichem Unwillen: »Das ist nicht wahr!« Sie hat nämlich erst bei einer einzigen feierlichen Gelegenheit etwas aus einer Flasche steirischen Champagners zu kosten bekommen und immer sehr bedauert, daß sich dergleichen seither nicht wiederholte. Auch daß ich aus Marmor meißle und Sie aus Knieholz schnitzen, wollte sie nicht gelten lassen. Sie behauptet, der aus Holz schnitzt, das sei ich, weil ich ihr auf Spaziergängen im Walde aus Baumrinde Männchen zu schnitzeln pflege. — Daß ich »ganz Gedanke« bin, ist vielleicht so wahr und so falsch, als daß Sie »lauter Gemüth« sind. Ich habe es immer bedauert, das gedankliche Element in Ihren Schriften, das z. B. im »Gottsucher« fast grüblerisch wird, verkannt zu sehen. Was mich betrifft, du lieber Himmel, so bin ich ja auch gemüthlich, wenn's verlangt wird; und wenn ich nicht dann und wann etwas Weniges jodle und jucheze, so ist es nicht die Stimmung, sondern bloß die Stimme, die mir dazu fehlt.

Ihr getreuester
R. Hamerling.

Graz, 15. August 1885."

Porträte. Ordnungsliebe. Kleine Spenden.

Oft trat an Hamerling die Nothwendigkeit heran, sich porträtiren zu lassen. Von den zwei vorhandenen Oelgemälden ist das von Prinzhofer das beste. Dasselbe stammt aus dem Jahre 1867. Es ist ein ideal schöner Kopf, in welchem auch des Dichters Genius leuchtenden Ausdruck gefunden. Unter den zwei lebensgroßen Büsten Hamerling's wird die Brandstetterische (1882) jene sein, welche zukünftigen Bildhauern für Hamerling-Monumente zum Vorbilde dient. Photographiren ließ sich der Dichter im Ganzen dreiunddreißigmal. Die erste Photographie stammt aus dem Jahre 1854 vom Photographen Brückner in Graz; sie zeigt das Profil eines schönen, an hellenischen Typus gemahnenden bartlosen Jünglingskopfes. Im Jahre 1855 ließ er sich in Graz mit seinen Triester Collegen photographiren, ein charakteristisches Bild aus seiner Jugend-

zeit. Auf einer anderen Photographie ſitzt er beiſammen mit ſeiner treuen Freundin, Frau Gſtirner. Auf einer weiteren hatte er ſich 1861 zu irgend einer drolligen Gelegenheit den Spaß gemacht, ſich in Stellung und Anzug eines Roués photographiren zu laſſen, der ganz an die Geſtalten der heutigen Gigerln erinnert. Man würde in dieſem Bilde den großen Poeten unmöglich wiedererkennen, wenn es nicht von ihm ſelbſt in die Reihe ſeiner Porträte ſorgfältig eingegliedert und mit der Jahreszahl verſehen worden wäre. Das beſte Bild aus ſeinen letzten Lebensjahren iſt die Photographie von Otto Zintl in Graz, deſſen Reproduction dieſes Büchlein ziert. Die vierunddreißigſte Photographie zeigt den Dichter auf der Bahre. Trefflich iſt eine Paſtellzeichnung von R. Schwinger, die das Antlitz des Todten mit großer Treue wiedergiebt. Dieſe „Todtenmaske“ iſt ebenfalls photographiſch vervielfältigt worden. Außer angedeuteten Bildern des Dichters ſind noch unzählige Handzeichnungen aller Methoden vorhanden. —

Die äußerſte, manchmal faſt ans Peinliche grenzende Ordnungsliebe Hamerling's iſt mehr oder weniger bekannt. Dieſelbe findet ſich in allen ſeinen Schriften, Büchern und Sammlungen, in den Studienblättern, Manuſcripten, Tagebüchern und Briefen. Alles aufs beſte geordnet, in Mappen oder anderen Umſchlägen verwahrt, mit Gummibändern umwunden, genaueſt nume-

rirt und mit orientirenden Notizen versehen. Von sehr vielen Briefen, die er geschrieben, hatte er sich eine Abschrift zurückbehalten; alle Briefe, Karten, Depeschen, Visitkarten u. s. w., die er erhalten, hatte er in chronologischer Ordnung in großen Schubladen aufbewahrt. Besonders wichtige oder intime Correspondenzen hatte er in eigene Mappen gethan.

In meinem Notizbüchlein finde ich vom 23. December 1885 folgende Bemerkung Hamerling's: „Die Privatbriefe sind unsere besten Lebenszeugen. Niemandem glaubt man so gerne, sei es Dichtung oder Memoire oder Tagebuchnotiz, als den Privatbriefen. Solche können nach unserem Tode zum Ankläger, aber auch zum Vertheidiger werden."

Selten ein Leben wird der Nachwelt so offen und klar daliegen, als das Robert Hamerling's; seine hinterlassenen Papiere werfen ein reines Licht auf diese so oft mißkannte und mißdeutete Menschenseele.

Ein besonderer Beweis seines treuen Gemüthes ist eine sorgfältige Sammlung kleiner Liebesgaben, die er von Freunden und Verehrern erhalten. Alles, was er zur Spende, zum Andenken oder auch nur zu einem Gruße erhielt, war's ein Bildchen, ein Blatt, eine Blume, ein Stückchen Stein, war es etwas an sich noch so Unbedeutendes, er bewahrte es auf. Zu jedem dieser Dinge schrieb er den Namen des Spenders und die Zeit und Gelegenheit, zu welcher er die Gabe erhalten. Seine

Wohnung war alles Prunkes bar, aber sie war voll von geringen Gegenständen, die er als Zeichen der Verehrung erhalten und die er als Andenken hoch hielt. Also war er in seiner einsamen Stube förmlich eingemauert in lauter Liebe.

„Die Seelen Derer, die mir gut sind!“ sagte er einmal darüber. „In der That, diese Dinge haben zu wenig materiellen Werth, um eine Sache zu sein; sie sind Seelen, lebendige Hausgenossen. Ich halte es überhaupt für unklug, ein einmal angenommenes Geschenk wegzuwerfen. Das Annehmen ist daran das Schlimmste; wenn man es einmal von der Post geholt, verzollt, dankend den Empfang bestätigt hat, dann ist das Aergste vorüber und die freundlich anwesenden Geschenke belästigen nicht weiter, sondern vergeistigen sich in der Erinnerung an den Spender. Nur sollte man nicht geplagt sein von der Vorstellung, daß der Spender oder die Spenderin sich als Gläubiger betrachtet und eine Gegengabe oder einen Gegendienst erwartet.“

„Darüber lasse ich mir kein graues Haar wachsen,“ war meine Entgegnung. „Die wahren Verehrer eines Dichters empfinden es als eine innere Nothwendigkeit, dem Dichter zu danken und sind ihm doppelt dankbar, wenn er sich danken läßt. Und wer etwa aus Eitelkeit oder Eigennutz dem Dichter Aufmerksamkeiten erweist, der wird damit am schicklichsten gestraft, wenn er sich in der Gegenleistung getäuscht sieht.“ —

Bücherfreuden. Büchernutzen und Schaden.

Hamerling besaß eine große Büchersammlung aus allen Fächern der Literatur, aus allen Culturvölkern, in verschiedenen Sprachen. Er hat darüber ein genaues Verzeichniß angelegt. Nebst der schöngeistigen Literatur waren die Philologie, Philosophie, Geschichte und Medicin mit besonders zahlreichen Werken vertreten; aber auch Schriften, die man bei einem Dichter kaum vermuthen möchte, über Numismatik, Nationalökonomie, Finanzwissenschaft, Strafrecht und Polizei besaß er in großer Anzahl, ebenso auch über Magie, Somnambulismus, Hypnotismus u. s. w.

Was Bücher betrifft, so liebte Hamerling steifgebundene Bände nicht; die broschirten waren ihm für den Gebrauch handlicher; so bat er mich allemal, ihm von meinen neuerschienenen Büchern kein gebundenes, sondern ein broschirtes Exemplar zu geben. Auch er

gab von seinen Werken stets broschirte Exemplare in Freundeshände, nachdem er sie sorgfältigst aufgeschnitten, die Druckfehler mit Bleistift ausgebessert und mit einer eigenhändig geschriebenen Widmung versehen hatte.

Hamerling vertraute mir einmal, daß die Büchersammlung „eine seiner wenigen irdischen Freuden sei". Außer diesen seinen Büchern las er Alles, was er habhaft werden konnte; besonders in wissenschaftlichen Dingen, deren Entwickelung er strenge verfolgte, stand er auf der Höhe der Zeit. Er beobachtete, studirte Alles, um darüber sich seine Meinung bilden zu können, die manchmal sehr von anderen Meinungen abstach. Vor Allem befaßte er sich mit naturgeschichtlichen Gegenständen, die ihn aber nicht dem Materialismus zuführten, sondern die seinen hohen Idealismus erst recht klärten. Er sah hinter Allem, was Andere Natur oder Materie, Stoff und Kraft nennen, den Geist Gottes. —

„Ist es Ihr Ernst," sagte er einmal zu mir, gelegentlich einer Bemerkung über Bücher-Calamität: „ist es Ihr Ernst, daß Sie die Bücher nicht mögen?"

„Ich habe nur wenige Lieblingsbücher, die ich immer wieder lese," war meine Antwort. „Im Uebrigen haben mich Bücher weder in meiner geistigen Entwickelung, noch in meinen literarischen Arbeiten wesentlich gefördert. Mir fehlt die Gabe, aus Büchern zu lernen, muß mich mehr an Leben und Erfahrung halten."

„Ist keine schlechte Schule," antwortete er. „Allein zu eng begrenzt. Was finge ich in meiner Krankenstube an, wenn die Bücher nicht wären! Die Bücher gehören zu den wenigen meiner wirklichen Freuden. Ich habe sie zu Tausenden gesammelt und gebe nicht ein einziges fort. Hätte man nur auch das Gedächtniß, Alles zu behalten, was man liest!"

„Ich stehe der Literatur nicht mit dem richtigen Vertrauen gegenüber," war mein Einwand. „Es kommt mir beim Lesen manchmal vor, als ob ich zu meinen eigenen Irrthümern auch noch fremde auf mich lüde."

„Man liest ja nicht immer, um auf das Gelesene zu schwören," versetzte Hamerling, „man muß nur die Meinungen anderer Menschen mit anderen Erlebnissen hören, um daran beliebig seine eigenen zu stählen oder zu corrigiren. Und dann erst die Wissenschaften!"

„Es giebt gar so wenig Erforschtes, Erfahrenes, Ausgesprochenes und Sichergestelltes, in welchem alle gebildeten Menschen gleicher Meinung wären. Selbst in den Naturwissenschaften überall Zwiespalt und Parteistreit, das macht mich stutzig."

Auf diese meine Bemerkung antwortete er: „Man kann Ihren Skepticismus, der ein Faustischer ist, theilen, ohne sich die Freude an der geistigen Arbeit des Menschengeschlechtes verleiden zu lassen. Ich beglückwünsche Sie, daß Sie rüstig auf des Lebens goldenem Baum umherklettern können und sich nicht, wie manch Anderer, mit

den dürren Blättern begnügen müssen, die der Herbstwind ihm in die einsame Kammer wirft. Lesen Sie Trauben anstatt Worte, Sie haben wahrlich recht."

Dieses kleine Gespräch führten wir an einem dämmerigen Wintertage 1885.

Einige Zeit nachher kam er auf den Gegenstand noch einmal zurück.

„Zu Ihrem Troste muß ich Ihnen einen Ausspruch Theodor Storm's mittheilen. Da haben Sie die Stelle aus einem Briefe von Storm. — Gelernt aus Büchern, heißt es hier, habe ich niemals etwas Ordentliches. Auch das Arbeiten habe ich erst als Poet gelernt. Das Talent des Lernens fehlt mir gänzlich, das ist buchstäblich wahr. — Storm ist ja doch kein Taugenichts, sondern gegenwärtig der vielleicht meist anerkannte deutsche Dichter. Sind Sie zufrieden?"

„Das beruhigt mich in der That," war meine Antwort. „Ich wiederhole und ich werde es sogar einmal drucken lassen, daß ich nicht lernen und studiren kann in dem Sinne, wie es Schulmänner meinen. Was ich lese, mag mich für den Augenblick wohl interessiren, aber der Eindruck ist nicht tief genug, als daß er bleibend wäre und für die Länge wirken könnte. Ich habe in jüngeren Jahren alle denkbaren Methoden, theoretisch zu studiren, versucht, es war verlorene Mühe; ich sagte mir, daß meine Existenz davon abhänge, es war umsonst, ich lernte heute etwas mit harter Mühe, um es morgen

wieder vergessen zu haben. Nach vielen Jahren habe ich die Quälerei mit Lehrbüchern aufgegeben. Was und wie ich aus eigener Wahl las, das trug bessere Früchte: was ich aus lebendigem Munde hörte, das blieb länger im Gedächtniß; aber wirklich mein ward nur das, was ich sinnlich erfahren habe. Das Wenige, was ich bin und weiß und kann, ich habe es nicht aus Büchern, ich habe es vom Leben. Darum bin ich auch kein Bücherfreund, obwohl die wenigen Bücher, die ich besitze, mir aus irgend einem Grunde theuere Kleinodien sind. Ich bin ein Freund des warmen Lebens und der freien, nicht in wissenschaftliche Systeme eingeschachtelten Natur. — Mit mir selbst komme ich also leidlich zurecht, aber zu meinem Kummer erfahre ich, daß dieselbe Eigenschaft des Nichtlernenkönnens zum Theile sich auch auf meine Kinder vererbt hat. Für das reale Leben die offensten, fassungslustigsten Sinne, für den Buchstaben wenig Neigung und Schick. Wie sollen diese sich durch das papier- und druckerschwärzesüchtige Jahrhundert helfen, das sein Heil nur im Studium und Vielwissen sieht!"

„Darüber," antwortete Hamerling mir auf dieses Bekenntniß, „machen Sie sich keine große Sorge. Sie haben es ja selbst wiederholt gesagt, daß Sie auf Charaktertüchtigkeit mehr Werth legen als auf das Vielwissen. Darnach erziehen Sie Ihre Kinder. Uebrigens glauben Sie ja nicht, daß Sie aus Büchern nichts ge-

lernt hätten. Ich möchte wiſſen, wo Sie heute wären, wenn Sie zwar dieſelben Lebenserfahrungen gemacht hätten, die Sie gemacht haben, wenn Sie aber kein Buch angeſehen, keine Studien gemacht hätten! Schon in Ihrer Jugend haben Sie laut eigenen Geſtändniſſes nach Büchern Jagd gemacht, bis heute ſtecken Sie mitten in Büchern, Sie mögen wollen oder nicht, Sie können ohne Buch ſo wenig leben als ich. Man ſtudirt freilich ungeheuer viel zuſammen, das man wieder ſcheinbar vergißt, oft nur ſcheinbar! Unbewußt bleibt das Studirte in uns, geht wie körperliche Nahrung unwillkürlich gleichſam in Fleiſch und Blut über. Wir wiſſen Manches nicht mehr, aber wir handeln darnach, als ob wir es wüßten, und das iſt genug. Der Fachgelehrte glaubt manchmal mehr zu wiſſen, als er weiß, der Philoſoph weiß bisweilen mehr, als er zu wiſſen glaubt." —

Wenn ich in mir Neigung empfand, über einen beſtimmten Gegenſtand oder eine beſtimmte Idee meine Gedanken aufzuſchreiben, ſo pflegte ich alle Lectüre zu vermeiden, die über dieſelbe Sache handelte, bevor ich meine Meinung aufgeſchrieben hatte. Ich wollte mich ſo von jeder fremden Beeinfluſſung hüten.

„Sie handeln hierin aber nicht klug," ſagte mir Hamerling einmal. „Warum wollen Sie ſich das nicht zunutze machen, was Andere vorgearbeitet haben? Wollen

wir in die Höhe kommen, ſo müſſen wir unſeren Vormännern auf die Achſel ſteigen. Nicht Einer neben dem Anderen, ſondern Einer über dem Anderen, ſo geht's. Glauben Sie, daß unſere größten Dichter und Denker Alles aus ſich ſelbſt geſchöpft haben? Sie haben es verſtanden, frühere Geiſtesarbeiten in ſich zu concentriren, ihnen die paſſendſte und ihrer Zeit mundgerechteſte Form zu geben Ich ſtehe nicht an, viele Gedanken meiner beſten Gedichte als von Anderen ſtammend zu bezeichnen und glaube dadurch den Werth der Gedichte nicht zu ſchmälern." —

Literariſche Gegenſeitigkeit.

Ueber Werke, die in dem Einen oder dem Anderen von uns eben im Entſtehen waren, wurde faſt nie ein Wort geſprochen. „Mir entging es nicht," ſagte Hamerling im Herbſte 1881 zu mir, „wie im vorigen Jahre der „Gottſucher" in Ihnen gährte. Ich verſtand Ihre Theilnahmsloſigkeit gegen alles Andere recht wohl, beobachtete mit ſtiller Freude an Ihren gelegentlichen Aeußerungen die Entwickelung des Romans, in welchem Sie Ihr Glaubensbekenntniß niedergelegt, hütete mich aber, in dieſelbe einzugreifen, weil ich an mir ſelbſt weiß, daß in einer ausgeprägten Dichterſubjectivität derlei äußere Einwände und Rathſchläge, ſelbſt wenn es die beſten und zweckmäßigſten wären, wie Störungen empfunden werden. Eine Poetenſeele iſt gar ſubtil! Das Werk muß aus dem Dichter heraus-, nicht in ihn hineinwachſen. Man kann ihm während des Entſtehens Manches nahe-

legen, aber das muß so discret geschehen, daß der Schaffende die Absicht nicht merkt, sondern aus Eigenem die äußere Anregung auffaßt und dieselbe wie ein in ihm selbst Entstandenes empfindet. Heute gestehe ich, daß ich vor etwa einem Jahre Ihnen einmal einen einzigen Gedanken so scheinbar recht absichtslos hinlegte, und es freut mich, denselben nun in dem fertigen Romane ganz vortrefflich angebracht wiedergefunden zu haben." Er erklärte sich nicht näher, und so weiß ich bis heute nicht, welchen Gedanken im „Gottsucher" ich seiner Anregung verdanke.

Er setzte damals noch bei: „Machen Sie sich aber nichts draus, wenn Sie das Kuckuckszeichen in Ihrem Roman einmal entdecken sollten. Hat doch auch mich von Ihnen ein Sprüchlein zu einem Gedichte begeistert, das Ihnen hernach im »Heimgarten« so gut gefallen. Rathen Sie, welches es ist."

Auch das habe ich nicht errathen können, war es ja doch nichts Seltenes, daß wir über dieselben Dinge die gleichen Gedanken hatten.

Einmal machte er mir den Vorschlag, daß wir zusammen ein Theaterstück schreiben sollten, ein Volksstück, an dem er die Idee, den Aufbau, ich die Dialoge zu besorgen hätte. In der Charakteristik der Personen hätten wir gemeinsame Sache. Mir wollte das nicht gefallen, wir wären für eine solche Compagniearbeit Beide zu

selbstständige, zu wenig schmiegsame Naturen gewesen. Unsere Gegenseitigkeit äußerte sich doch ganz anders. —

„Der Dichter pflegt manchmal während des Producirens an bestimmte Personen zu denken, als ob er das Gedicht, den Aufsatz vor Allem für dieselben schriebe," so sagte Hamerling einmal und traf damit vielleicht unbewußt mich. Da ich Niemanden wußte, der von mir Alles las, was ich schrieb, als ihn, da ich Niemanden kannte, der meine volksthümliche Seite so genau verstand, der meinen Hang in Allem, was da bewegte und drückte, sich auszusprechen, auszuschreiben, auf das innigste begriff, so dachte ich während meiner literarischen Arbeiten viel an ihn: Wird er's billigen? Wird es ihm gefallen? Was wird er darüber sagen? — Und zu meinem Stolze gestehe ich's, daß auch er mir einmal sagte, er sei immer begierig zu erfahren, welchen Eindruck dieses oder jenes Werk von ihm auf R. machen werde. Nun geschah es einigemale, daß meine Auffassung ihm nicht gerecht wurde, besonders meine Meinung über den „Homunkulus" befriedigte ihn nicht. Ich war bei dem ersten Lesen des Werkes zu sehr an den polemischen Aeußerlichkeiten haften geblieben und hatte darob den tiefen philosophischen Gedanken übersehen. „Es wundert mich," äußerte er gelegentlich einer Besprechung darüber, „daß Sie glauben können, ich würde ein Spottbuch nur über den Zank, die Irr-

thümer und die Lächerlichkeiten des Tages schreiben. Dazu haben wir ja die Witzblätter. Der Dichter wird doch wohl eine größere Absicht haben müssen. Sollten Sie gelegentlich das Buch noch einmal durchblättern, so bitte ich Sie, diese größere Absicht ein bißchen zu suchen; sie ist in dem Buche von Anfang bis zum Schlusse und dürfte, denke ich, doch nicht gar so schwer zu finden sein." —

Eines Tages, im Jahre 1884, wurde ihm mein größeres mundartliches Gedicht „Mei Voda" als in Hexametern geschrieben bezeichnet. „Das sind ja doch keine Hexameter!" rief Hamerling. „Uebrigens verlange man ja nur von Epigonen, den Formen der Meister genau gerecht zu werden. Starke, selbstschöpferische Geister kehren sich nicht an vorgeschriebene Form, sondern erfinden sich eine, die ihnen bequem ist und ihrem Gehalte entspricht. Dieser Form Namen geben; sie messen, classificiren und aichen, das ist Sache der Herren Literaturprofessoren, die doch auch nicht ganz müßig stehen wollen in der literarischen Welt." —

Als mein Buch „Bergpredigten" erschienen war und sich darüber in den Blättern und auch im Publicum vieles Mißfallen äußerte, machte Hamerling folgende Bemerkung: „Ja, manchmal muß man ihnen einen Brocken hinwerfen, in den sie sich verbeißen können, dann lassen sie uns andere Werke lieber in Ruhe. Uebri-

gens wird man Ihnen das Buch bald wieder verziehen haben. Sie mögen thun, was Sie wollen, werden immer der »liebenswürdige Volksdichter« bleiben. Hätte nur ich die Bergpredigten geschrieben, mir würfen sie die Fenster ein."

Auf meine Frage um seine Meinung über das Buch versetzte er: „Ich habe es zweimal gelesen, zuerst im »Heimgarten« und nun in der Buchausgabe. Was den Inhalt der Bergpredigten anbelangt, möchte ich jedes Wort verantworten. Sie wissen ja, daß wir in allen ethischen Fragen gleicher Meinung sind; weniger vielleicht befreunde ich mich hie und da mit der Form. Es macht mir den Eindruck, als ob Sie Ihre Gedanken manchmal nicht in Zucht zu halten vermöchten, so daß sie gerne ein bißchen wirr durcheinanderlaufen. Da es schon Predigten sein sollen, so hätten Sie vielleicht ganz gut einem Dorfpfarrer bei seiner Predigt die Art abhorchen können, wie man einen Stoff eintheilt: Anfangs die Einleitung, dann erster Theil, der handelt von Dem: zweiter Theil von Dem, und dritter Theil von Dem: endlich nochmaliges Zusammenfassen und Schluß. Den Lesern wie den Zuhörern kann man's gar nie klar und bequem genug machen, wenn sie auffassen sollen." — Das ist doch beherzigenswerth für mich und Andere. —

So gewissenhaft, wie in der dichterischen Form, war er bei seinen eigenen Arbeiten in der technischen.

Zuerst zeichnete er ein entstehendes Werk stenographisch auf, er war ein sehr gewandter Jünger Gabelsberger's, dann schrieb er es ordnend ab, änderte, fügte Neues ein, strich und feilte, um es schließlich in eine sehr gefällige Reinschrift zu bringen. Seine Manuscripte sind ein Muster von Ordnung und Deutlichkeit, eine wahre Freude der Schriftsetzer.

Dichter-Collegialität. Freundſchaftliche Beſorgniſſe.

Hamerling, der ſeiner Kränklichkeit wegen perſönlich kaum in die Oeffentlichkeit trat, hatte doch ſtets Intereſſe für die Vorgänge in der Stadt. Ich, ſcheinbar viel in der Geſellſchaft lebend, wußte weniger von dieſer als er, und ich verlangte auch nicht viel zu wiſſen.

„Sie erzählen mir ſo wenig, was draußen vorgeht," ſagte er einmal.

Ich legte den alltäglichen Vorgängen nicht genug Bedeutung bei, um davon mit ihm zu ſprechen. Nur über das Theater berichtete ich manchmal des Näheren. Ueber das Volksſtück hörte er gerne ſprechen, beſonders die Volksſtücke von Anzengruber und Morre erregten ſein Intereſſe ſtets, und ſo oft ein ſolches im Druck erſchienen war, mußte ich es ihm bringen. Er las es genau durch, verlangte auch einmal die Bildniſſe der beiden

Autoren zu sehen und fragte bei deren Betrachtung: „Das sind wohl zwei gute persönliche Freunde?“

„So viel ich weiß, kennen sie sich gar nicht persönlich und stehen in keinerlei Verkehr miteinander.“

Hamerling schüttelte den Kopf und sagte: „Das ist merkwürdig. Bei dem gleichen Zwecke, den sie sich gestellt, haben sie so viel Verschiedenartiges und sich gegenseitig Ersetzendes an sich, daß ich geglaubt hätte, sie würden zu einander hingezogen sein und im geistigen Verkehr sich gegenseitig fördern.“ — Er dachte dabei vielleicht an unser Verhältniß und fügte noch die allgemein gehaltene Bemerkung bei: „Es wäre wünschenswerth, wenn die Dichter unter sich zusammenhalten wollten. Es würde auch mit den Standesinteressen besser bestellt sein.“

Hierauf erlaubte ich mir die Entgegnung, daß die Dichter, gerade die hervorragenden, zumeist eigenartige Leute seien, die selbstständig ihre besonderen Wege gingen und nicht das Zeug hätten, sich einander anzubequemen. „Wir sehen auch, daß fast Jeder für sich einen Kreis hat von Leuten, die nicht eigentlich seinem Stande angehören, sondern nur Liebhaber desselben sind.“

„Ich gebe zu, daß es im Allgemeinen so ist,“ sagte er, „aber ich behaupte, daß es stets zum Guten geführt hat, wenn Dichter mitsammen Freundschaft geschlossen haben.“

„Das kann keiner höher schätzen als ich,“ war meine Antwort.

„Nun, leben Sie nur mit Freunden auch außerhalb der vier Wände. Sie sind ein gesunder, glücklicher Mensch," sagte Hamerling ablenkend. „Sie können munter wie die Biene umherfliegen und Honig sammeln aus Blumen und Disteln. Ich bin der an den Felsen Geschmiedete, sehe von ferne die Freuden der Welt, die Früchte des Lebens und kann sie nicht erreichen. Geduldig warten muß ich, bis es einem mitleidigen Freunde einfällt, zu mir zu kommen und mir, dem Verschmachtenden, zu erzählen, wie süß die Früchte sind, die Andere genießen."

Solche Reden von ihm gingen mir allemal tief zu Herzen. Und es war ihm wirklich wie eine Labe in seiner Einsamkeit, wenn er vernahm vom Glücke Solcher, die er lieb hatte. —

Zur ungewohnten Stunde trat Hamerling eines Tages bei mir ein. „Trotzdem mir heute nicht wohl ist," sagte er, „muß ich zu Ihnen, ich bin Ihretwegen einigermaßen in Sorge. Gehen Sie heute nicht aus, es weht ein empfindlich kalter Wind. Gehen Sie auch nicht nach Wien, das ist ebenso ungesund."

Ich hätte ja gar nicht die Absicht, nach Wien zu gehen, war meine Antwort. Er blickte mich fest an.

„Eben vor einer halben Stunde hat mir Jemand erzählt, daß Sie wieder nach Wien gingen, um für ein gutes Mittagsessen irgendwo vorzulesen."

„Wer hat das gesagt?" fuhr ich auf, „das ist ja eine ganz infame Lüge!"

„Regen Sie sich nicht auf," versetzte er, mir gewissermaßen in den Arm fallend, „mehr will ich nicht hören, ich bin ganz beruhigt. Ich hatte es eigentlich auch nicht geglaubt, aber der N. hat es so bestimmt gesagt." —

„Den N. wollen wir rufen lassen und den N. werde ich in Ihrer Gegenwart einen niederträchtigen Lügner heißen!"

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, thun Sie das nicht!" bat Hamerling. „Vielleicht ist er schlecht berichtet worden, klären Sie ihn brieflich auf, nur keine Scene. Mir genügt Ihr Wort vollkommen. Ich danke Ihnen. Ich bin ganz beruhigt. Und nun will ich nach Hause gehen und dem N. meine Meinung schreiben. Leben Sie wohl."

Damit war er fort.

Dieser Auftritt ist ein Beispiel davon, wie besorgt er um mich und meinen Ruf war und wie gewissenhaft er darüber wachte. Bei einer späteren Gelegenheit that er über denselben Gegenstand die folgende Bemerkung: „Es hätte ja möglich sein können, daß Sie sich in aller Naivetät einmal hätten fangen lassen. Aufrichtig gestanden, ich fände nichts Schlimmes daran, allein uns Dichter verübelt die Welt Manches, was sie selbst thut, Anderen erlaubt, an Anderen sogar charmant findet, und also müssen wir uns den Launen der Leute fügen. An uns Dichter wird der denkbar strengste Maßstab

gelegt. Wir müssen in unserem Leben und Betragen viel besser sein, als die Philister es selbst sind, wenn wir in ihren Augen nicht als viel schlechter gelten wollen."

„Man kümmere sich um die Leute nicht," war meine fast kecke Antwort. „Die Leute und ihre Meinungen imponiren nur von der Ferne und Solchen, die wenig mit der Menge in Berührung kommen. Wer täglich durch ein Heer von Nichtlingen sich zu schlagen hat, der wird ungenirt und gleichgiltig dafür, was die Leute sagen; sie legen ja auch selbst kein Gewicht darauf, was sie schwatzen, und widersprechen sich in jedem Augenblick. Daß wir auf offener Warte Stehenden doppelte Pflicht haben, makellos zu sein, das ist gewiß."

Vielleicht war das von mir ein wenig vorlaut gesprochen, er aber entgegnete: „Es freut mich, daß wir auch in diesem Punkte gleicher Meinung sind."

Dieses war eines der sehr wenigen Gespräche zwischen uns, die einen ganz leichten Beigeschmack von Gereiztheit hatten. Heute rührt mich die besorgte Liebe des älteren Freundes zu dem jüngeren und sein Bestreben, diesen an sittlichem Werthe ihm ebenbürtig zu machen. —

Ueber Frauengeſellſchaft.

„Sie machen ſich doch gar zu intereſſant bei mir, durch Ihr ſeltenes Erſcheinen!“ ſo ſprach er mich eines Tages an. „Aber wiſſen Sie, Männern imponirt man nicht mit dem Schmollwinkel, nur Frauen.“

„Schmollwinkel?“

„Na, ich weiß es ja. Sie leben in der Welt und denken nur nicht daran, wie es manchmal dem Einſamen zumuthe iſt. Vielleicht auch dünkt Ihnen die Geſellſchaft ſchöner Frauen unterhaltender, als die des kranken Mannes.“

Eine lebhafte Einwendung von mir unterbrach er raſch: „Und Sie hätten wahrlich recht Auch ich hatte eine Zeit, wo ich nur mit Frauen umging. Ja, ja, Männer waren mir zuwider; die Dummen langweilten mich mit ihrer Dummheit, und die Geſcheiten langweilten mich noch mehr mit ihrer Geſcheitheit. Ich bin im Ganzen

gar nicht neugierig zu wiſſen, was andere Leute denken. Gedankenaustauſch! Mir ſind meine eigenen Gedanken gerade recht, ich tauſche mit Niemand. Was ich brauche, iſt ja nicht Belehrung, ich brauche eine Stelle, wo ich mein müdes Haupt hinlegen und ein wenig ausraſten darf; eine Stelle, wo ich mich nicht anzuſpannen, wo ich nicht zu debattiren brauche, ſondern wo ich Neigung und Nachſicht finde, wo mir ein Stündchen vergeht in traulichem Geplauder und Zuſammenſein. Das fand ich nur bei Frauen. — Aber die Zeiten haben ſich geändert, lieber Freund, eine Einzige iſt mir treu geblieben, Frau Muſe. Und obzwar Sie bei dieſer mein Nebenbuhler ſind, ſo empfinde ich doch noch immer nicht genug Feindſeligkeit gegen Sie, um mich über Ihr ſo langes Ausbleiben zu freuen."

Ich ließ mir's geſagt ſein, folgte dem Drange meines eigenen Herzens und beſuchte ihn von nun an faſt jeden Tag, bis der Mai uns wieder auseinanderführte. —

Die „Stationen".

Als ich im Sommer 1883 eines Tages auf Beſuch im Stiftingshauſe war und von ſeinem im „Heimgarten" veröffentlichten Aufſatz: „Eine Station meiner Lebenspilgerſchaft" geſprochen wurde, ſagte Hamerling plötzlich: „Sind Sie einverſtanden, wenn ich mit den Erinnerungen aus meinem Leben im „Heimgarten" fortfahre? Ich möchte meine Lebensbeſchreibung nicht fremden, ſenſationsſüchtigen, nach Notizenkram und bloßem Hörenſagen arbeitenden Leuten überlaſſen, ſondern ſie ſelbſt beſorgen. Mein Leben iſt äußerlich nur ein enger Kreis, aber auch in einem ſolchen kann man innerlich einen langen und bedeutungsvollen Weg zurücklegen. Ich werde mehr die inneren Keim- und die ſeeliſche Entfaltung berückſichtigen, als die äußeren Verhältniſſe und Erlebniſſe. Aeußere Verhältniſſe ähnlicher Art wie ich haben Tauſende erfahren, ſie ſind darum noch keine

Dichter geworden. Ich möchte faſt ſagen, daß äußere Verhältniſſe weniger harter Natur mir beſſer zu ſtatten gekommen wären, als der Druck der Armuth, der beſonders in meiner Jugendzeit auf mir gelaſtet hat. Ich wäre keiner von Denen, die ein gewiſſes Wohlleben verweichlicht und geiſtig träge macht, ich glaube, daß wir, ich wie Sie, unter allen Umſtänden dichten müſſen, und zwar ſo gut wir können."

Dann fuhr er fort: „Sie ſind ja auch aus kleinen Verhältniſſen hervorgegangen, aber ſo arm wie ich ſind Sie nie geweſen. Das Kind eines freien anſäſſigen Bauers führt eine fürſtliche Exiſtenz gegenüber dem Kinde eines Taglöhner-Ehepaares, das bisweilen eine Art von Nomadenleben führen muß. Aus gewiſſen Rückſichten darf ich es einſtweilen gar nicht verrathen, wie arm wir geweſen ſind. Ich bin der feſten Meinung, daß meine Krankheit ihren erſten Grund in der entbehrungsreichen Kindheit hat. Nur den einen Vortheil mögen meine vielen äußeren Kämpfe ums Daſein für mich gehabt haben, nämlich den, daß ich nicht Zeit hatte, innere zu führen. Von Blaſirtheit, Zerriſſenheit, Lebensüberdruß und dergleichen ſchönen Sachen reicher Leute weiß ich nichts. Innerlich habe ich mich ſtets wohl befunden, abgerechnet die Stimmungen des Weltleides, denen jeder ernſte Dichter unterworfen iſt.*) Es ſind viele Leidensſtationen

*) Dieſe Gedanken fand ich ſpäter in den „Stationen" näher ausgeführt. Der Herausg.

von jener Zeit an bis heute, und ſo möchte ich meine Selbſtbiographie „Stationen meiner Lebenspilgerſchaft“ nennen. Ich ſchreibe ſie allmählich, Sie drucken ſie allmählich ab und den Leſern wollen wir geſtatten, ſich weidlich zu ärgern, wenn die Biographie weder pikante Abenteuer, noch niedliche Genrebilder zu erzählen hat. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, in der den Leuten meine Lebensbeſchreibung geradeſo recht ſein wird, wie ich ſie verfaßt haben werde.“

Nun, dieſe Zeit iſt bereits gekommen. Die „Stationen“ ſind uns das werthvollſte Document ſeines Lebens und Strebens und der Schlüſſel zu ſeinen Werken. —

Gespräche über Popularität. Ermuthigungen.

Als 1885 im Grazer Stadtpark Brandstätter's Bronzestatue meiner „Waldlilie" aufgestellt wurde, fühlte ich mich dadurch geehrt. Doch lag über meiner Freude der eine Schatten: Sind Leitner und Hamerling in Graz schon also ausgezeichnet worden? Wohl wußte ich, daß die Auszeichnung für mich mehr zufällig war und dem Meisterwerke des Künstlers als solchem zugeschrieben werden mußte, aber ein wenig peinlich war mir's doch, daß ich früher als die älteren und hochverdienten Männer, und sogar bei lebendigem Leibe, hier ein „Denkmal" haben sollte.

Wenige Tage nach der Enthüllung fand zwischen Hamerling und mir das folgende Gespräch statt:

„Sie gehen jetzt wohl recht fleißig im Stadtpark spazieren?" fragte er schalkhaft.

„Gar nicht kann ich das mehr!“ antwortete ich. „Soll ich an der Waldlilie vorübergehen und mich von den Leuten anschauen lassen? Und den Bescheidenen spielen, oder den Stolzen? Ich habe mir die Statue noch gar nicht ordentlich ansehen können, es stehen immer Leute dort, und vor diesen sozusagen meine eigene Denksäule zu bewundern — es geht nicht.“

„Ich stand gestern fast eine Stunde vor der Waldlilie,“ entgegnete er, „und ergötzte mich an der Kritik des Publicums. Dem Einen ist an der Statue die rechte Hand nicht recht, dem Anderen die linke nicht. Der hat am Fuß des Mädchens etwas auszusetzen, der Andere am Fuß des Rehes. Einem war die Nase zu kurz, einem Anderen zu spitzig. Der fand den Sockel zu hoch, der Andere zu niedrig, und ein Herr — Sie kennen ihn recht gut — behauptete: Das ganze Ding habe nur den einen Hauptfehler, nämlich den, daß es da sei. Ich glaube, der Mann wird Sie von nun an hassen, weil Sie im Stadtpark Ihr Denkmal haben, und er keines. Auszeichnungen bei Lebzeiten sind immer gefährlich, statt die Achtung vor dem Ausgezeichneten, erwecken sie den Neid. Ich höre, daß Brandstätter als Seitenstück zur Waldlilie meine Kora aus der Aspasia bilden und im Stadtpark aufstellen lassen will; der talentvolle Künstler würde seine Sache sehr gut machen, aber ich bitte Sie, als Freund das unter allen Umständen zu verhindern. Das

wenn es geſchähe, würde jenem Herrn und manchem ſeiner Collegen den ſchönen Stadtpark ganz und gar verleiden. Ich will Niemandem Böſes."

Mit harmloſerer Ironie äußerte er ſich, als er erfahren, daß in Ottakring bei Wien eine Gaſſe und in Simmering eine Gaſſe nach meinem Namen benannt worden ſei.

„Wo nehmen Sie nur die Beſcheidenheit her," ſagte Hamerling, „mit Unſereinem noch ein freundliches Wort zu reden! Es vergeht ja kaum eine Woche, ohne daß Ihnen zu Ehren irgendwo eine Gaſſe getauft, ein Standbild geſetzt, ein Ehrenbürgerdiplom überreicht wird."

„Traurig genug," war allen Ernſtes meine Antwort. „So weit ich die Welt kenne, darf ich mir kein langes Leben wünſchen, um die frühzeitigen Auszeichnungen nicht zu überdauern."

„Guter Weltbrauch iſt es ſonſt," ſagte er, „bei Lebzeiten unterſchätzt und nach dem Tode überſchätzt zu werden. Nicht durch ein großes Werk verdient der Dichter ein Denkmal, ſondern dadurch, daß er ſich hinlegt, ſtirbt und ſich begraben läßt. Nun, nun, ein Unglück iſt es gerade nicht, wenn es einmal umgekehrt kommt. Ich geſtehe, daß ich eine Freude, eine wirklich herzliche Freude habe, wenn ich ſehe, wie man Sie achtet und gerne hat. Beſonders die Steirer. Wen ſollen ſie denn lieben, wenn nicht den Mann, der Steiermark beſingt, wie man ſeine

Geliebte beſingt! Dieſer Tage habe ich wieder einmal in Ihren alten Schriften geleſen, die noch von Ihrer Kindheit ſtammen, und habe neuerdings mit Rührung beobachtet, wie Sie ſchon damals halb unbewußt vielleicht, aber unermüdlich beſtrebt waren, Ihrem Volke etwas zu ſein, zu werden. Nach meiner Meinung haben Sie der Steiermark unſchätzbare Dienſte geleiſtet, deß müſſen Sie ſich als Mann auch bewußt ſein."

Das Obige als Beiſpiel, wie mein großer Freund beſtrebt war, mir Muth und Selbſtvertrauen einzuflößen und zu erhalten, Eigenſchaften, die ich nicht immer in genügendem Maße beſitze, die aber nöthig ſind zu erſprießlichem Schaffen. —

Ich weiß nicht mehr, bei welcher meiner kleineren Dorfgeſchichten Hamerling einmal ausrief: „R., das ſchreibt Ihnen Keiner nach!"

„Im Gegentheil," war, auf gewiſſe „Epigonen" anſpielend, mein Einwand, „ſehr Viele ſchreiben es mir nach."

„Um ſo beſſer, ſo machen Sie Schule. Traurig ſteht es um den Dichter, der nicht Schule macht. Unſere Epigonen, ja ich ſage ſogar unſere Plagiatoren begründen erſt unſere Unſterblichkeit, ſie tragen unſere Art auch in jene flachen breiten Regionen hinab, in die wir ſelbſt nicht ſinken können, und zwar mit der gehörigen Verwäſſerung, die für die Menge nöthig iſt."

Die Mehrzahl, von der er hier sprach, drückte mich ein wenig, ich glaubte mich nicht zu Denen rechnen zu dürfen, die nicht in die flachen Regionen sinken können. Ich muß ihm das angedeutet und vielleicht mit einiger Beklommenheit auf meine enge Begrenzung im Volksthümlichen hingewiesen haben, er machte eine Bewegung mit der Hand und sagte: „Ich bitte Sie, sagen nicht auch Sie die dumme Phrase nach von der engen Begrenzung, in die man Sie immer einsperren will und über die ich mich schon so oft geärgert habe. Wären Sie hübsch in der engen Begrenzung geblieben, welche eine löbliche Kritik nach Erscheinen Ihres Zither und Hackbrett und Ihrer Steirischen Sittenbilder mit einem Federstrich um Sie gezogen hat, so hätten Sie keinen Waldschulmeister und keinen Gottsucher geschrieben. Lassen Sie sich von den Literaturbonzen die Grenzen Ihres Könnens nur ruhig ziehen und springen Sie nur immer frisch darüber hinaus, so wie Sie es bisher gethan haben. Der Dichterruhm liegt nicht innerhalb, sondern außerhalb gezogener Grenzen."

Vielleicht war es infolge dieses Gespräches. An einem der darauffolgenden Tage sandte mir Hamerling den französischen „Figaro", in welchem eine meiner Novellen ins Französische übersetzt gedruckt stand; dabei war ein Zettel mit Hamerling's Handschrift: „Wie man hier sieht, überspringen Sie nicht bloß die vom litera-

riſchen Kritiker W. gezogenen äſthetiſchen, ſondern auch die von Bismarck gezogenen politiſchen Grenzen.“ Auf das Zeitungsblatt hatte er mit Bleiſtift den Spruch geſchrieben:

„Meiſter iſt Jeder und gleich ein Jeder der Größten und Beſten,
Wenn er das Eigenſte giebt, was er wie Keiner vermag.“

Ich brauche wohl nicht zu ſagen, wie ſolche doch vielleicht mehr ſeinem guten Herzen als ſeiner Ueberzeugung entſprungenen Bemerkungen mich allemal ermuthigten und ſtärkten, daß ſie wie erquickender Wein waren für mein oft zagendes Herz. —

Strenge Lehre.

Einmal nach dem Erscheinen eines meiner Bücher kam Hamerling zu mir in die Wohnung und zog sofort das neue Buch aus dem Sacke.

Aha, dachte ich, jetzt wird die Dichtung besprochen. Er schmunzelte ein wenig, setzte sich mir gegenüber an den Tisch, nahm einen Bleistift zur Hand und sagte: „Ja, mein Lieber, heute ist der Schulmeister in mich gefahren. Jetzt will ich Ihnen einmal Unterricht geben in der deutschen Grammatik und Rechtschreibung. Warten Sie einmal, da haben wir gleich etwas. Man sagt nicht von Kirschkernen, daß sie zwischen den Zweigen herab sickern; sickern kann nur Flüssigkeit. Schreiben Sie anstatt sickern: rieseln. Hier ist die Rede von einer Volkstype aus den Alpen. Typen, das sind Buchstaben, wie sie der Schriftsetzer aus Blei hat; Sie meinen Typus und müssen daher Volkstypus schreiben. Dann

hier giebt es auf einer Seite nicht weniger als fünf Auſtriacismen, die nicht deutſch ſind und in Norddeutſchland nicht verſtanden werden. Wo Sie nicht Ihre Bauern ſprechen laſſen, ſondern als Erzähler ſelbſt zum Leſer ſprechen, da haben Sie ein tadelloſes Deutſch zu ſchreiben. Hier ſprechen Sie vom Verkühlen, man verkühlt ſich aber nicht, ſelbſt bei ſibiriſcher Kälte nicht, aber vor dem Erkälten muß man ſich inacht nehmen. Nun kommen wir auf dieſe Seite. Da ſteht ein verworrener Satz. Ich weiß genau, was Sie ſagen wollen, Andere aber dürften nicht klug daraus werden. Dann hier und hier und hier: Meiſt grammatikaliſche Fehler, man kann ſie auch Druckfehler nennen; ich ſtrich ſie bloß an und empfehle ſie Ihrer freundlichen Beachtung. Sie haben einen Stil, um den man Sie beneiden kann, allein Sie wenden zu wenig Sorgfalt darauf an. Bei uns Dichtern kommt es nicht ſo ſehr darauf an, was man ſagt, ſondern vielmehr wie man es ſagt. Wir können die größten Wunderlichkeiten ſagen, haben ſie eine künſtleriſche Form, ſo werden ſie nicht allein verziehen, ſondern auch geglaubt. — Ueber den Inhalt des Buches das nächſtemal."

Nie vorher und nie nachher hatte er ſo beſtimmt und ſcharf über Fehler von mir geſprochen. Es machte auf mich auch den gehörigen Eindruck. Schon am nächſten Tage kam von ihm ein Briefchen, welches nicht mehr in meinem Beſitze iſt, ungefähr aber ſo gelautet hat:

Sie haben mir in dieser Nacht einige schlaflose Stunden verursacht. Nicht Ihrer Sprachfehler, sondern der meinen wegen. Ich habe gestern Kleinigkeiten, wie sie fast in jedem Buche unserer rasch producirenden Zeit vorkommen, in einer Weise zur Sprache gebracht, die Sie am Ende verletzt hat. Zu meiner Entschuldigung bitte ich Sie, sich daran zu erinnern, daß der philologische Schulmeister in mir, der schon seit länger als 20 Jahren den Mund halten muß, manchmal ungeberdig wird. Der Dichter hat ihn nun hoffentlich für lange Zeit ins Ausgedingstübchen zurück gejagt. Also kommen Sie bald zu mir, Sie haben nichts mehr zu fürchten. —

Es ist aber schade, daß er seine Unterrichtsstunden in der Grammatik bei mir nicht fortgesetzt hat; ein bißchen hätten sie vielleicht doch beigetragen, die Flüchtigkeit, die ich mir im Schreiben nur schwer abgewöhnen kann, einzudämmen.

Mangelnder Sinn für bildende Kunst. Neigung zur Musik.

In seinen „Stationen" ergeht Hamerling sich irgendwo in eitel Lob über mein „hübsches Zeichen- und Malertalent". Er hatte nämlich mehrmals geblättert in jenen literarischen Erzeugnissen, die ich im Waldhause als Knabe hervorgebracht und reichlich mit „Illustrationen" versehen hatte. Ich gestehe, daß ein gewisses Geschick in mir war, mit Bleistift oder Feder allerlei Bildchen zu zeichnen und sie dann mit Wasserfarben zu bemalen, was durch kleine, aus eigenem Haupthaare verfertigte Pinsel bewerkstelligt wurde; aber daß diese meine „Kunstwerke" in Hamerling's Lebensbeschreibung ausdrückliche und fast ernsthafte Würdigung fanden, hat mich doch ein wenig überrascht. Als ich später aber Gelegenheit hatte, Einsicht in seine Zeichenmappe zu nehmen, da begriff ich, daß meine Bilder ihm imponiren konnten. Ich habe von einem erwachsenen Menschen

wohl ſelten ſo unbehilfliche, geradezu kindliche Handzeichnungen geſehen, als von unſerem Dichter. Dieſelben könnten allenfalls von einem müßigen Maurergeſellen oder von einem launigen Schuhmacher ſtammen, wenn nicht ſehr deutlich des Künſtlers Namenszug dabei ſtünde und nicht mit ſeiner Schrift der Gegenſtand erläutert wäre. Gegenſtand der mit Feder gezeichneten und mit Bleiſtift ſtraffirten Bildchen iſt ſtets ſeine liebe Mündel Bertha. So iſt dargeſtellt, wie Hamerling gravitätiſch mit dem kleinen Mädchen ſpazieren geht, wie das Kind von der Schule kommend ausſieht, wie es als ſiebzehnjährige, züchtige Jungfrau zu ſchauen ſein wird, und auch das Porträt des künftigen Bräutigams fehlt nicht. Alles höchſt einfältig, ohne Spur von Schattirung oder Perſpective, ich glaube, die Figuren ſtehen ſogar in der Luft. Die Auffaſſung iſt geradezu rührend kindlich und die Formen und Verhältniſſe ſind derart verzeichnet, daß man anfangs glaubt, er habe dem Kinde zuliebe und ſich zum Scherze Caricaturen zeichnen wollen. Doch ſehr bald wird dem Beſchauer klar, daß es dem Künſtler furchtbarer Ernſt damit geweſen, gute und ähnliche Bilder zu erzeugen, und daß ihm das Können leidig im Stiche gelaſſen. Um dieſe Bildchen, die einſt im Hamerling-Muſeum eine höchſt intereſſante Nummer ſein werden, am beſten für die Leſer zu charakteriſiren, darf ich nur bitten, ſich an die Kreidezeichnungen

zu erinnern, die auf den schwarzen Tafeln der Volksschulzimmer in den Zwischenstunden zu Stande kommen.

Auch kleine Schnitzereien von Baumrinden sind vorhanden von seiner Hand. Eines Tages war er mit Bertha in den Mariatroster Wald gegangen, um auf Wunsch des Kindes eine wunderthätige Alraunwurzel zu suchen. Da eine solche trotz alles Umherguckens nicht zu finden war, so brach Hamerling ein Stück Kiefernrinde vom Baum und schnitzte daraus mit dem Taschenmesser eine wunderthätige Alraunwurzel. Die Einfalt dieser Bildnereien wirkt herzbewegend auf den Beschauer, wenn er sich erinnert an die gewaltige Gestaltungskraft, an die glühende, sinnberückende Farbenpracht, die in dem Dichter des „Ahasver in Rom“ und des „Königs von Sion“ sich geoffenbaret hat. Die bildende Kunst hat er nirgends bevorzugt. In seiner Wohnung war zwar manches Bild, an das sich persönliche Erinnerungen knüpften, aber kein eigentliches Kunstwerk. Auch an den illustrirten Ausgaben seiner Werke zeigte er keine besondere Freude, wie auch konnte seine Phantasie an derlei Genüge finden! Am meisten befriedigten ihn Thumann's Zeichnungen zu seiner Dichtung „Amor und Psyche“, an denen ihm das Ideale und Liebliche gefiel.

Mehr Sinn als für bildende Kunst, hatte er für Musik. Mit Musik beschäftigte er sich gerne und häufig, doch war er darin Autodidakt. Er lernte die Noten, er

lernte, abgeſehen von geringer Beihilfe in der Jugend, das Clavierſpielen faſt ganz durch ſich ſelber. Auch die Geige verſtand er einmal zu handhaben. Er ſpielte Beethoven, Bach, Mendelsſohn und vor Allem Chopin, der ſein beſonderer Liebling war. Manchmal, wenn ich bei ihm eintreten wollte und ihn drinnen ſpielen hörte, horchte ich ein wenig vor der Thür. Leicht ſprang er von den Noten ab und kam in ein Phantaſiren, das manchmal lieblich, manchmal wunderlich, manchmal großartig war. Wenn man dann leiſe anklopfte, war es mit Allem vorbei, befangen ſtand er vom Clavier auf, als ſchäme er ſich ſeines Spieles. Und doch hätte ich ihm für mein Leben gern ruhig und lange zugehört.

Im Frühjahr 1875 war es, als ich eines Tages vom Grabe meiner wenige Wochen früher verſtorbenen Gattin in meine Wohnung zurückkehrend, vor der Thür ſtutzend ſtehen blieb. Drinnen auf meinem Pianino ertönte das Weihnachtslied: „Dies iſt der Tag von Gott gemacht.“ Es war das Letzte geweſen, was meine Frau geſpielt hatte, und nun klang es genau wieder ſo, mit derſelben frommfreudigen Innigkeit .... Wer konnte das ſein? — Heftig begann mir das Herz zu pochen, und als ich die Thür öffnete, ſaß am Pianino Robert Hamerling.

„Es war ihr Lieblingslied!“ ſagte ich, ihm die Hand reichend.

„Ich habe eine Wunde aufgeriſſen," entgegnete er leiſe, „verzeihen Sie mir, die Noten waren aufgeſchlagen."

„Bitte, ſpielen Sie es noch einmal. Ich möchte es immer wieder hören."

Da war es das erſte- und letztemal, daß er mir vorſpielte. Es dauerte aber nicht lange. Ich vermochte meine Rührung nicht zu bezähmen, da brach er plötzlich ab, trat ans Fenſter, um ſich unbemerkt die Augen trocknen zu können. Dann ſagte er, tief Athem ſchöpfend: „Ja, die Muſik! — Kein Wort und kein Bild führt uns Vergangenes und Verlorenes ſo klar und lebendig wieder vor die Seele, als die Muſik."

„Muſik ſchläfert Kinder ein, Muſik weckt Todte auf. Es hat einen tiefen Sinn, wenn es heißt, daß am jüngſten Tage nicht durch einer Stimme Ruf oder durch das Krachen des Donners, ſondern durch Poſaunenſchall die Todten aufgeweckt werden".

„Man ſpricht von einer Zukunftsmuſik," bemerkte er nach einer Weile, „ich kann auch von einer Vergangenheitsmuſik ſprechen, das heißt von einer ſolchen, auf deren Schwingen man in die Vergangenheit zurückfliegt."

Seine Vergangenheit voll materieller Noth und voll von himmelſtürmendem Idealismus — er dachte oft an ſie. —

Heraklitusbrüder. Schreibung der Eigennamen.

In den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" erzählt Hamerling von seinem Freunde Anton Bruckner, mit dem er in Jugendjahren zur ewigen Freundschaft den Bund „die Heraklitusbrüder" geschlossen hatte. Von der Schließung dieses Bundes liegt mir die Urkunde vor, ein gar merkwürdiges Schriftstück, welches den Idealismus und die Sehnsucht nach geistigen Thaten und Ruhm der beiden jungen Männer so vortrefflich kennzeichnet, daß es hier Platz finden soll.

„Contract.

Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn.
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgeh'n
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.

Goethe.

Die Unterzeichneten, da sie beyde als Freunde sympathisch nach einem hohen Ziele streben, von dem ge-

meinschaftlichen Wunsche beseelt, das Lob der Nachwelt zu erringen, und es mehr als Alles fürchten, ruhm- und spurlos in das Dunkel des Todes und der Vergessenheit hinabzusinken, von einem frühzeitigen Tode jedoch für ihre Wünsche und Pläne das meiste befürchten zu müssen glaubten, haben, um die bösen Wirkungen einer so traurigen Störung nach Kräften zu mindern Folgendes bei dem Genius ihrer Freundschaft sich zugeschworen am Tage des heil. Heraklius, den 11. März 1846:

Wenn Einer von ihnen im Jugendalter mit Tod abginge, ohne bevor seinen Ruhm fest gegründet zu haben, so ist der Hinterbliebene verpflichtet, den literarischen Nachlaß des verblichenen Freundes sammt einer Biographie desselben mit seinen eigenen Schriften ans Licht zu fördern, ihn würdig zu feiern, auf jede Weise zu streben, den Ruhm des Bruders mit dem eigenen zu vereinigen und der Nachwelt ans Herz zu legen, daß sie dieses Bündniß ehre, und fortwährend in allen späteren Auflagen die Erzeugnisse beyder Freunde vereinigt bestehen lasse, wenn sie längst schon in besseren Regionen sich wiedergefunden.

Sie haben zu diesem Behufe sich außerdem zu folgenden Punkten vereinigt:

1. Es ist Jeder verpflichtet, dem Freunde eine gedrängte Skizze seines Lebens schriftlich mitzutheilen, um ihm die Data zum Lebensabrisse zu liefern.

2. Es hat der Hinterbliebene das vollste Eigenthumsrecht über die Papiere des Verblichenen, ausgenommen, wenn dieser mit einigen derselben eine besondere Verfügung vor seinem Tode getroffen haben sollte.

Wenn die Eltern, Verwandten, oder sonst Jemand, dessen Wille nicht zu umgehen ist, den literarischen Verlaß des Verblichenen ausdrücklich und dringend verlangten, so hat der Hinterbliebene nach Beschaffenheit der Umstände diesen Bitten Gehör zu geben und die Papiere nach genommener Abschrift zurückzustellen, doch nur dann, wenn er dafür halten kann, daß sie in die besten Hände gekommen sind. Wenn von einem Werke, Gedichte u. s. w. sich Dupplikate vorfinden, so hat der Hinterbliebene nur Ein Exemplar für sich zu nehmen und das Uebrige den Eltern, Verwandten u. s. w. wenn sie es wünschen, zur beliebigen Verfügung zu überlassen.

3. Die Contrahenten geloben, zum Andenken des Tages, an dem dieser Contract geschlossen wurde, nämlich am Tage des heil. Heraklius, sich mit dem gemeinschaftlichen Nahmen „Heraklius-Brüder" zu benennen. Jedes Jahr soll überdies an diesem Tage gegenwärtiger Contract aufs Neue abgeschrieben, und die neue Abschrift mit den Exemplaren der vorigen Jahre aufbewahrt werden, wenn keiner der Contrahenten zurücktritt, was jährlich an diesem Tage gestattet sein soll. Es haben

die contrahirenden Freunde an dieſem Tage die Exemplare der vorigen Contracte vorzuweiſen, ſie werden jeden etwaigen Groll vergeſſen, den Bund der Freundſchaft erneuern und übrigens dieſen Tag jährlich als ein frohes, heiliges Feſt feyern, mit einem Herzen voll unvertilgbarer Liebe, Treue und Sympathie.

Wien, am Gedächtnißtage des heil. Heraklius, den 11. März 1846 (Eintauſend, achthundert, vierzig und ſechs.)

Anton Adalbert Pruggner,
Heraklius-Bruder.

Rupert Johann Hammerling,
Heraklius-Bruder."

Alſo lautet der Heraklius-Contract. Robert Hamerling wäre der Mann dazu geweſen, im Ueberlebungsfalle den Verdienſten des Freundes auf das Gewiſſenhafteſte gerecht zu werden. Allein, als in den Sechzigerjahren der Freund verſchollen war, „man glaubt, daß er den Tod in den Wellen der Donau geſucht", fand ſich nichts von ihm vor, was „das Lob der Nachwelt" herausgefordert hätte. Doch hat der „Rupert Johann Hammerling" ſein Wort eingelöſt und dem Heraklius-Bruder in den „Stationen" ein ſchönes und bleibendes Denkmal geſetzt.

Franz Stelzhamer hat ſich einmal darüber beklagt, daß die Welt ſeiner Perſon zu wenig und ſeinem Namen

zu viel gebe, nämlich letzterem ein zweites m. Eine ähnliche Beschwerde konnte auch Hamerling erheben. Es war ihm keine große Freude, wenn er seinen Namen mit mm geschrieben sah; den begeistertsten Zuschriften, die seinen Namen wie: Hammerling schrieben, legte er kein Gewicht bei. „Wer," sagte er einmal, „den Namen des Dichters nicht schreiben kann, der kann auch seine Gedichte nicht lesen, oder hat kein Interesse an ihnen. Der beste Beweis einer Scheinverehrung ist das falsche Schreiben des Namens Dessen, den man zu verehren vorgiebt. Finden denn Sie nie ein zweites s in Ihrem Namen?"

„Oft genug," antwortete ich, „und bei mir haben in diesem Falle die Schreiber gar nicht Unrecht. Mein Familienname ist stets mit ß geschrieben worden. Weil es aber zu meiner Jugendzeit nicht weniger als fünf Peter Roßegger in meiner Heimatsgegend gab, wovon gar nicht einmal jeder mit mir verwandt war, und ich nicht mit diesem oder jenem verwechselt werden wollte, so brach ich zur Zeit, als mein Name anfing gedruckt zu werden, demselben das s aus. Jetzt thut es mir manchmal fast leid, den bezeichnenden Bauernnamen eines Mannes, der mit dem Roß eggt, geändert zu haben. Und ich weiß auch gar nicht, ob man das Recht dazu hat."

„Wer sich selbst einen Namen macht, der kann ihn auch schreiben wie er will," versetzte hierauf Hamerling.

„Bei mir iſt ja derſelbe Fall, mein Name ward urſprünglich mit mm geſchrieben, ich habe aus ähnlichen Gründen wie Sie, und auch der Vereinfachung wegen, das eine im geſtrichen.“

Thatſächlich findet ſich nicht bloß im Heraklius-Contract, ſondern auch im Trauſcheine der Eltern Hamerling's, ſowie in ſeinem Taufſcheine der Name: Hammerling (mit mm). —

Literariſcher Wunſch. Philoſophiſches Werk.

Das Gefühl des Neides, glaube ich, hat Hamerling an ſich nie gekannt. Und doch ſagte er eines Tages zu mir: „Um Eines beneide ich Sie wirklich. Es gehört natürlich auch zu Ihrem Glücke, das erreicht zu haben, ſo wie es zu meinem Unglücke gehört, für mich es nicht erreichen zu können. Ihr Verleger hat da eine billige Volksausgabe Ihrer Werke gemacht, deren gleichmäßig hübſch und handlich ausgeſtattete Bände ſich ſo appetitlich leſen, daß man es immer bedauert, ſie ſchon geleſen zu haben. Eine ſolche Ausgabe hätte ich auch immer bei meinen Werken gewünſcht, habe ſie aber nie erreichen können. Meine Bücher ſind viel zu theuer, die meiſten Leute, und oft gerade ſolche, die für Literatur noch Genußfähigkeit haben, können ſie nicht kaufen. Und am Ende bleibt es

doch einer der Hauptwünsche des Dichters, ins Volk zu bringen und im Volke zu wirken."

Diese seine etwa vor sieben Jahren gethane und auch später oft wiederholte Aeußerung gebe ich heute mit besonderer Absicht wieder. Was Hamerling selbst nicht erlebt hat, das wollen wir, das will das deutsche Volk erleben: Eine billige Ausgabe seiner Werke. Dieser Dichter hat sich seinem Verleger stets so wahrhaft freundschaftlich entgegenkommend und vertrauend erwiesen, hat ihm in jeder Beziehung stets solche Vortheile gelassen, daß man fast versucht ist zu sagen, er habe seinen Verleger zum Universalerben eingesetzt. Da andererseits auch die Coulance der Verlagsanstalt und Druckerei-Actiengesellschaft (vormals J. F. Richter) in Hamburg bekannt ist, steht es wohl außer Zweifel, daß eine billige und dabei würdig ausgestattete Volksausgabe der Werke Robert Hamerling's in kurzer Zeit erwartet werden kann. Der Verlag wird seinem großen Autor mit einer solchen Ausgabe ein auch ihn selbst ehrendes Denkmal gründen im deutschen Volke. Der erhebende, stärkende und erlösende Geist, den Hamerling's Werke athmen, sollte besonders in unseren Tagen die größte Verbreitung finden. —

„Wenn ich," sagte Hamerling eines Tages, „mein wissenschaftliches, philosophisches Werk herausgebe, so werden sich die Leute wundern, daß es nicht in Versen ist. Sie werden sich sehr schwer an den Gedanken

gewöhnen, daß es diesmal nicht der gestaltende Dichter, sondern der kühle scharfe Denker ist, der zu ihnen spricht. Bei diesem Werke wird es sich nicht handeln um Schönheit, sondern um Wahrheit, um nackte, harte Wahrheit, allein der Wahrheit willen."

„Das Werk wird Jene wohl aussöhnen," bemerkte ich, „die sich bisher beklagt, daß Sie das Gute und Schöne bevorzugt haben, der Wissenschaft gegenüber."

„Glauben Sie das nicht," antwortete er. „Ganz im Gegentheil wird es heißen: Schuster bleib' bei deinem Leisten! Ich würde ihnen den Gefallen auch ganz gerne gethan haben, wenn neben dem poetischen Hamerling nicht auch noch ein wissenschaftlicher Hamerling in mir stäke, der etwas gelernt und gedacht hat und auch einmal ums Wort bittet. Ich habe über meine Welt- und Lebensanschauung, die so Manchem nicht gefallen will, Rechenschaft zu geben. Jeder hat das Recht, zu sagen, was er von der Welt denkt, was er vom menschlichen Wesen hält."

Dann fuhr er fort: „In ein Gewerbe, in eine Fachwissenschaft kann und darf freilich nicht ein Jeder dreinreden, die Philosophie aber geht den Menschen als solchen an; obwohl die Meisten sie für etwas Müßiges halten, treibt doch fast Jeder auf eigene Faust ein wenig Philosophie, es mag daher vielleicht doch nicht

allzuſehr überraſchen, wenn der Dichter nicht immer nur dichtet, ſondern auch einmal denkt.“

Das philoſophiſche Werk, von dem hier die Rede war, iſt die vor einiger Zeit erſchienene „Atomiſtik des Willens“.

Parteiſachen. Deutſche Thaten.

Als vor einigen Jahren eine gewiſſe Partei, gegen die wir uns ablehnend verhielten, einen Zeitungsartikel erſcheinen ließ, der mir durchaus anſtändig, ehrlich und von beſter Abſicht beſeelt ſchien, fühlte ich mich von dieſem Aufſatze ſo hingeriſſen, daß ich einem Führer jener Partei meine Beiſtimmung ausſprach zu den Gedanken, die in dem Aufſatze erörtert waren. Alſogleich ſchlugen ſie Capital daraus, veröffentlichten meine Bemerkungen verſtümmelt und führten mich in einem ihrer Wochenblätter als den Ihren auf.

„Das kann Ihnen zur Witzigung dienen," ſagte bei ſolcher Gelegenheit Hamerling zu mir. „Sie ſind zu vertrauensſelig. Der Artikel war ja nichts als Bauernfängerei. Merken Sie ſich, daß es im Parteileben kein Recht, keine Ehrlichkeit, kein Sittengeſetz giebt. Alliiren Sie ſich mit keiner, auch mit der Ihnen am nächſten

ſtehenden nicht. Wir Poeten gehören zur Gruppe der Parteiloſen, und ſollte ſich auch dieſe Gruppe einmal zu einer Partei der Parteiloſen verknöchern, ſo müßten wir ſofort auch gegen ſie Partei ergreifen. Der Pegaſus im Parteijoche iſt ein ganz gewöhnliches Pferd."

„Alſo ſollen wir die Parteien ignoriren?" fragte ich, „ſollen wir ihnen nicht manchmal ein deutſches Wort ſagen?"

„Das kann uns Niemand verbieten," antwortete er. „Ich habe eins im Köcher. Warten Sie, bis mein Homunkel erſchienen ſein wird."

Der Pfeil im Homunkel traf, aber anders, als der Dichter geglaubt, er traf Jeden, doch ſelten Einer bekannte ſich für getroffen, Jeder heuchelte Unſchuld und that, als gelte der Pfeil dem Gegner. Das Verhältniß und das Gebaren der Leſewelt zu dieſer Satire geſtaltete ſich ſo überraſchend wunderlich, daß der Dichter eines Tages ſang: „Ehe den Homunkel ich ſchrieb, da kannt' ich leidlich die Welt erſt, kennen lernt' ich ſie ganz, ſeit den Homunkel ich ſchrieb!" —

„Ja, lieber Freund, die Leute ſind drollig!" bemerkte Hamerling einmal, „denken Sie, meine größeren Werke zuſammen haben mir nicht ſo viel Beifall eingebracht, als ein paar nationale Gelegenheitsgedichte, die ich in letzterer Zeit verfaßt habe. Daraus erſieht man, wie leicht es für uns wäre, die Gunſt der Zeitgenoſſen zu erlangen."

An dieſen Ausſpruch muß ich oft denken, wenn ich ſehe, daß Hamerling gegenwärtig faſt nur als deutſch-nationaler Dichter gefeiert wird. Unleugbar, er iſt für uns bedeutſam als Verfaſſer des „Teut“, des „Germanenzug“ und anderer Gedichte nationalen Inhaltes, aber größer noch iſt er als Verfaſſer des „Ahasver“, des „König von Sion“, des „Danton und Robespierre“, der „Aſpaſia“, des „Amor und Pſyche“ u. ſ. w. Freilich ſind auch dieſe Werke im deutſchen Geiſte geſchrieben und bringen im Auslande als deutſche Werke das deutſche Volk zu hohen Ehren, aber das iſt nicht genug heutzutage, oder beſſer, es iſt zu viel. Man begnügt ſich mit dem Worte: „Deutſch“. Doch das muß ſo oft als möglich betont werden.

„Ja!“ rief Hamerling, „deutſche Worte hör' ich, Worte! Doch wo bleibt der deutſche Sinn? Die deutſche That!“

Seine Dichtung war mehr als ein deutſches Wort, ſie war eine deutſche That.

Eines Tages, es war im Jahre 1884, fand ich ihn ſehr erregt. „In ſolchen Momenten,“ ſagte er, „weiß man es, wohin man gehört.“

Ich verſtand ihn anfangs nicht. Da hielt er mir ein Zeitungsblatt vor, in welchem eine Notiz mit Bleiſtift angeſtrichen war. Die Notiz berichtete, daß zu Paris vor dem Standbilde der Stadt Straßburg die Franzoſen aus Rachgier eine deutſche Fahne verbrannt hätten.

„Wahrlich, das hitzt das Blut!“ ſagte ich.

„Nicht wahr!“ gab er bei. „Aber ſie mögen machen, was ſie wollen. Straßburg werden ſie nicht haben, Straßburg nimmermehr!“

Kurze Zeit darauf las ich ſein berühmt gewordenes Straßburglied. Das Lied zündete durch ganz Deutſchland, ſo wie faſt alle ſeine Ausſprüche und Gedichte nationalen Inhaltes. Ich muß aber, und gewiß im Sinne des Verewigten, nochmals betonen, daß die Hauptbedeutung des Genius Robert Hamerling's in ſeinen großen Werken liegt, die der Weltliteratur angehören und bereits in faſt alle Culturſprachen überſetzt worden ſind. —

Verrohung des Zeitgeiſtes.
Mißverſtandener Nationalitätengeiſt.

So aufmerkſam er die großen geiſtigen Bewegungen der Zeit zu verfolgen pflegte, ſo fremd ſtand er manchmal dem Treiben des Tages gegenüber. Alſo fragte er mich einmal, ob es denn wahr ſei, daß ein großer Theil der ſtudirenden Jugend antifreiheitlich geſinnt wäre?

„Von der ſtudirenden Jugend wüßte ich das nicht zu ſagen," war meine Antwort, „die nicht ſtudirende aber giebt faſt täglich ſchallende Beweiſe davon."

Hierauf ſagte er: „Wie ſich die Zeiten ändern! Wenn dem ſo iſt, ſo glaube ich, daß Leute wie wir Zwei, auf der Welt recht bald überflüſſig ſein werden."

„Oder doppelt vonnöthen."

„Bilden wir uns das nicht ein. Sehr wohl würden ſie ſich fühlen, wenn ſie der läſtigen Mahner und Warner los wären, auf ein Weilchen ſehr wohl. Ich mache die

Beobachtung, daß die antiliberale Preſſe ſich wenig mit Literatur abgiebt. Die liberale Preſſe ſchreibt uns manchmal tapfer todt, die clericale und reactionäre ſchweigt uns todt, weil ſie weiß, daß letztere Todesart die gründlichſte iſt. Andererſeits hat die fortſchrittliche Preſſe auch Verdienſte um manches Talent, das unter der Gleichgiltigkeit der antiliberalen Blätter gewiß zugrunde gegangen wäre. Schon darum ſollen ſich letztere nicht wundern, wenn die literariſchen Talente ihnen den Rücken kehren." —

Oft ſah ich ihn bekümmert über die Verrohung, die im geiſtigen Leben der Völker wieder einzureißen droht. Dann zog der edle Idealiſt ſich zurück zu ſeinen Büchern und lebte mit denſelben unter Krankheit und Schmerzen ein ſchöneres Leben, als manch körperlich geſundes Weltkind inmitten ſeiner grobſinnigen Genüſſe. —

Im October-Hefte des elften „Heimgarten"-Jahrganges druckte ich aus dem Schorer'ſchen Familienblatte ein Gedicht von Hamerling ab. Da dieſes Gedicht im Familienblatte unter dem Titel „Kornblume" erſchienen war, nachher im „Heimgarten" aber die Ueberſchrift: „Ich liebe mein Oeſterreich!" trug, ſo wurden Stimmen laut, als hätte ein „ſchwarzgelber" Redacteur des „Heimgarten" den Titel aus eigener Machtvollkommenheit geändert. Ich nehme die Gelegenheit wahr, um dieſe Annahme durch folgende Karte Hamerling's zu widerlegen:

„Hochgeehrter Freund!

Gegen die Benutzung der »Kornblume« habe ich gar nichts einzuwenden; nur bitte ich, statt »Kornblume« als Titel: »Ich liebe mein Oesterreich!« darüber zu setzen. Schon im Schorer'schen Blatte wollte ich dies so geändert haben, kam aber mit meiner Willensäußerung zu spät. Mit vielen herzlichen Grüßen aus dem St.-Hause.

Ihr

R. H.

Graz, 18. September 1886."

Ich wüßte keinen lebenden deutschen Dichter, in dessen Werken der nationale Gedanke, die deutsche Gesinnung so oft zum Ausdruck gelangt, als bei Hamerling; ja, er war ein deutsch-nationaler Dichter, aber ganz gewiß nicht im Sinne einer gewissen Partei, deren Liebe zum eigenen Volke im Haß gegen andere Völker besteht. „Es kennt, wie der germanische Gedanke, das deutsche Herz auch keine Völkerschranke," sang dieser Dichter. Klar genug hat der deutsche Oesterreicher Robert Hamerling seinen nationalen Standpunkt ausgedrückt, gerade in dem: „Ich liebe mein Oesterreich!" sowie in dem allbekannten Gedichte: „Deutschland ist mein Vaterland und Oesterreich mein Mutterland", welch letzteres er dem Deutschen Schulvereine gewidmet hat. Wenn Hamerling keinen österreichischen Orden erhielt, während der deutsche Dichter

Univ. Bibl. München

Wildenbruch für ein dem Kaiſer Franz Joſef huldigendes Gedicht ſich eines ſolchen erfreut, ſo dürfen wir daraus noch nicht folgern, daß Hamerling kein guter Oeſterreicher geweſen wäre. Man hält es eben für ſelbſtverſtändlich, daß der Dichter ſeinem Landesherrn huldigt, was Hamerling wiederholt gethan hat. Was der öſterreichiſche Kaiſer dem preußiſchen Dichter gethan, das hat der deutſche Kaiſer unſerem Dichter gegenüber freilich unterlaſſen, und es iſt gut, daß der „Germanenzug“, der „Teut“ u. ſ. w. nicht durch fürſtliche Decorirung in das Bereich des Tages gezogen worden. —

Gegen den Antiſemitismus.

Bedauerlich, daß in den Hader der Parteien, in welchen heute leidenſchaftlicher als jemals edle wie unedle Geiſter hineingehetzt werden, auch der hehre Name Robert Hamerling niedergezerrt worden iſt. Der Dichter hat von ſolchem Getriebe ſein Lebtag ſich fern gehalten.

Er war zwar kein Idealiſt im Sinne Jener, die ihn für außerhalb des Zeitſtromes ſtehend, für einſeitig und unpraktiſch hielten, oder gar für nicht berechtigt, in den Fragen der Zeit mitzuſprechen. Er war ein Realiſt in dem Sinne, daß er alle Fragen vom Standpunkte des gereiften, tiefgebildeten und gewiſſenhaften Menſchen aus beurtheilte, ohne Leidenſchaft in der Geſchichte den Urſachen nachging und nach allen menſchlichen Erfahrungen daraus auf die Folgen ſchloß. Er war ein

Idealist in dem Sinne, als er auf den endlichen Sieg des Guten glaubte, auf den endlichen göttlichen Sieg des Menschenthums auf Erden. Wer seine Werke kennt, der weiß auch, wie kindlich fromm er an diesem Glauben festgehalten. Das Parteileben war ihm der Ausdruck eigennütziger Bestrebungen im Großen; die politische Partei ist ja eine Vereinigung zur Uebervortheilung anderer Gruppen, ein Kampf um Materielles, dem zumeist die höhere ideale Richtung mangelt. Das war des Dichters Sache freilich nicht.

Vor dem Jahre 1885 ist zwischen uns kaum je einmal weder von Ultramontanismus noch von Liberalismus, weder von Nationalismus noch von Antisemitismus ein Wort gesprochen worden.

Mich hatten die Fragen der Zeit manchmal innerlich bewegt und aufgeregt: ich wußte zwar, daß auch er sie aufmerksam verfolgte, solches war ja wohl deutlich in seinem „König von Sion", „Teut", „Germanenzug", in seinen „Sieben Todsünden" zu merken. Allein, da er nie Anlaß genommen hatte, mit mir über die Bewegungen der Parteien zu sprechen, so habe auch ich es stets unterlassen, solche Dinge vorzubringen. That es mir doch so wohl, in seiner Gesellschaft allem herzversengenden Treiben des Tages entrückt zu sein.

Anders wurde das im Herbst 1885 bei den Angriffen der Antisemiten auf meine Person.

Einer kräftigen Bewegung gegen fremdgeistige Ueberwucherung auf wirthschaftlichem, literarischem und ethischem Gebiete bin ich nie entgegen gewesen, ja wer meine Schriften durchblättert, der wird finden, wie oft und laut ich gegen undeutsches Wesen, gegen Corruption, Gewissenlosigkeit und Anderes, was ja von den Antisemiten jüdischem Einflusse zugeschrieben wird, mein Wort erhoben habe. Nur zu bald stellte es sich heraus, daß die Kampfmittel und Ziele der Partei, welche in Oesterreich sich die antisemitische nannte, in mancher Hinsicht verwerflich waren. Da warnte ich die Leute einmal nachdrücklich vor der Gefahr, in dieselben Fehler und Laster zu versinken, die sie angeblich ja an den Juden bekämpfen wollen. Die Folge dieser wohlgemeinten Warnung war eine antisemitische Hetze gegen meine Person, und zwar in jener verschlagenen feigen Form, der man gerichtlich nicht beikommen kann.

Eine Weile ignorirte ich die öffentlichen und anonymen Angriffe und Verdächtigungen, das ärgerte sie und man stellte mir eine Falle. In Folge einer erhaltenen, mich beschimpfenden Postkarte mit gefälschter Namensunterschrift schrieb ich eine Antwort, durch welche einer der mir bekannten Verdächtiger sich beleidigt fühlte. Man forderte mich, während sie die Verleumdungen versteckt und offen fortsetzten, zu einem Duell, „damit die Angelegenheit ritterlich ausgetragen werde". Natürlich wurde der Bote von mir derb abgewiesen.

Ich war damals schwer leidend, also hatten mich diese Vorgänge doppelt tief gekränkt. Hamerling warf — wahrscheinlich durch meine Angelegenheit veranlaßt — einen prüfenden Blick auf die Bewegung, stellte sich sofort auf meine Seite, und zwar mit einer Entschiedenheit und einem Eifer, von welchem mehrere Personen, an die er deswegen herantrat, bei dem sonst so ruhigen und sanften Mann geradezu überrascht waren. In einem Briefe vom 8. September 1885 schrieb Hamerling mir:

„Man kann sich nichts »Ritterlicheres« denken, als die Kaltblütigkeit, mit welcher dieser ritterliche Herr bereit ist, sich mit einer geladenen Pistole vor den kranken Dichter R. hinzustellen und ihm, wenn's glückt, eine Kugel in den Leib zu jagen .... Es ist ein Zeichen der im Parteileben überhand nehmenden Gemüthsroheit .... Die rein menschliche Sympathie ist auf Ihrer Seite, lieber Freund. Fast rührend war es mir zu sehen, daß Sie unentwegt auch in Ihrem steirischen Sänger-Festgruß das Evangelium zu predigen fortfahren, für welches wir Poeten leben und sterben." (In jenem Festgedicht feierte ich in erster Linie den ewigen Geist, dann das Menschenrecht und das Vaterland.)

Wenige Tage später schrieb er über dieselbe antisemitische Angelegenheit:

„Auf Ehrenerklärung und Widerruf von Seite Ihrer Gegner würde ich an Ihrer Stelle nicht sonder-

lich bringen. Wer solche Dinge gegen Sie vorzubringen fähig ist, wie daß Sie Ihres »Judenzeitungsruhmes« wegen die Juden nicht scharf genug angreifen, und daß Sie »von jüdischem Schachergeiste angekränkelt«, deshalb »tief gesunken« sind, der kann Ihnen Ihre Ehre nicht rauben, folglich auch nicht zurückgeben." Damit hat er jener Sippe die Satisfactionsfähigkeit abgesprochen. Sein Brief fährt fort: „Sie sollen eben mürbe gemacht werden. Setzen Sie diesem über Sie aufgehängten Damoklesschwerte — oder vielmehr Damoklestaschenveitel — die Besonnenheit und Ruhe eines überlegenen Geistes entgegen. Ich kann nach allen meinen hier gemachten Wahrnehmungen nur wiederholen, daß Sie die Sympathie aller menschlich Denkenden in dieser Sache für sich haben, und daß Ihre Feinde Ihnen nichts anhängen können, als eine Märtyrerkrone. Uebrigens sind Sie Schriftsteller und haben die Feder zu glänzender Selbstvertheidigung in jedem Augenblick vor aller Welt.

Ihr getreuer Hamerling.

Graz, 11. September 1885."

Meine Gegner, welche näher zu kennzeichnen hier nicht der Platz ist, spielten alle ihre Karten aus, auch die falschen; anstatt ich sie, verklagten sie mich; freilich gerechtfertigt ging ich schließlich hervor, doch werde ich jene Tage schwerster Kränkung nie vergessen. Damals schrieb mir Hamerling den folgenden Brief:

„Mein lieber Freund!

Die Geſchichte Ihrer Leiden ſeit Monaten iſt ein intereſſanter Beitrag zur Leidensgeſchichte der Deutſchen in Oeſterreich. Ich hörte bisher nur von Mißhandlungen der Deutſchen durch die Czechen, nun ſieht man, wie Deutſche von Deutſchen behandelt werden. Aber nun dürfen Sie erſt recht nicht verzagen. Nun ſage ich: Wenn Deutſche ſo handeln (wie Ihre Gegner), ſo rufe ich mit Thumelikus: »Ich bin kein Deutſcher, will kein Deutſcher ſein!« Und wenn das deutſch gehandelt iſt, ſo iſt's beſſer, daß wir czechiſch werden. Ich kaufe mir morgen eine böhmiſche Grammatik. Auf baldiges Wiederſehen!

Ihr

Hamerling.

Graz, 27. September 1885."

Seinem Winke, daß der Schriftſteller ein Schwert habe, um gegen derlei Angriffe ſich kräftig zu vertheidigen, nachkommend, ſchrieb ich, auf meine Erfahrungen geſtützt, einen ziemlich ſcharfen Aufſatz gegen die unredliche Kampfweiſe der Partei, die ſich damals die „Deutſchnationale" nannte. Ich gab ihm das Manuſcript zu leſen, worauf er mir Folgendes ſagte: „Es iſt ja Alles, was Sie hier ſagen, wahr, aber an Ihrer Stelle möchte ich das nicht drucken laſſen. Man würde auf das Heftigſte gegen Sie herfallen, und an Grobheit ſind Sie ſolchen Leuten nicht gewachſen.

Ein Dichterherz ist zu weich und zu gut, als daß es sich in den rücksichtslosen Streit der Parteien einlassen dürfte. Ein Parteimensch kämpft in seiner Leidenschaft mit manchem Mittel, das der sittlichgebildete Mensch verschmähen muß, also kommt man ihm nicht auf. Seien Sie nicht betrübt darüber, daß Sie jetzt schweigend Unrecht leiden sollen. Die Zeit wird lehren, wer der Stärkere ist, der wüthende Parteilöwe oder der sanftmüthige Poet mit seinen Grundsätzen des Rechtes und der Sitte."

So sprach er, und der Ton, in dem er das sagte, war so über alle Beschreibung herzlich und liebevoll, daß mir die Thränen in die Augen kamen. Da faßte er — er lag im Bette — meine Hand, zog mich sachte zu sich und sagte: „Haben Sie wieder Muth, mein Freund, haben Sie wieder Muth!" Und er legte seine Hand mit einer fast zärtlichen Innigkeit auf meine Achsel. So hatte ich ihn früher nie gesehen.

Später hat Hamerling mir einmal eingestanden, daß er damals Nächte lang nicht habe schlafen können vor Aufregung über mein Erlebniß. Was mir widerfahren, könne unter solchen Zuständen ja geradesogut Gustav Freytag, Paul Heyse, Anzengruber und ihm selbst geschehen, überhaupt Jedem, der nicht in das Horn dieser Partei bläst.

Als wir von einem meiner anonymen Hauptangreifer später den Namen erfuhren und es sich herausstellte,

daß derſelbe ein Bekannter Hamerling's war, konnte dieſer ſich vor Staunen anfangs beinahe nicht faſſen. „Ein ſonſt anſtändiger Menſch!" rief er aus. „Da ſieht man wieder, was Parteileidenſchaft aus einem Menſchen machen kann."

Noch führe ich hier ein Geſpräch aus dem Jahre 1886 (Tagebuch 29. Mai) an. Es fand ſtatt gelegentlich der Veröffentlichung eines Aufſatzes: „Sonderbare Erfahrungen" im „Heimgarten". Da ſagte Hamerling dem Sinne nach Folgendes:

„Sie ſind ein kränklicher Mann, deſſen Leben und Wirken nur Frieden athmen, der ſich, ſeiner Familie und ſeinen Lesern Selbſterhaltung ſchuldig iſt, wie konnten Sie ſich nur auf einen ſo heiß umſtrittenen Kampfplatz ſtellen, auf welchem Sie Tauſenden von giftigen Pfeilen ausgeſetzt ſind! Glauben Sie ja nicht, daß Wahrheit und Recht die Gegner rührt, daß der unwiderlegſichſte Beweis die Gegner überzeugt. Denn das ſind Gegner um jeden Preis, und je unanfechtbarer Ihr Artikel iſt, deſto mehr wird man Sie haſſen und verfolgen. Weil man nichts Thatſächliches gegen Sie aufzubringen wußte, ſo hat man zur Waffe der Ohnmächtigen gegriffen und Sie mit Schimpfnamen beworfen. Jene Leute, die ſo groß thun mit ihrer germaniſchen Ehrenhaftigkeit und Ritterlichkeit, haben Ihre Worte abſichtlich verdreht, entſtellt, haben Sie verhöhnt in einer

Weiſe, wie der niedrige Pöbel höhnt, und wenn ſolche Leute noch einen Funken von Ehrgefühl beſitzen, ſo werden ſie ſich ſelbſt vielleicht heimlich ſchämen, Sie aber um ſo tiefer haſſen."

„Es empört mich auch," ſagte ich hierauf, „daß dieſe Bewegung unter der Flagge des Nationalismus zerſetzend auf unſeren Staat wirkt, nicht minder auch auf den Geiſt des Chriſtenthums."

„Sie werden auch bemerkt haben, daß dieſe Partei die humanitäre Richtung der deutſchen Claſſikerzeit ignorirt und dafür ihre plumpen Idole aufſtellt. — Nein, wir ſind zu gute Deutſche, als daß wir die den Deutſchen angeborene Neigung für Menſchlichkeit und ſittliche Freiheit ſo ganz verleugnen könnten. Wir Beide ſind Gott ſei Dank zu unverbeſſerliche Idealiſten, als daß wir einer in Selbſtſucht fanatiſch gewordenen Menge Folge leiſten, geſchweige ihre Propheten ſein dürften. Um ihre materiellen Vortheile mögen ſie ſich ſelbſt balgen mit Juden und Anderen, von denen ſie in die Enge getrieben werden, nur uns Dichtern ſollen ſie es nicht zumuthen, daß wir zu den Leidenſchaften des Tages niederſteigen; uns Dichtern ſollen ſie es freiſtellen, daß wir, wie vor- und nachher, alſo auch heute, nach den höchſten ewigen Zielen weiſen, ohne daß ſie es nöthig finden, uns dafür zu ſteinigen. — Trifft Sie ein Stein, lieber R., ſo heben Sie ihn auf, aber warten

Sie die günſtige Zeit ab, ihn zurückzuwerfen. Jetzt ſind Sie zu erregt. Einſtweilen rächen Sie ſich am beſten, wenn Sie bleiben wie Sie ſind und die Widerſacher ignoriren.“ —

Einige Zeit nach dieſem Geſpräche iſt das folgende Gedicht entſtanden:

An den Ritter von * . *

Von Robert Hamerling.

Zwar Juden freſſen kann ich dir nicht helfen,
Zu ſchwach iſt für die Koſt mein kranker Magen;
Auch bin ich Dichter: tanzen mit den Elfen,
Mit Lerchen trillern — das will ich noch wagen;
Doch niemals werd' ich heulen mit den Wölfen,
Und nichts als meine Laute will ich ſchlagen.
In keinem Kampfe denk' ich mitzubogen:
Auch nicht in dem der Eſel mit den Ochſen.

Doch wie man lieber hat den Schinderhannes
Als flacher Dutzendmenſchen breite Gruppen,
Lieber die Tollheit eines ganzen Mannes,
Als hundert nur am Draht gelenkte Puppen,
So füg' ich mich dem Zauber deines Bannes,
Charakterfettaug' du auf Bettelſuppen!
Ich achte dich, dieweil es zwar nicht Schlimm're
Als du biſt, giebt, doch, was noch ſchlimmer: Dümm're!

— — — — — — — —

Eine überraſchende Mittheilung. Erbſchaftsſorgen.

Vor vier oder fünf Jahren war es, als Hamerling mich eines Abends rufen ließ. Er lag im Bette und bat wie gewöhnlich, wenn er mich zu ſich beſchied, „um Entſchuldigung, daß er mich bemühen mußte“.

„Ich habe Ihnen,“ ſagte er dann, „heute ein für einen deutſchen Dichter merkwürdiges Geſtändniß zu machen.“

Dieſe Einleitung erweckte meine Neugierde in hohem Grade.

„Lieber Freund,“ fuhr er mit einiger Verlegenheit fort, „ich beſitze ein Vermögen. Es iſt größer, als es bei Poeten vorzukommen pflegt, aber es iſt nicht ſo groß, als ob ich Operettenſchreiber geweſen wäre. Nun denke ich für alle Fälle daran, mein Haus zu beſtellen. Wenn ich heute mit Tod abgehe, ſo ſind ein paar Perſonen

da, für die ich zu ſorgen habe, die aber außerhalb der geſetzlichen Erbfolge ſtehen. Ich habe alſo ein Teſtament verfaßt. Nun weiß ich nicht, wo ich dieſes Teſtament deponiren ſoll, daß es im Falle meines Todes ſofort zur Hand iſt, und da ſollen Sie mir einen Rath geben."

Ich meinte, daß man ein Teſtament vielleicht bei Gericht niederlegen oder es einem Advocaten anvertrauen könne, und nannte ihm mehrere der Letzteren, die wir Beide perſönlich kannten und achteten. Er entſchied ſich auch für einen ſolchen.

„Nach einiger Zeit kam er auf dieſe Sache wieder zurück. „Ich habe," ſagte er, „in meiner bewußten Angelegenheit noch nichts verfügt. Bei näherem Nachdenken wurde mir klar, daß der Advocat, dem man ſein Teſtament zur Aufbewahrung giebt, auch als Teſtamentsvollſtrecker zu beſtimmen iſt. Nun erfahre ich aber, daß der Herr, dem ich vorhatte Alles zu übergeben, in neueſter Zeit bei der antiſemitiſchen Partei ſich ſo ſtark engagirt hat, daß ich glaube, er würde für meine Angelegenheit weder Zeit noch Intereſſe finden. Wir müſſen alſo einen Anderen ſuchen."

Ich wies darauf hin, daß in ſeiner nächſten Nachbarſchaft, in dem Hauſe ſelbſt, in welchem er wohne, ein Mann ſei, der mir vollkommen geeignet ſchien.

„Ich habe ſchon an ihn gedacht," unterbrach er mich, „und es iſt mir angenehm, daß Sie ſeiner er-

wähnen. Ich habe zu ihm mein volles Vertrauen und werde ihm Alles übergeben. Sie sollen davon wissen."

Hierauf weihte er mich in manche intimere Verhältnisse ein, orientirte mich über Manches, für den Fall er plötzlich sterben müsse. „Und jetzt," so sprang er auf einmal über, „jetzt, mein Lieber, erzählen Sie mir von Ihren Kindern. Bei Ihnen blüht es so trostreich nach; Sie stehen nebst Ihrer eigenen und nebst der Person Ihrer Frau in vier frischen Exemplaren fest auf Erden: Ich sollte eigentlich meinen Spruch: Die Todten allein sind unsterblich, dahin abändern: Eheleute allein sind unsterblich. Es muß doch köstlich sein, seine Liebe, seinen Ruhm und anderes Eigenthum auf Kinder vererben zu können ohne Testament und Advocaten, ja ohne sich erst darüber entschuldigen zu müssen, daß man etwas zu vererben hat und an bestimmte Personen vererben will."

Der Mann, welcher in der nächsten Nachbarschaft mit Hamerling wohnte, in demselben Hause, nur um zwei Stock tiefer, der Mann, dem er sein volles Vertrauen schenkte und dem er Alles übergab, war der Hof- und Gerichtsadvocat Dr. J. B. Holzinger. Ich glaube, unser Dichter hätte keinen geeigneteren Vollführer seiner Bestimmungen und seines letzten Willens finden können, als diesen Mann, der seit jeher dem Dichter und dem Menschen Hamerling in wahrer Verehrung zugethan gewesen, der dann den Nachlaß bis ins Kleinste mit

treueſter Pietät bewachte und die Verordnungen und Wünſche des Hingegangenen, ſoweit ſie bekannt geworden ſind, mitſtrenger Gewiſſenhaftigkeit zu vollführen trachtete. Es iſt bei Robert Hamerling, der ohne legitime Nachfolger und Hüter ſeiner Intereſſen ſterben mußte, deſſen Name und geiſtiges Erbe in Gefahr ſtand, im Zanke der Parteien entſtellt, freibeuteriſch mißbraucht zu werden, es iſt hier doppelt wichtig, daß ein ernſter, objectiver und unbeugſamer Mann im Sinne des verewigten Geiſtes über dem Nachlaſſe waltet und Mitwache hält, daß des edlen Dichters Bild, ſo wie es war, in das Eigenthum des deutſchen Volkes übergehe.

Arme Schelme. „Dichtereitelkeit."

Eines Tages (1887) war wieder einmal die Rede von den Kritikern. Hamerling lächelte ein wenig und sagte dann: „Der echte Dichter wird sich seiner Bedeutung erst bewußt, wenn er von Recensenten dumm behandelt wird. Ich habe immer erst aus den Kritiken meiner Sachen gesehen, um wieviel ich gescheiter bin als diese Leute. Es ist nur schade, daß wir die Schwäche haben, uns wegen einer albernen Kritik unser einfaches Mittagsessen verleiden zu lassen. Wir glauben immer, sie hassen uns, wenn sie uns verreißen. Du lieber Gott, es ist ja ihr Geschäft, Alles besser zu wissen als der Meister, und Allem womöglich die schlimmste Seite abzugewinnen. Daß ein Mensch bei solchem Geschäfte geistig und im Gemüthe nicht gedeihen kann, versteht sich von selbst."

Ich merkte es ihm an, daß er über diesen Punkt noch Manches zu sagen hätte, aber er brach ab. Wir

kamen über Dichtereitelkeit zu ſprechen und Hamerling ſagte: „Jedem wird die Freude an ſeinem Geſchäfte und an ſeinem Werke gegönnt, nur dem Dichter nicht. Wenn der Poet ſich ſeiner Schöpfung freut, ſo iſt das Dichtereitelkeit. Vom Dichter verlangt man, daß ihm wohl ſein ſoll in einer Geſellſchaft von Leuten, die ſtets an ſeinen Werken nergeln oder für dieſelben kein Intereſſe haben. Man findet es ſonderbar, wenn ein Dichter oder Maler oder Muſiker oder Schauſpieler ſeine Berufsgenoſſen oder deren Kritiker geſellſchaftlich meidet und ſich mit naiven Menſchen umgiebt, auf die ſeine Werke und Leiſtungen wirken und die ihm Achtung und Liebe zollen. Daß der Künſtler wie die Rebe Sonnenſchein bedarf, um guten Wein zu geben, iſt ein abgebrauchtes, deshalb jedoch nicht minder treffendes Gleichniß. Glücklich jeder Künſtler, der im Leben Kreiſe findet, die ihn »beweihräuchern«; Weihrauch iſt unſerem körperlichen wie geiſtigen Gedeihen zuträglicher als Schwefelſäure. Am allerbeſten iſt freilich Jener dran, der am ſchlechteſten dran iſt, nämlich den Krankheit und Gebrechen in ſeinen vier Wänden gefangen halten und vor dem Weihrauch wie vor dem Scheidewaſſer ſchützen.“

Förmlichkeiten. Ueber Tabakrauchen und Zechen. Humor. Heimatsliebe.

Einem gemeinsamen Freunde soll der Dichter einmal geäußert haben, daß mein Benehmen ihm gegenüber manchmal so förmlich sei. Und zu mir sagte er gelegentlich: „Hochachtung? Geachtet will man von aller Welt sein, von Freunden heischt man auch ein wenig Liebe. Ich weiß nun zwar recht gut, daß mein Haupt mit den weißen Locken und den pergamentfarbigen Wangen*) eher ehrwürdig als liebenswürdig aussieht.“ Er brach ab. In der That, ich konnte es ihm viel zu selten bekennen, wie lieb ich ihn hatte.

„Hätten Sie mich nur gekannt in meiner Jugend,“ sagte er (1887) eines Tages, „da war mir kein Zaun zu hoch und kein Muthwille zu groß, und selbst heute noch, wenn mein Leiden etwas erträglicher ist, will ich es an

*) Anspielung auf eine Bemerkung, die ich einmal über sein Aussehen gemacht.

Bummelwitzigkeit mit manchem Jungen aufnehmen. Tanzen? Warum denn nicht! Und denken Sie, ich habe ſogar einmal Tabak geraucht.“ Als er merkte, wie dieſes Bekenntniß mich wirklich überraſchte (denn es war unmöglich, mir in ſeinen klaſſiſch ſchönen Geſichtsformen einen Cigarrenſtängel, oder gar eine Tabakspfeife vorzuſtellen), ſetzte er bei: „Einmal habe ich eine Geliebte gehabt, die behauptete: Wenn ich rauchte, ſo ſei es ihr nicht anders, als ſähe ſie in der Kirche einen Heiligen Tabak rauchen.“

„Ausgezeichnet!“ rief ich lachend.

„Sehen Sie,“ fuhr er fort, „und wäre es Ihnen nicht auch unangenehm, von Ihrer Geliebten für einen Heiligen, anſtatt für einen ſündigen Menſchen gehalten zu werden?“

Derlei Scherzworte führte er nicht ſelten und dabei pflegte er das Haupt mit dem geiſtſprühenden Gluthauge munter in die Höhe zu halten.

Das Eine hätte ich gewünſcht, ihn einmal bei einem Glaſe Wein zu ſehen. Doch ein frohes Zechen lag ganz außerhalb ſeiner Art. In den einundzwanzig Jahren unſerer Bekanntſchaft ſah ich ihn nicht ein einzigmal einen Tropfen trinken oder einen Biſſen eſſen. Er betrieb die Ernährung mit einer Art Schamhaftigkeit, und wenn man ihn zufällig bei einer Mahlzeit überraſchte, ſo ſtand er auf und war nicht zu bewegen, weiter zu eſſen. So

vertraulich er ſonſt mir gegenüber zu ſein pflegte, wenn es ſich um Geiſtes- oder Herzensdinge handelte, in ſeinem äußeren Verkehr ließ er eine gewiſſe Höflichkeit nie aus dem Auge, und wenn er Einen dadurch im Banne der Förmlichkeit feſthielt, ſo durfte er ſich eigentlich nicht ernſtlich darüber wundern, daß man ihm mit gewiſſen Förmlichkeiten entgegnete.

Darum ſagte ich einmal zu ihm: „Ganz kennen lernen würden wir uns erſt, wenn wir zuſammen eine Flaſche Wein ausſtechen könnten.“

„Das Kranſein iſt mein Schutzengel,“ antwortete er, „ſonſt hätten Sie mich ſchon längſt zu weiß was für Allotrias verführt. Theoretiſch wäre ich gar kein Feind munterer Tafelrunde, allein diesmal iſt die Theorie grün, und grau die Wirklichkeit in der Krankenſtube. Ich muß ſchon zufrieden ſein, wenn Freunde manchmal meiner flüchtig gedenken beim Glaſe Wein.“

Seiner gedenken! Das geſchah oft in unſerem Kreiſe, aber nicht flüchtig, ſondern meiſt recht gründlich und voller Liebe. —

Oefter, als ich zu ihm, kam er zu mir. Weil mich das beſchämte, ſo geſtand er mir einmal, daß es ihm lieber ſei, wenn er bei mir in meiner Stube ſitze, als in der ſeinen. Bei ſolchen Zuſammenkünften konnte er ſehr gemüthlich und heiter ſein, und meine Hausgenoſſen wunderten ſich nicht ſelten über das Gelächter, das aus

meinem Zimmer ſchallte. Eines Tages, als meine Frau die neue Köchin fragte, wer denn drin ſei? antwortete die Köchin: „Ach Gott, dieſer Menſch mit dem langen Haar iſt wieder da. Ich habe ihn nicht hereinlaſſen wollen, aber er ließ ſich nicht fortſchaffen.“ —

Leute, die Hamerling nur aus einem oder dem anderen ſeiner tief ernſten Werke kannten, ſprachen ihm allen Humor ab. Dem entgegen habe ich erfahren, daß er einen überaus feinen, ſarkaſtiſchen Humor beſaß: er liebte in perſönlichem Umgang dem Geſpräche oft eine humoriſtiſche Würze, eine geiſtvolle Pointe zu geben. Sein intimſtes Werk, die „Stationen“, iſt ein gutes Beiſpiel ſeines ſcharfen Witzes, ſeines liebenswürdigen Humors. Aber dieſe Geiſtes- und Herzensblitze ließ er perſönlich nur ſpielen, wenn er unbefangen war. Bei fremden Menſchen konnte er eine gewiſſe Steifheit und Unbehilflichkeit in Gehaben und Ausdruck nicht überwinden. Ja er war in fremden Kreiſen in ſeiner Ausdrucksweiſe überaus zurückhaltend, vorſichtig, faſt ängſtlich, daß er die gewöhnliche Umgangsform nicht verletze. Alſo unterſchied er ſich von jenen Genies, welche in Geſellſchaften ihre außerordentliche Natur zur Schau zu tragen lieben, darauf hin ſündigen, mit ihren Werken aber ihrer perſönlich zur Schau getragenen Genialität nicht zu entſprechen vermögen. —

Sein Gemüth offenbarte sich häufig in seinen Erinnerungen an die Kindheit, an die Heimat, die er einmal mit mir besuchen wollte.

An seiner Heimat hing er mit rührender Liebe, obzwar in derselben nur wenige Menschen aus seiner Jugendzeit mehr lebten. Er kam oft darauf zu sprechen. „Die Heimatsliebe," sagte er einmal, „knüpft sich nicht so sehr an die Menschen, als an die Scholle. Ich habe ja meine Eltern mit in die Fremde genommen, und bin doch nicht frei von Sehnsucht nach dem Waldviertel. Die Liebe zur heimatlichen Scholle ist dem Poeten lebhafter zu eigen, als anderen Menschen. Sie sind auch in dieser Hinsicht ein Glückskind, daß es Ihre Verhältnisse gestattet haben, in Ihrer engsten Heimat sich eine neue Heimat selbst zu gründen, in der Sie — entgegen dem Sprichworte vom Poeten im Vaterlande — geachtet und geliebt leben können und hoffentlich ein recht hohes Alter erreichen werden. Blicken Sie einmal in die Runde, und Sie werden sehen, wie Wenigen Unseresgleichen ein solches Glück beschieden ist." —

Uebereinſtimmung. Philiſterrath und Dichtermuß. Strenge Rüge. Chiffern-Scrupel.

Rührend war es, wie Hamerling — ſelbſt in ſchwerer Krankheit und bis an ſein Lebensende — meinen literariſchen Beſtrebungen die wärmſte Aufmerkſamkeit geſchenkt hat. Zu rügen fand er, wie ſchon geſagt, manchmal beſonders an der Form, die Auſtriacismen und mundartlichen Ausdrücke, deren er zu viele in meinen hochdeutſchen Schriften fand. Lieber ergriff er die Gelegenheit, zu ermuntern. Beiſpielsweiſe erinnere ich mich einer Aeußerung über einen im V. Jahrgange des „Heimgarten“ unter dem Decknamen E. Hirtner veröffentlichten Aufſatz: „Wahrheit oder Glück.“

„Da haben Sie ja jetzt wieder einen neuen Mitarbeiter“ — ſagte Hamerling bei der nächſten Begegnung — „ich befürchte nur, daß der Name des Verfaſſers nicht ganz ſo redlich iſt, wie ſein Aufſatz.“ Da ich darauf ſchwieg, fuhr er fort: „Den Artikel können

nur Sie oder ich geschrieben haben. Da ich ihn nicht geschrieben habe, so —. Daß die Poeten," schloß er, „in diesen Dingen doch Alle der gleichen Ansicht sind!"

In der Weltanschauung, in philosophischen, religiösen, politischen und socialen Meinungen waren wir völlig eins, ohne daß Einer den Anderen hierin zu beeinflussen brauchte; ihm wie mir waren die Grundzüge angeboren im Charakter, nur daß bei ihm, dem großen, scharfen Denker und normal geschulten Mann, dieselben sich viel klarer entwickeln konnten. —

Von wohlwollenden Freunden wurde mir oft gerathen, nichts zu schreiben und drucken zu lassen, was mir irgendwelche Unannehmlichkeiten zuziehen, mir nach irgend einer Richtung Feinde machen könnte. Diese philiströse Zumuthung verletzte mich mehr, als es die öffentlichen Polemiken der Gegner gegen mich thun konnten. Einmal (1887) sprach ich darüber mit Hamerling.

„Solche Rathschläge sind auch mir ertheilt worden," antwortete er. „Die Leute können sich eben gar nicht vorstellen, daß man auch höhere Interessen haben könne als die, behaglich und unangefochten dahinzuleben. Die Herren, welche uns den Rath geben, anders zu schreiben als wir schreiben, die verlangen weiter nichts von uns, als anders zu sein, als wir sind. Das Dichterherz ist ein Vulcan, der die Gluthen auswirft. Was wir empfinden, denken, das müssen wir heraussagen. Mein

Interesse für alles das, was ich als wahr empfinde, ist so groß," schrieb er eines Tages, „daß ich es aussprechen muß, und daß gegen diesen Drang mir alle anderen Rücksichten der Welt in nichts verschwinden. — Verschweigen Sie nichts, was Sie glauben, sagen zu sollen, dann aber wappnen Sie sich tapfer gegen die Feinde, welche durch den Freimuth man sich schafft, und seien Sie darauf gefaßt, daß den Gegnern kein Mittel zu schlecht sein wird, Ihnen zu schaden." —

Strenge war er im Urtheile über den sittlichen Inhalt meiner Schriften. Manchem, der durch Vorurtheil und Nachbeten verurtheilt worden, ihn selbst für einen unsittlichen Dichter halten zu müssen, wird das sonderbar vorkommen.

Eines Tages, im März 1887, fragte mich Hamerling, ob dem zuletzt erschienenen „Heimgarten"-Hefte denn kein Unglück passirt sei? Da ich ihn fragend anblickte, fuhr er fort: „Ich habe schon mancherlei gelesen, ich habe Boccaccio, Dumas, Zola gelesen, aber etwas so Starkes ist mir noch nicht vorgekommen, als die Scene ist, welche Sie in Jakob dem Letzten, ich glaube auf Seite 419, beschrieben." Ich erschrak. „Die Scene beim Kirschenessen!" setzte er bei. „Da haben Sie sich in dem Bestreben, realistisch wahr zu sein, vielleicht doch zu weit hinreißen lassen. Realistisch wahr ist es freilich, ja, es ist wahr, seit die Welt steht und so weit es junge Leute

giebt, und wird auch wahr bleiben, aber beſchreiblich iſt es nicht in dieſer Weiſe, wie Sie es gethan haben.“ Freilich ſah ich nun ein, bei der Abſicht, das Volk in allen ſeinen Lebensäußerungen naturgetreu zu ſchildern, in meiner Sorgloſigkeit zu weit gegangen zu ſein; doch ließ ſich weiter nichts mehr machen, als in meinem Exemplare die arge Druckſeite zu durchſtreichen, damit ſie wenigſtens nicht in die bevorſtehende Buchausgabe kommen konnte.

Während im „Heimgarten“ die Erzählung: „Martin der Mann“ lief, war er auch etwas beunruhigt über Einzelnes in derſelben. Als ſie voll erſchienen und mit einzelnen Aenderungen verſehen, wieder von ihm geprüft worden war, ſchrieb er mir am 11. Juni 1888: „Sie haben durch die Art der Ausführung mich mit dem Bedenklichen verſöhnt, welches der Stoff für ſich hatte. Dieſem Romane iſt der Vorzug eigen, daß — obgleich er in mancher Beziehung der Pſychologie Hohn zu ſprechen ſcheint — die beiden Hauptfiguren doch mit ſo meiſterlicher Folgerichtigkeit gezeichnet und durchgeführt ſind, daß Alles ſo kommen konnte und mußte, wie es kam.“ —

Dem „Heimgarten“ war er ſtets warm zugethan, doch konnte es ihn ärgern, wenn man ihn für einen Mitredacteur desſelben hielt, ſeinen Einfluß bei dem Blatte anrief, oder ihm gar in demſelben anonym oder pſeudonym erſchienene Artikel zuſchrieb. Da war einmal

ein kleines luſtiges Mißverſtändniß. Ein ungariſches Blatt hatte aus dem „Heimgarten“ ein tolles Schwänklein abgedruckt. Hamerling zeigte mir das Blatt und rief: „Da haben Sie es, jetzt bin ich ein Schwänkedichter geworden, dieſe närriſche Geſchichte ſoll ich geſchrieben haben! Es iſt unerhört, was man mir Alles anthut. Bei meinen Gedichten, wenn man ſie ſtahl, hat man mehrmals ſchon meinen Namen weggelaſſen, bei fremden Erzeugniſſen hängt man ihn an.“ — „Wie ſo?“ war meine Frage. — „Da ſehen Sie?“ ſprach er in Aufregung, „hier ſteht meine genaue Chiffre **R. H.** darunter.“ — „Ei!“ entgegnete ich, „das ſoll doch nicht heißen: **Robert Hamerling**, ſondern **Roſegger's Heimgarten**. Dieſe freibeuteriſchen Blätter deuten zwar manchmal die Quelle an, aber wo möglich ſo, daß man ſie nicht errathen kann, ſondern etwa auf bekannte Namen verfällt, die ſich unter ſolcher Faſſung wie Mitarbeiter des langfingerigen Blattes ausnehmen.“ — Er war beruhigt, doch mußte das betreffende ungariſche Blatt in einer Notiz erklären, daß die Chiffre R. H. unter dem tollen Schwank nicht Robert Hamerling bedeuten könne.

Freundschaftsdenkmal. Thörichtes Verlangen. Unentschlossenheit. Liebesbrünstige Frauen.

Seit fünfzehn Jahren etwa standen wir zusammen in dem traulichsten Verhältnisse. „Wir müssen das gelegentlich doch auch öffentlich documentiren," sagte er (1888), „damit man weiß, daß es bei uns nicht angeht, den Einen auf Kosten des Anderen zu behandeln."

Zur Zeit, als er an seinen „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" schrieb, die dann im „Heimgarten" veröffentlicht wurden, erhielt ich eines Tages von ihm die folgende bezeichnende Karte:

„Hochgeehrter Freund!

Im Schlußartikel meiner Lebensbeschreibung gebe ich auch ein bißchen Rechenschaft von meinem „geselligen Verkehr", und bei dieser Gelegenheit habe ich auch mit einigen Worten eines besonders guten Freundes gedacht. Ich hoffe und wünsche sehr, daß der Heraus-

geber des „H." von dieſen wenigen Worten keines ſtreiche, noch durch eine Redactionsnote die einfache reine Wirkung des Geſagten abſchwäche. Er hat weder die Pflicht noch das Recht zu merken und zu behaupten, daß die Sache ihn angehe — kann alſo mit feinem Takt darüber ſchweigend hinweggehen und ſie paſſiren laſſen. Ich bin nach wie vor ins Krankenbett gebannt; mit um ſo herzlicherem Intereſſe und Vergnügen leſe ich, wie Sie in Gottes ſchöner Welt umhergaukeln und ſich des Lebens freuen.

Ihr

R. H.

Graz, 5. September 1888."

Dieſes Schreiben bezog ſich auf das, was Robert Hamerling in den „Stationen" (ſpäter Buchausgabe, I. Auflage, Seite 420—421) über unſer gegenſeitiges perſönliches Verhältniß geſagt hat. Kurze Zeit vor ſeinem Hinſcheiden hat er gewiſſermaßen Arm in Arm mich der Welt vorgeſtellt als ſeinen Freund. Alſo fühlte ich mich doppelt verpflichtet, dem vom Leben einſt Zurückgezogenen und jetzt Abgeſchiedenen, dem nur von wenigen ihm naheſtehenden Perſonen Gekannten, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen wahr und klar ein ſchlichtes Andenken zu ſetzen in dieſen Erinnerungen.

Bald nach Veröffentlichung der „Stationen" im „Heimgarten" kam uns eine ſpäter ſich wiederholende

Zeitungsstimme zu, des Sinnes, daß Hamerling seine Angelegenheiten intimster Natur zu flüchtig berührt habe. Gerade über das Intimste wünsche man die erschöpfendste Darstellung.

„Es ist doch drollig," bemerkte Hamerling darauf, „was die Leute Alles wissen möchten! Und würde Einer sich auf das Aeußerste enthüllen, wie hier verlangt wird, so wären diese Neugierigen die Ersten, die nach Befriedigung ihrer leichtsinnigen Wißbegierde laut nach der Polizei schrien gegen den indiscreten Schriftsteller, der nicht anstehe, sich und andere Personen zu compromittiren. Persönliche Intimitäten nach jeder Richtung hin gründlichst der Welt erzählen — sieht man denn nicht selbst ein, was dies für ein lächerliches, ja geradezu häßliches Verlangen ist? — Rousseau wäre ganz freimüthig gewesen, und das eben habe seine Bekenntnisse so groß gemacht, heißt es. Lieber Gott, wer da glaubt, daß Rousseau Alles gesagt habe, was ich sagen soll, der kennt den Menschen nicht. Was nöthig war, um meine geistige Entwickelung, meinen Charakter, das Werden und die Erfolge meiner Werke klar zu stellen, das und noch einiges Andere ist geschehen. Für die Befriedigung sensationslüsterner Neugierde ist nicht gesorgt worden."

Ich glaube solcher Bemerkung beisetzen zu können, daß, wenn unser Dichter seine Herzensgeheimnisse bis auf die Neige den Leuten vorgeschüttet hätte, diese davon

sehr enttäuscht sein würden. Man hat dem Verfasser des „Ahasver“ ein Leben angedichtet, wie er es nie geführt hat, nie führen konnte. Wollte man einem Poeten das gestatten, was jeder Lebemann, als zum „guten Ton“ gehörig thun zu dürfen glaubt, so würde hier überhaupt nicht weiter davon gesprochen, daran gedeutelt, darnach gefragt werden. Wenn Hamerling Conflicte zu bestehen hatte, wie wir Alle sie an uns selber kennen, so waren gewiß die Naivetät, Zaghaftigkeit und der ideale Zug seines Wesens daran hervorragende Ursache. Es wird vielleicht nicht Alles vollen Beifall finden, was der Dichter in den nachher erschienenen „Lehrjahren der Liebe“ erzählt (diese Bekenntnisse sind gewiß freimüthig genug), doch zu begreifen ist Alles vom Standpunkte seiner Natur aus.

Was die Gründung seines häuslichen Glückes anbelangt, glaube ich, daß er nicht energisch genug gewesen ist. Seine Liebesverhältnisse haben den Charakter des Zagens, das Bedenken spielte eine große Rolle. Manches Frauenherz hing an ihm mit innigster Gluth; er aber ließ immer wieder Bedenken, Rücksichten und Zweifel walten, bis die Gelegenheit vorüber war. Sein Leben, seine Herzensangelegenheiten, seine häuslichen Verhältnisse wurden bestimmt fast einzig durch energische Frauen, und zwar nicht immer zu seines Glückes Gunsten. Seine Thatkraft vereinigte sich ganz in seinem geistigen Schaffen.

Einmal bemerkte ich ihm ſcherzend, er ſei ein Mann, der „geheiratet werden" müſſe. Er antwortete mit einer faſt unwilligen Handbewegung: „Sie haben leicht reden," und damit war dieſes Geſpräch abgeſchnitten.

Häufig beläſtigt wurde Hamerling von der Zudringlichkeit fremder Leute weiblichen Geſchlechtes. Da laſen ſie ſeine ungeſtillte Sehnſucht nach Schönheit und Liebe und wollten beiſpringen, aushelfen. Wenn ein Vogel von Liebe ſingt, da kommen die Weibchen gerne heran, auch ſolche, die nicht gemeint und nicht gerufen ſind. Mancher Poet wird alſo mißverſtanden, und wörtlich, perſönlich genommen wird ſein Ausdruck allgemeiner Stimmungen des Menſchenherzens. Ich habe Weiber geſehen, die der Perſönlichkeit Hamerling's vollkommen, manchmal hundert und noch mehr Meilen weit fern ſtanden, die ihn außer im Bilde nie geſehen, außer in ſeinen Dichtungen nie ſprechen gehört hatten und die von einer Art Liebesraſerei für ihn erfüllt waren. Da kamen ſie denn geflogen, die ſchwärmeriſchen, duftigen Briefchen, die getrockneten Roſen und Vergißmeinnichte, die Handſtickereien und Federzeichnungen, ſelbſt Haarlocken dabei, welche unter Tauſchbedingung gegeben wurden, und die Angebote von Beſuchen und Stelldichein, von Wärterdienſten, unter den Schwüren, daß ſie ihr Leben und Blut für ihn laſſen wollten! Mancher Singvogel geht auf ſolche Leimſpindeln; von Hamerling darf

wohl gesagt werden, daß er für derlei zu ernst und zu gewissenhaft war, doch konnte und wollte er nicht immer mit der nöthigen Entschiedenheit, ja Herbheit abbrechen, die bei der standhaften Schwärmerei solcher Verehrerinnen nöthig gewesen wäre. Noch in den letzten Wochen seines Lebens konnte er sich der Gunstbezeugungen fremder Verehrerinnen kaum erwehren, und eines seiner allerletzten Gedichte galt in bitterer Ironie solchen Anbeterinnen, die eingeladen werden zu einem Tänzchen auf seinem Grabe. —

„Es bestürmt — o Ironie des Geschicks!—
Mit sehnsuchtsvollem Gestöhne
Den Poeten in seiner Matratzengruft
Brieflich eine reizende Schöne.
— — — — — — — —

O warte, Kind, jetzt bin ich krank,
Jetzt kann ich dir leider nicht helfen!
Warte, bis ich gestorben bin,
Und das Grab mir schmücken die Elfen.

Und ich auferstehe zur Geisterstund',
Und mitten im nächtlichen Schweigen,
Im Gehege des ewigen Friedens walzt
Der bekannte knöcherne Reigen.

Dann komm zu mir, du schönes Kind,
Mit Kränzen und duftigen Salben!
Dann mach' ich, heissa, ein Tänzchen mit dir
Im Mondesglanze, dem falben . . . . ."
— — — — — — — —

Hier sei noch erwähnt des geistigen Verkehrs, den Hamerling im Laufe der Zeit mit edlen Frauen gepflogen hat. Mehrmals nahm er Gelegenheit, mir zu bemerken, welch großer Gewinn für den Poeten der Briefwechsel mit einer Frau sei, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck habe. —

Ehrengabe. Sparsamkeit.

Hamerling und ich erhielten alljährlich vom Cultusministerium eine Unterstützung für „verdienstvolle Leistungen auf dem Gebiete der Dichtkunst". Nun kam im Jahre 1887 eine Verordnung heraus, nach welcher jeder Schriftsteller oder Künstler, der das Stipendium weiter zu beziehen wünsche, um dasselbe alljährlich von neuem ansuchen müsse. Dazu konnte sich denn Hamerling nicht entschließen. „Wenn sie mir," sagte er, „den Betrag nicht als Ehrengabe zuweisen können, betteln um ein Almosen will ich nicht. Ich bin ja Hausbesitzer, ich habe auch Etwelches in der Sparcasse liegen, ich beziehe eine Pension und verdiene mir noch fortwährend Honorare, wie kann ich denn um Unterstützungen ansuchen?" Auf meine Bemerkung, daß ich in der ähnlichen Lage sei, antwortete er: „Bei Ihnen ist es doch etwas Anderes, Sie beziehen keine Pension und werden auch niemals

eine beziehen, Sie sind ganz auf Ihren schriftstellerischen Erwerb angewiesen. Sie haben eine große Familie, Kinder, die erzogen und versorgt sein wollen. Sie dürfen auf das Stipendium nicht so leichthin verzichten.“ Trotzdem schloß ich mich ihm an, als er betreffenderseits die Erklärung abgab, daß er nicht arm genug sei, um Unterstützungen erbitten zu müssen. Der Betrag blieb aber nicht aus, er lief von nun an als Ehrengabe ein. —

Mehrmals hatte mein Freund mich verblüfft mit Andeutungen, daß er gezwungen sei, sehr zu sparen, obwohl er ein größeres Vermögen hinterlassen werde, als ich ahnen dürfte. Wie sich's herausgestellt hat, waren im Hinblick auf seine Verpflichtungen gegen drei erwerbsunfähige Personen seine materiellen Sorgen nicht ganz unbegründet. Unter den Leuten geht der Aberglaube um, daß berühmte Dichter auch wohlhabend oder gar reich sein müßten, obschon nach alter Erfahrung Gold und Lorbeer, besonders in deutschem Klima, selten auf einem Fleck wachsen. Hamerling freute sich stets an den Vortheilen seines Verlegers und war gegen diesen überaus loyal. Was er von ihm wünschte, das war, wie schon erwähnt, eine billige Ausgabe seiner Werke in gleichmäßigem Formate, die er zwar nicht erlebte, die uns aber hoffentlich nun recht bald beschieden sein wird. Illustrirte Prachtausgaben seiner Werke schlug er nicht hoch an, das vom Verleger ihm überreichte Ehren-

exemplar der Prachtausgaben verkaufte er ſtets und verwendete den Erlös für den Haushalt.

Hamerling pflegte manche Kleinigkeiten ſeines häuslichen Bedarfes perſönlich einzukaufen und wußte dabei tapfer zu feilſchen. Auf eine bedenkliche Bemerkung darüber gab er mir einmal folgende Antwort: „Natürlich, Sie ſind ein hoher Herr und haben das Geld zum Hinauswerfen.“ Auf meine Entgegnung, daß man gerade uns Poeten, ſelbſt wenn wir bettelarm ſind, die Wahrung unſerer materiellen Intereſſen ſo leicht für übel nimmt, ſagte er: „Mit Meinesgleichen würde ich nicht feilſchen, aber den Kaufmann behandle ich nicht nach meinem, ſondern nach ſeinem Maßſtabe. Er müßte mich für einen Dummkopf halten, wenn ich aus Höflichkeit oder Zaghaftigkeit um meine Sache nicht reden wollte, denn er iſt aufs Feilſchen eingerichtet. Feſtgeſetzte Preiſe, ja wohl, aber die muß der Käufer ſelbſt zu errathen ſuchen. Nie wird ein müßiges Wort ſo gut honorirt, als beim Kaufmann. Und das mögen Sie ſich auch merken, lieber Freund, wollen Sie einem Geſchäftsmann als honorig imponiren, ſo dürfen Sie nicht etwa ein großes Epos oder ein gutes Drama ſchreiben, ſondern Sie müſſen wirthſchaften und ſich nach Geld umthun können.“ —

Geſchäftshaltung. Vorwurf wegen Verſchwendung.

Ein ſcheinbar kleiner, aber immerhin lehrreicher Zug iſt folgender: Eines Tages wurde Hamerling angegangen, für eine ihm ganz fernestehende Familie das Gelegenheitsgedicht zu einer Hochzeit zu machen. Er that's. Hernach kam eine Frau der betreffenden Familie zu ihm, bemerkte, daß das Gedicht gerade nicht übel geweſen ſei, aber auch keinen beſonderen Eindruck gemacht habe und fragte, ob es etwas koſte? Der Dichter antwortete, daß ſelbſt der reichſte Bäcker ſich jede Semmel bezahlen laſſe, daß auch der Schuſter die bei ihm beſtellten Stiefel nicht umſonſt liefere und daß er gewohnt ſei, Leuten gegenüber, die bei Dichtern Gedichte wie Waare beſtellten, ſich auch dementſprechend zu benehmen. — Das Weitere ſoll die Frau nicht abgewartet, ſondern eilends die Thüre geſucht haben.

Gelegentlich dieſer kleinen Begebenheit äußerte Hamerling die Abſicht, für beſtellte Gelegenheitsgedichte, gewünſchte Beiträge zu Feſtzeitungen, für verlangte Autographen und Albumblätter u. ſ. w. u. ſ. w. eine beſtimmte Taxe aufzuſtellen: denn die Anſinnen und Betteleien gehen thatſächlich manchmal ins Ungeheuerliche. Aufgeſtellt hat er die Taxe meines Wiſſens nicht; er war in dieſen Dingen weit großherziger, als er es ſelbſt eingeſtehen wollte. —

Mich hielt mein großer Freund in mancher Beziehung für einen Verſchwender. Das nicht ſo ſehr wegen meiner etwas größer und behaglicher, alſo auch koſtſpieliger angelegten Häuslichkeit, die gegen ſeine thatſächlich ärmliche Umgebung und vollkommen anſpruchsloſe Lebensführung — ich ſage es mit Beſchämung — unverhältnißmäßig abſtach. Noch weniger wegen meinen perſönlichen Bedürfniſſen und Genüſſen, die in mancher Beziehung ſeiner Enthaltſamkeit nicht ſehr ferne ſtanden. Er hielt mich für einen Verſchwender, weil ich durch meine öffentlichen Vorleſungen zum Vortheile Anderer das Geld zum Fenſter hinauswürfe. Den Einwand, daß es meinem Gefühle widerſtrebe, nur zu meinem eigenen Vortheile Vorleſungen zu veranſtalten, bekämpfte er mündlich und brieflich wiederholt, und freilich ſo treffend, daß ich ihm endlich nicht widerſprechen konnte. Er ſprach mir, dem Familienvater, nachgerade das Recht ab, meine

Kräfte für Andere zu vergeuden, und behauptete, daß ein Wohlthätigkeitssinn, der seiner Nächsten vergesse, um für Gesellschaften, Vereine u. s. w. zu wirken, nichts Sittliches, sondern etwas Unsittliches an sich habe. „Sie werden sich," schrieb er am 25. August 1885, „mit Rücksicht auf Ihre höheren Pflichten nach und nach wohl auch an das peinliche Neinsagen gewöhnen. Könnten wir der Welt nur dadurch etwas sein, daß wir Baarfonds vermehren helfen, so verzichten wir auf Liebe und Popularität."

Einmal schickte er mir „das Leben Charles Dickens", damit ich aus demselben ersehen sollte, wie ein Vorleser durch Vorlesereisen sich zugrunde richten könne.

Bezähmung des Unmuths.

Sein Wohlwollen für die Mitmenschen war groß. Nie habe ich aus seinem Munde ein böses Wort über Abwesende gehört, und wenn er schon manchmal dem gekränkten Herzen Luft machen mußte, so geschah es in sarkastischer Weise, aber immer mit Maß und Achtung. Häufig geschah es, daß er Böses, so ihm zugefügt worden, vom Standpunkte des Gegners aus entschuldigte. Auch habe ich aus seinem Munde fast nie ein unbedachtes Wort vernommen, und wenn er glaubte, ein solches gesagt zu haben, so beeilte er sich, es mündlich oder schriftlich auf das gewissenhafteste zu berichtigen. Also gehörten im Verkehre mit ihm Mißverständnisse zu den größten Seltenheiten. Er ließ nichts im Schwanken, er litt keine Halbheit, er wollte klare Situation in Allem. Denen er Freund war, denen blieb er's, soweit es an ihm war, auf lebelang; Beleidigungen

konnte er leicht vergeben, aber schwer vergessen. — Oft gedachte er in unserem Gespräche der Freunde, die wir gemeinsam hatten, so des Schriftstellers Dr. Svoboda, des Componisten Kienzl, des Redacteurs Kleinert, der Dichterin Sophie v. Khuenburg, des Advocaten Dr. Holzinger, der Dichter Albert Möser, Aurelius Polzer und Anderer, und mit welchem Wohlwollen, mit welchem Behagen, wenn ihnen etwas Gutes widerfahren, mit welcher Theilnahme, wenn das Gegentheil war! —

Nur zwei Fälle sind mir bekannt, daß er mit großer Herbheit, ja mit leidenschaftlichem Zorne über bestimmte Personen sprach. Ob mit vollem Rechte, das zu verhandeln ist hier nicht der rechte Platz.

Daß er Manches an sich zu überwinden hatte, daß es innerlich oft kochte und tobte, erhellt aus einer Bemerkung. Ich hatte ihm einmal gesagt, daß ich weder Lust noch Wuth in mir stecken lassen dürfe, sondern daß ich Alles herausrufen oder herausschreiben müsse, um nicht daran zu ersticken. „Ja," antwortete er, „wir sind nun einmal so. Das Herausschreiben seines Gemüthsaffectes ist ganz gut, aber das Verbreiten desselben nicht immer. Wenn wir auch das stets verantworten, was wir sagen, so doch nicht immer, wie wir es sagen. Man soll keinen gährenden Wein und keinen gährenden Brief verschicken, sondern beides abliegen lassen. Der Wein klärt sich, die Stimmung ebenfalls,

und aus dem leidenſchaftlichen Schreiben machen wir ein ruhig und würdig gehaltenes, und darum wirkſames. Ja, lieber R., mir geht es genau ſo und ich pflege nichts in mir ſtecken zu laſſen. Aber, wenn alle Briefe, die ich ſchreibe, auch abgeſchickt würden, welch ein Unheil! — Man ſchreibe in der Leidenſchaft die wüthendſten Briefe an Den oder Die, ſchlafe einmal darüber und ſtecke ſie am nächſten Morgen anſtatt in den Briefkaſten, in den Ofen — ſo iſt's für beide Theile am beſten."

Krankheit.

Abneigung gegen ärztliche Hilfe und Rathschläge.

An der Schwelle der letzten Station glaube ich noch einen Rückblick machen zu sollen auf seine Krankheitsgeschichte, die er freilich selbst in den „Stationen" näher angedeutet hat. Da aber manche seiner Charaktereigenschaften nur durch seine Krankheit, und diese vielleicht in gewissem Sinne durch seine Charaktereigenschaften erklärbar ist, so fällt der körperliche Zustand des Dichters und manche seiner gelegentlichen Aeußerungen darüber für das Verständniß Hamerling's sehr ins Gewicht. Geordnete Berichte über seine Krankheit kann ich nicht geben, das kann kein Mensch, nicht einmal der Arzt, denn er hatte keinen gehabt.

Ich habe ihn nie gesund gesehen, er war schon viele Jahre lang krank gewesen, bevor ich ihn kennen gelernt hatte. In der ersten Zeit meiner Bekanntschaft klagte er häufig über Rheumatismus und schlechten Magen. Sein Leben und seine Diät war im höchsten Grade regelmäßig

und ängſtlich, und wie ich glaube, durchaus dem Zuſtande entſprechend. Allmählich begann er von Darmkatarrh zu ſprechen, war aber zu keiner Cur zu bewegen. Im Jahre 1872 wurde ich von einer ihm naheſtehenden Perſönlichkeit das erſtemal erſucht, ihn zur Annahme eines Arztes zu beſtimmen. Ich dachte, daß das bei einem Leidenden ein Leichtes ſein würde, ſchlug ſogar ſelbſt einen beſtimmten Arzt vor, kam damit aber ſchön an! In einer ziemlich heftigen Weiſe machte er mir meinen Standpunkt klar, daß ich mich um mich ſelbſt bekümmern möge. In einem ſeiner Briefe hierüber heißt es:

„Daß ich bisher keinen Arzt gerufen, hat ſeine guten Gründe. Ich kenne die mediciniſche Wiſſenſchaft und kenne die Aerzte, ich habe mit ihnen zeitlebens die unglaublichſten, traurigſten Erfahrungen gemacht. Ich weiß genau, wann und wo ein Arzt wirklich etwas helfen kann und wo nicht. Ich kenne genau meinen Zuſtand und die Mittel, die man anwenden kann. Er gehört zu jenen, bei welchen die ſtrengſte Diät und rationellſte Haltung des Kranken Hauptſache, mediciniſche Modetränklein aber überflüſſig ſind. Alſo kein Attentat mehr auf meine perſönliche Freiheit, lieber Roſegger! Ich müßte es als eine Beleidigung aufnehmen.

Ihr ergebener
Hamerling.

Graz, am 1. Februar 1872."

Freilich folgte dieſem Schreiben ſehr bald ein weiterer Brief, in welchem er ſich ob ſeiner Heftigkeit entſchuldigte. Wie viele rührende Briefchen der Abbitte beſitze ich von ihm und es war nichts abzubitten, nur vielleicht ein- oder zweimal ein Mißverſtändniß aufzuklären. Größeres Bedenken macht es mir, ob nicht ich ihm manchmal, aber freilich unwiſſentlich, wehe gethan habe.

Eine ſchlechte Zeit für ihn war der Sommer 1878, wie er ſich überhaupt zur Sommerszeit unwohler fühlte als im Winter. Da ſchrieb er mir viel über ſein übles Befinden, hatte aber noch die Abſicht, es einmal mit dem „Krieglacher Klima“ zu verſuchen. Mündlich wurde ſein Leiden zwiſchen uns faſt bei jedesmaliger Zuſammenkunft beſprochen. Hier theile ich vor Allem nur das mit, was mir über ſeine Krankheit von ihm ſchriftlich vorliegt. Aus dem Jahre 1880 finde ich einen Brief, in welchem er mir von ſeinem Stiftingshauſe aus mittheilte, daß er an einer kleinen Rippenfellentzündung darnieder liege.

Im Mai 1880 ſchrieb er:

„Mein Befinden iſt nach der gewöhnlichen winterlichen Erfriſchung auch wieder ganz elend; das unbeſchreibliche körperliche Mißbehagen, das mir die Sommerzeit immer bringt, kündigt ſich diesmal ungewöhnlich früh und mit einer Heftigkeit an, die mich ängſtigt. Mein Allgemeinbefinden iſt ſehr oft das

eines Schwerkranken und ich weiß nicht, ſoll ich es beklagen oder mich darüber freuen, daß der eigentliche Herd des Uebels ſich noch nicht angeben läßt. Dieſer Zuſtand lähmt meine Thätigkeit und macht allen guten Willen zuſchanden. Meine Studien ſchreiten noch ſo leidlich vor, aber zum Schaffen vermiſſe ich die rechte, volle Kraft. Sie müſſen deshalb fort und fort Geduld mit mir haben und mir auch für den Auguſtbeitrag (zum Heimgarten) wieder eine oder zwei Wochen Friſt zugeben. Wir ſprechen noch davon. Zum Schluſſe tauſend Dank für die »Handwerkergeſchichten!« Da ich das Meiſte des Inhalts ſchon kannte, ſo gehöre ich zu Jenen, für welche Sie die Vorrede geſchrieben haben, und an dieſer habe ich mich denn auch wirklich ſehr ergötzt. Die kleine Plauderei hebt das Buch gleich anfangs in ein höheres Bereich, und was Sie da über ſich und das Publicum und die Kritik u. ſ. w. ſagen, das iſt alles — mit Ausnahme der Stellen, wo Sie ſich zu klein machen — herzig und ſinnig und treffend.

Gott ſchenke Ihnen — und, wenn möglich uns Beiden — ein paar beſſer als wir denken ausfallende Monate im Grünen und bei mildem Sonnenſchein.

Ihr treu ergebener

Rob. Hamerling.

Graz, am 21. Mai 1880."

Im Sommer 1883 theilte er mit, daß er viel an Gastricismus leide und die meiste Zeit das Bett hüten müsse. Einen interessanten Brief über seinen Zustand besitze ich aus dem Jahre 1886. Derselbe lautet:

Sehr lieber Freund!

Ich bedaure Sie, daß Sie so viel von Besuchen zu leiden haben, aber noch mehr beneide ich Sie, daß Sie es aushalten. Meine im vorigen Schreiben ausgesprochene Voraussetzung, es könne mit meinem Befinden nicht mehr schlechter gehen, hat mich leider getäuscht. Sie deuten an, daß Sie einigen guten Rath für mich in Vorrath haben. Heraus damit — aber ich fürchte, Sie werden mir auch nicht helfen können. Ich besitze eine schöne, reichhaltige Sammlung von Rathschlägen und von wunderthätigen Tropfen, die mir von theilnehmenden Personen aus Näh' und Ferne zugekommen sind. Was die Rathschläge betrifft, so sind sie in der Regel überflüssig insofern, als sie, soweit sie gut und vernünftig, mir nichts Neues sagen und eben dieselben sind, die auch ich einem Anderen geben würde, dessen Krankheit ich mir so vorstelle, wie Andere sich die meinige vorstellen. Manches davon ist bei meinen persönlichen und häuslichen Verhältnissen schlechterdings nicht ausführbar; Anderes ist längst von mir erprobt worden und ich allein weiß, wie

z. B. Reisen mir angeschlagen, wie theuer ich schon vor Jahren derlei Versuche bezahlen mußte. Das Fatalste aber bleibt, daß meine Bekannten, Besucher, Rathgeber und Tropfeneinsender nicht die leiseste Ahnung von meinem wirklichen Zustand haben — auch nicht die leiseste Ahnung davon, daß sie von meinem Zustand nicht die leiseste Ahnung haben. Was man so gelegentlich von seinem Befinden erzählt, das nimmt kein Mensch wörtlich, das halten die Leute für Redensarten, zumal da man ja immer wieder auf der Straße gesehen wird und noch kein „hippokratisches Gesicht“ macht.

Bedeutend erschwert wird meine Stellung den Rathgebern gegenüber durch die Unkenntniß meiner häuslichen Verhältnisse in Betreff meines Befindens. In meinen schlimmsten Stunden fällt mir das Reden schwer und ich brauche ungestörte Ruhe. Erst wenn das Schlimmste vorüber, möchte ich gerne Solchen, die Theilnahme und Verständniß haben, mich darüber aussprechen. Aber meine Mutter ist, von ihrem hohen Alter abgesehen, selbst sehr leidend. Für die Einzelheiten und den Verlauf eines so langwierigen chronischen Leidens wie das meinige kann man eine wirklich erquickliche oder hilfreiche Art Theilnahme von der achtzigjährigen und, wie gesagt, selbst kranken Frau nicht in Anspruch nehmen.

Einen faſt erheiternden Eindruck macht es mir, daß, während die Laien ſo voll des beſten Rathes für mich ſind, die Aerzte meinen Uebeln völlig rathlos und hilflos gegenüberſtehen. Als ich dieſes Frühjahr durch eine Geſichtsgeſchwulſt einen Arzt zu Rathe zu ziehen genöthigt war, unterrichtete ich denſelben nebenbei auch von allem Weſentlichen meines chroniſchen Leidens. Er unterſuchte und beklopfte mich am ganzen Ober- und Unterleibe; aber da ſich herausſtellte, daß der Herd des Hauptübels nicht ſo gelegen iſt, um ſich äußerlich zu verrathen, ſo konnte er kein beſtimmtes Urtheil fällen und ſchloß ſich meiner Anſicht an, daß eine ſo zweckmäßige Diät, wie ich ſie beobachte, ſo ziemlich auch das einzige Mittel iſt, das man unter dieſen Umſtänden mit Sicherheit gutheißen kann.

Meine Lebensweiſe iſt die geregeltſte, meine Diät die vernünftigſte, ich gehe ſo oft als nur immer möglich ins Freie, ich bringe den Sommer auf dem Lande zu. Was will man mehr? Bäder und Arzeneien helfen mir nichts. Die Frage, ob ich die heftigeren Anfälle und Beſchwerden, zu welchen mein beſtändiges Leiden ſich täglich ſteigert, nicht auch auf dem Sofa, ſtatt im Bette, überſtehen könnte, muß ich mit dem entſchiedenſten Nein beantworten. Nur völlig entkleidet und in der Bettwärme finde ich Linderung.

Mein Verhalten, so seltsam es Manchen bedünkt, ist ganz und gar das nothwendige Ergebniß des Eigenthümlichen meiner Zustände.

Das wollt' ich Ihnen einmal schriftlich geben, damit Sie es im Gedächtnisse behalten und mich vorkommendenfalls vertheidigen können.

Mit herzlichen Grüßen der Insassen des Stiftingshauses

Ihr

vertrauensvoller Freund
Robert Hamerling.

Graz, am 30. August 1886."

„Der Schwelger."

Einzige Labniß. Erſchütternde Klagen.

Unter den zahlloſen Rathſchlägen über Heilverfahren, die während ſeiner Krankheit ihm zugingen und die ihn immer höchſt unangenehm berührten, war der Brief eines Vegetariers aus Berlin, den ich erhielt mit der Bitte, ihn dem Freunde mitzutheilen. Ich that's ganz ausnahmsweiſe, weil die Sache zu drollig war, bereute es aber nachher. In dem Schreiben wurde der Dichter beſchworen, den Genuß von Fleiſch und Spirituoſen aufzugeben, ſich überhaupt einer mäßigen Lebensweiſe zu befleißigen, denn Ueppigkeit und Schwelgerei ſei die Urſache aller Krankheiten. Hamerling lachte laut auf über dieſen Brief, es war ein Lachen, das mir durchs Herz ging. Er war ſozuſagen weder Fleiſcheſſer noch Vegetarier, er genoß in ſchlimmen Zeiten einfach ſonſt gar nichts, als etwas Cacao und Waſſer. Von Spirituoſengenuß konnte bei Hamerling überhaupt nie die

Rede ſein, ſelbſt in ſeiner Jugend nicht, er war zu arm und zu ernſt, um auch nur im entfernteſten ſelbſt dem Biercultus zu huldigen. Eine Zeitlang trank er des Abends zu ſeiner Suppe ein ganz kleines Glas Bier, eine „Schwelgerei", die er längſt aufgegeben hatte. Ueppigkeit! Er, der fern aller Bequemlichkeit und Behaglichkeit, deren ſich andere Kranke noch zeitweilig zu erfreuen haben, verlaſſen auf dem Marterbette lag! — Gut gemeint war der Rath des Berliners, und doch empörend! Wie Einer, der ſo gar keine Ahnung von den Zuſtänden und Verhältniſſen hat, ſich erlauben kann, da in ſolcher Weiſe drein zu reden!

Die einzige Labniß in ſeinem Leiden war das tägliche halbe Stündchen, in welchem die kleine Bertha, ſein Liebling, und ſeine bewährte Freundin Frau Clotilde Stirner, um ihn ſein durften. Frau Clotilde, der er ſchon vor vielen Jahren in ſeinem ſchönen Gedichte „An Minona" ein Denkmal geſetzt hat, war ihm allmählich Alles geworden, ſeine liebevollſte Pflegerin, ſeine Beſorgerin äußerer Angelegenheiten, ſeine Vorleſerin, ſeine Vertraute in literariſchen Dingen. Frau Clotilde war ſeine rechte Hand, wie die kleine Bertha ſein Augapfel war. Es wird wohl einmal offenbar werden, was dieſes opferfreudige Frauenherz unſerem Dichter geweſen; dann wird das deutſche Volk eine rührende Geſtalt mehr zählen im Kranze ſeiner edlen Frauen.

Im Jahre 1888 nahm die Krankheit so sehr überhand, daß er kaum mehr aus seiner Wohnung kam. Als er das letztemal in meiner Stube war (im Herbst 1888), setzte er sich nicht mehr in seinen Lehnsessel, er klagte über Schmerzen, gab nur ein paar Bücher ab, die er entlehnt hatte, und eilte alsbald wieder fort. Als ich ihn ein Viertelstündchen später besuchte, lag er im Bette, wie fast immer, wenn er zu Hause war. Die Lage und die gleichmäßige Wärme thaten ihm wohl, andererseits wollte er Bewegung machen, frische Luft genießen, so lange es möglich war. Also konnte es geschehen, daß man ihn jetzt an seinem Krankenlager besuchte, eine Stunde später ihn auf der Gasse begegnete. Dieser Umstand trug dazu bei, daß manche Leute eine ganz schiefe Ansicht von dem Wesen seiner Krankheit gewannen und ihr nicht jene Bedeutung beimaßen, die sie hatte. Das kränkte ihn oft und er suchte bei jeder Gelegenheit sein Verhalten zu begründen, denn er wollte nicht für einen Hypochonder, noch weniger für einen Sonderling gelten.

„Sie halten mich für gesund!“ rief er einmal aus, „und verlangen von dem Kranken, was nicht einmal ein Gesunder leisten kann!“ — Er wurde nämlich selbst jetzt noch mit Gesuchen um Autographen und Stammbuchverse, um literarische Beiträge für Zeitschriften, um Gelegenheitsgedichte u. s. w., mit Bitten um Beurtheilung von Manuscripten und Büchern, mit anspruchs-

vollen Correſpondenzen überhäuft. Und er wollte allen Wünſchen gerecht werden.

Schon im Auguſt 1887 drückte er mir die Beſorgniß aus, daß bald eine Zeit kommen dürfte, wo er nicht mehr ſchreiben könne, er verſah mich daher im Voraus mit mehreren Artikeln für den Heimgarten. Ich theilte ihm damals die Nachricht eines Wiener Blattes mit, nach welcher Hamerling um jene Zeit in Reichenau unter den Curgäſten wandelnd geſehen worden wäre. Hierauf antwortete er: „Daß ich in Reichenau umgehe, iſt ein neuer Beweis, wie todt ich bin.“

Am 11. Juni 1888 ſchrieb er:

„Auf die Augenblicke, wo ich die mir meiſt einzig erträgliche Rücklage im Bette mit eingezogenen Beinen verlaſſen und etwas ſchreiben kann, lauere ich jetzt Tag und Nacht wie der Jäger auf das Wild. (Dieſe Anfangszeilen meines Briefes ſchreibe ich um 2 Uhr Nachts. Gott helfe weiter!) Mein Befinden iſt derart, daß ich zwar nicht Peſſimiſt, aber verrückt oder blödſinnig zu werden fürchte. Die ununterbrochene, niemals eine wirkliche Pauſe gönnende Dauer jämmerlicher Beſchwerden, denen ſchlechterdings mit keinem Mittel beizukommen iſt, hat etwas unſäglich Aufreibendes, Nervenaufregendes, Seele und Leib Verſtörendes.“

Auf einem meiner Beſuche bei ihm (im Juni 1888) äußerte er: „Am meiſten Bedenken macht mir meine

manchmal zu Tage tretende Aufgeregtheit und Betäubungssucht; es liegt die Gefahr nicht ferne, daß ich wahnsinnig werde. Oft habe ich den Drang mich auszusprechen, aber ich bin allein. Ich bin ganz verlassen, nur mein Elend ist bei mir, meine Schmerzen, die nie mehr ruhen. Wie war ich im vorigen Jahre noch glücklich! Ich konnte manchmal eine halbe Stunde im Garten sein. Ich wußte es nicht, wie glücklich ich war. Lieber Freund, genießen Sie das Leben, so lange Sie können!"

Seelenleiden. Weinender Humor. Nahendes Ende.

Nun ging es raſcher abwärts. Die Winter 1887 und 1888 waren ſchlimm, er brachte, wie ſchon mitgetheilt, die meiſte Zeit im Bette zu, aber immer ſtudirend und arbeitend, jedes Stündchen verhältnißmäßiger Erleichterung ausnutzend. Da ſchrieb er mir — ich wohnte ganz in ſeiner Nähe — häufig Briefchen wie das folgende:

„In dieſem Augenblicke befinde ich mich erträglich. Wenn es Ihre Zeit und Ihr eigenes Befinden zulaſſen, ſo kommen Sie jetzt zu mir.“

Es waren Stunden tiefer Beklommenheit, die ich in dieſer Zeit oft bei ihm zugebracht. Je ſeltener ſein Zuſtand die Beſuche ermöglichte, je kürzer ſie ſein mußten, deſto mehr hatte er zu ſagen, deſto geſprächiger war er. An einem Schnürchen hatte er um den Hals ein kleines Packet von Papierblättchen hängen; bei dieſen

Blättchen für Notizen aller Art war auch eines, auf welchem er sich die Gegenstände anzumerken pflegte, die mit mir, wenn ich kommen würde, zu besprechen waren. Manchmal hatte er nur eine oder zwei Fragen, ein anderesmal wieder eine ganze Reihe von Darlegungen und Bekenntnissen, von Besorgnissen und Anliegen, wobei er oft lebhaft und so aufgeregt wurde, daß seine Hände zitterten, daß ihm Thränen in den Augen standen. Niemals aber begehrte er einen Dienst, wie oft ich mich auch erbot, ihm Schreiber- oder Botendienste zu leisten; ja er lehnte sie auf das entschiedenste ab. Es waren Zeiten, wo er thatsächlich keinen Menschen zur Verfügung hatte, welcher ihm Postgänge und dergleichen besorgte. Erst als seine treue Freundin Frau Stirner täglich zu ihm kommen konnte, schlichteten sich diese kleinen äußeren Sorgen ein wenig.

Seine betagte, unter der Last des Alters gedrückte Mutter wohnte im Nebenzimmer, doch konnte sie fast so selten zu ihm, als er zu ihr. Die alte Frau hatte ein starkes Herz, freilich litt sie um ihn, doch noch in erhöhtem Maße litt er um sie. Wenn es auch nicht zutrifft, was gesagt worden ist, daß Hamerling's einzige Liebe seine Mutter war, so ist es doch im gewissen Sinne richtig, daß er ihr sein Leben zum Opfer gebracht, daß die größte Rücksicht und die drückendste Sorge und die heftigsten Gemüthsbewegungen seiner letzten Jahre

der Mutter galten. So lebten die zwei Perſonen, jede in ihrer Art ein Charakter, nebeneinander in ſtillem Leide dahin.

Ich beſuchte ihn ſehr oft. Fremde konnten nicht mehr vorgelaſſen werden; bei trauten Freunden, meinte er, erlaube er ſich, ſie raſch zu verabſchieden, wenn die Schmerzen zu arg würden. Häufig äußerte er, daß er Beſuche bekomme, wenn ihm beſonders ſchlecht ſei, und wenn er ſprechen und hören könne, liege er tagelang einſam da. Bisweilen mußte ich lange bei ihm ſitzen, ihm erzählen, was draußen vorgehe, den Ausdruck ſeiner Leiden hören, der oft erſchütternd war, und konnte auch wieder ſeine rührende Geduld beobachten, die größer und heldenmüthiger war, als ſie mir je bei einem anderen Menſchen vorgekommen iſt. Die Geſpräche, die wir in ſolchen wehmuthsſchweren Stunden miteinander führten, ſind mir in der Erinnerung ein Heiligthum. Es waren zumeiſt wohl perſönliche Angelegenheiten, die wir behandelten. Einmal beklagte er ſich, daß ich ihm von mir und meinen Arbeiten ſo wenig erzähle. Ich fand aber meine Angelegenheit nicht wichtig genug, um dem Schwerkranken damit läſtig zu fallen, und das umſoweniger, als ich ſelbſt ganz mit ſeinen Anliegen erfüllt war. Er ſah ſein Ende nahe und machte kein Hehl daraus. Die Sorgen um ſeinen literariſchen Nachlaß quälten ihn, bis eine ſachliche Beruhigung von meiner

Seite und ein Beſuch ſeines Verlegers dieſelben ſchlichtete. Oft hatte er die Befürchtung ausgeſprochen, ſein großes philoſophiſches Werk nicht mehr vollenden zu können, und immer wieder beigeſetzt: „So lange muß ich leben, bis dieſes Werk vollendet iſt.“ Er arbeitete daran unter den heftigſten körperlichen Leiden.

Zum Chriſtfeſte pflegte Hamerling alljährlich der kleinen Bertha ein Tannenbäumchen aufzurichten, welches er ſelbſt in ſchwerer Krankheit noch perſönlich beſorgte und aufputzte. Zum Weihnachtsfeſte 1888 war er das nicht mehr im Stande, Frau Oſtirner that es; aber als das Bäumchen fertig war, ließ er ſich dasſelbe ans Bett ſtellen, das Licht reichen und zündete mit zitternder Hand die Kerzlein an. In tiefer Wehmuth blickte er auf das jubelnde Kind hin, und in einem Tropfen ſeines Auges ſpiegelte ſich der Chriſtbaumglanz.

„Es war eine harte Stunde, dieſe Weihnachtsſtunde,“ ſagte er am nächſten Tage zu mir. „So weit kommt es mit dem Menſchen, daß ihm nicht allein die Leiden, ſondern auch die Freuden wehe thun.“ Er hat es nicht ausgeſprochen, mochte ſich's aber gedacht haben: 's iſt der letzte Weihnachtsbaum geweſen.

Als ich den Freund am Vormittag des 12. Januar 1889 beſuchte, fand ich ihn verzagt und düſter, wie früher noch nie. Wir wiſſen, daß Hamerling dem edelſten Optimismus

huldigte. Umſomehr überraſchten, erſchreckten mich an dieſem Tage die folgenden Worte. Wir hatten über Zola geſprochen, da rief er plötzlich: „Einen Materialiſten nennt Ihr Zola! Einen Naturaliſten nennt Ihr ihn! Oh, das iſt er nicht. Zola iſt Idealiſt, kindlicher Idealiſt. Er ſchildert die Menſchen viel zu gut. Die Menſchen ſind unſagbar ſchlecht. Sie, lieber Roſegger, leben in Ihren vier Wänden ſtill dahin und haben keine Ahnung davon, wie ſchlecht die Menſchen ſind! Die kindiſchen Dichter mit ihrem Glück, mit ihrer Liebe, mit ihrer Weibestreue, mit ihrer Mutterliebe! Es giebt kein Glück, es giebt keine Treue, es giebt nicht einmal eine Mutterliebe. Laſſen Sie's, ich will nichts . .!“ Mit der Hand winkte er mir zu gehen. Ich ging und war unausſprechlich traurig, ich ſah nun furchtbar deutlich, daß dieſer edle, geliebte Freund der unglücklichſte Menſch auf Erden war. Am nächſten Morgen erhielt ich von ihm ein überaus warm und innig geſchriebenes Briefchen, in welchem er mich um Verzeihung bat wegen der geſtrigen Aufwallung. Wenn er leider im Ganzen auch Recht behalten werde, daß es keine Treue gäbe, das widerrufe er, es gäbe eine Freundestreue, welche der größte und letzte Troſt ſeines verlöſchenden Lebens ſei.

In Hamerling's letzten Lebensmonaten war es, als ich einmal an ſeinem Bette ſaß. Er litt große Schmerzen, ich wollte fortgehen.

„Bleiben Sie doch, ich muß noch etwas sagen," sprach er, „blicken Sie einstweilen zum Fenster hinaus, ob die Bäume schon grünen; es wird bald ein wenig nachlassen."

Ich blickte hinaus. Die Bäume grünten freilich, aber mir that das Herz weh.

Als ich nach einem Weilchen zu ihm hintrat, sagte er ohne allen besonderen Anlaß: „Lieber Freund! Sie kennen mich. Wenn ich unrichtig beurtheilt werde, so stellen Sie es richtig!"

Sonst sprach er nichts mehr an diesem Tage. — Soweit es in meiner Macht steht, will ich seinen Wunsch erfüllen. —

Im März 1889, also wenige Monate vor seinem Tode, schrieb er, in Folge einer Anzeige, daß auch ich im Bette liege, mir den folgenden schmerzlich-launigen Brief:

„Sehr werther Freund!

Auch mir setzt der März sehr, sehr übel zu, obgleich er sich durchs Schlüsselloch zu mir schleichen muß. Es bleibt dabei: Der März — wie die Aerzte sagen — hat kein Herz. Allerdings thut der April — auch noch was er will — Und im Mai — ist auch noch nicht alles Unheil vorbei — Und im Juni —

iſt's auch noch nicht immer ſuni und wuni — Und im Juli — iſt's mitunter ſchon wieder gar zu ſchwuli — Und im Auguſt — iſt auch nicht Alles eitel Freud' und Luſt u. ſ. w. Setzen Sie das in den Heimgarten, als: »Verſe aus der Vorhölle. Von einer Fledermaus«. Ach, was iſt der Menſch! Ich leiſtete einſt Beſſeres!

Daß Sie meine Heimgarten-Aufſätze noch immer nur in der durch die ſinnentſtellenden Originaldruckfehler verſtümmelten Geſtalt und ohne die Aenderungen, die ich bei der Correctur anbringe, leſen, thut mir leid, umſomehr, da Sie vielleicht der einzige Menſch ſind, der dieſe Aufſätze wirklich lieſt.

Daß Sie ſelber den Heimgarten mit immer ſchöneren und geiſtreicheren Proſabetrachtungen ſchmücken, und nicht bloß köſtliche Bauerngeſchichten ſchreiben, davon dämmert jetzt ſchon in den vernageltſten Köpfen eine Ahnung auf. Auf Ihr Mittel, die »Verneinung des Willens« (Erzählung im Heimgarten) zu Stande zu bringen, bin ich im Homunkel leider nicht verfallen. Man läßt ſich denſelben durch ſein Weib verneinen! Hurrah!

Den mit Dank zurückgeſandten Blättern lege ich leihweiſe die Nummer eines Antiſemitenblattes bei mit einem Artikel, aus welchem Sie erſehen werden, wer den armen Kronprinzen Rudolf ſo weit

gebracht hat. Die Juden thaten's — natürlich die Juden!

Kommen Sie, sobald Ihr Katarrh vorüber ist!

Ihr

allzeit getreuer

Hamerling.

Geschrieben zu Graz am 5. März 1889, in den einzigen fünf erträglichen Minuten des Tages."

Am Charfreitag 1889 sagte er, bald nachdem ich bei ihm eingetreten war: „Ich habe gestern eine angenehme Entdeckung gemacht. Bei Ordnung des Manuscriptes habe ich gesehen, daß mein philosophisches Werk doch weiter vorgeschritten ist, als ich gedacht habe. Nun die Hauptsache desselben vollendet, darf ich ans Sterben denken."

Das war das letztemal, daß ich ihn in seinem seit einem Jahre gleichmäßig schwerkranken Zustande sah. Ich zog bald hernach aufs Land und verkehrte mit ihm nur brieflich. Doch war es in Allem fühlbar, daß die Katastrophe nahte.

In den letzten zwei Monaten seines Lebens schrieb er mir noch mit sicherer Hand eine Anzahl von Briefen und Karten. Am 5. Mai unter Anderem:

„Ich befinde mich jeden Abend zwischen 5 und 7 Uhr in einem Zustande von unbeschreiblich qualvoller Art, wo ich meiner nur halb bewußt bin."

Auf meinen Rath zur baldigen Uebersiedelung in sein Sommerhaus, antwortete er aufgeregt durch eine

Karte, das verstehe sich von selbst, daß er nicht in der Stadt bleiben werde. Und gleichzeitig erhielt ich auch ein zweites Schreiben, in welchem er mich der Bemerkung auf der schon abgeschickten Karte wegen um Verzeihung bat. In seinem übergroßen Zartgefühl hatte er befürchtet, daß er mir durch die doch so harmlose Aeußerung wehe gethan haben könnte. Er mußte, weiß Gott aus welchem Grunde, dieser Meinung gewesen sein, denn der Brief schloß:

„Grollen Sie nicht länger Ihrem ohnedies vom Schicksal schwer geprüften und gestraften Hamerling."

Einundzwanzig Jahre lang in denkbar bestem Einvernehmen, und wenige Wochen vor seinem Tode, unter den Qualen der Krankheit, im Gefühle der Verlassenheit glaubte er plötzlich, ich grolle ihm! Dies ist das einzige Unrecht, welches er mir angethan. —

Am 10. Juni theilte er mir seine Uebersiedelung ins Sommerhaus mit: „Auch eine Station, und wahrlich nicht eine der leichtesten meines Lebens." Zwei Dienstmänner hatten ihn über die Treppen in den Wagen geführt, wobei er der Ohnmacht nahe war. Als er im Wagen lehnend unterwegs die grünenden Bäume, die geschäftigen Leute sah, sagte er: „Ach, wie angenehm, so zu fahren. Nur nicht so krank, nicht so krank!" Wenige Tage später schickte er mir eine Notiz mit der Bitte, sie im Heimgarten zu veröffentlichen. In derselben theilte er mit, daß sein Zustand sich derart verschlimmert habe,

daß die Möchlichkeit persönlicher Begegnungen und Unterredung völlig ausgeschlossen sei. In Bezug auf sein Verhalten verwies er auf die Darlegungen in den „Stationen“. Die Notiz ist im Juli-Heft 1889, auf S. 799 abgedruckt. Die Gleichgiltigkeit, mit welcher damals noch Zeitungen und Publicum an dieser Notiz vorübergegangen sind, beweist, wie wenig man die nahende Katastrophe geahnt hat.

Ganz unnöthigerweise hatte ich um diese Zeit den Todtkranken mit einer unbedachten Aeußerung aufgeregt. In einem Schreiben an ihn bemerkte ich nebenbei, daß der Verleger mir seine mittlerweile in Buchform erschienenen „Stationen“ noch nicht geschickt habe. Sofort ließ er mir das mit einer innigen Widmung versehene Buch schicken und schrieb mir, sich entschuldigend, umständlich und erregt die Gründe, warum mir das Buch bisher nicht zugegangen. Diese mit Bleistift, aber doch mit sicherer Hand geschriebenen Zeilen datiren vom 17. Juni. Es ist die letzte Schrift an mich, die ich von ihm besitze.

In denselben Tagen drückte ihm gegenüber ein Freund die Verwunderung aus, daß er trotz des schweren Leidens und völliger Erschöpfung im Schreiben noch seine sichere Hand habe; seine schöne, überaus deutliche Handschrift, jeder Buchstabe wie gestochen, war sich gleich geblieben. Er antwortete: „So wird es bis zum letzten Tage sein. Ich zittere nicht.“

Abſchied. Tod.

Als nun von ihm kein Schreiben eintraf, wurde mir bange, ich fuhr am 26. Juni nach Graz und ins Stiftingshaus. Seine Mutter und Frau Stirner fand ich in Thränen aufgelöſt im Garten, ſie wollten, daß ich ſofort zu ihm gehe und es ihnen dann mittheile, wie ich ihn gefunden. Als ich vor ihm ſtand, war es mir kaum möglich, meinen Schreck zu verbergen. Mit tiefeingefallenen Wangen und Augen, lehmblaß, faſt bleifarbig die Lippen und die Naſenhöhlen, ſein langes, weißes Haar nach rückwärts geſchmiegt, ſo lag er bewegungslos da. Als er mühevoll die Hand hob, um ſie mir zu reichen, war ſie ganz kalt, als er anhub, unter ſchwerer Bruſtbeklemmung zu ſprechen, hörte ich eine faſt fremde, dumpfe, lallende Stimme. An beiden Seiten ſeines Bettes waren Tiſche mit Bücherhaufen, denn jeden Augenblick geringſter Linderung benutzte er noch zur Arbeit.

Da er in der Nacht ganz allein und eingeſchloſſen in ſeinem Zimmer lag und ſelbſt im Nebenzimmer Niemanden duldete, ſo ſtellte ich ihm das Unzweckmäßige dieſer Anordnung vor. Seine Antwort war, er wolle Ruhe haben, hätte keine Salben und Pflaſter nöthig und könne ſich ſchon noch allein behelfen. (Erſt in der letzten Zeit durfte der Pächter von Hamerling's kleiner Landwirthſchaft, Franz Hirzer, ein braver williger Mann, im Nebenzimmer weilen und ihm behilflich ſein. In den allerletzten Nächten konnte auch Frau Gſtirner in ſeinem Zimmer wachen.)

Da es darauf ankam, ſeine Schmerzen zu lindern, ſo wagte ich etwas, das man vor ihm kaum mehr zu wagen den Muth hatte. Ich bat ihn mit gefalteten Händen, einen Arzt rufen zu laſſen. Glaube er ſchon, daß der Arzt nicht helfen könne, ſo gebe es doch ſchmerzſtillende, beruhigende Mittel. Die körperlichen Schmerzen, antwortete er mit einer Thräne im Auge, ſeien ja nicht die Hauptſache. Ich wußte wohl, was er damit ſagen wollte. — Nun ſuchte ich ihm von einer anderen Seite beizukommen und bat, er möge einen Arzt wenigſtens zur Beruhigung für ſeine nächſte Umgebung nehmen, er möge an die Rath- und Troſtloſigkeit der zwei Frauen denken. Auch ſei er es der Oeffentlichkeit ſchuldig, damit man nicht ſagen könne, es wäre anders, wenn er aus Eigenſinn nicht die ärztliche Hilfe abgelehnt hätte. —

Ich erſchrak ſelbſt, als es ſo herauskam, denn ich wußte, wie aufgeregt er bei dieſem Thema zu werden pflegte. Diesmal aber hatte er nur ein bitteres Lächeln. „Die Oeffentlichkeit!“ ſagte er. „Sagen Sie den Leuten, die ſich um mich zu kümmern die Güte haben, ich ließe ſie grüßen und ſie möchten mich für keinen Sonderling halten und auch für keinen Dummkopf, der aus Eigenſinn zugrunde geht. Ich weiß beſtimmt, daß Aerzte mir nichts nutzen können, und kommt die Stunde, wo ich glaube, daß der Arzt angezeigt ſei, ſo werde ich ihn rufen laſſen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.“ Das war Alles, was ich ausrichtete. Noch fragte er mich um mein Befinden, um meine Arbeiten, um den Heimgarten, dem er für die nächſten Hefte Beiträge zuſicherte. Ich merkte, daß jetzt mehr Lebenshoffnung in ihm war, als früher. Während der letzten Wochen ſeiner Krankheit mußten ſeine Kleider, ſelbſt Stiefel und Hut, immer neben dem Bette bereit ſein, als wolle er jeden Augenblick aufſtehen und ausgehen. Kleine Schäden an ſeinen Kleidern pflegte er früher ſelbſt auszubeſſern, zu ſolchem Zwecke hatte er bei ſeinem Bette ein Nadelkiſſen mit Nadel und Zwirn am Schnürchen hängen. — Bei dieſem meinen Beſuche vertraute er mir in faſt geheimnißvoller Weiſe, daß ſein Zuſtand ſich gewendet habe. Ich deutete das einen Augenblick lang in günſtigem Sinne.

Er ſprach dann von ſeinem wiſſenſchaftlichen Werke, von neuen Ausgaben und Büchern, die er im Plane habe und von Gedanken und Gedichten, die ihm fortwährend im Kopfe umgingen. Aber oft mußte er das Geſpräch vor Erſchöpfung unterbrechen, bis ich eine ſolche Pauſe wahrnahm und mich verabſchiedete, um ihn nicht weiter anzuſtrengen. Ich war ziemlich tapfer und ließ nichts merken davon, was ich bei dieſem Abſchiede empfand. Zu den Frauen in den Garten zurückgekehrt, merkten ſie es wohl an meinem Ausſehen, wie hoffnungslos ich das Krankenzimmer verlaſſen hatte.

Eine Woche ſpäter, am 4. Juli, war ich ſchon früh Morgens am Stiftungshauſe. Ich hatte nicht die Abſicht, durch mein wiederholtes Erſcheinen ihn zu beunruhigen, aber die Frauen ließen ihm meine Anweſenheit melden. Er bat mich zu ſich hinein. Ich fand ihn wie acht Tage früher, doch ſchien er noch geſprächiger, und als er meine Hand ergriffen hatte, hielt er ſie lange feſt, was ſonſt nicht ſeine Art war. Die Gegenſtände, die er beſprach, waren ſo aufregender Natur, daß ich ſie gerne abgebrochen und, um ſeine erſchütternden Gemüthsbewegungen zu vermeiden, ihn allein gelaſſen hätte. Allein er hielt mich feſt an der Hand und erging ſich mit oft ſchluchzender Stimme in der Klage über ſein unglückliches Leben. Endlich ſank er dahin und ſchwieg. Ich ſuchte dieſen Augenblick zu benutzen und mich zu verabſchieden, da

hauchte er: „Warten Sie noch ein wenig. Ich bin erſchöpft und werde mich bald erholen. Ich habe Ihnen noch etwas zu ſagen.“

Alſo ſaß ich ihm gegenüber und ſah ihn an. Er lag mit geſchloſſenen Augen wie eine Leiche da; mir wollte die Beklommenheit das Herz abdrücken. So währte es etwa fünf Minuten, da öffnete er ſein müdes Auge, hob die Hand nach der meinen und ſagte: „Lieber Roſegger, ſo müſſen wir voneinander ſcheiden. Leben Sie wohl!“

Das war an mich ſein letztes Wort geweſen. — Ich taumelte hinaus und reiſte faſt betäubt zurück auf meinen oberſteiriſchen Landſitz.

Am 10. Juli erhielt ich von ſeiner Mutter die Depeſche: „Bitte ſchnell zu kommen.“ Ich eilte ins Stiftingsthal. Schlimme Anzeichen waren eingetreten, die Frauen baten mich, es noch einmal zu verſuchen, ihn für einen Arzt zu beſtimmen. Ich wagte es aber nicht mehr, ihm mit dieſem Anſinnen neuerdings vor Augen zu treten, ganz überzeugt, daß die dabei unvermeidliche Aufregung ihm weit mehr ſchaden müßte, als bei der vorgeſchrittenen Krankheit ſelbſt der beſte Arzt noch nutzen konnte. Ich ging nicht mehr zu dem Kranken hinein, ſondern ließ ihm nachher meinen Gruß überbringen. Er winkte nur mehr matt mit der Hand. Ruhe! das war das Einzige, was er noch wollte.

Hierauf eilte ich zu einem ihm perſönlich näher bekannten Arzte mit der Bitte, daß derſelbe täglich — ohne aber bei dem Kranken einzutreten — ins Stiftingshaus zu den Frauen gehe, ſich über ſeinen Zuſtand berichten laſſe und Verhaltungsmaßregeln gebe. — Das konnte nur dreimal geſchehen.

Am 13. Juli Morgens erhielt ich in Krieglach das Telegramm:

„Er iſt ſeit 10½ Uhr Abends im Todeskampf.“ Drei Stunden ſpäter die Nachricht: „Hamerling todt.“

Sursum corda!

„Habt nur noch ein bißchen Geduld! Adieu!“ Das war eines seiner letzten Worte gewesen. Er sagte es zu Frau Gstirner und der kleinen Bertha. — Er war bis zu seiner letzten Stunde unendlich bedürfnißlos, anspruchslos. Am 12. Juli, den ganzen Tag über hatte er sich wohler gefühlt, hatte laut und wieder deutlich gesprochen, hatte geschlafen und etwas Nahrung zu sich genommen. Wiederholt hatte er sich in diesen letzten Wochen Briefe und Zeitungen aus dem Waldviertel vorlesen lassen; in dem Sterbenden regte sich heiße Sehnsucht nach der Heimat. Und zugleich wieder Lebenshoffnung. „Meinen sechzigsten Geburtstag,“ äußerte er zu Frau Gstirner, „den werde ich doch erleben.“ Am Abende des 12. Tages im Juli, nachdem er um noch ein bißchen Geduld gebeten, fiel er in Agonie, nach deren neunstündiger Dauer sein Leben ruhig ausgelöschen ist.

Bei ihm waren in der Todesstunde seine alte Mutter, Frau Gstirner und die zwölfjährige Bertha. Erst nach eingetretenem Tode kam auch der Arzt ins Zimmer, um seinen Patienten also das erstemal zu sehen.

Aufgebahrt haben sie ihn in seinem Sterbezimmer. Sein Antlitz war schön und mild, fast jugendlich schien es am ersten Tage der Bahresruh'. Er lag in einfachem schwarzen Anzuge, in den gefalteten Händen ein Kreuz, welches einst sein Vater geschnitzt hatte. Keine äußere Auszeichnung schmückte seine Leiche, kein Zeichen fürstlicher Huld, kein Doctorhut, kein Professorendiplom, nichts als des Genius göttlicher Stern über der Stirne. Das Volk kam und überschüttete die Leiche des Dichters mit Rosen.

Mir stand nach Eröffnung des Testamentes eine herzbewegende Ueberraschung bevor. In demselben hieß es unter § 5: „Meinen Freund P. K. Rosegger bitte ich, meinen Siegelring, welcher den mir am Beginne meiner literarischen Laufbahn von Graf Prokesch-Osten geschenkten türkischen Talisman enthält, und den ich viele Jahre am Finger getragen, als Andenken an mich freundlichst anzunehmen."

Nicht unerwähnt kann ich ein merkwürdiges Zeichen lassen, welches am Morgen des 13. Juli, genau um die Stunde seines Todes, in Krieglach geschehen ist. Dort vor den Fenstern meiner Stube steht eine Gruppe junger

Weißbirken. Dieſelben waren wie immer ſo auch zu dieſer Zeit friſch grün geweſen. Plötzlich, am Morgen des 13. Juli, waren an dieſen Birken faſt alle Blätter gelb und fielen in großer Menge ab. Mehrere dieſer Blätter trug der Morgenwind zum offenen Fenſter herein. Auf dem Tiſche lag neben anderen Büchern Hamerling's neues Buch: „Stationen meiner Lebenspilgerſchaft", das er mir wenige Tage früher zugeſchickt. In dieſem Buche blätterte der Wind und ſchlug jene Seite auf, wo von dem Siegelring mit dem Talisman die Rede iſt. Ich warf vorübergehend einen Blick darauf, ohne eine Ahnung zu haben, daß mir hier der letzte Gruß meines großen Freundes angekündet worden. — Wenige Stunden ſpäter erhielt ich die Todesnachricht.

Die gelben Blätter waren zur Erde gefallen, die Birken grünten wieder und blieben friſch bis in den ſpäten Herbſt. Viele meiner Ortsgenoſſen haben die ſeltſame Naturerſcheinung an dieſen Bäumen mit Verwunderung geſehen, Keiner hat ſie erklären können. —

Am 15. Juli haben wir ihn zu Grabe getragen, und zwar um die heißeſte Nachmittagsſtunde, da man eine ſpätere Stunde nicht zur Verfügung geſtellt. Trotzdem fand ſich eine große Menſchenmenge ein, viele Kränze gab's, auch verſchiedene Körperſchaften waren vertreten. Im Ganzen aber haben ſie keinen Wunſch dieſes Dichters je ſo buchſtäblich erfüllt, als ſeinen letzten: ein einfaches

Begräbniß. Erſt ſpäter iſt es mir klar geworden, wie ſo recht beſcheiden das prächtige Graz und die ſchöne Steiermark ſich aller Kundgebungen zu enthalten weiß, wenn ein großer deutſcher Dichter ins Grab gelegt wird. Das Einzige, was, außer einer ſchwungvollen Rede des Vorſtandes der Grazer „Concordia", dieſes Begräbniß von gewöhnlichen Beſtattungen unterſchied, war eine Abordnung aus der Heimat des Dichters, deren Sprechwart am Grabe rührende Worte der Liebe und Verehrung geſprochen.

Nie noch iſt mir der Umſchwung der öffentlichen Meinung ſo deutlich vor Augen getreten, als gelegentlich des Todes Hamerling's. Der Beſtgeſcholtene, durch Ohrenbläſereien Verleumdete, durch die Kritik Mißachtete, war nun, mit einer einzigen Ausnahme, auch öffentlich das geworden, was er in Wirklichkeit immer geweſen: ein großer Dichter, ein edler Menſchenfreund, ein heldenmüthiger Dulder. Hamerling war nicht ſo hochmüthig geweſen, um ſich über die Meinungen ſeiner Mitmenſchen leicht hinwegzuſetzen, er fühlte ſich zu innig verwachſen mit den Menſchen, er hatte ſie zu lieb, als daß ihre Bosheiten ihm nicht hätten wehe thun, ihre Anerkennung ihn nicht hätte beglücken ſollen. Darum hätte ich gewünſcht, es wäre jener Grad von Hochſchätzung und Wohlwollen, der aus den Nekrologen ſprach, ihm ſchon bei Lebzeiten zu Theil geworden.

Münchner Leseinstitut
Theatinerstrasse 45/I.
356.

Das ewig Weibliche.

Die Königssucher.

Von

Peter Rosegger.

Illustriert von E. Klein.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Stuttgart
Verlag von Carl Krabbe.

Q 245 gk 1892

SIGILLUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.
Umschlag und Illustrationen reproduziert von Meisenbach in München.

Vorwort.

Die beiden vorliegenden Erzählungen sind Jugendarbeiten, stammen also aus einer Zeit, in der der ganze Mensch noch eitel Romantik ist. Er hat Augen für das Seltsame und Wunderbare, aber noch keines für die reale Wahrheit des Lebens. Das Märchenhafte, das Bizarre fesselt ihn; das kann Sinnbild werden und bedeutet dann eine erhöhte Wahrheit des Lebens. Der Verfasser erinnert sich noch recht gut, wie lustig und skrupellos er die Geschichten von dem schönen und tapferen Burgfräulein Lidwina und von den hochbestelzten, zutäppischen Königssuchern hingeschrieben hat. Zur letzteren Mär glaubt er durch eine steirische Sage angeregt worden zu sein, er spürte so etwas wie historische Grundlage unter seinen Füßen, ohne übrigens darüber Rechenschaft geben zu können. Allerdings scheint die Ahnung mitgedichtet zu haben, daß die Menschen sich gleichbleiben und in Partei- und politischen Sachen einst dieselben Dummheiten gemacht haben wie heute.

Die beiden Erzählungen, welche für Weiteres dem Verlage L. Staackmann in Leipzig vorbehalten bleiben, hat der Verfaſſer auf Wunſch dieſer Reiſebibliothek überlaſſen. Vielleicht ſind dem geneigten Leſer zur Abwechslung ein paar Rittergeſchichten nicht unlieb.

R.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Lidwina von Krimburg entflieht dem Feinde.

Auf Bergeshöhe, zwischen taufeuchten Tannen, ragte ein Felsvorsprung hinaus in die Luft. Auf diesem Felsen gar einsam stand eine Jungfrau. Ihr Kleid war nicht das einer Waldgängerin, es war fein und weich und wallte in seiner Bläue des Himmels nieder an der schlanken, holden Gestalt und bog in einer leichten Schleppe über das feuchte Moos hin. Das lose Haar, so glänzend braun, wie die Zapfen der Tannenwipfel ringsum, floß in wilden Kaskaden vom Scheitel auf die Schultern, über den Busen. Ein Sturm schien vor Kurzem erst gewütet zu haben in diesen Lockenwellen — vielleicht auch in diesem Busen. Mancher Teil des sonst so fraulichen Anzuges war arg zerfahren, mancher Riß klaffte in der blauen Seide. Und das zuckende Rot auf ihren blassen Wangen? Das war der Widerschein der Freude nicht. Und die hellen Tropfen in ihren Wimpern? Das war der Tau des Morgens nicht.

Das Prisma der Thräne verleiht der Welt keine Regenbogenfarben.

Da unten lag das waldreiche Land. In den Engthälern, tief umschattet noch und durchwirkt von Wasserfäden, zogen sich die Wiesen; auf den Berghöhen spielte in immer helleren Farben das Morgenrot. In den hügeligen Niederungen lag blauer Duft, der jedoch nicht in jenem milden, feuchten Hauch des Morgens blaute, sondern der in leichten Fasern und Strähnen dahingeschlängelt war und der seinen prickelnden Geruch selbst bis zu dem Felsenvorsprunge emportrug.

Dieser Schleier entstieg in matten Qualmen einem weitläufigen rötlichen Gemäuer, welches dort draußen auf dem Felshügel ragte, welches seine hohlen Zinnen und Türme hoch in die Luft reckte und welchem man in das Innere blicken konnte, wo das niedergebrochene Dach mit allem Inhalte der Höfe, Säle und Gemächer langsam und flammenmüde verkohlte.

Vor wenigen Stunden die scheidende Sonne, die seither noch nicht aufgegangen war, hatte die Kuppeln vergoldet, hatte das auf hoher Spitze prangende Schwert und Rad bestrahlt, hatte beleuchtet die Türme, auf denen des Schloßherrn und des Kaisers Fahnen wehten, von denen der Burgwart wachsam ins Land lugte, da hinaus, wo zu Thale kriegerische Bauernrotten und wüste Gesindelhorden schwärmten.

Wilder Aufruhr tobte durch das Land am Fuße der Alpen und durch die weiten deutschen Gauen. Luther, der neue Christ, hatte das Wort zuerst gesprochen: der Bauernschaft geschehe Unrecht von den Herren. Hierauf die Bauern: Das ist wahr und tausendmal wahr. Wir gehen mit Luther und niemand soll uns Elend haben. Wir ernähren die Städte und die Burgen, wir wollen keine Knechte sein. Wir sind die Kraft, so wollen wir auch das Gesetz sein — im Namen Dessen, der Himmel und Erden trägt! —

Und flammenden Mutes stellten sie zwölf neue Glaubensartikel auf, die zwölf revolutionären Artikel der Bauernschaft, die anfangs so gewaltig loderten, dann aber gelöscht wurden durch das Blut von Hunderttausenden.

Auch gegen das stolze Bergschloß der alten Herren von Krimburg hatten sie sich herangewälzt, hatten tagelang den Felshügel umzingelt und ihre Geschosse fruchtlos an den ehernen Wällen verschwendet.

Herr Krimburg, ein Ritter, verwettert und benarbt in hundert Schlachten, beschützte mit seinen Kriegern der Väter Burg; und Lidwina, sein einziges Kind, eine Jungfrau in den ersten Maien, lag zur nächtlichen Stunde betend vor dem Marienbilde. — Die Belagerer riefen den Teufel an und dieser Heilige ist allezeit bereit. Eine der flatternden Burgtauben hatten sie gefangen und hatten dem harmlosen Tiere Unheil unter die Fittiche gebunden: eine Pulverladung mit Schwefel und glimmendem Schwamm. Und ließen das Tier wieder fliegen zur Burg hinan und suchen sein Nest unter dem schützenden Gebälke des Daches. Und in dem Augenblick, als die Taube, noch erregt von der Gefangenschaft und von der Gewaltthat und ermüdet vom Fluge mit der schweren Last, mitten unter ihre Jungen sich will zur Ruh begeben, kracht der Glutstrom auf .... Den Tierchen ist nimmer weh, aber im Gebälke prasseln die Flammen und der Wind eines treibenden Gewitters jagt das Feuer rasch durch alle Dachräume hin. Die Glocken heulen, die Ritter fluchen, die wilden Rotten klettern wiehernd den Berg heran. Ein leichtes Erstürmen ist es aber nicht; die Burgknappen sind im Angesichte des Todes Löwen geworden und verkaufen ihr Leben um hohen Preis.

„Um den Himmel!“ ruft aneifernd der Burgkaplan, dem dieser Preis feil ist zu aller Zeit. Was fragen aber wilde Tiere nach dem Himmel, nach der Hölle? — sie leben und sie sterben ihrer Lust.

Krimburg, der alte Recke, ruft den Kaplan, daß dieser das Fräulein in Sicherheit bringe; aber die Stimme verhallt in dem Lärm und in dem Gedränge. Er stürzt in seiner Tochter Gemach: „Du, rette Dich, mein Kind?"

„Ich will an Deiner Seite sterben."

„Nimmermehr, Lidwina, du mußt mein Leben weiter tragen, ich will noch nicht verlöschen auf dieser Erde. Komm'!" Er führt, zerrt sie durch Gewölbe hin und in einen unterirdischen Gang: „du kennst den Weg, er entführt dich dem Feinde."

„Wer geht mit mir?"

„Dein Engel!"

„Und du?"

„Ich bleib', die Gäste zu begrüßen."

„Vater!" schreit sie auf und umarmt ihn, „dich verlasse ich nicht in solcher Not!"

Oben brauset die Gefahr. Der alte Ritter umarmt sein Kind und drängt es fort: „Dieser Mann ist alt, sein Leben bist du, dich rette! Hörst du die Wände stürzen? Die Räuber nahen. Lidwina! wenn dir dein Vater lieb ist, wenn du wert bist des Segens deiner Mutter, die in der Gruft liegt: rette dich. Mit dir sei Gott!"

Er stößt sie von sich und stürzt hinauf mit nacktem Schwerte.

Lidwina wankt, in der Hand ein flackerndes Amplein, willenlos, fast betäubt durch den öden unterirdischen Gang, so lang, bis sie zusammensinkt.

Als sie wieder zu sich kommt, wendet sie sich — wie sie glaubt — gegen das Schloß um, daß sie mit ihrem Vater sterbe. Sie weiß es nicht, daß sie stundenlang in Bewußtlosigkeit gelegen ist. Das Öl der Lampe ist verzehrt; in tiefer Finsternis tastet sie sich weiter, muß über feuchte Stufen auf- und niedersteigen, sich durch enge Pforten

zwängen — nicht nach anderem Licht will sie sich mehr sehnen, nur nach dem Angesichte ihres Vaters.

Endlich schimmert ein blasser Schein ihr entgegen; sie windet sich durch eine Kluft — aber nicht im brennenden Schloßhofe steht sie, sondern auf einer Waldwiese — über hohen Bäumen den morgenden Himmel.

Vogelstimmen klingen in kühler Luft; jedes der langen Wildgräser trägt eine Perlenkette von Tau. Lidwina netzt sich mit diesem Tau die Stirne, als wollte sie auslöschen die Gedanken, die schrecklichen Gaukeleien des Wahnsinns: als wäre die Burg zerstört, der Vater erschlagen.

Und dann steigt sie zwischen den Bäumen empor zur Anhöhe und tritt über einen Felsenvorsprung hinaus, um freien Blick zu haben über die Gegend — und sieht dort zwischen Waldbergen auf dem Felsenkegel die raucheude Ruine ihrer väterlichen Burg.

Und in dem Augenblicke, als der Zweifel schwand, als sie die Wahrheit sah, kam zu ihr die Gnade.

Daß nun sich, wenn alles verloren ist, über den Felsen stürzen könne und durch solche Flucht allem Jammer entgehen — daran hatte vor dreihundert Jahren eine deutsche Jungfrau nicht gedacht. Man sah und man hörte zu viel des irdischen Elendes, um damit nicht endlich auch selbst vertraut zu werden. Die harte Zeit gebar zähe Menschen und die Liebe zum Leben war damals größer als heute.

— Die Burg zerstört, der Vater erschlagen, die Jungfrau schutzlos im kriegerischen Lande. — Ein Quell von Thränen floß über ein so herbes Geschick. In der Thräne zitterte das Bild der rauchenden Burg. In der Thräne schimmerten die fernen Gipfel der Berge, auf denen jetzt die Morgensonne glühte. Wie im Trotze richtete sich Lidwinas Seele auf und sie war entschlossen, ihres Vaters Leben, sich selbst zu retten.

Zur Burg kehrte sie nicht zurück; dort hausten die

Rotten der Empörer. Sie ſtieg nicht hinab zu den Straßen, auf denen kriegstolle Landsknechte und herrenſcheues Raubgeſindel zogen. Sie hörte zuweilen von den Wegen herauf das Gewieher und Gelärme, die giftigen Flüche, die zuchtloſen Lieder. Durch dichte Wälder wand ſie ſich mühſam fort, die entlegenſten Bergwildniſſe mußte ſie ſuchen. Des Waldes wilder Tiſch war ihr gedeckt, und des Waldes wilde Tiere waren ihre Tiſchgenoſſen. Wie eine wandelnde Genziane ſchwankte ſie dahin, ſuchte jene, welche ſie fürchtete — die Menſchen.

So wendet die Blume ſich der Sonne zu, an der ſie erblühen will, von der ſie verſengt wird, an der ſie verdorren ſoll. —

Als es gegen Abend ging, war Lidwina ſo weit und hoch geſtiegen, daß der Wald um ſie im Verkümmern lag, daß die kahlen Flächen der Almen ſich zu dehnen begannen vor den Füßen der weglosen Wallerin. Weißgefleckte Rinder weideten zerſtreut und graſten mit ihren Schnauzen gemächlich das ſüße Gekräute von dem ſchwarzerdigen Boden. Und dort neben einem von Wachholder umſtandenenen und von der niedergehenden Sonne beſchienenen Felsblock lag ein Junge auf dem Rücken und reckte die Kniee empor und ſah in den blauen Himmel hinein.

Lidwina kehrt bei einem Hirten ein.

Als Lidwina den Hirtenjungen bemerkt hatte, floh ſie anfangs einige Schritte ſeitab. Aber es kam ihr gar bald zu Sinn, wie ſehr ſie in ihrer Lage eines Menſchen benötige. Nur mußte dieſer Menſch für ſie gefahrlos gemacht werden, ſo wie man der Schlange, deren Heilkraft man zu bedürfen wähnt, den Giftzahn ausbricht. — Wie heißt nun aber der Giftzahn eines Hirtenjungen von ſiebzehn oder achtzehn Jahren? Und mit welcher Zange zieht man ihn?

— Die Burgfräulein von damals waren nicht weniger erfahren und besaßen nicht weniger Frauenlist, als die Schloßdamen von heutzutag.

Der Hirtenjung, als er die [illegible]ne Gestalt in ihrem hellen Kleide plötzlich vor sich stehen sah, fuhr wie ein geschreckter Hirsch empor. Sein Haar war fast so verworren, als wie das Gemoose auf dem Stein und war fast so gelb, als wie die goldkronige Arnika, die neben ihm stand; und es war so weich, daß die Strähnchen an der Abendluft erzitterten. Sein mit fahlen Wimpern umranktes Auge war blau und licht, als hätte es sich an dem Farbenschmelz des Himmels angesogen. Jetzt zuckte in diesem Auge Angst und Verwirrung.

„Fürchtest du dich vor mir?" redete Lidwina den Jungen an. Als dieser die freundliche Stimme hörte, sah er eine Weile auf die Maid hin und schüttelte den Kopf.

„Ist das deine Herde?"

Er ermannte sich und antwortete: „Das ist nicht meine Herde. Ich gehöre zum Blas auf der Eben."

„Wer ist der Blas auf der Eben?" fragte sie.

Er glotzte sie an; die Frage kam ihm nicht recht vor. — „Wer wird er denn sein, als wie der Blas auf der Eben!"

„Das ist der Bauer, dem die Herde gehört?"

„Ja so — freilich, das ist der Bauer. Aber die Herde gehört nicht ihm. Die gehört dem gestrengen Krimburger."

Lidwina blickte auf die fröhlich grasenden Tiere hin: „Jetzt gehören sie auch dem Krimburger nicht mehr. Auf dieser Welt giebt es keinen Herrn. — Sage mir, Hirte, was du vorhin gedacht haben magst, als du in den Himmel hineingeschaut hast?"

„Ich?" fragte der Junge, „habe ich in den Himmel hineingeschaut?"

„Ich ſah es.“

„Und was gedacht?“

„Es ſchien ſo.“

„Vielleicht: es iſt das große Meer.“

„Denkſt du ſo gerne an das große Meer?“

„Ja, weil ich auf einem Schiff hinüberfahren möchte und das Land ſuchen —“

„Welches Land?“

„Wo das Vieh dem gehört, der es weidet,“ antwortete er und machte einen Sprung: „Hallio, ho, ho!“

Nun wollte er sich fortmachen; es war ihm unheimlich und er konnte sich's doch nicht versagen, das schöne Wesen anzuschauen. Er schien mit sich allmählich darüber ins Reine zu kommen, wer vor ihm stehe.

„Du bist eine Fee!" lispelte er ihr zu.

Da wußte Lidwina, was sie zu thun hatte. „Ja," sagte sie, „ich bin eine Fee. Und ich will dich versuchen, Hirte."

Er blieb vor ihr stehen, als wollte er sagen: Nun, so versuche mich!

„Will versuchen, ob du barmherzig bist. Hast du ein Haus?"

„Barmherzig bin ich wohl, aber Haus hab ich keins."

„Wo wohnst du denn, wenn es finster wird?"

„In der Berghütte des Blas auf der Eben."

„In diese Berghütte sollst du mich nun führen und mir für die Nacht ein Obdach geben und Milch dazu."

Der Junge erblaßte.

Der Altsenn war an diesem Tage hinabgegangen zum Blasen auf der Eben um Lebensmittel, er sollte erst morgen zurückkehren. Und in der Berghütte allein mit einer Fee?! Feen ziehen junge Burschen gerne in den Abgrund — das wußte er aus vielen wahrhaftigen Geschichten.

„Die Berghütte gehört dem Blasen," sagte nun der Hirt, „ich darf also niemand in dieselbe führen; die Milch ist auch dem Blasen, ich darf also keine von derselben hergeben."

„Du bist ja ein gewissenhafter junger Mann," sagte sie.

„Und du bist eine Fee, die sich selber helfen kann," sagte er.

„Mein lieber Knab," versetzte sie, „es giebt auch verwunschene Feen; hast du von solchen noch nichts gehört?"

Das vermehrte den Respekt des Jungen noch um ein bedeutendes.

„Die sind hilflos," fuhr sie fort, „die müssen sich an gute Menschen wenden."

Ihr Mund zuckte schmerzhaft bei diesen Worten; ihr großes, schönes Auge war feucht. — Selbst auf die Gefahr hin, daß sie ihn in den Abgrund ziehen könnte .... Er nahm sie mit in die Berghütte.

Ihr war der Gedanke hart, daß sie als Betrügerin unter dieses Dach gehe. Aber sollte sie es gestehen, daß sie ein ganz natürliches Mädchen sei? Sollte sie es gar verraten, daß sie die Tochter ist des gestrengen Krimburgers, gegen den zu dieser Zeit alles auf war? Selbstschutz war nun ihr erstes Gesetz: Männer schützen sich durch Körperkraft; Mädchen durch Schlauheit.

Während der Hirt im Stalle die Herde versorgte, saß Lidwina im kleinen düsteren Holzbaue und aß ein weniges von der gekochten Milch, die er schüchtern vorgesetzt hatte. Sie vermied es, Betrachtungen anzustellen zwischen dem gestern und heute; sie wußte, daß Gefühlsweichheit der ohnmächtigste und somit der gefährlichste Genosse in ihrer Lage gewesen wäre.

Als der Hirte vom Stalle zurückgekehrt war, fragte er — kaum zu unterscheiden, ob aus Ernst oder Schalkheit — ob Feen in der Nacht auch schliefen. Als Lidwina es bejahte, bot er in höflicher Weise sein Bett an; er für sich habe im Stalle Stroh zusammengemacht.

„Du wirst in deinem Leben gesegnet werden!" sprach das Mädchen im Gefühle der Dankbarkeit. Dann setzte sie bei: „Du bist wert, das Kleid einer Fee zu besitzen." Sie kannte die Sage gut genug, um auf dieselbe ihren Plan zu stellen. Und der Hirte horchte auf! Märchen von verwunschenen Prinzen und beglückten Hirten wachten auf in seinem beschränkten Haupte, Märchen von armen Jungen, denen durch den Talisman — durch den Faden vom Kleide einer Fee alle Wünsche des Herzens erfüllt worden sind.

„So ein Kleid möchte ich freilich wohl haben," antwortete er. „Schenke mir das deine."

Faſt verwies ſie ihm das kühne Begehren; wie ſollte ſie ohne menſchliche Hülle zurückkehren in ihr Bereich?

„So nimm mein Gewand!" rief der Junge zutraulich.

„Das wäre nicht dumm!" antwortete ſie, „es wäre nicht das erſtemal, daß eine Fee im Hirtenkleide wanderte. Wollen ſich die Menſchen doch nur dann von uns Gutes thun laſſen, wenn wir in ihrer Geſtalt vor ſie hintreten. Selbſt vor dem Frauenmantel fürchten ſie ſich, ſo wie du dich vor mir gefürchtet haſt. Ich bin einverſtanden, junger Freund, tauſchen wir das Gewand."

Der Junge war nun aber unentſchloſſen. „Kann ich mit deinem Kleide zu Gelde kommen?" fragte er.

„Ein fleißiger Mann, wie du, kann damit leicht zu Gelde kommen."

„So viel, daß ich ins Amerika kann fahren?"

„So viel," ſagte ſie.

„So viel, daß damit auch zwei ins Amerika können fahren?"

„Zwei?"

„Meine liebe Fee," ſagte der Junge treuherzig, da man vor übermenſchlichen Weſen ja kein Geheimnis zu machen braucht: „Der Blas auf der Eben hat unter ſeinen Töchtern eine, die möcht' mit mir fahren."

„Wohlan. Dieſer ſchenke das Kleid von mir, ſchenke ihr auch die Schnur von Perlen dazu. Und reiſet mit Glück in das Land, in welchem die Herde, die ihr weidet, euer gehören wird."

Ihr war zu eigen, als wie einer Seherin, da ſie dieſes ſagte. Ihr war, als hätte ſie nun einen Teil der Schuld quitt gemacht, welche ſeit Jahrhunderten geladen geweſen auf das Haupt ihrer Väter. Sie ahnte wohl, daß die

ſchrecklichen Dinge, welche im Lande nun geſchahen, ihre alten und zum Teile ihre gerechten Urſachen haben mußten.

So hatten ſie ſich dann geeinigt, daß ſie die Kleider tauſchten. Der Junge trug einen Anzug aus grober, ungefärbter Leinwand, ein weites Beinkleid, eine kurze Joppe und einen Krämpenhut aus Strohgeflecht. Über der Achſel hing ein Riemen, an welchem die Vorratstaſche befeſtigt werden konnte. Der ſchlanke, ſonnengebräunte Hals und die Füße waren bloß. Was hier abging, das ſollte die Fee von ihrem Eigenen zurückbehalten.

„Mein Gewand," verſetzte nun der Achtzehnjährige, „gern, daß ich's gebe; aber recht wäre es mir halt, wenn ich darin ſtecken bleiben dürfte?"

Die Schloßfräulein von dazumal waren nicht weniger ſittig, aber etwas weniger prüde, als die von heute. Lidwina ging auf die Schalkheit ein und verſetzte: „Was wollte die eine beim Blas auf der Eben ſagen, wenn du vergeſſen thäteſt, dich aus den Kleidern zu ziehen, die du an eine Fee verſchenkt haſt?"

Er wendete ſich, er ſcheuerte das gebrauchte Geſchirr, aus Erde gebrannt, und er ſang:

„Nußbam und Kerſchkern,
Mein Maidel hab ich kreuzgern,
Kerſchkern und Nußbam,
Wann's nur bald zu mir kam,
Hallio, ho, ho, ho!"

„Du wirſt dir ſchon zu helfen wiſſen," ſagte Lidwina.

„Zu helfen weiß ich mir, ich leg das Almgewand vom Altſenn an, dieweilen er auf der Eben iſt. — Haſt du aber ſchon einmal ſo was angehabt, Fee?"

Sie verneinte es.

„Hernachen bringſt es nicht an. Nein, bringſt es nicht an. — Wir zwei, ich und dieſelbige beim Blas auf der Eben, haben zu einem Kirchweihſpaß einmal das Gewand

getauſcht. Ich bin bald im Kittel geweſen. Aber ſie? Da hab ich wohl recht müſſen nachhelfen. Ihr Weibsbilder ſeid ſonſt nicht ſo dumm, aber ſo ein Gewand hat ſeine eigenen Sachen! Das bringt ihr nicht auf gleich. Mit Verlaub, wenn Ihr das Zeug tragt, ſo will ich, daß es auch ſitzt. — Ich bring Euch das Gewand, ehvor ich mich ſchlafen leg."

„Laß das gut ſein. Lege den Anzug draußen in der Vorkammer ab; morgen früh wirſt du den meinen dort finden. — Jetzt danke ich dir für die Labung, die du mir geſpendet haſt, für die Ruhe, die ich unter dieſem Dache zu genießen hoffe. Gott entgelte dir deine Gaſtfreundſchaft."

Der Hirt verließ die Stube und dachte bei ſich: Das hätte ich mir mein Lebtag nicht angeſehen, daß ich mit einer Fee ſo wohl und toll ſein kunnt. — Wenn's eine iſt?" —

Lidwina, tief erſchöpft an allen Gliedern, legte ſich auf das Strohbett. Zu den Fenſterchen ſchimmerte die Bläſſe des vergangenen Tages herein. Das unglückliche Mädchen richtete ein Gebet zu Gott, daß er — bevor noch die wilden Bilder der nächſten Vergangenheit von ihrer Seele marternden Beſitz ergriffen — den Schatten des Schlafes über ſie ſende.

Ihr Gebet iſt erhört worden.

Lidwinens Gewand wird Urſache eines Streits.

Am andern Morgen, als der Altſenn mit ſeinem Rückenkorbe von der Eben den Berg herankeuchte, ſah er zwiſchen den Baumſtämmen ſeinen Hirtenjungen laufen. Er rief ihn an: wohin? und was es gebe? Aber der Junge that, als höre er ihn nicht und verſchwand im Strauchwerk.

„Warte du!" brummte der Altſenn, „wir kommen noch zuſammen, Dagel, wir werden nachfragen, ſeit wann der

Hirt die Vieher allein darf lassen auf der Alm; werden auch nachfragen, seit wann der Hirtenknab' auf den Altsenn nicht zu losen braucht. Freue dich!"

In Gedanken auf die süße Stunde der Rache kam ihm die Rücktrage ungleich leichter vor als früher. Jedoch, als er zur Berghütte kam, führte der Hirt in schönster Ruhe und Ordnung eben die Herde auf das Gras.

„Dagel!" rief ihn der Senn.

Der Junge wendete ihm die Ohren zu.

„Was hast denn du unten im Walde herumzustrolchen, während du da bist? — Leugne mir nicht, ich habe dich laufen gesehen!"

„Das wird gewiß die Fee gewesen sein," kicherte der Knab'.

„Die Fee? — Dagel, du Protzmaul! So weit hat Gott meine Vernunft noch nicht verlassen, daß ich eine Fee und dich nicht sollt' auseinander kennen."

„In der Nähe angeschaut, kennst uns auseinander. Von der Weiten hat's dich doch betrogen. Altsenn, es giebt allerlei Feen, mußt wissen."

Dieser naseweise Ton des Hirten brachte den Altsenn schon vollends in Wut. Es war daher hohe Zeit für den Dagel, daß er die Geschichte erzählte von der wunderschönen Maid, die ihm gestern auf der Alm war erschienen, die in der Berghütte hatte geschlafen, die ihm ihr kornblumenfarbig' Kleid hatte geschenkt und die heute früh morgens in seinem Gewand war davongegangen. Der Dagel stak im Anzuge des Altsenn.

„Schad ums Gewand," sagte der Alte, „da hat dich eine Zigeunerin genarrt."

„Eine Zigeunerin ist das nicht gewesen, sie hat eine schneeweiße Haut gehabt."

„Sie hat dich verblendet, mein Bub'."

„Ihr Kleid, das kannst sehen. Komm' mit!"

Der Knab' führte den Altſenn in das Haus.

„Jetzt werde ich lachen," ſagte der Alte unterwegs, „das Kleid wird ſchön ſauber verſchwunden ſein."

Dem war nicht ſo. Auf dem kleinen Tiſche lag ausgeſpreitet der blaue, von Silberſchnüren durchzogene Stoff mit der Perlſchnur. Der Senn betupfte mit einem ſeiner längſten, hageren Finger das Kleid und liſpelte: „Da? da drinnen?"

„Da drinnen," antwortete der Dagel.

„So ſoll mich doch frei der . . . .!" rief der Alte, „daß ich juſt geſtern nicht da ſein hab können!"

„Zu dir wäre ſie nicht gekommen."

Ein ſcharfer Blick auf den Vorlauten, dann fuhr der Altſenn fort: „Bin ſchon gleichwohl ſo viel bei Tagen und habe noch keine Fee geſehen. Heben ſie jetzt an und kriechen hervor? Ich ſag's ja, das End' der Welt iſt nimmer weit, es geſchehen ſo viel Zeichen und Wunder. — Wir werden auch nicht mehr lang' auf der Alm bleiben, Dagel."

„Nicht mehr lang? Sind doch erſt die Sonnenwenden."

„Ja freilich ſind die Sonnenwenden," ſprach der Alte mit bedeutungsvollem Kopfnicken, „aber gieb Achtung, Hirt, es wendet ſich nicht die Sonnen allein jetzund — es wird ſich auch ſonſt noch etwelches wenden. Was weiß ſo ein Lecker im Gebirg! Geſtern ſind beim Blas auf der Eben die Bauernſchaften zuſammenkommen mit Spieß und mit Schlägel. Das Herrenerſchlagen geht los."

„Geht's los?" fragte der Dagel lebhaft und warf ſein Haupt in die Höhe. „Was wird der Amtmann zu Rins dazu ſagen?"

„Dem iſt das Ding nicht ganz recht geweſen, mußt wiſſen, und ſo haben ſie ihn totgeſchlagen."

„Christi eleison!" rief der Hirte in ſeiner Verwunderung, „die kommen in die tiefſten Löcher von der Krimburg."

„Narr, was redeſt du Dummes von der Krimburg!

Die ſteht ſchon gar nicht mehr, die haben ſie geſtern niedergebrannt, den Alten gefangen, die andere Brut vertilgt."

Der Dagel that einen luſtigen Pfiff.

„Gelt!" rief der Senn ſelbſtgefällig über ſeine Neuigkeiten, „und deswegen ſag' ich ja, wir bleiben nimmer lang auf der Alm. Wir gehen mit den Senſen ans Herrenabmähen. Sind zeitig worden."

„Das iſt ſchon recht. Und nachher?"

„Nachher werden wir die Herren."

„Wenn's d'rauf anſteht, ich mach' mich zu einem Prinzen."

„Was iſt ſo viel Fürtreffliches an einem Prinzen?" fragte der Altſenn achſelzuckend. „Da weiß ich mir was Beſſeres. Ich geh' in die Salzburgerſtadt, mußt wiſſen, und ſetz' mich auf den Biſchofsſtuhl. Da iſt's weich ſitzen. Du — führſt dich gut auf — magſt mein Domherr ſein."

„Was zahlſt?"

„Zahlen? Dagel, halt mir die Biſchofswürde in Ehren! Mach du dich bezahlt von den Unteren und nicht von den Oberen."

„Und was iſt's mit einer Domfrau?"

„Du lutheriſcher Strick mit deiner Domfrau! Das Heiraten einführen! Kleiner, ſo weit begeben wir uns nicht ins graue Heidentum. Jeder nach Belieben — und ſtill ſein — und aus iſt's!"

So das Geſpräch der beiden Almer — am ſeichten Ufer ein letzter Wellenſchlag der ſtürmiſchen See des Aufruhres in den deutſchen Landen.

„So," ſagte hierauf der Altſenn, „dieſen vornehmen Kittel lege ich jetzt mir zu," und er hub an, den feinen Stoff zuſammenrollen.

„Was träumt dir denn?" rief der Dagel, „das Gewand g.hört mein."

„Wär mir neu."

„Ich habe das meine dafür ausgezogen."

„Und das meine angelegt!"

„Da haſt deine Fetzen!" ſchrie der Hirt und riß ſich Stück für Stück vom Leibe.

„Dagel!" fragte der Alte anſcheinend gelaſſen, aber mit ſchwerem Nachdruck, „ſeit wann benimmt ſich der Junge ſo gegen den Altſenn?"

„Seit's gegen die Herren geht! Seit die Freiheit iſt. Altſenn, du biſt auch ein Schuft, du haſt mir lang das Knie auf den Hals geſetzt, weil du gewußt, ich kann keine Hilf' erſchreien. Ich hab' mir deine Geſcheitheiten gefallen laſſen, du alter Eſel. Die Püffe und die Schläge, die du an mir angebaut haſt, gehen jetzt auf. Wirſt dich wundern, was ich für ein guter Boden bin. Hallio, ho, ho!"

„Dagel!" rief der Alte, „ich kenn mich nicht aus an dir!"

„Laſſen wir's ſpielen, wer von uns Zweien der Stärkere iſt, danach wirſt dich auskennen!"

„Fahr' her!" ſchrie der Altſenn, teils in Wut und teils in Angſt und ſtellte ſich mit gedehntem Bruſtkorb auf. Als er jedoch ſah, wie der Junge beiden Händens mit Töpfen und Herdpfannen nach ihm zu werfen begann und dabei ein gräßliches Geſchrei erhob, wendete er ſich ſo, daß ſeine Ferſe arg nach hinten kam, und lief zur Thür hinaus.

Der tapfere Dagel ließ die Scherben liegen, nahm einen Lodenmantel, warf denſelben um ſeine nur notdürftig bedeckten Glieder, band ſich das Frauenkleid an die linke Seite, verließ die Berghütte und ſprang abwärts gegen das Thal.

„Die Werktage ſind aus," rief er keck ins Getanne hinein, „wann's daheim ſo luſtig wird! Wer fahrt da ins Amerika — hallio, ho, ho!"

Lidwina wandert mit zwei Strolchen.

Die Nacht giebt neue Kraft, der Morgen neuen Mut; erquickt hatte Lidwina die Almklauſe verlaſſen. Sie nahm

ihren Weg gegen das Hochgebirge, von welchem ihr schon gestern die duftblauen Schneegipfel zugewinkt hatten. Sie wollte nach Tirol, wo auf der Burg zu Taufers ein Verwandter von ihr hauste.

Auf schlechtem Wege, der zwischen den Bergen mit dem Alpenflusse um Raum rang, schloß sie sich zweien Waffenträgern an, die trotz ihrer schweren Last recht aufgeweckt dahinschritten. Sie trillerten Kriegslieder, zu denen die Waffen den Takt klirrten; es war auch Spott dabei, wenn sie sangen:

„Ich bin ein Mann der Thaten,
In Küchen schmort der Braten;
In Kellern ruht der kühle Wein,
Die Veste muß erobert sein.
Wie mächtig schwellt die durstige Brust
Soldatenluſt, ja Thatenluſt!

Ich bin ein Mann der Thaten,
Die Weiber sind geraten;
Dort steht ein züchtig Mägdulein.
Die Veste muß erobert sein.
Wie mächtig schwellt die junge Brust
Soldatenluſt, ja Thatenluſt!"

Als diese Männer Lidwina ansichtig wurden, wunderten sie sich baß über das feine Gesichtchen des Hirtenjungen und fragten nach seinem Wege.

„Ich komme von weit her," sagte sie, „ich bin in einem böhmischen Schloß als Edelknabe gewesen. Nun haben die Bauern das Schloß verbrannt und die Einwohner verjagt. Jetzt will ich nach Tirol zu meinem Vetter."

„Rühren sich die böhmischen Bauern doch auch einmal," sagte einer der Waffenträger. „Wenn sie aber bloß die Nester niederzünden und die Brut am Leben lassen, so ist mir das dumm genug. Die Unserigen verstehen das besser. Ausrotten, das Ungeziefer!"

„Möchte nur wissen, warum sie den Krimburger nicht abgethan haben," bemerkte der andere.

„Mein Lieber, der läuft nicht davon. Der sitzt im Pfarrhofkeller zu Altenziel; der muß beichten, wo er seine Eisenkisten vergraben hat, nachher erst wird er abge— speist. Aber Edelknab'! Was bist denn so totenblaß! Die Hirtenjungen sind sicher. Nur wollt' dir geraten sein, daß du deinen Edelknaben nicht gleich jedem auf die Nase bindest. Mußt bedenken, heutigstags ist der Adel nicht herrlich, aber gefährlich!"

„Der junge Herr weiß es recht gut," sagte hierauf der andere, „daß die Bauernhosen den Edelknaben nicht genugsamlich zudecken. Hör' ihn reden, so weißt es; schau ihn an, so weißt es; faß' ihn beim Tatzel, so weißt es. Im Gebirge ist Keiner so fein. Der ist zehnmal eher ein Prinz, oder gar eine Prinzessin, als wie ein Hirtenknab'!"

„Und so ohne Waffen dahergehen! Ein Kerl, wie du, soll bis an die Zähne besteckt sein. Guck' dir einmal diese Braxen an; Hauer und Stecher nach Herzensluft. Den, just den mußt dir beilegen, Prinz, der hat schon etliche Türkenschädel gekloben, laßt sich gar nicht mehr blank segen, und so blutdurstig ist er seither, daß er von sich selber losfährt, wenn er einen Roßschweif oder ein Adelswappen, oder eine Pfaffenkutte sieht."

„Geschwätz!" rief der andere, erbost über diese Aufschneidereien seines Genossen, dem Edelknaben zu, „wenn das wahr wäre, müßte der alte Hauer ja gleich auch über dich losfahren. Hast dein Wappen versteckt wo der will, du tragst es doch bei dir, das weiß ich. — Meine Klieber und Stoßer und Brandpfeifen machen kein Geschrei, weil sie's nicht nötig haben. Das ist ein Schwedischer mit Silbergriff, mußt betrachten. Das ist ein Damaszener. Wenn du dir diesen funkelblanken Stahl anschaust, so wirst es sicherlich nicht glauben, daß er erst kürzlich das Herz einer

ſchönen Polin durchbohrt hat! Wenn einer für dich paßt, Edelmann, ſo iſt es der. Ohne Schwert kannſt nicht übers Gebirg'."

„Paßt nicht zum Gewand,"

meinte der andere wieder, „für dich ist ein kurzer scharfer Stoßer, als wie der da."

„Ich kann nichts kaufen," sagte Lidwina und hielt die flachen Hände hin. „Meine Waffe ist die Waffenlosigkeit. Wenn die Bauern jetzt Herren sind, so werden sie auch Ritter sein."

„Bist ein Schlauer! Nur weißt, dein fein Reden möcht' nichts nutzen. Aber der Teufel, Junge, ein paar Augen hast! Denen kunnt' ich mit dem besten Willen nichts zu Leid' thun. — Wir rasten jetzt einmal. Grig, gieb den Speck her und den Plutzer. Bist eingeladen, Edelknab'."

So gingen die drei fürbaß. Lidwina fühlte sich an Seite der beiden Waffenträger sicherer, als allein; ganz geheuer war ihr freilich nicht. In jeder Dorfschaft — es waren deren wenig genug, und jede kauerte am Fuße einer Burg oder einer Ruine — sprachen sie zu, und boten Schwerter, Lanzen, Beile, Morgensterne, Schußwaffen an. Jedem, dem sie begegneten, wurde irgend eine scharfe Wehr — die zu solcher Zeit das Gesetzbuch und die Bibel war — aufgedrungen. Bald waren sie ihrer Last ledig und besprachen sich nun, wo und auf welche Weise wieder eine Zeughauskammer zu plündern wäre.

Die Landschaft war immer ernster und gewaltiger geworden. Die Wildwässer — ein Seitenstück der Empörung des Elementaren gegen die Kultur in der Gesellschaft — hatten Wege und Stege zerrissen. Mehrmals war es vonnöten, daß einer der Waffenbrüder Lidwina hob und über die tobenden Wässer trug. Sie stellte sich sehr unschmiegsam und nicht dankbar für solchen Liebesdienst.

Gegen Abend kamen sie in eine vielzerklüftete, grauenhafte Schlucht, die sich schob und wand, so daß man oft wie von den Felswänden ringsum eingemauert schien. Die Berge, die hier so eng zusammengeschoben waren, bauten sich für den Standpunkt unserer Wanderer unermeßlich hoch und

gingen in den finſteren Nebel hinein, der ſich über das Gebirge gelegt hatte. An den Rinſen ſchoſſen Wäſſer hernieder, die bald im Geſtein verloren waren, bald wieder über ſenkrechte, ja ſogar über vorhängende Wände ſprangen — die einzigen lichten Linien in der düſteren, blauſchattigen Schlucht. Dieſe Waſſerfäden waren die Kinder des Eiſes auf den Höhen, zu denen damals ſelten noch ein Menſch hinanſtieg.

So eng dieſe Bergſchlucht ſchien, ſo hatte ſie in einer ihrer Krümmungen doch noch Raum für einen vielzackigen und ſchründigen Felskegel, welcher, an ſeinem Grunde von den Wildbächen umrauſcht und benagt, zwiſchen dem hohen Gewände ſtand. Und auf dieſem Felskegel, ehern verwachſen mit den Zacken und Schründen, kaum von einem Buſche begrünt, ragte das fahle Gemäuer einer alten Burg. Die zerriſſenen Turmzinnen fletſchten gen den Himmel wie die Zähne an dem Gerippe eines Raubtieres.

„Schade, daß Herr Lämmlein nicht mehr hauſt," ſagte einer der Waffenträger, „der wollte uns ſchon begaſten."

„Ha, der wäre zu dieſer Zeit gewiß nicht da in ſeinem Geierneſt," entgegnete der andere, „der wäre unſer Hauptmann draußen im Land."

„Wer iſt der Herr Lämmlein?" fragte der Edelknabe.

„Nichts," antwortete der Waffenmann.

„Alſo wer iſt er geweſen?"

„Siehſt du die Felsnaſe dort an der Wand, hoch über der Burg? Das iſt ſein Predigtſtuhl. Der gute Lämmlein war nämlich ein bischen Raubritter. Aber einer, vor dem man den Hut muß rucken; hat's nur den Reichen weggenommen. Iſt ſich nicht ſchlecht dabei geſtanden und hat den armen Schelm auch leben laſſen. Ihrer zwei Dutzend Geſellen haben jahraus, jahrein Arbeit und Verdienſt bei ihm gehabt. Ich ſelber bin einen Sommer lang in ſeinem Sold geweſen auf der Salzſtraße. Inſoweit alles recht,

aber der Salzburger Bischof! Der hat den Lämmlein nicht leiden mögen; warum, das kannst dir denken. Im Sturm beikommen, das kannst ihm nicht; darfst nur das Schloß anschauen. Nu, paß' auf. Ist einmal an einem Wintertag, wo die Leut' haben schneefeiern müssen, ein Umerlaufer vor dem Thore gestanden, hat um Einlaß gebeten. Allerlei lebendiges Getier hat er bei sich: einen Affen, der possierliche Künste kann, Vögel, die wie ein Mensch reden, Nattern, die dem Mann in den Mund hinein steigen — und lauter so Sachen. Der Herr Lämmlein denkt: das ist einmal einer für die langen Winterabende! und läßt den Umerlaufer ins Schloß bringen. Sie essen und trinken gut und unterhalten sich mit dem ausbündigen Gezücht. Ein Papagei ist dabei, der schreit: Was dein ist, ist mein, will ein Spitzbub' sein. — Das gefällt dem Herrn Lämmlein unbändig. Bald setzt der Vogel noch dazu: Wann sie schlafen, sie schlafen, sperr' auf, laß' uns ein. — D'rauf will ihn der Fremde nicht mehr recht reden lassen und verhängt den Käfig mit einem Lappen. — Spät nächtig Zeit wird dem Schwarzkünstler eine Kammer gewiesen. Er bleibt aber nicht d'rin, geht zum Thorwart, erwürgt ihn und läßt die Soldaten ins Schloß. Ist ein lustiger Tanz gewesen, war aber bald aus. Die Knappen sind niedergemacht, der gute Herr Lämmlein wird dort oben auf der Felsnase übers Rad gespannt — eine Predigt für die Leut' — wie der Bischof gesagt hat — wohin das Räuberleben führt. Seither heißen wir den Platz dort oben des guten Herrn Lämmleins Predigtstuhl."

Mittlerweile waren sie zur Stelle gekommen, wo der Fußsteig im Zickzack den Berg hinanging und oben zwischen den Felstrümmern sich verkroch. Die beiden Waffenträger begannen über das Gestein emporzusteigen. Lidwina stieg nur wenige Schritte mit ihnen hinan, dann blieb sie stehen und hielt sich erschöpft an den Felsen. Die unge-

wohnten Strapazen der letzten Tage hatten ihre Kräfte aufgezehrt.

„Oho!“ riefen die Männer zurück, „wenn du jetzt schon hin bist, Königssohn, wie wirst das Gebirg überdauern! Vor Mitternacht sind wir nicht drüben.“

„Ich kann nicht mehr,“ hauchte sie.

„Wollen wir ihn tragen?“ berieten die Männer. „Ja, dann müssen wir ihn oben im Schnee liegen lassen, wenn wir vom Hinterkar eine Gemse mitnehmen wollen.“

„Ich danke euch,“ sagte Lidwina, „ich bleibe hier und wenn ich mich erholt habe, so kehre ich um bis zum nächsten Blockhaus.“

„Wird das Vernünftigste sein,“ meinten die Waffenträger, froh, den kümmerlichen Genossen loszuwerden, „da, sieh'! nimm noch einen Schluck vom Plutzer und den Brotschnitten, und danke Gott, Edelknab', daß wir dich nicht vertilgt haben.“

Unter solchem Gemisch von Gutmütigkeit und Roheit verließen sie das Mädchen im Hirtenkleide und stiegen langsam, aber sicheren Schrittes das Gewände hinan. Ihre eisenbeschlagenen Stöcke klangen noch lange im Gestein.

Lidwina wankte thalwärts und am Bache sank sie zusammen.

Lidwina wird von einem Fremden in die alte Burg getragen.

Seidelbast und Baldrian fächelten mit ihren Blättern und Rispen über der ohnmächtigen Jungfrau, deren rechte Hand ins Wasser reichte, als habe sie in dem Augenblicke ihres Zusammenbrechens dieselbe noch ausgestreckt nach Labung.

Die Nebel sanken immer tiefer nieder an den Wänden und das Verstummen der Vögel und Heimchen kündete den

nahen Abend, und das Niedertauchen eines Habichts kündete ein Gewitter.

Zur selben Stunde kam aus einer Nebenschlucht ein Mann geschritten, an dessen seltsamer Gestalt unser Blick haften bleibt. Ein talarartiger Mantel aus schwerem braunen Loden bedeckt die schlanke und in ihrem Gange geschmeidige Gestalt vom Halse bis zu den Füßen. Eine graue Mütze, die auf dem tiefschattierten Haupte sitzt, verleiht der sonst fast priesterlichen Gestalt einen kavalierartigen Schwung. Die üppigen schwarzen Locken sind so geschnitten, daß sie sich am Nacken einwärts biegen, anstatt daß sie den Mantel berühren. Das jugendliche Gesicht ist mager und fein und blaß — eine Blässe, welche selbst die Sonnenbräune nicht zu decken vermag. Ein schwarzer Bartflaum umschattet Backen und Mund. Eine edle Christusnase vervollständigt dieses Antlitz; aber die großen Augen sind lange nicht so klar und mild, als jene waren, mit denen der Heiland auf Freund und Feind herabgesehen hat. Ein finsterer Groll liegt in diesen Augen, vor dessen Glut und Zucken sogar die blassen Lippen zittern.

Er trägt ein langbestieltes Grabscheit und einen Korb mit Pilzen, Erdbeeren und verschiedenen Kräutern. Ein wunderlicher Kontrast! Dieser Mann scheint nicht für den Korb, sondern für das Schwert geboren zu sein. — Er blickt in den Bach, wo rasch ein paar Forellen sich unter den Rasen flüchten, und er sieht über den bewachsenen Rasen eine Menschenhand ins Wasser hängen. Er starrt darauf hin, er glaubt fast, es sei ein Blendwerk. Eine weiße, zarte Hand streckt sich aus dem Grase gegen das Wasser.

Fast wie eine Frauenhand, und ohne Ringlein am Finger . . .

Von der ersten Überraschung sich ermannend, springt er über das Bachbett und sieht nun den Hirtenjungen im Gekräute liegen. Er richtet ihn empor und merkt, daß er

nicht tot ist; er begießt das Gesicht, so weiß wie Wachs, mit Wasser, da kehrt dem Jungen das Bewußtsein zurück. Der Mann legt ihn auf ein Kissen von Moos, blickt ihn an und denkt: Du bist ein schöner Knabe.

Je mehr aber dem Hirtenjungen die Kräfte zurückkehren, bis er nun mit milden Worten für den Freundschaftsdienst dankt, desto unruhiger wird der Mann im Lodenmantel. Und endlich ruft er dem Knaben zu: „Du bist eine Lüge!"

Der Hirtenknabe faltete stumm die Hände und neigte verneinend das Haupt.

„Du kommst von Leuten," sagte der Waldmann, und seine Stimme war voll und tief, wie der Mollton einer Posaune. „Ist es wahr, daß du in Ohnmacht liegst? Du bist sehr schlecht, oder du bist sehr elend."

„Ich bin sehr elend," hauchte der Knabe. „Ich frage nicht, wer? Seid Ihr nur ein Mensch, so werdet Ihr mich nicht verlassen."

Und wie der schlanke, blasse Mann des Knaben weinendes Auge sah, stieß er einen Laut aus, als wäre in seinem Innern was gesprungen, hastig riß er den Jungen an sich und trug ihn auf den Armen wie ein Kind davon.

Trug ihn einen felsigen Steig hinan gegen die alte Burg, deren Turmtrümmer nun schon in den Nebel ragten. Aber bevor er noch durch die erste Pforte trat, deren Wölbung jeden Augenblick einzustürzen drohte, deren eisenbeschlagenes Thor entangelt auf dem Boden lag, ließ er seine Last, welche noch in halber Betäubung lag, auf den Sand gleiten. Dann sah er dem Knaben ins Gesicht und sagte die Worte: „Ich kann nicht wissen, was ich mir an dir ins Haus trage."

„Ich danke," hauchte der Knabe, „will's versuchen, will weiter."

„Das kannst du heute nicht mehr."

„So gebt mir auf kurze Rast ein Dach, um Gotteswillen."

„Um Gotteswillen thue ich nichts, mein Kind; um der Menschen willen noch weniger. Was ich thue und was ich lasse, geschieht um meinetwillen. Hier in der Kammer des Thorwart magst du schlafen. Aus Brot, Beeren und einem Talglicht besteht meine Begastung. Und morgen gehe so früh du kannst von hinnen und such' mich nicht."

Nach diesen barschen Worten verließ er den Hirtenknaben — nicht ahnend, daß er ein Weib allein lasse in dem öden Gemäuer des Raubschlosses, daß dieses Weib nun schluchzte und zitterte vor Angst, bis der Schlaf sich erbarmte. —

Höher oben, in den best erhaltenen Teilen des Schlosses, wohnte der schöne, unheimliche Mann. Er saß nun an einem Tische und schrieb. Später starrte er eine lange Weile durch das enge, tiefe Fenster hinaus in die Nacht und in das niedergehende Gewitter. Und als die Blitze schimmerten und die Donner hin und wieder geschleudert wurden von einer Felswand zur andern, daß es schmetterte, rief der Mann laut aus: „Warum sie das nicht sehen wollen? Warum sie das nicht vernehmen wollen? Warum sie sich davor entsetzen? Es ist so schön! — Wenn sie diese Herrlichkeit nicht ertragen können, so werden sie auch das Angesicht Gottes, das sie doch zu sehen wünschen, nicht ertragen können. — Sie raufen um die Bibel, sie streiten bis aufs Blut um den Glauben und schreien nach Gott; aber so lange sie der Natur nicht ins Auge schauen können, sind sie für Gott nicht reif."

Dann ging er in der düsteren Stube auf und ab, und wir vernehmen seine Gedanken: — Meine Lüge, die ich unten zu Gaste habe, wird sicherlich auch beben, wenn Gott anklopft am Fenster. Es thut mir ins Herz hinein weh, daß dieser Junge zu den Leuten gehört. — Mich reut das

harte Wort; aber es iſt ja wahr, um Gotteswillen thut kein Menſch was Gutes oder Schlechtes. Ich fürchte nur das böſe Gewiſſen. Iſt es wohl richtig, Germann, daß einzig dein Gewiſſen den Knaben unter dieſes Dach getragen

hat? Beſchwören möcht' ich's nicht. Will ſehen, ob er ſchläft.

Und um Mitternacht war es, als er hinabſtieg die ſchmale Wendeltreppe und mit der Laterne in die einſtige Kammer des Thorwarts trat. Faſt zitterte ſein Fuß, als er über die Schwelle ſtieg. Warum ſchlich er ſo? Warum lauerte er? Warum klopfte ihm das Herz ſo mächtig? — wie in Angſt. Iſt es denn ein Böſes, daß er über ſeinen Gaſt wacht?

Der Knabe ſchlief ruhig und hatte ſeine Hände über der Bruſt gefaltet. — So liegt der Menſch auf ſeiner letzten ewigen Raſt. — Dieſes Schläfers Wangen waren rot; dieſe Lippen, am Bache unten ſo blaß, waren rot und waren warm. — Der Mann ſetzte ſich auf eine Bank und betrachtete den Ruhenden.

„Nein, du ſchönes Menſchenbild," ſagte er, „eine Lüge biſt du nicht, ein Rätſel biſt du. Ein Rätſel mir und dir ſelbſt, du unſchuldige Schuld, du junger Büßer für die alte Sünderin Menſchheit. — Schlafe ſüß und gehe morgen nicht von mir, ohne daß ich dich noch einmal geſehen habe."

Dann verließ er den Knaben ſtill wie er gekommen, ſuchte ſein Gemach auf und die Blitze ſchlugen noch lange an ſein ſinkendes Augenlid.

Lidwina macht Bekanntſchaft mit ihrem Gaſtherrn.

Als es Morgen ward und der blaſſe Ruinenbewohner hinaus in das Freie ſchaute, ſah er nichts als grau — als ſchwebe die alte Burg abgetrennt von der Erde in den Wolken des Himmels. Dem Manne ſchien in dieſem Gedanken wohl zu ſein. Doch hörte er aus der Tiefe empor das laute Rauſchen der am Fuße des Felſens grabenden Wildwäſſer. Da fiel ihm ſein Gaſt ein.

Er ſtieg hinab zum Thor und fand die Kammer leer. Er eilte thalwärts. Der Wind pfiff um die Felskanten

und peitschte Nebel und Regen an das Gestein. In der Schlucht, am grollenden, hochwallenden Wildbach stand der Junge im Hirtenkleide und blickte ratlos in die Wellen, die Erde, Wurzeln und Baumstränke mit sich fortrissen.

Der jugendliche Ruineneinsiedler trat zu dem Knaben hin und sagte: „Heute kannst du nicht wandern, die Wege sind alle zerrissen. Komm mit zurück.“

Der Knabe folgte zögernd. Als er unterwegs befragt wurde, gestand er, daß er kein Hirt wäre, daß er eines zu Grunde gerichteten Edelmannes Kind sei, sich vor der Empörung flüchte und über das Gebirge nach Tirol zu einem Verwandten wolle. Und bat hernach schüchtern und trotzig zugleich, so lange in der Obhut dieser Burg bleiben zu dürfen, bis die Fortsetzung der Reise möglich wäre.

„Thue, wie du mußt,“ antwortete der blasse Mann.

Als beide wieder hinan gegen das Mauerwerk kamen, sprang plötzlich mit großen Sätzen ein braunes Tier aus dem Nebel heraus und über die klingenden Steine dahin wieder in den Nebel hinein.

„Meine Hirschkuh!“ rief der Mann, „Junge, gehe du allein dort über die Treppe und zur zweiten Thür hinein, ich komme nach.“ Und eilte in der Richtung des Waldes davon.

Unser Edelknabe fühlte sich wieder neu gekräftigt und entschlossen, allem, was noch über ihn kommen sollte, gefaßt entgegen zu treten. So ging er nun über die Treppe und durch die angedeutete Thür in ein Gemach, welches wohnlich eingerichtet war und in dessen Kamin ein Feuer gloste. Ein Tisch mit Büchern und Schreibzeug, ein kunstreich geschnitzter Wandschrank, eine Bettstelle mit Pelzwerk, mehrere finstere Bilder an den Wänden und ein Lederſessel waren die Haupteinrichtungsstücke.

Als der Edelknabe hier eine Weile wartete und der Gastherr nicht erschien, fiel es ihm ein, er könne sich die

Zeit hier wohl mit jener Kunst vertreiben, die ihn der Vater wider Willen des Burgkaplanes hatte lernen lassen — die Kunst, geschriebene Zeichen zu verstehen und aus solchen jene Gedanken herauszufinden, die der Schreiber heute oder vor Zeiten irgendwo in der Welt auf das Blatt gelegt hatte. Eine wunderliche Kunst, Worte, Gedanken weitentfernter Personen sehen zu können. — Und diesem Edelknaben ist es kaum zu verdenken, wenn es ihn zu wissen verlangt, was sein geheimnisvoller Gastherr im Schilde führt.

Er trat zum Tische und las aus einem Blatte folgende Zeilen:

„Wenn die Wetter schlagen
Und die Seuchen toben,
Welch' ein grauses Klagen
An den Himmel droben!
Gott, für solche Armen
Hätt' ich kein Erbarmen.
Hemm'st der Wetter Lauf
Und die bösen Seuchen,
Türmen sie sich selber auf
In tausend Leichen."

Ein seltsam Lied. Unser Edelknabe hatte bisher noch nichts dergleichen gelesen. — Gewiß, so dachte der Knabe, hat es er geschrieben. Aber so herb, so herzlos! Wohl Mancher hat Ursache, die Bestialität der Menschen zu beklagen; jedoch, dem Himmel zuzureden, daß er kein Erbarmen habe? Nein. —

Nun trat der Mann in die Stube. Sein Gesicht war etwas gerötet.

„Es will nicht gelingen," sagte er. „Ich möchte nämlich von Menschen nicht abhängig sein, auch nicht von einem einzigen. Es ist bitter, die Milch zu trinken, die mir Hirten liefern. Zweifach gestohlene Milch. Die Hirten haben kein Recht, die Milch von den Herden ihrer Herren zu verkaufen, und die Herren haben kein Recht', ihnen das zu verbieten.

So liegt eine doppelte Lumperei in meinem Suppentopf; und dreifach wird sie durch mich, der gestohlene Waren kauft."

Der Edelknabe blickte ihm in das Angesicht und suchte an demselben vergebens die Spuren eines Lumpen.

„Da bin ich nun daran, eine Hirschkuh zu zähmen," fuhr der Ruinenbewohner fort, „sie kommt fast jeden Tag zur Burg heran, wo ich ihr Lieblingsfutter bereit halte. Es wäre eine Melkkuh aus ihr zu machen. Aber kaum sie mit dem Fraße fertig ist, lauft sie wieder davon. Kann ihr den Abscheu vor Menschen auch gar nicht verübeln; was weiß sie davon, daß Germann es lieber mit den Tieren, als mit den Menschen hält."

„Ich will euch nicht lange zur Last fallen," sagte der Edelknabe.

„Nun ist die Hirschkuh," fuhr Germann, wie er sich selbst genannt, fort, „heute Nacht, da sie wahrscheinlich ihren Leckerbissen holen wollte, vom Hochwasser überrascht und an meinem Berge eingeschlossen worden. Ich dachte, nun würde sie sich ergeben, aber lieber als sich von mir fangen lassen, springt sie ins Wasser. Und so müssen wir — mein lieber Knabe — fort immer wieder zum dreifach verlumpten Suppentopf langen."

Hierauf bereitete er das Frühstück.

Der flüchtige Edelknabe sah ihm zu und aß. Hernach führte der wunderliche Burgherr seinen Gast in ein Nebengemach und sagte: „Da magst du sein, so lange es dir gefällt. Die Fenster, wie du siehst, haben Glas, ergötze dich in dem Anschauen der Natur."

„An Nebel und Regen?" fragte der Knabe.

„Ei so!" lachte Germann, „ihr habt keine Gedanken und könnt daher keine in die Natur legen. Nun warte, mein Weltkind, — wie heißest du doch?"

„Lidwin."

„Alſo, Lidwinus, ich bringe dir die Bibel.“

Lidwina war allein. Sie blätterte in dem Buch und konnte nicht leſen; ſie ſtarrte in den Tag hinaus — der war ſo grau und ungewiß, wie ihr Geſchick. Plötzlich knickte ſie zuſammen und begann bitterlich zu ſchluchzen.

In dieſer Einſamkeit, nicht mehr erregt von Furcht vor den Feinden, vor Sorge, ihnen zu entkommen, nicht mehr zerſtreut vor körperlicher Anſtrengung und Erſchöpfung, kam ihr das grenzenloſe Unglück zum Bewußtſein. Die Stätte ihrer Wiege und ihrer Jugend ſah ſie in Trümmern liegen; ihren Vater wußte ſie getötet oder in der Gewalt des wütenden Pöbels eines gräßlichen Todes harrend. Und ihr eigenes Los? Heute ſchützt ſie noch die Kleidung jener, welche zu fürchten ſie vor allem Urſache hat. Dieſem Gaſtherrn ſelbſt darf nur der Knabe trauen. Und was morgen? Wie ſollten ihre zarten Glieder den Weg über das wüſte Gebirge und bis ins ferne Tirol machen können? Und wie ſoll ſie dort um Schutz flehen bei einem faſt fremden Verwandten, bei jenem Manne, mit dem ihr Vater jahrelang in Fehde gelegen, vor dem ſie ſich ängſtigte, je näher ſie ihm kam.

Sie weinte und weinte über das unabſehbare Unglück, das auf ſie, die Schuldloſe, herniedergebrochen war.

Schuldlos! — Dieſer Gedanke richtete ſie wieder auf. — Der Edelknabe trocknete die Thränen, ging in das Gemach ſeines Gaſtherrn und bat, daß er ihm eine Beſchäftigung gebe.

„Du haſt geweint, Junge!“ ſagte Germann und ſtrich dem Knaben die feuchten, ſeit geſtern kurz geſchnittenen Locken aus der Stirne. „Ich glaube es dir wohl, das Verlieren iſt hart — zumal in ſo jungen Jahren.“

Der Knabe hatte einen dankbaren Blick für das gütige Wort. Noch einmal brachen ſeine Thränen los, aber nun waren es jene ſüßer Wehmut, die der Troſt eines Teil-

nehmenden erweckt. Tagelang hatte dieſes Herz vermocht, ſich zurückzudämmen, nun quoll es aus.

„So biſt du auch einer jener unſchuldigen, an welchen die göttliche Gerechtigkeit die Sünden der Schuldigen ſtraft," ſagte Germann. „Ich beklage die Zeit, der du zum Opfer fieleſt. Ich verdamme die Empörung des Pöbels, aber ſie mußte kommen. Sie mußte ſo gewiß kommen, als der Blüte dieſes Hagenſtrauches in kurzer Zeit die ſtechende Frucht folgen wird. Wir ſind die Herren geweſen, trugen den Adel im Wappen, aber nicht in der Geſinnung. Das Volk war unſer Zugvieh; das hat gegraben, wir haben die Frucht geheimſt; das hat gedarbt, wir haben geſchwelgt. Unſere Habgier, unſer Haß, unſere Rache haben Kriege gemacht, des Volkes Fauſt hat ſie geſchlagen, des Volkes Blut hat ſie gedämpft. Die Störriſchen haben wir in Zwingburgen geworfen, die ſie ſelbſt gebaut; die Weiber haben wir ihnen vom Brautlager entführt."

„Wer ſeid Ihr denn, daß Ihr Euch mitzählt?"

„Ein Edelmann. Aber höre und gehe hin und frage unter den Aufſtändigen welchen du willſt, jeder kann dir an ſeinem Leibe die Spuren weiſen von dem Adel ſeines Herrn. — Ein Wunder nur, daß ſolches, ſo heute geſchieht, nicht ſchon vor hundert Jahren geſchehen iſt. Die Sehnen des Pöbels waren ſchlagfertig, freilich ihr Geiſt war es nicht. Den hat man mit Weihrauch betäubt. Der Ritter mit dem Stock, der Pfaff mit der Hölle, hat ſie gegerbt, die Haut, die der gemeine Mann zu Markte getragen; den Teufel haben ſie hineingepredigt ſeit hundert und hundert Jahren; was Wunder, wenn er jetzt herausſchaut! Luther hat ihn heraufbeſchworen."

„Sind es nicht Katholiken?" warf der Edelknabe ein.

„Wo es an die Haut oder auch nur an den Beutel geht, mein junger Mann, da macht derlei Unterſchied nichts aus. Wenn ſie jählings hören: Sklaven wehrt euch, macht

euch frei, ſtützt euch auf das uralte Menſchenrecht, das in der Bibel ſteht. Die Bibel iſt größer, denn alle Satzungen der Könige und Päpſte, die Bibel wird euch aus Laſttieren wieder zu Herren machen. — Wenn ſie das hören: jeder Heidenknecht ſchwört zur Bibel. Aus Religion? Luther rüttelte an ihr, der Pöbel ſtürzte ſie. — Haſt du, mein Junge, das Dröhnen gehört heute morgens im Gebirge? Der Flügelſchlag eines übermütigen Vögleins auf der Höhe mag das Schneekrümchen bewegt haben. Es rollte weiter und ballte ſich und wuchs in den Hängen zur Lawine an, die Wald und Felſen mit ſich fortriß in den Abgrund. — Geſtern lag der Schnee noch tot und ſtarr; aber ſchon lange lauerten in ihm die Kräfte auf den erſten Anſtoß, um loszubrechen. Der Vogel wird erſchrocken davon geflogen ſein, und Luther ſchaut nun mit Grauen zu, dem gräßlichen Toben, das er angerichtet hat. Jetzt will er die Beſtie raſch wieder beſchwören, aber die hat nicht Zeit für ſeinen Hokuspokus, den er ja ſelber einſt verworfen hat. Er ſchleudert eine Schrift in die Welt. Da, lies die blutroten Buchſtaben: „Wider die räuberiſchen und mörderiſchen Bauern.“ Alle Herren und Fürſten werden aufgefordert, die Empörer zu vertilgen. Verſtehe: nicht zu züchtigen, ſondern zu vertilgen. Nun wirſt du ſehen, was geſchieht. Heute geht's an die Burgen und Herren, morgen an die Dörfer und Bauern. Iſt das Land und Volk erſtickt in Schutt und Blut, dann wird Friede ſein. — So, mein Knabe, ſteht's mit dem lieben Menſchengeſchlecht.“

„Es iſt zum Erbarmen.“

„Zum Erbarmen? Wer? Zum Verfluchen! Mir graut vor meinem Stamm. O, gäbe es noch eine tiefere Wildnis als dieſe.“

„Das iſt doch nicht ganz recht von Euch gedacht,“ ſagte der Edelknabe, „ein Mann wie Ihr, der es weiß, wie es ſein müßte, ſollte wohl helfen.“

„Was, den Menſchen? Was ſoll ich ihnen? was ſie mir? Merk es dir:

Wenn du den Leuten Übles thuſt,
So hängen ſie dich,
Ihnen im großen Gutes thuſt,
So kreuzigen ſie dich;
Und wenn du beides gar nicht thuſt,
— Verdrießen ſie dich."

Germann ſchritt raſch und finſter durch die Stube.

„Wäre ich gewandt und kräftig wie Ihr" — ſagte der Edelknabe.

„Was würdeſt du?"

„Nicht in dieſem Winkel ſitzen."

Germann blieb vor dem Knaben ſtehen und legte die Hände über die Bruſt. Anfangs Spott auf ſeinem Geſichte, dann ein ernſter, faſt wohlgefälliger Zug.

„Weißt du denn, daß es mir heiß in den Gliedern brennt?" verſetzte er, „merkſt du denn, daß mich dieſe Ruhe in die ich mich begeben habe, ruhelos macht ganz und gar? Wie du dahier in den Papieren ſehen könnteſt, meinen Geiſt ſuche ich zu beſchäftigen. Meine Thatenluſt verſtrömt auf Papier und ich erſchrecke, wenn ich ſehe: ſie liegt tot vor meinen Augen, während dieſe meine Arme zucken, große Werke zu vollbringen. — Dein helles Auge blickt mich begeiſtert an; in dir lodert des Knaben kühner Übermut und die Gier zur Vergeltung. Du haſt noch nicht darüber nachgedacht, daß es ein Sittengeſetz giebt, ein ewiges unwandelbares, nach dem die Handlungen der Menſchen ſich regeln ſollen."

„Kann wohl jeder Menſch nach Sittengeſetzen leben?"

„Er kann es — wenn er kein Tier iſt. Eine Ader vom Tier pulſiert in jedem von uns, in ihr rinnen die ſüßeſten Blutstropfen unſeres Lebens, alle Sinne, durch welche wir Freuden der Welt aufnehmen, gehören dem Tiere

zu. Aber wir ſind uns des Kampfes mit dem Tieriſchen bewußt; wir ſtreben der Leidenſchaft Herr zu werden; wir handeln nicht, wie es der Moment, der Vorteil, die Begierde, das Leid verlangt; wir fragen das ewige Geſetz, ob das, was wir thun wollen, dem Beſtehen und Gedeihen des Ganzen nicht widerſtrebt. — Du kannſt ſagen, die Ordnung muß mit Feuer und Schwert wieder hergeſtellt werden. Es wird auch ſo ſein müſſen. Aber nach meinem Geſetze ſind Feuer und Schwert hölliſche Mittel, und ich reiche meine Hand dazu nimmer und nimmer. — Es wird eine Zeit kommen, in der man ihnen mit redlicher Arbeit wird nützen können; eine Zeit, in der geiſtige Thaten ihnen dienlicher ſein werden, als heute die Fauſt — dann werde ich meinen Mann ſtellen. So lange es ſchlagen und ſchlachten heißt, ſo lange bleibe ich ihnen fern; und wird es nimmer beſſer auf Erden, ſo wünſche ich nimmer zu den Menſchen zurückzukehren. — Doch, was ſoll das dir? Du biſt fürs Lärmen und Morden, ich ſehe dir's an. Du wirſt von mir gehen, ſobald der Weg ſich wieder aufthut und ich werde allein ſein. Jetzt willſt du Arbeit. Kannſt du flechten?"

„Für das Brennen und Morden bin ich nicht," entgegnete der Edelknabe lebhaft. „Dieſe Eure Grundſätze gefallen mir. Wäre ich ein Mann, vielleicht!"

Germann blickte wohlgefällig auf Lidwin und ſagte: „Ich meine, dir fehlt zum Manne nur noch der Bart. Möge die Prüfung, die in deinen ſchönſten Tagen über dich gekommen iſt, dir den Glauben an das Höchſte nicht trüben! — Und nun komm, wir ſuchen Arbeit."

Lidwina naht ſich dem Herzen Germanns.

Lidwin mußte nun tagelang bei Germann in der alten Burg verbleiben, denn er konnte nicht fort. Anfangs war es das böſe Wetter und das Hochwaſſer, was ihn zurückhielt, — ſpäter war es Germann.

Germann mißriet dem zarten hilflosen Jungen die Reise über das Gebirge, durch das unsichere Land; er forderte ihn auf, zu bleiben.

Wie lange? Das wußte Lidwin nicht, aber er blieb. Was ihn so sehr von hinnen trieb und was ihn so sehr zurückhielt — er wußte es kaum, doch er blieb. Lidwin wußte aber, was Germann nicht wußte, daß fern von den Leuten und ihren Satzungen ein Mann und ein Weib auf dieser Ruine wohnten.

Germann wollte dem Gaste in seiner Nähe ein Zimmer einrichten, aber Lidwin blieb entschieden bei seiner Thorwartkammer, die nun, da er sich zur Not eingeheimt hatte, zur Not auch wohnlich war. Germann zog den aufblühenden Jüngling immer freundschaftlicher an sich, es that ihm wohl, zu sehen, daß seine Gedanken, die er sonst nur auf das graue Blatt zu bahren gewohnt war, hier sichtbar in dem jungen Herzen wirkten.

„Ich hätte nicht gedacht," sagte er einmal, „daß ich noch so anmutig mit meinesgleichen verbunden sein könnte. Du wirst doch bald von mir müssen, Lidwin, sonst gewöhne ich mich an einen Gesellschafter, und das wäre — das wäre ein Unglück," fügte er leise bei.

„Warum?" fragte Lidwin eben so leise.

„Weil du mich doch verlassen würdest und weil ich dann etwa elend wäre. — Könntest du es empfinden, wie ich es empfinde, daß ich dich lieb habe, Lidwin," fuhr er lebhaft fort, „so wäre es ja nicht undenkbar, daß du bei mir bliebest. Das heiße Blut wird dich fortreißen. Wenn ich dich insgeheim betrachte, Knab, wie du träumerisch aus deinen Augen schauest, so steigt mir der Verdacht auf, du dächtest an die Weiber."

„Und meinst du, daß ich sonst nicht Ursache hätte, träumerisch zu sein? — Da mein Schicksal doch wie ein böser Traum ist."

„Ein ſolcher Traum giebt ſich anders, Junge. — Ich kann es nehmen, wie der will, aus deinen Augen werde ich nicht klug. Es liegt was verteufeltes drin.“

Daß derlei Äußerungen Lidwins innere Ruhe nicht beſtärkten, iſt uns glaublich. Der Edelknabe hätte gerne von dem Vorleben und den Verhältniſſen ſeines Gaſtherrn etwas erfahren. Bat er jedoch Germann, daß ſich dieſer mitteile, ſo erlangte Germann eben Gelegenheit und Recht, auch in Lidwins Geſchichte einzudringen. Dann aber mußte dieſer Lidwin neue Unwahrheiten ſpinnen und neue Unredlichkeiten begehen vor ſolchem Manne, vor dem ſie innerlich in ſüßem Schauer zu beben begann.

Da begab es ſich auf eine unerwartete Weiſe, daß Lidwins Wißbegier geſtillt wurde.

An einem nebeltrüben Nachmittage wieder ſaßen ſie beiſammen. Da ſchlug Germann, ſeinen Arm um des Edelknaben Hals und ſprach: „Nun, mein lieber Lidwin, ſei einmal recht aufrichtig. Recht klar, wie dein Auge iſt, recht warm, wie dieſe deine Hand iſt. Und ſage mir, wie ſo du mich kennſt und meinen Namen weißt?“

Der Knabe blickte erſtaunt auf: „Wie ſoll ich deinen Namen nicht wiſſen, Germann!“

„Germann, der muß dir freilich bekannt ſein, weil ich mich dir ſo genannt habe. Du kennſt aber auch meinen Geſchlechtsnamen, den ich dir niemals geſagt habe. Du haſt den Namen meiner Väter im Schlafe gerufen.“

Lidwin ſah wortlos in ſein Angeſicht.

„Vor zwei Nächten war es,“ fuhr er fort. „Ich ging noch ſpät hinab, das Thor zu verwahren. Als ich an deiner Kammer vorbeiging, hörte ich dich ſprechen. In der Meinung, es ginge mich an, trat ich ein und fand dich im Schlummer. Auf dein Angeſicht ſchien der Mond. Du liſpelteſt, du nannteſt mehrmals den Namen Krimburg.“

„Dieſen Namen habe ich geſprochen?“ verſetzte der

Edelknabe, „das mag wohl sein. Auf meiner Flucht kam ich an einer brennenden Burg vorbei; man sagte, es wäre die Krimburg. Bauern hätten sie erstürmt; der alte Krimburger mit seinen weißen Haaren, der hätte sich gewehrt wie ein Löwe, bis ihn der Haufe entwaffnete und gefangen nahm. In Altenziel soll er eingekerkert sein — vielleicht schon hingerichtet. Mir kommt dieser Jammer nicht aus dem Sinn . . ."

Leuchtenden Auges hatte Germann diesen Worten gelauscht. Und hierauf rief er: „Das ist ja herrlich, Lidwinus, was du mir von den Krimburgern erzählst! — Das Unrecht, welches ich leiden muß, welches mich aus dem Verbande der Menschen gestoßen hat, welches meinen Glauben an Gott und die Welt zu Grunde richten will — es kam von den Krimburgern. — Ich selbst bin ein Krimburger und das ist mein Unglück."

Lidwin schloß die Seele tiefer ein und bat, daß er erzähle.

Lidwina vernimmt Germanns Geschichte und spielt mit dem Feuer.

„Erzählen!" rief Germann. „Im Grunde, mein Lieber, ist es so gewöhnlich, daß du darin weder ein Unrecht, noch ein Unglück erblicken wirst. Und eben darum ist es so groß. Daß es mich trifft, was liegt daran, ich trage es nicht am schwersten. Aber Tausenden vergällt es das Leben; es ist eine Erbsünde."

„Mein Großvater," fuhr Germann zu seinem jungen Gaste gewendet fort, „war der zweitgeborne Sohn eines Herrn von der Krimburg. Der Erstgeborne war Erbe und Herr; der Zweitgeborne sollte von der Gnade des hochmütigen Majoratsherrn leben. Aus Gnaden lebt der Ritter nicht, er schied aus seiner väterlichen Burg und fluchte den Eltern, daß sie nicht *ihn* zuerst geboren hatten. Vielfach ist dieser Fluch auf ihn zurückgefallen, hat ihn und seine Nachkommen verfolgt, bis herab zu mir. Ich vermaledeie ja nicht die Eltern, daß sie ihr zweites Kind nach dem ersten

zur Welt bringen, ich verfluche das Geſetz, welches an den beiden Gebornen, Gleichberechtigten ſo ungleich handelt. Wenn das Unrecht ſchon unter Brüdern für Recht gilt, wer ſoll ſich noch entſetzen, wenn der Hungerige im Wald den ſchwer an Brot ſchleppenden Wanderer totſchlägt! — Mein Großvater und mein Vater ſind herumgeirrt in der weiten Welt, und haben ihre Thatenluſt in unſinnigen Abenteuern verſchwendet. Mein Vater hat ſich endlich in den ungariſchen Wäldern ein Schloß gebaut. — Komm' einmal auf meinen Schoß, Knab', und ſage mir: Wie wäre es, wenn du den Sohn eines Räuberhauptmanns zum Freunde hätteſt?"

Lidwin war blaß geworden. Germann ahnte wohl nicht ganz den Eindruck, den ſeine Mitteilung auf den jungen Gaſt machen mußte, er fuhr fort:

„Reiche mir trotzdem die Hand, Lidwinus, es klebt kein Blut daran — ich war ein ungeratener Sohn. Bei dem vielen Umherziehen im Lande geriet ich in die Geſellſchaft eines alten Trobadors, der hat mich verführt. Noch heute ſummt mir manches ſeiner Lieder im Haupte."

„Singt mir eins," bat Lidwin, um das Unheimliche dieſer Stunde zu mildern.

Germann lehnte ſich auf ſeine Bank zurück, ſchloß die Augen und ſagte:

„Schmach und Laſter und Verderben
Hat die Welt in allen Arten,
Glück und Frieden findeſt nur
In deines Herzens Roſengarten.
Freuden, die aus Sünden keimen,
Weiße Blüt am Schierlingsſtengel,
Tugenden aus Laſter ſprießend,
Sind die ſchlimmſten Höllenengel.
Während du den Truggebilden
Nachjagſt in den fremden Weiten,
Welken ſtill im eigenen Herzen
Ungeahnte Seligkeiten."

„So ſang er, der Schelm, dem Gott lohne," fuhr Germann fort. „Er hatte eine gute Stimme dazu, und ich lief mit dem Sänger. Wir thaten die Wunder Gottes loben, und die Natur, und beſonderlich ſchöne Frauen. Warf mitunter auch ſein Gutes ab, aber mein Meiſter hatte ſchon weißes, vertrocknetes Haar; der hatte leicht ſingen: Freuden, die aus Sünden keimen, weiße Blüt am Schierlingsſtengel. — Das iſt meines Lebens ſchönſte Zeit geweſen."

„Sie wird wohl noch nicht vorüber ſein," bemerkte Lidwin, da Germann eine Pauſe gemacht hatte.

„Ha!" lachte er, „wer glaubt denn, daß aus dem Schmetterling eine Raupe werden kann? Aber ſo iſt es, wer all zu roſig ſieht, dem wird bald ſchwarz vor den Augen. Zur ſelben Zeit war in den öſtlichen Ländern die Peſt. Mein Meiſter ging zu den verlaſſenſten Kranken und tröſtete ſie mit ſeinem Geſang. Dann wurde er von der Seuche ergriffen und ſtarb. — Ich bettelte hin und bettelte her, und dachte öfter an meinen Meiſter, als da ich an ſeiner Seite gewandelt war, und hub immer inniger an, ihn zu lieben. Lebendig wurde in mir der Willen, dieſem Manne an Geſinnung ähnlich zu werden. Aber im Lande wurde es laut, und die Leute wollten auf kein Singen und Sagen mehr hören. Zu dieſer Zeit fing die Welt an, mich zu verdrießen. Mein Leben ſchien mir ohne Ziel, ich wurde mir des Elendes der Menſchen bewußt, und der Ungerechtigkeiten, die ſie ſich ſelber zufügen, und ich dachte daran, wie es ſein könnte, wenn ich als Ritter auf meiner väterlichen Burg ſäße und den Jammer der Menſchen zu mildern vermöchte. Als aber die beſtialiſche Empörung anfing, da rief es in mir: ſie verdienen keine Liebe, ſie verdienen, daß man ſie verachtet und meidet. Der Räuber dort und der Sänger hier haben mich wunderlich erzogen. Groll und Mitleid, glühende Gier und Heimweh nach Gerechtigkeit ſtreiten in mir, ich fühle Kraft und bin ohne Halt, mein Denken iſt

unstät und verworren, wie das Irrlicht auf dem Moore; und dieser Zustand macht mich immer noch aufgeregter und noch herber, und ich kann kein Gleichgewicht finden in meinem Leben."

Da er nun schwieg und mit seinen Händen das Gesicht verhüllte, und Lidwin diese Stille unterbrechen wollte, so fragte sie: „Wie seid Ihr nun aber in diese Wildnis gekommen?

„Von der inneren Wildnis bis zur äußeren ist es nicht weit," antwortete er. „Nach dem Tode des Sängers bin ich manches Jahr in der Welt herumgegangen. Ich hätte nichtsnutzig sein müssen wie die Anderen! Aus Menschenliebe that ich's gewiß nicht, wenn ich eines Tages einen fahrenden Ritter aus den Händen der Straßenräuber rettete; vielleicht aus Rechtssinn, aber gewisser aus Racheluſt gegen das wilde Gesindel. Wenn ich dann des fahrenden Ritters silbernen Dank ablehnte, so geschah es kaum aus Bescheidenheit, sondern vielmehr aus Trotz. Nur eines erlangte ich später durch diesen Ritter: die Mittel, mich aus der Welt zu schaffen und in der Wildnis nur mir selbst zu leben. Denn das sah ich ein, unter den Menschen hätte ich mir zum Ekel und anderen zum Unheil und dem Schöpfer zur Schmach werden müssen. Der Ritter vermittelte mir diese Burg, in der früher ein Räuber gehaust hat, und die aus diesem Umstande den Vorteil genießt, noch heute von Jedermann gemieden zu werden. So lebe ich, mit dem Nötigsten versehen, schon länger hier, als ich anfangs vermeinte, den letzten der Niederträchtigen, mich selbst, ausstehen zu können. — Ich gefalle mir daher manchmal so übel nicht. Und wenn ich einen Genossen hätte, wie du einer bist, Lidwin, ich möchte wohl in diesem Hause wieder ein froher Gesell werden."

„Ein froher vielleicht, ein braver kaum," antwortete Lidwin, „ein noch so thatkräftiger Mann und Einsiedler sein,

das gefällt mir nicht. Schon heute mußt du es merken, daß dein Haß gegen die Menschen größer ist, als die Liebe zu ihnen. Wie, wenn das Harte in dir bei deiner Einsamkeit immer noch zunimmt? Vielleicht ist es so, daß unser Herz immer neu bluten muß, wenn es nicht verschrumpfen und nicht verdorren soll."

„Ich habe mir's ja gedacht, daß du ein Weltkind bist," sagte Germann, „sonst möchten wir zufrieden sein beisammen und hätten Gelegenheit, unsere Herzen aneinander zu üben, daß keines in Selbstsucht verfalle."

Lidwin ließ sich weiter ein und sagte: „Sollte dir diese Zufriedenheit zuzutrauen sein? Mir vielleicht eher."

„Warum das?"

„Der Knabe vermißt es nicht, wonach der Mann sich etwa sehnt."

„Nun gut. Aber ein Knabe, der von der Sehnsucht des Mannes sprechen kann, ist kein Knabe mehr. Du bist verliebt, Lidwin!"

„Wenn dem so wäre? Und wenn ich durch dieses Geständnis das Recht erlangte, zu fragen, ob du es nicht bist?"

„Verliebt?" Er sah dem Edelknaben eine Weile ins Auge und antwortete dann: „Nein, ich bin's wirklich nicht. Es war einmal so etwas; aber ich sage dir, junger Freund, seit du bei mir bist, vergesse ich auf die Weiber. — Zwar, was man so vergessen heißt, das nicht; du erinnerst mich an sie immer wieder, daher glaube ich, daß du eines — liebst. — Aber ich möchte dich warnen Freund, und ich möchte dir dieses Blatt zu lesen geben:

„Willst du jene Höh' erreichen,
Wo im Schatten kühler Eichen
Sündenlos die Helden steh'n:
Laß' dich nicht von Lust berücken,
Laß' dich nicht vom Weib umstricken,
Oder du mußt untergeh'n.

Wähne nicht, das Blut zu dämmen,
Blut entströmt gleich andern Strömen
Von der Höh ins tiefe Thal.
Willst du aufwärts, mußt dich klammen
An des Geistes reine Flammen,
Streben nach dem Ideal."

„Das ist schön," sagte Lidwin, „wenn ich jedoch eingehen darf auf dein Gleichnis, so scheint es mir, daß wir nicht trockener Haut am Ufer des Blutstromes stehen, daß wir vielmehr im Strome die Fische sind, die wohl abwärts und aufwärts schwimmen, aber niemals sich zu Schmetterlingen verwandeln können, um die Flamme zu umtanzen."

„Das hast du dir ganz fein erdichtet, Junge. Doch wisse: wer fort und fort gern fliegen möchte, dem wachsen mit der Zeit die Flügel."

„Mir wird vor dem gescheiten Reden völlig dumm," sagte Lidwin.

„Kurz, mache mir's nach. Nur kein Weib."

„Und was sollte denn werden?"

„Ich verstehe dich und antworte: So lange es mit den Menschen nicht besser aussieht als heute, so lange bestrebe sich der vernünftige Mann um keine Nachkommenschaft."

So spielte Lidwin mit dem Feuer. Es war ihr nun, da sich allmählich die Aufregung und Angst gelegt hatte, da sie mit Germann vertraut geworden war, Bedürfnis, sich zu sonnen an dem lodernden Mannesherzen, dieses mochte nun entflammen in hohen Idealen oder in irdischer Liebe. — Und sie wollte in solchem Feuer das Starre und Spröde Germanns schmiegsam machen und ihn sachte, sachte auf eine neue Bahn zu lenken.

Lidwina siegt über Germann.

Ein altes Weib, welches mitunter auf die Burg kam, um die beiden Freunde mit den nötigsten Lebensmitteln zu

versorgen, wußte jedesmal Unterschiedliches zu erzählen von der Kriegslage draußen, von Gemetzel und Bränden und Gewaltthaten aller Art. So auch, daß eine Räuberhorde aus Ungarn eingebrochen sei, geführt von einem einäugigen Häuptling, der viel brennen und sengen ließe, hingegen die zerstörte Krimburg wieder aufbauen wolle. Der alte Krimburger aber säße in einem Gewölbe des Pfarrhofes zu Altenziel und solle am Tage der Kettenfeier des heiligen Petrus geköpft werden.

Lidwina bedurfte ihrer ganzen Kraft, um ruhig zu bleiben. Germann, aus Haß der Feind des alten Krimburgers, wäre leicht aus Liebe der Feind dessen Kindes geworden. Auf seine kühlen Grundsätze war nicht zu bauen, sein Wesen war leidenschaftlich. Lidwinens erster Gedanke war nun, diese Burg zu verlassen und nach Altenziel zum Vater zu eilen, um mit ihm zu sterben. Bis zur Kettenfeier des heiligen Petrus zählte sie nur mehr zehn Tage. — Dem ersten Gedanken folgte aber bald ein zweiter. Mit ihm sterben? Ihm einen zweifachen Tod bereiten? Warum nicht mit ihm leben? Sie wollte ihm Nachricht geben, daß sie lebe, sie wollte versuchen, ihn zu retten. Es ist Unmöglicheres schon gelungen. Freilich ist sie ein Weib, gegen das sich hier sogar die eigene Schönheit verschwört. Wozu aber hätte sie einen Freund, einen so hochherzigen, ritterlichen Freund? Wozu war sie eine schlaue Tochter Evas?

Bald gab's Gelegenheit. Lidwin kam vom Rasenhang herein, wohin er Leinwand zum Trocknen gebracht hatte, als Germann eben beschäftigt war, die Schlafstätte aus der Thorwartkammer in die Stube heraufzuschaffen, welche an die seine stieß.

„Was treibst du da?" sprach Lidwin, „ich muß mich als Gast sonst wohl deiner Hausordnung fügen, aber in dieser Sache hätte ich gern eigenen Willen. Lasse mich in meiner Kammer schlafen."

„Lidwin," entgegnete er, „in Einem mag ich dir gar nicht trauen. Du beſtehſt ſo ſehr auf dieſer ſchlechten Kammer, daß ich den Verdacht hege, du wollteſt mir in einer Nacht davongehen."

„Ich werde am hellen Tag gehen," antwortete Lidwin.

Germann faßte ſeine Hand: „Sprich nicht davon. Ich kann dich nicht mehr laſſen, du mußt bei mir bleiben, du mußt immer bei mir bleiben!"

Er preßte Lidwins Hand an ſein raſchpochendes Herz. Der Edelknabe wurde rot im Geſicht.

„O züchtiger Jüngling!" rief Germann, „du biſt zart, du darfſt nicht in den Aufruhr hinaus. Mein Herz, ſiehe, das iſt wild, daß ich mich oft vor ihm fürchte; laß mich nicht ſo ganz allein mit ihm bei Tag und Nacht. Es zieht mich was zu dir und all' mein' Lieb' und Luſt biſt du!"

„Du kennſt mich nicht und kennſt dich ſelber nicht," ſagte Lidwin und wendete ſich ab.

„Bin ſonſt ſtets mein Herr und Meiſter geweſen. Jetzt hat mich ein Strom erfaßt, der mich fortreißt. Darf ich mich an den Freund nicht klammern, ſo bin ich verloren. — Lidwin, haſt du mich den gar nicht ein bischen lieb?"

„Ich habe dich lieb," ſagte der Edelknabe leiſe, „nur kann ich den Widerſpruch nicht verſtehen, der in dir iſt."

„Wie meinſt du das?"

„So thatenluſtig und ſo thatlos; ſo weltumfaſſend und ſo welthaſſend! Mein teurer Freund, glaube nicht an dich ſelbſt, ſo lange du deinen Feinden nicht kannſt verzeihen."

Nach dieſen Worten ſprach Germann nichts. Er ging hinaus und ging ſtundenlang umher zwiſchen den Felſen der Wildnis. Und als er in der Dämmerung des Abends zurückkehrte, ſagte er zu Lidwin: „Gewinne ich in deinen Augen, wenn ich meinen Feinden verzeihe?"

„Den Krimburgern?"

„Ich verzeihe ihnen."

„Als ich vor Kurzem von der Not der Krimburger, deiner Verwandten, dir erzählte, da lachteſt du. Dieſes Lachen von dir iſt mir kalt ins Herz gegangen.“

„Ich habe gelacht, weil ich in dem Geſchicke der Krimburger die Wege der Vergeltung ſehe, die mir immer tröſtlich ſind, weil ſie Zeugnis geben von der ewigen Gerechtigkeit, die leitend und hütend über uns waltet. Germann trägt keinen Groll gegen das Stammhaus der Krimburger; möchte in ſeinen Ruinen wieder Segen ſein!“

„Die Worte thun es freilich nicht, mein geliebter Freund,“ ſagte Lidwin und blickte treuherzig zu ihm auf. „Wenn du dir's beweiſen wollteſt! — Du weißt es, der Krimburger liegt im Kerker, ein alter, hilfloſer, ein braver Mann, und ſoll in wenigen Tagen enthauptet werden.“

„Sein Tod iſt der tauſendſte Teil der Sühne, die jetzt verlangt wird für das himmelſchreiende Unrecht von Jahrhunderten.“

„Germann,“ ſagte der Edelknabe mit zitternder Stimme, „du ſprichſt ſo gern von Liebe und haſt kein Herz. Die ewige Gerechtigkeit wird ſchon fertig, auch ohne uns. Wir müſſen milde ſein, weil wir Milde bedürfen. Iſt es denn der gefangene Mann in weißen Haaren, der die Zuſtände gemacht hat, denen er zum Opfer fallen ſoll! Wäre damals dein Großvater der Erſtgeborne geweſen auf Krimburg, ſo lägeſt heute du, mein Germann, im feuchten Gewölbe zu Altenziel, die Hände erhebend nach einem Retter in der Not, aus Verzweiflung dir die Haare raufend, daß keine Hilfe für dich ſollte ſein im Himmel und auf Erde. O, eile, mein Freund, ſchare die Männer aus Ungarn um dich zuſammen, ſühne ihre Thaten, indem du durch ſie einen unſchuldigen Greis vom Tode retteſt!“

„Bei meiner Seel', Lidwin, du ſprichſt wie ein Weib.“

„Weil das ſchreckliche Blutgerüſte mir vor Augen ſteht, auf das ſie ihn ſchleppen, wie einen Miſſethäter; weil ich

das Beil schon höre klingen, das sein geliebtes, treues Haupt — o Jesus! — Germann, denke an deinen Vater, auch seiner harrt —"

„Wer bist du?" unterbrach Germann den Edelknaben, „du bist sein Kind! Gestehe mir's, du bist der Sohn des Gefangenen!"

„Und wenn ich's wäre?" sagte Lidwin unter Thränen, „du stießest meine Bitte doch von dir."

„Niemals! So wahr mir Gott helfe!" rief er und richtete sich stramm empor, „sei mir gegrüßt, Lidwin von Krimburg. Bei diesem Namen, der mir so teuer ist wie dir: ich rette deinen Vater!"

Sein Auge leuchtete. Aber das war ein anderes, als wie das scharfe finstere Glühen vor einigen Wochen, als er den Edelknaben unten am Wasser aufgelesen hatte. Eine wärmende, freudige Glut war es jetzt; Germanns ganzes Wesen war ein freies, fröhliches Aufatmen der männlichen Thatkraft.

Sie weinte Freudenthränen an seiner Brust.

Und noch an demselben Tage wurde der Feldzug geplant.

„Du lässest mir hierin freie Hand," sagte Germann. „So erkläre ich dir, daß dein Vorschlag abgelehnt ist. Mit Freibeutern werde ich mich nicht verbinden, um einen Ehrenmann zu retten. — Tugenden aus Lastern sprießend sind die schlimmsten Höllenengel. — Ich setze mich selbst ein und werde gewinnen, was damit zu gewinnen ist. Keine Sorge. Ich habe mit der Feder nicht verlernt, das Schwert zu führen."

„Ich lasse dich nicht fort!" schrie der Edelknabe angstvoll auf.

Germann sah ihn an: „Du bist nicht recht bei Troste."

„So gehe ich mit dir."

„Das versteht sich doch. Wir gehen morgen. Guten Mut und ein gutes Schwert, so ziehen zwei Männer gegen eine Stadt. Kannst du listig sein, Lidwin?"

„Wenn es nötig iſt, ich glaube ja.“

„Kannſt du dich verſtellen?“

„Ich beweiſe dir's. Wenn's eine Menſchenſeele gilt, ſo bin ich ſchlauer als der Böſe.“

„Du gefällſt mir. Bei meiner Treue, es iſt wahr: Thaten machen Männer. Nur weiß ich noch nicht, was dir beſſer ſteht, der Knabe oder der Mann. Ich möchte doppelt kühn ſein, um dich vor harter Anſtrengung zu wahren, um den Reiz deiner Jugend zu ſchonen. — Wohlan, mein junger Ritter, heute laß' einen Feſttag ſein in unſerer Burg. Dein Neſt aber in der Thorwartkammer iſt zerſtört.“ Ein ſeltſames, unruhiges Feuer war in ſeinem Auge, als würden junge Blitze in demſelben geboren . . . .

„Zu einem Feſttage, mein edler und teurer Freund, finde ich wohl keinen Grund, bevor das Werk vollbracht iſt,“ ſagte Lidwin ernſt; „eher hätte ich den Drang nach einer Vorbereitung im Geiſte. Dieſer Abend könnte nicht würdiger zugebracht werden, als wenn du laut aus deinen Schriften vorläſeſt, daß wir uns ergötzten und erbauten.“

Wie konnte nur dieſer Edelknabe eine Ahnung haben von der Schwäche der Dichter, ihre Werke vorzutragen? Wie konnte er eine Ahnung haben von dem unvergleichlichen Genuſſe, den der Dichter empfindet, wenn ein dankbares Ohr und Herz ſeinem Vortrage begeiſtert lauſcht? Aber der Engel des Weibes, der Inſtinkt hatte es unſerem Lidwin eingegeben, wieſo über die drohende Gefahr hinauszukommen wäre.

„Es freut mich, Lidwinus, daß du dieſen Wunſch hegſt,“ entgegnete Germann, „ich will dir, bis Schlafenszeit wird, gerne leſen. Ich habe Lieder, die dich vielleicht anmuten, Hiſtorien, die dich anregen, Betrachtungen, die dich erbauen mögen, Poeſieen, die dich erwärmen ſollen. Und endlich,“ ſetzte er beſcheiden einbiegend bei, „habe ich allerlei Vorräte, um dich einzuſchläfern.“

— Das Einſchläfern möchte wohl dir ſelbſt gelten, mein Holder! — dachte Lidwina. Und dachte weiter: Wie iſt es doch mit mir beſtellt, daß ich ein ſo unweibliches Spiel treiben

muß? Als Fee dort, als Edelknabe hier. Ich wußte nicht, daß ich ſo falſch ſein kann. Grauen will mir oft vor der Abenteurerin, die aus dem eingezogenen

Burgfräulein geworden ist. Nun liegt es in meinem Geschick, daß ich unweiblich sein muß, um die Weiblichkeit zu schützen. —

So kam der Abend.

Sie genossen ihr spärliches Mahl, sie zündeten die Ampel an. Germann legte die Mappe auf den Tisch und begann zu lesen. Lidwin saß in einem Winkel der Stube und horchte, und — dachte an ihren Vater im Gefängnisse, und faltete auf dem Schoß die Hände, und betete für das Gelingen seiner Rettung.

Allmählich aber erweckte sie die Stimme des geliebten Mannes und die reine Begeisterung seines Vortrages führte sie zu seinen Dichtungen.

Und in diesen entfaltete sich die ganze, in ihrer ungebändigten Wildheit fast große Seele Germanns, der für das Gute und für das Schöne so seltsam streitende, für die reinsten Güter der Menschen erglühende Geist. Hier offenbarte sich die Pracht seiner Phantasie, der Reichtum seiner Gedanken, der stolze Adel seiner Gesinnung, das Feuer seines Herzens. Lidwina fühlte, daß in der Theorie hier ein ganzer, ein herrlicher Mann stand, der unübertrefflich, ja unvergleichlich sein mußte, sobald die That den Worten und dem Geiste entsprach.

„— Und was auf Erden keimt,
O, laß es reifen,
Und was im Menschen ruht,
Das laß erstehn,
O Gott, laß dies nach deinen Höhen ringende,
Dies herrliche Geschlecht nicht untergehn!“

Dieser Vollklang übertönte immer wieder den kleinlichen Hader und Zweifel, den Germann sonst im Busen zu nähren schien, dieser Vollklang übertönte laut all' die Widersprüche, die in ihm zu sein schienen; mit diesem Vollklange schloß Germann seine Vorlesung und sank erschöpft auf den Stuhl zurück.

Es war spät in der Nacht. Lidwina gab ihm einen Händedruck und eilte rasch in ihre Stube. Germanns Seele schwamm im Adlersfluge noch lange fort auf idealen Höhen. Und in Lidwinas Herzen rieselte die süße, milde Lust des Befriedigtseins. Es war ein glückseliger Abend — Germanns Geist hatte sie überschattet.

Lidwina und Germann vor Altenziel.

In einem Walde bei Altenziel unter einem Rindenzelte saßen Germann und sein Freund — beide vermummt.

Ersterer war eben von Altenziel hergekommen und sagte: „Nun habe ich das Feld untersucht. Dein Vater sitzt in einem Keller, der in des Pfarrers Baumgarten liegt. Er ist von fünf Bauern bewacht. Mit dem Bezechen ist es nichts, gerade gegen das sind die Kerle mißtrauisch und wachsam. Auch das Durchbrechen der Mauer geht nicht, die Wächter umzingeln den Kotter fortwährend. Aber bigott sind sie, wie der Teufel. Das ganze Spießbürgernest lüstern und dumm; und gar besonders neugierig. So bleiben wir beim Plane Nummer drei. Ich bin meiner Sache völlig sicher."

„Ich glaube es auch zu sein," sagte der andere mit seiner weichen Stimme.

„Ich seh's nun wohl: ein bißchen Falschheit gehört dazu, wenn man auf dieser Welt etwas erreichen will. Ich glaube fest, Junge, dir zu lieb' könnte ich noch ein Spitzbub' werden."

„Schlauheit ist ein gutes Wams; aber um aller Heiligen Gottes willen, Germann, sei nicht tollkühn!"

„Altenziel liegt in der Unbesonnenheit des Aufruhrs, und in der Gefahr desselben. Die Behörden sind verscheucht; jeder übt Willkür nach seiner Weise. Allerlei fremdes Gesindel und heimische Banden durchschwärmen zuchtlos die Gassen, taumeln heißhungrig in die Vorratskammern und

besoffen aus den Schenken. Alles aus Rand und Band, alles voll Aufregung und ohne Ziel, übermütig im Erfolg, schleichend in Furcht, gehetzt von Gier und Bigotterie — ich sehe keine Gefahr."

— — — — — — — — — — — —

Altenziel war thatsächlich in fieberhafter Erregung.

Vor allem lechzten die Bewohner nach den Spektakeln des großen Kirchenfestes, welches in zwei Tagen zu Ehren des Stadtpatrons Petrus abgehalten werden sollte. Diesem Heiligen zu größerem Lobe soll an seinem Festtage der verhaßte Edelmann abgethan werden. Vor der Stadt arbeiteten schon die Zimmerleute am Gerüste, von hundert Neugierigen umschwärmt und begloßt. Rings um den Platz schlagen gewinnsüchtige Wirte ihre Buden auf.

Und nun noch was Neues. Ein frommer Pater ist angekommen — geradewegs aus Rom — ein blutjunger Priester, hat einen Ablaß bei sich, einen neuen — gegen zeitliche Strafen!

„Jeder Ablaß ist gegen zeitliche Strafen," hört man dreinreden, „nur für das Fegfeuer; die Höll' nimmt keinen Ablaß an."

„Aber der neue läßt alle Strafen dieser Welt nach: Blitz und Ungewitter, Pest und Hungersnot, Feuer und Wasser, Hexerei und Kotter. Wer den neuen Ablaß hat, der kann nicht gefangen und gehangen werden."

„Nicht gefangen und gehangen! Das ist was!"

„Und eine Predigt wird er auch halten."

„Wer, der neue Ablaß?"

„Narr, der junge Pater. Draußen auf dem Hochanger heut' zum Abend, wenn sie Ave-Maria läuten. Der Predigtstuhl wird schon aufgerichtet, hoch auf der Tanne oben. Ist ja so fromm, der junge Pater, daß er nur auf dem grünen Baum kann predigen."

„Der wird was dreindonnern. Sind doch die Leut' schon so elendlich schlecht heutzutag. Und auf uns Altenzieler haben es die Pfaffen driedoppelt scharf."

„Zu wundern, daß er sich nicht fürchtet vor der Rebellion."

„O, der kommt von Rom, der wird seine Salbe schon bei sich haben, daß keine Kugel und kein Eisen angreift."

„Vielleicht zieht er linde Saiten auf. Vielleicht weist er einen Himmelsweg, der mit Gold gepflastert und mit Rosen bestreut ist, weil von der bisherigen alten Straßen die Leut' so abgeschreckt worden sind."

„Wimmert oder sakermentiert er, unterhaltlich wird's auf jeden Fall."

„Man hört auch, daß der fremde Priester aus Rom auf den Kirchhof gehen und die Toten wecken wird."

„Das glaub' ich nicht, das kann nur Christus der Herr."

„Na, die Gestorbenen freilich nicht; sondern die lebendigen Toten, die über den Gräbern stehen — die eine Todsünde in sich haben."

„Das kann ein Spektakel werden! Und Leut' wird's geben, Alles will hinaus."

Solche Gespräche gingen schon am Morgen um. Und dann um die Mittagsbrunnenzeit unter den Weibern:

„Die Binder-Lies hat ihn schon gesehen — hundsjung! sagt sie."

„Und vom Selcher-Feri hab' ich gehört, daß er so viel schön thät sein, ein Gesichtel wie Milch und Blut und anzuschauen, hell wie ein Engel."

„Sonst wird ein Mannsbild meistenteils von den Weibern gepriesen, dasmal ist's umgekehrt."

„Auf der Neuau soll er gestern Einem die Gicht und Gall abgebetet haben."

„Das ist noch nichts. Da hab' ich ganz was anders gehört!"

„Ich glaub's aber nicht."

„Noch weißt nicht, was ich meine.“

„So ſag's!“

„Na freilich. Werd' euch juſt alles aufbinden. Geht nur auf den Hochanger heut' abends, werdet's ſchon erfahren.“

„Mein Gott, von uns will ja alles hinauf und ich ſoll das Haus hüten.“

„Das ſoll der Knecht thun.“

„Der läßt ſich nicht mit vier Ochſen zurückhalten; er ſagt, er kunnt den Ablaß auf alle Weis nicht laſſen. Ja weg, ich hab' ihn auch vonnöten. Sind die andern fort, ſo ſperr' ich feſt zu und lauf' nach.“

Solche Geſpräche gingen am Mittag um, und die Spannung ſchärfte ſich mehr und mehr.

Die Altenzieler Geiſtlichen waren verjagt. Etliche meinten, der junge Pater werde gar Pfarrer von Altenziel. Die Gerichtsbeamten waren auch verſprengt worden, beſonders weit hintangeſcheucht die Steuereinheber. „Sind ja allerweil der Bauern und Bürger Unglück geweſen.“ Nur der Schultheiß war noch da, aber er mußte ſeinen alten Namen ablegen und Stadtobermann genannt ſein. Denn man wollte Keinen, der wen ſchuldig heißen könne. Und der Stadtobermann, ſo hieß es an dieſem Nachmittage, wolle dem Wanderprieſter juſt nichts dagegen thun, aber daß man ihm in allem traue, das rate er auch nicht. Es werde ein Marktſchreier ſein, der um paar Tage zu früh nach Altenziel gekommen ſei. Er wolle in ſolchen Zeiten kein Verhör einleiten, aber ihm ſcheine, mit dem römiſchen Pater ſei etwas nicht richtig. Zur Vorſorge wolle er für dieſen Abend ſeine Knechte auf den Hochanger ſchicken, daß dieſelben in allen Fällen Ordnung hielten.

„Der Obermann traut ihm nicht, dem jungen, geweihten Herrn, dieſem bildſchönen Menſchen. Jetzt wollen wir erſt recht dabei ſein. Mehr als ein Heiliger ſteht im Kalender, den die Obrigkeit nicht hat ausſtehen mögen. Und einem

Heiligen sieht er gleich, ganz aufs Haar. Vorhin ist er just über den Platz gegangen. Man hat gemeint der heilige Aloisius. Einen Säuberern wüßt' ich im Himmel nicht."

So der Leute Dafürhalten.

Ein junges Brautpaar ging durch die Gasse; er ein mit bunten Bändern geschmückter lichthaariger Bursche: sie ein dralles, neckisches Mädchen, dem das vornehme blaue Kleid, welches es trug, nicht an den Leib gewachsen war.

„Und ich möcht' was wetten," sagte der Bräutigam, „dieser Herr mit dem Ablaß ist meine Fee, oder ihr Bruder."

„Das bedeutet was," versetzte die Braut, „es steckt gewiß eine Hexerei dahinter."

„Ich glaub' auf nichts," meinte er.

„Wirst doch kein Unchrist sein," sagte sie.

„Dumm genug, daß ich die Fee dazumal hab' laufen lassen und mit dem Gewand zufrieden gewesen bin. Heut' wär' ich gescheiter."

Die Braut schien das zu überhören und sagte: „Zuletzt will sie ihr Kleid wieder zurück haben. Wenn wir nur schon aus Altenziel hinaus wären!"

„Ich will heute auf dem Hochanger dabei sein."

„Ich bitt' dich, Dagel, laß das sein! und gehen wir eiligst heim. 's ist mir, als wie wenn sie auf ja und nein einen blutigen Mantel über ganz Altenziel thäten werfen."

„Kommen mag schon was. Mir geht's zu Sinn: Das Rad drehte sich schon wieder um. Man sieht so wunderlich viel Soldaten überall. — Wenn sie's wirklich ist, die Fee, so wollt' ich doch zu ihr gehen — mit der red' ich mich nicht hart — und sie gebeten haben, daß sie uns für die Überfahrt ins Amerika noch eppas zuschießt — die Perlenschnur geht schon bei der Hochzeit zum Neigel."

„Schon gar nicht! Die Bettelei mag ich nicht leiden. Die, wenn sie's ist, hat dir freiding nichts mehr vorzuschießen — daß du's weißt! Du bleibst bei mir!"

Er ſchwieg und blieb bei ihr. —

Vor dem Keller in des Pfarrers Baumgarten ging es lebhaft zu. Die Wächter unterhandelten, wer von ihnen zu der Ablaßveſper auf den Hochanger gehen ſollte.

„Zwei dürfen trotz gehen.“

„Das iſt gewiß.“

„Wenn dieweil drei Mann Wacht ſtehen, ſo iſt's übrigs genug.“

„Übrigs genug.“

„Ich bleib' um kein G'ſchloß da. Ich hab' ſeit zehn Jahren einen Bruder im Fegfeuer, für den muß ich Ablaß faſſen.“

„Du, los! Ich hab' ſchon zwei Weiber in der Höllen, ich *muß* auf den Hochanger.“

„Willſt ein katholiſcher Chriſt ſein, Kurtel, und weißt es nicht einmal, daß — Ablaß hin und Ablaß her — die Höllen mit deinen Weibern allerweil und allerweil brennt.“

„Na, das iſt ſauber. So leg' ich den Ablaß halt mir ſelber zu — thut mir verfluchtlet Not, bin ein armer Sünder.“

„Ich bin auch kein reicher. Was ich ſchon geſchurkt hab' auf der Welt!“

„Wird dir keiner abſtreiten.“

„So iſt's eine Pflicht der Nächſtenlieb', daß ihr mir den Ablaß zukommen laßt.“

Darauf ein anderer: „Flauſen! — Wer iſt's denn geweſt, der Neukirch hat ausgeplündert? Wer iſt's denn geweſt, der die Weibsbilder im Jakobshof hat kareſiert? He! *ich* bin's geweſt, *ich* brauch' Ablaß!“

„Wer iſt's aber geweſt,“ ſagte der Kurtel, „der die Tauben mit dem Feuer unterm Steiß auf das Krimburger Schloß hat geſchickt?“

„Das biſt du geweſt!“ riefen die andern, „letzt' bildeſt du dir gar noch was d'rauf ein? Das iſt ein *gutes* Stuck

geweſt und keine Sünd', verſtehſt?! Ein nichtsnutziger Kerl warſt, das wird dir keiner laugnen, aber mit deiner Tauben haſt du alles auf gleich gebracht, du brauchſt keinen Ablaß, du bleibſt da!"

Nach langem Hader wurden die älteſten Zwei als die trächtigſten Sünder ausgeſchieden, die Ablaßveſper zu beſuchen. Als dieſe fort waren,

ſagte einer von den übrigen Dreien zu den Genoſſen: „Wenn ihr mich auch davonlaßt, ſo trinket übermorgen bei der Kirchweih aus meinem Beutel. Mir iſt um den Ablaß nichts, aber die junge Kutten wollt' ich ſehen. Ich wittere was."

„Dein Beutel iſt gut gemeint, Nachbar, aber unſern Herrn Grafen bedenke, der muß ſeine Schildwach' haben; verſteht ſich — ſo Herren da!"

„Für Den ſind zwei Mann übrigs genug Ehr'. In eine Stunde ſind wir alle wieder da."

„Nu ſo, wenn du glaubſt — geh'. Aber bei der Kirchweihzech' bleibt's, auch wenn du keine Kurzweil haſt da oben. Das unterſchreibſt mit Blut."

„Allemal."

Er legte die Waffen ab und ging.

Bald hernach ſagte einer von den noch übrigen Zweien: „Die Kellerthür iſt gut verſperrt, den Schlüſſel haſt im Sack. Was meinſt, Kurtel, ſchleichen wir uns auch nach?"

„Nicht ratſam. Kunnt juſt der Teufel ſein Spiel haben. Was, möcht' ich wiſſen, wird's denn auch geben bei der Metten?"

„Eine Luderamelei. Sind allerlei Gattung Leut' beiſamm'. Dunkel wird's auch."

„Galgenſtrick!"

„Das Weiſeſt' wär', wir gingen und nähmen den Grafen mit uns. Der hat übermorgen ſeinen letzten Raſiertag, dem kann der Ablaß nicht ſchaden."

„Der wär' mir am beſten heut ſchon 'köpft. — Was haben wir ſonſt über das hohe Gericht geſchmäht, wenn es einen Rabenbraten etliche Wochen gefüttert hat. Jetzt machen wir's nach. Über die fünf Wochen brummt er uns ſchon in der Gruben. Dumm genug!"

„Mußt denken auf die Leut', Kurtel, haben ſchwer' Arbeit und zahlen hart' Abgaben. Wenn du morgen hohe Obrigkeit biſt, das ſag' ich dir, der Steuern kannſt nicht entraten,

wie du auch selber dagegen sakermentiert hast. So mußt den Leuten anderweitig Spaß machen. Sie wollen zum Petersfest den Krimburger ohne Kopf sehen. Ich sind' an der Sach' nichts so dummes. Also gehen wir, Kurtel."

Der Kurtel nannte seinen Wachgenossen einen Pflichtvergessenen — beide knurrten und blieben.

Nun begann es schon zu dämmern. Aus der Stadt stiegen und liefen auf verschiedenen Wegen Menschen in Haufen zur Anhöhe hinauf, hinter welcher am Rande des Waldes der Hochanger lag.

Kurtel stand wie ein Baum am Eingange des Kellers, der andere umkreiste den Bau. Hinter diesem stand eine Pappel. Wenn er da hinauf steigt, so sieht er auf den Hochanger. Er kann sich's nicht versagen, legt seinen Spieß ab und steigt auf den Baum.

Dort des Weges kam ein betagter Bauersmann, blieb stehen und blickte ratlos um sich. Als er über den Zaun blickte und an der Kellerthür den Kurtel stehen sah, trat er in den Garten auf den Wächter zu und fragte, wo denn der Hochanger sei, auf welchem heute alles zusammenlaufe.

„Siehst du dort hinter den Häusern den weißen Weg hinaufgehen?"

„Der? — Ja freilich seh' ich ihn; der wird mich was schnaufen machen! Ob's nur auch der Mühe wert sein wird? Was meint der Vetter?"

„Ein Spektakel mag's schon geben. Die Leut' sind seit einem Monat ohne Pfaffen."

„Meint er, daß sie wieder anbeißen?"

„Alle. Alle, sag' ich dir. Sie müssen einen haben, der ihnen die Schandthaten untersagt, sonst schmecken sie nicht —"

„— — Einen Laut, Schurke, so bist du des Todes!" Dem Kurtel stand eine schwere Pistole an der Brust.

„Nur eine Miene, und bei Gott und meiner Seele, ich drücke los!" flüsterte der fremde Bauersmann, und indem

er mit der rechten Hand die gespannte Waffe hinhielt, nahm er mit der linken dem Wächter Spieß und Messer ab. Der Kurtel war totenblaß und stöhnte vor Angst.

„Zwingst du mich, so bist dein eigener Mörder," sagte der Fremde mit einer grauenhaften Gelassenheit, „ich schrecke vor nichts zurück. Ich will den Grafen. Du öffnest mir nun das Thor und gehst an die Stelle des alten Mannes."

Kurtels rollende Augen irrten vergebens nach dem Gefährten. Dann dachte er an sein Leben und fügte sich. — In wenigen Minuten war alles vorüber, der Kurtel verschlossen im Keller, der Greis mit Staunen im freien Abendschein.

Freilich polterte nun drinnen der überlistete Kurtel, und alsogleich kam jetzt der andere Wächter von seinem Baum herab. Der Fremde — Germann war's ja — erwartete ihn am Fuße des Stammes, packte ihn bei den Beinen und schleuderte ihn mit so wilder Gewalt auf den Boden hin, daß jenem Hören und Sehen verging. Als der Geworfene wieder zu sich kam, war sein Mund verstopft, war er gebunden an Händen und Füßen.

„Kein Tropfen Blut vergossen!" jauchzte Germann in seinem Herzen.

„Ich ertrage es nicht, wenn das ein Traum ist," wimmerte der alte wankende Krimburg und verdeckte das Angesicht mit seinen mageren Händen.

„Beruhigt Euch," sagte Germann. „Ihr werdet leben. Hängt diesen Lodenmantel um und stützt Euch auf mich. Einige tausend Schritte müßt Ihr gehen, dann ist es gut."

Sie eilten — so gut es ging — gegen den Wald und in die Finsternis der Stämme und der Nacht dahin.

„Zur besseren Kräftigung will ich Euch eine Freude sagen," sprach Germann, der jetzt seine Maske abgelegt hatte, „Ihr werdet noch in dieser Nacht Euren Sohn sehen."

Der alte Ritter blieb stehen und murmelte: „Mit Rechten

geht es doch nicht zu. Wir ſind uns unbekannt. Ich habe keinen Sohn."

„Ihr ſeid wohl doch der Krimburger, dem ſie vor kurzer Zeit die Burg verbrannt haben?"

„Das ſtimmt, mein guter Mann, das ſtimmt. So weit iſt's gekommen, man erkennt mich an meinem Unglück. — Nach einem Sohn wollt' ich nimmer fragen. Aber tauſendmal ſollt' Euch

Gott ſegnen, wenn Ihr mir Beſcheid geben könntet von meiner einzigen Tochter — von meiner Lidwina.“

Sie ſchritten weiter. Germann ſagte kein Wort. Ein Chaos von Gedanken und Gefühlen durchflutete ſein Weſen. Und wie es nach der heiligen Kunde einſt im Chaos der Welt allmählich licht geworden war durch Gottes Spruch, ſo hellte es ſich in der Seele des jugendlichen Mannes jetzt auf — er ſah alles, er begriff alles .... Er konnte die Wonne nicht faſſen, die in ſeinem Herzen war. —

Endlich kamen ſie an den entlegenen Platz, wo ſie der Verabredung gemäß mit — Lidwin zuſammentreffen ſollten. Er war noch nicht hier. Sie labten ſich mit Nahrung, die hier verſteckt geweſen war; ſie vermummten ſich in ihre ſchweren Mäntel und warteten.

Und warteten vergebens.

Lidwina reiſt mit zwei Mönchen.

Dem ſchönen Mädchen aus der verbrannten Burg war es nicht ganz ſo gut ergangen. Ihr Kampf war noch größer und noch gefährlicher geweſen, als jener Germanns vor der Gefängnispforte.

Sie hatte eine große Abneigung gegen die Fratze, die ſie übernehmen mußte, aber in Hinblick auf das Leben ihres Vaters überwand ſie alle Bedenken. Sie dachte nicht daran und es lag auch gar nicht im Plane, daß ſie ſich auf dem Hochanger der Menge zeigen ſollte. Waren die Altenzieler nur einmal aus ihrer Stadt gelockt und die Umgebung des Kellergefängniſſes menſchenleer; war durch das Ausſtreuen der Gerüchte und durch ihr Erſcheinen in den Gaſſen der Stadt nur die Erweckung der Neugierde und ein Aufruhr in den Gemütern erzweckt worden, ſo hatte ſie das Ihrige gethan.

Nun, als die gärende Maſſe auf der Waldhöhung beiſammen war, ſollte ſie in der Dunkelheit davon und jener

verabredeten Stelle im Walde zueilen, wo sich Germann mit ihrem Vater einfinden würde. Aber Germann schritt zu dieser Zeit erst als Bauersmann dem Kellergefängnisse zu. Wie sollte sie nun fliehend diesen Ort verlassen, wo der geliebte Mann für ihren Vater den Kampf um Leben und Tod wagte? Nimmermehr. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es sie gegen die Baumgruppen des Gartens hinab; dort wartete sie mitten unter Büschen angstvoll der nächsten Augenblicke, die Entscheidung bringen sollten. Und als sie durch die Dämmerung noch sehen konnte, wie Germann den Greis mit dem weißen Haupte schon weit dort auf dem letzten Hügel gegen die Waldungen entführte, da wollte der Jubel ihre Brust zersprengen und sie den beiden Männern nachlaufen wie ein Reh.

In diesem Augenblicke war Alarm.

„Der Graf entsprungen!" Dieser Ruf gellte durch die Stadt und jetzt ergossen sich von dem Hochanger nieder die Ströme der Menge, und alles war auf und umschwärmte fluchend und schreiend den Gartenkeller, wo sie den geknebelten und den eingeschlossenen Wächter fanden. Lidwinas Weg den ihren nach, war sofort abgeschnitten. Mit genauer Not entkam sie durch Gesträuche nach einer anderen Richtung und floh ins Ungewisse der Gegend und der Nacht hinein. Sie vergaß auf alle Gefahren, durch die sie lief — wußte sie doch die beiden Männer gerettet.

Als sie nach einigen Stunden auf breiter Straße, welche weder von Altenziel kam, noch nach Altenziel führte, die Kräfte verlassen wollten, und sie einen Wagen langsam heranklappern hörte gegen die Richtung des Gebirges, hielt sie an. Im Wagen saßen zwei Mönche, wovon der eine das Leitseil führte, der andere zu schlummern schien.

Lidwina sah die gute Gelegenheit und die neue Gefahr. Aber sie war mutig wie immer, und die Sehnsucht, bald bei ihrem Vater und bei Germann zu sein, machte sie ver-

wegen. Sie war entschlossen, um Aufnahme in das Gefährte zu bitten; sie legte die gefalteten Hände in den Wagen.

„Wie!" sagte der Pferdelenker, „da steht fast ein ehrwürdiger Bruder! Dominus vobiscum!"

Der junge Pater dankte nicht mit dem Gruße, sondern bat mit etwas schwerfälliger Stimme, man möge ihn um Gotteswillen eine Strecke mitnehmen. Er komme von Pechlarn her und wolle über das Gebirge; er sei von einer Krankheit, welche ihm den Kopf arg mitgenommen und auch das Gehör geraubt habe, noch so sehr erschöpft, aber seine Reise könne nicht mehr verschoben werden, da er am bestimmten Tage in einem Kloster in Wälschtirol eintreffen müsse.

Die Mönche machten ihm auf dem Hintergelasse des Wagens Platz, der aber so kümmerlich war, daß die Beine des neuen Gefährten zwischen den Fleischkolossen der Beiden wie eingeklemmt waren.

„Wir haben Einen mit!" rief der Kutscher dem Schlummernden zu, daß dieser erwachte, „einen ehrwürdigen Bruder."

„Hat er denn mit uns getrunken?" fragte der andere.

„Man kann halt nichts mit ihm reden, er ist stocktaub. Ist fast krank gewesen, sagte er."

Lidwina hatte zur Taubheit ihre Zuflucht genommen, um aller Fragen los zu sein. Besonders gefährlich hätten ihr die lateinischen Ansprachen werden können, mit welchen sie den vermeintlichen Priester kaum verschont hätten. Nun konnte sie im knarrenden Kasten ruhen, so gut es ging. Wie pries sie doch insofern die verworrene, ordnungslose Zeit, als niemand mehr wußte woher, wohin, und als keiner mehr den andern darnach fragte. Man ließ jeden passieren und traute keinem.

„Ist sicherlich auch ein Verjagter," bemerkte jetzt der zweite Mönch und deutete mit dem ausgestreckten Daumen über den Rücken. „Bruder, das ist dir eine böse Zeit. Bedenkt's wenn die Keller alle zu Kottern gemacht werden!"

„Wir können faſt De deum ſingen, wenn in vierzehn Tagen unſer Kloſterdach noch auf den Mauern ſitzt.“

„Der letzte Tanz wird heiß hergehen.“

„Iſt faſt zu fürchten,“ meinte der Mönch mit dem Leitſeil, „aberſt der Salm wird ausfegen! Die Traun wird ſchon einmal rot. Zur Erntezeit wird kein Bauer da ſein.“

„Das ſind die Früchte von der lutheriſchen Lehr'! Jetzund mag der Doktor Martin ſelber ſehen, wie er denen, die er zuerſt hat aufgehetzt, das Knie wieder auf den Hals bringt.“

Nach einer Weile liſpelte der Kutſcher: „Du hör' einmal, unſer Mitfahrer da hinten iſt faſt ein junges Blut. Lange reiſt der noch nicht per pedes apostolorum, das merkt man faſt an ſeinen zarten Beinen.“

Jetzt wurden dieſe Beine ſo viel als möglich aus der Klemme gezogen.

„Ich bitte, Ehrwürden!“ rief der Mönch, „laſſet die Füße nur immerhin drunter, ſie genieren faſt gar nichts.“

„Wenn er taub iſt!“ bemerkte der andere.

„Wahrſcheinlich nur an den Ohren, denn an den Beinen hat er's allſogleich vernommen.“

„Bruder,“ ſagte jetzt der andere, „mir wird ſo närriſch.“

„Heilige Nothelfer, daß dir nicht wohl wäre!“

„Im Gegenteil, mir läuft's warm, als hätte mir einer Glühwein in das Rückgrat gegoſſen.“

„Oremus!“ flüſterte der Wagenlenker, „mir iſt's ſchon eine Weile ſo faſt —“

„O Herr, führe uns! Der Teufel hat mir richtig heut' ein Haar eingeſetzt.“

Der junge Reiſende hatte ſich emporgerichtet und bat, daß man ihn abſteigen laſſe, er wolle ins nächſte Dorf.

„Hätten gemeint, der Herr fahre mit uns bis ins Kloſter. Wollt' er dort ausruhen, er iſt faſt willkommen.“

Der Fremde dankte kurz, aber warm, und Lidwina

atmete auf, als sie auf stiller, einsamer Straße stand, und das Knarren des Wagens in der Ferne verhallte.

Die feuchte Kühle des nahenden Morgens erquickte sie neu, und als es sich lichtete, sah sie, um welch' gute Strecke sie auf dem Wagen dem Hochgebirge und somit ihrem Ziele näher gekommen war.

Und desselben Tages, am frühen Abende stieg sie empor zur alten Burg, die zwischen dem Gewände auf dem Felskegel stand.

Welch herzbewegende Stunden sind über sie nun gekommen!

Lidwina winkt mit Flammen ihrem Germann.

In Germanns Gemach fand sie den greisen, den geretteten Vater.

Die Freude des Wiedersehens zu schildern, kann nicht versucht werden: fast lähmte sie den alten Mann, dessen Thränen jetzt erst flossen — dankbar für das wiedergefundene Leben.

„O mein Kind!" rief er, „der heutige Tag, wo ich — von ihm unterrichtet — dich in den Händen der Feinde glaubte, war mir qualvoller, als die Wochen in meinem Verließ es waren, da ich dich in der kühlen Erde wähnte!"

Und Germann?

Kaum er den alten Mann hier in Sicherheit gebracht, zog er wieder davon, um Lidwina zu suchen, zu retten. Er gab — bevor er fortging — Anordnung, daß, im Falle Lidwina während seiner Abwesenheit sich in der alten Burg einfinden sollte, oben auf dem Felsenvorsprung, genannt der Predigtstuhl, ein Feuer angezündet werde. „Der Predigtstuhl," sagte er, „ist weit im Lande sichtbar, und es wird keine Stunde sein, in der ich mein Auge nicht dahin wenden werde."

Und Lidwina kletterte noch an demſelben Abende den Felſen hinan, und zwar die gefährlichſte Stelle, weil ihr kein anderer Pfad bekannt war. Auf hohem Vorſprunge war ein prachtvoller Blick ins weite Berg- und

Hügelland. Reich an Ortſchaften, Schlöſſern und Klöſtern war die Ebene, die ſich in der Ferne zu flachen begann. Selbſt die Türme von Altenziel glaubte Lidwina zu ſehen. Sie empfand keine Müdigkeit von der Reiſe mehr; ſie begann dürres Geſtrüpp und morſchende Geäſte zu ſammeln, und als am Himmel alle Sterne leuchteten, zündete ſie auf dem Predigtſtuhl das Feuer an. Es brannte luſtig und hell und widerleuchtete an den Tafeln der niedrigeren Felſen.

Dann ſtieg ſie hinab zur Burg, ſich heiß wie die Glut auf dem Berge dem teuren Manne entgegenſehnend. Es verging oben die Glut und es verging die Nacht — und er kam nicht.

Am nächſten Tage verſchwendete ſie ihr Herz an der Pflege des Vaters. Sie erzählten ſich gegenſeitig ihr Geſchick ſeit der Trennung auf der Krimburg. Das ihre war farbenreich und wunderlich; das ſeine war ein einziges, finſteres, wochenlanges Leid. Er hatte ſeit den Flammen ſeiner Burg keinen hellen Strahl geſehen. Er habe, ſo erzählte er, den Troſt gefühlt, ſein Kind werde vielleicht im unterirdiſchen Gange, oder ſpäter in den unwirtlichen Wäldern ihren Frieden gefunden haben. Er ſelbſt ſei ergeben und auf alles gefaßt geweſen.

Gegen Abend dieſes zweiten Tages ſtieg Lidwina wieder hinan zum Predigtſtuhl. Der Greis ahnte nicht die Gefahr des Emporkletterns an dem wüſten Gewände, und Lidwina ſah ſie nicht — ſo war ſie auch nicht da. Das Mädchen blickte hinaus, lange hinaus ins Geländ', auf welchem noch die Sonne lag. So groß ſtand in ihrem Herzen das Bild des Geliebten, daß ſie es ſuchen und ſehen wollte in der Ferne. Die Punkte der Türme und anderer großer Gebäude ſchimmerten auf. Wo, in den weiten Gefilden wird er ſein? —

Wieder ſammelte ſie Holz — mehr als am erſten Tage — und zündete es an. Der Wind blies drein und die

Flammen wurden in Fetzen weit in die Lüfte hinausgeriſſen. Und unabläſſig trug Lidwina Holz zuſammen; Luſt und Freude durchſtrömte ſie bei dieſer Verrichtung. Mit jedem Strunke, den ſie ins Feuer warf, vermeinte ſie ſein Auge zu erhellen, ſein Herz zu erwärmen. „O, komm, mein Germann, ich bin da! Komm wieder zu mir!“ So rief ſie über die Flammen hin, als wollte ſie es dieſen diktieren, daß ſie es ſchrieben an die Felſen und ans Firmament.

Gegen Mitternacht, als das Feuer endlich zu verlöſchen begann und als Lidwina noch einmal in die dunkle Weite blickte, ſah ſie in der Ferne einen glühenden Punkt, der ſich allmählich vergrößerte, ſo daß ein Schein am Himmel lag. Nach einer Weile ſchwand er wieder in ſich zuſammen.

Auf weiten Umwegen kam ſie heute wieder zur Burg. Sie war in ſchweren Ahnungen. Es kam ihr zu Sinne, als habe Germann im flammenden Punkte ihr ein Zeichen gegeben, daß er Hilfe bedürfe, ſo wie Schiffbrüchige manchmal durch Notfeuer nach Rettung rufen. Auf ihrem Berge freilich brannte das Opferfeuer Abels, das Feuer der reinen Liebe, und ſie ahnte kaum, daß draußen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf die Kainsflammen qualmten . . .

Als Germann auch am nächſten Tage nicht erſchien, wollte ſie fort und ihm entgegen. Nur ihr greiſer Vater, der trotz des inneren Glückes doch gebrochen war, hielt ſie zurück. Das betagte Weib, welches wieder kam und Nahrungsmittel brachte, wußte zu erzählen, daß verſchiedenen Anzeichen nach draußen im Lande ſonderbare Dinge vorgehen müßten. Das Volk der Bettler und Vagabunden, welches ins Gebirge gedrängt werde, mache gräuliche Ausſagen. Der Herzog und der Kaiſer ſeien mit ihrer Gewalt gekommen.

Lidwina kniete in ihrer Kammer und betete. Nun konnte ſie ſich's wohl denken, was ihn draußen zurückhielt; hingegen konnte ſie ſich's nicht denken, an weſſen Seite er ſtritt,

er, dem jeder Schwertſtreich nach einem Menſchenhaupte ein Verbrechen war.

Sie betete. Aus Leinwand, die in der Burg war, hatte ſie ſich ein langes, weißes Kleid genäht, das benetzte ſie jetzt mit Thränen. Dann wieder ging ſie zum Arbeitstiſche Germanns und las in ſeinen Schriften. Aber die Worte waren ihr fremd und kalt — ſie fühlte nur ihn. Am frühen Nachmittage ſtieg ſie wieder zum Predigtſtuhl hinan und blickte ins weite Land. Über der Ebene lag eine graue Luftſchichte und verdeckte die Ortſchaften und Türme. Lidwina ſammelte das Gefälle der Strüppe und der wenigen Bäume, die ſo hoch noch wuchſen und verdorrten; und als es zu Dunkeln begann, entfaltete ſie ein Feuer, das größer war, als jenes der vorigen Abende. In ſprühenden Kronen tanzten die Funken auf, ſo oft ſie neue Nahrung in die Glut warf. Aber als ſie ihren Blick nun wieder hinauswendete in die Vorgegenden, da erſchrak ſie ſehr. Sie ſah feurige Punkte und Lanzen, und ganze feurige Streifen ſich hinziehen auf der Ebene. Und da in der Gegend, wo Altenziel ſtand, lag es wie ein glühender See. Der nächtliche Himmel war rot, hoch hinan bis gegen den Scheitel.

Ohne noch ein Scheit in das Feuer zu werfen, ſtieg Lidwina zur Burg hinab. Sie weckte den Vater nicht; tief grub ſie ſich in ihr Bett und weinte.

Am anderen Morgen graute zwiſchen den Felſen Nebel und Regen. Lidwina gedachte jener Tage, in denen ſie ebenfalls tief betrübt durch die Fenſter dieſer Mauern in Nebel und Regen hinausgeblickt hatte. Wie anders war jene doch erſt kurz verſchwundene Zeit gegen die heutige! — Er war bei ihr geweſen und ſie hatte vor ihm gezittert.

Das Unwetter hielt mehrere Tage an. Lidwina konnte auf dem Predigtſtuhl kein Feuer entzünden, weil man es in der Ferne doch nicht geſehen hätte. — Aber als der erſte

heitere Morgen wieder leuchtete, ſtieg ſie die Felſen empor und ſah hinaus. Klar und rein war das Land, ſo weit das Auge reichte, kein finſteres Aufqualmen, kein Schleier des Rauches mehr. Aber auch die meiſten, der ſonſt ſo glänzenden Punkte von Türmen und Ortſchaften hatten ſich in graue verwandelt oder waren gar nicht zu ſehen.

Lidwina bereitete Holz für ein neues Feuer am Abend. Und als ſie hierauf in ihrem weißen Kleide die wilden Felshänge niedergeſtiegen kam, rief von unten eine Stimme: „Beim Heiland, Lidwina, wer hat dir dieſen Weg gezeigt?“

Es war gut, daß ſie ſchon feſten Boden unter ſich hatte, denn ſonſt wäre ſie vor dieſer Stimme geſtürzt. Es war die ſeine. Mit einem ſchrillen Schrei ſprang ſie an ſeine Bruſt.

„Ich muß dir ja doch geſagt haben, daß quer um die Ecke ein guter Fußſteig hinanführt!“ ſprach er. „So war *ich* im Krieg und *du* in Todesgefahr, Lidwina!“

Dann nahm er ihr Haupt zwiſchen ſeine beiden Hände und ſchob es ein wenig vor ſich und ſah ihr ins feuchte, in jähem Schreck faſt traumhaft blickende Auge und flüſterte: „So denn ſteht's mit dir, du falſcher Lidwinus!“ — Und küßte ſie. Und drückte ſie heftig und heiß an ſein Antlitz, an ſeine Bruſt — unaufhörlich an ſeine Bruſt und küßte ſie und wollte ſie nimmer laſſen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Erſt als ſie Hand in Hand über den kleinen Raſenplatz der Burg zuſchritten, bemerkte ſie die Binde an ſeinem linken Arm. Sie blieb ſtehen, ihre Miene war fragend und ſorgenvoll.

„Es iſt dir doch wohl recht ſo, mein ritterlicher Freund?“ verſetzte er.

„Ich habe dich in den Kampf gehetzt,“ ſagte ſie leiſe und faltete die Hände, ſo daß die Spitzen der Finger ihre Lippen berührten.

„Ja, Lidwina, du haſt mich vom Worte zur That geführt, du haſt mich zum Manne gemacht, noch eher als ich dich zum Weibe. Nun aber mußt du mir's werden."

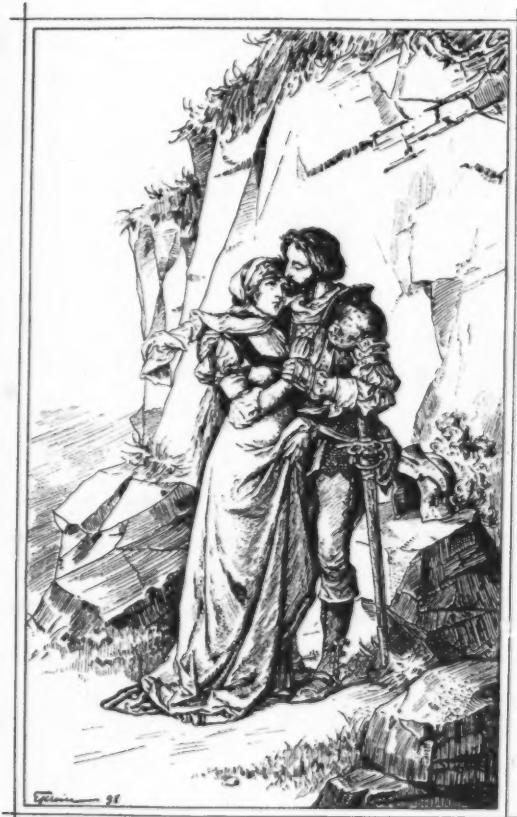
Sie ließ ihr Haupt ſinken und drückte ihre Hände an die Bruſt. Sie rang nach Worten.

„O, verſuche es nimmer, in Worte zu legen, was in Worten nicht ſein kann. Du ſelbſt, Lidwina, haſt mich gelehrt, den Schall in That zu verwandeln. Wie wäre ich zerfahrener Geſelle elend untergegangen in meinen Wüſten! Schon deine Nähe hat mich gerettet. Ein echtes Weib, und der Verſunkenſte wird zum echten Manne. Dann, Lidwina, was ſoll's der Worte noch, da du in Flammen mir deine Liebe geſtanden haſt! Dreimal habe ich dein Feuer geſehen brennen auf dem Berge. Es hat mir zugerufen, daß du gerettet biſt, es hat mir geſtanden, daß du meiner harreſt. Aber es hat mich auch entflammt zur Mannesthat, gedenkend, was du zu mir geſprochen haſt. — Weder gegen die Aufrührer, nach gegen die Bändiger habe ich mein Schwert geführt, denn beide Teile glauben in ihrem guten Rechte zu ſein. Aber gegen jene ewig rechtloſen Horden habe ich mitgekämpft, die aus Ungarn hereingebrochen kamen. Lidwina, auch meinen Vater ſah ich fallen."

„Es iſt geworden, wie es mußte," fuhr er fort. „Die Kaiſerlichen haben furchtbar gewaltet. Die Räuberbanden ſind vernichtet, die Empörer geſchlagen. In Schutt liegen die Städte und Dörfer; und Ihr, Vater!" rief er eintretend dem alten Ritter zu, „möget nun die Krimburg wieder aufbauen."

„Ich nicht mehr," lächelte der Greis, „Ihr habt die Steine zuſammengetragen, ſo ſchaffet nun auch das Haus."

Nach wenigen Tagen ſchon haben ſie die alte Felſenburg verlaſſen. Und ſie zogen hinaus in das Gefilde, wo die Wieſen grünten und die Saaten reiften. Und Germann begann ſeiner Väter alten Sitz, die Krimburg wieder zu



bauen. Aber er baute sie nicht mit den Fronleistungen der Leute, sondern gegen redlich Entgelt; und er baute sie nicht auf dem Hügel, wo ja die Ruine der alten Burg, von Wald und Gesträuche umwuchert, heute noch ragt, sondern er stellte sein Haus freundlich bergend in den grünen Schoß des Thales — unter die Wohnungen des Bürgers, unter die Hütten des Landmannes — um sich gegenseitig zu schützen und zu nützen.

Und einzog in die neue Burg als Braut — Lidwina, das schöne, holde, schlaue, tapfere, das süße Mädchen, an welchem Germann, der Sänger und Held, den geahnten besseren Teil seines selbst — den Teil, der die Seele adelt und die Sinne lohnt — das ewig Weibliche gefunden hat.

Die Königssucher.

Die Königsſucher.

Heute hatten die alten Herren wieder gar keine Ruhe. Im jungen Rebenlaub ſaßen ſie und tranken Wein aus ſteinernem Kruge, der in der Runde lief von dem einen zum andern, wie ſie da auf Bänken ſaßen, am Lindenbaume lehnten und auf dem Raſen lagen.

Die Stände des Landes waren es, und eine Ratsverſammlung hießen ſie das.

Ein Mann trat hinzu von der Straße her, der ſagte: „Ihr ſeid im Kühlen und habt

Naß. In der heutigen Nacht iſt das Dorf Lackhofen niedergebrannt. Sogar die Kirche, auch der Pfarrhof und die Taferne, alles, gar alles."

„War denn Sturmwind?" fragte ein Rat.

„Das Feuer macht ihn ſelber, weiſer Herr!"

„War denn kein Waſſer?"

„Es rann ein Bach wie immer, ein Kind iſt darin ertrunken."

„Und die Leute?"

„Die Weiber jammerten. Die Greiſe entkamen der Not."

„Und die Männer?"

„Sind im Kriege." —

Die Räte berieten und kamen darin überein, daß es ſchlimm ſei. Hierauf verordneten ſie: Die Herrſchaften ſind durch den Krieg hergenommen, denen kann nichts auferlegt werden; den Inſaſſen des durch Feuer zerſtörten Dorfes Lackhofen iſt geſtattet, im Lande Brandſteuer zu ſammeln. Hierauf tranken ſie weiter.

Bald kam ein zweiter Bote, der meldete, die letzten Regengüſſe hätten das Roſauthal überſchwemmt. Viele Hütten ſeien weggeriſſen, die Wieſen ſtünden noch alle unter Waſſer.

Einer der Räte that ſich hervor: „Es war doch ausgemacht, daß im Roſauthale Dämme gebaut werden ſollen?"

„Wohl, gnädiger Herr, das war ausgemacht."

„Und warum iſt es nicht geſchehen?"

„Weil kräftige Leute dazu gehören."

„Das weiß ich, Thor."

„Sie ſind aber nicht da."

„So ſollen ſie kommen."

„Sie können nicht."

„Warum nicht?"

„Teils ſind ſie ſchon erſchlagen, teils werden ſie's."

„Alſo auch im Krieg?"

„Auch im Krieg, geſtrenger Herr."

Was iſt da zu machen? Der hohe Rat kam hierin überein, es ſei nichts zu machen, als in Geduld zu warten, bis das Waſſer von ſelbſt abliefe im Roſauthal.

„Und die armen Weiber und Kinder, denen es die Hütten weggetragen?“ ſagte der Bote.

„Ja, ſind ſie denn nicht ertrunken?“ fragte ein altes Rotgeſicht von der Laube her.

„Die Mehrzahl lebt — hungert.“

„Das iſt ſchlimm!“ ſagte einer der Greiſe. „Wir müſſen ſie betteln gehen laſſen, oder weiß einer beſſeren Rat?“

Sie wußten keinen beſſeren, alſo iſt es der beſte: Die Roſauer Überſchwemmten werden der Barmherzigkeit der Leute empfohlen.

„Jetzt ſoll der Dichter Opim aber eins klimpern, daß man auch wieder einmal was Frohes hört!“ So ging das Verlangen.

Der Dichter Opim war ein kleiner dicker Herr. Aus ſeinen blauen Äuglein, ſoweit ſie nicht von den Fettwulſten des Geſichtes überwuchert waren, lugten helle Freuden. Er fällt auf in der Sängergilde: Ein feiſter Herr! — Der nahm jetzt ſein Saitenſpiel zur Hand, klimperte die Einleitung und ſang:

„Im Brombeerlaub ein Maidel ſaß, Dulieh!
Dem ward das weiße Pfaidel naß . . .“

Er ward unterbrochen. Ein dritter Bote kam des Weges und ſchrie faſt atemlos ſchon zwiſchen den Pappeln des Weges her:

„Gottlob, da ſitzen ſie ja! Diebsgeſindel! Raubgeſindel!“

„Was?“

„Raubgeſindel!“ ſchrie der Bote den Herren zu.

„Was?“ rief ein langbärtiger Trinker und richtete ſich empor. „Das Volk wird frech. Aufknüpfen, den Gauch!“

„Warum?“ fragte einer und der andere.

„Habt es nicht gehört, Männer des Rates? Raubgesindel hat er uns geheißen!“

„Wer?“ schrie der Bote, „Gott der Herr hüte dich, du hochweiser Rat. Nur helfen sollst, helfen! Raubgesindel ist wieder eingebrochen in den Gau. Die drei Meierhöfe in Bürn haben sie schon genommen; einer brennt eben — wenn der hohe Rat durchs Weinlaub gucken will. Dort, wo die rostfarbige Wolke steht.“

„Die rostfarbige Wolke?“

„Ja die rostfarbige Wolke. Das ist der Rauch. Ans Stadtthor zu Bruckegg klopfen sie auch schon; wenn keine Hilfe ist, wächst noch bis heute abends dem Bruckegger Brückenkopf Roßhaar!“

„Die Türken!“ riefen sie und fuhren in die Höhe; der Weinkrug kippte um — die Erde trinkt alles — Wein wie Blut.

„Türken oder Magyaren oder Zigeuner. Heutzutag nennt sich alles, was rauben will, Türken, weil vor diesem Namen alles davonläuft. Ich wollt' nicht laufen, wenn ich nur erst ein paar Dutzend handfeste Männer beisammen hätte.“

„Werben, anwerben!“

„Wo denn, ihr ehrwürdigen Herren, wo denn? Sie sind ja alle beim Böhmenkönig, dem sie die Welt sollen erobern helfen.“

„Wahr ist's.“

„Und dieweilen das eigene Land verlieren, das Vaterland! Haus und Heim, Weib und Kind, alles. Auch das bluteigene Leben! Auch die Ehre! Alles. Verflucht!“

„Wahr ist's!“ sagte der hohe Rat in einem schönen Baßchor.

„Sind ihrer viele?“ fragte das Rotgesicht, auf die Räuber anspielend.

„Ungezählte!“ sagte der Bote.

„Alsdann ist es das beste, wir gehen ins Hochgebirge.“

„Fliehen, die Regierung, das Haupt des Landes?“ rief der Langbart.

Schrie das Rotgeſicht: „Dableiben? Enthaupten laſſen, das Land?“

„Nicht ſtreiten, hochweiſe Herren, nur jetzt im Haus kein Streiten, wenn der Feind die Meſſer zu den Fenſtern hereinzückt. Ungezählte habe ich geſagt, denn ich habe mir nicht Zeit genommen, ſie zu zählen.“

„Eine Zigeunerbande, nichts weiter.“

Aus dem Dörfchen, das unten im Thale lag, drang Weiberlärm.

Ein Hirtenknabe ſchlüpfte durch das Gebüſch heran und jubelte: „Sie raufen ſchon wieder! Sie raufen ſchon wieder!“

„Wer?“

„Bei den Zoppen reißen ſie ſich herum, die Haut kratzen ſie ſich herab und ſchelten thun ſie dabei, daß man ſich die arme Seel' herauslachen könnt'! Die Zungen recken ſie ſich vor.“

„Wer?“

„Den Rücken auch. Und dreſchen thun ſie ſich mit den Fäuſten. Die Haarfetzen fliegen wie Spinnwebfäden im Altweiberſommer.“

„Aufmeſſen laß' ich dir, Schlingel, wenn du nicht ſagſt, wer!“ drohte der Langbart.

„Wer?“ gröhlte der Knabe, „die Weibsbilder.“

„Welche Weibsbilder?“

„Die im Dorf unten. Raufen thun ſie wieder.“

„Warum?“

„Um den Stuhl thun ſie wieder raufen.“

„Um welchen Stuhl?“

„Auf dem einmal ein Mannsbild iſt geſeſſen.“

„Ja wohl,“ ſprach jetzt ein langer, hagerer Herr mit einer zackigen Adlernaſe, er ſprach ruhig und langſam, „ja

wohl! Es iſt eine ſchwere Zeit. Die ſtreitbaren Männer ſind davon, wie ſollen wir fertig werden mit den Zigeunern und Weibern! Es iſt eine ſchwere Zeit!"

„Es iſt eine ſchwere Zeit!" wiederholte das Rotgeſicht.

Andere des Rates, die bisher geſchwiegen hatten, wollten nun doch auch ihre Meinung dreingeben und ſagten: „Es iſt eine ſchwere Zeit!"

Nur ein einziger war, der hatte noch nicht geredet. Das war ein ganz krummgewachſener Alter mit dichten, aufwärtswuchernden, ſchneeweißen Haaren und einem ſchneeweißen borſtigen, Schnurrbart, der ſogar die kleine Naſe in ſich zuſammenzudrücken ſchien. Aber in den Augen hatte der Alte, wenn er doch den Kopf einmal ſo hoch hielt, daß man ſie ſehen konnte, junges Feuer. Er war bisher auf einer Bank gekauert; nun ſtand er auf, aber Gott erbarm', die Geſtalt blieb krumm wie ein rechtwinkelig eingeknicktes Taſchenmeſſer. Die Hände legte er auf den wagerechten Rücken hinüber, das borſtige Haupt hob er in die Höhe. Nun ſprach er: „Ihr habt geſagt, Männer des Rates, es ſei eine ſchwere Zeit. Ich ſage: Die Zeit iſt, wie man ſie macht. Erforſchet das Gewiſſen. Wer hat unrechtmäßiger Weiſe ſeine Herrſchaft geworfen auf unſer Land?"

„Der Böhmenkönig," ſagten ſie.

„Wer hat ſich der Fremdherrſchaft begeben willig wie ein Kalb, das der Schlächter zur Bank führt?"

Er ließ Zeit zur Antwort. Sie ſchwiegen.

„Ihr!" fuhr der Buckelige fort, „ihr laßt euch von dem Fremdling gefallen, was euch gegen den rechtmäßigen Herrn längſt empört hätte. Der Böhme will euer Geld, ihr gebt es. Er will euer Land, ihr gebt es. Er will euere Krone, ihr gebt ſie. Er verachtet euere Sprache, knechtet euere Sitten, ihr beugt euch. Er macht Krieg, ihr ſtimmt ihm bei. Er fordert euere Söhne, ihr gebt ſie hin; für Händel, die uns nichts angehen, vergießen ſie ihr Blut. Für Händel,

die uns nichts angehen, verſcherzet ihr Kraft, die ihr gegen Feuer und Waſſer, gegen die das Vaterland bedrohende Feinde beſſer werten ſolltet! — Was giebt euch der Böhme? Unſere Greiſe ſind ohne Wehr, unſere Kinder ohne Lehr' — bald auch unſere Weiber ohne Ehr'!"

„Geſetze giebt er uns!" rief eine Stimme.

„Faule Geſetze für den Frieden!" ſprach der Redner. „Aber es iſt Krieg. Unſere Städte ſind entvölkert, unſere Dörfer verarmt, unſere Burgen ohne Waffen. Die Straßen verfallen, die Brücken ſtürzen ein, die Dämme brechen. Der Nachbar treibt dem Nachbar die Herden weg. Wer hindert es? Das Räubervolk, das heimiſche wie das fremde, ſtreicht um die Höfe, wer verjagt ſie? Seuchen drohen, wer giebt uns Ärzte? Übermütig werden die Biſchöfe und Äbte, wer ſchützt uns, wer giebt uns Ordnung, Recht? Wer?"

„Der König iſt mächtig," ſagte der Langbart.

„Und wir ſind ohnmächtig," ſetzte ein anderer bei.

„Es iſt umgekehrt!" rief in dieſem Augenblick eine Stimme vom Burgturm herab, der hinter der Weinlaube aufragte. Dort auf der Zinne ſtand ein Mann, der deutete mit dem Arm ins Land hinaus: „Der König iſt ohnmächtig! Auf dem Berge des heiligen Sebaſtian brennt das Kreutfeuer. Auf der Burg Hornſtein ſteht die ſchwarze Fahne. Der Krieg geht ſchief, der König verliert Schlachten."

Jetzt entſtand eine Unruhe im Lager des Rates. Aber der Buckelige fuhr fort: „Hoſianna! Die Niederlage des Königs iſt unſer Sieg!"

„Unſere Söhne!" rief der Langbart mit gerungenen Händen.

„Auch der meine ſteht auf dem Felde," ſagte der Redner, „oder liegt im Gras. Hat's ihn heute nicht getroffen, ſo trifft's ihn morgen. Der Böhme haßt den Frieden."

Ein Landesherr und Volksbeſchützer, der den Frieden haßt! Für heute war es mit dem Gelage vorbei. Die alten

Herren zerſtreuten ſich in Verwirrung, nur der krumme Redner ſtand noch da, und im Graſe kauerte der Dichter Opim, verdrießlich ob des vergoſſenen Weines; denn er war noch durſtig.

Der Krumme zwinkerte mit einem Auge auf ihn hin: „Na, jetzt ſinge!“

Der Sänger gab zurück: „Na, jetzt rede!“

Gegen Abend desſelben Tages kamen ſie wieder zuſammen. Es war eine große Erregung; es waren vom Kriegsſchauplatz — ſo ferne er lag — raſch nacheinander durch Eilboten erſchreckende Nachrichten gekommen — erſchreckende, aufrüttelnde, befreiende! Die eine ſagte: Das ganze Heer iſt vernichtet, der König tot! Er rang wie ein Löwe. — Die andere ſagte: Der König gefangen, denn er bat um Pardon. — Die dritte ſagte: Der König verjagt, denn er floh. — Die vierte ſagte: Auch der Feind hat ſchwer gelitten und ſich nach der Vernichtung unſerer Armee zum Rückzuge geſammelt. Kleine Teile unſeres Heeres ſind verſprengt und treiben ſich in den Wäldern von Samund und St. Wolfgang um. Alles andere liegt auf den Sandfeldern der Trems und im Fluſſe.

Wehklagen und Weinen war auf der Burg Reinhauſen, in deſſen Laube die alten Herren beiſammengeſeſſen. Ein Wehklagen war im Thale. So lange noch der Tag ſchien, ſah man das Flackern der Fahnen auf der Burg Pfaneck und auf der Burg Hornſtein: als es nächtig ward, leuchteten auf nahen und fernen Bergſpitzen die Feuer.

Im Saale der Burg Reinhauſen, bei Fackelſchein und leidenſchaftlichem Lärmen verſammelten ſich die Ritter und Herren des Landes.

Da war der Herr auf Goſting, eine derbe, geharniſchte Geſtalt mit martialiſchem Rotbart und ſchwerer Fauſt. Die

Dielen krachten, wenn er auftrat. Aber im Rate blieb er ſtets ſtumm oder ſchlief. Er hatte nichts zu ſagen, er hatte keine Gedanken, er fragte nicht, ob's gut ſei oder ſchlecht, er war fürs Dreinſchlagen. Nun marſchierte er unwirſch zwiſchen den anderen hin und her und raſſelte mit dem Schwert.

Da war der Scharburger, der mit dem hageren Geſicht und dem langen, ſchwarzen Vollbart. Er war der erſte, der ſich vor neun Jahren für den Böhmenkönig erklärt hatte und dann ins Gegenteil umgeſprungen war, weil er ſagte: irren kann jeder, aber ſich berichtigen nur der Starke. Er war der einzige, welcher einer Gemeinſamkeit mit Ländern der deutſchen Krone abhold blieb; er lächelte ſelten, aber er lächelte, wenn das Murren laut ward.

Da war ein kleiner Roſſelſteiner, das Rotgeſicht, der einzige in der Verſammlung mit glattraſiertem Antlitz, ein Feind jeden Streites und Ernſtes, ſtets aufgelegt zur Luſtbarkeit, zu feſtlicher Pracht, dem Glanze hold und den Fürſtenhöfen ergeben.

Da war der Graf Kuno von Lobenfeld, eine vornehme Geſtalt, ſtattlich und geſchmeidig, höflich und entſchieden, ein Mann aus dem alten Geſchlechte, ein feſter Anhänger des ariſtokratiſchen Regiments.

Da war der Ordensritter Johannes von Kreuzeck, ein ſchöner Greis mit lächelndem Geſicht. Die dunklen Haare hatte er nach vorn über eine Glatze glatt geſtrichen, den ſchwarzen Schnurrbart hatte er zu beiden Seiten in zwei Hörnlein aufgeſpitzt. Man ſagte ihm nach, Haar und Bart hätte er gefärbt, damit ſie zu ſeinem ſchwarzſammtnen Ordenskleide ſtünden. Johannes trat für die Biſchöfe ein, war indes überall gut Freund, wo es ihm wohlerging.

Da war der Schark von Scharkand, ein kleines, ſtruppiges Herrlein, beweglich, grämlich, ein loſes Maul, ſkeptiſch, cyniſch, jedermanns Gegner; ſeit er im Rate ſaß, konnte

kein einziger Antrag einstimmig beschlossen werden. Aber artig gegen die Weiber.

Da war der Alte von Archburg, der Krumme, ein Feuergeist, volkstümlich gesinnt, nebenbei ein leidenschaftlicher Freund von Seiltänzerkünsten und athletischen Spielen.

Diese Sieben waren die Träger des Rates. Sie setzten sich nun nicht erst auf ihre Plätze, sie standen oder fuhren durcheinander herum und schnoben wie verwundete Eber oder aufgeschreckte Schafe.

Schark von Scharkand steckte seine Hände unter das Wams, als ob er friere, und schien hastig etwas zu kauen. Er hatte aber nichts in seinem zahnlosen Mund als Wutausfälle auf den König, auf das Heer, auf das Land und seinen hohen Rat. Nur dem Feind legte er bei, der hatte Recht — schade, daß er auch eine Memme ist, die zurückweicht, anstatt Königreiche und Herzogtümer mit all' ihrer Brut in den Sack zu stecken.

„Herr von Scharkand," sagte der von Lobenfeld, der neben ihm stand, „Ihr seit ja ein siebendoppelter Hochver —"

„Hochverräter!" ergänzte Scharkand schneidig, „spuckt es nur heraus, das Wort, daß Ihr nicht daran erstickt."

„Ihr Herren!" rief der rote Rosselsteiner, „wenn ihr jetzt zanken wollt! Ich glaube, eine geruhsame Sitzung ist uns und dem Land gedeihlicher. Wir müssen ruhig nachdenken, daß uns was Rechtes einfällt, denn es soll keiner reden, der nichts weiß."

„Wacker!" rief der Scharkand, „der entzieht sich selber das Wort."

„Ich begehre es," sagte der Ordensritter mit zarter Stimme.

„Johannes von Kreuzeck," rief Kuno von Lobenfeld, denn der war des Landes Obermann.

„Es geschieht," sagte der Ordensritter, „daß ein Schiffsahrer Balken über Bord wirft, um das sinkende Schiff zu

erleichtern, und daß er sich selbst an einen solchen Balken klammert, wenn das Schiff untergegangen und er auf den hohen Wogen ist. Auch ihr habt übermütig einen Balken über Bord geworfen, der allein euch jetzt nach dem Schiffbruche retten kann. Dieser Balken ist das Kreuz."

„Er meint nicht das Kreuz," sagte der Scharburger, „des Kreuzes sind wir alle: er meint den Krummstab."

„Wir meinen das Schwert," knurrte der Herr auf Gosting und stieß das seine klirrend auf den Boden. Die Herren blickten ihn staunend an. Eine so lange und kluge Rede hatte der Herr auf Gosting nicht gehalten, seit er im Rate saß.

„Ich begehre das Wort," rief eine Stimme. Sie schauten unter sich herum, wo er sei, der es begehrte. Tief in der Gruppe stand der Alte von Archburg, der in seiner gebückten Stellung mit den Armen und dem vorgestreckten Haupt jetzt den Weg frei machte. Er schritt zum Sprechtisch, stützte sich mit einem Arm auf denselben, während er den andern auf den Rücken legte, und begann:

„Es steht nicht gut einem ehrenfesten Rat, wenn er ratlos ist. Ich bin es aber nicht. Ich weiß es, was wir thun müssen, ich sehe es klar vor mir. Gott reicht uns die Hand, wir müssen sie rasch ergreifen, bevor er sie wieder zurückzieht. Wir sind des Böhmen los und ledig. Es werden andere Tyrannen nicht säumen, uns an sich zu reißen. Wir müssen ihnen zuvorkommen, müssen uns sammeln, ordnen, einrichten, beleben, es ist noch Kraft im Land, ich sage es euch. Wir müssen rasch eine Wehr aufstellen, morgen schon, heute noch, koste es was es wolle."

„Wacker!" knurrte der auf Gosting und rasselte mit dem Schwerte.

„Wir müssen uns Bundesgenossen schaffen, die Bürger, die Bauern, die Herren, die Priester —"

„Wacker!" sagte der Ordensritter.

„Wir müssen den Adel versammeln —"

„Wacker!“ ſagte der von Lobenfeld.

„Wir müſſen uns ſelbſt ein Oberhaupt geben, einen heimiſchen König —“

„Wacker!“ rief der Scharburger.

„Aber nicht einen König,“ fuhr der Alte von Archburg fort, „nicht einen von Gottesgnaden, der ſich fortpflanzt von Geſchlecht zu Geſchlecht, mit jedem Aſte weiter dem Volke entwächſt —“

„Unſinn!“ ſagte der Schark von Scharkand.

„Sondern einen von des Volkes Gnaden, den wir erheben und ſchützen, ſo lange er unſer Freund und treuer Herr iſt; den wir ſtürzen können, wenn er ſeine Würde mißbraucht. Ein Land iſt kein Familienerbſtück, wie etwa ein Schmuckkaſten. Das Volk iſt kein Fideikommiß. Das unveräußerliche Recht des Einzelnen wie des Volkes — das Selbſtbeſtimmungsrecht — gebt es ihm zurück.“

„Es iſt nicht klug genug, ſich ſelbſt zu beſtimmen,“ warf der Scharburger ein.

„So laßt es klug werden. Wer ewig am Gängelbande hängt, wird niemals das Gehen lernen.“

„Es iſt nicht reif genug,“ rief Graf Kuno von Lobenfeld.

„An ſeiner eigenen Verantwortlichkeit wird es reifen.“

„Es iſt nicht edel genug,“ ſagte der Ordensritter Johannes.

„Wenn es nicht edel genug iſt, das Volk,“ ſo ſprach der Alte weiter, „wozu braucht es einen König aus altem Adel? Es ſoll ſich einen wählen, der aus ihm herauswächſt, der es verſteht, mit dem es ſich in der Einheit weiß.“

„Unſinn,“ ſagte der Schark, „die millionenköpfige Beſtie kennt keine Einheit, die kann von einem Genoſſen nicht geführt werden. Die Herden der vierfüßigen Schafe oder Schweine, können ſie einen vierfüßigen Führer brauchen? Nein, ſie müſſen einen zweifüßigen haben. Der Plebejer muß einen Herrn haben, der ihm fremd iſt; einen, den er nicht durchſchaut, den bewundert er; einen, der ihn blendet,

von dem läßt er sich blindlings treiben: einen der ihn knutet, vor dem kriecht er. Könige werden niemals aus dem Stoffe des Volkes gemacht, niemals, es muß ein besserer sein oder ein schlechterer, aber nicht derselbe."

„Nicht derselbe. Sehr richtig, nicht derselbe," stimmte der Scharburger ein. „Freilich haben es die neuesten Erfahrungen unseres Landes gezeigt, daß ein König auch aus schlechterem Stoffe sein kann als sein Volk, aber auch gezeigt, wohin das führt. Gott meint es gnädig mit uns, daß er gerichtet hat, sonst hätten wir es thun müssen. Wir hätten uns die Knechtung nimmer gefallen lassen!"

„Wir hätten uns mit Gewalt befreit!" schrie der rote Rosselsteiner.

Der Ordensritter hob mit Salbung seine Hand und sagte: „Des Volkes erste Pflicht ist Ordnung und Ruhe!"

„Falsch!" rief der Schark, „des Volkes erste Pflicht ist, seinen Tyrannen zu töten!"

In diesem Augenblicke flog das Thor auf, ein Herold lief heran: „Der König!"

„Was sagt er!"

„Der König kommt! Schaut hinab ins Thal, ihr edlen Herren. Scharen begleiten ihn!"

Wer vor der Burg stand, der hörte von der Heeresstraße herauf den dumpfen Lärm der Heranziehenden. Wagendröhnen, Pferdetraben, Waffenrasseln.

„Heil dem König!" sagte der Lobenfelder leise.

„Heil dem König!" rief Johannes von Kreuzeck lauter.

„Daß meine Worte von vorhin nicht etwa mißdeutet werden," so ergriff nun der alte von Archburg das Wort.

Der Scharburger schrie dazwischen: „Wenn Gott ihn zurückgiebt, so beugen wir uns vor der geheiligten Majestät!"

„Es lebe unser König!" rief der Rosselsteiner mit heller Stimme und streckte beide Arme hoch in die Luft. „Kellermeister! Musikanten! wir wollen ein Freudenfest feiern!"

Der Schark von Scharkand machte ein mitleidiges Lächeln; „Und das nennt man einen Rat! In Bußgewand sollt ihr euch hüllen, mit Asche sollt ihr euch bestreuen, ihr hochlöblichen Windfahnen, und einen Trauertag begehen!“

„Das sollt ihr auch,“ sagte ein zum Thor hereinschreitender Ritter, „der König kommt!“

„Einen Trauertag!“ rief der Schark.

„Aber der König ist tot,“ berichtete der Ritter, „den toten König führen sie durch die Gegend!“

„Einen Freudentag!“ schrie der Schark.

Alles stürmte aus dem Saale und ins Freie.

Es war eine milde Frühsommernacht. Der Himmel voll von Sternen. Unten auf dem grauen Band der Straße bewegte sich ein langer schwarzer Zug. In der Mitte desselben wallten vier Fackeln, man sah sie lodern, wie Fahnen im Winde wehen, man sah ihren roten Qualm, und inmitten der Fackeln schwankte eine schwarze Masse. Man hörte auch zuweilen ein Wehklagen, dann einen Trompetenstoß, dann hub es in der Bergkirche zum heiligen Josef, die gegenüber dem Schlosse stand, zu läuten an. Der Trauerzug dröhnte jetzt wie ein fernes Donnern, die Fackeln spiegelten sich in langen Streifen — sie zogen über die Brücke der grünen Arch.

„Werden sie nicht Rast halten zu Reinhausen?“ fragte ein Mann den Nebenstehenden.

„Nein, sie rasten am Tag. In den Nächten wandern sie, erstens, weil sie Seine Majestät vor der Sonnenhitze bergen müssen, und zweitens, weil sie Überfall befürchten. In der Schlucht ob Bruckegg ist eine Horde auf den Zug eingebrochen und wollte den Leichnam des goldenen Schmuckes berauben. Man hat das Gesindel mit Not zurückgeworfen.“

„Ritter und Väter des Landes!“ rief Johannes von Kreuzeck in die immer mehr anwachsende Menge, „wir wollen

dem toten Herrn die gebührenden Ehren erweisen. Er ist im Kampf gefallen!"

Da lachte einer auf in der Menge. Ein Krieger war's, einer vom Gefolge des Leichenzugs, ein zerfahrener Geselle. „Im Kampf gefallen!" rief er und lachte noch lauter.

Ob er was erzählen könne? ward er gefragt.

„Das kann ich," antwortete der Mann. „Während die Schlacht entbrannte und das Heer auf dem Spiele stand, und Hunderte hinpurzelten auf dem Sandfeld und ins Wasser gedrängt wurden, lagerte der König auf einem wohlgeschützten Hügel, sah dem Morden zu und aß Kirschen. Es waren die ersten reifen, er hatte sich einen Zweig vom Baum gebrochen, und so oft unten ein Geschoß dahinsauste, blies er, es nachahmend, einen Kirschkern in die Luft: paff!"

Der Ordensritter schickte einen Boten hinüber zur Kirche des heiligen Josef: Sie sollten das Läuten sein lassen.

Der Krieger fuhr fort: „Als er die Gefahr wachsen sah, begann er zu schreien und zu fluchen und warf die schmutzigsten Schimpfnamen auf seine Soldaten. Als er die Schlacht verloren sah, ließ er sein Heer im Stich und eilte unter guter Bedeckung ins Gebirge hinein. Wir waren noch nicht weit, so stürzte er vom Roß."

„Was war's?"

„Ein scharfes Eisen war ihm in den Leib gekommen. Von ungefähr, sagte sein Waffenträger."

Auf solche Erzählung war alles still, nur der Kuno von Lobenfeld sagte: „Laßt sie vorüberziehen." Dabei that er mit der Hand eine Geste, als wolle er den Zug hinwegschieben oder das Kreuz über ihn machen.

Nach derlei aufregenden Dingen versuchte nun der Rosselsteiner in die Zerstreuungen des Abends einzulenken, die zu Ehren der Ratsversammlung auf Reinhausen stattzufinden pflegten. Der Alte von Archburg jedoch hielt dafür, das heutige Tagewerk wäre noch nicht vollendet, er

lud die Herren in den Ratssaal, aber sie sträubten sich und fragten sich untereinander, ob denn die Welt an einem Tag erlöst werden müsse?

„Gut," rief der Alte, „wenn ihr nicht hineinwollt, so stimmen wir heraußen unter den Sternen ab. Wollt ihr einen Herrn, oder wollt ihr keinen?"

„Wir wollen einen," sagten sie.

„— Denn wir sind eine Gattung von Leuten, die durch Schaden nicht klug werden," spottete der Schark von Scharkand.

„Wollt ihr einen Fremden? Denn es ist der Sohn des Böhmen da, es ist der welsche Prinz, es ist der Ungarkönig —"

„Nein! Nein!" riefen sie.

„Es sind Grafen und Herzoge gegen Morgen und Abend, Fürsten gegen Mittag und Mitternacht, mächtig, glänzend, allzeit bereit, uns anzunehmen —"

„Nein, nein, nein!" schrieen sie.

„Also wollt ihr einen Landsmann?" fragte der von Archburg.

„Einen Landsmann! Einen Landsmann!" riefen sie.

„— Entfallen die Transportkosten und Grenzzölle," spottete der Schark.

„Wollt ihr ihn losen?"

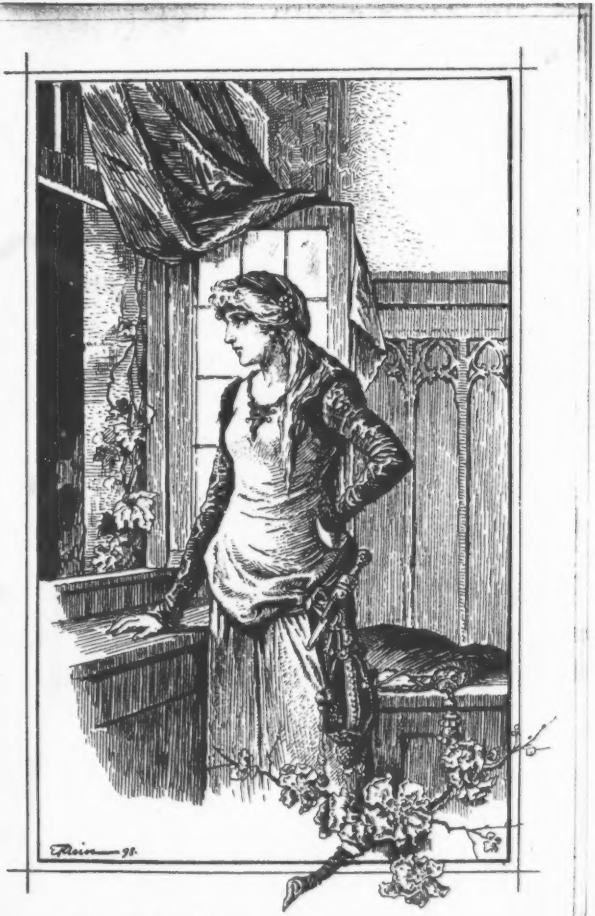
„Losen?" fragte der Scharburger und schüttelte seinen langen Bart, „sollen es die Würfel besser wissen, was uns not thut, als wir selber?"

„Wollt ihr ihn wählen?"

„Ja! Ja!" lärmten sie durcheinander, „einen Wahlkönig!" —

Ein greller Hornstoß unterbrach den Rat. Mehrere zuckten erschreckt zusammen. Das ist ein Tag heute! Es war aber nur das Zeichen zum Nachtmahl.

„Gott sei Dank!" murmelte der rote Rosselsteiner und trocknete sich mit dem Wams den Schweiß von der Stirne.



Während die alten Herren fröhliche Tafelrunde hielten, lehnte an einem offenen Fenster des Turmes eine junge Maid und schaute in die Nacht hinaus.

Soll ich es euch nennen, das Land, in welchem diese und andere Ereignisse anheben zu geschehen?

Ich will es euch zeigen. Es ist ein Garten, viele Meilen weit. Es hat sieben große Thäler, das längste davon bringt einen Fluß vom Hochgebirge. Wo es ihn aufnimmt, kommt er als kalkig trüber Bach von den Felsen und Gletschern herab. Wo es ihn abgiebt in das Nachbarland, ist er so breit, daß man nur auf der Schiffbrücke von einem Ufer zum andern gelangen kann. Der Fluß heißt die grüne Arch, aber er ist nur grün, wo sich die Wälder und Wiesen widerspiegeln, er ist blau, wo sich der blaue Himmel breitet über das sonnige Land der Hügel, Obstgärten und Weinberge. An seinen Ufern steigt mancher Fels schroff empor, es ist eine Burg oben. Manch bewaldete Bergspitze ragt über die Gegend, es ist eine Burg oben. Im Lande der Hügel, das wie ein Garten hinliegt so weit das Auge reicht, ragen auf den Höhen Burgen und Kirchen. In der Ferne, wo das Gelände für das Auge veilchenblau ist und am Himmel eine fast gerade Linie bildet wie das Meer, sieht man noch da und dort ein Zacklein emporstehen. Die Großen und Reichen, die Herren des Landes wohnen auf den Bergen. Die Kleinen und Armen, die Unterthanen wohnen an den Lehnen, in den Thälern; ihre niedrigen Hütten sind in Häuflein zusammengekauert; sie zittern vor jedem Getrabe auf den schlechten Straßen; sie haben Spieße und Knittel, aber oftmals verbergen sie die Waffen, um den Feind nicht noch zu reizen.

Zu den Burgen blicken sie in Angst und Vertrauen auf. Den Burgen gehört ihr Leben, ihre Arbeit; sie sind's

zufrieden. Von den Burgen kommt ihr Schicksal, ob sie das Feld bebauen oder Mauern aufschichten, ob sie Feste oder Spiele aufführen oder in Rotten die Feinde wehren oder in fremde Besitztümer einbrechen: sie sind's zufrieden. Hat einer von den Dorfbewohnern ein Fehl begangen, so muß er um Strafe und körperliche Züchtigung bitten, sei er jung oder alt, und hat er sie empfangen, für dieselbe demütig danken: sie sind's zufrieden. Will einer über seinen Besitz verfügen, so muß es erst dem Burgherrn recht sein; will einer ein Mädchen freien, so muß es dem Burgherrn recht sein. Und ist es ihm nicht recht, so murren sie still und sind's zufrieden. Sind sie gesund und stellen sie ihren Mann und zollen sie der Herrschaft die schuldige Ehrfurcht, so geht's ihnen nicht schlecht, können sich satt essen. Rappelköpfe, die auch noch für etwas Anderes auf der Welt zu sein vermeinen, als zu fronen und sich satt zu essen, die mögen sich vorsehen, daß sie auf dem Baum, von dem sie heute Zwetschgen schütteln, morgen nicht selber hängen! Priester sind da; stehen diese gut mit der Burgherrschaft, so predigen sie dem Dorfe: „der Obrigkeit müßt ihr gehorsam sein!" Sind sie zerfahren mit der Herrschaft oder ist es ihr Bischof mit der Landesregierung, so predigen sie: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen."

So leben die da unten in den schönen Thälern, welche wie blühende, lachende Gärten daliegen vor den trotzigen, wettergrauen Vesten auf den Bergen.

Vom Landesfürsten hört das arme Volk wenig, mit dem haben es die Herrschaften zu thun. Die Ritter und Grafen kriechen vor ihm oder befehden ihn, je nachdem es an der Zeit ist. Ein mehrjähriger Friede wird ihnen langweilig und sogar — gefährlich. Sache des Fürsten ist es, innere Unruhen und Gefahren für den Thron durch Kriege nach außen zu ersticken. Ist das Land entkräftet, der Adel gelähmt, das Volk verblutet, dann ist Ruhe und stöhnend

preiſen ſie den König, der ihnen die „Segnungen des Friedens“ gegeben hat.

Die Burgen ſchauen ſich von einer Höhe zur andern mißtrauiſch an. Hat ſich die eine recht hoch hinaufgebaut, ſo will die andere noch höher ſtehen. Sucht Ritter Kuno einen ſteilen, unzugänglichen Felſen für ſeine Burg, ſo ſucht Ritter Roderich einen noch wilderen. Baut der Eine drei Feſtungswälle, ſo baut der Andere fünf. Errichtet der Eine über die Schlucht eine zwölf Klafter lange Zugbrücke, ſo will der Andere eine Schlucht, in welcher ſie doppelt ſo lang ſein muß. Baut der Eine die Türme aus ſechs Schuh dicken Mauern, ſo baut ſie der Andere noch dicker, warum denn nicht? Er braucht ja keinen Stein dafür zu brechen und heranzuſchleppen, das thun die Unterthanen.

Ritter von Arnhorſt hat ſeine Burg mitten in die Arch hineingebaut, wo der Fluß am reißendſten iſt. Ritter Dankhart von Lichtenburg hat die ſeine zu einer Finſterburg gemacht, hat ſie hoch oben an einer ſenkrechten Felswand in eine große Höhlung hineinbauen laſſen, ſo daß man ihm weder von unten noch von oben, noch von einer Seite beikommen kann. Den Zugang zu ſeiner Höhle hat der Dankhart unterirdiſch angelegt; den gewöhnlichen Verkehr pflegt er mit langen Seilen, die von der Veſte bis zum Thalboden auf und nieder gehen.

Da liebe ich mir die hohe Veſte Hornſtein, dieſe liegt im Thale der Schram auf einem freiſtehenden Felskegel, an welchem der ausgehauene Reitſteig in ſieben Kreiſen emporführt. Die Burg iſt in ihrem Innern ſo düſter und herriſch wie die anderen, aber der Turm hat zwei Enden. Das eine im tiefen Felſen birgt das ewig finſtere, greuliche Burgverlies, in welches der Hornſteiner ſeine Feinde ſteckt, von denen er Urſache hat, das Eingeſtecktwerden in ihre Kerker zu befürchten. Aber das andere Ende des Turmes

ragt hoch in den lichten Himmel auf und wer auf ſeiner Zinne ſteht, der hat einen weiten, wonnigen Rundblick in das liebliche Land.

Die alten Burgherren, die Burgfrauen und Fräulein nicht minder, haben auch Luginsland gehalten, aber zumeiſt aus anderen Gründen, als wir träumeriſchen Kinder der neuen Zeit. Der Ritter hat auf die Nachbarburgen geſpäht, mit Wohlgefallen, wenn ſie ſich Blößen gaben, mit Ärger, wenn ſie ſich kräftigten, mit Mißtrauen, wenn ſie ſich verſchanzten und rüſteten. Die Schloßfrauen haben hinab auf die Wege und Straßen geblickt, ob nicht ein munteres Fähnlein geritten kam oder ein einzelner Rittersmann; letzterem legte ſich die Zugbrücke gerne um, thaten ſich die eiſernen Thore willig auf, und manchmal auch die weichen Arme. Denn das muß man nicht glauben, daß zu jener Zeit Frauentreue auch nur um einen Deut höher ſtand, als heute. Eine Zeit, die Mein und Dein nicht achtet und die Rechte des Volkes und die Pflichten der Mächtigen nicht kennt, eine ſolche Zeit reift den Adel der Frauen nicht aus; ſind ſie frei, ſo nehmen ſie, was ihnen wohlgefällt, ſind ſie geknechtet, ſo geben ſie, was andern wohlgefällt. Aber klüger mußten ſie damals ſein, denn das Burgverlies iſt ein ſchlechtes Frauengemach und die rote Schnur ein ſchlimmer Halsſchmuck.

Wir ſtehen auf der Turmzinne zu Hornſtein und ſchauen hinaus ins Land. Tief unter uns zieht ſich die breite Mulde des Thales hin, es iſt gefleckt in grün und braun und gelb, wie eben die Wieſen, Gärten, Brachen und reifen Felder durcheinander liegen. Dort und da ein Häuflein von niedrigen Giebeldächern aus Stroh. Ein glänzender Bach — es iſt die Schram — ſchlängelt ſich hin und her, ſo gleichgiltig, träge und dumm, als wäre auch er leibeigen und hätte aus eigenem nichts zu treiben auf dieſer Erde. Zur Seite des Sonnenaufgangs ſinkt das Gelände der Hügel

in ein braunes gleichförmiges Flachland und breitet sich in eine unmeßbare Ebene hin, teils von Schatten, teils von Sonnenstreifen durchzogen. Ein weißer Turm glänzt, und ein zweiter, dann verdämmert alles im Duftschimmer der Ferne. Es heben die Steppen an, über welche die Horden der Türken, Mongolen und Ungarn drohend sprengen. Wo in diesen Strichen unser deutsches Gelände zu Rande geht und das fremder Völkerschaften beginnt, das ist eine Streitfrage, an der das Land schon länger als ein Jahrhundert nagt und blutet. Es steht dort manche Veste, die einmal von Kriegern des Abendlandes, ein andersmal von solchen des Morgenlandes verteidigt wird. Von Hornstein aus vermag unser Auge in das Land und in die Zeit nicht tiefer zu dringen.

Wenden wir uns zu den Gegenden der Mitternachtsseite. Im Vordergrund schiebt sich ein üppig bewachsener Bergsattel hin, von der Abendseite sich mählich hebend, an der Morgenseite fast senkrecht in grauen Felsen abstürzend. Dort, am äußersten Rande, steht die kleine aber kühne Burg Runenstein. Sie besteht scheinbar nur aus einem hohen, fünfeckigen Turm und thut, als sei sie just auf dem Sprung in die Tiefe, wo sich die eingeengten Wellen der Schram heftig an die Felswand werfen. In den Nächten, wenn das Lüftchen von Norden streicht, kann man das Brausen des Wassers hören, das den Runenstein bedroht, und dem die Burg schon seit Jahrhunderten mit hochmütiger Miene zuschaut. Hinter diesem ragenden Bilde, so, daß es darüber hereinblaut, ist ein Meer von Wäldern. Auf näheren Bergzügen und in ihren Thalungen grünen die Eichen und Buchen. Der rote runde Turm, der dort auf der sachten Bergkuppe aus dem Laubwerk der Haselbüsche aufsteigt, ist die Burg Pfaneck. Weit hinter derselben, wo die unmeßbaren Kiefern- und Tannenwälder blauen, ragt ein kahler Fels auf, der trägt die Zinnen der alten Scharburg, in welcher unser

ſchlauer Schwarzbart hauſt. Tief unter jener Burg iſt das Engthal der Roſau mit den Schlöſſern derer von Fürſtenwarth und derer von Scharfenburg.

Hinter den dunklen Höhenzügen, die ein Ausläufer der Wälder von St. Wolfgang ſind, im fernſten Geſichtskreis reiht ſich ein blaßgraues zackiges Band hin; etliche der Zacken leuchten in ſchneeweißen Täfelchen. Das iſt das Hochgebirge. Tief in ihm ſteht die Bergveſte des Alten von Archburg. Gegen Sonnenuntergang hin rücken die Alpen in dunkleren Bergmaſſen näher, bäumen ſich noch einmal auf im hohen Stockart, der nur mehr wenig Felsgerippe, hingegen glatte freundliche Almen zeigt. Damit ſind hier die Berge zu Ende. Am Fuße des Stockart ſtehen die Burgen Kreuzeck und Biſenſtein. Die ſüdlichen Hügellande ſind wie ein grünes Meer von hochgegangnen erſtarrten Wellen, aus denen ein paar Felskanten wie weiße Giſchten aufſpringen, auf denen die Schlöſſer und Kirchtürme wie Segelſchiffe leuchten. Man ſieht die Burgen des Roſſelſteiners und Derer von Lobenfeld und Waldau und Derer von Goſting. Jede auf Höhen. Nur der Schark von Scharkand hat ſeinen unwirtlichen Lohenſtein verlaſſen und ſich mitten im grünen Thale des Saalbaches ſein Haus gebaut. Es iſt wohl aus dicken Mauern, mit eiſernen Thoren, mit ſtarken Fenſterſtäben und Schußſcharten, aber es hat keine Feſtungswälle und keine Zugbrücken. Der Schark ſagt, es ſei nicht nötig, er erwehre ſich mit den Fäuſten und mit den Zähnen, und er wolle nicht wie ein Geier horſten, ſondern wie ein Edelmann wohnen auf grüner Ebene, mitten unter ſeinen Dörfern. Der Sänger Opim hat aber ein böſes Liedel auf ihn gemacht. Darin heißt es, der Schark wohne nur aus Widerſpruch im Thale, weil die anderen zu Berge wären, und wenn demnächſt die Ungarn kämen, würde er ſich zu Trotz gegen die anderen, die ſich ihres Lebens wehren, mordbrennen laſſen.

Weiter hin liegt die Stadt Bruckegg; der dreieckige Berg, der hinter ihr aufsteigt, ist schon fern und glänzt wie ein Wölklein. Als vor wenigen Jahren bei einer Fehde Derer von Bisenstein und Derer von Bruckegg die Veste, die auf dem Dreieck stand, nächtlicher Weile in Flammen aufging, war das von Hornstein und Reinhausen aus zu sehen, wie ein kleines flimmerndes Sternlein.

Gegenüber von Hornstein, durch zwei Thäler getrennt, steht die Burg Reinhausen. Man meint, sie stünde schon auf der nächsten Hügelreihe, so scharf sind ihre Zinnen und ihre schmalen Fenster gezeichnet, aber wer auf diese nächste Hügelreihe steigt, der findet sie dort nicht, sondern sieht, daß ihn noch das breite Thal der grünen Arch von ihr trennt. Der Herr auf Reinhausen ist ein alter, gebrechlicher Mann, welchem bei dem letzten Einbruch der Ungarn die Hausfrau geraubt wurde, die brave Gertrudis, die bei der Verfolgung der Räuber von ihm selbst durch einen Pfeil getötet worden ist, weil er sie lieber in der Erde, als in der Schmach wußte. Von jener Zeit an war er gebrochen. Er wohnt mit seiner schönen Tochter im Obergeschoße der Burg, er ist bettlägerig, halbblind, nur mehr ein Spielzeug der Launen und der Stimmungen. Er läßt die Welt gehen, wie sie geht, seine Burgfäle überantwortete er dem Rate des Landes für Zusammenkünfte und Sitzungen, weil die Lage der Burg Reinhausen, beiläufig in der Mitte des Landes, dazu geeignet war. Es mußte von jeher neutraler Boden sein, auf welchem die Herren zusammenkamen, damit Keiner die Stellung für sich ausnützen konnte, denn Einer schaute dem Andern scharf auf die Finger. Aber Einer konnte auch ohne den Andern nicht leben; es waren gesellige Naturen; war's nun eine Ratsversammlung, war's ein Fest, war's eine Fehde und behäbiges Zechen, war's ein gemeinsamer Zug gegen Eindringlinge, etwas mußte sein, daß sie sich sahen, gegenseitig maßen, wer stärker sei im Turnier, wer fester sei im Trinken.

Eben auf der Burg Reinhausen im Gelaß der Tafelrunde steht's aufgeschrieben am Trambaum, daß die Ritter von Reinhausen und Hornstein und Lohenstein und Waldau im so und so vielten Jahr nach des lieben Herrn Christi Geburt von Jakobi an bis zum Tage des heiligen Märtyrers Bartholomäus beisammen gewest wären an dieser Tafelrunde zu Reinhausen und an drei Startinfässer Wein „ausgesoffen" hätten. — Das ist ein sprechendes Denkmal von der Tüchtigkeit des damaligen Rittertums und Landrates.

Dieser Landrat und seine Sitzungen waren durchaus nicht so steif und gemessen eingerichtet, wie es heutzutage der Brauch ist. Da war Keiner, der anzuheben, das Wort zu geben, das Wort zu nehmen, die Sitzung zu schließen hatte. Da sprach Jeder wann er wollte, wie er wollte, was er wollte, auch wie lang er wollte; sie hörten ihm zu, wie und so lange sie wollten, dann redeten sie selbst, wenn ihnen was einfiel. Zum Glück war man dazumal nicht so wortlustig, als heute; sie meinten noch, es müsse alles mit der Faust gesprochen werden und hatten noch keine Ahnung, was das Wort vermag, und daß es tausend Fäuste in Bewegung setzen kann, wo sonst nur eine in sprachloser Wut zugeschlagen hat.

Bei wichtigen Ereignissen mußten sie sich denn doch verständigen, so gut es ging; und insonderheit jetzt, da es einen Landesherrn galt zu wählen, blieben sie gerne beisammen auf Reinhausen, und der lustige Rosselsteiner warb Genossen zu einem großen Wahltrinken.

Der alte Graf von Reinhausen lag auf einer Bärenhaut. Uns, dem auf Eiderdunen geborenen Geschlechte, wäre eine Bärenhaut zu borstig. Er lag den ganzen Tag darauf und streichelte den Kopfteil, der noch die tiefen Augenhöhlen hatte und die Schnauze, aus welcher elfenbeinweiße Zähne grinsten. Er hatte das Tier selbst erlegt und so träumte er von den kühnen Jagdzügen und von mancherlei, das

längst vergangen war und ihn zurückgelassen hatte auf der Bärenhaut.

Auch das große Haupt des Alten hatte ein schier bärenartiges Aussehen, aber es waren lauter weiße Borsten und die Fang- und Stoßzähne waren ihm längst ausgefallen.

In derselben alten getäfelten Stube, in welcher er lag, hing ein zierlicher Käfig aus Weiden geflochten. Er hatte die Form einer Einsiedlerklause mit dem Türmlein. Auf dem Türmlein hing statt der Glocke ein kleiner Strauß von Erdbeeren. In diesem Käfig war ein buttergelber Vogel, der stetig von einem Sprünglein zum andern hüpfte und unaufhörlich zwitscherte. Eine Weile hörte ihm jetzt der Alte zu, endlich hub er sachte an zu fluchen. Auf das kam aus dem Nebengemache ein blühendes munteres Mädchen herbei.

„Ada," röchelte er, „da soll doch der Erdboden seinen Schlund aufthun und deinen Pips verschlingen. Er schreit wie ein geschundener Janitschare. Das ist ein tolles Rabenvieh! Ada, du mußt ihn in die Faust nehmen und totpressen. Es ist gleich geschehen und ich bin ein alter Mann und will Ruhe haben. Geh, mach' dich dran, mein Kind, hurtig, hurtig! Ich will des Gespenstes ledig sein."

„Ich soll den Vogel umbringen?" fragte das Mädchen und streichelte den Käfig, „dieses liebe, fromme Vöglein soll ich töten? Es thut dir ja das Beste, was es kann. Es glaubt, du habest lange Weile, mein Vater, und singt dir was vor. Es denkt: weil mein lieber Hausvater nicht in den Sommertag hinauskann, so muß ich ihm den Sommertag hereinbringen — und singt dir was vor. Es ist ein guter Kerl."

„Aber ein schlechter Musikant. Es ist ein Gekrächze!" stöhnte der Ritter.

„Vielleicht," bemerkte nun die Jungfrau, „ruft er ein Gespons. Er ist ja mutterseelenallein. Wenn er ein Weib-

chen hätte, ich wette, er wollte feiner ſingen oder mäuschenſtill ſein und ſich beſcheiden."

Der von Reinhauſen wandte ſich gegen ſeine Tochter. „Kleine, Schöne," ſagte er, „jüngſte Sproſſin des alten Geſchlechtes Derer von Reinhauſen, du biſt klug geworden. Bringe ihm eine Gattin, dem Pips, daß er fürder den Schnabel hält."

Und am nächſten Tage war das Vogelgekreiſch in der Stube des Alten ein doppeltes, denn Männchen und Weibchen vermögen mehr, als das Männchen allein. Das hatte der alte Ritter erreicht; ein Vogel war ihm zu viel, jetzt hatte er deren zwei.

Der Jungfrau Ada war wohl ums Herz bei der Sache. Sie wollte damit, daß ſie hier ein Paar zuſammenbrachte, den Himmel herumkriegen, wie ſie ihren Vater herumgekriegt hatte. Sie wollte dem Himmel ſchmeicheln, daß er es ſo fein eingerichtet hatte, das mit der Liebe. Sie wollte ihm artig zu verſtehen geben, daß es auch andern ſchwant, ſo wie es dem Pips geſchwant: was ſich lieb habe, müſſe zuſammenkommen. Als ſie die beiden Tierlein munter miteinander ſchnäbeln ſah, da lachte und weinte ihr das Herz. Es weinte, weil ſie tiefen Kummer trug. Oft ſtand ſie am Söller und ſchaute hinab auf die Straße, auf der ſie vor Tagen den toten König vorübergeführt hatten. Ein weißgrünes Fähnlein erwartete ſie, und es wollte nicht, und es wollte nicht kommen. Es müßte dieſe Straße ziehen vom fernen Kriegsſchauplatz gegen die alte Burg auf dem Runenſtein. Es hatte bei dem Auszuge verſprochen, daß es hinaufwinken werde gegen Reinhauſen. Und beim Winken allein wäre es nicht verblieben.

Eines Tages ſtellte der Graf ſeine Tochter zornig darob zur Rede, weshalb ſie den ganzen Tag auf dem Söller ſtehe? Das ſei thöricht, es könne ein Räuber mit dem Pfeil heraufſchießen, der Söller könne niederbrechen. —

Ahnungsloser Mann! er hat ihr den Pfeil schon ins Herz geschossen, der junge Straßenräuber Amor, und wenn der Söller niederbricht, so ist daran schuld die Schwere ihres Herzens. Adelinda weinte denn auch, als sie der Vater angeschnarrt hatte. Er streckte nun seine zuckenden Finger nach ihr aus: „Kleine! Liebste! Weinen! Nein, Kind, weinen nicht! Komm' herbei, ich will dich streicheln; will dich kosen. Komm! Hast Freude d'ran, so sollst du auf dem Söller stehen! Laß dir aber deinen Armstuhl hinausrücken. Laß dir die Decke spannen gegen die scharfe Sonne. Ja, es ist schön, hinauszuschauen, es ist sehr schön. Schleppen sie sich noch immer vorüber da unten, die verwundeten Krieger?"

„Sie haben aufgehört," antwortete das Mädchen. „Es sind nicht viele zurückgekommen. Ich möchte wohl zu den drei Meierhöfen hinabgehen und fragen, ob die Rodelföhne heimgekehrt sind."

„Du willst aus der Burg gehen?" fuhr der Alte auf. „Was sind das für Begehren! Ich strafe dich! Schicke Knappen!"

„Vater, die Knappen können es nicht fragen, was ich wissen will."

„Was willst du wissen?"

„Die Rodelföhne sollen mir sagen, ob Otto von Runenstein nicht schon zurückgekommen ist."

„Der Runensteiner? Dieser verwegene Junge, der uns an der Runenklamm einen neuen Wegzoll auflegen will? Was kümmert dich der?"

Das Mädchen schwieg. Die flachsblonden Locken strichen über ihr rundes, frisches Gesicht und weit hinab über ihr himmelblaues Gewand. Sie schlug das Haar nicht zurück; die zwei Augen brannten hell und sie sagte: „Ich habe dem Otto von Runenstein versprochen, daß ich sein Weib werden will."

Auf dieſes Bekenntnis kroch ſich der alte Mann in eine ſitzende Stellung und knurrte: „Das iſt ein verdammtes Volk, dieſes junge Volk. Männlein und Weiblein zu-

ſammen, und Unſereiner weiß nichts. — Kröte!“ kreiſchte er auf, „du wirſt des Runenſteiners nicht, du bleibſt heim!“

Das Mädchen ſagte nichts.

„Heim bleibſt!“ ſchrie der Graf und ſtieß mit geballten Fäuſten auf die Bärenhaut.

Das Mädchen begann zu ſchluchzen. Es wußte wohl, das Weinen war die beſte Waffe gegen den Vater. Aber heute ſchlug ſie nicht an. Der Alte kauerte ſich auf ſeinem Lager zuſammen und that, als ob er bis zum jüngſten Tag über dieſe unerhörte Sache kein Wort mehr ſprechen wolle.

Adelinda lehnte ihr Haupt an die Täfelung der Wand und ihr Stöhnen und Wimmern ward immer lauter. Da ſagte der Graf: „Kleine! Geliebte! Süße Sproſſin des Geſchlechtes Derer von Reinhauſen, komme an mein Herz!“

Sie ſank vor ihm aufs Knie. Er koſete ſie: „Lieb haſt ihn! Lieb! Du kannſt nichts dagegen. Wohl, wohl, Adelinda, zarte Taube! weiche Taube! Du willſt einen ſchönen Mann haben. Haſt ihm verſprochen. Verſprechen muß man halten. Mußt ihn recht herzen, Maidlein, mußt ihn recht herzen. Aufs Jahr ein kleines Kind. Gott, was das ein Glück iſt! Ich danke dir, mein Kind, ich ſegne dich zu tauſendmal, du wunderliebe Braut! du wunderliebe Braut!“

„Er iſt noch nicht heimgekehrt,“ ſagte das Mädchen und trocknete ſich die Augen.

„Warte, Kind,“ ächzte der Greis und fuhr ihr mit ſeiner kühlen Hand ſacht über die Augen, „du mußt luſtig ſein. Lache mir doch ein wenig. Wie wollt' ich lachen, wenn ich das junge, ſchöne Adelindlein wäre und hätt' einen Bräutigam!“

„Aber er iſt noch nicht heimgekehrt.“

„Vom Krieg noch nicht?“

„Es heißt, daß ihrer ſo viele tot ſind —“

„Da mußt du nachfragen gehen, mein Kind. In die

Taferne, ob nicht etwas verlautet vom Runenſteiner. Vielleicht zu den drei Meierhöfen, vielleicht daß die Rodelſöhne ſchon da ſind und ſie etwas wiſſen vom Runenſteiner. Wohl auch in die Runenſteineriſche Herrſchaft gehen und fragen, was es ſei mit dem Runenſteiner."

Somit war der Greis wieder dort, wo ihn das Mädchen haben wollte.

Adelinda nahm ſich einen alten Knappen und ging in die Gegend hinaus. Unten in der Taferne wußte man ihr nichts zu ſagen, als daß der Zug der Rückkehrenden ganz aufgehört habe. Es ſei überhaupt nicht viel gekommen, alles in Zerfahrenheit, alles verſprengt. Bei den drei Meierhöfen erfuhr ſie, daß von den Rodelſöhnen einer zurückgebracht worden ſei; der zweite ſei verſchollen. Die Leute der Herrſchaft Runenſtein thaten mit Kümmernis dar, daß ſie von ihrem Fähnlein nichts wüßten. Etliche der Landsknechte wären heimgekehrt, nach deren Ausſage Ritter Otto nicht in der Schlacht gefallen und auch nicht gefangen worden ſei, ſondern daß er ſich mit einem Häuflein ins Gebirge zurückgezogen habe. Warum er das gethan, das wiſſe man nicht, was er dort wolle, das wiſſe man nicht, wann er auf ſeine Burg an der Schram zurückkehren werde, das wiſſe man auch nicht. Ritter Otto ſei immer ein ernſter Mann geweſen, aber auf dieſem Feldzug ſei er ein herber, finſterer Herr geworden, und ſeit dem Tode des Königs ſei es nicht mehr gut geweſen, ihm ins Antlitz zu blicken.

Derlei erfuhr das Schloßfräulein. Sie teilte Geſchenke aus in den Hütten, und die Nachrichten, die ſie erhielt, waren doch keinen Schinderling wert.

Auf dem Rückweg erkundigte ſie ſich bei ihrem Begleiter nach dem Weſen des Gebirges, nach dem Wege dahin, nach der Entfernung. Der alte Knappe belehrte, das Gebirge ſei keine bloße Wand, wie es von weitem ausſehe. Es hätte unzählige Berge, hohe und niedrige, Berge mit ſtunden-

weiten Wäldern, Berge mit ungeheuren Felstürmungen, Steinwüsten, mit Schnee- und Eisfeldern, die weit größer wären, als das ganze Thal der grünen Arch vom Stockart aus bis hinab zu den Ebenen. Und zwischen den schauerlichen Bergmassen lägen große Thäler, und kleine, tiefe Schluchten mit wilden Rinnen. Dort rännen nicht allein die Wässer, sondern auch die Erdmassen, die Sandfelder, die Schnee- und Steinwuchten steil herab von Bergen, die zwanzigmal höher wären, wie der Hornstein. So hoch, daß kein grünes Blatt oben wachsen könne. Es sei eben eine tote, eine schreckbare Welt, kein Mensch steige hinauf; nur der Adler und der Vogel Greif lebten in ihren Felsenhorsten und schössen bisweilen nieder in die tieferen Felswände, um die Tiere anzupacken, die, fast ähnlich wie Ziegen, im Gestein herumstiegen. Oftmals ereigne sich ein Kämpfen zwischen den Böcken und den Raubvögeln, aber es nütze nichts und man sehe, wie der Greif Gemsen durch die Lüfte trage, und seine Flügel wären so lang, wie zwei große Männer aufeinander. Zwischen den Bergen seien auch weite, schwarze, unerhört tiefe Wässer mit Seeungeheuern, und Höhlen mit dem Lindwurm. In tiefen Engthälern, die vor Lawinen und Wetterstürmen geschützt wären, hätten Menschen die Wildnis gerodet und sich angesiedelt. Aber es fiele selten ein Sonnenstrahl dahin, es seien überall finstere Schatten und mitten im Sommer sei Morgenreif, und Taunaß oft noch zu Mittag. Es wären auch Ritterburgen dort, aber noch viel mehr Räuber drin, als anderswo, und auch Straßenräuber. Die Leute wären dort noch wilde Tiere und wollten keinen Herrn. Wer aber wen suchen wolle im Gebirg, der könne wochenlang wandern und klettern, bis er tot zusammenfalle. Er wolle nicht weiter reden, schloß der Knappe, wer das grauenhafte Land der Berge nicht kenne, dem sei es nicht zu beschreiben. Er — der Knappe — sei in jungen Jahren dort einmal mit einem

Fähnlein gezogen, als das Raubneſt am Starrenberg befehdet und zerſtört worden, er habe kaum zu atmen vermocht, ſondern immer geglaubt, die Berge müßten auf ihn herabfallen. Man ſei in einer ungeheuren Grube, könne aber nicht hinaus. Noch jetzt, wenn er Fieber habe, träume er, er ſei im Gebirge und wache dann ſchwer geängſtigt auf. Und wenn er des Tages zufällig in der Ferne den blauen Streifen jenes ſchaurigen Landes erblicke, ſo verſpüre er eine Gänſehaut am Rücken.

Die Maid hatte auf dieſe Darſtellungen nichts erwidert, aber als ſie nach Hauſe kam, ſagte ſie zu ihrem Vater, ſie wolle eine Reiſe ins Gebirge machen, um Ritter Otto zu ſuchen.

Darüber ſprang der alte Graf Reinhauſen wie ein Jüngling auf von der Bärenhaut und haſtete ihr zu: „Biſt du toll geworden, liebliches Unding?“ Und lief einmal rings an der Wand herum, daß die fahle Gewandung ſchlotterte an ſeinen Gliedern, daß die weißen Haarfetzen flatterten um ſein Haupt, blieb dann ſtehen vor ſeiner erſchrockenen Tochter und ſchnob: „Schöne Jungfrau! Steinſterntollgewordene Jungfrau! Daß ich für dich einen Narrenturm ſoll bauen noch in meinen alten Tagen! Ins Gebirge willſt? Du! jetzt! Was du doch heute ſpaßhaft biſt, meine Henne. So ſpaßhaft wie der Pechölmumel im Dorf. So thöricht, wie der Gänſehirt in der Teichau. So verrückt, wie die Droſſelkath in den Meierhöfen. So dumm, wie alle drei zuſammen. Wer hat dir denn Dreck in den Kopf geſpritzt? Kalte Bäder mußt du gebrauchen, Jungfräulein, daß du wieder züchtig wirſt und den Männern nicht nachläufſt. Fein's Lieb, du teufelbeſeſſenes!“

Adelinda taumelte in ihr Gemach. So derb war er noch nie geweſen. Aber als es Nacht ward, da kam er hereingekrochen zu ihr, ſchlang ſeine Arme um ihren auf das Lager hingeſtreckten Leib und brüllte vor Herzweh.

„Daß du's nur denken kannſt, Kind," wimmerte er, „daß du mich willſt allein laſſen! Daß du willſt getötet werden auf weiten Straßen. Deinen Vater und deinen Bräutigam zurücklaſſen auf der wilden Erden und verzagen laſſen. Lieber Engel, du! Ich will ja alle meine Mannen und Hörige ausſchicken, daß ſie ihn ſuchen."

„Sie finden ihn nicht," entgegnete das Mädchen, „er iſt gefangen, ich will ihn befreien. Er iſt krank, ich will ihn warten. Ich kann nimmer bleiben, die Angſt wird von Stunde zu Stunde größer. Ich muß ihn ſuchen. Ich muß! Ich muß!"

„Adelinda!" ſagte der Greis und ſeine Stimme war anders wie ſonſt, war rührend weich, „Adelinda, jetzt thu die Hände zuſammen und bete ein Vaterunſer und denke an deine Mutter."

Es war ſtill eine Minute lang. Durch die zellenförmigen Fenſterſcheiblein flimmerte ein Sternlein herab vom hohen Himmel. Adelinda atmete auf.

„Haſt du gebetet?" fragte der Greis.

„Ich habe gebetet."

„Haſt du an deine Mutter gedacht?"

„Ich habe an ſie gedacht."

„Wie iſt dir jetzt, mein liebes Kindlein?"

„Weh iſt mir, Vater, ſo viel weh!" Sie weinte an ſeinem Buſen.

„Ich habe auch gebetet," ächzte der Greis, „ich habe auch an die Mutter gedacht. Mir iſt auch weh."

„Mir geht vor, er iſt in einer großen Not und ich ſoll ihm beiſtehen. Ich *muß* ihn ſuchen."

„Wenn du mußt," ſagte der Vater, „dann iſt keine Wahl, dann iſt kein Bangen, dann iſt kein Vorwurf, dann iſt es gut. Geh ins Gebirge, Grab meiner Freuden, geh ins Gebirge, du heilige Blume, du unſchuldiges Kind. Ich gehe mit dir. Auf einer Sänfte laſſen wir uns tragen,

von hundert Reisigen lassen wir uns begleiten. Du hast gute Augen, du wirst ihn sehen. Ich habe gute Ohren, ich werde ihn hören. Ist er gefangen, so zerstören wir die Zwingburg, ist er begraben in tiefen Bergen, so brechen wir die Felsen. Ist er tot, so wecken wir ihn zum Leben. Die Liebe der Braut, die Liebe des Vaters, sie kann alles — nur eines nicht . . . ."

Sie sagte nichts.

„Nur eines nicht!" wiederholte der Greis. „Wenn er treulos ist!"

Das Mädchen richtete sich auf, ordnete ihr Haar, zog die Pfaid über den Busen und sagte hart, als wäre jedes ihrer Worte ein Stein: „Wenn er treulos ist, so muß ich ihn töten."

Sie hat nicht mehr geweint in derselbigen Nacht, aber sie hat auch nicht mehr gesprochen und sie hat nicht geschlafen.

Am nächsten Morgen regte sich in der Burg früher das Leben, als sonst.

Draußen vor den Thoren wurde gehämmert; fortwährend rasselten die Flügel. Im Hofe klang heller Hörnerschall, aber die Leute, die sich versammelten, schrieen nicht untereinander wie sonst, es war nur ein grollendes Gemurmel.

„Was mag das heute wieder sein?" fragte der alte Graf seinen Leibknappen.

„Heute ist ja der Tag," antwortete dieser.

„Der Tag ist jeden Tag."

„Wie der heutige, so einer war noch nie. Es sind ihrer schon viele beisammen und reiten immer noch neue an. Es wird der Rittersaal zu enge werden. Am Abend wird er Thronsaal heißen."

„Was haben sie denn wieder für einen Tort vor?"

„Ja wohl einen Tort, gnädiger Herr. Vor der Zugbrücke wird ein hoher Bogen gebaut, an den Säulen lauter Wappenschilder von den Adelsgeschlechtern im Land. Und

die Krone darüber. Durch den Bogen wird Einer hinausgehen, der nicht hereingegangen iſt."

„Ein Narr biſt, wer ſoll denn ſo hinausgehen?"

„Der König!"

„Soll's doch?"

„Die Königswahl!"

„Der tauſend moſthoſen ja! Die Königswahl!"

„Wenn ich den gnädigen Herrn ans Fenſter führen ſoll? Da ſind die Herren zu ſehen."

„Ich kenne ſie," wehrte der Greis ab.

„Nicht allemal ſind ſie ſo! Das kracht und funkelt Euch an den Herren vor lauter Stahl und Gold und Silber! Der ſchwarze Scharburger hat einen purpurroten Seidenmantel um. Ich ſetze meinen Kopf aus, der will König ſein. Der kleine Pfanecker zerrt ſeinen goldenen Krummſäbel nach, daß es raſſelt auf dem Pflaſter. Das iſt der Säbel, den er oder ſein Vater oder ſo einer vom Kreuzzug heimgebracht hat. Der Pfanecker will's auch ſein. Mein's wohl, der könnte paſſen, weil der Kleinſte der Beſte wäre. Braucht nicht ſoviel Purpur. Au, au, der Schark! der iſt auch dabei, fährt um, daß er jedem ſeinen Ellbogenſtoß beibringt. Der will morgen ſagen können: Ich habe dem König ſchon geſtern eins in die Rippen verſetzt. Der Lobenfelder Herr, ei verdammt! der hat heute ſeine goldene Kette um. Vom alten Herzog ſtammt ſie. Fürnehm ſteht ſie zum ſchwarzen Samt, ſchaut aus wie ein Prälat. Iſt auch ſonſt ein feiner Herr. Der wird's. Der Buckelige iſt auch unten. Der wäre nichts. Wo ſollt' man dem die Krone aufſetzen?"

„Haben ſie eine Krone?" fragte der alte Graf, der ein wenig ſchläfrig und doch nicht ohne Aufmerkſamkeit dem übermütig plaudernden Burſchen zuhörte. Blieb des weiteren aber liegen auf den Borſten und rührte ſich nicht.

„Ich habe gehört, die alte Herzogskrone hätten ſie

nehmen wollen," berichtete der Leibknappe, „aber sie ist in Verstoß geraten und man glaubt, der Böhmenkönig" — Er stockte.

„Nun?"

„Darf man jetzt schon seine Meinung sagen über den Böhmenkönig?"

„Wo die Krone ist, will ich wissen!" knurrte der Graf.

„Gestohlen soll sie sein."

„Sei mir still mit diesen Geschichten und laß mich jetzt zufrieden!" Damit wendete sich der Greis ab.

Es war aber doch kein Frieden an diesem Tage und es ist nichts unbehaglicher, als im Oberstock schlafen, wenn im Unterstock Königswahl ist.

Eine Weile war es zu hören, als ob unten Sturmwind und Hagelschauer wüte, so brauste die Menge, rauschte und rasselte in ihrer Rüstung. Dann ward es, wie das Tosen eines Wasserfalles, und dann wurde es allmählich lauter. Einzelne grelle Stimmen schrillten auf, sie mehrten sich und fuhren ineinander; wildes Geschrei erscholl, wie bei einem plötzlich eingetretenen Unglück. Gepolter mischte sich darunter und Waffengeklirre. In demselben Augenblicke stürzte der Leibknappe herein und berichtete, die Königswähler wären in Streit geraten.

„Also will's keiner sein!" sprach der Graf.

„Jeder will es sein!"

Unten strömten sie aus dem Saal, im Hofe wirbelte eine kleine Empörung. Kuno von Lobenfeld sprang auf ein Gesimse und rief Worte der Beruhigung in die Menge. Sie hörten ihn nicht. Auf dem steinernen Brunnenblock stand der Schark von Scharkand und schrie in der Absicht, eine große Schlägerei zu entfachen, mit pfeifender Stimme Spott und Hohn hinab. Sie hörten ihn nicht. In einem Fenster des Saales, das mit Rebengewinden umkränzt war, hockte wie ein Türke der Sänger Opim und spielte die

Harfe. Er hatte ſie für die königliche Feſttafel geſtimmt; da dieſe auszubleiben ſchien, ſpielte er ihnen ſchmunzelnd zu ſolchem Tanze auf.

Als ſich die Herren, die Ritter und Knappen durcheinander unter Fluchen, Drohen, Schilder- und Waffenſchwingen, allmählich zum Burgthore hinausgeſchoben hatten und der zornige Herr von Goſting draußen den Pfeiler des Reiſigbogens ſo heftig rüttelte, daß die aus Holz und buntem Zeug gemachte Krone herabfiel und auf den Steinen zerbarſt — ja, da ſagte der Sänger Opim: „So ſieht man's, warum das Land in fremder Knechtſchaft liegt!“ Und klimperte eins auf den Saiten. —

Im Thale der grünen Arch, dort, wo ſich heute hoch drei Wege auseinanderzweigen, ſtand vor Zeiten ein ſteinernes Kreuz. Es war eine hohe viereckige Säule und hatte vier Niſchen. In jeder dieſer Niſchen ſtand ein geſchnitztes Muttergottesbild, und jedes ſchaute in eine andere Weltgegend hinaus. Man hieß dieſe Säule das „Kreuz der vier lieben Frauen“.

Da war eine Mondnacht, in welcher unten an der ſteinernen Stufe eine fünfte ſaß. Das war aber eine lebendige, wohl ſtattlich und ſchlank gebaute, aber gar junge Frau. Sie war in der Gewandung einer Bäuerin, die auf Wallfahrtswegen iſt; ſie war gerüſtet mit Sack und Pack und mit einem Dolche, an den ſich die funkelnden Mondſtrahlen klammerten, als wollten ſie ſagen: dir, Jungfrau, ſteht das Meſſer nicht, wir wollen zum Schmuck eine Silberſpange daraus machen.

Jetzt ſchaute ſie zurück den Weg, den ſie gekommen. Dort drüben ſtand die Burg; ihre Mauern ſchimmerten im Mondlicht wie Moder, aber die Fenſter waren ſchwarz. Der Vater ſchläft und morgen, wenn er aufwacht, wird ein Tag des Jammers ſein. Daß er mit ihr ginge, das war ja unmöglich, mit ſolcher Laſt kann man nicht wandern.

Der Greis hatte ihr bisher alles gethan, aber ziehen hätte er sie nicht lassen allein, und nicht mit Reisigen — so mußte sie heimlich davon. Sie hatte nicht weiter überlegt. Sie hatte den Vater geliebt und nichts als den Vater die Jahre ihres jungen Lebens her; und nun kam's heraus, diese Kindesliebe war wie das Leuchten eines Glühwürmchens, so zart, so kühl gegenüber dem Feuerbrande, der jetzt in ihrem Weibesherzen loderte. Sie erschrak aber nicht vor diesem Brande, das war nichts Fremdes, das war ihr tiefinneres Wesen, nur plötzlich aufgewacht, was sie in sich lange schlafend gesehen. Sie wußte nichts mehr, als den Geliebten, nichts mehr, als daß sie ihn suchen und finden müsse. Es giebt nichts Selbstsüchtigeres, als ein liebendes Weib, das sterben kann für einen andern . . . .

Sie wollte nun ihre Wanderung beginnen der Arch entlang. Daß sie nicht erkannt werde, des war sie überzeugt.

„Gnädiges Fräulein!" redete sie plötzlich eine Stimme an. Sie wendete sich erschreckt, hinter der Säule stand ein blasses Ungeheuer, doppelt so hoch als ein Mensch, es regte sich. Es war aber nichts als eine aufgeschichtete Rückentrage von neuen Sieben, großen und kleinen, durch- und übereinander. Unterhalb drinnen war das Männlein, das gesprochen hatte; das war der Siebmacher, der mit seiner Ware hausieren ging.

„Ihr verkennt mich, Mann," entgegnete nun das Mädchen schnell gefaßt.

„Ich verkenne Euch nicht," sagte der Mann und lud seine Trage auf die Erde ab, weil sie für die steinerne Stufe, die sich rings um die Säule zog, zu breit war. „Ihr seid das gnädige Fräulein aus dem Schloß. Ihr wollt so, wie Ihr jetzt seid, ins Gebirge gehen und den Ritter Otto suchen."

„Wie wisset Ihr das?" fuhr die Jungfrau auf.

„Ihr habt es selbst gesagt."

„Niemals. Vielleicht nur gedacht, geträumt."

„Mag auch sein, aber Ihr denkt laut, gnädiges Fräulein, ich sage es nur, damit Ihr das wißt, denn es ist gefährlich. Ihr träumt laut. An den Weiden der Arch seid Ihr gesessen vor etlichen Tagen, es war niemand bei Euch, nur ich habe im Busch Weiden geschnitten und habe es gehört. Ihr habt mir Angst gemacht."

„So wollt Ihr mich jetzt hindern?"

„Ihr mögt thun, was Euch beliebt. Ich sage Euch nur, Ihr wisset nicht, was Ihr thut, Ihr kommt nicht mehr zurück."

„Wer spricht vom Zurückkommen? Hinkommen will ich."

„So, wie Ihr jetzt seid, kommt Ihr auch nicht hin, wohin Ihr wollt. Ein siebenjähriges Kind wollte ich lieber auf den weiten Weg schicken um diese Zeit, als Euch. Ihr habt vor kurzem, wie Ihr gen Runenstein gegangen seid, meinem Weib Gold gegeben; seither leiden sie und die Kinder nimmer Not, ich will Euch's gedenken. Ich will Euch jetzt auch was Gutes thun, und wenn Ihr Euch weigert, es anzunehmen, so bringe ich Euch ins Schloß zurück."

Sie riß aus ihrem Bauerngürtel den Dolch.

„Seit wann tragen die Bäuerinnen solche Messer?" fragte der Siebmann, „sie dürfen es gar nicht, und das was Euch beschützen soll, wird Euch verraten. Nein, Jungfrau, im Weibergewand ist für Euch kein Wandern. Ihr müßt mein Kleid anlegen, das vom alten Joachim, dem Siebmacher. Ihr müßt Siebe mit Euch tragen, sie sind nicht so schwer, als sie groß sind, Ihr könnt sie über und über auf Euch hängen, sie sind als Schleier zu brauchen für das Gesicht, ohne daß es auffällt. Ihr müßt auch diese Werkzeuge zum Weidenschneiden, Flechten und Reifenbinden mit Euch nehmen."

„Und Euer Handwerk betreiben?“

„Gnädiges Fräulein,“ entgegnete der Siebmann, „diese scharfen Messer sind auch noch zu anderem zu gebrauchen als zum Weidenschneiden. Fürs erste sollet Ihr Euch damit das Haar vom Kopfe trennen, denn aus solchem Flachs spinnt der Teufel wilde Hochzeitpfaiden, und die taugen nicht.“

Adelinda mußte es freilich einsehen, daß der Mann recht hatte. Da half kein inneres Sträuben, wenn sie ihre Reise durchsetzen wollte, so mußte sie in Männerkleidern wandern.

Noch ehe der Tag zu grauen begann, leistete der alte Joachim das heilige Versprechen, sie weder im Schlosse noch anderswo zu verraten.

„Und wie wollt Ihr jetzt gehen, Knabe?“ fragte er Adelinden.

„Dem Wasser entlang, immer dem Wasser entgegen bis ins Gebirge.“

„O Jesus Maria!“ rief der Siebmann. „Sie weiß gar nichts. Sie weiß nicht, daß dieser Weg aufhört, sie weiß nicht, daß die Arch aus Schluchten kommt, die kein menschlicher Fuß durchwandern kann. Sie weiß nicht, daß sie durch Wildnisse muß, in denen nur die Wölfe- und Bärenjäger menschliche Pfade treten, sie weiß nicht, daß sie an Raubschlössern und Höhlen vorüber muß. — „Jungfrau!“ sagte er und kniete vor ihr nieder, „gnädiges Fräulein, bleibt daheim!“

„Ich habe seit meiner Kindheit zu Gott gebetet,“ antwortete das Mädchen. „Jetzt brauche ich ihn. Euch verabschiede ich. Habt meinen Dank und lebt wohl.“

Mit den weißen runden Sieben behangen, den Sack und den Stock am Leib, so ging sie rasch davon. Der Siebmann schaute ihr nach und sagte bei sich: „Unter dem Schutze dieses Weibes hätte ich den Mut zu wandern.“ Dann eilte auch er dahin, denn bei seiner nun zweifelhaften

Gewandung war es ihm darum zu thun, noch vor Tags seine Hütte zu erreichen.

Allein stand wieder das Kreuz der vier lieben Frauen und der schwarze Schatten der Säule lag still hingestreckt auf der mondbeschienenen Wiese.

Nun kommt in der Landesgeschichte jenes seltsame Blatt, welches Clio in einer Anwandlung von übermütiger Laune geschrieben hat. Sie hat sich nicht rühren lassen von dem Verzweiflungsschrei des alten Herrn von Reinhausen, den er ausgestoßen, als er die Flucht seines Kindes inne ward. Es war auch nur ein einziges Aufbäumen, ein einziger Schrei, dann sank er zurück auf sein Lager und blieb ruhig liegen im Halbschlummer. War er wach, so spielte er mit der Tatze der Bärenhaut, mit der er ihre Borsten kraute oder seine Beine, grinste dabei und schien weiter nichts mehr zu wollen, zu wissen.

So ging das Geschick des Landes über dieses lahm gewordene Menschenwesen zur Tagesordnung über und diese Tagesordnung war: das Suchen nach einem König.

Nachdem die Königswahl auf Reinhausen so schlimm gescheitert war, hatte sich aus den Wirren, welche rasch das ganze Land anzustecken drohten, ein Häuflein Männer zusammengethan, und diese waren dahin übereingekommen, es müsse so schnell als möglich ein Herr aufgestellt werden, und zwar einer aus heimischem Land, der die Kraft und Weisheit hätte, zu regieren. Und das nächstliegende Mittel war unter gegebenen Verhältnissen das Suchen.

Zwar sagte der Schark: „Man sucht ein verlorenes Schaf, aber man sucht keinen Löwen. Der kommt von selber."

„Ja, wenn es ihm nach Beute gelüstet," ergänzte der Binsensteiner.

Univ. Bibl. München

„Ich will reden," sagte der Alte von Archburg, der nicht zurückwich beim Zerwürfnis, sondern der Sache unermüdlich nachhing.

„So rede!" riefen sie.

„Beim Festtag," hub der Buckelige an, „und beim Reden, und beim Trinken, und im Turnier, da kann man den Mann nicht sehen. Es kann die Armseligkeit sich mit Seiden decken, und die Falschheit mit klingenden Worten; es kann einer ein Kämpe sein mit der Faust, und ein Schurke von innen. Das Glänzenwollen und die überlaute Lustbarkeit und das Geschrei und die Raufluft ist allemal verdächtig. In seinem Haus zeigt sich der Mann wie er ist, in seiner Tagesthat, in dem, was er aufbaut, in dem, wie er das Weib hält und die Diener, in dem, wie er ißt und schläft und sich ergötzt, in dem, ob ihn die Unterthanen lieben oder fürchten. Mein Rat ist, es sollen sieben Männer aufgestellt werden, die von Burg zu Burg ziehen, die Herren kennen zu lernen, zu sehen, wie sie sind, wie sie leben und wirken in ihrem Kreis, und herrschen —"

„Und der Tüchtigste soll des Landes König sein!" unterbrachen sie ihn.

Der Antrag ist in schweren Nöten emporgestiegen und aus den Ständen des Landes sind gewählt worden die Herren von Archburg, von Lobenfeld, der Ordensritter von Kreuzeck, der Planecker, der Rosselsteiner, der Gostinger und Ritter Schark von Scharkand.

Der letztere ging aus der Partei des durchgefallenen Scharburgers hervor, in der Absicht, mit diesem alles verneinenden Mann die Genossenschaft zu zersetzen. Als jedoch der Schark gewählt war, sagte er zu seiner Partei: „Verlaßt euch drauf, wir bringen einen Fürsten, der euch knuten wird. Ich gebe ihm meine Stimme."

Diese sieben Männer hatten sich nun gerüstet mit Pracht und Glanz. Jeder ein stolzes, reichgeschmücktes Reitpferd,

jeder ein kleines Gefolge mit, ſo hatten ſie ſich eines Tages verſammelt und ſo waren ſie ausgezogen, einen König zu ſuchen.

Der Graf von Lobenfeld ritt auf einem goldverbrämten Schimmel. Der Planecker auf einem ſchwarzbraunen Araber, der auf der letzten Fehde mit den verhaßten Ungarn dieſen Fremdlingen abgejagt worden war. Der Roſſelſteiner hatte einen Falben unter den Beinen, ein ſchönes mit Gold und edlen Steinen geſchmücktes Tier. An der linken Lende des edlen Herrn hing, wie bei allen anderen, das Schwert, an der Rechten hatte er einen Trinkkrug baumeln. Der Schark ritt auf einem gelben Eſel, denn auf grauen zu reiten, das iſt keine Kunſt. Der von Archburg ließ ſich in einer Sänfte tragen, weil es bei ſeiner Leibesbeſchaffenheit ſchwer war, im Sattel zu ſitzen. Sein Reitpferd überließ er dem Sänger Opim, den ſie zur Verherrlichung ihrer Sendung mit ſich genommen hatten.

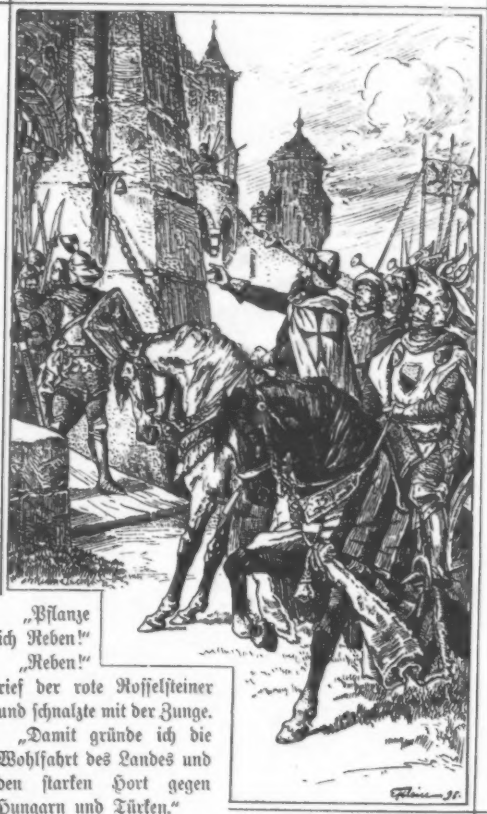
Dieſe Sendung aber hielten ſie ſchlau verdeckt. In den Burgen, wo ſie einkehrten, ſchützten ſie vor, ſie zögen um, daß ſie einen Landesbund gründeten zu Schutz und Trutz gegen die Ungarn und Mongolen.

„Ein ſolcher Landesbund wäre ja gar nicht thöricht,“ meinte der von Lobenfeld einmal.

„Ein Landesbund zu Schutz und Trutz gegen unſere eigenen Ritter und Herren wäre mir noch lieber,“ entgegnete dem der Alte von Archburg, der Demokrat. „Den ſchlimmſten Feind haben wir im Land.“

Im Schloſſe St. Michael war's — es liegt im Nordoſten des Landes — als der Burgherr den Gäſten die Bemerkung that: „Wenn ich was dreinzureden hätte im Landrat, die innere Einigkeit! Nichts, als die innere Einigkeit! Das iſt alles, meine Herren! damit baue ich Städte, pflege ich die Künſte, errichte Kirchen zur Ehre Gottes.“

„Zur Ehre Gottes!“ wiederholte der Ordensritter.



„Pflanze ich Reben!“ „Reben!“ rief der rote Roſſelſteiner und ſchnalzte mit der Zunge. „Damit gründe ich die Wohlfahrt des Landes und den ſtarken Hort gegen Hungarn und Türken.“

Als sich die Wahlgenossen über den Grafen von St. Michael berieten, schlugen ihn der Ritter von Kreuzeck und der Rosselsteiner zum König vor. Die übrigen waren der Meinung, man müsse weiter gehen.

Sie kamen zu den Burgen Schürnstein und Hohenberg. Dieselben lagen sich gerade an der Schram gegenüber auf zwei Felsen. Die Herren waren zwei feindliche Brüder. Bei einem derselben konnten sie zukehren, bei dem andern aber waren die Gäste des feindlichen Bruders unmöglich. Für welchen soll man sich entscheiden?

„Für den Hohenburger," rief der feudale Graf Lobenfeld, „denn der sitzt auf seiner Stammburg. Ein altes Geschlecht."

„Für den Schürnsteiner," sagte der Demokrat von Archburg, „denn das Dorf, das zu seinen Füßen liegt, ist wohl gepflegt. Der Weibvater des Schürnsteiners war ein trefflicher Landwirt. Das geht allen Anscheines auch auf den Eidam über."

„Wen suchen wir?" fragte der Schark, „einen Bauer?"

„Einen König!"

Schier hitzig wurden sie, endlich entschieden sie sich für die Einkehr beim Hohenburger. Als sie den Berg hinaufritten, sausten Pfeile herüber von der andern Burg. Als sie zu den ersten offenen Thoren kamen, fielen ihnen dieselben vor der Nase zu.

Der Herold unserer Wanderer stieß ins Horn. Auf dem Turme erschien ein finsterer, schwer gerüsteter Geselle.

„Was wird begehrt?"

„Einlaß."

„Verschafft ihn euch!"

„Wir sind Freunde."

„Wir sind es nicht."

Die Königssucher wichen zurück und waren noch froh, mit heiler Haut diesen Raubnestern zu entkommen.

„Da drinnen!“ ſagte der Roſſelſteiner aufatmend und wies auf die trotzige Burg, „da drinnen iſt er nicht, der König.“

Der Schark von Scharkand entgegnete: „Gerade da drinnen iſt er.“

Wohl beſſer erging es unſeren Abgeordneten im Schloſſe Buchau. Das lag im grünen Walde ſchier verſteckt. Die Leute, die ihnen auf dem Wege hin begegneten, waren munter und trugen Arbeitswerkzeug mit ſich, anſtatt Waffen. Der Schloßherr kam den Rittern ohne Rüſtung und Schmuck entgegen, faſt im Hauskleide; er lud ſie ſchlicht wie ein Landmann ein, ſich bei ihm auszuruhen und mit dem Beſcheidenen fürlieb zu nehmen, das er bieten könne. Er ſtellte ihnen ſeine Hausfrau vor und ſeine Kinder; ſie ſpeiſten alle zuſammen bei einer Tafel. Zum Anfang beteten ſie laut ein Tiſchgebet, zum Ende war ein freundlicher Greis da, der erzählte Märchen und belehrte die Kinder in Schreiben, Leſen und anderen Künſten, und der Schloßherr und ſeine Frau blieben ſitzen und hörten dem Unterrichte zu; die Schloßfrau ſpann am Rocken und nach dem Unterrichte ſang ſie ein altes Lied. Durch die Glasmalereien der Fenſter, an welchen luſtiges Gevögel zwitſcherte, floſſen Roſen des Lichtes herein und legten ſich milde und lieblich auf die einfachen Gegenſtände. Die Gäſte wußten kaum, wie ihnen geſchah, nur war dem Roſſelſteiner der Wein zu lind, denn es war Apfelwein mit Honigbräu, und der ſtarre Herr von Goſting nahm ſein breites Schwert und ging hinaus und ſtieß es draußen auf das Pflaſter des Hofes, daß er wieder etwas klirren hörte.

„Wieſo es komme, daß Buchau derart unbefeſtigt und unbewaffnet daliege?“ fragte der von Lobenfeld.

„Das kommt daher, weil wir uns nicht fürchten,“ antwortete der Schloßherr. „Sind wir keine Feſtung und haben keine Rüſtung, ſo ſind wir nicht gefährlich. Sonſt

ist bei uns nicht viel zu holen. Zweimal haben sie mir meine Vorratskammern wohl schon ausgeleert, aber es hätte mich das Doppelte gekostet, wenn ich immer Festung und Soldknechte erhalten müßte. Ich schicke meine Leute aufs Kornfeld und auf die Jagd, damit thut sich's besser."

Endlich zogen sich die Herrschaften zurück und der von Archburg sagte: „Diesen Grafen von Buchau seht euch an, ob's nicht der Rechte ist. Er spricht nicht viel, aber sein Haus zeigt es, was er ist. Der würde dem Lande ein Muster sein des inneren Friedens, des Fleißes, der schlichten Kraft, des häuslichen Lebens, das nach meiner Meinung der Kern des Glückes und der Bedeutung eines Volkes ist."

Sie lobten den Sprecher und lobten den Buchauer und — zogen weiter.

Sie zogen weiter und kamen zur Burg Arzstein. Diese stand hoch auf einer Bergkuppe und war mit einem dreifachen Festungswall umgeben. Zwei Zugbrücken rollten nieder, an allen Thoren und auf Turmzinnen standen bewaffnete Reisige. Der Burgherr, ein Recke an Gestalt, trat ihnen entgegen in eiserner Gewandung, über das Gesicht halb niedergelassen das silberbeschiente Visier; die Feder seines Helmes berührte des Thores Wölbung. Im Hof trabten gesattelte Rosse. Der Speisesaal war ausgeschmückt mit Speeren, Schwertern, Haken, Morgensternen, Armbrüsten, zerfetzten Fahnen, Ritterhelmen, manches dieser Geräte mit großen Roststlecken. Ein Ahn des Ritters von Arzstein hatte die Ungarn zurückgeschlagen mit Hilfe seiner Söldner; seither waltete das kriegerische Element auf dieser Burg. Die Unterthanen waren gepreßt bis aufs Blut; es gab Elend und Hunger in den Hütten, trotz des fruchtbaren Bodens ringsum, aber Arzstein stand täglich mit zweihundertunddreißig Mann gerüstet zu einem Feldzug. Man sah in der Burg kein grünes Blatt und kein weibliches

Weſen, überall Mordzeug und rohe Geſichter, überall ſchriller Lärm, Fluchen oder derbes Gelächter, aber auch ſtarke Weine.

Zwei Herren von den Königsſuchern waren überzeugt, hier wären ſie am Ziele: der Goſtinger und der Roſſelſteiner. Auch der Ordensritter von Kreuzeck meinte, ſich für einen kriegeriſchen Herrn entſcheiden zu müſſen, wohl erwägend, daß das Schwert des Krummſtabes weniger entbehren kann, als etwa der Pflug und der Hammer. Dieſe Dreie wollten in ſo unruhigen Zeiten und im ſteten Drohen fremder Dynaſtien einen Feldherrn.

„Suchen wir einen Arm?“ fragte der von Archburg. „Nein, wir ſuchen ein Haupt.“

Der Planecker trat hervor: „Häupter können abgeſchlagen werden. Die Loſung der Zeit heißt: Krieg! Der Krieg macht Königreiche.“

„Und vernichtet Völker,“ warf der von Archburg ein.

„Der Krieg macht Männer und Helden —“

„Und Beſtien.“

„Der Krieg weckt die Vaterlandsliebe.“

„Und den Menſchenhaß.“

„Der Krieg reinigt die Luft, wie das Hochgewitter im Sommer.“

„Wenn der Blitz die Häuſer verbrannt, der Hagel die Früchte zerſchlagen hat.“

„Der Krieg iſt Herr der Welt,“ rief der Planecker.

„Der Friede wird ihn beſiegen,“ ſagte der Buckelige.

„Der Friede will den Krieg beſiegen?“ fragte nun der Schark von Scharkand drein.

„Das wird er,“ antwortete der Bucklige.

„So muß er ihn bekämpfen.“

„Das thut er.“

„Wie kämpft der Friede?“

„Mit der Kraft des Wortes. Mit der Macht des Gemütes.“

„Dann ist er selbst der Krieg."

„Er kämpft mit Liebe und Sanftmut."

„Der Krieg kämpft mit dem Schwert. Das sind ungleiche Feinde. Der Brutale wird den Sanften schlagen."

„Aber der Brutale wird endlich durch das stille Weinen, durch die Sanftmut des Gegners entwaffnet, gerührt, er wird durch die Einsicht seines Unrechtes bekehrt werden."

„Dann ist er der Frieden und sein Gegner der Krieg."

„Zugebe ich's. Aber dann wird nicht mehr mit Gewalt der Waffen Krieg geführt, sondern mit dem Geiste. Und das ist der göttliche Krieg, der nicht tötet, sondern belebt, stärkt, erhebt, zum Siege führt, für beide Teile der Kämpfenden."

Der Raufbold Gostinger stellte sich, als wollte er die um den Frieden Streitenden mit dem Schwerte auseinandertreiben.

„Nehmt euch den Gostinger zum König!" schlug der boshafte Herr von Archburg vor. Etliche schauderten vor diesem Antrag zurück, denn der allzeit schlaglustige Ritter war unerhört dumm. Er hatte einmal behauptet, Gott hätte die Menschen nur erschaffen, um Krieg zu führen. Der Soldat allein sei etwas, alles andere sei Ungezücht. — So laut rief es der Kerl, daß es heute noch nachhallt in hohlen Köpfen.

Mancher Abend kam, ohne daß unsere Königssucher eine Burg fanden. Da lagerten sie im Freien wie Zigeuner. Der rote Rosselsteiner zog aber Burschenherbergen vor, worin er seinen Steinkrug füllen konnte. Wohl mußte er aus dem Schmuck seines Sattels manchen edlen Stein herausstechen; im ganzen aber gefiel ihm die muntere Wanderschaft.

„Wenn sie mich machen ließen!" sagte er einmal heimlich zum Schark, „ich wollte den Richtigen leichlich finden. Ich messe nicht nach Reden, nicht nach Glanz und nicht nach Adel und nicht nach Reichtum, ich messe nach dem Trank. Ein rechter Kerl trinkt keine schlechten Weine."

„Falsch!" rief der Schark, „ein rechter Kerl saust alles!"

„Ihr habt recht," antwortete das runde Rotgesicht und schüttelte dem Kumpan die Hand.

Auffallend auf dieser Fahrt war der Ernst des Sängers Opim. Sie hatten ihn mitgenommen, daß er sie ergötze, aber er that sauer. Ging er zu Fuß, so wurden ihm die Ferſen wund, saß er auf dem Roß, so drückte ihn der Sattel: sollte er singen, so stimmte und klimperte er versuchsweise so lange an der Leier herum, bis ihnen die Lust verging, ihm zuzuhören. Er magerte sichtlich ab und einmal, da ihn der Graf Lobenfeld befragte, ob ihm was fehle, gab er zur Antwort: „Ich möchte heim!"

„Das ist's!"

„Da klingt nichts mehr," sagte der Sänger. „Da sind keine Steinfelsen mehr, alles braune Erde. Da steht kein Fichtenwald mehr, lauter Eichen, und ist eine gekochte Luft, und ist kein wahrer blauer Himmel mehr. Ich will wieder Berge haben, laßt mich heim."

„Ihr seid nicht klug," versetzte ihm wohlwollend der Ritter. „Wartet, es wird ein festlicher Heimzug werden. Kehrt Ihr mit uns zurück, so streuen sie Euch Blumen, bauen Euch Ehrenpforten, winken Euch von den Türmen die Fahnen, klingen Euch die Fanfaren und Glocken, grüßen Euch weißgekleidete Jungfrauen, jubelt Euch das ganze Land entgegen, denn Ihr seid im Gefolge des Königs. Geht Ihr jetzt allein zurück, so erschlagen Euch die Weglagerer."

Nun kamen sie zu einer Burg von braunen Mönchen.

„Männchen!" sagte der Schark, „aber nicht Männer."

Der Ordensritter lobte den Abt als einen großen Gastherrn und bewog die Königssucher, in diesem Kloster, genannt Marienthal, zuzusprechen. Da war allerdings ein fröhlich Leben, da herrschte munteres Gaukeln im großen, üppig blühenden Garten, heiteres Lachen im Refektorium: unter den dunklen Kutten pulsierte warmes Blut. Auch die Studien in den Zellen aus alten Schriften waren von

einem frischen, warmherzigen Geist durchweht. Selbst der Gottesdienst war ein Genuß im herrlichen, bilderreichen Münster. Der goldene Hochaltar stand in einem wahren Blumengarten und der Weihrauch lag darüber wie Sonnenäther. Liebliche Knabenstimmen sangen das Sanktus und klingender Orgelton kündete Himmelshoffnung und Erdenfreude zugleich.

Zu Ehren der hohen Gäste war ein feierliches Amt, nach demselben hielt der Abt eine Predigt. Er sprach vom Gottesreiche der heiligen Kirche, von der Hoheit des geistlichen Königtums. Er sprach: „Was ist ein Kriegsheer, wenn es der Herr der Heerscharen nicht führt? Was ist der Frieden, wenn ihn der Allweise nicht segnet? Wer sich in dieser schweren Zeit, wo stetig die schrecklichen Heiden drohen vom Sonnenaufgang her, nicht in den Schoß der heiligen Kirche flüchtet, der ist verloren, sei es der Unterthan, sei es der Herr. Lasset euch sagen, ihr Großen und ihr Fürsten der Welt, die Völker sind in Aufruhr, mit den Waffen zähmt ihr sie nicht, mit dem Glauben zähmt ihr sie. Die heilige Kirche ist die Mutter der Könige; nicht auf die Liebe der Unterthanen baut euern Thron, denn sie ist wankend und unstet, ist ein Spiel der Leidenschaften und Begierden, will heute beherrscht sein und morgen selber herrschen. Auf die Macht der Religion im Volke baut euer goldenes Haus und es wird stehen für euch und eure fernen Nachkommen. Warum waren die alten Völker Gottes unüberwindlich, oder sind aus Trangsalen und Prüfungen immer wieder siegreich hervorgegangen? Weil ihre Könige Priester waren. Und im Abendlande sind nur jene Reiche mächtig geworden, so die Kirche zu ihrem Bundesgenossen gemacht, sie, der Hort und Träger der Gesittung, die das irdische Reich mit dem himmlischen zu vereinigen weiß."

Nach dem Gottesdienst folgte eine glänzende Festtafel mit allem Köstlichen, was die Erde, die Luft, das Feuer,

das Wasser bietet. Unsere Abgeordneten wurden voll der Begeisterung. „Hochwürdiger Herr!“ rief der Graf von Lobenfeld dem Abte zu, „bei Euch ist gut sein. Ihr versteht die Welt zu verachten und zu genießen, Ihr seid ein Gewaltiger und Weiser zugleich. Euch suchen wir!“

In demselben Augenblick fiel mit schrillem Geklirr die heilige Elisabeth zu Boden. Aus feinem Thon kunstvoll ausgeführt, war sie auf der Tafel gestanden, um einen Korb von lebendigen Rosen zu halten. Als der Herr von Archburg nach einem Apfel langte, stieß er sie um — unversehens, er entschuldigte sich kurz — aber freilich mit heimlicher Absicht, um die unbedachte Rede des Grafen von Lobenfeld zu unterbrechen.

Es war mit diesem Untergange der schönen Gestalt eine andere Stimmung in die Tischgesellschaft gekommen, und bald hernach wurde die Tafel aufgehoben.

Als sich später die Königssucher im Klostergarten ergingen, sagte der Ordensritter quer hinüber gegen den Archburger, der mit seinem Stöcklein tief gebückt rasch dahinschritt auf dem weißen Kies: „Wir wissen es wohl, aus welcher Ursache heute die heilige Elisabeth das Leben hat lassen müssen.“

„Sie hat für mich gestimmt,“ antwortete der Alte und hastete schmunzelnd dahin.

„Und trotzdem,“ rief der von Kreuzeck, „müssen wir den Abt von Marienthal krönen. Oder sagt es, wenn es euch irgendwo auf unserem Wege so gut gefallen hat, als hier!“

„Ja, wenn er das Volk täglich zu seiner Tafel einladen will, wie uns heute, dann sei er König.“

„Verdammtes Gebimmel!“ knurrte der Gostinger, denn es läuteten auf dem hohen Turm des Münsters die Vesperglocken.

Auch vom Kloster zogen sie wieder fort, aber mit Widerstreben. Nur der Alte von Archburg atmete auf, ja sein gebückter Leib bog sich fast in die Höhe, als sie wieder

im freien Walde der Eichen wandelten. Das war der gefährlichste Fleck gewesen, den sie bisher passiert. Ja, einen Landesbund! sie alle, an denen sie vorübergekommen, hatten sich unbedingt angeschlossen und hatten gethan, als ahnten sie den Zweck der Abgeordneten nicht. Und doch hatten offenbar alle davon gewußt. Der Lobenfelder ließ auch zu viel in die Karten blicken, der Ordensritter ließ in die Karten blicken, der Rosselsteiner sagte es im Trunke und der Gostinger brüllte es heraus, so oft er in Zorn geriet, und das geschah zu jeder Stunde: „Verdammtes Umzigeunern und nicht dreinschlagen dürfen. Königsuchen! Ja pfeifen!"

Es ward nun in einer ernsten Beratung aufgestellt, fürder müßten sie klüger sein.

„Ihr werdet euch die Köpfe an die Wand rennen," sagte der Sänger Opim.

„An welche Wand?"

„Wenn wir ans Ende der Welt kommen, wo sie mit Brettern verschlagen ist."

Der Planecker betrachtete den Burschen, der so munter und kugelrund mit ihnen ausgezogen war, und dem jetzt die Kleider schlotterten am Leibe.

„Armer Tropf!" sagte er.

Da wendete der Sänger sein Gesicht ab und weinte.

Nun war es eines Abends, daß das wandernde Häuflein des Rates müde war vor der glühenden Sommerhitze, und verzagt. Ein Reiter war ihnen tagsüber begegnet, der hatte ihnen genau den Weg gedeutet und beschrieben bis zur nächsten Burg, der sie nachgefragt, hatte sie eine Strecke begleitet, als ob er ausgezogen, sie zu weisen. Aber der Weg war weit gewesen und die Betrübnis war so groß, daß Graf Lobenfeld sagte: „Wenn wir einen von uns nehmen wollten, so wäre die Mühsal nicht vonnöten."

„Versuchen wir's," entgegnete der Planecker, „ich wähle den edlen Grafen Lobenfeld."

Und der von Kreuzeck: „Ich den wackeren Krieger, Ritter von Gosting.“

Der von Gosting auf jenen deutend: „Und ich den Pfaffenknecht!“

Der Schark von Scharkand: „Und ich mich selbst.“

Der Alte von Archburg sagte ihnen: „Ihr mit eurem Vorwitz wählt euch nichts, als das Unheil.“

„Ich sehe ein schönes Wirtshaus!“ rief der rote Rosselsteiner und deutete auf eine sanfte Höhe, von welcher nun, da sie um ein Gebüsch bogen, im Abendsonnenschein eine stolze Burg mit hundert Fenstern herableuchtete.

„Das muß Kronfels sein,“ sagte der von Planeck.

„Ich sehe aber keinen Felsen,“ bemerkte Graf Lobenfeld.

„Wenn wir nur die Krone sehen,“ versetzte der Rosselsteiner, und in der That, das vieltürmige und zackige Schloß sah aus wie eine Krone, in welcher die Fenster im Abendgold wie Rubinen glänzten.

Ein Reiter kam ihnen entgegen, der zog sein Schwert und neigte es vor den Wanderern.

„Wenn ihr die Männer seid,“ sagte er in einer eigentümlich singenden Betonung, „wenn ihr die Männer seid, die das Land aussendet, um einen Bund zu gründen wider die Feinde, so entbietet euch mein Herr Gruß und Willkommen.“

Ein anmutiger Empfang. Sie ritten über die gelben Kornfelder und hinan den buschigen Hügel. Im Schloßhof waren Knappen zu Diensten bereit. An den schneeweißen Treppen des Thores stand ein schöner, hoheitsvoller Ritter mit großem schwarzem Auge und vollem, dunklem Bart. Eine energische, scharfgebogene Nase gab dem Gesicht erst das richtige Ansehen. Seine Gewandung war strenge so, wie sie die alten Herren des Landes trugen und als solche ritterliche Landestracht historisch geworden war. Diesen Takt hatte den Abgeordneten bis hierher noch keiner entgegengebracht.

Der Burgherr stieg die Treppe herab, gab jedem der Herren die Hand und sagte: „Seid mir gegrüßt, edle Heren, liebe Freunde und werte Gäste! Tretet mit Gott in mein Haus und seid bei mir daheim!“

Dann wurde jedem der Abgeordneten ein Gemach eingeräumt. Dem Lobenfelder eines mit orientalischen Teppichen, seidenen Wänden und samtnem Ruhebett. Feinste Vornehmheit paarte sich mit Behaglichkeit, wie es aristokratische Naturen lieben. Dem Ordensritter Johannes von Kreuzeck eines, das ähnlich war, aber mit einem edelgeschnitzten Betpulte und darüber das Bild der Mutter Gottes. Dem Rosselsteiner eines mit kunstreicher deutscher Täfelung, an welcher feingemodelte Krüge hingen und frische Trinksprüche geschrieben standen mit roten und goldenen Lettern. Auch auf dem runden Eichentisch stand ein bauchiger Krug, kühl und ein wenig schwitzend, und als ihn der Rosselsteiner versuchte, schwer, wonnig schwer zu heben. Dem Haudegen von Gosting eines, das wie eine Rüstkammer aussah, voll von Waffen, auch ungarische Sporen und türkische Säbel darunter mit goldenen Griffen. Dem Planecker eines mit Biberfellen und ausgestopftem Wild geschmückt, Hirschgeweihe und Eberzähne an den Wänden und im Gemach einen eigentümlich prickelnden Geruch. Dieser Geruch war es besonders, der den Ritter entzückte. Daß er ein Jäger sei, war leicht zu wissen, aber daß er die Zimmer mit angebrannten Fuchsschweifen geräuchert liebte, eine Passion, der er nur daheim auf seiner entlegenen Burg insgeheim nachhing — das zu wissen und zu berücksichtigen konnte nur der feinfühligste und aufmerksamste Gastfreund im stande sein. Dem Alten von Archburg ward ein lichtes Gemach mit Büchern, Karten und großen Wandbildern aus der Geschichte der Germanen angewiesen. Der Schark von Scharkand sollte sich aus mehreren freien Gelassen ein beliebiges wählen. Der Hausherr riet ihm zu einem fast

feenhaft eingerichteten Doppelzimmer, dessen Marmorstufen gleich in den dämmernden Baumgarten hinausführten.

„Bin ich ein Greis, daß ich im Erdgeschoß wohnen soll?“ fragte der Schark und wählte eine Kammer fünf Treppen hoch im Turm.

Somit waren alle auf das Beste versorgt. Selbst der Sänger Opim erhielt ein Kämmerlein, das genau so eingerichtet war, als das seine daheim, so daß er in der ersten Freude einen wohlgesetzten Sang hielt auf die königliche Gastfreundschaft des Burgherrn von Kronfels.

Dieser erteilte der reichen Dienerschaft in fremder Sprache immer noch Befehle, ja alles zu thun, was den Gästen an den Augen abzusehen war, und jedem das Seine zu stellen, damit man sich behaglich fühle, wie im eigenen Haus.

Den Gästen selbst schlug er vor, nach der weiten, so sehr anstrengenden Reise ein paar Tage wenigstens sich auszuruhen und gütlich zu thun, bevor sie ihrer wichtigen Mission ferners nachkämen. Denn es gehörten ausgeraſtete Sinne und ein heller Kopf dazu. Er sei dann gespannt, ihre Sache in Bezug auf den Landesbund zu vernehmen und werde das Seine stellen nach bester Kraft; das Vaterland sei sein Alles.

„Der ahnt nichts,“ sagten die Königssucher unter sich, „alles an ihm ist so selbstlos und schlicht. Er ist so groß, wie ein Römer.“

„Auch spricht er, wie ich bemerkt habe, lateinisch,“ sagte der Rosselsteiner, „ebenso seine Dienerschaft.“

„Lateinisch ist das nicht,“ entgegnete Johannes von Kreuzeck, „eher so etwas Türkisches.“

„Gott verdamm's!“ sagte der Schark.

„Karl der Große hat auch arabisch gesprochen,“ belehrte Graf Lobenfeld, „vielleicht eben die Ursache, daß wir von den Morgenländern so viel zu leiden haben, weil wir uns mit ihnen nicht verständigen können.“

„Es scheint, daß wir uns mit ihnen nicht verständigen können," bemerkte der Schark, „sie wollen uns immer die Köpfe abschneiden, und das ist uns nicht recht."

„Vom Kopfabschneiden weiß ich etwas zu erzählen," ließ sich jetzt ein fremder Rittersmann vernehmen, der auch auf dem Schlosse zugekehrt war. „Mein Reiten, das geht vom Ungarland her und bin ich allvergnügt, daß mir mein Haupt noch auf dem Rumpfe steht."

„Wie man hört," versetzte der eben herbeikommende Hausherr, „soll sich der Lingarnkönig den Spaß machen, jeden Morgen zum Frühstück einem Unterthan den Kopf abschneiden zu lassen."

„Ich bitte, das ist übertrieben," berichtigte der Fremde, „nicht seinen Unterthanen, sondern den Gefangenen, die er auf den Kriegszügen erbeutet. An Festtagen giebt er's fürnehmer. Am Eßeltag läßt er jährlich neun Köpfe auf die Plankenpfeiler seines Lustgartens stecken."

„Das ist ein herziger Regent!" sagte der Graf Lobenfeld.

„Und soll diesem verruchten Treiben nicht gesteuert werden können?" rief der Alte von Archburg aus. „Ist es nicht eine Schmach für ganz Europa?"

„In der That," sagte der Burgherr, der stets seine Ruhe bewahrte, „es sollten sich alle Potentaten vereinigen, um den Erbfeind unschädlich zu machen. Dieses Land besonders ist von ihm fortwährend bedroht, er ist ja so nahe, und darum begrüße ich den neuen Landesbund zu Schutz und Trutz der Feinde mit doppelter Freude."

Es war eine vernünftige Rede.

Auf dem Schloß waren nun glänzende Feste. Es waren große Mahlzeiten mit märchenhafter Beleuchtung in Sälen und Gärten, mit Tartarenmusik und Zigeunertänzen. Es waren Jagden in den nahen Revieren, Fischzüge in den großen Teichen, es waren scharfe Wettkämpfe, reizende Mädchenspiele, Schaustellungen aller Art und sonstige Unter-

haltungen, bei welchen es so herging, daß jeder das fand, was er liebte.

„Lustig ist's da!“ munkelte der Rosselsteiner einmal.

„Ich glaub's,“ antwortete der Schark, „Ihr seid ja die längste Zeit besoffen.“

Da zeigte sich's auch, was in dem Alten von Archburg für ein Lebemann verborgen war. Er ging völlig in die Gerade, wie ein junger Lärchbaum, der, nachdem ihn im Winter die Schneelast gebogen, im Maienfächeln wieder sachte emporsteigt. Aber, als er recht innerlich merkte, daß ihm so wohl war, da warnte er sich: Sei auf der Hut, alter Knabe! War er dann mit seinen Genossen bisweilen allein, was selten geschah, so sagte er es auch ihnen: „Seid auf der Hut!“ Die einen verwiesen ihm sein unwürdiges Mißtrauen dem großherzigen Gastherrn gegenüber, die anderen sagten, wenn der — der Kronfelser — auch nicht recht sei, dann wüßten sie nicht, warum sie umzögen.

„Der Klügste ist er,“ sagte der Alte von Archburg, „der Klügste von allen, die wir jetzt kennen gelernt. Ich glaube nämlich, daß er ganz gut weiß, was unser Zweck ist, daß er sich nur verstellt, um uns unter dem Scheine der Uneigennützigkeit bestechen zu können.“

In diesem Augenblick erschien der Burgherr und stellte Anfrage, ob sie sich nicht auch ein wenig seine Landwirtschaften, seinen Feldbau, seine Tierzucht ansehen wollten? Sie folgten der Einladung und sahen treffliche Einrichtungen. Der Graf Lobenfeld bewunderte das stramme Regiment bei den Arbeitern; der Planecker das wohlbestellte Jagdrevier; der Rosselsteiner die Weinberge; der Ordensritter pries den Segen Gottes, der überall zu sehen. Der Schark hielt sich abseits, er konnte es nicht ertragen, wenn etwas gelobt wurde. Der Gostinger machte Bekanntschaft mit einem Waffenschmied, den er jedoch nicht verstand. Der Waffenschmied war ein alter Zigeuner. Das that aber nichts, sie

ſchlugen ſich zum Zeitvertreib gegenſeitig die Schwerter an ihre Harniſche und Schilde und der Zigeuner war allemal der Beſiegte. Der Alte von Archburg ſagte nichts und that nichts, ſondern dachte: Ein tüchtiger Wirt iſt er, der Kronfelſer, das läßt ſich nicht leugnen.

Doch zog er ſich von den Feſtlichkeiten etwas mehr zurück und plante die Abreiſe.

Da trat — es war zu einer Abenddämmerung — der Burgherr in ſein Gemach. Der Alte wollte die Ampel anzünden, der Kronfelſer hielt ihn davon zurück und ſagte ruhig und freundlich: „Laßt das, lieber Freund, wir wollen in der Dämmerung plaudern, es iſt traulich. Ich ſuche eine ſolche ungeſtörte Stunde, um mit Euch zu ſprechen.“

Der Alte antwortete: „Ihr überhäuft uns mit Feſtluſt und Genuß, daß man davon faſt einmal ausruhen muß in der ſtillen Kammer. Umſomehr, da man ſich endlich doch wieder zu neuer Wanderung vorzubereiten hat.“

„Es ſchmerzt ein wenig,“ ſagte der Burgherr, „daß Ihr mich wieder verlaſſen wollet, ohne mir jene Offenheit zu weihen, die ich um Euch verdient zu haben glaubte. Ich achte Euere Zurückhaltung, ſie iſt weiſe, aber ich bin nicht minder als Ihr ein Freund des Vaterlandes, und ich habe manchmal darüber nachgeſonnen, wie wir es jetzt aus der Erniedrigung erheben ſollen. So wollen wir ein freimütiges Wort mit einander ſprechen.“

Nachdem er ſich dem Gaſte gegenüber auf die rauhe Wandbank geſetzt hatte, nicht auf die ſchwellende Ottomane, fuhr er, die Hand des Alten ergreifend, fort: „Das vom Landesbund iſt auch nur ein Vorwand. Ihr bereiſet das Land in der Abſicht, die Herren und Edlen kennen zu lernen und aus ihnen dem Lande einen König zu wählen.“

„Wir haben aus dieſer Abſicht auch kein allzu ſtrenges Geheimnis gemacht,“ ſagte der Alte.

„Mir, dem ſich beſcheiden der Landwirtſchaft widmenden

Edelmann," ſo fuhr der Burgherr fort, „kann es nicht beikommen, die Entſchlüſſe des Rates zu beurteilen. Ich will Euch nur meine ſchlichte Meinung ſagen: Das Land hat einen König gehabt und unter demſelben gelitten. Es iſt durch einen Zufall frei geworden und ich weiß nicht, warum es ſich nun ſo ſehr beeilt, wieder unter die Herrſchaft eines Königs zu kommen. Nein, ein König ziemt nicht dem Volke, das ſich ſelbſt regieren kann."

Der Buckelige mußte ſich bei dieſen Worten zurückhalten, um dem Herrn von Kronfels nicht in die Arme zu ſtürzen. Er bezwang ſich aber und ſagte: „Ich verhehle Euch nicht, daß dieſes der ſchönſte Traum meines Lebens iſt."

„Warum ein Traum?"

„Weil er nicht verwirklicht werden kann. Ich habe ihn angeſtrebt, aber einſehen müſſen: Wir ſind noch lange nicht ſo weit, uns ſelbſt zu regieren, das zeigt ſich heute und jeden Tag aufs neue. Wir bedürften dazu fürs erſte eines zwanzig-, dreißigjährigen Friedens."

„Wir bedürfen eines beſtändigen Friedens, werter Freund," entgegnete der Burgherr, „wir bedürfen der Einigkeit und eines gemeinſamen Volksrechtes. Dem Adel muß ſein altererbter Übermut genommen werden — aber nicht mit Gewalt, ſondern durch natürliche Umwandlung und allmähliche Entwickelung — dem Volke, dem Bürger, dem Bauer muß ſein natürliches Recht gegeben werden. Jeder, der mitthatet am Staat, ſoll auch mitraten."

„Herr," ſagte der Alte von Archburg und ſchüttelte mit beiden Händen ſeine Rechte, „Ihr ſeid der Haß der Tyrannen, aber die Liebe des Volkes. Ihr ſeid ein Edelmann! Ihr ſeid in Wahrheit ein Edelmann!"

Ein heller Hornſtoß rief zur Tafel.

Bei derſelben ging es beſonders munter zu und auch der Buckelige that wacker mit im Eſſen, Trinken und frohen Geſprächen. Es war ihm warm im Herzen, ſeit er an

dem Burgherrn einen so edeldenkenden Gleichgesinnten gefunden hatte. So erhob er jetzt plötzlich seinen Becher und sprach: „Den Ehren unseres Wirtes! Es ist der beste, den wir fanden."

Hierauf huben auch die andern an und ließen ihre Begeisterung für den Hausherrn hervor und bald war's laut — in der Runde laut — sie wollten ihn zum König haben.

Der Herr und Edle von Kronfels ergriff das Wort und sagte: „Wohl, diese Stunde ist der Heiterkeit geweiht, aber — liebwerte Freunde — mit so ernsten Dingen soll man nicht scherzen. Nicht jeder, dem die Götter gestatten, edlen Gästen ein freundlich Mahl zu tischen, ist einer Königskrone gewachsen."

„Nein, nein, gewiß nicht!" riefen sie, „aber der Mächtige —"

„und Weise!"

„und Schlichte!"

„der Ihr seid!"

Der Hausherr wehrte ab: „Laßt das. Wer ein Land regieren, ein Volk groß machen will, der muß alles sein und alle stützen und lieben. Er muß die Arbeit des gemeinen Mannes heben und lohnen, die Felder und Weiden erträglich machen, die Waldwirtschaft regeln, das Jagdwesen fördern. —"

„Richtig!" unterbrach der von Planeck.

„— Die Obstzucht, die Rebe veredeln —"

„Er lebe!" unterbrach der rote Rosselsteiner.

„Er muß die Kunst und Wissenschaft beleben in Burgen und Klöstern, er muß das Recht des Adels regeln."

„So ist es," unterbrach der Graf Lobenfeld.

„Er muß sich die Achtung fremder Fürsten wahren, sei es durch Wohlgesinnung, sei es durch das Schwert. Ein König muß die eine Hand stets am Geldsack, die andere stets am Schwerte halten —".

„Ja!“ pfauchte der von Gosting, und stieß mit dem seinen, das er nicht einmal bei der Tafel ablegte, auf den Boden.

„— um den Frieden zu schützen,“ fuhr der Burgherr fort, „dieses höchste Gut nach Gott und dem heiligen Glauben!“

„Wacker!“ rief der Ordensritter Johannes von Kreuzeck.

„Der König muß Ratgeber um sich vertragen können,“ fuhr der Burgherr fort, sich ein wenig gegen den Schark von Scharkand neigend, „auch solche, die seine Pläne strenge prüfen, die nicht unbedingt allem beistimmen, weil's der König sagt, die auch den Mut haben zu tadeln, wenn sie etwas für schlecht halten, zurechtzuweisen, wenn sie etwas besser wissen.“

Der Schark neigte sein großes Haupt, aber es war eine Uebereilung, die ihn ärgerte; er knurrte einiges und goß Wasser in die Gurgel, denn alle anderen tranken Wein.

Am nächsten Morgen war's, da ließen die Räte des Landes beim Burgherrn anfragen, ob er ihnen Gehör schenken wolle zu einer wichtigen Unterredung. Er ließ zurücksagen, sie sollten ohne Umstände über ihn verfügen.

Sie traten feierlich in sein Gemach. Es war geräumig und licht, aber sehr einfach. Es waren einige Waffen da, aber auch Handwerkszeug verschiedener Art und auf dem großen Tisch lagen offene Schriften.

Wie seine lieben Gäste die Nacht verbracht, das war seine erste Frage. Graf Lobenfeld war Redewart; er machte nicht viel Einleitung, sondern rückte kurz und bündig damit heraus, sie, die Abgeordneten des Vaterlandes, hätten sich kraft ihrer Vollmacht entschlossen, ihn — den edlen Herrn dieser ehrenreichen Burg — zum Herrn des Landes zu wählen.

„Oh, Gott!“ stöhnte der Burgherr mit dumpfer Stimme und wendete sich ab. Er blieb lange Zeit stumm und war bemüht, eine Bewegung niederzukämpfen, die ihn zu übermannen drohte.

Die Herren begründeten ihren Entschluß, sie hätten

seinen edlen Charakter gewürdigt, seine Gesinnung kennen gelernt, sie hätten auch den alten, gegen die Ungarn und Mongolen so oft sieghaften und ruhmreichen Adel der Herren von Kronfels erwogen und sie wollten mit ihm, nur mit ihm zurückkehren ins Herz des Landes. Sie wollten ihm eine stattliche Residenz bauen, daß er nebst der schweren Last seiner Stellung auch die Ehren und den Glanz des Landes trage. — Erhaben und reich sei die Krone."

„Ich flehe euch an!" unterbrach sie jetzt der sich plötzlich umwendende Schloßherr und faltete vor den Abgeordneten die Hände, „nicht von Glanz zu sprechen, wo uns doch nichts als Kummer und Sorge um die nötigsten Bedürfnisse des Volkes, um des Landes Wohlfahrt erfüllen kann!"

„Also wir haben Euer Jawort."

„Wie kann ich mich des Dienstes entziehen, zu dem mich das Vaterland ruft," sagte er leise und mit ausgebreiteten Händen. „Aber Eins!" er faßte hastig die Hand der Nächststehenden, „Eins, ihr Herren, nicht zum König. Zum Senatoren, wenn es schon sein muß, zum Senatoren, den ihr erheben und abdanken könnt, wann ihr wollt."

„Es ist wohl überlegt," sagte der Graf Lobenfeld, „das Land ist nicht reif, nicht geeignet zu einer Verfassung, wie sie die Römer hatten. Ein Wahlkönigtum kommt dieser Verfassung ja ohnehin am nächsten."

„Es ist wohl wahr," entgegnete der Burgherr, „aber ein Wahlkönigtum hat weder eine Stütze im Volke, weil es ein Königtum ist, noch eine an den Nachbarfürsten, weil es ein wählbares ist. Es steht zwischen zwei Grundfesten auf Sand und Lehm, es hat keine Kraft und keinen Glanz, es hat keinen Ruhm der Vergangenheit und keine Gewähr für die Zukunft. Es ist ein Königtum, so unverläßlich wie ein Schreiberamt. Selbst der Bauer hat seine Hütte, in welcher der Großvater schon gewohnt hat und der Sohn wohnen wird. Soll das Königtum schwankender sein, als

eine Hirtenfamilie? Ich bin für den Senatoren.“

„Ich ſtimme dafür,“ ſagte der Buckelige.

„Dazu fehlt uns die Vollmacht,“ ſprach Graf Loben-

feld, „wohl aber vermögen wir sie auszudehnen auf ein erbliches Königtum.“

„Laßt mich auf meiner stillen Burg,“ sagte der Hausherr, „es werden Bessere sein, als ich — Würdigere.“

„Nein, nein!“ riefen die Abgeordneten, „Ihr seid unser König. Gott hat uns zu Euch geführt, Gott will es!“

„Gott will es!“ wiederholte der Burgherr leise, „wer darf sich Gott widersetzen! Ich bin sein Werkzeug und habe keine Wahl. Gott hat mir dieses weltabgeschiedene Haus gegeben, er hat mir's genommen — sein Name sei gelobt. — Ist ein Eid? Ich leiste ihn. Ist eine Urkunde? Ich unterschreibe sie.“

Einen Jubelruf erhoben sie: „Es lebe unser König!“ —

Noch an demselben Morgen sind Eilboten gesandt worden durch das Land mit der freudigen Botschaft.

Noch an demselben Tage ist der Eid geleistet worden — gegenseitig, vom König und von den Ständen. Noch an demselben Tage ist die Urkunde unterschrieben worden, aber als sie den Namen ihres Erwählten sahen — da erbleichten sie, da waren sie sprachlos, als hatte sie der Engel des Todes berührt.

Nicht Hans von Kronfels war es, sondern . . .

Nicht Kronfels hieß die Burg, auf welcher sie sich befanden, sondern . . .

Sie hätten sich die Köpfe mögen zerschellen an der Wand. Graf Lobenfeld weinte, der Rosselsteiner weinte, der Planecker fluchte, der Gostinger fluchte, der von Kreuzeck betete, der Schark von Scharkand lachte, der Alte von Archburg blieb stumm wie das Grab. Der Sänger Opim aber klimperte auf seiner Lyra — jetzt war die Klarheit da, die fürchterliche Klarheit — doch es war ihm leichter.

Sie waren zu weit geritten. Sie hatten die Grenze übersehen, sie waren auf das Landschloß gekommen, in welchem er zur Sommerszeit bisweilen hofzuhalten pflegte.

Ist's erlaubt, mit dem Schwerte ein Land zu gewinnen, warum nicht auch durch List?

Sie hatten zum Herrn ihres Landes den Erbfeind gewählt — den König von Ungarn. —

Die Abgeordneten waren rasend. „Dieser unerhörte Betrug! dieser gräßliche Irrtum!" schrie der sonst friedliche Graf Lobenfeld und rannte umher wie ein gereizter Löwe. „Das Schwert! das Schwert!"

„Das Schwert!" riefen die Abgeordneten wild durcheinander, aber keiner hatte das seine zur Hand. — Knappen hatten die Waffen früher hinabgetragen in die Rüstkammer, unter dem Vorwand, sie von Rost zu reinigen. Nur der Gostinger hatte sein Schwert, das er selbst in der Nacht nicht vom Leibe schnallte, er riß es nun aus der Scheide und stürzte wütend hin gegen den falschen Burgherrn. Aber eine bewaffnete Schar trat vor. Davon hieb er zwei kecke Gesellen zu Boden, bevor es gelang, ihm das Haumesser aus der Hand zu winden. Der ganze Hof war plötzlich voll von Söldnern. Jetzt sahen es wohl auch die übrigen des „Rates", was es geschlagen.

Auf einem Söller der Burg erschien ein Mann im roten, mit goldenen Schnüren verzierten Wams. Die Hörner bliesen zur Achtung, und er erhob seine Stimme „im Namen des Königs" und rief: „Der unbedachte Schritt soll vergessen sein, der König wünscht sich mit den Abgeordneten zu verständigen. Sollten sie fortfahren, störrisch zu sein, so müßten sie als Rebellen behandelt werden."

„Jetzt steht die Sonnenuhr auf zwei," sagte der Planecker zu den Genossen, „bis sie auf drei zeigt, können wir bequem alle miteinander geköpft sein."

„Ist nichts verloren," versetzte der Schark in einer Art von Vergnüglichkeit. Der Graf von Lobenfeld jedoch bemerkte: „Jeder soll seinen Kopf werten, wie er glaubt. Ich will den meinigen nicht abhacken lassen, bevor ich diesem

Böſewichte ſeine Falſchheit blutig heimbezahlt habe. Seien wir klug. Seine Majeſtät wünſcht ſich mit uns zu verſtändigen."

„Eine unerhörte Patſche, in der wir ſtecken," jubelte der Schark von Scharkand giftig in ſich hinein, „da habe ich immer gemeint, der weiſe Rat wäre thöricht, nein, er iſt grenzenlos dumm. Und am grenzenloſeſten noch, wenn er ſich klug ſtellt. In dieſem Zuſtand verfügt er ſich nun zum König. Wohl bekomm's!"

Durch ein Hinterpförtlein ſchlüpfte er hinaus und floh in die Wälder.

Die übrigen wurden vorgelaſſen bei dem Könige. Er war gnädig, doch von einer wohlgerüſteten Leibwache umgeben. Er war jetzt größer an Leibesgeſtalt, als er den Gäſten ſonſt erſchienen, und vor ſeinem Lächeln, das ſie ſonſt ſo ſehr entzückt hatte, graute ihnen jetzt. Er ſtützte ſich mit einem Ellbogen auf die Marmorbrüſtung, die ſie von ihm trennte, die andere Hand hielt er ihnen entgegen: „Seid mir gegrüßt, ich bin euer Freund."

Nach dieſer Anrede wartete er, ob ſie etwas erwidern würden. Sie ſchwiegen wie Steinbilder, ſo fuhr der König fort: „Mich deucht, ihr hegt Mißtrauen gegen euern König, den ihr eben aus freiem Antrieb gewählt habt. Das iſt ein Unrecht, ihr Herren."

„Falſch!" knurrte der Goſtinger und ballte die Fäuſte, in denen kein Schwert war.

„Unredlich," verſetzte Graf Lobenfeld, den Ausdruck ſeines Genoſſen mildernd, er ſagte es in demütigem Tone.

„Unredlich, wie ſo?" fragte der König, „eine Kriegsliſt iſt weder redlich noch unredlich. Ungarn ſteht — ich ſage: ſtand — mit eurem Lande in Krieg, und ich habe den Schwur gethan, euer Land zu erobern. Ich hätte es durch das Schwert gethan, durch Feuer und Schwert! Ich preiſe Gott, daß es auf friedlichem Wege hat geſchehen können. Ich habe als mächtiger König Pflichten gegen die Nachbar-

länder. Ihr ſeid ein kleines Volk und habt nicht die Art, euch ſelbſt unabhängig zu regieren, ihr wäret zu Grunde gegangen und hättet auch den Nachbarn Verlegenheit bereitet. Das konnte ich nicht dulden. Oder ihr hättet euch in fruchtloſem Kampf gegen uns aufgerieben, hättet alle Mannen geopfert, hättet Weib und Kind geopfert, und die Ruinen eurer Burgen und das zertretene Land wäre doch des Königs von Ungarn geworden. Ich ſtelle euch heute ein Heer von einmalhunderttauſend Mann ins Feld. Habt ihr zehntauſend in Bereitſchaft, ſo mögt ihr eure Wahl beklagen, ihr habt ſie nicht. Habt ihr fünftauſend Mann, ſo beklagt die Wahl. Ihr habt ſie nicht, und ich kann euch in zwanzig Tagen das zweite Hunderttauſend zeigen. Seid ihr Freunde eures Landes, ſo danket Gott, daß er euch auf dem Wege des Friedens und der Ordnung einen König gegeben hat, den die Feinde fürchten, der das ſchöne Land und ſein wackeres Volk beſchützen wird in böſen Zeiten, der es zu Wohlfahrt erheben wird, zu Trotz denen, die mich geläſtert haben. Ich bin kein Wütrich, Gott hat mir die Krone gegeben, daß ich mein Reich groß, mein Volk glücklich mache."

„Und unſeren heiligen Glauben?" fragte der Ordensritter beklommen.

„Behaltet ihn."

„Und die Selbſtändigkeit unſeres Adels?" fragte Graf Lobenfeld.

„Und die Freiheit des Volkes?" ſo der Alte von Archburg.

„Ich feilſche nicht!" unterbrach ſie der König auffahrend. Wie ein Sturmhauch ging es in dieſem Augenblick durch den Saal, daß die Hellebarden aneinander klirrten.

Allmählich löſte ſich im Antlitz des Königs wieder der Unmut. Beruhigt fuhr er fort: „Ihr ſeid als Freunde in dieſe Burg eingezogen, ihr ſollt ſie als Freunde verlaſſen. Wir ſehen uns bald. Einſtweilen kehrt heim und bringt dem Land Unſern königlichen Gruß."

Graf Lobenfeld wollte noch ein Wort ſagen, der König machte eine leiſe Bewegung mit der Hand, daß die Audienz zu Ende ſei. Der Lobenfelder ließ das Wort in der Kehle ſtecken. So ſchritten ſie zwiſchen den Reihen der bewaffneten Soldknechte von dannen.

„Offen geſagt," meinte der Roſſelſteiner im Vertrauen zu den Genoſſen, „das Unglück iſt nicht ſo groß. Das iſt doch ein ſchneidiger König."

„So hätten wir uns auch wieder einen böhmiſchen nehmen können."

„Mir iſt der ungariſche lieber."

„Und ſind wir nun der ſengenden und brennenden Ungarn los."

„Freilich, das ſind jetzt unſere Brüder."

„Wir ſind ein mächtiges Reich."

„Geſtern ein herrenloſes Häuflein, heute zittert Europa vor uns."

„Den Deutſchen wird's nicht recht ſein," ſagte der Alte im Tone der Verzweiflung.

„Hurra!" rief der Goſtinger, „alsdann giebt's Krieg. Es lebe der König!"

„Ich wollte nichts," verſetzte Graf Lobenfeld kleinmütig, „als ich hätte die Rechenſchaft hinter mir, die wir daheim abzulegen haben. Die Schmach wird ungeheuer ſein."

„Ich töte mich," murmelte der Alte von Archburg und ſein Leib neigte ſich vollends zur Erde.

„Ich töte mich," murmelte auch der Ritter von Planeck.

„Ich töte mich *nicht*," ſagte der Ordensritter, Johannes von Kreuzeck. „Wir wollen als kühne Wähler heimkehren. Wir haben den großen Ungarnkönig aus *freiem* Willen gewählt! Lieber ein Landesverräter zu heißen, als ein Dummkopf."

„Euch hat er den Glauben zugeſagt, nach weiterem fragt Ihr nicht," verſetzte der Alte.

Der Sprechwart erſchien: „Seine Majeſtät entbietet

dem weisen Rat zur Heimreise ein Ehrengeleit von neunzig Reitern. Dieselben stehen bereit."

„Wir sind entlassen," sagte der Rosselsteiner.

„Wir sind hinausgeworfen," sagte Graf Lobenfeld.

„Es lebe der König!" erscholl es im Hof.

Die Königsfucher zogen wohlbewacht von dannen.

Ein Triumphzug war's durchs Land, als brächten sie den König in Purpur und Krone leibhaftig mit sich. Bald wehten von allen Burgzinnen die Freudenfahnen, und die Nachricht, daß der König von Ungarn gewählt worden war, entfesselte einen Jubelsturm im ganzen Land. War doch der gefürchtete Feind nun plötzlich zum mächtigen Freund geworden! Fallen konnten die Bollwerke, so gegen die Ungarn errichtet worden waren, entlassen wurden die Söldner, alle Angst vor innerer Wirrsal war dahin. Alles fühlte sich unter sicherer Hut und das geplante einheimische Wahlkönigtum war vergessen wie ein Traum.

Glänzende Feste wurden gehalten, die Wähler wie Erretter des Landes gefeiert. Der Buckelige von Archburg verkroch sich in seine entlegene Waldburg und ließ melden: „Der Buckelige läßt sagen, ihr sollt ihn —"

Hier sind die Annalen des Landes abgerissen.

Mündliche Überlieferungen bieten noch den folgenden kleinen Nachtrag:

Während das Königfuchen der Herren einen so unerhörten Verlauf nahm, hatte Adelinde, die heldenhafte Maid von Reinhausen, ihren Geliebten und Herrn glücklich gefunden.

Die Sage erwähnt nur kurz der Gefahren und Abenteuer, welche das als Siebhändler verkleidete Mädchen zu bestehen hatte. Sie irrte viele Tage lang im Gebirge, sie hatte es mit schauerlichen Wildnissen, mit wilden Tieren und Menschen zu thun, ganz wie es ihr einst der alte

Joachim beschrieben hatte. Eine bessere Waffe als ihr Dolch war ihre Häßlichkeit. Sie hatte ihr Gesicht mit dem Safte des Löwenzahn gelb und rauh gemacht, sie hatte ihr Haar abgeschnitten und das Haupt mit Harzkrusten überzogen, als wäre sie vom Grind behaftet. Mehrmals, als sie sich anders vor rohen Gesellen nicht zu schützen vermochte, spielte sie die Wahnsinnige, einmal sogar die Pestkranke. So entkam sie immer wieder.

Endlich war sie dem Otto von Runenstein auf die Spur gekommen, aber noch bevor sie zu ihm gelangen konnte, ward sie von einer Räuberbande gefangen. Der häßliche Bursche kam ihnen verdächtig vor; er konnte ein Angeber sein, ausgeschickt von den Herren. Sie führten ihn zu ihrem Hauptmann. Dort stieß der Bursche einen Schrei aus und flog dem Hauptmann an die Brust. Adelinde hatte ihren Otto gefunden.

Otto von Runenstein hatte von dem Mißgeschick und der Schmach seines Vaterlandes vernommen. Er zog an sich die wilden, in den Wäldern hausenden Banden, die herrenlosen Gesellen, die Flüchtlinge und feilen Söldner. Er bildete ein Heer. Dann zog er hinaus in die fernen, lichten Gegenden und befreite sein Vaterland von dem fremden Könige. Seine Braut Adelinde war ihm in Kampf und Streit der beste Kamerad und als sich in der blutigen Schlacht an der Arch das Geschick entschieden hatte, stieg sie an der Seite ihres Gemahls, Herzog Otto I., die Stufen des Thrones empor.

Nach vielen Jahren, als die übrigen Königssucher schon längst heimgegangen waren zu ihren Vätern, lebte noch der Alte von Archburg. Obzwar sein kahles Haupt fast schon die Erde berührte, wie der Wipfel eines Lärchbaumes, den der Sturm gebogen und geknickt, war es doch immer noch voller Weisheit. So sagte der Alte von Archburg eines Tages: „Das Land hat wieder einen Herrn aus eigenem

Stamme. Wenn es klug wäre, ſo würde es ihn höflich abdanken und ſich ſelbſt regieren. Dann wäre die Zeit des Glückes gekommen.“

Da erſcholl aus einer Gruft das Wort: „Die Menſchen klug? Die Zeit des Glückes? Alter Eſel, laß' dein Phantaſieren ſein!“

Es war die Stimme des Schark von Scharkand.

Weltgift.

STUDIUM ...
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Weltgift.

Roman

von

Peter Rosegger.

Zwölftes Tausend.

Bibliothek des Verein
Münchener Studentenhä

Leipzig
Verlag von L. Staackmann.
1903.

g° 4577

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von J. Brandstetter in Leipzig

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Heute endlich bin ich gestorben."

Mit dieser Neuigkeit beginnen die Aufzeichnungen eines Mannes, der nach seinem Tod ein Leben anfing, so wunderlich und heillos, daß man darüber ein Buch schreiben muß. Es wird geschrieben auf Grund und mit teilweiser Benutzung vorhandener Blätter.

Nach obiger Verkündung seines Gestorbenseins fährt der Mann fort: „Kein Schade um den Schelm! wird die Leichenrede meiner Bekannten lauten. Mein armer Papa! Die Thränen schießen aus den Augen und die Phrasen aus der Feder. Möchte nur jeder, der sein Kind überlebt, so leicht getröstet sein, wie mein „armer Papa!" Er war so gut, dieser Papa! Wenn es nach seinem Willen ginge, müßte ich jetzt ein reicher, von aller Welt hochgeachteter Mann sein, als vielfacher Verwaltungsrat großer Unternehmungen an grünen Tischen herumsitzen, auch in der Börse, vielleicht sogar im Parlament. Und so weiter. Vor allem müßte ich eine feine Frau haben und das häusliche

Glück teilen mit dem alten — weiß nicht was. Ein beneidenswerter Herr, wenn ich gut gethan hätte. Es hat Mühe gekoſtet, bis ich ſo anſtändig wurde, daß mein Vater mich enterbt hat. Nun iſt es aus. Ich ſchließe die alte Buchhaltung, um eine neue zu beginnen. Eine ohne Haben und mit viel Soll."

Dieſer Mann, der in ſeinem neununddreißigſten Lebensjahr alſo ſchrieb, nennt ſich Hadrian Hausler. Seine Vergangenheit iſt verworren, eine roſtbraune Rauchſchicht liegt darüber. Eine Rauchſchicht, die ſich in dünnen Fäden und ſchwarzaufwirbelnden Stricken aus dem Schornſteinwald ſpinnt. Zwiſchen den Fabrikgebäuden ſtaubiges, geſchnirgeltes Buſchwerk, Gärten genannt. In dieſen Gärten die Herrenhäuſer, mit allem ausgeſtattet, „was das Leben ziert". Doch hinter den Mauern herum das Gemurre ſtörriſcher Arbeiter in Maſſen, das erſtickte Geſchrei verwahrloſter Kinder in Rudeln.

Daneben, faſt darüber hinweg, vierſpännige Herrſchaftswagen. Im Palaſt aber glänzende Geſellſchaften mit den artigſten Höflichkeiten — zwiſchen durch allerlei Anderes, Verſtecktes und doch Alles Durchdringendes. Die üppigen Mahlzeiten, die fein verdeckten Sondervergnügungen gewürzt mit immer drohenden Arbeiterſtreiks und Revolten. Die Geſchäftsſtuben mit ihrer abgeſtandenen Luft, mit ihrem unendlichen Geklingel, durch hundert Drähte weit

ausgreifend in die Welt der Kurszettel, Konkurrenzschlachten der Geschäftsmachinationen. Und der Niederschlag von allem: Geld, Geld, unendliches Geld!

Solcherlei Dinge sind es, die dem Hadrian Hausler noch verschwommen herüberdämmern aus dem Meer des rostbraunen Rauches, des Großstadtbrodems. Das war ja das so viel umworbene, glanzvolle Leben der Reichen. Vergnügungen? In Überfülle. Freuden? Keine. Mit angestrengtem Auge sucht er nach echten Freuden dieser Vergangenheit, mit der Lupe sucht er — und findet keine. Es seien denn ein paar aus der Knabenzeit, wenn er auf staubigem Plan mit Arbeiterkindern spielte. Leiden? Auch eigentlich Leiden nicht, außer dem einen, als man die sterbenskranke Mutter fortgeschleppt hatte nach Korfu, woher sie nicht wiedergekehrt ist. Ärger? Ärger über die Maßen. Der grenzte thatsächlich manchmal an Schmerz, so wenn die Fabrik wieder und immer wieder vergrößert wurde, wenn neue Dampfmaschinen aufgestellt, neue Schlote gebaut wurden, daß die Sonne am Himmel nicht mehr anders zu sehn war, denn als schmutzige rote Scheibe, wie durch rauchiges Glas. Und dann die schreckliche Arbeit! Die Leute beneideten den Millionärsohn, daß er nur genießen könne, und er beneidete sie — um diesen Neid. Immer schreiben, rechnen, inspizieren, agentieren — alles fürs Geschäft. Hadrian

hatte immer geglaubt, das Geld hätte man, um zu leben, und Hausler senior war der Meinung, leben müsse man, um Geld zu machen. Also Ärger, wenn das Geschäft glänzend ging, aber noch größeren Ärger, wenn zeitweise Stillstand eintrat und ungünstige Konjunkturen herrschten.

Oft war Hadrian auf Geschäftsreisen geschickt worden. Doch war erst Papa mit dem großen Etablissement hinter seinem Rücken, ließ er Geschäft Geschäft sein und durchreiste Italien, die Schweiz, Frankreich, England, Rußland als Mensch. Und wenn so einer als Mensch reist — dann vertiert er. Sein Lebensgenuß war derart, daß er zumeist im verfallenen Zustand heimkam und einen unbeschreiblichen Ekel vor dem Leben hatte.

Wie ganz anders sein Vater, Hausler senior. Der empfand nicht einen Augenblick die Gefangenschaft im Rauchbrodem, nicht einen Augenblick die rostige Kette seiner Maschinen und Eisenwaren, mit der sein Herz völlig gefesselt war. Je mehr Rauch über dem Fabrikkomplex, die „Fletz" genannt, je vergnügter war er. Im Trüben ist's gut fischen, pflegte er scherzhaft zu sagen, und er fischte seinen Vorteil aus allen Gründen, in allen Weiten. Aber stets korrekt! Den Arbeitern war er ein väterlicher Freund und wurde nur rasend, wenn die „Bestien" ihre Ansprüche erhöhen wollten. Den Geschäftsfreunden

lieferte er ſtets gediegene Ware, die freilich geſteigert wurde nach jeder Lohnerhöhung und geſteigert nach jeder Lohndrückung. Der Ruf der Firma ſtieg von Jahr zu Jahr, das Wachſen des Vermögens war ein ſo raſches, üppiges, daß es den Hausler junior faſt ängſtigte, während Papa die ſchwindelndſten Hauſſen mit aller Kaltblütigkeit ertrug. Vielleicht gehört wirklich eine Heldenhaftigkeit dazu, gelaſſen und gleichmütig zu bleiben, wenn man Jahr für Jahr um eine Million reicher wird. Man wird ſich aber gewöhnen. Gold härtet nicht bloß die Herzen, ſondern auch die Nerven. Hausler ſenior war ſeit Jahren nicht mehr erregt, nicht mehr zornig, oder gar gefühlſelig geweſen. Er war im Generalſtab ſeiner Oberbeamten immer der Mittelpunkt des Geſchäfts und arbeitete ſtill und genau und unermüdlich. Ganz im Gegenſatz von dem Sohn, dem nervöſen, blaſierten und doch ſtets unbefriedigten Kind des Reichtums.

Während Hadrian immer haſtete, ohne eigentlich etwas zu thun, immer wollte, ohne zu wiſſen was, war Papa Hausler der feine Weltmann, anzuſehn wie ein ſchöner, ernſtfreundlicher Abbé. In der That, er erinnerte an einen ſolchen, wenn er in ſeinem ſchwarzen Anzug, mit der weißen Halsbinde, dem breitkrempigen Rundhut, dem wohlgeröteten, glattraſierten Geſicht und den lebhaften Augen feierlich einherſchritt — der Chef der Weltfirma Hausler und

Kompagnie. Die Kompagnie hatte der energiſche Herr allerdings längſt in ſich aufgeſogen. Hingegen wollte er bei zunehmendem Alter „Hausler und Sohn“ machen.

Er wollte ſein Haus ganz an das Unternehmen feſſeln, wollte der Familie dieſe großartige Exiſtenzgrundlage ſichern, ſie zu einem Fürſtengeſchlecht des Geldes und damit ſeinen Namen in der Geſchichte des Landes feſtſtändig machen.

Und das gelang ihm nicht.

Wie Hausler ſenior, ſeit Dezennien in den beſten Jahren, es verſtand, nicht bloß mit Behagen zu arbeiten, ſondern nach ſeiner Weiſe auch mit Behagen zu genießen, war umgekehrt dem Herrn Hadrian der Genuß kaum weniger zuwider geworden, als die Arbeit. Und ſo begann der Wandel. Hadrian hatte manchem Schlagwort der Mode nachgelebt und war nun angekommen bei dem einen: Ehrbarkeit. Ehrbarkeit in hausbackenſtem Sinn. Ein tugendhaftes Weib wollte er nehmen, einen einfachen Haushalt führen, eine brave Familie gründen. Die Reichtümer abſchütteln, draußen in der ſchönen, geſunden Landnatur leben, niemandes Herr und niemandes Knecht ſein.

Schon als Knabe hatte er einſt ein ſolches Edelleben geträumt, und ſeine Mutter hatte ſogar einmal den Verſuch gemacht, ihn für die Forſt- und

Landwirtſchaft zu beſtimmen. Papa hatte ihr damals bloß auf die Achſel geklopft: „Meine Liebe, laß das gut ſein. Wer nur ein Kind hat, der wirft es nicht den Haſen und Rindern vor.“

Das einzige Kind! Wie oft, wenn des Morgens im Bureau wieder die Arbeit mit dem Kaſſabuch anging, hatte Hadrian fromm gebetet: „Herr Gott, ſchicke mir einen Bruder, der mich erlöſt! Schicke mir Geſchwiſter, die mich ausſchalten! Es iſt Verdammnis, das einzige Kind eines Geſchäftsmillionärs zu ſein!“

Von dem Familienleben der Arbeiter hatte er gelegentlich nur Schlimmes gehört. Die Männer trinken, und die Weiber treiben Ärgeres. Da er jedoch ein paarmal Gelegenheit hatte, in die Hütten zu blicken, fand er es in den ſchlichten warmen Stübchen heimlicher, als in den prächtigen Räumen ſeines Herrenhauſes. Beſonders bei einer Wäſcherfamilie.

Aber an dieſer Stelle werden die Aufzeichnungen unſeres Helden äußerſt unordentlich. Sie ſtottern gleichſam und verfallen in die Sprache der ſchweigenden Schwätzer, in die — Gedankenſtriche —

In der nächſten Zeile hingegen ſteht wieder der volle Bruſtton: Ehrbarkeit. Die Fletz iſt ein Grenzort der großen Stadt, in der es allerhand Leute giebt. Auch ſchöne, hochgebildete, liebe Mädchen. Ein ſolches wird zu einem Karnevalsfeſt in unſer Herren-

haus geladen. Dann kommt das Blatt des Ueberſchäumens einer ſchwärmeriſchen Seele. Man ſucht unwillkürlich nach dem Datum. Iſt das wirklich der blaſierte Hadrian? Iſt es nicht etwa der einſtige Junge aus der Quinta? Da giebt's ja Hochzeit ſchon in wenigen Wochen! Da giebt's ja ein Ehepaar, wie ſie glücklicher in den letzten Kapiteln unſerer Frauenromane nicht herumlaufen.

Und auf dem nächſten Blatt — ein haarſträubender Fluch. Ein Ausdruck von ſo ſchmetternder Wucht, daß man meint, Haus und Hausler ſeien zuſammengebrochen.

Was iſt geſchehen?

„Was ich dir sagen wollte, lieber Hadri,“ hatte eines Tags im Geschäftsbureau Guido Hausler zu seinem Sohn hinübergesprochen, „wenn du mir mit dem Überschlag fertig bist, dann mache rasch Toilette und empfange. Wir haben abends Gesellschaft.“

Hadrian, der den ganzen Tag schon unlustig gewesen war, warf die Feder hin, ging mit großen Schritten bis zur entgegengesetzten Zimmerecke und wieder zurück.

Dann sagte er: „Hast du dich je zu beklagen, Papa, daß ich mein Amt vernachlässige? Acht Stunden, wie jeder Arbeiter, stehe ich in der Schicht. Aber wenn sie um sind, will ich, wie jeder Arbeiter, mein eigener Herr sein. Ist das zuviel verlangt.“

„Gewiß nicht,“ sagte Senior. „Sehr wohl gefällt es mir, daß du dein eigener Herr sein willst. Möge es nie an Selbstbeherrschung fehlen!“

„Man will doch einmal eine Stunde für sich sein.“

„Für sich. Sage mir, lieber Freund, was fängt man denn eigentlich mit sich an, wenn man für sich ist?“

„Ist diese Frage ernst, dann bedaure ich. Ist sie Spott, so antworte ich nicht.“

„Das thut nichts, mein Sohn. Du wirst doch die Güte haben, die Honneurs zu machen.“

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Und Hadrian machte sie. Er lächelte wieder, wo er hätte knirschen mögen, schmeichelte wieder, wo er hätte höhnen mögen, und dachte, es ist wahr, was der Alte sagt. Ich thue das Gegenteil von dem, was ich möchte. Und will mein Herr sein! Mit bitterem Neid beobachtete er an diesem Abend den Papa, der froh, geistreich und nach allen Seiten berückend liebenswürdig war, voll artiger Schelmerei gegen die Damen, voll heiteren Übermuts gegen die Herren. Fast fühlte er in diesem Augenblick ein bißchen Achtung vor seinem Vater. Das war doch ein Mann. Hadrian wußte nur zu gut um die Sorgen, die den Chef drückten. Es waren schwere Sorgen.

Die geschäftlichen Verhältnisse des Hauses hatten sich in letzter Zeit ganz merkwürdig mit der politi- Weltlage verknüpft, und diese Weltlage stand nach den neuesten Nachrichten auf des Messers Schneide. In dem Tagebuch ist von Eisenbahn und Flotten die Rede, wobei sich Hausler und Kompagnie ganz engagiert hätte. Aber die Aufzeichnungen hierüber sind sehr undeutlich und voll düsterer Ahnungen. — Unwillkürlich mußte er seinen Vater loben: ist es nicht auch Aufopferung, wenn man sich und seine Anliegen zurückdrängt und bestrebt ist, andern einen frohen Abend zu machen?

Als der Diener auf silbernem Tablett die Post

brachte — wie wichtig war sie in diesen Tagen! — winkte der Chef des Hauses gleichmütig ab. Ei doch, das Abendblatt verlangte er, und sich eine Zigarre anzündend, schnarrte er behaglich zwischen den Zähnen die Frage hervor, was denn wohl der Krieg mache? Extrablatt war zur Stunde keins erschienen, doch konnte die Kriegserklärung jeden Augenblick erwartet werden. Die Gesellschaft war in nicht geringer Aufregung. Hausler that einen kaum hörbaren Seufzer: „Die armen Eltern, die Söhne draußen haben! Übrigens, meine Damen und Herren, ich glaube, Joseph hat zum Souper kommandiert.“

Es schien, als wäre noch auf jemand gewartet worden. Aber die Dame erschien nicht, und so bot der Chef des Hauses mit jugendlicher Elastizität seinen Arm einem andern der fraulichen Sterne, die kreisend mit ihrem Diamantengefunkel die Augen blendeten. Alles rauschte und trippelte in den Speisesaal, wo sich um die mit Silber, Gold, schwellenden Früchten und funkelnden Pokalen prunkende Tafel bald ein lustiges, fast ausgelassenes Leben entwickelte, bis spät in den Abend hinein.

Hadrian schien sich wenig Mühe zu geben, die schönen Tischnachbarinnen zu unterhalten, oder wenigstens seine Mißstimmung zu verdecken. Es that ihm hingegen wohl, diesen Kreisen, die er so genau kannte, eine leichte Geringschätzung zu zeigen. Na-

türlich fanden die Damen das erſt recht anziehend, und ſie zogen ihren flatternden Kreis immer enger um den blaſierten Sonderling Hausler junior. Da erhob ſich dieſer plötzlich und ging davon.

Nächtlich im Garten ſtrich er umher unter alten Bäumen.

Anſtatt der Nachtigallen das dumpfe Getöſe der Werkſtätten ringsum. Da ſann er und ſann, wie der traurigen Exiſtenz endlich zu entkommen wäre. Was ſoll's denn eigentlich mit dieſem Reichtum, was ſoll's denn mit ihm, wenn er nur Laſt und Langweile bringt! Seine Freuden vergiften das Herz, ſeine Sorgen zerſtören die Seele. Und die Angſt, dieſes nie raſtende Ungetüm, die Angſt vor dem Verlieren! Du kommſt zu keinem Frieden, du kommſt zu keinem. Rette dich, ehe das Haar erbleicht! Hinweg vom Dämon, fliehe ins Leben, in den Tod, gleichviel. Laſſe dich nimmer locken von dieſem „bewunderungswürdigen Werk des genialen Mannes", wie die Sektdürſtenden ihm ſchmeicheln. Der alte Egoiſt hat dir mit ewig beläſtigender Arbeit deine Jugend verdorben, aber mehr noch — dein Leben, deine Braut geſtohlen. Geſtohlen und nicht anders. Nicht mutig das Weib geraubt, nein, feige geſtohlen.

Nun will er dir allmählich dein Mannesblut — den erbärmlichen Reſt — aus den Adern zapfen.

Wenn ſchon, dann verfüge über dein Leben eigenhändig . . .

Wohl an fünfzigmal mochte er den Rundweg zurückgelegt haben unter den finſteren Bäumen, deren Schäfte manchmal beleuchtet waren von einem feuerſpeienden Schlot. Da ſtand es in ihm jählings klar: er will ein Ende machen. Es handelte ſich um einen entſchloſſenen Augenblick — und — Punktum.

Es war ſpät geworden, die heitere Geſellſchaft hatte ſich längſt verzogen. Doch ſiehe, dort oben, in den Zimmern des Alten iſt noch Licht. Hinter dem hellen Seidenvorhang gleitet ein Schatten immer und immer wieder. Es iſt wie ein ſchleichendes Geſpenſt. Vielleicht ringt der Alte jetzt in verlaſſener Stunde wieder einmal mit ſeinen böſen Geiſtern. Sollte man nicht dabei ſein und rufen: „Heiſa, Herr Papa! Die arme Seele iſt beim Satan! Das iſt das Facit!“

Er eilte die Treppe hinauf, aber ſchneller als ſeine Beine war ſeine Stimmung. Oben angelangt: Er will ihn nicht quälen, jetzt nicht. Der Alte mag allein bleiben mit ſeinem böſen Geiſt. — Hadrian will an der Thür vorbeiſchleichen in ſein Schlafzimmer.

Da hört er drinnen etwas wie Stöhnen. Er klopft doch an, er öffnet. Noch im Feſtanzug ſtehen ſich die beiden Männer gegenüber.

„Iſt dir nicht wohl, Vater?“ Teufel, wie dieſe

Phraſe dumm war! Heucheln, wie Franz, die Kanaille? Niemals. — Der alte Hausler ſah erbarmungswürdig genug aus. Verſtört, verwirrt, verfallen, ſeit wenigen Stunden vom heiteren Lebemann zum verzweifelten Greis geworden.

„Gut, daß du da biſt, Hadri!“

Aber als der Sohn wieder dieſe Stimme hörte, wenn auch heiſerer als vor Wochen, da ſie im Gemach dem ſchönen Weib Erhörung abſchmeichelte — dieſe Stimme wieder, da kochte der Tropfen Haß in ſeinem Herzen auf, und er warf der Anrede des Vaters das Wort entgegen: „Jawohl — es iſt gut, daß ich da bin. Wozu denn? Wird's Nacht?“

Hausler zerrte ihn am Rockflügel durch das Zimmer, bis zum Schreibtiſch hin. „Hadri! Hadri! Wenn bis fünf Uhr morgens die Nachricht aus London nicht einlangt, ſo ſind wir ruiniert!“

Hadrian ſtutzte. Das hörte ſich doch einigermaßen anders an, als er ſich ein großes Erlöſungswort gedacht hatte. So entgegnete er unſicher: „Ich hatte gedacht, die Gefahr ſei vorüber. Du gabſt doch den Geſellſchaftsabend und warſt ſo aufgeräumt.“

„War ich? Ein Wickelkind biſt du. Wenn ich dein Klageweibgeſicht hätte, bedürfte es wahrlich keiner politiſchen Kataſtrophen, um den Kredit der Firma zu Grunde zu richten. Dieſer Geſellſchaftsabend war das Abſcheulichſte meines Lebens.“

Komödiant! wollte Hadrian aufschreien. Sekt spritzest du deinen Freunden in die Augen, damit sie es heut noch nicht sehen, daß sie bei dir ihr Vermögen verlieren. Aber er sagte es nicht. Die Gegenwart des Vaters übte immer einen Bann auf ihn; was er sich stets vornahm, ihm ins Gesicht zu schleudern, und was er später glühend wünschte, ihm gesagt zu haben, im entscheidenden Augenblick blieb's in der Kehle stecken.

„Sohn! Sohn! Was sollen wir thun?" stöhnte der Chef auf.

Frage sie, die du zu deiner Trösterin erkoren hast! Auch dies Wort blieb stecken.

Hausler griff, als habe ihn ein Erstickungsanfall gepackt, an die Halsbinde, riß sie entzwei, der Goldknopf sprang an die Wandtäfelung. Es war in dem Leben dieses glücklich gepriesenen Reichen ja nicht das erste Mal, daß Sorge und Angst vor dem Bankrott ihn würgte. Doch wie diesmal, so hatte er sich noch nie gebärdet. Nun langte er mit tastender Hand nach dem Schlüssel der Tischlade.

„Hadrian. Von fünf Uhr ab ist hier die Hauptkasse."

Er zog die Lade auf. Zwei Revolver.

„S—o—o!" sagte Hadrian.

„Oder vermagst du es, als ehrloser Hund unter den Stiefeln der Gläubiger umherzukriechen?"

„Das vermag keiner," antwortete Hadrian philoſophiſch geſtimmt. „Darum weiterleben. Das Kartenhaus wieder aufbauen."

„Wie du koloſſal biſt!" Der Alte hatte ihm einen Blick des Hohnes zugeworfen.

„Verſteh mich, Vater. Dann erſt, meine ich, hat das Leben Wert, wenn man's für etwas Ordentliches ausſpielen kann. Zum Beiſpiel für die Ehre! Iſt der Name Hausler im Herrenhaus beim Kuckuck, in der Werkſtatt ſoll er wieder zu Ehren kommen. Hier — zwei Arme!"

„Großartig!" wiederholte der Alte, dabei ſtand ihm ſein dünnes Haar zur Höhe, wie von einem Sturm aufgewirbelt. „Wenigſtens eins," ſagte er dann matt, „eins nimmſt du mir weg. Den Jammer ums Kind. Wenn du dich tröſteſt! Wenn du zufrieden biſt mit einer Ehre im ſchmierigen Proletarierkittel! Dann ſpare es an den Zwiebelwürſten ab und kaufe dir einen neuen Namen — ja?"

„Und das werde ich auch! Glaubſt du, mir fehlt dazu die Kraft?"

„Das glaube ich auch, mein lieber Hadri."

In dieſem Gemiſch von Verzweiflung, Wahnſinn und Hohn ging es fort, bis Hausler plötzlich den Finger an die Lippen legte: „Horch! Kommt nicht jemand die Treppe herauf?"

„Vielleicht."

Nein. Die Depesche war es nicht. Es kam niemand die Treppe herauf. Ein Blick zum Fenster hinaus in die Nacht, wo weitum aus hundert Rachen Rauch und Funken stoben. Ist der Tod dieses Ungeheuers nicht schon beschlossen? Und es saucht und speit und grollt und will nicht verenden.

Hausler legte seinen Arm um den Nacken des Sohnes: „Ich denke, Hadri, du kommst mit mir. Siehe“ — mit klappernden Zähnen sagte er es, dieweil er den Revolver umspannte — „ich, der Lebemann! Es ist mir ein Spaß. Und du, der das Leben ja satt hat, der's gar nicht mehr mag — Hadri, komm mit mir! Du versäumst nichts, ich versichere es dir.“

„O, das weiß ich.“

„Du bringst nichts mehr vor dich. Es ist schade. Mir thut's leid um unsern Namen. Hadrian, komm mit mir!“

Dieser nahm zögernd ihm die Waffe aus der Hand und steckte sie in seine Brusttasche. Dann langte er nach dem zweiten Revolver.

„Nein, mein Kind!“ protestierte Hausler. „Das ganze Vermögen fällt dir nicht zu. Der da gehört mir! Unter allen Umständen.“

In einem Lehnstuhl war er zusammengeknickt, den Revolver hielt er fest umklammert, so daß die Adern blau anliefen an der Hand.

Hadrian stand am Fenster und schaute hinaus.

In jenem Pfuhl dort atmen zweitausend Menſchen, neun Zehnteile davon ſo arme Teufel, daß ſie übermorgen hungern, wenn morgen die Fabrik ſtillſteht. Ob jetzt auch nur einer von ihnen an den Revolver denkt?

„Willſt du nicht ſchlafen gehen, Kind? Nicht? Wachen willſt du mir helfen? Und weißt es doch, daß ich nicht wachen mag."

Den Finger hatte Hadrian am Hahn liegen. Er durfte ihn bloß ein bißchen krümmen. Vorhin im Garten hatte er den Entſchluß gefaßt, über ſein Leben eigenhändig zu verfügen. Punktum! Nun lag das eiſerne Punktum ſo nahe und traut an ſeinem Herzen. Aber er gab acht, daß der ungeſtüme Schlag nicht etwa das Zünglein lockere . . .

Im Hof ſchellte die Glocke. Ein Fenſter auf. Kühle Luft ſtrömt herein, nach Rauch und Schwefelwaſſerſtoff riechend. Die Schlote dort drüben ſtehen wie Rieſenſtifte in ein ſchmutziges Morgenrot hinein. Der Pförtner bringt eine Zeitung herauf. Der bekannte Titelkopf. Darunter großgedruckt einige Zeilen.

„Die Kriegserklärung?" fragte Hausler den Sohn, der raſch nach dem Extrablatt gegriffen hatte. Im Ton lag jetzt weniger Angſt als Neugierde.

Er durchflog die Zeilen, dann legte er das Blatt auf den Schreibtiſch.

Hernach machte er langſam ein paar Schritte zum Tiſch hin, legte die Waffe in die Lade, rieb ſich die Hände und ſprach: „Ich denke, man kann noch ein paar Stunden ſchlafen.“

Das Blatt berichtete, daß die Mächte mit Erfolg interveniert hätten.

Das drohende Unheil war vorübergegangen an der Welt — auch an der Firma Hausler und Kompagnie. Und dieſer Mann, der vorher in dumpfer Verzweiflung zuſammengebrochen war, er hatte bei der Rettungsnachricht keinen Freudenruf; nicht ein befreiender Atemzug ſtieg aus ſeiner Bruſt.

Hadrian verließ ihn, warf ſich aufs Bett, fand aber keinen Schlaf. Er war ſo abgeſpannt, daß Puls und Atem ſtillſtehen wollten. Er war zu müde, um zu ſchlafen.

Von ſeiner Seele fühlte er nichts mehr, als einen Bodenſatz ſchlechter Laune.

Wenn Hadrian Hausler darauf hätte ſchwören müſſen, daß der Auftritt in jener Nacht ſich wirklich begeben habe — nicht ohne Bedenken hätte er es gethan. So ganz und gar ausgelöſcht war dieſe Nacht. Als ob alles eine Fieberphantaſie geweſen wäre. Man kann manchmal ja unglaublich überreizt ſein. Nicht? War's doch?

Mit Ausnahme der politiſchen Wendung war alles wie früher. Die Poſt kam und ging mit ihren ſchweren Summen wie vorher, die Fabrik war im vollſten Gang wie vorher, in den Kanzleien wurde mit Hunderttauſenden ſo gleichgiltig gerechnet, wie mit den kleinſten Poſten. Der Chef hatte ſeine gleichmäßige Ruhe und Heiterkeit wie immer.

Nur Hadrian allein. Ihm war noch öder, als vorher. Nun ahnte er, auf welch thönernen Füßen dieſer Koloß ſtand. Wie ihm früher bange geweſen war bei dem Florieren des Geſchäfts, ſo hatte er jetzt Angſt vor dem Sturz. Und die alltägliche Gleichmäßigkeit hätte er erſt recht nicht ertragen. Hausler ſenior hatte leichthin die Abſicht geäußert, ſein Etabliſſement in Zukunft auf Waffenfabrikation auszudehnen, damit aus dem Krieg Vorteil gezogen werden könne. Dann wieder ließ er etwas fallen von der Umwandlung ſeiner Firma in eine Aktiengeſellſchaft. Darauf horchte Hadrian hin — vielleicht

konnte ihm das Erlösung bringen. Unter allen Umständen mit seinem Vater zu brechen, dieser Entschluß stand in ihm immer noch fest, aber es ergab sich keine rechte Gelegenheit, und so verschob er die Ausführung von Tag zu Tag. Als er dann eines Tages in der Stadt des ungleichen Paares ansichtig wurde, das im eleganten Wagen fast lautlos dahinrollte, hätte er vor Wut beide erdrosseln mögen. Aber bei dem nächsten Zusammentreffen mit Papa war die Energie wieder verflogen.

Da kam dieser Sommernachmittag. Hausler hatte den Sohn zu einer kleinen Landpartie eingeladen. Sie fuhren hinaus nach Stöckel, einem Dörfchen am Fuß der Hügelkette. Unterwegs wurde von gleichgültigen Dingen gesprochen, die Zigarre aber, die der Alte dem Sohn angeboten, hatte dieser abgelehnt. Im Dorfwirtsgarten kehrten sie ein und ließen sich Landwein und Hausbrot geben. Hausler blickte mehrmals zur Anhöhe hin, wo zwischen Gärten und Wäldchen ein alter Bauernhof breit und behaglich dalag. Im Wirtsgarten waren just zwei Männer im Wortstreit gewesen. Beendet ward er damit, daß der Ältere dem andern zuschrie: „So hol dich der Teufel!“ und hastig davonging.

Der Jüngere rief ihm über die Achsel hin nach: „Hau, da kann er gleich einen Zweispänner nehmen. Fährt der Knecht ab, fährt auch der Bauer mit.“

Dieſer Menſch, der am langen Brettertiſch bei einem geleerten Glaſe ſaß, war halb ländlich und halb ſtädtiſch gekleidet, hatte im Mund eine Zigare, an der er nagte und ſog, ohne daß ſie Rauch gab. Neben auf der Bank lag ein Kleiderbündel, in deſſen Schlinge ein blauer Regenſchirm ſtak. Er beobachtete die beiden Herren, die aus dem Wagen geſtiegen waren und am runden, mit rotem Tuch gedeckten Tiſch Platz genommen hatten. Er ſchaute eine Weile ſtarr auf ſie hin. Das iſt ja ein wahrer Glückskall! dachte er ſich. Dann ſtand er auf, trat hin, lüftete den Hut, wobei er beim Wiederaufſetzen den Kopf nicht genau traf, und ſagte mit breiter Stimme: „Ech habe die Eeere!“

Die Ehre mißlang völlig, weil der Schnabel nur für das „Grüß Gott“ gewachſen war.

„Mit Verlaub, Se ſan der Herr Hausler von da enten. Wiſſens, ich möcht in die Fabrik gehen.“

„Wer ſind Sie denn?“ fragte Hausler.

„Ich? Derweil bin ich Knecht geweſen da oben beim Lahmfritzl.“ Er wies mit der zugemachten Fauſt auf den ſtattlichen Bauernhof hin.

„Ah, das iſt der Lahmfritzlhof?“

„Gelt, Herr! Sauber ſieht er da. Einwendig iſt er halt nit ſo ſauber — pfui Teuxel! Ein notiger Hungerleidbauer. Arbeiten wie ein Vieh und zum Schlampen nix, als alleweil Milchſuppen und Erd-

äpfel. Da hab ich mir denkt: gehst in die Fabrik." Dann winkte er mit der Hand wie zum Abschied gegen den Bauer hin, der seinem Hof zueilte. „Alter Saggra, du! Kommst mir eh bald nach. Haltst dich nimmer lang auf deinem Bühl, das weiß ich. Leb wohl derweil!" Dann wieder gegen Hausler: „Also was ist's, gnädiger Herr, kann ich Arbeit haben?"

Er bekam den kurzen Bescheid, sich bei dem Direktor der Fabrik zu melden.

Dieser gute Rat wäre mir am Ende auch ohne Glücksfall beigekommen, mochte der Knecht sich denken. Er schwang sein Bündel auf die Schulter und trottete zum Gartenthor hinaus.

„He! Franzel!" rief ihm der Wirt nach. „Gehst schon? Fallt dir nix ein?"

„Ja so — zahlen muß man auch," knurrte der Knecht und warf eine Münze auf den Tisch. „Was herauskommt, ist Trinkgeld!"

„Der Stöckelwirt nimmt keins, Franzl. Nimm sie nur mit, deine zwei Kreuzer. Vielleicht kannst sie einmal brauchen."

Hadrian schmunzelte, er schien sich zu freuen über den edlen Stolz dieser Naturmenschen. Er hatte edle Regungen, wie sie gern kommen, wenn der Stadtmensch aufs Land fährt. Am ersten Tag nämlich. Hausler senior drehte sich eine Zigarette, schaute wieder auf den Hof hin und sagte: „Ein hübsches

Landhaus dort, ſo ein artiges Sansſouci. Was meinſt du! Ein paar Stränge, Telegraph, Telephon, und alles bleibt im Laufenden. Wie?"

Hadrian trommelte mit den Fingern auf dem Tiſch. Telegraph, Telephon! Und das nennt er Sansſouci!

Am hinteren Rand des Gartens, an der roſtbraunen Stallwand ſaß bei ſeinem Warenballen ein Hauſierer. Er hatte das Bündel nicht ins übliche ſchmutziggrüne Tuch geſchlagen, es ſtak vielmehr in einem grauen, länglichen Sack. Seine Kleider, ſeine Haar- und Bartfriſur waren durchaus landesüblich, aber das half ihm nicht viel, jede Bewegung, jeder Laut verriet das Geblüt der Auserwählten. Sein halbes Glas Wein hatte er ſehr ſparſam getrunken. Nun verzehrte er die letzte Schmulle Brot, noch vorher mit ihr die Krümchen auftupfend, die auf dem Tiſch lagen. Hausler ſenior ging hin und ſetzte ſich zu dieſem Menſchen. Der Hauſierer wollte ſofort Höflichkeiten veranſtalten, daß der Chef des Hauſes Hausler und Kompagnie ihm die hohe Ehre erweiſe —

„Laſſen Sie das, Jreb," unterbrach ihn Hausler, ſofort zur Sache kommend, in halb leiſem Geſprächston. „Sie könnten mir einen Gefallen erweiſen. Ich möchte wiſſen, ob der Bauernhof dort auf der Anhöhe käuflich iſt. Gelegentlich, gegen übliche Proviſion

natürlich. Brauchen nicht zu sagen, wer etwa darauf reflektieren möchte — verstehen Sie?"

„Aber Euer Gnaden! Wir und nit verstehen!"

„Ein Vetter von Ihnen, oder so, der sich um kümmerlich ersparte Sache einen Hof kaufen möchte. Was recht und billig."

Der Hausierer zwinkerte mit einem Auge. „Euer Gnaden, da mach ich's besser. Teuer, will ich sagen, kauft er. Mehr giebt er, als das notige Gütel wert ist — he, he."

„Na denn — guten Abend, Freund!"

Hernach trat Hausler zu seinem Sohn zurück. Sie unternahmen einen Spaziergang den Hügel hinan, um den Hof herum und dann wieder thalwärts. Und auf diesem Rückweg geschah es.

„Daß ich einmal ernstlich mit dir spreche, Hadrian. Willst du in die Kompagnie treten oder nicht?"

„Ich würde unbequem sein," antwortete der Sohn.

„Wie meinst du das? Sprich dich aus."

„Ich würde zum Beispiel zu stolz sein, arme Bauern durch unwürdige Schelmenstückchen zu überlisten."

Der Alte blieb ruhig stehen. Ein bißchen Schwarzes unter seinem Fingernagel, das stach er mit einem Federkiel hervor.

Hadrian fuhr fort: „Willst du das Gut haben, so geh doch zum Bauer und handle offen mit ihm."

Hausler lächelte. „Geschäftsmann, mein lieber Hadri, bist du allerdings immer noch keiner. Insofern wärst du als Kompagnon leicht zu entbehren. Arbeiten willst du ja überhaupt nicht, und deine Moralanfälle sind nur Ausflüchte, nicht arbeiten zu müssen. Du verzeihst meine Aufrichtigkeit, zum Kompagnon will ich dich ja doch haben, weil mir leider keine Wahl bleibt, wenn es mich endlich verdrießt, alle Last und Verantwortung des Etablissements und seiner kaufmännischen Obliegenheiten allein zu tragen."

„Du hast es dir auch allein aufgeladen. Ich habe dir Jahr für Jahr vergeblich geraten. Der Mensch lebt doch nicht allein vom Rechnen und Spekulieren."

„Ich bitte dich ergebenst, behalte diese erhabene Weisheit für dich. Und lebe danach. Große Geister pflegen ihrer Philosophie auch nachzuleben, verstehst du? Wenn jemand den Reichtum verachtet und so tapfer davon Gebrauch macht, wenn jemand — nein, mein Sohn, darüber wollen wir uns nicht erhitzen. Wir wollen uns vielmehr einmal verständigen."

Hadrian bebte im Innern, aber er dachte, nun gelte es, gelassen bleiben und klug sein.

„Wie alt bist du, Hadri?"

„Achtunddreißig, dünkt mich, oder so herum."

„Gut, nun höre. In der Mitte deines Lebens kommt ein Mann und macht dich zum Miteigentümer eines großen Vermögens.“

„Ich habe in jener Nacht von dieſem Vermögen einen Begriff bekommen.“

„Ein rechter Mann muß auch die Gefahren ſeines Berufs zu tragen wiſſen.“

„Ein rechter Mann wünſcht das, was er liebt, allein zu beſitzen.“

„Ah — du willſt gleich das Ganze haben. Ich begreife es.“

„Papa, ſtelle dich nicht ſo. Du verſtehſt mich recht gut.“

„Nur gelaſſen, mein Sohn, die wichtigſten Dinge immer mit Ruhe. Alſo, du willſt nicht?“

„Ich denke, du wirſt nicht mehr über meine Willensſtärke zu ſpotten haben.“ Alles zuckte und zitterte in der Bruſt Hadrians, als er dieſes ſagte.

„Willensſtärke! Dann weiß ich nicht, was Eigenſinn iſt. Nun, es hat weiter nichts zu ſagen. Wiſſe, Hadrian, was ich bloß thue. Ich verkaufe den ganzen Plunder an eine Aktiengeſellſchaft und ziehe mich mit Helene auf einen Ruheſitz zurück.“

„Na alſo! Endlich wär's heraus!“ rief Hadrian, ſchrill auflachend. „Dahin geht's. Deshalb ſollen Bauern betrogen werden. Darum wird einer geſucht, der die Laſt und Verantwortung trägt. Damit der Herr

mit der Zote ein vergnügtes Leben führen kann. Ich gratuliere."

Das endlich war genug. Ohne auch nur noch ein Wort zu verlieren, wendete Hausler senior sich und schritt zwischen den Gärten dem Wirtshaus zu, wo der Wagen bereit stand. Er hatte nicht mehr umgeschaut. Er stieg gelassen in den Wagen und fuhr der Fletz zu.

Hadrian stand an einem Birnbaum. Er war betroffen. Ihm schwante, als wäre er jetzt nicht stark gewesen. —

Am nächsten Tag ließ Hausler seinen Sohn zu sich in's Bureau bitten. Es war halb zwölf Uhr, die Stunde, da er Fremde zu empfangen pflegte. Er empfing ihn schweigend, feierlich. Dann schloß er die Thür ab und ging an den Schreibtisch. Dort lag ein Schriftstück. Das entfaltete er und sagte: „Das wäre zu unterschreiben."

„Was ist es?" fragte Hadrian heiser.

„Bitte!"

Hadrian durchflog die Schrift, und hastig schrieb er darunter seinen Namen.

„Danke!" sagte Hausler und faltete das Papier zusammen. „Das wäre abgemacht. Ihres Pflichtteils wegen ist Doktor Kerbholz informiert. Es steht von dieser Stunde an zur Verfügung."

Die beiden Männer verneigten ſich gegenſeitig — gemeſſen, ſchweigend.

Den Rückweg aus dem Zimmer nahm Hadrian nicht, wie er gekommen, durch die Geſchäftsſtuben, ſondern durch die Thür, die nach der Freitreppe führte.

In einem Hotel einlogiert, ſchrieb der Enterbte ins Tagebuch: „Heute endlich bin ich geſtorben — und neu geboren!“

Hadrian hatte die Wiedergeburt mit Sekt gefeiert. Ganz allein unter den roten Sammetmöbeln des Hotelzimmers. Am nächſten Morgen ekelte ihn, that ihm der Kopf weh, im Hinterſchädel, wo das Gehirn ſein ſoll.

Nun hatte er's ja. Er war erlöſt, war frei. Arm und bedürfnislos ſein iſt ein von Dichtern geprieſenes Glück. Er hatte einmal davon geleſen.

Sein nächſter Gang war zu Doktor Kerbholz. Der war diskret, folgte ihm das Seinige ohne weiteres aus und fragte nicht, wieſo das gekommen.

„Es iſt ja leider nur das Pflichtteil," ſagte er in ſeiner gefälligen Weiſe, „aber das Pflichtteil eines Millionärs läßt beim beſten Willen kein aufrichtiges Bedauern aufkommen. Lieber von einem Papa Hausler enterbt ſein, als des Univerſalerbes irgendeines andern in der Fletz ſich zu erfreuen. Darf ich gratulieren?"

„Gratulieren iſt artig," verſetzte Hadrian. „Wenn Sie mir aber das Zeug gut verwalten möchten, Herr Doktor, ſo wäre das noch artiger. Aber keine Papiere, wenn ich bitten darf. Die allerbeſten am wenigſten und ſchon auf gar keinen Fall etwaige Aktien der Stahl- und Eiſenfabrik Hausler und Kompagnie. Ich begnüge mich mit Sparkaſſezinſen."

„So. Ihr Papa würde Sie zwar ob ſolcher

Mißwirtſchaft neuerdings enterben, wenn es zweimal geſchehen könnte."

„Danke. Mir iſt das eine Mal genug."

„So wollen wir das Geld in mehreren Sparkaſſen verteilen, und Sie werden die Renten bei mir in Empfang nehmen, nicht wahr?"

„Ich werde Ihnen ſchreiben."

„Bleiben Sie nicht hier?"

„Nein."

„Was werden Sie denn beginnen, Herr Hausler?"

Hadrian zuckte die Achſeln und empfahl ſich.

Er hatte ihnen doch immer zu viel geredet und zu wenig geleiſtet. Nun ſollen ſie es nicht hören, ſondern ſehen, was er kann. Verachtung, die ſagt man nicht, die ſchweigt man.

Die Pferde ſind geſattelt.

Zwei braune Magyaren, ſtolz die Köpfe haltend, übermütig mit den Vorderfüßen ſtampfend, wenn ſie drei Minuten auf dem Hofpflaſter ſtehen ſollen. Dieſen leblustigen Hengſten wurde ein neuer Landauer angeſpannt, mit dem ſchweren Lederkoffer hinten — dem Felleiſen eines armen reiſenden Millionärs.

Und der Kutſcher?

Es war einmal ein Stallknecht. Ein kleiner, rundlicher Burſche mit kaſtanienbraunem Haar, das — immer hübſch nach rückwärts gekämmt — hinten lang und weich hinabhing bis zur Schulter und dort in gerader Linie abgeſchnitten war. Wenn der Junge den Kopf ſchüttelte, was manchmal wohl geſchah, ſo ſchlug das Gelocke wie ein Pendel hin und her. Vorwitzige Leute nannten ihn den „Fliegenwachel". Sei es drum — ſie ſind Herr ihrer Zunge, oder ſind es oft auch nicht. Er iſt Herr ſeines Hauptes und iſt es immer. So deutete er ſich's. Weil er einfältig war, ſo machten ſie ſich gern über ihn luſtig. Aber ſo oft man ihn berührte, ſprang ein Funken aus ihm, mit heiterem Wort gab er alles zurück. Anſtändige Leute, meinte er, dürfen nichts ſchuldig bleiben. Der Burſche war kaum an die achtzehn, ſein rundes, weißes Geſicht hatte etwas Mädchenhaftes, und es blieb nicht viel Kohlenſtaub kleben an ſeinen Wangen.

Er war das Ziehkind einer alten Hökerin und hätte sich in der Fabrik als Kohlenträger und Aschenausführer fortbringen sollen. Dagegen pendelte er aber seine Locken! Kohlen und Asche — da waren ihm lebendige Sachen lieber. Zum Beispiel Pferde, bei denen er sein Nachtlager hatte. Zu diesen schickte er sich besser, als zu Asche und zu Leuten. Und wenn manchmal wilde Tiere im Stall standen, mit denen keiner was anzufangen wußte, so kam just einmal der kleine Saberl herbei und beschwichtigte sie sofort. Mit der Fahne hätten sie den Jungen an die Wand schlagen können, und doch ließen sie sich alles von ihm gefallen. Wenn die Rösser mit den Beinen stampften, guckten sie vorher beinahe, ob nicht der kleine Saberl darunter sei. Wenn er nächtigerweile in ihrem Futterbarren lag, plauderte er vor dem Einschlafen mit ihnen, und wenn sie ihn beschnupperten und sein Haar für Heu nehmen wollten, lachte er sie laut aus.

Mit dem Saberl war es am allersichersten zu fahren. Aber Hausler senior wollte den „Zwerg" nicht auf dem Bock sehen. Dem stand die Livree mit den großen Silberknöpfen, wie dem Kasperl die Generalsuniform. Mit einem solchen Geschöpf, das von den Leuten anstatt Sabin oder Saberl mit Vorliebe sogar „Tschapperl" geheißen wurde, konnte der Chef von der Fletz schlechterdings nicht auf die Straße fahren. Der

Tschapperl also wurde degradiert, er kam von den Pferden wieder zu den Leuten. Allerdings als einer, der überall gern gesehen ist. Sie verspotteten ihn, trieben mit ihm Schabernack, aber liebten ihn, konnten oft kaum erwarten, bis er kam — denn Saberl war Briefträger geworden. Die Briefpost für zweitausend Personen der Gewerkschaft hatte er zu bestellen, und das that er weitschrittigen Ganges mit aller Gewissenhaftigkeit und Würde. Nur junge Weibsleute foppte er gern. Was er heute wieder für einen im Sack habe! Aber Bestellgebühr wäre dafür zu entrichten. „Tausend Küsse" seien sicherlich wieder in dem Brief, davon gebührten dem Zusteller fünf Prozent! Etliche gab es immer in der Fabrik, die diese Prozente prompt entrichteten, worauf der Saberl allemal mit der Zunge seine Lippen leckte, um auf den Geschmack zu kommen. Und einmal gestand er, seines Dafürhaltens zahle es sich kaum aus, daß man von diesen Dingen so viel Aufhebens mache.

Diesen jungen Menschen nun hatte Hadrian zu seinem Kutscher erkoren. „Aber du mußt nicht fragen, Saberl, wohin wir fahren!"

Trällerte der Junge: „Ich komm und weiß nit, woher, ich fahr und weiß nit, wohin — derowegen ich so lustig bin."

„So ist's recht, Saberl. Nicht fragen, nur wagen."

Stellte der Junge ſich treuherzig hin: „Gnädiger Herr, ein ſchönes Gebitt hätt ich. Nit alleweil mich Saberl heißen, das bin ich nit gewohnt. All haben ſ' mich den Tſchapperl geheißen — wiſſen S', weil ich halt eins bin. Und wenn ich immer einmal Narrheiten treib, thun S' nit bös ſein. Weil S' eh wiſſen, daß ich ein Tſchapperl bin."

„Du ſollſt aber geſcheit ſein, Junge."

„Ich bitt, gnädiger Herr, ich mag nit geſcheit ſein. Weil einem dann die Dummheiten noch ſchwerer aufgemeſſen werden."

„Du biſt ſchlau!" lachte Hadrian. „Ich will dir ſagen, daß es zweierlei Dummheit giebt. Die eine kannſt du treiben, ſoviel du willſt. Wenn du mir aber von der andern Gattung eine machſt, dann verjage ich dich. Verſtehſt du?"

„Das iſt leicht zu verſtehn, gnädiger Herr. Dirndl keins anſetzen, gelt?"

„Ah, ſo iſt's nicht gemeint."

„Alſo nit Tabakrauchen?"

„Ganz angenehm; ſoll aber kein Verbot ſein."

„Alſo, nachher nit ſtehlen."

„Das ſtimmt," ſagte Hadrian, der ſich in ſeiner ſittlichen Würde nachgerade entzückend vorkam. „Ehrlichkeit iſt prima. Tſchapperl will ich dich auch nennen, dafür ſollſt du als Gegendienſt nicht gnädiger Herr zu mir ſagen. Ich bin bloß dein Herr, und ob ich gnädig

bin, das muß ſich erſt zeigen. Bleibſt du brav, ſo wirſt du nicht klagen."

„Und bei mir iſt's auch ſo. Ein Herr, der mir anſteht — dem ſoll bei mir nix fehlen."

„So nimm Abſchied von Vater und Mutter, von Bruder und Schweſter. In zwei Stunden reiſen wir, und du wirſt nie wieder zurückkehren."

„Ich hab niemand. Ich bin allein," ſagte der Saberl. Dann ging er zu den Pferden und beſorgte ihre Ausrüſtung.

Hadrian hatte ein Hochgefühl, das ihm bisher unbekannt geweſen. Er kam ſich ordentlich erhöht vor, ſeitdem er mit dem Alten gebrochen. Und der Verkehr mit dem Jungen gab ihm ſo eine Art gemütliches Gleichgewicht. Vor ihm lag eine neue Zukunft, die völlig dunkel war. Was wollte er nun? Er wußte nur, was er nicht wollte, und das war ſchon etwas. Hier wollte er nicht bleiben, ſein altes Leben wollte er nicht fortſetzen. Und weiter? Da er zu ahnen begann, daß auf das menſchliche Wollen kein Verlaß iſt, ſo wollte er nichts, als ſich dem Zufall überlaſſen. Dem Zufall und dem Tſchapperl.

Die Pferde ſtehen alſo eingeſpannt und ſtampfen ungeduldig auf dem Pflaſter. Im Wagen zurückgelehnt der einzige Sohn des reichen, gewaltigen Hauſler. Auf dem Kutſchbock der Junge im grauen Anzug, am Filzhütlein die Feder.

„Vorwärts!“

Der Saberl rührte ſich nicht. Das Fragen war ja verboten.

„Vorwärts!“

Da wendete der Junge ſich ſeitlings und ſagte leiſe über die Achſel zurück: „Ihr Kutſcher iſt ſo geſcheit, daß er nicht weiß, wohin er fahren ſoll.“

„Und dein Herr iſt ſo klug, daß es ihn gleichgültig läßt, wohin du fährſt.“

„Na, dann wiſſen es vielleicht die Röſſer,“ ſagte der Junge und ſchlängelte ihnen den Leitriemen über den Rücken. Sie zogen friſch an und trabten mitten auf den großen Platz hin. Dort ſtand eine ſteinerne Säule, davor hielten ſie an. Die Säule war vor zweihundert Jahren zur Zeit graſſierender Peſtilenz errichtet worden zum Sühnopfer. Am Schaft hinan ſtanden die vierzehn Nothelfer, oben die heilige Jungfrau.

„Iſt's recht da?“ fragte der Saberl.

„Sieh einmal auf den Giebel des Beamtenhauſes, Kutſcher. Siehſt du dort die Windfahne? Na, wohin zeigt ſie?“

„Gerade gegen die Sonnenſeite. “

„So fahre der Sonne zu in des Teufelsnamen.“

Der Junge ſtutzte einen Augenblick, dann ſagte er leiſe: „In Gottesnamen!“ und fuhr los.

Es ging zwischen den rostbraunen Gebäuden entlang glatt voran auf offener Straße gegen Süden.

An den Abladeplätzen, wo haufenweise die rostigen Kessel, Blechplatten, zerfressenen Röhren und anderes Eisengerümpel lagen, begegnete ihnen der Herrschaftswagen. Die beiden saßen drinnen. Hadrian nahm sich vor, den Kopf nicht zu wenden, und hätte es so gerne gesehn, ob sie sich nach ihm umschauten. Nach einigen Sekunden blickte er aber doch zurück, gerade in dem Augenblick, als auch sie nach ihm ihre Köpfe gewendet hatten. Er knirschte vor Ärger. Sie sollen ja merken, wie grenzenlos gleichgültig ihm alles ist in diesem verrotteten Fletz — wie sie der gründlichen Verachtung und Vergessenheit hingeworfen sind, — beide.

Dann, hinter den Eisenbahndämmen, auf denen unter schrillem Gepfeife ununterbrochen die Lastwagen hin- und hergeschoben wurden, kamen Felder. Gelbe Halme neigten ihre Ähren in Bogen, der Rasenstreifen am Straßenrand war noch taunaß. An den Hügeln standen braune Rauchbänke von den Schloten. Aber die Luft wurde klarer, ein Mann schnitt Gras, und der Duft kam heran. Hadrian schrie so grell auf, daß der Saberl sich erschrocken wendete. Es hatte ein Jauchzen sein sollen. So frisch, so frei, so hoch war dem Mann ums Herz. In die weite Welt! Losgeschält aus allem Wust und Tand und Schund

und Unſinn — ein Menſch endlich! Ein menſchgegewordener Homunkel.

Aber dieſer Menſch war plötzlich wieder bange. Als ob ihm die Einſamkeit der Natur weh thäte.

„Saberl, haſt du all deine Sachen mit?“

Der Junge blickte nach allen Seiten an ſich hinab, betaſtete die Taſchen, die Glieder, ſchüttelte den Kopf. Taſtete neuerdings und begann — während die Tiere langſamer trabten — laut zu zählen: „Der Wäſcheſack, der Wettermantel, das Taſchenmeſſer, das Gewand, die Sackuhr, der Geldbeutel, der — das — Herr, ich hab was vergeſſen.“

„Was haſt du vergeſſen?“

„Ja, das weiß ich nit. Sieben Sachen ſoll der Menſch haben. Meine Kirchnermutter ſelig, die hat allemal geſagt, bevor ich in die Schule gegangen bin: Haſt deine ſieben Sachen? — Und jetzt hab ich nur ſechs mit. Und weiß nit, was mir fehlt!“

„Getröſte dich, Knabe, ſolange du's nicht weißt, fehlt nichts.“

Hadrian merkte, wie weiſe das klang. Ohne Zweifel, ein großer Menſch begann ſich in ihm zu regen. Doch bisweilen ging ein Ahnen durch ſein Weſen, als ob auch er etwas vergeſſen hätte in der Fletz. Und führte er doch in ſeinen Ledertaſchen, in ſeinem Koffer eine Welt von Habſeligkeiten mit ſich.

Nach einer Stunde wand die Straße ſich den

Scharberg hinan. Auf der Paßhöhe, wo die Säule mit dem Radſchuh ſteht, hielt der Wagen. Die Inſaſſen ſtiegen ab und ſchauten zurück. Ein roſtbrauner Dunſtqualm weit und weit hin. Die Schlote der Flez ſind in dieſem Qualm noch ſichtbar; und weiter hinten, ſchier wie in die bleigraue Bank hineingebaut, die ſich um den Sehkreis zieht, einzelne Kuppeln und Türme der Rieſenſtadt. Dort, dort! In jenem Dunſtbrodem das Häuſermeer mit ſeinen hunderttauſend Höhlen und Geſpenſtern, ein Ort für die Nacht und für die Sünde. Der Saberl duckte ſich und ſchaute zwiſchen ſeinen ausgeſpreizten Beinen durch — in jene Gegend hin. Das ſei ſein „Perſpektiv". Solches verſuchte wundershalber auch Hadrian, und er ſtaunte. Mit umgekehrtem Auge — man erkennt ſein Heimatsthal nicht wieder. Welch ein entzückendes Landſchaftsbild! Es wird wohl alſo ſein: was dich mit umgekehrtem Auge entzückt, das entzückt andere mit umgekehrtem Herzen! Sie alle, die mit Freuden in der Unnatur der Großſtadt leben, haben ein umgekehrtes Herz. Dem Auswanderer wurde das ſeine regſam. Lebe wohl, du Schöpfung der Hausler, du ſtolze Arbeitsſtätte in der Flez! Ich verachte dich!

„Vorwärts! Der Sonne zu! Kleiner Kerl!"

In demſelben Thal, durch das Hadrians Wagen auf Gummirädern weltflüchtig dahinglitt, ging auch die Eiſenbahn mit ihren endloſen Güterzügen, mit ihren fliegenden Eilzügen, mit ihren Drähten, in denen die Weltereigniſſe, die Börſenberichte, die Defraudations- und Selbſtmordsanzeigen von Land zu Land zuckten. Hadrian fröſtelte. Ein eiskalter Blutstropfen rollte durch ſeine Adern. Er verſprach dem Saberl ein Trinkgeld, wenn er raſch fahre.

Der Junge murmelte darauf etwas.

„Wie? Haſt du etwas geſagt?"

„Ich hab mir nur gedacht?"

„Was haſt du gedacht?"

„Halt ſo, daß der Herr das gute Trinkgeld den Pferden geben ſollte. Anziehn müſſen die."

Es iſt wahr, dachte ſich Hadrian. Das Pferd wird zu Schanden gehetzt, und der Kutſcher ſteckt das Trinkgeld ein. Und da geben dieſe Leute vor, ſie liebten ihre Tiere. Es iſt alles Verrat.

„Fahre langſam!"

„Wohin, gnädiger Herr?"

„Zwei Gebote auf einmal übertreten. Soll ich dich erinnern?"

„Ich weiß ſchon. Das heißt, ich weiß nichts."

„Das macht nichts."

Nein, noch nie hatte Hadrian ſich ſo glücklich ge-

fühlt, als jetzt in dieser Unwissenheit, was die nächste Stunde für ihn sein wird. Den Einfältigen das Himmelreich. Wie wäre es, wenn er Christ würde, wirklicher Christ? In Einfalt leben, die Güter der Welt verachten, hieß es nicht so? Und das, was anderen so schwer ankommt, den Reichtum von sich zu werfen — bei ihm war es bereits geschehn. Er nahm die Sache jetzt so, als ob er freiwillig auf alles verzichtet, ja als ob er selbst in heiligem Zorn alles hingeworfen hätte. So kam er über den Ärger, daß seine Schwärmereien durch die ungeahnt eingetretene Enterbung zur Wahrheit geworden waren, am leichtesten hinweg. Nun soll das große philosophische Leben kommen: der Menschheit will er sich opfern, besonders den Armen. So oft an der Straße eine Jammergestalt auftauchte, ließ er den Wagen halten und beschenkte sie mit einer kleinen Münze.

„Ja, wenn der Herr alleweil Bettler machen thut, kommen wir nicht weiter!“ sagte der Saberl einmal.

„Bettler machen?“

„Aber natürlich! Wenn sie sich aufs Almosen verlassen, da thun sie nix.“

Ein wunderlicher Junge, dachte Hadrian. Er giebt manchmal zu denken. Giebt überhaupt zu denken. Wie lange kenne ich ihn denn schon? Zwei Wochen, oder drei. Und kommt mir doch dieses Gesicht

so längst bekannt vor. Mit dem Stumpfnasel und dem aufgeböschten Kindermund ein ganz hübsches Lärvchen. Und die kleinen braunen Augen, die so gern hinter den langen Granen verstohlen hervorgucken. Just, als ob hinter diesem Gesicht einer versteckt wäre, so ein — wie soll man denn gleich sagen! — Der gute Kamerad aus einem früheren Leben. Es heißt ja, daß man früher auch schon einmal gelebt hat, oder öfter als einmal. Die Genossen kommen wieder! Mag sein, mir ist das zu hoch. Merkwürdig nur, daß man dem einen gut ist und dem andern böse, und man weiß nicht warum. Vorwärts!

Weit und luftig lag die Gegend. Sonst hatte Hadrian, wenn er mit seinem Vater auf Landfahrten war, alles daraufhin ansehn sollen, was es wert sei, wie man es ohne viel Aufsehn an sich ziehn und ausnützen könne. Jetzt freute er sich des Gedankens, daß in diesem Haus glückliche Menschen wohnen, auf jenem Feld genügsame Leute arbeiten, in jenem Wald Jäger und Hirtinnen ein romantisches Liebesleben führen! Aber es empörte ihn auch der unlustige Geselle, der dort unter dem Ahorn faulenzte, während der Acker nebenhin brachlag und die daranstehende Hütte verlottert war. In qualmigen Straßenschenken saßen halbbesoffene Bauern und spielten Karten — und draußen die schöne, heilige Natur, die herrliche Luft, das köstliche Wasser, und jede Scholle lohnt

den fleißigen Spatenstiel. Konnten diese Leute nicht ein wahres Edelmannsleben führen im Vergleich zu dem Arbeiterfronwesen in den Fabriken und Städten! Sollte es doch wahr sein, daß unser gutes Landvolk morsch zu werden beginnt? Dann müßte es neu aufgefrischt werden.

Dort auf dem Hang arbeiteten ein Mann und ein Weib. Sie häufelten Kartoffeln an. Sie waren verkrümmt und schwerfällig. Hadrian ließ halten und lud die Leutchen ein, mit ihm ins Wirtshaus zu kommen, das an der Straße stand. Dort ließ er ihnen Wein auftragen, den besten, der im Keller war. Den Armen würde einmal ein gutes Tröpflein auch wohl bekommen. Das Getränk war stark, der Bauer schnob nach dem ersten Trunk aus der Kehle, sein Weib verkutzte sich an dem Schluck, geriet ins Husten, von dem es sich erst wieder erholte, als die Wirtin eine Schale warmer Milch gebracht hatte.

Schließlich waren die zwei Bauersleute froh, dem Wirtshaus und dem Fremden mit seinem gewaltthätigen Wein entkommen und wieder auf ihrem Kartoffelacker zu sein. Sie hatten nicht einmal dafür gedankt. Hadrian war darüber verdrießlich, er hatte gemeint, die ihnen erwiesene Gnade würde sie vor ihm zu Boden werfen, und sie würden ihm Lobsprüche stammeln. Schier erbarmte ihn sein gutes Herz, daß

es enttäuscht worden war. Er nahm sich vor, trotzdem gut zu bleiben.

Gegen Abend dieser ersten Tagesfahrt verengte sich das Thal.

„Fahrt's nur eini da!" rief den Reisenden ein alter Stromer zu und wies gegen die Schlucht. „Da drinnen giebt's was!"

„Und hier auch was!" sagte Hadrian, ihm einen Silberling in den Hut werfend. Der Stromer sah das Geldstück an, schmunzelte und rülpste. Er dünkte sich wohl schon im Vorgenuß der künftigen Freuden, die diese Münze bringen sollte.

Im schluchtähnlichen Thal eingeengt stand ein Fabrikort, endlos lang hingestreckt zwischen steilen Waldlehnen. Es waren die Kohlen-, Erz- und Graphitwerke zu Schuttenthal, denen sich Leder- und Papierfabriken anschlossen. Unsere Reisenden suchten einen Seitenweg, um diesen Ort zu umgehen; denn Hadrian wollte nicht noch einmal in den Rauch, Ruß und Gestank einer Industriehöhle untertauchen. Der Seitenweg führte über einen Bergrücken und war steinig, holperig. Der Saberl stieg aus, Hadrian blieb sitzen und dachte über das Weltelend nach.

„Ein verdammt steiles Luder, dieser Weg!" rief der Saberl recht vernehmlich. Aber der Herr blieb sitzen. Da befestigte der Junge an der Deichsel rasch einen Riemen und spannte sich den Pferden vor. Das

war dick, aber der Herr blieb sitzen. Die Pferde trappelten mit krampfhaften Beinen, sie strauchelten, die Steine gaben Funken. Es wollte rückwärtsgehen, statt vorwärts. Sollte er doch aussteigen? Hinten nachschieben? Nein, man muß den Meinungen eines Dieners nie zu weit nachgeben, das taugt nicht.

Der Wagen prallte von einem Stein ab und sank krazend nach vorn ein — die Achse war hin.

Der Saberl that einen Pfiff und starrte seinen Herrn an. Dieser begann zu fluchen.

„Das hilft nix," sagte der Junge und schupfte die Achseln. „Hab eh vorher selber geflucht, und der Herr ist doch sitzen geblieben."

Dann haben sie mit Hilfe von Landleuten den Wagen wieder ins Thal zurückgebracht und nach Schuttenthal hinein, um dort einen Wagner aufzutreiben. Nun beredeten sie auch, wie sie es hätten machen sollen, und Hadrian erklärte mit Bestimmtheit, daß sie nicht den Umweg über den Berg hätten nehmen sollen, daß sie ohne weiteres durch Schuttenthal hätten fahren müssen; in kaum einer halben Stunde wären sie durchgewesen, während sie so in dem verhaßten Industrieort übernachten müßten.

In Schuttenthal ging's merkwürdig her. Die Maschinen ruhten, und die Schlote hatten sich, wie der junge Rosselenker deutete, das Rauchen abgewöhnt. Hingegen waren alle Straßen und Plätze voll von

Arbeitern. So leidlich diese rußigen Kerle sich in den Blaublusen ausnahmen bei der Arbeit, so widerwärtig erschienen sie darin im Müßiggang, oder wenn sie, die rote Nelke im Knopfloch, durch die Straßen revoltierten. Das war Hadrians Meinung. Besonders, wenn sie Schlägel, Feuerstößer und anderes Werkzeug in der Hand hatten, wo es doch nichts zu bearbeiten gab, als die „Bourgeois", da waren sie dem Sohn des Großindustriellen besonders zuwider. Er sagte sich ja, daß ihm nichts geschehen könne, da er nun selbst zum Volk niedergestiegen sei, da er für die Menschenrechte eintreten werde — aber es war ihm doch unheimlich.

Auf Eckſteinen, an Brunnenständern standen schreiende Männer und verlangten in wilden Worten Arbeitsverkürzung und Lohnerhöhung. Und das trug sich fort von Gasse zu Gasse, überall, wo es an Rotten stieß, Beifallsgeschrei entzündend. Wirtshäuser waren mit roten Fahnen geschmückt, und drinnen surrte es wie in Bienenkörben vor dem Schwärmen. Manch kreischende Stimme stach hervor: „Nieder mit dem Kapital!" „Und den Kapitalisten!"

Die Herren- und Beamtenhäuser hatten ihre Thore und Fenster fest geschlossen und schienen ausgestorben zu sein. Stellenweise schritten Gendarmerieabteilungen dahin; die Spitzhauben waren recht nach-

sichtig gegen die lärmenden Massen, die ihnen freilich hundertfach an Zahl überlegen sein mochten.

Als unsern Reisenden diese Lage klar geworden war, bogen sie rasch in eine dunkle Seitengasse und ließen dort den Wagen in eine alte Scheune schieben, überließen dort den Wagen einem alten Schmiedemeister. Hadrian war gewillt, sich später unter die Männer zu mischen, die um ihre Rechte kämpften. Einstweilen stand er hinter einer Bretterwand und lugte durch eine Spalte auf die wogende Menge hinaus, wo die Losung laut geworden war: „Auf in die Stadt! Auf in die Fletz!"

Bei einer Schustersfrau fanden sie endlich besseren Versteck. Ihr waren die schützenden Männer sehr willkommen, denn sie war allein zu Hause. Meister und Gesellen waren irgendwo in den Herrenhäusern, um etwaige Schätze zu bewachen und in den Kellern zu bergen. Ihre Leute, erzählte die Frau, wären noch nicht verrückt und würden es auch nicht werden. Ihr Mann gebe anständigen Lohn, sie anständige Kost und ordentliches Quartier, die Arbeitszeit sei eher zu kurz als zu lang; ihr Mann sage immer, man dürfe den Leuten nicht so viel freie Zeit lassen, um sich zu Schanden zu saufen. So herrsche in ihrem Haus noch altbürgerliche Ehrbarkeit. Aber an den Fenstern keiften Arbeiterweiber vorüber: es wäre

nicht mehr auszukommen, der Lohn zu gering, Fleiſch, Kaffee, Zucker zu hoch!

Warum die Leute ſich nicht in Bauernhöfe verdingten, wenn ſie in der Fabrik nicht auszukommen glauben? Das fragte Hadrian. Die Schuſtersfrau lachte ihm ins Geſicht: „In den Bauernhöfen? Was denkt man? Von dort kommen ſie eben her. Iſt's ein Wunder? Nach Fleiſch, Kaffee und Zucker ſchreien ſie. Bei den Bauern ſchimmliges Brot, ſaure Milch und anderes Gefraß. Und nit einmal das genug. Was glauben Sie denn? Ich hab einen Buben in der Bäuerei gehabt. Vier Wochen, dann hat er genug gehabt bis da herauf!" Sie legte die Scheide der wagerechten Hand an den Hals. „Daß ich nit lüg: nit einmal, zehnmal iſt er vom Leuttiſch hungrig aufgeſtanden und zum Schweinstrog gegangen. Und nachher das Bett! Ich red nit. Ich ſag nur ſoviel: ich red nit."

Eine Magd miſchte ſich ins Geſpräch: „Nur probieren, wer's nit glaubt! Bei den Bauern iſt unſereins ein Hund, muß kuſchen, hat keine Anſprach, keine Kameradſchaft, überall zuwidere Geſichter und Leutſchinderei zwölf Stunden und länger, alle Tag. Schon gar, wenn der Hausvater ein Vieh und die Hausmutter ein Drach iſt. Mag nachher ſo ein armes Dienſtbot wohl liederlich werden, damit es bald in die Höll kommt. Dort hat ſ' es beſſer, wie ein altes,

mühseliges Leut beim Bauer! Just einmal probieren! Die Dummen bleiben beim Vieh, die Gescheiten gehen in die Fabrik, halten dort zusammen und wehren sich um ihr Sach. Recht haben sie!"

„So ist's!" bestätigte die Schustersfrau. „Und jetzt marsch zu deiner Wäsche!"

Die Magd stand da, kreuzte über der Brust ihre Hände und grinste der Meistersfrau höhnisch ins Gesicht. Was wagt die Meisterin? Hört sie nicht, was draußen vorgeht?

Als es dunkelte, kam der Meister nach Hause. Den braunen Lederschurz um, die Hemdärmel über die derben Arme zurückgestreift bis hinter den Ellbogen, als ob er von der Werkstatt käme.

„Wo hast du die Gesellen?" fragte sein Weib scharf.

„Futsch sind sie."

„Was sind sie?"

„Die falschen Bestien! Mit solchen Leuten gegen die Roten marschieren wollen! Zu dumm! Kaum kommen wir auf den Platz, wo der Krisel predigt, tritt der Lump, der Altgesell, mir ins Gesicht, auf Spannweite, sag ich dir, und schreit: Schuster! Zwanzig Prozent Lohnerhöhung von heut ab!"

„Unser Altgesell?"

„Der im Haus alleweil so duckmäuserisch ist gewesen."

„Und du? Du lassest dir das gefallen von diesen Knochenbohrern? Du gehst nit zu den andern Meistern und sagst: Männer! Streiken auch wir! Und hungern sie aus! Ich, wenn ich Mann wär!"

„Die Kleinmeister streiken, meinst du? So! So!" Mit höhnischem Mitleid schaute der Schuster sein Weib an. „Die Meister streiken! Just auf das warten sie ja, die Großfabrikanten."

Jetzt wurde die Meisterin wütend. Mit ausgespitzten Ellenbogen schoß sie im Haus umher. Wenn es so weit sei, dann thue sie auch mit!

„Meiner Seel, ich selber!" knirschte der Meister.

Unsere Reisenden suchten zur Not ein Abendbrot zu bekommen — dem Saberl schmeckte der alte Käse, dem Hadrian schmeckte er nicht — und zogen sich ehestens zurück in eine Strohkammer. Als sie auf dem Stroh lagen, sagte Hadrian verzagt: „Ich glaube, Sabin, jetzt heißt's mitgefangen, mitgehangen."

„Nit gefangen, nit gehangen, Herr! Ich denk, wenn's alle thun, wir empören uns auch!"

„Wir? Ja, Saberl, gegen wen denn?"

„Das weiß ich selber nit genau. Empören wir uns halt just einmal." Sein rotes Sacktuch knüpfte er an den Peitschenstab und steckte es zum Kammerfenster hinaus. Also war das ganze Schusterhaus revolutionär geworden.

Trotzdem murmelte der Saberl seinen friedlichen Abendsegen und horchte den Pferden zu, die im Nebenraum untergebracht waren; sie gebärdeten sich unruhig, stampften und schnoben.

„Sie empören sich halt auch," sagte der Saberl. „Nachher gehen wir zu Fuß ins Holland, oder wohin lauter."

Als sie schon ruhten, rief plötzlich vor der Kammerthür die Schustersfrau: „Will nit fragen, wer die Herrn sind. Aber lieber wär's mir schon, sie thäten ihr Nachtquartier anderswo suchen. Bei den unruhigen Zeiten kann man nit wissen, was geschieht. Der Lampelwirt nimmt Ihnen gern, der hat gute Betten."

Der Saberl erhob ein lautes Schnarchen, und das war die Antwort. Und als sie draußen nicht mehr redete, flüsterte er: „Wegen meiner, ich bleib liegen. Ich geb mich nit zu erkennen, und der Herr, werd ich sagen, ist mein Bedienter."

„Ganz so weit sind wir noch nicht, Saberl."

„Ganz so weit sind wir schon," versetzte der Junge lustig. „Vor acht Tagen hätt ich mir's freilich nit eingebildet, daß der Herr Hausler sich vom kleinen Saberl bedienen lassen wollt!"

„Und wer bedient wird ist der Bediente, meinst du? Sei jetzt lieber still, ich bin gar nicht gelaunt,

um Späße zu machen.“ Seine Kehle war eng geworden, sein Gaumen trocken, so sehr quälte ihn die Angst. Der Lärm auf der Straße war wie ein Sturmwind, bald toste er, bald zischte und pfiff er, dann rollte er gleichmäßig dahin. Aber als Hadrian zu hoffen begann, es werde sich sachte beruhigen, entstand unmittelbar vor der Kammerthür ein Gepolter. An der Klinke wurde gerüttelt und jemand hielt in gewaltsamem Hochdeutsch eine Ansprache: „Pardon, recht schön! Wir sind schon so frei. Wohnen dahier nicht der hochwohlgeborene Herr von Hausler? Wir möchten gern unsere Aufwartung machen. Müssen schon um Entschuldigung bitten, aber wenn die Herrschaften Besuchszeit haben, müssen wir arbeiten. O Verzeihung, da ist was gebrochen!“ Denn es war vor dem Ansturm die Thür geborsten.

Während das vorging, hatte der Saberl so viel Stroh über seinen Herrn geworfen, daß dieser ganz verdeckt war. Als die rote Fackel hereinleuchtete, lag der Junge einsam und allein auf dem Schaub, und das Gesicht in den Ellbogen bergend, wimmerte er: Papa! Papa! Wenn doch Papa da wäre!“

„Ach, das ist ja nicht der Alte!“ rief einer der Eindringlinge. „Was nutzt uns der Junge!“

„Er soll mit zum Lampelwirt! Er soll mit uns Wein trinken. Er kennt die guten Marken.“

Die Treppe herauf kam ein Gendarm: „Meine Herren! In Privathäuser eindringen, das geht nicht!“

„Sein S' beruhigt, Herr Juſtizrat, es g'ſchieht nix. Herr Hausler junior von der Fletz will mit uns Bruderſchaft trinken.“

„Ei Kinder!“ rief einer. „Laßt ihn gehn, den Herrn Junior. Iſt eh ein armer Teufel, der!“

Und ein anderer lachte: „Iſt ja auf der Flucht nach Ägypten, wie man hört. Seit ihm der Herr Papa das Menſch hat weggenommen.“

Sie lachten grell und roh. Nur einer ſpielte den Mitleidigen und ſagte im Klageton: „Armer Kerl!“

Dann haben ſie ſich zurückgezogen. Und als es in der Kammer wieder finſter und ruhig war, begann der Junge zu kichern. Hadrian kroch aus dem Strohgrab und wiſchte ſich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn.

Im Tagebuch findet ſich dieſe Nacht romantiſch aufgeputzt, als ob Hadrian auf die Gaſſe geſchleppt, in Gefahr geweſen wäre, getötet zu werden, und nur durch Mut und Geiſtesgegenwart ſich und den Kutſcher gerettet hätte. Daneben aber die Bemerkung: „Auch der Sabin hat ſich tapfer gehalten.“

Am nächsten Morgen war es in Schuttenthal ruhig. Da auf der Bank, dort auf dem Rasen lag ein Übernächtiger. Der Gemeindediener klebte grüne Zettel an die Straßenecken. Eine halbe Stunde Arbeitverkürzung bewilligt. Die Erwachenden rieben sich mit den Fäusten die Augen, schlüffelten träge hin, lasen die Zettel und murrten.

Besseres wußte der Sabin. Der Wagen war hergestellt, zwar die Gummireifen hatten geopfert werden müssen. Das war nichts für die rauhen Pfade des neuen Lebens. Als unsere Reisenden davonfuhren, zog mancher vor ihnen den Hut.

„Sind halt doch brave Leut!" sagte der Saberl.

„Hurtig, hurtig voran!"

An demselben Tag fuhren sie nur fünf Stunden und nahmen früh Herberge. Es war ein altes Hospiz an der Reichsstraße, sie fanden es dort wesentlich heimlicher als in Schuttenthal, und der Saberl schlug vor, das Haus zu kaufen. Denn es hatte einen schönen, geräumigen, luftigen Pferdestall. Hier wollten sie sich für die Unbilden der vorigen Nacht entschädigen. Der Junge hatte Koffer und Taschen auf seines Herrn Zimmer geschleppt und untersuchte die Thürschlösser. Nach dem Abendessen, das sie gemeinsam auf dem Zimmer eingenommen hatten, stand der Saberl eine Weile vor der Thür.

„Du wünscheſt?"

„Herr!" ſagte der Junge. „Der Hausknecht iſt ein ordentlicher Menſch. Des Wirts Röſſer hält er gut, die glänzen wie Sammet und Seide. Ich möcht meine Pferde keinem anvertrauen, aber dem ſchon, dem. Daß ich da beim Herrn ſchlafen kann im Nebenſtübel."

„Was?" rief Hadrian. „Ich glaube gar, du fürchteſt dich!"

Der Saberl geſtand, er fürchte ſich, ſetzte aber nicht bei, für wen!

„Gut," ſagte Hadrian mit leutſeliger Großmut, „du darfſt in meiner Nähe bleiben. Kannſt im Vorzimmer ſchlafen, auf dem Soſa."

Da meinte der Junge, dem Soſa traue er nicht. Solche Soſas wären katzenfalſch. Sobald man ſich hinlege, um darauf zu wachen, ſei ſchon das Pechmannel da und klebe die Augen zu. Er wolle ſich ein anderes Bett machen. Und ſchob die Stühle an den Koffer, breitete den Wettermantel darüber, legte ſich darauf. Neben ſich legte er den Oſenſchürhaken. „So! Jetzt ſollen ſie nur kommen!"

Hadrian konnte auch nicht ſchlafen. Er ſchrieb in ſein Tagebuch. Da ſprach der Junge zur offenen Thür hinein: „Sollt ich daheim nit mein Kugelſchnellerl vergeſſen haben?"

„Haſt eins?"

„Vergessen zu kaufen.“

„Gut, du sollst einen Revolver haben.“

„Nachher hätt ich ja meine sieben Sachen bei einand.“

Hadrian legte seinen Stift weg, hüllte sich in ein Plaid, ging ins kleine Zimmer und setzte sich neben den Jungen aufs Sofa.

„Bleib liegen, Saberl.“

„Wenn ich Verlaub han,“ sagte der Junge und legte sich den rechten Arm unter den Kopf. Er hatte ein weitärmeliges, gestreiftes Hemd an. Von seinem braunen Haarwedel lag ein Fetzen über die Wange herab, und so guckte er munter auf seinen Herrn.

„Nicht wahr, Saberl, du hast auch keinen Schlaf?“

„Na.“

„Sage mir einmal, wie alt bist denn du eigentlich?“

„Ich? Das weiß ich nit genau. So vierzig oder sechzig. Kann's nit genau sagen.“

„Tschapperl! Vierzig! Sechzig! Du bist doch höchstens achtzehn oder neunzehn!“

„Zu dienen. Ich kann auch siebzehn sein. Mir ist das gleich.“

„Sage mir doch auch einmal etwas von deinen Eltern.“

„Von meinen Eltern?" Der Junge schüttelte ein wenig den Kopf. „Das alte Fräulein, die Kirchnerin, werden Sie eh gekannt haben. Das ist halt meine Mutter gewesen."

„Die Opstlerin?"

„Gefunden, sagen sie, soll sie mich haben. Und nit mehr zurückgegeben. Weil sich niemand gemeldet hat. Das ist wohl eine gute Frau gewesen, die Kirchnerin. Wenn die mit wär gewesen —" Er rückte sein Haupt und schlug sich mit der Hand die Locke aus dem Gesicht. Sehr leise sagte er es: „Für die wär ich wohl schuldig, zu beten . . ."

„Und deine rechte Mutter?"

„Die soll frühzeitig verstorben sein. Eine Nähterin oder Wäscherin oder so etwas."

„Eine Nähterin oder Wäscherin?"

„Ich weiß nichts Rechtes."

„Und dein Vater?"

Sabin schwieg ein wenig still, und dann sagte er: „Nix. — Ein Windel-Findel-Kindel."

Nach diesem Gespräch saß Hadrian noch ein Weilchen still da, dann ging er in sein Zimmer, in sein Bett. — Ein Findelkind. Bei solchen Geschöpfen weiß man's nie, ob's nicht irgend ein — ein Vetter ist. —

Auf dem Bett lag ſchon lange die Sonne. Hadrian würde noch immer nicht aufgewacht ſein, wenn ihm die Fliegen nicht gar ſo keck über das Geſicht ſpaziert wären. So ſtand er auf und wollte heute einmal die Stiefel mit den hohen Glanzröhren anthun. Aber er brachte ſie nicht an die Beine, und der Saberl war ſchon auf und davon. Er ging ans Raſieren, und im ſchiefhängenden Spiegel ſich betrachtend, fragte er: „Dreißig oder ſechzig? Am Ende weiß es auch ich nicht. Wenn einer Tag für Tag ſein Geſicht anſchaut, ſo merkt er's nicht, wie es ſachte altert.“ Der Taufſchein vor ein paar Tagen war ſehr artig geweſen. Erſt den Vierzig nahe. Da iſt noch nicht aller Tage Abend. Das Blut iſt auch noch hübſch warm — bis auf den verdammten Tropfen, der wie ein Eiskügelchen durch die Adern rollt, einmal hier, einmal da den unheimlichen Schauer hervorbringt. Das Haar hat noch keinen weißen Faden trotz der — „ſorgenvollen Vergangenheit“, hätte er beinah geſagt. Wenn der Bart nicht wäre, das Geſicht dahinter iſt gewiß noch ſehr zierlich. Einen „Es iſt erreicht!“ hatte er ſich immer gewünſcht, aber der Schnurrbart wollte nicht, der hing immer an beiden Seiten niederwärts, wie bei einem Janitſcharen. Alſo — weg mit ihm. Zuerſt die Schere, dann das Meſſer, und vor dem Spiegel ſtand ſchmunzelnd ein Jüngling im lockigen

Haar. „Wer ein neues Leben anfängt, der beginne mit der Jugend!“ ſteht im Tagebuch. Hadri Hausler begann mit dem Kindiſchſein.

Dann ging er in den Hof hinab, um ſein Findelkind zu ſuchen. Das war natürlich im Stall bei den Pferden geweſen. Nun ſtand Sabin am Hausbrunnen und wuſch ſich. Mit den hohlen Händen ſchüttete er das Waſſer ins Geſicht und ſprudelte es wieder von ſich. Als er ſeinen Herrn ſah, ſchrie er auf und krümmte ſich vor Lachen.

„Ein ganz klein bißchen Reſpekt, mein lieber Saberl!“

„Aber! Aber! Aber!“ lachte der Junge und klatſchte mit den flachen Händen auf die Oberſchenkel ein. „Der Herr hat ja ſeinen Schnurrbart verloren bei der Nacht!“

„Wir haben es im Schuttenthal erfahren, wie gefährlich es unter Umſtänden iſt, als ein Hausler zu reiſen.“

Der Junge ward verlegen. „Ich hab ja den ſchuldigen Reſpekt vor dem gnädigen Herrn. Aber eins muß ich noch ſagen — bitt unterthänigſt, ſonſt muß ich erſticken dran.“ Er brach wieder in ſein Lachen aus. „Der gnädige Herr, der ſchaut jetzt aus — der ſchaut aus wie —“ keuchend vor Lachen ſtieß er es hervor, „wie die Käs-Kundl in der Fletz!“

„So. Na — ich dank ſchön.“

„Ich muß mich bedanken, daß ich's hab sagen dürfen." —

Hernach Frühstück, Einpacken, Weiterfahrt.

An einem Wasser ging es dahin. Die Berge waren nicht hoch, aber dicht mit Erlen- und Brombeersträuchern bewachsen. An der Flußseite stürzten sie in felsigen Terrassen ab. An der Straße bisweilen Steinschlägerhütten und runde Meilensteine, die darthaten, wie weit die große Stadt mit der Fletz schon hinten lag.

Wendete sich der junge Kutscher wieder einmal um: „Wie weit denn noch?"

„Ja, mein lieber Saberl, wenn du's nicht weißt!"

„Ich weiß es schon," sagte der Junge schalkhaft. „Wenn wir alleweil grad ausfahren, rund um und um, so kommen wir wieder in die Fletz."

Hadrian schien es darauf ankommen lassen zu wollen. Er lehnte sich in den Wagen zurück, und bei dem immerwährenden Rollen und Wasserrauschen begann es in ihm zu sinnen, zu träumen.

— — Also wie die Käs-Kundl in der Fletz! Die alte Frau, die mit Käse und Butter handelt und über ihrer langen Nase gern einen Filzhut trägt. Wenn mir recht ist, die Mutter von —. Vor Jahren, als ihr Töchterlein noch lebte, hat sie eine Wäscherei gehabt. Ums Mädel war's schade. Ach, sieh einmal,

jetzt weiß ich auch, an wen mich Sabins Geſicht erinnert. Ich der Alten ähnlich und er der Jungen! Komiſch, das. Komiſch. — Na ja, bei den Millionen von Menſchen in der Welt kann nicht jeder anders ausſehen . . .

Am Nachmittag begann es zu regnen. Ganz ſachte aus leichten Wolken. Der Saberl meinte, es ſei ein Glück, daß es nach den heißen Tagen nicht grob käme. In demſelben Augenblick röchelten die Wolken. Der Junge nahm ſeinen Lodenhut ab und löſte von ihm die graue Geierfeder. „Daß 's nit einſchlägt."

„Fürchteſt du dich vor Gewittern?"

„Man ſoll nit ſpaßen. Wenn ich der Blitz bin und in den Wolken ſitz und herabſchau und ſehe einen mit der langen Geierfeder — hei, denk ich mir, probier, ob du ſie triffſt!"

Der Regen breitete ſich aus und machte ſich's bequem. Anfangs legte ſich der Nebel nur ſo über die Berghöhen herein und in breiten Säcken an den Hängen nieder. Dann ſtieg er aus den Schluchten auf und regnete wieder herab, und endlich war der grau regnende Nebel überall und der hinrollende Wagen mitten drinnen. Der Saberl hatte über ſeinen Herrn das Lederdach gezogen und über ſich den Wettermantel. Hadrian ſaß im Kobel und blickte durch das Glas hinaus. Die Straße wurde lehmig, von der Gegend

nichts mehr zu ſehn als am Rand entlang grüner Hafer, deſſen hängende Riſpen troffen und troffen. Hier ein wilder Birnbaum, dort ein Lärchbaum, und die Äſte troffen. Weiterhin nichts wie Grau und Grau. Plötzlich fiel es Hadrian ein: vielleicht bin ich wahnſinnig geworden . . .

Der Wagen holperte, da redete der Saberl herein: „Herr! Wir brauchen bald einen Raſttag. Wir dermachen's nimmer. Der Rechte, ſcheint mir, iſt ſogar krumm geworden."

Hadrian ſchwieg. Er ſaß bequem, wozu ein Raſttag?

Sie kamen zu einer Ortſchaft. Die Tafel am Eingang beſagte: „Dorf Gug, politiſcher Bezirk Breitengrub." Holzhäuſer mit ſteilen Bretterdächern, die Wandfugen und Fenſterpfoſten mit weißem Kalk verkleiſtert. Dann ein großes, gemauertes Haus, deſſen Fenſter in der dicken Wand ſchießſchartenähnlich klein waren und ſich nach außenhin erweiterten. An der Mauer rankten Schlinggewächſe. Über dem breiten Rundbogen des Einfahrtthors ein Ochſenkopf. Vor dem Thor ſtand ein behäbiger Mann mit grünem Käppchen, weißer Schürze und einem daran baumelnden Meſſerwetzer. Er bewegte ſich nicht. Der Wagen ſtand ſtill, der Saberl ſprang ab und öffnete den Schlag. Der Mann rührte ſich nicht.

„Iſt hier ein Wirtshaus?“ fragte ihn Hadrian laut.

„Wie ihr wollt,“ antwortete der Mann am Thor mit ſanfter Baßſtimme.

„Kann man Zimmer haben?“

„So viel ihr wollt.“

„Wir möchten alſo dableiben.“

„So lang ihr wollt.“

Der Saberl hatte Roß und Wagen an den Hausknecht abzugeben und mußte an der Seite ſeines Herrn bleiben. Als ſie die breite Holztreppe hinaufgeführt wurden, ſuchte Hadrian der Magd eine Münze in die Fauſt zu drücken — er hoffe gute Bedienung, es würde nicht ihr Schade ſein.

Die Magd ſchaute den ſchönen Silberling, der ihr in der Hand geblieben war, betroffen an und fragte mit einer Stimme, die ſo tief und rauh war wie die eines Mannes: „Soll das mein ſein? Für was denn? Na, das is bei uns nit der Brauch. Da habt's es wieder. Ich krieg eh meinen Lohn, ich brauch kein Trinkgeld.“

„Sie haben den Herrn nit verſtanden,“ vermittelte der Saberl, „kaufen ſollen Sie ihm etwas dafür, beim Krämer, da über der Gaſſe.“

„Was lauter?“

„Dach und Fach, was der will.“

„Ein Dach ſoll ich kaufen gehn?“

„Ein Regendach, freilich. Weil's alleweil regnet."

Da hat es Herr Hadrian doch glauben müſſen, er wäre in einer andern Welt. In einer Märchenwelt, wo man kein Trinkgeld nimmt.

So ſaß er dann in der großen, niedrigen Stube. Der Fußboden ſo blank geſcheuert, daß man die feinen Kratzer ſah, die der Sand gezogen hatte. An der Decke Stuckornament. Im großen, viereckigen Kachelofen praſſelte, von der unbeſtechlichen Perſon fleißig geſchürt, ein friſches Feuer, an den ſechs Fenſtern ſchwitzten die Scheiben. In der Bettſtatt waren vier Schichten von roten Kiſſen aufgebaut, darüber ein altes Bild der heiligen Familie. An der Stubenecke der klobige Ahorntiſch auf vier wuchtigen weit ausgeſpreizten Füßen; ein Mann vermag ihn kaum zu rücken. Iſt es alſo wahr, daß der Bauer ſeinen Tiſch für zehn Geſchlechter der Zukunft baut, während in der Großſtadt ſelbſt die reichſten Bürgerhäuſer ſchon nach wenigen Jahrzehnten purzeln?

Hadrian gedachte in dieſem Hauſe ein paar Tage Raſt zu halten. Es war ihm hochgemut zu denken, daß ihn hier kein Brief, keine Depeſche finden konnte, und doch fragte er an, zu welcher Tageszeit die Poſt einzutreffen pflege. Ins Fremdenbuch, das in Schweinsleder gebunden alle Reiſenden enthielt, die ſeit einem Menſchenalter hier übernachtet hatten, trug er den Namen „Sabin Kirchner" ein.

Die Nacht im Dorfwirtshaus zu Gug war nicht übel gewesen, so daß Hadrian recht gern allein im Zimmer schlief. Eine merkwürdige Heimlichkeit, so sehr auf der Gasse auch die Hunde bellten in der ersten Nachthälfte und die Fuhrleute lärmten in der zweiten. Geschlafen hatte Hadrian wenig. Er war in Gedanken, in springenden Gedanken. — Was soll nun eigentlich werden? Drei Tagreisen gefahren, alle Brücken hinter her abgebrochen. Was nun? — Du wirst ja doch noch mindestens vierzig Jahre leben wollen! sagte er sich. Was willst du machen? Genießen? Aber genossen hast du ja schon. Arbeiten? Das Schlagwort der Philister. Hast du denn nicht gearbeitet, daß dir der Rücken fast krumm wurde über den Ziffern? Aber gelebt hast du nicht. Also leben! Schön, frei, harmonisch leben in der Natur. Dann wird die eiskalte Bestie, die jetzt so oft über deinen Rücken läuft, schon krepieren. — Doch solche Gedanken blieben Schemen und wollten sich nicht verdichten, so daß sie faßbar hätten werden können. Hauptprogramm blieb einstweilen das: er wollte leben, schön, frei, harmonisch in der Natur.

Aber bei der Morgentoilette gab's Ärger, in der vorigen Herberge hatte er seinen Haarsalbentiegel vergessen.

Die Magd hatte ihm vom Kaufmann einen

großen roten Regenschirm gebracht und die übriggebliebenen Scheidemünzen auf den Tisch hingelegt. Allein es regnete nicht mehr. Hadrian ging hinaus in den feuchten, kühlen, klaren Sonnenschein. Er stieg die Kirchtreppe hinauf, um einen Ausblick zu haben über die Bretterdächer hin in die Gegend. Ein Thalkessel mit Feldern und Wiesen. Ringsum ein weiter Bergkranz in sanften Linien, bis zu den Höhen bewaldet, so daß das Blau der Wälder und das Rot des Morgens zauberhaft veilchenfarbig ineinanderschimmerten. Vereinzelt standen Landhöfe, strichweise zog es sich bräunlich wie eine Heide hin. Gegen die Abendseite hin grenzte das Dorf Gug an einen Wald oder Wildpark, der, durch eine verfallende Mauer abgegrenzt und mit alten Buchen und Eichen bestanden, sich hin bis an den Fuß der Berge zu erstrecken schien. Vom Fuß jener Berge leuchtete über den Strich des Waldes her die weiße Zinne eines Gebäudes; von der obersten Stufe der Kirchtreppe sah man an diesem Gebäude die langen Fensterreihen. Ein Schulmädchen gab dem Fragenden Bescheid, jenes große Gebäude hinter dem Park sei das Schloß Finkenstein. Hinter diesem Schloß eine Spalte ins Gebirg hinein, eine Schlucht wohl mit Weg und Wasser. Das Wasser fließt auf steinigem Bett über das Thal heran und durch das Dorf, fast bergwärts, wie es dem Beobachter schien. Er hatte die Richtung

verloren, aus der sie tags vorher gekommen, und jetzt verwechselte er oben und unten.

Wie Hadrian eine Weile so hinausgeschaut hatte in die stille Natur, in der ein paar Knechte gelassen herumarbeiteten, fragte er sich, ob das leben heiße?

Von den Stallungen her kam der Saberl. Er suchte den Herrn, um zu sagen, wie sehr es ihm hier gefalle. Auf dem Hut hatte er wieder die Feder stecken. „Gelt, Herr, da ist's lustig? Die Pferde sind fest, nur das eine mit dem hinkenden Fuß braucht noch einen gebotenen Feiertag."

„Den soll es haben. Und du mit ihm."

„Aber ich kann gar nicht stehn bleiben, muß alleweil umeinandergehn. Das ist eine Frischen, gelt, Herr! Eine Luft zum Rauschigwerden."

„Kleiner Kerl, kannst denn du auch schwärmen?"

„Bin heut schon weit spazieren gewest. Gar dort unten beim selbigen Schloß. Ist aber nix dran, auswendig schöner wie einwendig, was mir halt alleweil nit gefällt. Beim Fenster hab ich in die Küche hineingeschaut. Groß genug ist sie schon, aber Brennesseln wachsen drin."

„Es ist also nicht mehr bewohnt?"

„Im Garten hab ich zwei schwarze Frauen umgehn gesehn. Sonst keinen Menschen und keine Katz.

Aber der Hasern, Herr! Der Hasern hinten an der Bergleiten! Wenn meine Pferdeln diesen Hasern sehn möchten! Die thäten ein bissel schnalzen mit der Zung!"

Das war Saberls Bericht von seiner frühmorgendlichen Forschungsreise. Dann ging er wieder zu den Pferden, führte sie zur Tränke, führte sie im Hof umher, um zu sehn, wie es mit dem krummen Bein stehe, und weil es gut stand, so tätschelte er dafür den Braunen dankbar ab und freute sich ins Herz hinein, daß die Tiere ihn mit ihren großen Rundaugen so freundlich anschauten.

Der Mittagstisch war an diesem Tag üppig. Die Wirtin bekam man nicht zu sehn, aber der schmackhafte Schweinsbraten und die bräunlichen, lockeren Kaiserkrapfen zeugten von ihrer segensreichen Wirksamkeit in der Küche. Der Wirt sagte fast auf jede Anschaffung: so viel ihr wollt! So fein's euch freut! So groß ihr's mögt! — Seine Vorräte und Leistungen schienen unbegrenzt zu sein. Nur den von Hadrian gewünschten „Boutellenwein" hatte er nicht, hingegen brachte er in gewöhnlicher Maßflasche einen Tropfen herbei — frisch vom Faß — der dem Herrn sehr bald in Erinnerung rief, was leben heißt. Sogar der Saberl, dem sonst jeder aufgedrungene Schluck Wein den ganzen Körper schüttelte, kam auf den Ge-

danken, Brot einzutunken und es den Pferden zu geben.

Nach Tisch machte Hadrian eine Wanderung. Durch eine Mauerscharte stieg er in den Wildpark hinein. Da gab es Kieswege, aber sie waren mit grünen Moosfilzen bewachsen und von niedergebrochenen Baumästen verrammelt. Dann der versandete Bach, über den ein morschender Steg führte. Ein großer Teich, nur völlig verschlammt, in einigen Tümpeln noch der Kröten Tummelplatz. Nach einer Stunde hatte Hadrian sich durchgearbeitet, und vor ihm stand das Gebäude. Die Front gar stattlich, doch an den Mauern feuchte Flecken und rauhe Stellen, an denen der niedergebrochene Mörtel das Gestein bloßgelegt hatte. Die anstoßenden Wirtschaftsgebäude verödet, im Hof, auf den Dungstätten wucherten Latiche und Germen. Auf dem weiten Anger, der noch Reste von Blumenbeeten und Rosenranken wies, schoß einsam ein Springbrunnen auf, die einzige Regsamkeit ringsum, wenn man die Mücken, die Falter, die Hummeln nicht rechnet, so die Luft belebten. Über allem ein großer, langweiliger Sonnenfrieden.

Im hölzernen Lusthaus dort, das schon ein wenig schief sich an eine halbverdorrte Ulme lehnte, bemerkte Hadrian zwei Frauen. Sie waren alt, trugen schwarze Kleider und hatten weißes Haar, eine wie die andere.

Sie waren sich ganz ähnlich, nur daß die eine im blassen Gesicht ein zartes Bärtchen an der Oberlippe hatte. Sie beschäftigten sich mit Handarbeiten und schwiegen. Sie mochten wohl schon so lange nebeneinander hinleben, daß sie sich nichts mehr zu sagen hatten. Ein Mädchen brachte aus dem Hause eine Kaffeekanne mit Tassen. Hadrian wollte abseits biegen, war aber schon bemerkt worden. Die eine der Matronen trat aus der Laube und sagte, wenn er das Schloß besehn wolle, so stünde sie zur Verfügung. Nachdem er sich artig vorgestellt hatte, luden sie ihn zu einem Schälchen Kaffee, ließen ein mit Silber beschlagenes Holzkästchen kommen und boten ihm Zigaretten. Sie baten, ungeniert zu rauchen, sie seien das längst gewohnt, noch von ihrem armen Bruder her. Ja, das wären freilich schöne Zeiten gewesen, als ihr guter Bruder, der General, noch lebte. Wie gern sei der auf Finkenstein gewesen. Nicht um drei Lazenburgs, habe er oft gesagt, gebe er sein Finkenstein her. Ach, der Gute, Arme! Im Grab noch würde er sich umdrehn, wenn er wüßte, wie dieses schöne Gut nun an Fremde verkauft werden müsse. Aber, leider Gottes, die Verhältnisse! Wenn es wenigstens ein verständiger Mann erstünde, der nicht alles gleich stürzen und wenden wollte, wie es neue Herrschaften so gern belieben; ein Herr, der aus Pietät für die Vergangenheit Finkensteins den Besitz in seinem

gegenwärtigen Zuſtand reſpektieren möchte. Es wäre zu jammerſchade, wenn man etwa gar aus Geſchäftsrückſichten die Poeſie dieſes weltabgeſchiedenen Aufenthalts zerſtören würde. Wer ihn nur erſt im Frühjahr ſähe! Das Schloß habe den Namen nicht umſonſt.

So ergingen ſich die beiden Damen redſelig über das Gut, das ſie verkaufen müßten und das ſie ſchon in den Zeitungen angezeigt hätten. Manchmal kämen wohl Leute, um es anzuſehn, gingen aber wieder fort, und wenn nicht bald ein Schick wäre, ſo müſſe es binnen kurzer Zeit unter den Hammer kommen. Sie, die Frauen, wären in geſchäftlichen Angelegenheiten auch ſo unpraktiſch.

Das letztere hätten ſie wohl nicht erſt zu verſichern gebraucht. Ein geriebener Geſchäftsmann, dachte ſich Hadrian, würde aus jedem Wort, das ihr da ſo vertrauensſelig hinſprecht, für ſich Münzen ſchlagen. Nun, mir gegenüber mögen ſie immerhin freimütig ſein, ich gedenke das Gut nicht zu kaufen. — Trotzdem ließ er ſich im Gebäude umherführen. Beſonders machten die Damen ihn aufmerkſam auf den Feſtſaal, das einzige, was mit Sorgfalt in gutem Zuſtand erhalten zu werden ſchien. Der Saal war mit ſpiegelglattem Parkett belegt, mit vergoldetem Edelholz getäfelt, und zwiſchen roten Marmorſäulen hingen an

den Wänden die Ahnenbilder derer von Finkenstein — Generäle, Staatsmänner, Bischöfe. Wie nun durch die breiten hohen Fenster die niedergehende Sonne so licht hineinschien auf die Goldrahmen, auf die eingelegten Tische, auf die blauseidenen Sessel, auf den Ofen, der wie eine elfenbeinerne Burg dastand — da leuchteten wohl auch die alten runzligen Angesichter der armen verkrachten Aristokratinnen — voll Stolz auf eine große Vergangenheit und voll Trauer ob einer glanzlosen Zukunft.

Dieser Festsaal war das Prunkstück gewesen. Dann kam nicht viel Erfreuliches mehr, so zahlreiche, schadhafte Steintreppen erstiegen, feingeschnitzte, wurmstichige Thüren geöffnet wurden. Staub und Modergeruch in allen Gemächern. Hadrian öffnete mehrmals ein Fenster und blickte hinaus in die grüne Landschaft. Die Wohngemächer der Matronen hatte er trotz der freundlichen Aufforderung nicht betreten. Nach der Verabschiedung ging er noch ein Weilchen umher, redete mehreres mit einem alten Hausbeschließer, der im rückwärtigen Hof mit der Axt einen alten Wandschrank zertrümmerte, um aus ihm Brennholz zu machen.

Den Rückweg ins Dorf nahm er über Felder und Wiesen. Bei einer Herde braungefleckter Rinder fiel ihm ein, daß nicht bloß die Pferde und die Hunde und

die Papageien merkwürdige Tiere seien. Er hatte von einer Ästhetik der Ochsen und Kühe gehört, besah nun daraufhin die Tiere von allen Seiten, wußte sich aber nichts Rechtes dabei zu denken. Ja, ob man sich in der ländlichen Natur das Denken nicht überhaupt abzugewöhnen habe? Nicht denken — leben, leben!

Wenn man nur wüßte, wie das anzufangen ist.

Am zweiten Abend ward es luſtig im Wirtshaus zu Gug.

Es kamen muntere Gäſte an. Sogar den wackeren Wirt machten ſie geſprächig. Schon als der Schimmel mit dem Steirerwagen die Straße herantrabte, jauchzte der Wirt völlig auf: „Jeſſes, da kommt ja der Lindwurm von Seſam!“ Ging aber den Ankömmlingen nicht einen Schritt entgegen, blieb ſtehen an ſeiner Thür und ließ den meſſingnen Meſſerwetzer baumeln an der weißen Schürze. Der einſpannige Wagen war hübſch vollgepfropft. Außer allerlei Päcken und Taſchen ſaßen auf dem Wagenſitz zwei beinah erwachſene Burſchen, auf dem Kutſchbock ein Knabe und ein älterer behäbiger Mann, der das Pferd leitete. Sofort, als der Wagen hielt, machte ſich der Saberl nützlich, ſich freuend, daß es endlich doch wieder einmal einen Handgriff zu thun gab. Er tätſchelte den Schimmel ab, an dem er Pinzgauerſchlag erkannt, und führte ihn in den Hof. Der ältere Mann ſtieg zuerſt vom Bock, flink und würdig zugleich. Ein ſtattlicher Mann! Hätte er um ſein wohlgerötetes Geſicht einen braunen Vollbart gehabt, ſtatt des weißen buſchigen Schnurrbarts, ſo wäre es ein Andreas Hofer geweſen. Die kernige Geſtalt in den feſtgebauten Bundſchuhen, weißen Wadenſtrümpfen, kurzen, mit Silberſeide ausgeſteppten Gemslederhoſen, in dem

roten Brustfleck, dem grünen Hosenband und den breiten Grobhemdsflügeln oben am Hals. Dann aber auch mit der braunen, messingknöpfigen Lodenjoppe und dem wuchtigen Schlapphut, an dem der Gemsbart und ein sichelförmiger Hahnenschwanz aufgestrammt war. So stand der Bergmensch. Um den rundlichen Bauch baumelte ein silbernes Uhrkettengehänge; im breiten, weißbesteppten Ledergurt stak die steifslederne und wohlversehene Messerscheide — gewißlich als Schildwache vor der Geldkatze.

Die zwei Burschen so in ersten Zwanzigern und der Knabe von etwa sechzehn waren richtige Bauernjodeln, an denen die halbstädtische Studentenkleidung nicht viel änderte. Alle drei waren gleich gekleidet mit grauem, flottgeschnittenem Tuchgewand und schwarzen, weichen Rundhüten. Die älteren besaßen schon Schnurrbartanflüge, an denen sie natürlich beständig zupften, um die Härchen womöglich in die Länge zu ziehen. Der jüngere hatte ein rundes Blasengelgesicht, an dem, für ein feines Auge sichtbar, besondere Mutterpflege und Mutterliebe hing. Die Hemden schimmerten an Hals und Armeln schneeweiß hervor, auch hatten sie hellrote Halsmaschen, so daß die drei Bengel gar nicht übel anzusehen waren.

Nun also, der Lindwurm von Sesam!

„So — da san ma wieder!" sagte der Alte —

er hatte eine breite, etwas ſchnarrende Stimme — „giebſt uns a Hütten über Nacht, Franzwirt?“

„Aber ſo viel ihr wollt!“ ſagte dieſer lachend.

Sie bekamen die große Stube mit den ſechzehn Betten angewieſen, die an Hadrians Zimmer ſtieß.

Hernach, als die Gäſte alle in der Wirtsſtube beiſammen waren, ſtellte der Bergbauer ſich und ſeine Söhne auch unſerm Reiſenden aus der Fletz vor: „Ich bin der Lindwurm von Seſam! Und die drei Kampel, das ſind die jungen Lindwürmer. Denen thun wir halt a biſſel Bildung lernen laſſen. Sollen drei Stadtherrn draus g'macht werden, daß ſie's einmal beſſer haben, als wie ihr Vater. Halt drei Doktorn, was ſagen S' dazu? Der ältere da, der Toni, das iſt der Medizindoktor. Nachher, der zweite, der Bertl, das iſt der G'ſcheite, der Profeſſor. Der lernt Philoſophie. Und der kleine da, der Michel — aber Michel, ſo grüß den Herrn ordentlich! —“ verwies er dem Jungen das feixende Geſicht — „das wird, wenn's Gott's Willen iſt, der Doktor der Rechte. Will ja Miniſter werden. Na, da kann's uns nachher nit fehlen, was?! Aber Geld koſten ſie, die Saggra!“

„Und jetzt reiſet ihr mit den Söhnen wohl in die Stadt?“ fragte Hadrian.

„Ich begleite ſie, weil die Vakanzen vorbei ſind und halt's Auseinandergehen a biſſel ſauer iſt. — Na gelt, Michel,“ packte der redſelige Bergler weiter

aus, „die Vakanzen! Die sollten halt's ganz Jahr dauern! — Der will mir halt immer einmal nit recht fort vom Ochsenstall daheim. Kommt jetzt schon in die Siebente. Na, brav lernen, da fahlt sich nix."

Fragte Hadrian: „Weshalb lasset ihr eigentlich den Jungen studieren, wenn er nicht fort will vom Ochsenstall?"

„Hat a g'scheit's Köpfel. Wär Sünd und Schad. Schon in der Volksschul hat's der Lehrer gesagt: der Michel muß den Brüdern nach. Die Lindwürmer, hat er gesagt, werden Zierden des Staats. Will mich nit prahlen, sag nur, was der Schulmeister gesagt hat. In Gott's Namen, wenn's sein muß. — Franzwirt, die große Flasche nimm mit, wenn du in den Keller gehst."

„So groß du willst!"

„Haben zwar da oben beim Staudenhansel eine Maß getrunken," plauderte der Bauer weiter. „Aber ein g'rechter Tropfen schmeckt alleweil, gelt, Buben!"

Die Buben erklärten, daß ihnen Bier lieber wäre.

„Na ja, freilich, Studenten! Ich für meinen Teil halt's wieder mit meinem Vater. Sein Lebtag a gutes Weinerl und zuletzt a kleins Schlagerl, hat er gern gesagt. Und ist auch wahr geworden bei ihm, Gott tröst sein Seel."

„Seid ihr von der Gegend, oder kommt ihr weiter

her?" fragte Hadrian, weil ihm der gemütliche Bauer Spaß machte.

„Von Sesam herab. Der Herr weiß doch, wo Sesam ist! Nit? Ist er noch nie oben in Sesam gewesen? Na, da heißt's wohl nachholen. Und nur dem Lindwurm nachfragen. Das ist mein Hof. Fehlt uns so weit nix. A bissel spat ist die Gegend. Dreiviertel Jahr Winter, und 's letzt' Viertel kalt, geht das Sprichwort. Ha, ha, ist nit so arg. Verfroren ist noch keiner. Lauter frische Leut. Und a schönes Vieh haben wir."

Zum Nachtmahl wurde ein ganzes Ferkel bestellt, „mit Krautsalat, wenn er schon ist!" Als aufgetragen war, mußte man den Michel suchen. Der war im Stall beim Schimmel und beim Saberl, mit dem er schon Freundschaft geschlossen hatte.

Jetzt erst zog der Lindwurm seinen Hut vom Kopf und legte für ein paar Augenblicke schweigend die Hände aneinander. Sein Haar war dicht, grau und kurz geschnitten. „Ja!" rief er dem Wirt zu, fast noch aus dem Gebet heraus, „meinen Pelz, wenn du hättest!" Denn der Franzwirt war kahlköpfig. „Ei ja, Hautwolle wie die Bären! Das fahlt sich nit bei uns in Sesam!"

Dann setzten sie sich zusammen, Vater und Söhne, und schmatzten ihren Braten hinunter, und dieweilen

der Lindwurm immer von Sesam erzählte, rann ihm das Fett übers Kinn herab.

„Schmeckt's, Buben?" rief er ihnen stets ermutigend zu. „Na halt ja. Junge Leut im Wachsen, da muß man fleißig einfeuern. Fehlt uns zwar daheim auch nix, gelt! Wenn die Mutter mit dem Geräucherten kommt und Knödeln dazu, da sag ich vergelt's Gott für das feinste Backhuhn. Und Holzapfelwein dazu. Daß nit, daß wir uns was abgehen ließen in Sesam oben. Gelt, Buben!"

Während der Alte mit lauter Stimme also redete, hatte der Knabe die Gabel auf den Teller gelegt.

„Hau, Michel! Ist das heut alles? Den Doktor der Rechte muß man ja doch aufpappeln. Magst lieber mager?"

Der Michel schob sachte den Teller von sich, und um seine Mundwinkel war ein bedenkliches Zucken zu merken.

„Gelt, der Sesamhof daheim und die Mutter!" rief der Alte lustig, damit schlug er dem Faß den Boden aus. Der Knabe brüllte laut auf. Über seine glühenden Wangen rieselten die Tropfen.

Hadrian fragte von seinem Tisch herüber den Lindwurm, ob er zu Hause noch andere Kinder habe.

„Eh na, sonst keine. Das heißt, a Mädel noch."

„Und wenn es ſo gut iſt in Seſam, wollt ihr den Stamm nicht fortführen auf dem Lindwurmhof? Wundert mich, daß ihr dieſe prächtigen Jungen in die Stadt ſchickt.“

„Ich bitt Ihnen! Gut in Seſam. Gut wär's freilich, wenn's nit alleweil thät ſchlechter werden. Iſt nit mehr viel zu machen in der Bauernſchaft heutzutag. Und denk ich mir halt, wenn das Mädel einmal einen braven Mann nimmt, aufs Heimathaus, ſo werden ihnen die Brüder, wenn ſie was ſind, auch beſſer an die Hand gehen können. Mögt's noch a Mehlſpeis, Buben?“

Die beiden älteren drehten ſich ſchon Zigaretten. Trotzdem begann in der Wirtsküche noch ein praſſelndes Schmoren, und auch Hadrian wurde eingeladen, ſich zum Lindwurmtiſch zu ſetzen. Aber der Herr aus der Fletz hatte an den biederen Landleuten gerade ſchon genug, er ſagte ſein: „Gute Nacht!“ und „Glückliche Reiſe!“ und ging auf ſein Zimmer.

Eine unruhige Nacht hatte er befürchtet. Allein die vier Lindwürmer mußten in ihren Betten liegen wie die Kartoffelſäcke. Nur ein immerwährendes Rauſchen war zu hören, das Hadrian dem draußen vorüberrinnenden Bach zugeſchrieben hatte, bis es um vier Uhr plötzlich verſtummt war. Beim Ankleiden waren ſie geräuſchloſer als beim Schlafen. Mit einem gellenden Peitſchenhieb im Hof verabſchiedete ſich bald

darauf der Lindwurm und rollte mit seinen Jungen davon, aus frischer, klarer Bergesluft der großen Stadt zu.

Hadrian dachte nicht mehr daran. Er strich am folgenden Tag viel herum, über die Felder, durch den Wildpark, kam auch wieder nach Finkenstein, wo er sich mit dem alten Beschließer unterhielt. Er wunderte sich selbst über seine Leutseligkeit, über die Teilnahme, die er für alles empfand, bis er die Gespräche jählings abbrach, weil ihm auf einmal alles dumpf und stumpf erschien. In einem kleinen Wirtshaus unweit vom Schloß hatte er sich einen Eierkuchen backen lassen und sauren Wein dazu getrunken. Hatte sich bei dem Wirt um mancherlei Verhältnisse und Zustände der Gegend erkundigt, dann stieg er die Berghalde hinan und betrachtete die Jungwälder. Und blickte in den Umkreis hinaus und verwunderte sich über die Felshäupter, die hinter den grünen Rändern des weiten Thalkessels aufragten. So nahe dem Hochgebirge! Die wilden Berge erschreckten ihn fast.

Gegen Abend kam er zurück ins Dorf. Der Saberl war schon in Angst gewesen. Es giebt Wässer, wo man hineinfallen, Raine, an denen man hinabkollern, Wälder, in denen man sich verirren kann. Und der Herr geht ganz allein herum! Den ganzen Tag aß der Junge nichts. Um so besser mundete ihm das

Nachtmahl an der Seite seines Herrn. Und als er satt war, wischte er sich den Mund ab und erklärte, wenn der gnädige Herr (in gereiztem Zustand ließ er das „gnädig" niemals weg) noch einmal so fortginge und zu rechter Zeit nicht nach Hause käme, so müsse er den Dienst kündigen. Einen solchen Tag, wie diesen, wolle er nicht wieder durchmachen.

Hadrian versprach, in Zukunft sich ordentlich aufführen zu wollen.

Nun hatte der Saberl aber auch noch um einen andern Sorge. Als er sich aufthat, um in seinen Pferdestall zu gehen, entschlüpfte ihm der Seufzer: „Wo wird jetzt der Michel schon sein!"

Und auf Befragen Hadrians, was er meine, gestand der Junge, daß ihm der Michel leid thue. Der habe im Stall so bitter bitterlich geweint, und er wolle lieber auf den Knien heim zu, als auf dem Wagen wieder ins Gymnasium. Er, der Saberl, habe ihm aber einen guten Rat gegeben.

„Nun, welche Weisheit hast du ihm denn geschenkt?" wollte Hadrian wissen.

„Ich hab gesagt: „Michel, du kannst dir leicht helfen, wenn du in Sesam sein willst. Lern schlecht. Fall durch!""

„Für diesen Rat wird dir sein Vater recht dankbar sein."

„Das ist schon möglich."

„Einſtweilen denke ich, du kümmerſt dich nicht um ſolche Sachen und ſorgeſt nur für deine Pferde.“

Über dieſe Zurückweiſung ſtutzte der Junge ein bißchen. Dann ſagte er beſcheidentlich: „Herr, die Pferde ſind in Ordnung. Morgen kann gefahren werden.“

„Wir fahren aber nicht.“

„Das Bein iſt heil.“

„Wir fahren aber doch nicht. Geh jetzt ſchlafen, Saberl. Morgen kann ich dir vielleicht eine Neuigkeit ſagen.“ — —

Mein Herr, das iſt wirklich ein netter Herr, dachte ſich der Saberl in ſeinem Stallbett. Zuerſt verdirbt er mir den Tag, und nachher verdirbt er mir auch die Nacht. Eine Neuigkeit morgen — und da ſoll der Menſch ſchlafen! Dieſer Herr iſt im Stand und fährt wieder zurück in die Fletz und übernimmt die Fabrik. Oder er hat ſich heut bei dem närriſchen Umhergehen mit einem Bauernmädel verlobt. Wenn er ſchon was thut, ſo thut er was Unglaubliches. Oder er thut gar nichts. Am liebſten gar nichts. Er iſt mir alleweil vorgekommen wie eine Kugel, eine angelaſſene, die immer ſo fortrollt, bis ſie wo anſtoßt. Dann bleibt ſie ſtehen ſolang, bis ſie wieder wer anlaßt. Ich hab gemeint, wir kutſchieren um die Welt herum. Und derweil wir jetzt ſchon bald halben Weg haben, will er nit weiter. Sonſt ein kammodter Herr, aber eigen-

ſinnig. Na, vielleicht fällt's ihm wieder anders ein, thun wir jetzt einmal ſchlafen. Schlafen, Saberl! Nit mehr muzen!

Noch eine halbe Stunde lang umgaukelte ihn die zu erwartende Neuigkeit, dann fielen ihm die Augen zu.

Um ſo weiter riß er ſie am nächſten Tag auf, als Hadrian ihm mitteilte, er habe Finkenſtein gekauft. Schloß Finkenſtein mit der ganzen großen Wirtſchaft. Der Saberl war ſtumm. Aber zu ſeinen Pferden lief er und ſagte es ihnen: „Er hat Finkenſtein gekauft. Man weiß nit, ſoll man weinen oder lachen.“ Einſtweilen lachte er. „Meine lieben Röſſerln, jetzt ſind wir ja eine Schloßherrſchaft!“

Hadrian Hausler war mit seiner That überaus zufrieden. Jetzt hing er nicht mehr in der Luft, jetzt stand er fest auf der Scholle. In seinem Tagebuch steht folgendes: „Nun ist mir der Wirkungskreis gegeben, und wie ich glaube, ein hochbedeutender. Die Blätter bringen bereits eine Anzeige, daß für Gut Finkenstein ein tüchtiger Verwalter gesucht wird. Mein Name bleibe unangetastet. Sie sollen nicht witzeln, daß Hausler junior ein Musterbauer geworden ist. Das gönne ich ihnen nicht. Aber Kunst wird's keine sein, wenn man die Bücher hat. Eine Serie landwirtschaftlicher Werke hab ich mir bestellt. Die Leute hier können ja nicht wirtschaften. Der Enkel treibt's, wie es der Urgroßvater getrieben. Alles verrottet. Um hundert Jahre zurück. Ich will ihnen einmal etwas vorwirtschaften, daß ihnen vor Verwunderung die Mäuler offen bleiben sollen. Jetzt also weiß ich, warum es so hat sein müssen mit mir. Auf abenteuerliche Weise führt der Genius mich meiner Mission zu, um den Wohlstand der Gegend zu gründen. Vor allem wird die Scholle chemisch untersucht — und auch das Vieh muß studiert werden. Dann intelligente, fleißige Dienstboten. In Gug später eine wirtschaftliche Schule. Alles wissenschaftlich. Man muß sich die Leute erziehen, aber auch die Scholle. Welch eine Aufgabe! Sie, die heute noch lachen über den durchgebrannten Kompagnon Hausler, werden mir

noch ein Denkmal ſetzen. Ein Denkmal war immer mein Ideal. Eins aus Erz auf Sandſteinſockel. Marmor hält nicht in dieſem Klima."

Dann nahm er ſich vor, auch in ſeinem neuen Wirkungskreis ein bißchen Tagebuch zu führen. Sollte es lückenhaft werden, ſo ſei es beſſer, das Tagebuch werde es, als das Hausdach.

Darum arbeiteten acht Tage nach dem Kauf auf den Wirtſchaftsgebäuden auch ſchon die Dachdecker. Der Saberl war in der Gegend umhergelaufen, um Handwerker zu ſuchen, Maurer, Zimmerleute, Tiſchler, Schloſſer, Anſtreicher, Gärtner, und bald grub, baute, hobelte, hämmerte und färbelte es in allen Teilen der Gebäude. Als der Saberl mit Roß und Wagen in den weiten Hof gefahren war, mußte erſt ein Pferdeſtall hergerichtet werden, ſowie Heu und Hafer geholt vom Franzwirt in Gug. Und ſchon am erſten Abend kam der Saberl zu ſeinem Herrn mit einer demütigen Bitte; ſie wurde ſo verſchämt eingeleitet, daß Hadrian etwas ſehr Menſchliches erwartete. Und der Saberl möchte halt etwas ſein. Etwas Sicheres, Feſtſtändiges, an dem man ihn rufen und halten könne. Er wolle ſchon fleißig und verläßlich ſein für die Röſſer. Und ob er denn nicht höflich bitten dürfe um den Namen: Stallknecht!

Alſo das iſt's! Bei dieſem Henkel iſt er zu faſſen, der Herr Sabinus! Gut.

Hadrian rief den alten Beſchließer: „Sie Hausmann! Hier ſtelle ich Ihnen den Stallmeiſter vor. Weiſen Sie ihm nächſt dem Pferdeſtall eine gute Wohnkammer an.“

Nun ſah Hadrian zu ſeiner nicht geringen Überraſchung, daß bei kleinen Kutſchern ſolche Standeserhöhung ein wahres Mittel zum Wachstum iſt. Der Junge, als er ſeinen Stallknechtwunſch ſo weit übertroffen ſah, ging ſofort augenſcheinlich in die Höhe, und der Stallmeiſter war gut um einen Viertelkopf größer, als es der Tſchapperl geweſen in der Fleß, wo ihn der Chef wegen ſeiner Zwergenhaftigkeit gar nicht hatte auf den Kutſchbock laſſen wollen. „Stallmeiſter bin ich!“ ſagte er zu ſeinen Pferden, während er ihnen die Mähne ſtriegelte. „Aber wir bleiben die Alten.“

An einem der erſten Tage kam ein artiger Herr auf Finkenſtein. Er war vom Dorf her zu Fuß über die Felder gegangen und hatte einen Knotenſtock, an dem ein ledernes Schlinglein hing. Das geſtreifte Beinkleid war in die Stiefel geſteckt, damit es im feuchten Gras nicht naß werden konnte. Hadrian dachte, das werde ein Bewerber um die Verwalterſtelle ſein, es war aber der Herr Frommberg, der gehört habe, daß Finkenſtein verkauft worden wäre, und ſich nun ergebenſt erkundigen möchte nach ſeiner Hypothek, ob ſie baar ausbezahlt würde oder auf

dem Gut liegen bliebe. Das letztere würde ihm eine große Ehre ſein, und er empfehle ſich höflichſt dem Herrn von Finkenſtein zu Dienſten.

Herr von Finkenſtein! Alle Achtung. Das klang ſtattlicher wie Hausler junior. Herr von! Das wird ſchon noch kommen. Einſtweilen ſind wir mit Fug und Recht Herr von Finkenſtein.

Er ließ die alten Gräfinnen zu ſich bitten. Ob ſie damit einverſtanden wären, daß er mit ihrem Gläubiger verhandle?

„Der Herr Frommberg. Aber mein Gott, natürlich!“ gaben ſie erfreut zu. „Sind dem Herrn ja recht viel Dank ſchuldig, aber uns iſt's lieber, wenn's der Herr ſelbſt mit ihm abmacht. Wir ſind in ſolchen Dingen nicht verſiert.“

So wies Hadrian den Mann an Doktor Kerbholz in der Hauptſtadt, um zu ſeiner Sache, aber auch nur zu dieſer, zu gelangen. Herr Frommberg ſeufzte auf über den Doktor, das ſei ein hartgeſottener Herr. Er habe viel lieber „direktemang mit dem Herrn Grafen“ zu thun haben mögen.

Von Herzen gern hätte Hadrian „direktemang“ mit dem artigen Geſchäftsfreund verkehrt, der ihn mit Nachſicht der Taxe in den Adelsſtand erhoben hatte, aber geſchäftlich war er durch Doktor Kerbholz gebunden.

Die Matronen waren aufs äußerſte gedrückt unter

den neuen Sorgen. Sie hatten sich entschlossen, das Schloß sofort zu räumen und in die Kaiserliche Residenz zu übersiedeln. Sie hielten unter sich die langwierigsten Beratungen über Packung, Transport und Reise. Schließlich stellte es sich heraus, daß sie nichts weiter mitzunehmen hatten, als einen großen Kleiderkoffer, zwei Hutschachteln, eine lange Kiste mit alten Waffen und heraldischen Emblemen und ein Eisenkästlein mit Dokumenten. Der neue Schloßbesitzer stellte für die Beförderung Roß, Wagen und Kutscher zur Verfügung. Mit wärmsten Dankesbezeugungen nahmen sie es an, doch an dem Morgen, als es zum Abschied kam von ihrem alten Schloß Finkenstein, da konnte sich ein Stein erweichen. Die Pferde waren schon angespannt, als die schwarzen, gebückten Gestalten mit verschleiertem Gesicht noch in den Gängen des Gebäudes umherhuschten. Auch in den großen Festsaal eilten sie, in ihm von einer Ecke zur andern. Die eine bückte sich und gluckste ein wenig, als wollte sie auf dem Fußboden etwas zusammenlocken; die andere fuhr mit der schwarzbehandschuhten Hand an der Wand und den Ahnenbildern herum, als ob sie das Kreuzzeichen darüber machen wollte. Dann hasteten sie noch einmal in ihre Wohnzimmer, wo noch Papierblätter und Sägespäne herumlagen, sanken dort halb ohnmächtig hin und brachen in ein lautes Jammern und Klagen aus.

Hadrian fand es unerläßlich, nun den Gentleman zu machen. „Aber meine verehrten Damen," ſagte er, „das iſt ja begreiflich. Doch wer hindert Sie denn, hierzubleiben? Es wird mir ein großes Vergnügen ſein, die Damen als meine Gäſte zu wiſſen, ſolange es gefällig iſt. Sie ſehen ja, wie viel Raum zur Verfügung ſteht in dieſem Haus. Gerade dieſe Zimmer würden ganz und gar unbenutzt bleiben. Ich habe meine Gemächer gegen die Wirtſchaftsgebäude hin gewählt. Dieſe Räume ſind ſonnig, trocken, Sie ſind in ihnen heimiſch, wie Sie es in einer andern Wohnung nicht ſo leicht wieder werden. Ich bin in den weitläufigen Räumen faſt allein, und wenn Sie manchmal mit einem beſchäftigten Landwirt ein Plauderſtündchen nicht verſchmähen wollten — kurz, ich bitte Sie ſehr, meine Damen, ohne alle Umſtände auf Finkenſtein weiterzubleiben, wie Sie es gewohnt worden ſind." So ſprach er überaus artig.

Die alten Frauen, die einſt glänzende Tage geſehen, die ſo arm und heimlos geworden waren — ſie blickten ſich durch die Schleier an, als ob ſie überlegten.

Etwas gedämpfter war Hadrians Stimme, als er weiter redete: „Wie geſagt, ganz als wären Sie noch die Herrinnen auf Finkenſtein. Ich beabſichtige vorläufig nur die Schäden hier am Fußboden und an den Wänden ausbeſſern zu laſſen, vielleicht eine neue

Tapete zu geben und Spiegelscheiben in die Fenster zu schneiden. Dann sollen Sie nicht weiter gestört werden."

Sie schüttelten lebhaft den Kopf. Das könnten sie nicht. Das könnten sie nicht.

„Oder, daß Sie durchaus ungeniert sind, Gräfinnen, so treffen wir ein Abkommen. Ich vermiete Ihnen die Wohnung auf Jahr und Tag."

„Nein, nein, nein!" Sie preßten ihre weißen Sacktücher an den Mund, wimmerten und schüttelten immer den Kopf. Sie könnten nicht, und sie könnten nicht. Auf dem Schloß ihrer Ahnen als Mietlinge zu wohnen, dagegen empörte sich der Adelsstolz mit aller Macht. Schwerfällig, unsicher stiegen sie die Treppe hinab und wankten zum Wagen. Nach Hadrians Hand tasteten sie und stammelten Dankesworte. Zum Schloß blickten sie nicht mehr auf. Der Saberl schlängelte den Leitriemen, voran ging's.

Der neue Schloßherr stand vor dem Thor und blickte dem Wagen nach, über dessen Rücklehne die zwei schwarzen Köpfe der Frauen ein wenig hervorstanden. Sie schienen zusammenzuknicken. — Hadrian atmete erleichtert auf. Nun war er's ganz: Herr von und auf Finkenstein.

Hadrian Hausler hatte also eine feste Begrenzung seines Eigentums, seines Wirkungskreises, seiner Persönlichkeit. Er empfand in diesem Kreis eine Festigung seiner selbst, eine größere Einheitlichkeit und Gleichmäßigkeit seines Wesens, und ein paarmal hatte es sich gleich in den ersten Tagen ereignet, daß sein Wille schnurgerade zur Ausführung kam. Zu seiner allergrößten Befriedigung merkte er, wie der windige Hausler wirklich Ansatz nahm, ein großer, bedeutender Mensch zu werden.

Und nun kam der Gutsverwalter. Es war der erste, der um die ausgeschriebene Stelle sich meldete, und auch der beste. Ein untersetzter, kräftiger Mensch. Das sonnenverbrannte Gesicht, dessen viele, blutunterlaufene Striemchen, die wulstigen Hände gaben Zeugnis von seinem rüstigen Kampf mit der Natur. Ein roter, kurzgeschnittener Vollbart, eine scharfgebogene Nase mit der funkelnden Brille darauf ließen Kraft und Energie ahnen. Gläsernummer sechs trug er, weil man in einer großen Wirtschaft nicht scharf genug dreinsehen könne. Die vorgelegten Papiere rühmten seine Umsicht, Thätigkeit und Verläßlichkeit. Nur das Zeugnis des letzten Dienstes fehlte noch, weil es — der Mann sagte das ohne Umschweife — ein Zerwürfnis mit dem Dienstherrn gegeben habe. Der Herr hätte in einigen Punkten den Vertrag nicht eingehalten, und hierin sei er bei seiner Denkungsweise em-

pfindlich. Demnach habe er sofort seinen Dienst gekündigt. Er stehe und falle mit seiner Sache, lasse sich aber keine tauben Nüsse bieten.

Dem neuen Schloßherrn gefiel natürlich dieser Mann, er nahm ihn sofort auf. Herr Lebrecht Frang ließ nicht die erste Stunde vorübergehen, ohne sich nützlich zu machen. Er sprach mit dem Herrn über allerlei und konnte sich nicht genug wundern über die praktischen Kenntnisse und den wirtschaftlichen Fernblick eines bisher doch ganz andern Fächern lebenden Weltmannes.

Bald hatte Verwalter Frang eine größere Anzahl Dienstboten beisammen. Tüchtige Leute. Lieber höheren Lohn zahlen, als faules, liederliches Gesindel füttern! Das war seine Maxime. Man müsse die Leute natürlich auch besser halten, als die Bauern in der Umgebung es thun. Hadrian wäre dafür gewesen, daß sie täglich frisches Fleisch und Wein bekommen hätten, das konnte Frang allerdings nicht billigen. Die Dienstboten seien nicht gewohnt, wie Gäste behandelt zu werden, und besondere Güte würde nur ihre Ansprüche steigern. Alles mit Maß!

Die nun auf Finkenstein beginnenden Werke können natürlich nicht fortlaufend beschrieben werden, sie sind für unsere Geschichte stellenweise nur nötig als Beleg für Leben, Entwicklung und Schicksale un-

ſerer beiden Freunde aus der Fletz. Nach einiger Zeit war das Schloß in den Stand geſetzt. Auch die Einrichtung der Wohnzimmer Hadrians hatte der Verwalter geleitet, und war dort mit Lederſofas, Sammetkiſſen, Teppichen, Eberfellen u. ſ. w. nicht geſpart worden. Auch hatte er es verſtanden, ſeinen Herrn in kurzer Zeit mit Küche und Keller zufriedenzuſtellen. Sein Geſchmack war ein ganz vorzüglicher. Hadrian Hausler hatte ſich große Einfachheit und Abhärtung zu ſeinem Lebensprinzip gemacht, allein nach anſtrengender Arbeit dürfte er ſich wohl eines linden Ruhekiſſens bedienen, und an Sonn- und Feſttagen war ein gutes Mahl doch am Platz als Belohnung für die Tapferkeit im neuen, ſo ernſten Beruf. Allerdings war Hadrian etwas oft ruhebedürftig, und die Heu-, Korn- und andern Ernteſeſte durften wohl aus Dankbarkeit gegen die Ceres bei reichbeſetzter Tafel gefeiert werden. Herr Frang war ein guter Tiſchgeſellſchafter und wußte mit Volksſchwänken, aber auch zierlichen Salon- und Boudoirgeſchichtchen den Schloßherrn prächtig zu unterhalten. Er war ein durchaus weltkundiger Mann. Andrerſeits wußte er mit dem Geſinde höchſt volkstümlich umzugehen und die entſprechende Schneidigkeit zu entwickeln, wo es not that. Waren ſie fleißig, ſo ſparte er auch ein fröhliches Wort nicht.

„Nun, Leni, iſt das Heu trocken?“ fragte er eines

Tags, als er in Begleitung des Herrn über die Wiese ging. „Ist es trocken, Leni?“

„Jo—o—o!“ antwortete die dralle Magd und schob mit dem Rechen, dessen Stiel sie sich an den Bauch stemmte, eine Floze Heu voran.

„Ein fester Brocken, das!“ murmelte der Verwalter, schelmisch auf Hausler blickend. Die Asternknospe, die er am Stengel zwischen den Lippen hielt, schubste er von dem einen zum andern Mundwinkel. Hadrian beobachtete die stattliche Person, die in ihrem kurzen, blauen Kittel und in dem scharlachroten, strammgeraidelten Mieder so emsig heuete. Sie trug keinen Strohhut, wie die andern Weiber, ihr dickes, aufgesträubeltes Haar gab dem frischen Gesicht Schatten genug.

„Leider verheiratet,“ sagte Hadrian.

„Warum leider?“ fragte Frang. „Im Gegenteil — wie?“ Die Blicke trafen sich.

Sie sprachen nicht weiter.

Auch neue Pferde hatte der Verwalter angeschafft, weil zur Herstellung des Gutes viel Fuhrwerk nötig war. So mußte für den kommenden Winter Heu gekauft werden. „Aller Anfang ist schwer,“ so tröstete er den Herrn, „aber nur Geduld, wer zuletzt lacht —!“ Hadrian gab Geld und freute sich auf das letzte Lachen.

Endlich war der Saberl mit Roß und Wagen aus

der Stadt heimgekehrt. Hadrian hatte ihn mit einer gewiſſen Ungeduld erwartet. Nun war er wieder da, der muntere Junge, und hübſch abgebrannt von der Sonne. Hadrian fragte ihn ſcherzhaft, ob er denn etwa unterwegs wieder avanciert wäre, weil er ihm neuerdings gewachſen vorkam.

„Auch Trinkgeld macht groß!“ antwortete der Saberl und erzählte, wie die Gräfinnen ihm einen Dukaten geſchenkt hätten.

„Ah, fürs gute Fahren?“

„Nein, fürs ſchlechte Fahren. Wir haben nichts zu verſäumen, ſagten ſie, und wenn du die armen Tiere gut ſchonſt, ſo bekommſt du einen Dukaten.“ Die armen Frauen hätten ihn aber mehr gedauert als die armen Röſſer, denen er bei jedem Wirtshaus in Wein geweichtes Brot gefüttert hatte. Sie wären im großen Wagen eng zuſammengehockt, wie zwei ſchwarze Hühnchen, und in den Einkehrhäuſern hätten ſie immer Angſt gehabt vor dem Ermordetwerden. In der Stadt wären ſie gar nicht abgeſtiegen, ſondern in einen Vorort hinausgefahren. In der Nähe großer Gerbereien und einer Seifenfabrik hätten ſie eine hofſeitige Wohnung genommen mit einem Zimmer und einem Kabinett. Dort hätten ſie ihn noch mit Kaffee bewirtet und ihm Grüße aufgegeben ans liebe Finkenſtein.

So träumen ſie — die Letzten eines großen Ge-

ſchlechts — in dunkler, verborgener Kammer der Millionenſtadt von längſtvergangenen, ſchönen Zeiten.

Aus der Fletz wußte der Junge nichts zu erzählen, er war dem Induſtrieort auf weitem Umweg ausgewichen. In Schuttenthal hingegen wäre alles wieder bei der Arbeit, nur hätten die unterſchiedlichen Ausſtände im Ort die Lebensmittel geſteigert und die Löhne gedrückt. Denn die Fabrikanten drohten mit dem Zuſperren. Auf dem Heimweg war der Saberl mit einem Bekannten zuſammengetroffen. Mitten auf der Straße war er feſtgeſeſſen — der alte Lindwurm aus Seſam. Aber gar nicht in der ſtolzen Stimmung, wie damals beim Franzwirt zu Gug. Fluchend hieb er auf den Schimmel ein, dieſer ſaß auf dem Schotter, ſchlug bei jedem Streich den Kopf in die Höhe, blieb aber ſitzen.

Sagte der Saberl in ſeinem Vorwitz: „Vater Lindwurm, der Schimmel iſt halt in der Fremde geweſen und hat geſehen, wie es zugeht auf der Welt. Ich wette, er will eine Aufbeſſerung haben. Verſucht es mit einem Zuſchuß. Zum Beiſpiel, wie ich es mit meinen Rößlein mache.“ Und da kam wieder das Weinbrot. Der Junge war vorgeſehen; anders als durch die Weinkanne, in die er das Brot für die Pferde tauchte, hatte er das Trinkgeld für gutes Fahren nie umzuſetzen gewußt. Und nach dieſer Aufbeſſerung war das erſchöpfte Tier alsbald auf die

Beine gekommen. Der Lindwurm erzählte nachher, wie dieſes nicht ſein einziges Malheur geweſen ſei auf der Reiſe. Die drei Buben habe er allerdings glücklich in die Stadt gebracht. Dort ſei ihm aber zuerſt das Pferd an zwei Füßen krumm geworden auf dem vertracktem Pflaſter, er habe tagelang bleiben müſſen und ſein Geld verthan. Und als es endlich doch zur Heimfahrt geweſen, ſei der Junge erkrankt, der Michel, und habe den Vater nicht fortgelaſſen. Es ſei ein wahres Kreuz mit dieſem Buben. Seitdem die Brüder auf der Hochſchule ſeien und nicht mehr viel mit ihm zu thun hätten, werde er ganz hinterſinnig. Vom Fleiſch falle er ab, es ſei nicht anzuſehen. Der ältere, der Toni, hätte es ſeiner Zeit auch einmal ſo gemacht und ſei doch wieder beſſer und ein braver Student geworden, ſo verhoffe er auch bei dem Michel eine gute Umkehr.

„Eine gute Umkehr — das wäre freilich das Beſte," hatte der Saberl in ſeinem beſonderen Sinn auf die Mitteilung des Bauers geantwortet.

Dann trieb der Lindwurm den Schimmel an und geſtand, daß er Tag und Nacht werde fahren müſſen, um lebendig ins Seſam zu kommen. „Einkehren unterwegs, das tragt's nimmer."

„Lindwurm," entgegnete der Saberl, „nur geradehin ſagen, ich weiß es ja doch ſchon. Ihr habt kein Kleingeld im Sack."

„Donnersbub!“ brummte der Bauer. „Wie kommst du denn auf das? An der Uhrkette hier, siehst du, hab ich einen alten Theresienthaler hängen. Ich verpfände ihn ungern. 's ist ein Andenken, aber der Franzwirt giebt einen Dukaten dafür, wenn ich nur erst so weit wäre!“

„Einen Dukaten gebe ich auch,“ sagte der Saberl gelassen und zog mit dem Zänglein seiner zwei Finger aus der Westentasche das goldene Scheiblein.

Der Lindwurm machte einmal große Augen. Beim Wirt Anleihen zu machen — allerdings nein, ein Lindwurm steht nicht auf der schwarzen Tafel vor allen Straßenleuten, Holzknechten und Bauern. Wie sollte er sich aber zu diesem jungen Herrschaftskutscher stellen, um als wohlbestellter Sesambauer das Geld nehmen zu können?

Da dachte sich der Junge, ein Christenmensch solle den lieben Nächsten nicht so zappeln lassen. Stellte er sich vor den Bauer mit einer demütigen Bitte: „In allem Ernst, Lindwurm, weil wir schon alte Bekannte sind. Ich hab das Ding da geschenkt bekommen und fürchte es zu verlieren, unterwegs. Auf ja und nein hat der Säckel ein Loch, wo keins hingehört. Bin für so was nit recht eingerichtet. Seid so gut und hebt mir den Dukaten auf. Könnt ihn nachher einmal nach Schloß Finkenstein schicken, oder ich hol ihn bei euch ab.“

„Den Gefallen will ich dir thun, du — du — du verſchweſelter Herrbub du!“ So ſagte der Bauer ein wenig hochmütig und ein wenig beſchämt und langte nach dem Geldſtück.

Als der Saberl das nun ſeinem Herrn luſtig ſo erzählt hatte, fragte Hadrian ihn, ob er ſich keine Schrift habe ausſtellen laſſen. „Nicht? Aber Menſch, wenn man Geld ausborgt!“

„Ich borge keins aus. Ich werd ſo dumm ſein und mir für einen Dukaten Sorgen kaufen. Hergeſchenkt — hingeſchenkt — gut iſt's.“

Das iſt dumm von dem Jungen. Und weiſe von ihm. — So ſteht es an dieſer Stelle im Tagebuch.

Kaum nun der Saberl wieder zu Haus war, gab's Beſchwerden. Der Verwalter hatte die neugekauften Pferde in den Stall der Braunen geſtellt, der Junge wollte ſich das aber nicht gefallen laſſen.

„Der Stallmeiſter bin ich!“ ſagte er dreiſt.

„Der Verwalter bin ich!“ ſprach Frang.

„Und der Herr bin ich,“ ſetzte Hadrian bei. Und der Herr ſuchte den Konflikt diplomatiſch auf folgende Weiſe beizulegen. „Der Verwalter,“ ſagte er, „hat vollkommen recht, denn dieſer Stall paßt ſeiner Lage wegen beſſer für die Wirtſchaftspferde. Wenn es aber der Stallmeiſter nicht für gut findet, ſo wird er ſeine Gründe dafür haben. Ich will keinem in

ſein Fach reden. So ſoll es, denk ich, beim alten bleiben."

Und der Saberl hatte wieder ſeinen Stall.

Als er aber an demſelben Abend für ſeine Pferde friſches Heu holen wollte vom Übergeſchoß, paßte der Verwalter auf und fiel ihm in den Arm: „Junger Mann, das Heu, das iſt mein Fach!"

Nun ſchien es wieder ſchwer, Richter zu ſein. Da war's der Saberl. Er bat den Herrn, für die Pferde Heu zu kaufen.

„Gut," ſagte Hadrian, denn das machte ihm Spaß, „Herr Verwalter, ich kaufe Ihnen ein Fuder Heu ab für die Braunen. Hier iſt das Geld, ich bitte, es in die Wirtſchaftskaſſe zu rechnen."

So war's wieder glatt, und Hadrian kam ſich vor wie der weiſe Salomon. Er ahnte nicht, daß es der Weg einer unhaltbaren Schlauheit war, der hier betreten wurde, und er ahnte nicht die Verdrießlichkeiten, denen er auf dieſem Weg begegnen ſollte.

Das ſchiefe Verhältnis des Verwalters zu dem jungen Stallmeiſter wurde nicht gerade geſchlichtet damit, daß Frang gegen jenen manchmal barſch ſeine Würde hervorkehrte, und auch nicht damit, daß der Saberl den andern gern ein bißchen hänſelte. Der Saberl verſtand keinen Ernſt und der Frang keinen Spaß.

Der Verwalter hielt sehr viel auf Anstand und Sittlichkeit. So oft er aber Moral redete, kicherten die Leute, besonders die weiblichen. So eilte eines Abends — das Gesinde hatte sich zum Teil schon zur Ruhe begeben — der Saberl in das Zimmer des Verwalters und verriet ihm mit schelmischer Miene, daß er eben an der Mädchenkammer vorübergegangen sei und durch die halboffene Thür drinen etwas wahrgenommen habe. Die Leni habe einen jungen Menschen bei sich, der aber nicht ihr Mann Josef wäre, sondern ein anderer, und die beiden seien in einem Zustand, der sich nicht näher andeuten lasse. Frang warf sofort seinen Mantel um, und wortlos hastete er hinaus, über den Hof hin, mit flatternden Rockflügeln zur halboffenen Kammerthür. Und da hat er's erspäht, wie die Magd Leni bei einer Ollampe — ihr halbjähriges Knäblein säugte.

„Blöder Witz," brummte er dem Jungen nach, der laut lachend in seinen Stall schlüpfte.

An einem der nächsten Tage hatte Hadrian Hausler etwas Neues entdeckt. Etwas ganz Neues, in seinem Leben noch nie Erfahrenes. Den stillen Tag.

Er war, ohne recht zu wissen warum, zur oberen Brücke gegangen, über dieselbe hinauf durch den Jungwald bis zur grünen Matte, die über dem Hang sich wie eine kleine Hochebene hinlegt an den Berg, der rückwärts steil und steinig aufsteigt. Dieses Steinige ist keine geschlossene Felswand, vielmehr ein unendlicher Wust von lockeren Steinen, die gleichsam aus dem Berg quellen und grau oder grün bemoost sind. Dazwischen Gestrüpp und verkümmertes Nadelholz. So der Hintergrund. Auf der ebenen Matte stehen in Abständen alte Buchen, deren Stämme geborsten, ausgehöhlt, ja sogar im Innern durch Blitzschläge halb verkohlt sind und deren Astwerk doch voll des gilbenden Laubes ist. Auch unter diesen Bäumen liegen Steine herum, die von der Lehne niedergebrochen sein mögen. Auf einen derselben hatte Hadrian sich niedergesetzt und hinausgeschaut in den weiten Thalkessel. Er hatte nicht gewußt, daß der Herbst so sein kann. Nach Art der Stadtleute verglich er die Natur mit Menschenwerk, und zwar so, als ob dieses vorbildlich sei. Also erschien ihm die Gegend wie eine große Farbenpalette. Goldgelb die reifen Haferfelder, kaisergrün die Rübenäcker, ziegelrot die Buchen, sammetgrün die Wiesen, berlinerblau die Nadelwälder

in der Ferne. Die feuchtgewordene Sonne ließ alle Farben noch schärfer sehen.

Über dieser bunten Landschaft nun der stille Tag. Hadrian sah unten in den Vierecken der Gemarkung, die wie Schachbrettfelder dalagen, die arbeitenden Leute milbenartig sich bewegen. Er sah die Feldfeuer der Hirten, die schneckenartig hinkriechenden Erntewagen — und kein Laut drang herauf. Es war so still wie ein Theaterraum nach geschlossener Vorstellung. Ja, noch viel stiller, weil man sah, wie alles prangte und sich bewegte, und doch keinen einzigen Klang vernahm. Er blickte hinab, ganz traumverloren. Als Kind hatte er sich gedacht, so müßten die Heiligen vom großen, stillen Himmel herabschauen auf die Welt. Eine nie gekannte Ergriffenheit kam über den Mann. Es war ihm, als werde er hier auf dem Stein in alle Ewigkeit sitzen bleiben und den stillen Tag Gottes genießen. Aber schon in den nächsten Augenblicken begann er, die Dinge abzuschätzen: jener glasgraue Waldstreifen ist wohl zwanzig Meilen weit entfernt? Die steinernen Zacken, die hinter den Vorbergen stehen, mögen sicher an siebentausend Fuß hoch sein. Wie viele Dörfer und Gehöfte wohl etwa gezählt werden? Der Thalkessel ist so groß, daß wenigstens zehn Millionenstädte darin Platz hätten, und seine ganze Bewohnerschaft fände in ein paar stattlichen Zinshäusern Raum. Die Ertrags-

fähigkeit des Gutes Finkenstein, wie es unten so freundlich daliegt, wird sie sich je einmal mit der eines gewöhnlichen Zinshauses messen lassen? Verwalter Frang hat gute Hoffnung.

Hadrian sah nach seiner Uhr. Wie? Kaum zwanzig Minuten sitzt er da? Es scheint, daß bei der großen Stille auch die Zeit einschläft. — Wir wollen einmal sehen. Ein Zeitungsblatt zog er aus der Tasche und begann zu lesen vom Krieg der Engländer in Afrika, vom großen Streik der Bergarbeiter, von den Kämpfen und Schachzügen der politischen Parteien, von Eisenbahnkatastrophen, Schiffsbränden, Korruptionsprozessen. Dann las er den Kurszettel. —

Wie kommt das? Ist denn die Menschenseele vergiftet worden, daß sie sich nicht mehr weltvergessen hinlegen kann in die Ruhe der Waldnatur, wie ein Kind in die Wiege? — Oder ist im Gegenteil das Menschenherz freier und größer geworden, daß es nicht mehr sein Genügen findet an sich selbst, daß es in der Gemeinsame lebt und aufgeht, und gäbe es auch noch so viel dabei zu leiden? — Unseres Hadrians Wesen läßt es unentschieden. Es kann eitel Neugierde, Sensationssucht, sogar ein bißchen Schadenfreude sein, was ihn immer wieder zu den Zeitungen greifen ließ. So oft er sich über sie auch ärgern mochte; so sehr sie ihm nach Ausspruch eines bekannten Pädagogen einer

geſchloſſenen Charakterentwicklung im Wege zu ſtehen ſchienen und den Geiſt verflachten und verekelten: er las und las immer wieder die Zeitungen. Was aber ſoll man denn thun, um dieſen Satan loszukriegen? Es bleibt hier nur die eine Wahl, ein Zeitungsmenſch zu ſein, oder ein anachoretiſcher Simpel zu werden. Wenn es in der Einſamkeit noch Schäferfreuden gäbe, wie ſie in alten Büchern ſtehen, ja, dann wäre es was anderes. Die Feigenblätterzeit wäre der Zeitungsblätterzeit vielleicht vorzuziehen.

Unter ähnlichen Gedanken ſtieg Hadrian Hausler an jenem Tag herab vom Berg mit ſeinem ſtillen Tag. Der Segen des Ausflugs war zweifelhaft, der Mann empfand eine fade Stimmung. — Es war ſchon dunkel geworden, als er in ſeinen Hof kam. Unter der großen Linde ſaß um einen viereckigen Tiſch das Geſinde beiſammen und löffelte. Vom Aſt herab hing am Stricklein eine brennende Talgkerze. Punkt Stunde ſechs hatten ſie ihre Werkzeuge hingelegt. Wenn ſchon, meinten ſie, der Verwalter mit der lumpigen Verpflegung und dem Lohnabzug ſich an den neuen Brauch hielte, ſo thäten ſie es auch und arbeiteten nicht eine Minute über die Zwölfſtundenzeit. Plump, den Oberkörper vorgebeugt, auf den Ellbogen geſtützt, ſaßen ſie da, die Männer und Weiber durcheinander, und ihr Körperdunſt roch hinüber bis

zu Hadrian, der hinter der Zaunhecke ſtand und die Leute heimlich beobachtete. In einer großen, keſſelartigen Thonſchüſſel hatten ſie Milchbrei vor ſich; dann kam aus der Küche von einer ſiſſelnden Magd getragen eine zweite Schüſſel, gefüllt und aufgegupft mit Kartoffelnocken. Träge und doch auf Maſſenbeute bedacht, fuhren ſie mit ihren Blechſchaufeln in die Schüſſel. Was hier einer auf einmal mit dem Löffel zum Mund brachte, das gab nach Berechnung des heimlichen Zuſchauers in einem Stadtreſtaurant reichlich eine Portion. Die Unterhaltung bei dieſem Tiſch war dumpfig, brummig und bösartig.

„Menſchel," ſagte ein ſchnauzbärtiger Knecht zu einem halberwachſenen Mädchen, „du kunnſt zum Herrn Verwalter hinaufgehn und ſagen, er ſollt doch um den Bader ſchicken, der Milchbrei hätt die Waſſerſucht."

Einige lachten über dieſen Spott auf den wäſſerigen Brei gröhlend auf.

„Es ſind auch die Nocken nit geſund," ließ ſich ein großknochiger Burſche vernehmen, „die werden noch an der Auszehrung ſterben, ſo hundskruſpel mager ſind ſie."

„Mit dem Schmalz fettet der Herr Verwalter halt ſeinen Geldbeutel ein," gab eine Magd dazu.

„Wenn ich wieder auf die Welt komm," ſagte ein anderer, „ſo werd ich kein Bauernknecht, das weiß

ich. Schon am wenigsten bei einem Herrnbauern. Bei den Almbauern thut wenigstens der Alte selber mitessen, wenn's Bohnen und Erdäpfel giebt."

„Ja, und nach dem Essen geht er ins Extrastübel und schlampet mit den Seinigen Kaffee und Eierschöberl. Ist ein Teufel, da wie dort. Ich, wenn noch einmal auf die Welt komm, werd ein Herr. Tagsüber recht schön ausrasten, daß man stark wird für den Abend, wann die Backhühner kommen. Und ungarischer Wein dazu, wegen dem, daß es gut verkocht im Magen."

„Es muß nit just ungarischer sein. Es kann auch ein Schampus sein. Habt's es gesehen, wie vorhin der Herr Verwalter zwei Flaschen mit Silberköpfeln in den Trog gestellt hat, zum Einkühlen?"

„Ah na, das wird Medizin sein," sagte eine Magd. „Für den gnädigen Herrn."

„Ist er krank?"

„Und das weißt du nit? Brauchst ihn bloß einmal anzuschaun."

„Wenn Doppelkinn eine Krankheit ist!"

„Ich bitt dich, was hilft ihm's Doppelkinn! In die Augen mußt ihm schaun. Die leuchten dir nit heller wie unsere Talgfunzen da oben. Ich weiß es wohl. Mir hat's der Stallmeister gesagt, daß er krank ist."

„Der Stallmeister!" rief ein Knecht. „Daß ich

nit lach! Ein Rotzbub ist's noch und will Stallmeister sein!"

„Von den Dreien ist er mir alleweil noch der liebere," sagte die Magd. „Der red't wenigstens noch was. Und greift bei der Arbeit an. Wie heut beim Erdäpfelgraben den ganzen Tag. Wo ein anderer vor Hoffart schier platzt, sobald er einmal bei den Rössern ist."

„Laß's ja gelten, daß der Saberl so weit noch der bessere ist. Aber wenn er hat helfen Erdäpfel graben, so soll er sie uns jetzt auch helfen essen!"

„Mein Gott," sagte wieder die Magd. „Wenn sich einer was Besseres weiß. Ein Narr, wenn er nit zugreift! Ich wollt mich auch nit lang spreizen, wenn mich der gnädige Herr zum Tisch laden thät."

„Das i st ja der Teufel!" brummte der Knecht und warf zornig den Löffel weg. „Daß die Hundsfötter katzbuckeln vor den Leutschindern! Und nachher soll's besser werden bei uns Dienstboten. Woher denn?"

Alles das hatte Hadrian gehört, dann hatte er genug. Hinter der Hecke schlich er davon und ins Schloß. —

Nach dem Souper, bei dem er mit dem Verwalter und dem Stallmeister zusammensaß und ersterer sich schon rückte, um „Gut Nacht" zu sagen, fragte Hadrian so nebenhin: „Giebt's heute nicht Sekt?"

„Ach, in der That!“ rief Frang lebhaft aus. „Ich hatte wirklich eine Flaſche eingekühlt. Nach der Bergtour, dachte ich mir — da friſcht ſo was.“

Er ſtellte für den Herrn einen ſchalenförmigen Kryſtallbecher hin, mit den andern zögerte er.

„Wir trinken doch zu Dreien!“ ſagte der Herr. „Meinſt du nicht auch, Saberl?“

„Ich geh ſchlafen,“ antwortete dieſer. Dann ſtand er auf und ging, ohne „Gute Nacht“ zu ſagen, davon.

„Iſt ein ungezogener Schliffel!“ ſagte Frang.

Darauf Hadrian: „Er wird müde ſein, hat den ganzen Tag gearbeitet. Bitte, langen Sie mir doch Ihren Becher herüber, Herr Frang, bedienen Sie ſich mit einer Zigarre und erzählen Sie mir etwas.“

Fabrian Hausler nahm ein andermal Gelegenheit, um mit Frang über die Dienſtboten zu ſprechen. Der Verwalter hatte ihm gerade den wirtſchaftlichen Monatsbericht erſtattet und dabei bemerkt, daß er leider immer noch nicht ganz mit den Erfolgen zufrieden ſein könne, als der Schloßherr die Frage that, ob wohl die Leute ſtets zufriedengeſtellt ſeien?

„Ich bitte Sie, Herr!“ antwortete Frang munter, „ich ſage nur: man balgt ſich um eine Dienſtſtelle auf Finkenſtein. Täglich muß ich Leute abweiſen, die von den Bauernhöfen herabkommen, um bei uns in Dienſt zu treten.“

„Ich höre, daß man ſich über die Koſt beklagt hat.“

„Das iſt unter allen Umſtänden wahrſcheinlich. Jeder will ſich's beſſer machen, als er's hat, natürlich. Immer noch beſſer. Der Menſch iſt einmal ſo. Ich bin auch ſo. Wir ſind alle ſo. Von einer völligen Zufriedenheit kann überhaupt keine Rede ſein. Geben wir ihnen heute Rindfleiſch, ſo wollen ſie morgen Schweinsbraten haben. Und übermorgen gebackene Gansleber. Es wäre ſyſtematiſche Korruption. Schon aus Koulanz gegen die Nachbarſchaften dürften wir von der landläufigen Koſtordnung nicht abgehen. Die Leute würden zu üppig. Übrigens habe ich es jedem bei der Aufnahme geſagt: wie die Arbeit, ſo die Koſt. Wenn die guten Leutchen vor ſechs Uhr

nicht aus dem Neſt krauchen und nach ſechs Uhr wieder die Herren ſpielen wollen, na, da haben ſie allerdings Zeit und Muße genug, um über ihr Befinden zu klagen."

Das war einleuchtend.

Als Hadrian bei dieſer Unterredung ſich nach den fälligen Handwerkerpoſten erkundigte, ermahnte der Verwalter zur Geduld. Die Rechnungen würden früh genug kommen. Einſtweilen habe er noch Geld, doch müſſe man es den Leuten nicht gleich vorſchütten. Er pflege die Löhne ſtets erſt auszuzahlen, wenn die Arbeit zur Zufriedenheit hergeſtellt und auch eine Garantie für deren Haltbarkeit geleiſtet ſei. Endlich dürfe man ſelbſt in dieſem Fall die aufgeſtellte Rechnung nicht völlig ſanktionieren, vielmehr immer einen Teil für irgend etwas abziehen. Anſonſten wüßten derlei Geſchäftsleute in ihren Wertmeſſungen bald keine Grenzen mehr zu finden. Gerade die erſten Male müſſe man ihnen ſehr genau auf die Kappe gehen, bis ſie ſich's merkten, mit wem ſie's zu thun haben.

Das leuchtete wieder ein. „Ich finde es klug, Herr Frang," ſagte Hadrian.

„Bei dieſer Gelegenheit," ſprang der Verwalter nun über, denn er liebte ſtets alles gerade und kurz abzuthun, „erlaube ich mir eine Kleinigkeit zur Sprache zu bringen. Unſer Saberl! Ich habe den

Jungen recht liebgewonnen, trotz seiner Fehler ein drolliger Junge. Mutterwitz manchmal. Aber mit dem Gesinde macht er sich zu gemein. Das taugt nicht. Schwätzt auch manchmal, wie es scheint. Die Leute dürfen der Herrschaft niemals in die Karten sehen können. Mir erschwert das die Ordnung, für die ich verantwortlich bin. Dann mit dem Pferdestall. Das wird auch nicht gehen. Ich habe wieder Kühe gekauft und brauche Raum. Vor allem das Praktische. Das Pferd zehrt, die Kuh nährt, sagt ein gutes Bauernsprichwort. Ich würde beinahe raten, die Braunen ganz wegzugeben. Für grobes Fuhrwerk sind sie doch nicht zu brauchen, und für Wagenfahrten? Sagen Sie selbst, Herr, ob Sie seit drei Monaten öfter als zweimal ausgefahren sind?"

Der Verwalter schien wieder recht zu haben, und diesmal war das dem Schloßherrn unangenehm.

Mit den landwirtschaftlichen Schriften war Hadrian nicht weit gekommen. Das Studium war etwas umständlich und — langweilig. Und auch überflüssig, da er Frang an der Seite hatte. Er gab das Studium also wieder auf. Man könne auch nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen, „besonders, wenn manchmal keiner vorhanden ist," wie es launig im Tagebuch heißt. Hadrian machte sich nämlich bisweilen gern über sich lustig — dabei kommt man sich weltüberlegen vor. Nur andere Leute durften es

nicht über ihn thun, oder er konnte unangenehm werden.

Frang wußte das. Frang war einer jener uneigennützigen, treuen Diener, die, sich selbst zurückstellend, dem Herrn das Seine geben. Frang ehrte an Hadrian den gebildeten, philosophisch angelegten Mann, dessen ganze Artung eine zu sensitive, vornehme ist, um sich zum Beispiel mit Heu und Dung abzugeben. Verwalter Frang hatte zwei Weltanschauungen im Sack; in der linken Westentasche die für Gebildete: liberal, philosophisch, ästhetisch, atheistisch; in der rechten Westentasche: konservativ, moralisch, religiös. In der ersteren unterhielt er sich gelegentlich mit dem Schloßherrn, letztere kehrte er bei seinem Gesinde und der Bauernschaft hervor. „Für gemeine Leute muß Religion sein, sonst würden sie zu Bestien." Hadrian sah das ein und billigte es.

Als nun so eine Weile hingegangen war über Finkenstein, las Hadrian eines Tags in seinem „Reichstribun" eine Neuigkeit. „Der Großindustrielle Guido Hausler hat sein ausgedehntes Etablissement in der Fletz an eine Aktiengesellschaft verkauft. Herr Hausler senior, der in letzterer Zeit getrübter Familienverhältnisse wegen das große Geschäft ganz allein geleitet hatte, gedenkt sich ins Privatleben zurückzuziehen."

Nun also! Wie diskret doch so eine Zeitung ist! dachte sich Hadrian. Getrübter Familienverhältnisse wegen. Er hat ja nur den einen Sohn. Offenbar ist der ein Taugenichts. Ein rechtes Wunder, daß die Blätter sich die Sache entgehen lassen, sie ließe sich pikant zubereiten. Durchgebrannt, der saubere Herr Junior! Wahrscheinlich mit sehr viel Geld. Soll er nicht in Monaco oder einer andern Spielhöhle mit Frauenzimmern gesehen worden sein? Der „Montagsbote", ein von der Firma Hausler subventioniertes Blatt, hatte nur in einer dürren Notiz mitgeteilt, daß Herr Hadrian Hausler eine Weltreise unternommen habe. Nanu! Wohl gar eine wissenschaftliche Expedition in das Innere von Afrika!

Dieweilen sitzt er in schlichtbürgerlicher Einfachheit auf einem entlegenen Landgut, baut Korn und züchtet Rinder. Sehr gerührt war er, solchen Gegen-

ſatz betrachtend, was aus ihm hätte werden können und was aus ihm geworden iſt.

Zur ſelben Zeit gab eine andere Poſt ſeiner Beſchaulichkeit eine andere Richtung. Ein unbehilflich geſchriebener Brief „An Herrn Hadrian Hausler, Wohlgeboren, derzeit auf Schloß Finkenſtein, letzte Poſt Gug. Bezirk Breitengrub."

„Indem ich gehört habe, daß Sie den Sabin jetzt zu Ihnen genommen haben, ſo iſt das wohl ſchön von Ihnen und möcht's meiner armen Tochter wünſchen, daß ſie das hätte derleben können. Sie hat ſich dem Kindsvater wohl nicht an den Hals werfen mögen, weil wir arme Leut ſich auch nicht wegwerfen, wenn einer ſelber nicht fragt, was er ſchuldig iſt worden. Und haben den armen Wurm, weil die Agathel, wie Sie wohl wiſſen werden, dabei geſtorben iſt und niemand und nix haben gehabt, in der Verzweiflung der guten Kirchnerin hingelegt, als wenn uns der liebe Herrgott den Gedanken hätte eingegeben. Denn was dieſe Pflegemutter fürs Kind hat gethan, das kann ich und kann der wohlgeborene Herr nicht derſtatten. Sonſt hätte der Sabin wohl an Leib und Seel zu Grund gehen müſſen. Und die Urſach meines Schreibens, daß ich Ihnen kniefällig bitte, ſchauen S' gut auf den Buben, daß er nicht verdorben wird in ſo einem Haus. Ob's ihm geht, wie der will, wenn er nur

so weit brav verbleibet. Immer einmal habe ich ihm bissel was zustecken können zweiter Hand, weil er's nicht zu wissen braucht, daß er noch wo eine Großmutter hat, die selber zu nix mehr ist. Daß ich ihn jetzt nimmer sehen kann Brief austragen, ist wohl mein Herzeleid, und ich bitt noch einmal und tausendmal, lassen S' ihn nit verderben. Ist eh das wenigste, was man verlangen kann.

Ich beschließe die paar Zeilen, wünsche alles Gute und verbleibe

Kunigunde Fürtner,
In der Fletz. Wäscherin."

Dieses Schreiben fand sich zwischen Hadrians Tagebuchblättern ohne jede weitere Bemerkung. Es scheint auch keine nötig zu sein.

Am Sonnabend, der dieſer zweifachen Poſt folgte, ließ Hadrian den Stallmeiſter zu ſich kommen. Der blieb aber in der Thür ſtehen und fragte knapp nach dem Befehl.

Er hatte nämlich etwas Verbotenes an ſich. Das hellgraue Beinkleid mit dem kohlſchwarzen Tuchfleck rückwärts, das er ſich ſelbſt ſo abenteuerlich ausgebeſſert hatte, es war verpönt. Der Herr wollte keinen allzu ſcheckigen Stallmeiſter haben. Allein Saberl war einer von ſolchen, die ſich von ihren alten Kleidern nicht trennen können, weil's in denſelben ſo heimlich iſt und weil ſich's damit ſo flott arbeiten läßt. Neues Gewand thut einem leid, ehe man's noch lieb hat, und altes Gewand hat man lieb, weil's einem nicht mehr leid thut.

„Komm nur näher, Saberl, und drehe dich einmal. Sogar die Erde dreht ſich, daß auch zuweilen der ſchwarze Weltteil herüberkommt. — Sage einmal, junger Mann, willſt du noch wachſen?"

Da ſchaute der Junge etwas verdutzt drein, was der Herr denn meine? In der Hand hielt er das ſchmalkrempige Lodenhütchen, und das ſchlenkerte er hin und wieder, ſo heftig, als ob Großes davon abhinge, jetzt an der Thür den trockenen Hut auszuſchlenkern.

„Nun?"

„Herr!" ſagte der Saberl, kurz hervorgewürgt

kamen die Worte, „zu wachſen verlang ich mir gerade nit mehr. Eher iſt einer, der mich kleiner machen will.“ Und nun ſchoß es von ihm los, daß der Herr Verwalter ſein Feind ſei!

„Dein Feind! O Tſchapperl, du! Herr Frang hat erſt vor kurzem von dir geſprochen, und ſehr freundlich ſogar.“

„Weil er falſch iſt. Ich ſag nichts weiter. Ich will nichts weiter ſagen — ein falſcher Menſch iſt das! Ein ganz falſcher Menſch iſt das! Ich will nichts weiter ſagen.“

„Aber Junge, das iſt ja reichlich genug.“

„Falſch iſt er.“

„Beruhige dich,“ ſprach Hadrian ernſthaft. „Allerdings merke ich ſchon ſeit einiger Zeit, daß ihr beide kein Zuſammenſehn habt. So ſiehſt du ihn nicht richtig und er dich nicht. Man muß euch auseinanderbringen. Wenigſtens im Hof. Und deshalb will ich dich fragen, Sabin, ob du nicht noch einmal wachſen magſt. Vom Stallmeiſter zum Kammerdiener. Was meinſt du?“

Hilflos ſchaute der Junge drein. Zu viel Vergeiſtigung entſtellte in dieſem Augenblick ſein Geſicht nicht. Ein rührend flehendes Auge hatte er, das gleichſam wehmütig fragte: was habt ihr mit mir? Laßt mich doch ſein, wie ich bin. Hadrian empfand eine wunderliche Regung, er nahte ſich dem Jungen, er

mußte auf der Hut ſein, um ihn jetzt nicht zu umarmen und abzuküſſen.

„Nämlich, Junge,“ ſagte er dann wieder kühl und gleichmütig. „Ich bedarf eines Menſchen, der mir die täglichen Kleinigkeiten beſorgt. Und will nicht jeden Tag ein fremdes Geſicht um mich ſehn. Ich bin ein Gewohnheitsmenſch, und du — ſo jung du ſein magſt — biſt doch mein älteſter Bekannter dahier. Ich denke auch, meine Kleider wirſt du ordentlicher, wenigſtens gleichfärbiger halten, als die deinen. Dann, manchmal ſind Briefe zu ſchreiben, Rechnungen zu ſtellen und ſo. Es ſchadet dir nicht, dich darin zu üben. Und morgen früh kannſt du deinen neuen Beruf antreten.“

Das Haar war dem Saberl ins Geſicht herein gefallen, er legte es mit der Hand langſam hinters Ohr und blickte traurig drein.

„Oder ſollteſt du dich an dem Kammerdiener ſtoßen? Bei deinem demokratiſchen Herzen. Gut, ſo machen wir Sekretär. Herrſchaftlich Finkenſteiniſcher Privatſekretär! Ich dächte, das wäre ſo übel nicht. Mit verdoppeltem Gehalt. — Na, Saberl, ſo ſprich.“

Und der Saberl ſprach. Mit dem Hut einen letzten Schlag in die Luft machte er und ſagte kurz: „Von den Pferden geh ich nit weg.“

Da ſagte Hadrian nichts mehr, ging hinaus und

nahm später sein Nachtmahl für sich allein. — „Die Pferde zieht er vor. Ich bin ihm weniger als ein Tier. Der einzige Mensch, den ich lieb habe auf der Welt. Und darf ihm's nicht sagen. Ich will ihn zwingen, daß er mich lieb hat."

Als Frang neuerdings von den braunen Pferden sprach, die nichts leisteten, überall im Weg stünden und den kostspieligen Hafer fräßen, stimmte Hadrian ihm bei. „Wenn diese Pferde überall im Wege stehen!" Aber, so dachte er, soll ich dem Jungen denn die einzige Freude verderben, die er auf Finkenstein zu haben scheint?

Er soll sich eine andere machen. Frang hatte mit dem Kurort Kieshofen, der hinter den Bergen liegt, einen Milchhandel angebahnt, der sich schwunghaft zu gestalten versprach. Die Milch sollte mit Maultieren über den Paß geschafft werden, da brauche man keine Pferde. Für die Braunen habe sich ein guter Käufer gemeldet.

„Thun Sie, was Sie wollen," sagte Hadrian unmutig.

Und am nächsten Tag kam der Franzwirt, legte für die Pferde das Geld hin und führte sie mitsamt dem Wagen nach Gug hinüber.

Und dann war's, als Hadrian nachdenklich und abgespannt im Garten umherging, daß der Saberl zu

Univ. Bibl. München

ihm trat. Er wolle ſich verabſchieden, er gehe mit den Pferden.

„Wieſo, mein Sohn, dich habe ich ja nicht mitverkauft.“

„Das iſt mir gleich. Ich bin kein Sohn und bleibe bei meinen Pferden.“ Sein Geſicht war entſtellt, unſchön, ſeine Stirnader geſchwollen. Einen eigentümlichen Reiz hatte es für Hadrian, den Jungen zornig zu ſehen.

„Ich laſſe dich aber nicht fort, Sabin!“

„Wird mich niemand halten können. Ich bin zu den Pferden aufgenommen worden.“

„So ſoll ich deinetwegen die Pferde wieder aufnehmen?“

„Das hab ich nit geſagt. Ich habe nur geſagt, daß mich der Herr zu den Pferden aufgenommen hat.“

„Gut, und jetzt nehme ich dich zu meinem Schreiber auf. Willſt du nicht, gut, ſo geh. Laß den einſamen Mann allein — der — der dir — gut war . . . .“

Hadrian mußte abbrechen. Er ging raſch auf ſein Zimmer.

Der Saberl ſtand da. „Der einſame Mann, hat er geſagt.“ Ihm that das Herz weh. Er ging ſeinem Herrn nach und klopfte demütig an die Thür. Weil niemand „Herein“ ſagte, ſo ſtand er eine Weile da und klopfte dann wieder.

Der Herr öffnete. „Was willſt du?"

„Dableiben."

Und ſo ward es diesmal wieder glatt.

Als jedoch der Saberl am nächſten Morgen die ausgeklopften Kleider brachte und die glänzenden Stiefel, da war dem Herrn nicht wohl zu Mut. Als ob hier eine Schmach geſchehen wäre. — Niemals wieder, das ſoll eine Magd beſorgen. Der Sabin hat ſeinen Platz beim Schreibtiſch, bei den Büchern, wenn er will. Allein, der Junge wollte nicht im Zimmer bleiben. Nicht einmal ſchlafen wollte er in dem ſchönen Zimmer, das ihm angewieſen worden. Es mußte erſt der Fenſtervorhang hinaus und das Faulbett. Er bat, einſtweilen noch im Stall nächtigen zu dürfen.

Hadrian ſtrich im Wald umher mit der Flinte, am Bach mit der Fiſchangel und nahm den Jungen mit. In den Tümpeln der Rabenſchlucht gab's Forellen, der Saberl verſchmähte die Angel und fing ſie mit den Händen unter den Steinen hervor. Das Daſtehn mit der Schnur und warten, immer daſtehn und warten — es war nicht nach ſeinem Sinn. Die Fiſchgerte konnte er überhaupt nicht kunſtgerecht halten, es war immer, als halte der Kutſcher die Peitſche.

Munter wurde der Junge erſt wieder, als er dem Zimmermann helfen durfte, die Brücke auszubeſſern und die Wegplanke zu bauen.

Und eines Morgens, es war am Feſttag Allerheiligen, da gab es einigen Aufruhr im Gehöft. Es fand ſich kein Saberl vor. Die Stallkammerthür ſtand offen, aus dem Bett hing die blaue Decke über den Rand herab. Daß er im Bett nicht war, wunderte niemand, denn ſeine Sachen, mit Ausnahme des grauen Kutſcheranzugs, fanden ſich vor. Daß der Junge aber nirgends war, und daß verdächtige Zeichen entdeckt wurden, ſolches verurſachte die Aufregung.

Verwalter Frang kam mit bedenklicher Miene in Hadrians Zimmer: „Ich hätte es nicht geglaubt, Herr! Iſt ein leichtes Tuch! Iſt nicht weit her mit dem ſeiner Bravheit. Wiſſen Sie, was iſt? In ſeinem Bett zwei Gruben. Zwei längliche Gruben nebeneinander! — Und dann durchgebrannt! Schauen Sie doch in die Kammer — ich bitte, ſich nur ſelbſt zu überzeugen.“

Hadrian ging hinaus und ſah es ſelbſt: die Sachen lagen herum, und die Gruben! — Die Leute fanden daran zwar nicht viel Beſonderes, Frang jedoch war in ſolcher Aufregung, daß er nachgerade zur Polizei ſchicken wollte, um den Befund zu dokumentieren. „Das iſt ein Strick, dieſer Saberl! An dem hat man ſich nicht ſchlecht getäuſcht! Gut, daß er zum Kuckuck iſt!“

So tragiſch nahm es der Schloßherr gerade nicht.

Obſchon — den Kopf ſchüttelte allerdings auch er. Man hat ja nie was gehört. Nun eben — der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Aber die Flucht. Von dem Geſinde wußte keins etwas, oder wollte niemand etwas ſagen. Die Knechte ſchmunzelten, die Weiber tuſchelten, und ein paar von ihnen waren außer ſich. Die Kuhmagd wollte am Abend zuvor ſpät noch bei einem kranken Kalb zu thun gehabt haben, und da ſei es ihr vorgekommen, ſie habe in der Kammer ein Wiſpern gehört. Sie habe gedacht: beten wird er. Die einzige Wahrſcheinlichkeit des Aufenthalts war Gug und der Franzwirt. Aber in deſſen Pferdeſtall war er auch nicht. Nichts. Hadrian ſtand und horchte. In der Luft ein geheimnisvolles Verſchweigen. Ein Viehtreiber, der vom Gebirge herabkam, erzählte, daß ihm frühmorgens in der Schlucht zwei junge Leute begegnet wären, jedes mit einem Stock, und hätten es eilig gehabt. Die müſſen auch früh aufgeſtanden ſein, habe er gedacht. Aber Schlechtes hätte er nichts gedacht. Es ſei auch noch dunkel geweſen, und weiter könne er nichts ſagen.

Hadrian war verdroſſen. Er ſchlenderte ſo umher, und es ekelte ihn alles. Er ging in den Garten und horchte. Die Luft war nicht mehr ſo ſchweigend wie am Vormittag, ſie war unruhig geworden, ein eiſiger Herbſtwind ſtrich. Der Himmel war grau geworden, und über den Bergmulden wälzten ſich Nebel

herein. Die Buchen und Ahorne im Wildpark waren zerriſſen, und immer noch flogen welke Blätter herab. Sie flogen im Wind wie gelbe Schneeflocken, wirbelten auf dem Boden weiter und raſchelten. Stoßweiſe toſte der Wind durch das ruppige Aſtwerk. Auch von den Büſchen und Hecken flogen die Blätter los und tanzten in kleinen Kreiſen auf der Erde, und der Blick drang immer weiter in kahle Gezweige des Waldes. Hadrian hatte das erſte Mal den Pelz am Leibe. Der Haderlump ſoll nur erfrieren, dachte er, wenn man ihm doch wenigſtens einen Lodenmantel nachſchicken könnte!

Von Gug herüber trug der Wind manchmal einen Ton der Kirchenglocken. Sie läuteten ſchon ſeit dem Nachmittag. Als es dunkelte, fiel dem Schloßherrn ein feuriger Streifen auf, der vom Dorf dort abſeits lang hingeſtreckt lag. Nicht zu unterſcheiden, ob es bei Gug war oder weiter im Hintergrund, es war, als ob in der Ferne eine Stadt im Feuer ſtünde. Da ging eine Magd daher, Hadrian fragte ſie, was denn dort für ein Feuer ſei? Und warum man ſo ſehr läute?

Die Magd antwortete faſt herb, ſie könne ſich nicht denken, wie ein Menſch nicht wiſſe, daß Allerſeelen iſt. Auf den Kirchhofgräbern thäten die Kerzen brennen. Ob denn nicht auch der Herr einen Verſtorbenen hätte?

Das ging ihm sonderbar durch Mark und Bein. Ob nicht auch er einen Toten hätte? Einspannen wollte er lassen und davonfahren. Wohin? Nur immer zu, auf gut Glück. Aber die Pferde waren ja verkauft, und der Kutscher war davon. Nein, es ist zu öde! Seit wann sind wir denn so sentimental? Man muß sich zu zerstreuen suchen. Mit irgend etwas.

Über den Hof kam ihm Frang entgegen. Er machte ein vergnügtes Gesicht. Es waren ja die Sachen unter Dach. „Nun kann der Schnee kommen, wie er will." Aber er hatte dem Gutsherrn eben etwas mitzuteilen. Gäste hätten sie bekommen. Ein Herr und eine Dame seien da, mit Wagen, den sie in Gug gelassen. Sie hätten gebeten, das Schloß besehn zu dürfen. Nun, jetzt könne es sich ja schon sehen lassen. Er habe sie, solange es taglicht gewesen, umhergeführt. Dann habe der alte Herr, ein Geistlicher müsse es sein, gefragt, ob die Gräfinnen nicht zu sprechen seien. Die wären fortgezogen. Der Besitzer habe einen Spaziergang gemacht. Dann hätten sie gewartet auf den Herrn, und da es mittlerweile gedämmert habe und das Wetter so schlecht geworden sei, habe er die Fremden eingeladen, mit einer Nachtherberge auf Finkenstein fürlieb zu nehmen. Da sie in der Gegend ganz unbewandert, so hätten sie die Einladung angenommen.

„Die gehören Ihnen, Herr Frang. Ich bin heute nicht in der Laune, wildfremde Leute zu unterhalten.“

„Iſt mir ſchon recht, wenn ſie mir gehören, beſonders die Dame,“ ſagte Frang mit Humor.

„Eine Dame? Hübſch?“

„Herr, ich ſpreche nicht. Ich ſage bloß, ich ſpreche nicht . . . .“

„Sorgen Sie für ein gutes Souper.“

Die Zerſtreuung, die Hadrian Hausler ſich für dieſen traurigen Abend gewünſcht hatte, war ausgiebig. Aber anders, als er ſich's etwa gedacht.

Beiderſeits ſchon die Formeln auf der Zunge, mit denen man ſich vorſtellt, entſchuldigt, bittet, mit dem Einfachen zufrieden zu ſein und ſo weiter. Und am Eingang des Speiſezimmers ſtehn ſich Vater und Sohn gegenüber und als Drittes der reizende Zankapfel. Sie ſollen in der That geglaubt haben, es ſäßen noch die alten Gräfinnen auf Finkenſtein, die das Gut verkaufen wollten. Und nun!

Voran war die Kleine eingetreten, ſchlank und graziös, im ſchwarzen Taffetkleid, um die Mitte mit einem glänzenden Lederriemen eng geſchloſſen, dann das Sammethütchen mit dem ausgeſtopften Vögelchen. Flucht war zu ſpät, ſie ſtanden ſich gegenüber.

„Wie?" Hadrian trat beſtürzt einen Schritt zurück. Dann heiſer: „Fräulein Duraſſel!"

Und die zweite Verblüffung im nächſten Augenblick, als er vor dem Alten ſtand.

Hausler ſenior erfaßte die Situation ſofort und zog ſich glänzend aus der Affaire. Für den erſten Augenblick ſpielte er eine freudige Erregung. „Wie? Was ſehe ich da! Ah, das iſt ja nicht möglich! Hadri! — Helene, ſieh ihn doch an — iſt er's denn nicht?"

„Mein Gott, Herr Hadrian!" ſuchte die Dame auszurufen, es gelang kläglich.

„Ja, Sohn, wieso denn? Du der Finkensteiner jetzt? Du? Aber das vortreffliche Aussehn, dir geht es gut, du bist ja jung geworden. Na, die zwei müden Pilgrime, die mußt du heute beherbergen."

Gut, dachte Hadrian, jetzt ist's am klügsten, auf diesen Ton einzugehn, und auch am bequemsten. Er begrüßte sie höflich, reichte ihnen die Hand, die der Alte derb, die Junge zart kneipte. Dann lud sie der Hausherr zu Tisch: „Wollen die Herrschaften vorlieb nehmen mit dem Geringen, was wir zu bieten vermögen. Es fehlt leider an manchem."

Während Hadrian so sprach, gefiel ihm die Rede nicht ganz. Sie konnte als spitzig, vorwurfsvoll aufgefaßt werden, und das wollte er nicht. Er wollte vielmehr den Eindruck machen, als gäbe es für ihn keine Vergangenheit, als seien die wildfremden Leute nur aus gewöhnlicher Höflichkeit aufgenommen, im Grunde ihm aber höchst gleichgültig.

Dem alten Herrn beliebte eine andere Tonart, und auf die Bemerkung, daß es an manchem fehle, sagte er mit einer Unbefangenheit, als ob es nie einen andern Tag gegeben hätte: „Vor allem an einer Hausfrau, wie ich sehe!"

„Bitte, bedienen Sie sich, meine Gnädige!" Damit hielt Hadrian ihr die Forellenschüssel hin.

„Ah, das sind ja Prachtexemplare!" piepste sie.

„Wohl aus dem Finkensteiner Gewässer?“ fragte Senior.

„Gewiß. Auch Mayonnaise gefällig?“

Der Verwalter trat ein, gemessen ehrerbietig vor seinen Herrn.

„Verwalter Herr Frang! Hier — ach, die Herrschaften haben sich ja schon begegnet.“

„Sind bereits gute Bekannte,“ sagte der alte Herr mit freundschaftlicher Herablassung. Er war, obgleich sein glattes, frisches, wohlgenährtes Gesicht über der weißen Halsbinde wieder an einen Abbé erinnerte, ganz liebenswürdiger Weltmann. Es ist geradezu mißlich, ihn den „alten“ Herrn zu nennen.

Frang hielt sich bescheiden, gab aber klug und bestimmt Antwort, wenn an ihn das Wort gerichtet wurde. Er stutzte, als der Fremde seinen Herrn mit du ansprach.

„Du erlaubst schon, daß ich mir etwas Bordeaux nehme.“

„Bitte doch.“

„Eine seltene Marke, wie ich sehe. Superb! Darf man die Quelle wissen?“

„Damit wird Herr Frang dienen können.“

Herr Frang diente damit.

So ging es eine Weile fort. Endlich nahm das Gespräch einen gewissen Gehalt an, und der Verwalter ward das Verhältnis inne, in dem die beiden Herren

zu einander ſtanden. Er war nicht gerade erbaut darüber, daß man, wie ihm deuchte, mit ihm Komödie geſpielt habe.

Dem Fräulein Duraſſel mochte nicht ganz glatt zu Mut ſein, ſie beſchäftigte ſich eifrig mit den Fiſchgräten, ſpäter mit den Hühnerknochen, wobei ſie ihr Haupt mit dem aufgelockerten gelben Haar ſo weit vorneigte, daß ihr erglühtes Geſichtlein nur ſelten zu ſehen war.

Senior ermutigte ſie, auch ein Gläschen Wein zu trinken, und nannte ſie „mein liebes Kind“. Sie dankte kurz und ſchob die goldene Kette mit dem Kreuzchen zurecht, die ſie am Hals trug. Auch ſonſt fand ſie an ſich manches zu ordnen, lauter Verlegenheitsbewegungen, wobei aus ihren glasgrauen Augen ein paarmal flüchtige Blitze zuckten auf Vater und Sohn — für Hadrian mehr fühl- als ſichtbar. Er hielt ſich in ſtrenger Zucht, obſchon in ihm allerlei zu kochen ſchien.

„Ein Stückchen Huhn? Ich bürge nicht für allzugroße Güte.“

„Aber das Kirſchenkompott iſt zu empfehlen,“ ſetzte Frang bei.

„Gedeiht denn auch die Kirſche hier?“

„Nur die Wildkirſche. Sie reift erſt im Auguſt. Ihr Aroma iſt ganz vorzüglich. Bitte.“

„Es muß herrlich ſein, den Tiſch ſo mit

Früchten eigener Wirtschaft decken zu können," sagte Senior.

„Es ist herrlich," antwortete Hadrian gelassen.

„Na, mein Sohn, du bist früher auf den Geschmack gekommen," sagte der alte Herr und legte ihm traulich die Hand auf die Achsel. „Das war längst auch mein Ideal, so'n Gut zu haben und sich der Idylle des Landlebens widmen zu können. Aber ein Mann — wie der Kettenhund ans Haus gefesselt — du weißt es ja auch. Nun, endlich habe ich mir's anders gemacht. Du wirst vielleicht gehört haben, daß ich die Fabrik verkaufte."

„Ich glaube es in der Zeitung gelesen zu haben."

„So bin ich endlich Freiherr und suche mir eben auch so etwas. Aber ich sage dir, es ist äußerst schwer, Konvenables zu finden."

„Vielleicht wäre es mit einem Vermittlungsbureau zu versuchen," meinte Frang.

„Die verkäuflichen Güter sind zumeist in einem elenden Zustand. Und ich beabsichtige nicht, mich neuerdings in Restaurierungsarbeiten einzulassen, derlei habe ich satt."

„Es ist immer vorzuziehen, sich in ein fertig eingerichtetes Nest zu setzen," sagte Hadrian. Es ärgerte ihn, daß er seinen Unmut nicht ganz zurückzuhalten mochte, daß er nicht imstande war, den leichtfertig

gleichgültigen und doch verbindlichen Geſprächston aufrechtzuhalten. Doch Senior ſchien die Spitzen nicht zu merken.

„Von den Gütern, die ich mir bisher beſehen, bildet Finkenſtein eine erfreuliche Ausnahme," ſagte er gegen den Verwalter gewendet.

„Ich glaube es!" entgegnete dieſer und begann mit Nachdruck davon zu ſprechen, wie das Gut noch vor kurzem ausgeſehen habe. „Herr von Hausler, ich ſage Ihnen, Sie würden Finkenſtein nicht wiedererkennen, wenn Sie es im Zuſtand von etwa noch vor drei Monaten ſehen möchten! Das hat einigermaßen Sorgen und Arbeit gekoſtet — ich bitte Sie! Ich habe doch ſchon ihrer etliche Wirtſchaften auf die Beine gebracht, ſo eigentlich zufrieden jedoch bin ich nur mit dieſer. Allerdings ein Verweſer, der ſich einer ſo vernünftigen Herrſchaft erfreut, hat wenigſtens einen Hinterhalt. Denken Sie ſich einen Herrn, der nichts verſteht und doch in alles dreinredet: ſo wünſche ich's, ſo ſoll es ſein — und wenn's mißlingt, dem Verwalter die Schuld giebt. Das iſt ſchon gar reizend!"

„Ich freue mich, die Bekanntſchaft eines ſo ausgezeichneten Mannes gemacht zu haben!" ſagte Senior und hob ein wenig ſein Glas, um mit dem Verwalter anzutippen.

„Frisch Wasser!“ rief Hadrian nach der Aufwärterin.

„Ich gestehe offen,“ sagte der alte Hausler, „Finkenstein würde ich kaufen.“

„Es ist nicht feil,“ entgegnete Hadrian und rieb sich mit dem Eßtuch phlegmatisch die Finger.

„Man könnte ärgerlich werden,“ lachte Senior. „Im ganzen Land findet man keinen Besitz, der begehrenswert erschiene, und alle wollen verkaufen. Und der erste, der einem gefällt, den will man nicht verkaufen.“

„Sonst richten Väter den Söhnen das Haus ein,“ sagte Hadrian, und wollte dazusetzen: warum soll es bei Hausler nicht allemal umgekehrt sein?

„Rauchst du denn nicht mehr, Hadri?“

„O ja. Bloß heute nicht. Wenn gefällig?“

Der alte Herr brannte sich eine an und sagte gemütlich: „Na, vielleicht machen wir doch ein Geschäft! Hausler und Sohn — wie?“

„Frisches Wasser wünsche ich!“ Hadrian schellte heftig mit der Tischglocke. Senior schwieg.

Das Fräulein hatte mit dem Nußknacker einige Haselnüsse zersprengt, aber keine verzehrt. Ihr Auge schlug sie immer noch nicht eigentlich auf, und Hadrian dachte, ob der verdammte Funke wohl noch drinnen ist? Das länglich zarte Gesichtchen, das auf schlankem Hals saß und allerlei niedliche Dinge an sich hatte,

war nicht die Hauptſache an dieſem Dämchen. Nicht einmal der Mund, deſſen Lippen ſich ſo reizend auseinanderfalteten in der Mitte, nach unten und nach oben, ſo daß man ein feines Zähnchen hervorgucken ſah — das alles war nicht die Hauptſache. Der lichtglaſige, ſprühende und doch ſo weiche Augenfunke! Der zuckte heiß an und rieſelte durch alle Glieder — wie ein Blitzſchlag. Dieſer Blick war des Teufels an dem Mädel! Der hatte es dem armen Hadri einſt angethan. Daß er willenlos ward, hilflos ward, ihr Sklave ward, ihr Mann werden wollte, wenn eben dazu ſein Wille und Nachdruck ausgereicht und er unter einer Art Betäubung dem Meiſtbietenden nicht die Vorhand gelaſſen hätte. Ob nun dieſer berückende Blick noch vorhanden ſei, das hätte er gern wiſſen mögen, ſie aber hatte den Vorhang ihrer Lider und Wimpern geſenkt und knackte Haſelnüſſe.

Senior hatte ſich weidlich eingeſchenkt und wurde immer gemütlicher.

„Du erlaubſt ſchon, Hadrian, daß ich mich hier wie daheim fühle!“

„Mit Vergnügen! Ich hoffe, daß mein umſichtiger Hauswart die Herrſchaften gut untergebracht hat. Wenn etwas gewünſcht wird, bitte ich, ſich an Herrn Frang zu wenden. Er wird morgen früh auch die Pferde herüberholen laſſen, damit von hier aus bequem abgefahren werden kann.“

Nun war das frische Wasser da. Senior hatte ein wenig zusammengezuckt, kaum merkbar. Er kapitulierte nicht.

„Abreisen! Aber Filius, das hat doch keine Eile. Ich bin jetzt Freiherr, die Verhältnisse haben sich völlig geändert. Weshalb sollen wir aus gegenseitigem Interesse uns nicht wieder verständigen!"

„Sehr gern. Wenn die Herrschaften nach der anstrengenden Reise sich etwa zur Ruhe begeben wollen, so bin ich einverstanden."

Auf solche Art war Hadrian losgekommen. Diese seltene Stärke darf man wohl dem Umstand zuschreiben, daß die Durassel ihr Auge nicht aufgeschlagen hatte. Dieses Frauenzimmer, das er so gründlich haßte! Er wollte sie nie wieder sehen! Als Frang die Gäste untergebracht hatte, kam er noch in Hadrians Schlafzimmer, um zu sehen, ob es auch gemächlich durchwärmt sei. Hadrian merkte seine Absicht, ihm den Jungen entbehrlich zu machen, und das ärgerte ihn. Er wolle schon für sich selbst sorgen, herrschte er den Verwalter an. Frang sagte mit aller Ergebenheit gute Nacht. Hadrian war allein.

Es war ein ganz abscheulicher Abend. Der Sabin, der Senior, die Duraſſel, das wirbelte in ſeinem Haupt ſo wüſt durcheinander, wie draußen der Herbſtſturm. Mit Hilfe des Bettſtufens zwängte Hadrian ſich die Stiefel von den Beinen, blies die Lampe aus und warf ſich aufs Bett. Da wirbelte es noch ſchlimmer. Er ſprang wieder auf den Teppich, zündete wieder Licht an, gleichſam, um die kreiſenden Geſpenſter der eigenen Weſenheit zu bannen. Er mußte ſich ſehen, um ſich nicht ganz zu verlieren. Der Uhrzeiger rückte gegen Mitternacht.

Da klopfte es an der Thür. Ganz leiſe zuerſt, ſo daß Hadrian glaubte, es ſei nichts, es komme vom Sturm. Dann klopfte es vernehmlicher und dann nicht mehr. Hadrian wollte ein Glas Waſſer trinken, vielleicht löſe ſich davon die unheimliche Stimmung. Als er das Glas an die Lippen hob, knarrte die Thür und ging eine Spanne weit auf.

„Was iſt's?" wollte er laut rufen, aber die Stimme verſagte. Da öffnete ſie ganz und trat ins Zimmer. Die Duraſſel, faſt im Nachtkleid, nur noch mit einem Tuch eingehüllt, das ſie an der Bruſt mit krampfiger Hand zuſammenſpannte; ſeine Ecken hingen nieder bis zu den Knöcheln. Über dem Kopf war das Tuch ſo weit vorgeſchlagen, daß vom Geſicht beinah nichts zu ſehen war, als die Phosphorlichter der Augen. Und dann — „Hadrian!" flüſterte ſie und

that ein paar große lautloſe Schritte gegen ihn her. „Hadrian, vergieb mir und denke nichts Schlechtes. Ich muß dich ſprechen. Er ſchläft, ich habe ihn abgeſperrt. Ich will dich warnen. Weißt du, was er gegen dich ſinnt?“

„Das weiß ich. Wenn Sie nichts anderes zu berichten haben —“

Sie fuhr fort: „Es war mir empörend, wie ſchlangenkind er ſich heute an dich heranmachen wollte. Ich danke dir, daß du ihm nicht Gehör gegeben haſt. Laſſe dich nicht mit ihm ein! Der kann kein Gut mehr kaufen!“

„Mit ihm bin ich fertig,“ ſagte Hadrian, „aber —“

Aber mit dir bin ich nicht fertig, wollte er beifügen. An dir hab ich mich noch. Ginge es nach meinem Belieben, ich würde dich jetzt langſam erwürgen, du falſche Katze. Oder iſt es klüger — das nicht zu thun?

„Wenn es ſo wichtige Dinge zu beſprechen giebt,“ ſagte Hadrian mit gebogener Stimme, „ſo wollen wir doch Platz nehmen nebeneinander. Bitte ſchön. Nicht wahr, dieſer Sturm draußen!“

„Du entſchuldigſt das Negligé, gelt?“ Mit dieſem Wort ſetzte ſie ſich zu ihm auf das Sofa. „Aber ich muß dich ſprechen.“

„Alſo was?“ fragte er, und der Klang ſeiner

Stimme war widerlich. „Was weiß Hauslers Erbin? Er kann kein Gut mehr kaufen?“

„Eben ja, ich meine nur. Ich weiß ja nichts Weiteres, mir ſcheint nur, daß er alle Beſtimmungen wieder rückgängig machen will. So muß er doch nichts mehr haben.“

„Ah! Er hat wohl auch — Sie enterbt?“

„Aber nein, Freund! Ich weiß nicht. Daß du ſo fremd thuſt zu mir! Gelt, das iſt nicht dein Ernſt?“

„Es würde mich intereſſieren, zu wiſſen, ob er Sie enterbt hat.“

„Mein Gott, ich habe eine Schrift gehabt, und die hat er mir wieder abgenommen. Und jetzt giebt er ſie nicht her, und ich habe nichts in der Hand. Und da hab ich gedacht, wenn ein guter Freund wäre, der mir zu meiner Sache verhelfen wollte —“

Er lehnte ſein Haupt auf die Rücklehne und blickte ſie mit halb geſchloſſenen Augen an. „Ei, ei,“ ſagte er dann faſt ſingend. „So, ſo! Aber natürlich! Ich werde meinen Vater auffordern, Sie zur Univerſalerbin meines Vermögens zu machen! Aber mit Vergnügen!“

Sie merkte, daß es nicht ganz geheuer war.

„Sei nicht ungemütlich, Hadſchi! Schau! Sag wieder du zu mir. Ich weiß ja, daß ich nicht ohne Fehler bin. Mein Gott, ich bin halt ein armes Mäd-

chen. Ich vermute es auch nur, das mit Papa. Ich glaube ganz bestimmt, daß er sich jetzt bei dir wieder einschmeicheln will, um dein Gut zu bekommen, weil er selbst nichts mehr hat. Du wirst sehen, daß ich recht habe! Aber er haßt dich, wie du ihn hassest, wie — ich ihn hasse!"

„Er hassen? Das glaube ich nicht. Dieser Mann kann so wenig hassen, als er lieben kann."

„Nicht wahr?"

„Er ist bloß ein Egoist."

„Siehst du, das denke ich mir auch. Nur die Schrift, wenn ich hätte!"

Hadrian machte eine ungeduldige Handbewegung und ließ die Hand dann auf ihrer Schulter ruhen, auf die sie zufällig gesunken war.

„Hadrian. Ich bin furchtbar unglücklich. Deinetwegen. Wie ich dich da gefunden habe. In diesem alten Landschloß, lebendig begraben. Du mußt ja umkommen vor Langeweile! — Hadscherl!"

Ihr Tuch sank über das Hinterhaupt hinab, der Arm, halb entblößt, schlang sich plötzlich um seinen Nacken.

Er versuchte noch den Eiszapfen zu spielen — so nahe der Flamme.

„Hadrian! Hadschi! Schau. Laß Vergangenes vergessen sein. Hab mich wieder lieb!"

Lechzend starrte sie ihm ins Gesicht. Der Humor,

der in Hadrian ſachte lebendig geworden war, ließ ſich nun nicht mehr bändigen. Er hob die Finger ein wenig und kräuſelte in ihrem Haar, das in rötlichgelben halbkurzen Locken üppig aufgeringelt war. „Mich dünkt, du biſt wirklich noch das ſüße Tigerchen. Wie? Und du biſt auch ſehr ſchlau, das gefällt mir. Weißt du die Geſchichte vom thörichten Burſchen? Siehe, da war einmal ſo einer, und der hat um die Liebe einer Schönen gebettelt. Züchtig, wie ſie war, ſank ſie ihm um den Hals und ſchlug die Augen nieder. Und dabei guckten die zufällig in ſeine Taſche. Und weil dieſe nicht ganz ſo vollgeſpickt war, als jene des Herrn Papa — der verliebte Burſche hatte nämlich einen Papa, der auch charmant war — ſo hatte ſie gemeint, die Alten hätten gewöhnlich treuere Herzen als die Jungen. So leicht, wie man die Hand umkehrt, war ſie beim Papa, und haben ſie es in traulichen Stunden wohl gemeinſam beklagt, daß der Burſche eigentlich ein unwilliger, überſpannter Menſch ſei, ein Schwärmer, ſo beinahe ein bißchen Taugenichts, der auf die Länge für ein großes Geſchäft nicht paſſe, der das Haus nur ſchädigen könne und dem man eheſtens Gelegenheit verſchaffen müſſe, ſeinen Luftſchlöſſern nachzulaufen in die weite Welt. Das ſchöne Fräulein hat ihn wohl beſtärkt, den freundlichen Herrn, in dieſer Meinung. Wie?“

„Aber nein, Hadri, das habe ich nicht gethan, das

habe ich wirklich nicht gethan!" antwortete sie fast flehend.

„Aber Katze, wer sagt denn, daß du das gethan hättest! Du bist ja eine reizende Katze. Ich wollte dir nur eine Geschichte erzählen. Solche hörst du ja gerne. Nun gut, so ist die Schöne beim Alten geblieben. Da ereignete es sich, daß der Alte sein Geld verlor — verwirtschaftete, verspielte oder sonst verthat, oder es kam auf, daß sein Geld eigentlich nie sein Eigentum gewesen, was weiß ich. Während der Junge anstatt des Luftschlosses sich ein stattliches Landschloß mit allem Zubehör erworben hatte. Siehst du, und was die Schöne jetzt that, das gefällt mir. Dieweil der Alte schlief, verschloß sie ihn ins Zimmer und ging zum Jungen."

„War sie denn — wirklich noch jung und schön?" lispelte sie durch den halboffenen Mund und unter halbgeschlossenen Augen, als ob sie bei seinem zarten Lockenkrausen einschlummern wolle.

„Und ob sie schön war!"

Da sprach sie traumhaft: „Und —? Und was hat — der Junge gesagt, als sie zu ihm kam?"

„Herzlein, sei doch nicht so leckerig auf solche Geheimnisse."

„Hadscherl! Sei lieb mit mir!" An seine Brust rankte sie sich, und der süße Duft ihrer Haare strich ihm in die Nase.

„Der Junge auf ſeinem einſamen Schloß ſagte nämlich: Schöne, du biſt mir ſehr willkommen. Aber, im voraus geſagt, ich habe das Gelübde gethan, ein Junggeſelle zu bleiben.“

„Quäle mich nicht, Hadrian. Ich kann ohne dich nicht leben.“

„Etwas wird dir der Alte doch ausſetzen.“

„Ach, das iſt es ja nicht. Ich gehe dann vielleicht ins Waſſer. Nur einmal noch will ich glücklich ſein.“

„Arme Kleine!“ —

Am nächſten Morgen hatte Frang aus Gug Seniors Wagen holen laſſen. Mittlerweile erwachten die Gäſte, und jedes betrachtete das Gemach, in dem es die Nacht zugebracht hatte. Dann machten ſie ſorgfältig Toilette, und beim Frühſtück ſahen ſie ſich. Aber es ging einſilbig her. Dann kam der Verwalter und machte dienſtfertig aufmerkſam, daß der Wagen angeſpannt ſei.

„Fällt mir gar nicht ein,“ lachte Hausler ſenior. „Ich habe noch mit meinem Sohn zu ſprechen.“

„Der gnädige Herr läßt ſich empfehlen. Er iſt frühmorgens verreiſt.“

„Na, doch nicht —! Und wohin?“

„Unbekannt.“

„Und wann zurück?“

„Unbeſtimmt.“

Nun war's, daß des alten Herrn Antlitz gründlich anders wurde; das Geſicht verlängerte ſich, Naſe und Kinn ſpitzten ſich, der Mund zog ſich nach einer Seite hinauf, nach der andern hinab. Aber er bezähmte ſeinen Unmut, herrſchte dem Kutſcher zu und ſprang in den Wagen. Fräulein Duraſſel ſetzte auf ihr Haar den Sammethut mit dem ausgeſtopften Vöglein, legte den weißen Schleier über das Geſicht bis zu dem Stumpfnäschen herab und ſtieg ohne weiteres ein zum alten Herrn.

Hadrian ſtand hinter einem Fenſter des zweiten Stocks und blickte dem davonrollenden Wagen nach. Der Alte war völlig eingeknickt ins Leder, von ihr ragte nur noch ein wenig das ausgeſtopfte Tierchen hervor. Bald verſchwand der Wagen im Nebel.

Der Sturm hatte sich gelegt, es war ein kryſtallklarer Herbſttag. Die Höhen ſchimmerten in friſchem Schnee. Der Brunnen im Hof hatte große Eiszapfen. Von den lebloſen Bäumen tänzelte dort und da noch ein Blatt nieder, das dem Sturm getrotzt hatte und dem Froſt weichen mußte. Und als die Sonne höher ſtieg, ſanken auch die letzten und allerletzten Blätter zu Boden.

Hadrian machte ſeinen Spaziergang.

Mitten im Garten, wo nun die Sonne warm ſchien, blieb er ſtehen und gab einmal acht, wie ihm war. Die Zigarre hatte er weggeworfen, ſie that ihm heute nicht gut. Es war wieder die eiskalte Kugel in ſeinen Adern, und ſie ſchauerte durch die Nerven. War es der Ärger über eine begangene Dummheit oder das Grauen über die Möglichkeit, daß dieſe Duraſſel ſeine Frau hätte werden können. Es iſt doch manchmal gut, wenn der Wille ſchwankt und nachgiebt. War es aber ganz klug, daß er ſich in einen Unmut verbohrt hatte gegen ſeinen Vater, anſtatt dankbar zu ſein dafür, daß er ihm dieſes Weſen abgenommen hatte? Ein bißchen Schadenfreude durfte er in dieſe Dankbarkeit ja wohl miſchen.

Es that ihm jetzt leid, den Wagen ſo rückſichtslos fortgeſchickt zu haben. Nicht der Duraſſel wegen, ſie hatten nun wohl beide voneinander genug. Aber Papa! War er nicht freundlich geweſen? Hatte er

nicht wieder anknüpfen mögen? Steht doch jeder allein in der Welt, jedem fremd. Selbst Stalljungen laufen lieber in alle Winde, als auf einem alten Schloß zu bleiben, beim einsamen Schloßherrn. Beim „Stalljungen" verweilte sein Gedanke länger. „Wenn's ihm einmal schlecht geht, wird er kommen. Dann soll er aber erfahren, wie Undank behandelt wird. Nie wieder soll er mir unter die Augen kommen!"

Einige Tage später langte ein Brief ein:

„Wohlgeborner Herr Hausler!

Ich bin halt verführt worden, bei der Nacht abgefahren und weiß eh, daß es gefehlt war. Ich bitt um Verzeihung und danke für alles Gute. Dem Simon sein Schreibnamen weiß ich nit, ich laß ihn grüßen und sagen, er soll so gut sein und mir, wenn er Zeit hat, meine Sachen zum Franzwirt tragen. Die Kleider sind im blauen Zimmer, ein paar Stiefel sind noch in der Stallkammer. Dem gnädigen Herrn wünsch ich alles Gute, werd's wohl mein Lebtag nimmer so gut haben und bin mit Dankbarkeit

Sabin Kirchner."

Da haben wir's. Verführt ist er worden, und deswegen muß er bei Nacht und Nebel davon. Bei solcher Mode gäbe es in der Nacht mehr Wanderer, als am Tage. Ein Kind, das aus Sodom und Gomorrha rein hervorgeht, wird von einer ländlichen Unschuld verführt. — Solches dachte Hadrian, der über das

Bekenntnis nicht gerade ungehalten war. Und weiter: Wie ist der Brief eigentlich zu verstehen? Der Junge will nicht mehr kommen? Hat seinem Herrn den Abschied gegeben? Oder wartet beim Franzwirt, bis er mit Musik geholt wird. Ein bißchen „Adam, wo bist du" spielen? Doch, wenn man ihn nicht heimholt, so verlauft er sich. Verführt ist er worden. Manchmal sind Sünder liebenswürdiger, als Gerechte. Jedenfalls interessanter. — Hadrian schrieb auf einen Zettel: „Lieber Sabin! Der Simon wird dir deine Sachen nicht nachtragen. Die wirst du dir schon selbst holen müssen und wirst auch wissen —"

Weiter schrieb er nicht. Er nahm Hut, Mantel und Stock und ging nach Gug. Weitum lag dichter, frostiger Nebel, alles Gezweige, Genadel und Gehalme hatte seine Borsten bekommen über und über — Eisreim. Auf dem Feldweg, der immer so lehmig gewesen, lagen die Tapfen von Menschen und Tieren in harten Formen, daß fast die Stiefel daran klangen. Hadrian war frisch und wohlgemut, dachte aber nicht darüber nach, ob es die Winterkälte war, die ihm wohlthat, oder der nahe Junge.

Beim Franzwirt eintretend: „Ist nicht mein Saberl da?"

„So viel Sie wollen."

Der Junge war im Stall und arbeitete. Die Braunen waren nicht zu Haus, so hatte er gefragt, ob

er nicht frisches Stroh auf ihre Plätze streuen dürfe. So viel er wolle. Jacke und Hut hatte er an die Stallthürklinke gehangen, in seinen weiten Hemdärmeln zerrte er mit der Kraue das Haferstroh zurecht. Einen Rest von Haferstroh hatte er auch im Trog gefunden, den warf er auf den Boden. In den Trog gehört Hafer und nicht Stroh! Im ersten Augenblick hatte Hadrian, der Eintretende, gemeint, es sei ein anderer, denn der Saberl hatte nicht mehr die langen Locken, sondern das Haar kurz geschnitten. Wie es sich für Büßer ziemt. Nur an der Stirn stand ein Schöpfchen auf, wohl damit der strafende Engel angreifen könne. Oder ist es der Kamm, der diesem Hahn gewachsen? Denn eigentlich büßerartig sah sein Gesicht nicht aus. Als er seinen Herrn an der Thür stehen sah, ließ er von der Arbeit ab, lehnte den Krampen an die Wand und machte eine Gebärde, als ob er den Hut vom Kopf ziehen wollte.

„Aber Sabin, was treibst du denn?"

„Ich hab dem gnädigen Herrn einen Brief geschrieben," antwortete er, gleichsam, als ob alles weitere Gerede überflüssig sei.

„Junge! Du wirst mit nach Finkenstein gehen!" Die beabsichtigte Strenge dieses Befehls war mißlungen. Es klang eher wie eine Bitte.

„Der Sabin sagte: „Wenn mir der Herr nichts

nachtragt, ſo geh ich gern mit. Aber mit dem Frang will ich nichts mehr zu thun haben."

„Der Frang geht dich nichts an. Und du nichts den Frang. Du biſt für mich und nicht für den Frang. Der ſoll mit ſeinem Geſinde ſchaffen. Du gehörſt zu mir, Saberl — weißt du das?"

Der Junge wußte es eigentlich nicht, aber unter der Bedingung, daß er ſtets genug und ordentliche Arbeit haben müſſe, willigte er ein, wieder auf das Schloß zu gehen.

„Arbeit giebt's immer, und du kannſt etwas lernen."

„Ja, das iſt mir recht. Im nächſten Frühjahr möchte ich das Pflugführen lernen. Damit der Frang nit mehr ſagen kann, ich wüßte das Brot wohl zu eſſen, aber nit anzubauen."

„Du kannſt auch andere Dinge lernen. Buchführung, Sprachen, Naturgeſchichte."

„Geigen möcht ich lernen."

„Geigen?"

„Der Lindwurmmichel kann auch geigen."

Auf der Stelle wurde die Geige bewilligt, und bald hernach wanderten ſie ſelbander dem Schloß zu. Hadrian freute ſich des Sieges, ohne wahrzunehmen, daß er der Beſiegte war. Der Weg nach Finkenſtein war ihm nie ſo kurzweilig vorgekommen, wie diesmal. Denn der Saberl erzählte unterwegs ſeine Abenteuer.

Damit ging es so zu: schon seit Wochen war der Junge im Briefwechsel gestanden mit dem Studentlein in der Stadt, war der Vertraute geworden von Michels, des jungen Lindwurms, Leiden und Heimsucht. Das Sterben, schrieb der Michel einmal, mache ihm nicht viel, aber begraben sein wolle er nicht in der Stadt. Darauf hatte ihm der Saberl geantwortet: „Dann kommt's billiger, du gehst noch bei lebendigem Leib heim, als daß du bei totem transportiert wirst."

Und am Abend zu Allerheiligen, als der Saberl nach dem Nachtmahl in seine Stallkammer ging — vielleicht schon das letztemal, denn er müsse ja in ein Herrenzimmer des Schlosses — merkte er hinter der Streumoosschicht etwas Lebiges. Und ist's der Lindwurmmichel, der es der Billigkeit wegen vorzog, lebendig nach Sesam zu gehen. Der Saberl war erschrocken, weil er im ersten Augenblick doch nicht genau wußte, ob es der lebendige Michel sei, oder sein Geist. Denn der Student wollte ja ein Weilchen vorher an einem schweren Brustleiden darniedergelegen sein.

„Schau nit so lang, ich bin's ja," sagte der Michel und kroch hervor. „Jetzt sorge, daß ich irgendwo schlafen kann. Geld hab ich keins, und weiter kann ich jetzt auch nit mehr. Morgen ins Sesam hinauf."

„Aber — bist denn schon gesund?"

„Das kannſt dir denken. Ah — da iſt's gut liegen."

Er ſank auf den Mooshaufen zurück und ſchlief. Der Saberl hatte Mühe, ihn in ſein Bett zu ſchleppen. Als der Michel drinnen lag wie ein Stück Holz, legte ſich auch der Saberl hinein, dann haben ſie geſchlafen fünf oder ſechs Stunden lang.

In der ſechſten begann der Michel ſich zu regen.

„Gieb Ruh!" knurrte der Saberl.

„Ich bin munter und will fort."

„Jetzt in der ſtockrabenfinſteren Nacht?"

„Die Nacht iſt kein Brett," ſagte der Michel, „man kann leicht durch, und mittags will ich daheim ſein."

„Michel, da kannſt du machen, was du willſt, ich laß dich nit fort. Du wirſt noch nit geſund ſein."

Im nächſten Augenblick lag er auf dem Boden. Ein ganz geſunder Ruck war es geweſen, mit dem der Student ſich befreit hatte. Der Saberl glaubte es.

„Weißt du was," ſagte der Michel lachend, „geh mit mir, Saberl!"

„Was ſagſt?"

„Geh mit mir ins Seſam. Geh, komm mit. Das wird luſtig werden! Geh, komm!"

Der Saberl war ſofort entſchloſſen. „Wenn du gehſt, ſo geh ich mit dir. Meine Pferde haben ſie mir weggenommen. Dem Herrn die Hoſen aus-

klopfen, das kann ein anderer thun. Bist es, so gehen wir."

Der Michel war es, und sie gingen. Also die Geschichte, wie der Junge verführt worden war.

Als es tagte, hatten sie die Rabenschluchten schon hinter sich. Da legte der Michel sich plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, ins feuchte Heidekraut. Und schlief auch schon und lag da, bleich und armselig. Der Saberl sah nun erst das verhärmte Gesicht. Kaum ein Atmen war bemerkbar. Vielleicht ist er jetzt gestorben, dachte der Saberl, lief zum Bach,, brachte im Hut Wasser und goß es ihm ins Gesicht. Der Michel zuckte auf, murmelte ein Schimpfwort und schlief weiter. Der Saberl stand daneben und schaute ihm zu. — Das ist ein großer Mattschachel. Wer weiß, wie dumm er gelaufen ist die letzten Tage. Und wahrscheinlich nichts gegessen. Der Junge suchte im Gestrüpp umher nach Brombeeren oder Hagebutten. Er ging an den Hang und fand einige Preiselbeeren, vom Reif weich gekocht, noch hängend am Kraut. Er labte damit den Ohnmächtigen, der sich endlich so weit erholte, daß er am Arm des Freundes dahinschwanken konnte bis zum Staudenwirtshaus, das unweit hinter der Bergböschung an der Straße stand. Dort legte der Michel sich auf die Bank, schlief bis Mittag, und dann mußte er gekochte Milch trinken und Rauchfleisch mit Klößen essen. Darauf schlief

er wieder ein paar Stunden, dieweilen der Saberl danebenſaß und auf die Kriſis wartete. Und ſie kam. Der Michel richtete ſich auf, rieb mit den Fauſtknöcheln ſeine Augen, gähnte, ſprang mitten in die Stube und ſagte: „So, Saberl, jetzt gehn wir!“ Er war friſch.

Im Hochthal hatte ſich heftiger Wind erhoben, die beiden Wanderer ſtemmten ſich ihm tapfer entgegen und kamen in eine freie Gegend, von Bergen umſtanden. Auf dieſer Hochebene ſtanden Baumgruppen und Gehöfte.

Das war Seſam.

Dort in der Mulde, hinter der die Felder ſanft anſtiegen, unter einer Tannengruppe ſtand der Lindwurmhof. Der Michel war ſchweigſam, faſt andächtig geworden. Es war beinahe ein Anſchleichen gegen den Hof hin. Die Hausmutter war eben am Holzſtoß geſtanden, um Scheiter aufzunehmen und ins Haus zum Herde zu tragen. Da ſah ſie die beiden daherkommen und erkannte den Michel. Die Scheiter ließ ſie zu Boden gleiten, lief ins Haus, kam gleich wieder hervor, ſtrich ſich mit der Schürze die rechte Hand ab und reichte ſie dem heimkehrenden Sohn entgegen.

„Was iſt denn das?“ ſagte ſie freundlich ernſthaft. „Iſt denn das Jahr ſchon aus? Sper ausſehen thuſt.“

Der Junge gestand ihr unumwunden, durchgegangen wäre er. Nun sei er da und gehe nicht wieder fort. Man möge ihn nur schlagen, er gehe doch nicht. Er wolle Bauer werden und nichts anderes.

Als sie hernach in der Stube waren, betrachtete die Mutter ihren Liebling neuerdings. „Gott sei Lob, daß du wieder daheim bist. Keine ruhige Stund hab ich gehabt deinetweg. So krank sein und so weit weg sein! Hast schon recht gehabt."

Der Michel war froh. Die Mutter hatte er.

„Das ist leicht auch ein deiniger Kamerad?" fragte sie.

„Der heißt Sabin und ist mein Freund. Er hat mich begleitet von Finkenstein her."

Nun aber der Vater, der alte Lindwurm. Im Augenblick war er nicht da, war in der Kornmühle.

„Heut wirst dich ihm nit aufzeigen können," sagte die Mutter mit Bedenken. „Heut ist er nit gut aufgelegt. Die andern, deine Brüder, haben ihm wieder um Geld geschrieben. Und daheim niemand zum Verdienen. Da wird er halt verzagt."

Nun redete der Saberl drein: „Ist vielleicht just jetzt der richtige Zeitpunkt, daß sich der Michel aufzeigt. Ein Geldfressender weniger und ein Verdienender mehr. Wenn er gescheit ist."

Ah, gescheit sei er schon, bestätigten Mutter und Michel.

Als er hernach aus der Mühle kam, der Lindwurm, ſchier im Rechteck abgeknickt unter dem ſchweren Mehlbottich, der ihm auf dem Rücken lag, da erinnerte er kaum an den luſtigen, ſelbſtgefälligen Bergbauern von dazumal beim Franzwirt in Gug. Mißmutig, abgerackert. An dieſem Tag war er der Knecht; die Dienſtboten beanſpruchten ihren Feiertag. Nun erblickte er den Michel, ſchaute ihn an und — ſagte nichts. Den Bottich ſetzte er auf die Holztruhe, fuhr ſich mit einem blauen Sacktuch über das Geſicht, um den Mehlſtaub und den Schweiß wegzuwiſchen, daß er klare Augen bekäme.

Der Michel ging in ſeine Nähe, reichte ihm aber nicht die Hand, ſondern ſagte nur: „Vater, heut iſt's das letzte Mal, daß ihr am Feiertag Mehl tragt."

Da ging erſt das Erſtaunen an: „Michel! Biſt es wirklich? Du wirſt uns doch keine Schand machen wollen?"

„Mein Gott, Schand machen!" rief die Mutter dazwiſchen. „Wo uns eh die Nachbarsleut ſchon ausgelacht haben, daß wir die ſtarken Buben in die Stadt ſchicken und uns alte Leut ſelbſt zu Tod ſchinden daheim. Geſcheiter jetzt ausſpringen, als erſt nachher, bis er fürs Bäueriſche verdorben iſt. Ich hab's eh immer geſagt, daß wir was derleben werden."

Der Lindwurm ſchwieg, ſtolperte zur Thür hinaus und blieb fort, bis es finſter ward. Und wie die Hausmutter anordnet: „Michel, thu Nacht machen!“ Und wie der Michel dann den roten Fenſtervorhang über die Glasſcheiben hüllt, die Talgkerze anzündet und guten Abend ſagt, geht der Vater zur Thür herein. Strenge und finſter ſieht er aus.

„Michel, jetzt hör mir zu, was ich dir ſag. Du taugſt nit in die Studie, und du gehſt mir nimmer hinein. Sei ſtill. Du bleibſt von heut ab im Lindwurmhof und wirſt arbeiten wie ein Knecht. Haſt du das verſtanden?!“

Das war klug von dem Bauer. Wer zu allem Unvermeidlichen ſeinen Willen giebt, dem geht alles nach Willen. Jetzt können die Geſamer nicht ſagen, der Bub ſei gegen den Willen des Alten aus der Schule geſprungen. Jetzt wird es heißen, im Lindwurmhof geſchieht es doch noch immer, wie der Hausherr will. Du wirſt Bauer! hat er geſagt zu ſeinem Studentl, und daheim bleiben hat er müſſen.

Am nächſten Frühmorgen regierte der Michel ſchon im Hof umher, als ob er nie Schulbank gerutſcht hätte. Vor allem begrüßte er im Stall ſeinen Schimmel, einen alten Bekannten auch des Saberls; der Saberl gehabte ſich ebenfalls wohl auf dem Hof. Er hatte es dem Freund verſprechen müſſen, wenig-

ſtens drei Tage zu bleiben, und der Saberl dachte, es iſt wahr, zum Ausgeſcholtenwerden kommt man immer noch früh genug nach Finkenſtein. Er mußte ſich alle Merkwürdigkeiten des großen Bauernhauſes zeigen laſſen, die alten ſchöngeſchnitzten Käſten, die Flachsmaſchinen, den Webſtuhl, die alte Stockuhr, die Geige und die Zither, die Kühe, die Ochſen, die Knechte, die Kälber, die Schafe, die Mägde, die Schweine, wie das eben alles ſo durcheinander war. Bald arbeitete er munter mit dem Dreſchflegel auf der Tenne, mit der Stallgabel in der Streuhütte, mit dem Strohſchneideſtock in der Futterkammer. Der Michel wollte zeigen, daß er alles noch beſſer könne, ſchnitt mit dem breiten Hebelmeſſer Stroh, wobei er ſich richtig eine Fingerſpitze wegſchnitt. Die Weibsleute kreiſchten auf, als der dunkelrote Strahl hervorſprang; eine Magd kam mit Spinnweben, um das Blut zu ſtillen, ein Knecht kam mit dem Zuber und goß dem Verwundeten kaltes Waſſer auf den Nacken, der Saberl riß ſeinen Riemen vom Leib, um den Arm zu unterbinden. Der Michel aber lachte, ſie ſollten es nur laſſen rinnen, es wäre lauter ſchlechtes Stadtblut. Am nächſten Tag konnte er mit der Hand ſchon wieder geigen, und er jauchzte aus den Saiten die Freude, wieder in Seſam zu ſein. Einer der Dreſcher wollte es nicht einſehn, daß Michels Heimglück die Ohren anderer ſollten büßen müſſen, und hieb um

so wüster auf seine Strohgarben ein, als der Junge in den höchsten Tönen fiedelte.

Die Lindwurmmutter war ein gutes Weib, das keinem Käfer etwas zuleide thun konnte, geschweige einem Wurm, sei es nun Vater oder Sohn. Geigte der Michel, so fand sie es schön, brummte der Vater, so fand sie es gut. Wenn ihre Stimme lockte, so war alles um sie voller Kälber, Schafe, Schweine, Hühner, und selbst die Kaninchen kamen hervor und machten ihre Männchen. Dann war noch ein Haustöchterlein vorhanden, dem der Saberl auffallend wenig Beachtung schenkte. Aber als das Lisele den Bruder Michel bewog, sein Studentenhaar stutzen zu lassen, weil langes Haar zigeunerhaft aussehe, dachte er sich: Wenn langes Haar zigeunerhaft sei, wollte er auch das seinige wegschneiden lassen. Und weil der Hausvater schon bei der Haarschur gesessen, hat auch der Saberl seiner Mähne sich entledigen lassen. Bei diesem Haarschneiden, das mit einer ungefügen, breiten Schafschere besorgt wurde, sagte der Hausvater mit einiger Beklommenheit: „Du wirst halt um dein Geld da sein."

„Um welches Geld?" fragte der Saberl.

„Na, wenn du's gar nit weißt, nachher ist's gut, nachher borgst mir gern noch ein Halbjahr, bis ich Lärchenholz verkauf."

Als der Saberl sich endlich doch zum Abschied

entſchließen mußte, richtete er an den Hausvater in leidlich wohlgeſetzten Worten die Frage, was er ſchuldig ſei? Länger als drei Tage habe er in dieſem Haus gut gelebt.

„So thu's auch weiter, lebe wohl und komm bald wieder.“

Dann wurde der Schimmel an den Schlitten geſpannt, denn ganz Seſam lag ſeit dem Sturmwind im Schnee, und der Michel kutſchierte ſeinen Freund bis zum Staudenhanſel hinab. Dort war es aper und konnte der Schlitten nicht mehr weiter.

„Du kommſt wieder, Sabin.“

„Ich komm wieder. Wir bleiben gute Kameraden.“

„Gieb mir einen Kuß, Sabin!“

„Laß das Geleck ſein, Michel. So was iſt nur für die Frauenzimmer. Behüt Gott, Michel! Behüt Gott, Schimmel.“

Und als ſie ſchon weit auseinander waren: „Noch einmal behüt Gott!“

So viele der Erlebniſſe und Abenteuer, die der Saberl auf dem Feldweg von Gug nach Finkenſtein ſeinem Herrn erzählt hatte. Da blieb Hadrian ſtehn, griff dem Jungen ans Kinn, hob es in die Höhe und ſagte: „Jetzt ſchau mich ehrlich an. Haſt du alles erzählt?“

Der Saberl dachte ein wenig nach und antwortete: „Nein — alles nit.“

„Zum Beiſpiel?“

„Zum Beiſpiel, daß wir in der Früh Einbrenneſuppe gehabt haben und zu Mittag Griesknödeln und am Abend Milchſaverln, und daß ich in der Flachskammer geſchlafen hab —“

„Und?“

„Und daß ſie Ratten haben beim Lindwurm.“

„Aber Junge, wozu brauche ich das zu wiſſen?“

„Weil mich der Herr halt gefragt hat.“

„Saberl, du haſt ein Geheimnis. Mir kannſt es wohl ſagen.“

„Geheimniſſe darf man nit ſagen!“ antwortete der Junge ſchalkhaft. — „So, jetzt wären wir wieder im lieben Finkenſtein!“ Dieſe Worte ſprach er in ſingendem Ton. Allzugroße Hochſchätzung lag nicht darin.

In Finkenſtein veränderte es ſich von Tag zu Tag. Frang hatte wieder Anſchaffungen gemacht. Jungvieh, Trockenklee, Roggen, Weizen, Fett und

einen Schlachtochſen für Haus und Geſinde. Im folgenden Jahr hoffte er ohne derlei Einkäufe auszukommen. So war er eines Tags beim Herrn, um Geld in Empfang zu nehmen. Bei dieſer Gelegenheit drückte er ſein Erſtaunen aus darüber, daß der „Stalljunge" wieder aufgenommen ſei. Die Leute hätten gelacht über den gerupften Schädel, und daß er jetzt ſchon einem richtigen Galgenvogel ähnlich ſähe.

„Laſſen Sie das gut ſein, Herr Frang."

„Aber natürlich geht's mich weiter nichts an, als daß ich eben auch im Hof für Anſtand und Sitte —"

An der Thür klopfte jemand. Auf Hadrians „Herein" erſchien der Kopf einer jungen Magd, der ſich aber augenblicklich wieder zurückzog.

„Es iſt nicht ſo leicht, unter den Leuten Ordnung zu halten," bemerkte der Verwalter noch mit gedämpfter Stimme. „Unglaublich, wieviel Korruption und Intrigue auch ſchon unter dem Geſinde herrſcht. Man hört kaum ein wahres Wort mehr. — Danke. Das genügt einſtweilen. Den Empfangſchein werde ich ſchon ausfertigen."

„Der Ordnung wegen."

Als Frang durch die Nebenthür abgegangen war, kam die Magd herein — unſicher, ängſtlich. Sie hatte ein ſchwarzſeidenes Tuch um den Kopf gebunden

und unter dem Kinn geknüpft, wie Weiber es an Sonntagen für den Kirchgang machen.

„Suchen Sie den Herrn Verwalter?“ fragte Hadrian kurz.

„Gott behüte mich. Den nit. Mit dem gnädigen Herrn möcht ich reden, weil ich geh.“

„Weil Sie gehen? Meine Liebe, das geht mich nichts an. Das haben Sie alles mit Herrn Frang abzumachen.“

„Einzig nit. Und wenn Sie mir den Kopf abreißen.“

„Was gefällt Ihnen denn nicht auf Finkenstein? Ist Ihnen der Lohn zu gering? Oder die Arbeit zu stark? Oder die Kost zu schlecht?“

„Wenn ich reden darf,“ sie schob ein wenig das Kopftuch zurück und wurde mutiger. „Der Lohn ist nit hoch, die Arbeit nit leicht und die Kost nit gut. Deswegen will ich mich aber nit beklagen, es ist anderswo auch nit alles gut. Und daß der gnädige Herr nit glauben soll, ich ginge deswegen, just darum bin ich da. Gegen den gnädigen Herrn haben wir keins was.“

„Nun also, was wollen Sie denn?“

„Mehr kann ich nit reden und will ich nit reden. Bedank mich schön für alles, und wenn ich den Lohn vom Frang seiner Hand nehmen soll — na, da pfeif ich lieber drauf. Von dem nimmt kein ehrliches

Leut einen Heller. Das iſt ein Unflat. So, jetzt hab ich's geſagt."

„Allo gegen den Verwalter haben Sie etwas. Wiſſen Sie, meine Beſte — ich miſche mich da nicht drein. Sie haben ihm in dienſtlichen Sachen zu folgen und um ſeine perſönlichen Eigenſchaften ſich weiter nicht zu kümmern. — Na, deshalb nicht gleich flennen." Er legte ſeine Zigarre an die Tiſchkante und hielt ihr die Hand entgegen. „Wozu flennen! Schade um die hübſchen Augen. Komm, ſetze Dich einmal zu mir, mein Kind, und erzähle mir. Nicht weinen, Mädel! Geſcheit ſein. Geſcheit ſein! So! —"

Übrigens fand es Hadrian in dieſem Winter „verteufelt langweilig" auf Finkenſtein. Außer dem allerdings oft recht liebenswürdigen Geplauder des Herrn Frang bei Tiſch keine Anregung. Außer den Geigenübungen Saberls im Nebenzimmer keine Kunſtgenüſſe. Lektüre? Hadrian fand, daß Romane nur für die Weiber gut wären, die die Welt nicht kennen. Alles ſchiefes, unmögliches Zeug. Die Modernen? Die ſind ſchon gar dumm. Die ſchwatzen in ihren Novellen und Komödien über ſoziale Fragen, philoſophiſche Probleme, Schule, Religion und lauter ſolche Sachen, die keinen Menſchen intereſſieren. Da waren die Franzoſen andere Kerle mit ihren galanten Abenteuern. Landwirtſchaftliche Studien? Soll der

Frang treiben, der iſt dafür da. — Hadrian ahnte immer, daß ihm noch eine große Aufgabe bevorſtehe. Man darf den Geiſt nicht um nichts ſtrapazieren und ihn auch nicht ganz verkümmern laſſen. Alſo entſprechende Zerſtreuung, Erholung vor — dem Nichtsthun.

Verwalter Frang bemerkte die tödliche Leerheit in der armen Seele ſeines Herrn. Etwas Nimrod wollte er in ihm züchten, der gedieh aber nicht recht. Es war ſo feucht kalt da draußen in den Wäldern, Hadrian brachte anſtatt Wilds allemal einen Schnupfen heim, da verdroß es ihn natürlich. Auch war ihm der Jagdſport zu brutal; er fand kein Vergnügen an dem Hinmorden unſchuldiger Tiere und das um ſo weniger, als er wunderſelten eins traf.

Frang fand es unabweislich, ein Vergnügen zu erſinnen, das ſeinem Herrn über die ſchlimmſten Winterabende hinweghälfe. Schlittſchuhlaufen, Eisſchießen fand der Schloßherr zu plebejiſch, das treiben ja gerade die Bauernknechte. Aber vielleicht — das Theater. Komödieſpielen! Das iſt fein und das kann man überall, das kann jeder. Aus dem Geſinde des Hofes und „wiſſen“ Leuten umliegender Bauernhäuſer will der Verwalter eine Truppe zuſammenbringen, die Komödie ſpielt. — Einige waren ſofort dafür zu haben. Sie hatten bei derlei ſchon früher einmal mitgethan in Gug, wo die „Genofeva“ und der „Bay-

riſche Hieſel" zur Darſtellung kamen. Herr Frang wollte höher hinaus und moderner einſetzen. Auch in dieſen Dingen verſtand er etwas, und nach ſeinem Kunſtprinzip war das Theater kein Hörſpiel und kein Lehrſpiel, ſondern ein Schauſpiel. Nicht was dabei geſprochen werde, ſei weſentlich, ſondern was es zu ſehen gebe. Hadrian fand das ganz richtig. Vor allem ſchöne Menſchengeſtalten, dem Grundſatz nach, daß der Menſch das Schönſte der Schöpfung iſt. Natürlich nicht verunſtaltet durch geſchmackloſe Gewandung. Es iſt reiner Vandalismus, ein ſchönes Frauenbild mit bunten Lappen zu verunzieren. — Frang hoffte, daß die Dorfſchönen, die drallen, geſunden, unverdorbenen, nicht der blöden Prüderie huldigen, wie ſo manches Stadtdämchen, deſſen ganze Tugendhaftigkeit in der Hülſe beſteht. Als die Leute nun von der „Schönen Helena" hörten, waren ſie Feuer und Flamme; ſie freuten ſich des chriſtlichen Sinnes ihres Verwalters, der zur Darſtellung die heilige Helena wählt, die, wie der alte Simon wußte, „das Kreuz erfunden hat". Aber als nachher die Proben beginnen ſollten, der große Feſtſaal hierfür hergerichtet und gründlich ausgeheizt wurde, zeigten ſich Schwierigkeiten.

„Das Landvolk iſt doch ſchrecklich beſchränkt! Unglaublich, wie ſehr es da an Bildung fehlt." Der Verwalter klagte es launig ſeinem Herrn. Nicht ein einziger war vorhanden in Finkenſtein und Umgebung,

der die Historie von Paris und der schönen Helena kannte, geschweige von dem Offenbachschen Meisterwerk eine Ahnung gehabt hätte! Als ihnen Frang die Sache kurz erklären wollte, schüttelten sie die Köpfe, und da thäten sie nicht mit. Er versprach ihnen sogar, außer der freien, gut verköstigten Zeit zur Vorbereitung, Spielhonorar, dessen Höhe er bei den Weibern von der Schürzung der Röcke abhängig machte. Denn insoweit hatte er einige im Auge, die man der Königin nötigenfalls als Hofdamen beistellen konnte, bei denen aber freilich die griechische Schönheit durch germanische Gesundheit ersetzt werden müßte. Aber sie wollten nicht. Der Hinweis darauf, daß die Vorstellung im geschlossenen Kreis, also „ganz unter uns" stattfinden würde, hatte keine Wirkung. Selbst die Männer widersetzten sich so stark, daß außer einem Paris keiner zu haben war. Am allerwenigsten war ein Menelaus aufzutreiben; diesen „Dodel" wollte schon gar keiner auf sich nehmen. Warum aber just so eine lumpige Komödie? Warum nicht lieber das Krippelspiel, das Passionsspiel oder das wunderschöne Paradiesspiel! Da thäten sie schon mit.

So mußte Frang die schöne Helena fallen lassen und suchte sich mit dem Paradiesspiel vertraut zu machen. Das ist die bekannte Geschichte von Adam und Eva und dem Sündenfall. Das Textbuch hatte ein

alter Kleinhäusler herbeigebracht: die Tinte, mit der es auf grobem Papier geschrieben, war ganz gelbblaß vor Alter. Es sei, berichtete Frang dem Herrn, eine einfältige, teilweise ganz bigotte Bauernmache, aber er getraue sich daraus was zu machen, das sich sehn lassen könne. Bis Neujahr solle der Fall Adam auf die Bretter kommen. Wäre erst der Anfang gemacht, dann sei ihm um Wiederholungen nicht bange. Nun aber handle es sich um Kostümbilder.

„Kostüm?" fragte Hadrian. Sie kamen überein, Kostümbilder brauche man keine. Höchste Einfachheit sei höchste Kunst.

Hadrian bewunderte aufs neue die Vielseitigkeit seines Verwalters und dessen Mut, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Und er war sehr gespannt auf die Theatersaison in Finkenstein.

Die Rollenverteilung hatte stattgefunden. Aber nun zeigten sich auch hier wieder Hindernisse. Am wenigsten Umstände machte Gott Vater. Der alte Simon übernahm ihn bedingungslos und machte sich sofort ans Studium der Rolle. Das erste Mal in seinem langen Leben, daß er „wer" war. Bei dem Adam hatte Hadrian an den Saberl gedacht; davon wollte der Intendant aber schlechterdings nichts wissen. Dieser Mensch würde alles verderben. Der Sohn des Leinwebers zu Gug war für die Rolle gewonnen worden. Für die Eva meldete sich das gesamte weibliche Personal, mit Einschluß der alten Dorl.

„Niemals, Dorl!" rief ihr Frang zu. „Dich kann ich im Stall nicht entbehren. Nicht eine Stunde. Du bist unersetzlich beim Vieh."

Geschmeichelt zog die Alte sich zu ihren Kühen und Schweinen zurück.

Schwieriger war es, die Magd Leni zu beruhigen. Ihre Eva wäre zu massiv ausgefallen; aber sie verzichtete erst auf diese Rolle, als sie der Intendant zur Chorführerin der Engel ernannte. Die Eva bekam ein junges schmächtiges Mädchen, das erst der Schule entwachsen war. Sie versah auf Finkenstein den Dienst einer Küchengehilfin und gewann mit Übernahme der Eva die Aussicht auf Standeserhöhung im nächsten Frühjahr. Welcher Art, das ward nicht gesagt. Der

Chor der Engel kam aus Knaben und kleinen Mägdlein mühelos zuſammen. Aber die größten Unannehmlichkeiten machte der Teufel. Die dankbarſte Rolle, und doch wollte ſie keiner ſpielen. Es bliebe gern was hängen, meinten ſie, wenigſtens der Spitzname. Schließlich übernahm ihn Frang ſelbſt; „aus Liebe zur Sache", wie der Saberl munkelte. Als das ſo weit gut war, ſtellte es ſich heraus, daß auf eine wichtige Rolle vergeſſen worden! Im Paradiesſpiel konnte doch unmöglich der Erzengel fehlen, der mit dem flammenden Schwert die armen Sünder aus dem Paradies treibt. Das war der Schlußeffekt, von dem vieles abhing. Die ganze Geſellſchaft verlangte für dieſe Rolle den „Kammerherrn", wie der Saberl ſcherzweiſe genannt wurde. Aber der wollte nicht mit dabei ſein. Faſt verdarb dieſe Weigerung auch andern die Freude und ſtellte das ganze Unternehmen in Frage. So mußte der Schloßherr ſelbſt bittweiſe an den Jungen herankommen.

„Schon auch aus Liebe zur Sache, Saberl. Oder glaubſt du, daß für den Erzengel deine Geſtalt nicht geeignet wäre?"

Auf dieſe Spindel iſt er geflogen.

Alſo kam die erſte Probe. Nach der Mitteilung Frangs an den Herrn war das zum Verrücktwerden. Komiſcheres könne man ſich nicht vorſtellen, als zum Beiſpiel die quatſchigen Stimmen, wie ſie im Pre-

digerton das geschraubte Zeug herabschreien. Die Dichtung sei nachgerade zum Davonlaufen. Darum müsse alles Gewicht auf das Gestaltliche gelegt werden. Der Schneider werde nicht ins Gewicht fallen, doch was an Stoffen erspart werde, würde für Heizmaterial aufgehen. Recht gut machen werde es die Kleine, aber alles verderben werde der Saberl, der mit dem „flammenden Schwert", dem alten Franzosensäbel, wie verrückt umherhaue.

„Ja, mein lieber Frang, das ist alles recht schön. Aber wer soll denn Publikum sein?"

Der Verwalter machte eine artige Verbeugung vor dem Herrn.

„Ich allein? Wollen wir nicht doch die Herren von Gug einladen? Den Pfarrer, den Lehrer und den guten Franzwirt?"

Diese Bemerkung wunderte den Verwalter. Es scheint, der Herr capiert nicht. „Ich glaube," sagte Frang, „wir bleiben beim ursprünglichen Programm — ganz unter uns."

Vor dem Weihnachtsfest hatte Hadrian sich gefürchtet. Da würde er die pikanten Kaffeehauszirkel am allerschwersten vermissen. Nun hatte er auch auf Finkenstein seine Saison und Sensation. Alles rüstete sich auf die Theatervorstellung, alles suchte sich zu überbieten an geplanten Überraschungen. Hadrian war beinahe gerührt über ihr Bestreben, ihm die abschen-

liche Winteröde erträglich zu machen. Aber ſchließlich, wozu ſind ſie denn da, als um ihrem Herrn zu dienen?

Es war daher recht bitter, als eines Morgens der Verwalter berichtete, die Aufführung müſſe verſchoben werden. Wenn ein Toter im Haus ſei, hätten ſie geſagt, da wollten ſie nicht ſpielen.

Es war nämlich in der Nacht ein alter Bettelmann verſtorben, der Tags vorher zugeſprochen, und dem der Verwalter gutmütig geſtattet hatte, im Dachgeſchoß auf dem Stroh zu ſchlafen. Und daraus entſtand die Verlegenheit. Zwei Knechte ſtellten an den Verwalter das Verlangen, die Leiche landesüblich aufbahren zu laſſen. Wenn es nicht von der Herrſchaft aus geſchehe, ſo wollten ſie ſelbſt zuſammenſchießen, um den alten Einleger anſtändig aufzubahren und zu begraben. Er ſei ein braver Dienſtbote geweſen, und ihnen ſelbſt könne es auch einmal ſo ergehn, wenn ſie alt und untauglich, daß ſie auf einem Strohhaufen verſterben müßten.

Um ſolchen Vorſtellungen ein Ende zu machen, hatte Frang die Leiche gleich nach Gug in die Totenkammer überführen laſſen; das einzig Richtige, wie Hadrian zugab. Nun aber wurde das Geſinde aufgeregt und wollte einen Ausſtand machen. Frang lachte dazu. Wenn ſie ihn nicht nötiger hätten über den Winter, als er ſie, ſo möchten ſie nur gehn. Er

sei sehr froh. Wenn sie nicht freiwillig gingen, so habe er gute Lust, sie fortzujagen, weil sie ein Gesindel wären! — Da schauten sie einander an, murrten und — blieben. Denn es war der harte Winter.

„Man muß ihnen den Korb höher hängen," sagte der Verwalter zum Schloßherrn.

„Lassen Sie's hingehn, Frang, und trachten Sie, daß es endlich zur Komödie kommt. Sie wissen, ich bin wirklich gespannt."

„Und ich gedenke, Herr, das Vergnügen zu haben, die Erwartungen zu übertreffen."

Aber es erschienen zwei Knechte, Abgeordnete, und sie erklärten, überhaupt nicht spielen zu wollen. Es wäre des Toten wegen, aber nicht darum allein. Das Paradiesspiel sei ein heiliges Stück und in früherer Zeit ganz anders aufgeführt worden. Da hätten Adam und Eva und die Engel weiße Hosen getragen. Anders nicht. Nein, anders nicht. Das möchte ein sauberes Gerede werden. Kurz und gut, sie spielten nicht.

Da wurde Hadrian ganz plötzlich zornig: „Wenn ich's aber befehle!"

Sie zuckten die Achseln, lachten und gingen davon.

„So jagen Sie doch das Pack davon!" rief er dem Verwalter zu.

Dieſer machte ein verſchmitztes Geſicht. Das eine Auge drückte er zu, das andere ließ er halb offen.

„Vor dem Gerede haben ſie Angſt," ſagte er. „Weiter iſt's nichts. Laſſen Sie mich nur machen. Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Fortjagen möchte ich ſie ſchon darum nicht, weil ein paar unerſetzliche Kräfte dabei ſind — wiſſen Sie?" Die letzten Worte wurden mit einer Gebärde gemurmelt. „Die Zeit wird ſchon kommen. Ehe das Jahr um iſt — ei, was ſag ich, das Jahr! Wollen gelegentlich fleißig Proben halten. Ich ſetze meinen Kopf drein, daß wir unſer Schauſpiel haben werden."

Von dieſer Zeit an ließ Frang es ſich angelegen ſein, auf die Bildung der Leute hinzuwirken. Die Zeitungen des Schloßherrn gingen lange ſchon von Hand zu Hand, ſogar bis Gug hinüber. Der Franzwirt hatte ſich ſogar auf eine abonniert, da die Leute daran Gefallen fanden. Ihre alten Hausbücher, Bibel, Märchen, Reiſebeſchreibungen ließen ſie in dem Winkel liegen und verlegten ſich in freien Stunden aufs Politiſieren, auf Parteigezänke, Welttratſch und Zeitungsromane. So that Frang ein übriges. Monatlich einmal kam ein Mann in die Gegend, mit Lieferungswerken. Um lächerlich billigen Preis konnten ſie bezogen werden von Heft zu Heft, und wunderſchöne Geſchichten ſtanden drin. Frang beſtellte ſolche Schriften, und abends wurden ſie in der Geſindeſtube

vorgelesen. Anfangs ganz kurze Erzählungen, allmählich längere, und endlich war ihnen nichts mehr lang genug. Das war kein schlechtes Gegreine bei den Frauenzimmern, wenn es gerade an den außerordentlichsten Stellen hieß: Fortsetzung folgt. Sie konnten es gar nicht genug untereinander besprechen, wie „interessant", wie „rumantisch", wie „reizend" die Sachen seien, sie drückten sich gewählt aus und zeigten Verständnis. Nur die Kleine, die künftige Eva, that manchmal eine kindische Frage, bei der die übrigen nur schmunzelten. Ein übermütiger Bursche machte sich erbötig, ihr die dunklen Stellen einmal näher zu erklären.

„Natürlich," sagte Frang bei Tisch. „Lektüre bildet Geist und Herz."

„Wohl lauter Gediegenes, Klassisches?" meinte Hadrian ironisch.

„Aber selbstverständlich. Da möchte ich die Verantwortung am allerwenigsten tragen. Allerdings auch gut realistische Sachen. Ein edler Realismus wird auch der Komödie nicht schlecht bekommen."

„Glauben Sie, daß es noch dazu kommt?"

„Aber gewiß."

Der Saberl ging um diese Zeit täglich nach Gug zum Geigenunterricht beim Schullehrer. Es that sich gar nicht schlecht, und bisweilen in der Abenddämmerung spielte er in seinem Zimmer ganz grausame

Melodien. Hadrian ſchauerte manchmal davor zuſammen; wenn aber der Junge verſicherte, es wäre Mozart, dann hob er die Augenbrauen und nickte mit dem Kopf. Im Tagebuch findet ſich folgende Stelle: „Es iſt ein Unweſen oft. Auch der Mozart iſt ſchrecklich. Manchmal aber, manchmal doch! Da kommt ein Klang, ein zarter, leiſer, trauriger. Und da fällt mir ein: er ruft ſeine Eltern.“

Und einmal zur gewohnten Stunde, da wartete Hadrian, und der Junge ſpielte nicht. Weil er wußte, daß der Saberl auf ſeinem Zimmer war, ging er in den Vorgang und horchte an der Thür. Es war ganz ſtill. Das reizte ihn, und er trat raſch ein.

Der Saberl ſprang auf und wurde rot, als decke das ganze Geſicht ein einziges Feuermal. Auf der Lederbank war er gelegen, und aus einem gelben Heft hatte er geleſen.

„Ei Junge, du amüſierſt dich.“

„Man kann nit aufhören,“ antwortete der Junge, ſich entſchuldigend.

„Süße Sünderinnen. — Woher haſt du das?“

„Geſtohlen!“ lachte er. „Dem Küchenmädel entwendet.“

„Aber nein! Wie kommt die Kleine zu ſolchem Leſefutter?“

„Der Jäger ſoll ihr's geborgt haben.“

„So, ſo.“

„Man soll so was wirklich verbrennen," sagte der Saberl. „Ich will's nur noch vorher zu Ende lesen."

„Wenn es nicht dein Eigentum ist! Ich werde die Sache prüfen."

„Ich möcht nur wissen," sagte der Junge, „warum einem solche Sachen gefallen. Man sieht, sie sind schlecht — und gefallen einem doch."

„Ja, mein Lieber, da muß man stark sein," sagte Hadrian überlegen. „Lesen kann der Mensch alles, aber stark sein! Ein sittlich gereifter Charakter kann alles vertragen. Und alles thun."

„Ist es wahr, daß Ganzgesunden kein Gift schadet?"

„Man sagt es."

„Mich deucht, früher, wie ich noch klein war, bin ich stärker gewesen, als heut —"

„Im gewissen Sinn magst du schon recht haben. Doch der Mensch soll an die sittsamen Vorfahren denken," sagte Hadrian großartig.

„Es werden halt nit alle gleich sein," meinte der Junge. „Wird vielleicht auch auf die Gattung ankommen. Immer einer hat's halt leicht, nun ja, — weil nix angreift. Aber unsereins, so ein armes Findelkind. Woher nehme denn ich Vorfahren! Wer weiß, was für Haderlumpen meine Eltern gewesen sind!"

„Deine Eltern —“ Hadrian machte ein paar Schritte durch das Zimmer und kam wieder zurück an die Stelle. „Haſt du gar keine Ahnung, Sabin, wer deine Eltern geweſen ſind?“

Der Junge zog die eine Achſel auf: „Haben ſie ſich nit gekümmert um mich, ſo kümmere ich mich auch nit um ſie.“

„Sabin — Wenn dir irgendwo plötzlich einmal eins entgegenkömme, die Mutter, oder — der Vater —?“

„Weiß Gott. Immer einmal iſt es doch traurig, wenn man denkt, wie man ſo allein daſteht — ſo mutterſeelenallein — auf der weiten Welt . . .“

Als er dieſe Worte geſagt hatte, ſo faſt nur für ſich hin, begann in Hadrian etwas zu zittern. Er langte nach des Jungen Hand. Da ſprang dieſer auf, erfaßte das gelbe Heft, und mit dem Wort: „Es iſt zu dumm!“ ſchleuderte er es in die Glut des Kamins. Dann ging er ins Freie.

Bin ich auch einmal ſo geweſen? fragte ſich Hadrian. Er begann zu träumen. Er hatte Durſt nach einer großen Betrübnis, empfand aber nur Öde. Er war zu unglücklich, um ſein ganzes Unglück zu empfinden.

Gegen Ende des Monats Februar wurde aber doch etwas in ihm beinahe rebelliſch. Er dachte an den Karneval. Das brauſt und ſchäumt da draußen — und hier? Im eiſernen Kaſten ein Packet Banknoten. Doktor Kerbholz hatte wieder einmal Kräfte geſchickt. Was könnte man für dieſe Fetzen alles haben, dort in der ſchönen, großen, ſchäumenden Stadt! Die Lüſte hatte er ſich gemerkt, die Katzenjämmer ſchon vergeſſen.

Doch auch hier auf Finkenſtein verſchaffte ihm das Geld eine Zerſtreuung. Denn beſſer als Langweile iſt Ärger.

Kam wieder einmal der Gutsverwalter mit ſeiner Kümmernis.

„Nichts peinlicher," ſagte er unmutig, „als immer nur nehmen müſſen und nie geben können."

„Andere hinwiederum möchten lieber nehmen als geben," entgegnete Hadrian. „Sie brauchen wohl wieder Geld?"

„Aber das ſoll nun bald ein Ende haben. Jetzt müſſen wir Kalk und Guano kaufen, ferner Samenkorn und endlich noch einige Geräte. Es taut ſchon der Föhn über die Berge. Wenn wir, was Gott gebe, ein fruchtbares Jahr haben, dann ſoll ſich der gnädige Herr einmal wundern. Für jedes Körnchen hoffe ich eine volle Ähre zurückgeben zu können. Ich ſteche manchmal gern mit dem Stock in den aufgeweichten

Boden. Kohlschwarzer Humus und Erdschmalz dran! Wenn wir ein paar Jährchen fortfahren, diese dankbare Scholle noch zu verbessern, so ist der Wert des Guts in kurzer Zeit verdoppelt."

„Gut, gut, also wieviel denn?"

„Zweimal hundert. Ich bescheide mich aufs äußerste."

„Nehmen Sie, was Sie brauchen."

Frang zog zwei Scheine aus dem Päckchen und legte dieses wieder in die Eisenkasse zurück. „Noch etwas, gnädiger Herr, zu meiner Beruhigung. Der Kassenschlüssel — er wird wohl sorgfältig aufbewahrt? Nein, nicht das! Ich will nicht wissen, wo. Muß protestieren. Ich meine nur im allgemeinen. Der Herr sind zu vertrauend. Ich halte es für meine Pflicht —"

„Es geschieht nichts, lieber Frang." —

Das junge Jahr ging an. Es kam der laue Wind, aus allen Gräben heraus kamen die Schneewässer, durch die Rabenschluchten herab wogte ein trübroter Strom, über den Raubvögel hin- und herschossen, weil es Beute gab. Alles knospete und schwoll, alle Düfte wurden wach aus verwesenden und werdenden Dingen. Auch die Leute wurden wach aus ihrer Winterdämmer.

Ihrer sechs, die drei stärksten Knechte und die

drei keckſten Weibsleute, traten vor den Verwalter: „So, Herr Frang, jetzt gehen wir.“

„Was ſoll das heißen?“

„Ganz ſo, daß wir jetzt gehen und uns einen andern Platz ſuchen.“

Er wütete. Jetzt, nachdem ſie über den Winter fettgemäſtet worden, nachdem die Arbeit beginne, wollten ſie laufen! Ob ſie nicht wüßten, daß auf ſolchen Vertragsbruch das Zuchthaus ſteht!

Da hatten ſie die Dreiſtigkeit zu antworten, man brauche ſich ja nicht aufzuregen, man könne es auch ruhig bereden. Sie verlangten doch nichts Ungebührliches. Der Herr Verwalter habe ſie zu Weihnachten ja ſelbſt fortſchicken wollen, ohne zu fragen, ob es ein Vertragsbruch ſei. Damals ſei er obenan geweſen, und ſie hätten nachgeben müſſen. Jetzt ſeien ſie obenan, weil die Arbeit verrichtet ſein wolle, und mit Zwanzig zu Hundert Tagesaufbeſſerung ſeien ſie zufrieden.

„Und ich ſage euch, daß wir nicht einen Heller beſſern!“

„So macht's auch nichts, Herr Verwalter. Jetzt finden wir überall Arbeit. Oder wir gehen gleich am liebſten nach Schuttenthal in die Fabrik.“

Der Verwalter ſagte gemeſſen: „Ich bleibe bei meinem Wort. Nicht einen Heller. Wenn der gnä-

dige Herr aufbeſſern will — meinetwegen. Ich will mit ihm reden."

Mit allem Zorn, der aufzutreiben war, kam er zu Hadrian: „Herr, wir haben Räuber im Hauſe! Und müſſen ſie noch mit Glacéhandſchuhen bedienen, dieſe Lumpen, dieſe Gauner, dieſe Tagediebe! Zwanzig Prozent Aufbeſſerung verlangen ſie."

„Nicht bewilligen!"

„Dann ſchneiden ſie uns die Gurgel ab. So viel als die Gurgel ab, wenn wir jetzt nicht ackern können."

„Alſo bewilligen!"

Schon am nächſten Tag konnte der Schloßherr ſich der Anhänglichkeit freuen, mit der ſeine Dienſtboten ihm wieder ergeben waren.

Auf der Treppe begegnete ihm die Magd Leni. Sie wollte gerade zu ihm gehen, ſie hatte im Körbchen Isländermoos.

„Ich bitt Ihnen, euer Gnaden, ſein S' nit bös. Aber ma kann's nit anſehen, wenn wer ſo krank iſt, einwendig. Und da hätt ich halt ein gutes Mittel für die Bruſt. Für den gnädigen Herrn."

„Was ſoll's! Ich brauche kein Mittel für die Bruſt."

„Aber mein Gott, der Herr Kammerherr hat doch geſagt, daß der gnädige Herr ſo krank ſind!"

„Der Sabin hat das geſagt?"

„Aber freilich hat er's gesagt."

Hadrian stand zu ihr, legte ihr seine Hände auf die vollen Achseln und sagte leise: „Ich krank? Soll ich dir das Gegenteil beweisen?"

Wie Sonnenschein in den Hundstagen hat sie ihn angelacht, ist dann mit ihrem Körbchen munter treppab und über den Hof gelaufen in ihr Stübchen. Dort wartete ihrer, mit den nackten Beinen strampelnd, jener junge Mensch, mit dem sie damals vom Saberl denunziert worden war beim Verwalter.

Hadrian ging und suchte den Saberl. Der war draußen auf dem Acker und kraute mit dem Eisenkrampen Dung in die Furche.

„Du Saberl! Hör mich einmal an. Was soll denn das heißen? Du hast der Magd Leni gesagt, daß ich krank sei."

„Das ist nit wahr," begehrte der Junge auf.

„Du hast es also nicht gesagt?"

„Gesagt hab ich's schon, aber nit der Leni."

„Wieso kannst du sagen, daß ich krank bin?"

Der Junge stemmte sich mit dem Ellbogen auf den Krampenstiel, that einen frischen Atemzug und sprach: „Herr, das ist halt so. Jetzt giebt's alle Händ voll zu thun, man glaubt es gar nit. Und da thun mich die Leut alleweil fragen, warum denn der Herr nit auch ein bissel thät arbeiten helfen. In Gug geht zur Anbauzeit und bei der Fexung sogar der Pfarrer

aufs Feld mit und ſteht ihm nit ſchlecht an, ſagen ſie. Und wär's für den größten Herrn keine Schand, haben ſie geſagt. Alsdann, die Rederei iſt mir zuwider, und ich ſag, der gnädige Herr iſt halt ein biſſel krank auf der Bruſt."

„Aber — woher haſt du denn das?"

Er antwortete nicht mehr, ſondern kraute wieder Dung in die Furche.

Wenn man wen gern hat, ſo legt man ihm alles zum guten aus und trifft damit meiſtens das Richtige. So auch Hadrian. Er grübelte nach, was denn der Junge gemeint haben mochte mit dem „Krankſein". Er ahnte es jetzt, die Bauersleute mögen in arbeitsnötiger Zeit keinen Nichtsthuer ſehen, und der Junge ſchämt ſich und entſchuldigt den Herrn mit Krankſein. Wenn der Bauer nicht ſelbſt ſein beſter Knecht iſt, ſo geht's nicht, hatte der alte Simon geſagt. Auf dieſem Gut aber will der Bauer ein großer Herr ſein und nichts arbeiten. Und dafür giebt es keine andere Rechtfertigung als „Krankſein". Hadrian Hausler fühlte es ja ſelbſt oft genug, daß er nicht ſo war wie andere. Jetzt Überſchwung, jetzt Stumpfheit. Und das Eiskorn im Blut. Ein einziges Feuer noch manchmal, doch — es fröſtelte ihn über über den Rücken. Ein invalider Großſtädter. Dann kommen ſie mit ihrem isländiſchen Moos und lachen dumm. Die ſollen es noch erfahren, daß der Stadtherr

nicht bloß einen Kopf, ſondern auch Arme hat! Mit energiſchen Zügen wurde der Entſchluß feſtgenagelt im Tagebuch.

Und eines Tags im Heuen, nach dem Mittagsſchläfchen, ging er rüſtig hinaus auf die Wieſe. Ein glühender Julitag laſtete über den welken Matten. Und gerade in ſolcher Hitze mußte das Heu geheimt werden. Aber er ſah die Leute nicht gleich. Sie ſaßen in zuſammengeſchobenen Heuhaufen, aßen Weißbrot und tranken Wein, ſich ihrer erſtrittenen Rechte freuend. Eins gab dem andern den großen Krug in die Hand, und ein paar übermütige Mägde rangen darum, gleich nach dem Mannsbild zu trinken, wenn der Krugrand noch nach Bart rieche. Hadrian wäre zu gern näher angeſchlichen, da erhob ſich aus einem abſeitigen Neſt der Verwalter, unweit von ihm die kleine Küchenmagd, dann allmählich auch die andern. Als ſie den Herrn ſahen, riefen ein paar überlaut: „So, a biſſel gelabt haben wir uns, jetzt wieder an die Arbeit!“ Und griffen munter zu ihren Heugabeln und Rechen.

Hadrian hatte nach dem Sabin ausgeſchaut, er ſah ihn nicht und fragte nach ihm den Verwalter.

„Der Kammerherr!“ entgegnete Frang. „Den darf der Herr nicht bei der Arbeit ſuchen.“

„Aber er iſt ja da!“ rief ein Knecht dazwiſchen. „Er hat ſeit aller Morgenfrüh gearbeitet.“

Im Schatten eines Eschbaumes lag er. Auf dem Rücken lag er, den Arm unterm Kopf, ein Knie aufgestemmt. Die Augen zu, den Mund offen, und eine sportslustige Heuschrecke hüpfte über Berg und Schlucht, über Nase und Mund hin und her. Hadrian hatte auf ihn hingeblickt, wohlgefällig und schadenfroh, den Jungen auch einmal bei einem „Krankſein" ertappt zu haben. Er ließ ihn schlafen, nahm ihm aber die Heugabel von der Seite. Diese Gabel war ein ungefüges, langstieliges, dreispießiges Ding. Hadrian faßte sie tapfer an und mischte sich unter die Arbeiter. So wie sie krautе er die dünne Heuschicht zusammen in Häufchen, wie sie schob er diese zu großen Haufen, wie sie baute er das Heu um eine aufrechtstehende Stange, an der es ein rinsumlaufender Knabe festtrat. Die Leute staunten und arbeiteten mit größter Emsigkeit. Er warf den Rock weg, so daß man die weißen Hemdärmeln sah, das schwarzseidene Westenfutter und die silberne Schnalle rückwärts am Beinkleid. Nun spreizte er die Glieder aus und schupfte die knisternden Mahden. Auch Frang griff lebhaft zu. Eine schweigende Beweglichkeit über die ganze Wiese hin, und so schnell war der weite Plan wohl noch niemals aufgeräumt worden, als an diesem Nachmittag. Nachdem Hadrian sehr lange so gearbeitet hatte, zeigte seine Taschenuhr, daß es kaum eine Stunde war. Aber er hielt aus, bis das ganze Heu in Schöbern stand.

Der Saberl war aufgewacht. Rasch erhob er sich, nahm eine der Sensen, die im Strauchwerk am Rain verborgen gewesen, und ging hinüber, wo noch das lange Gras stand. Auch die Knechte thaten dasselbe. Hadrian hatte gemeint, es würde nach dem Schobermachen Feierabend sein, nun konnte er aber doch nicht ausspringen. Weil es mit der Gabel so gut gegangen, machte er sich auch an die Sense.

„Den gnädigen Herrn müssen wir schon voranlassen," sagte einer der Knechte, und Hadrian ahnte nicht, wieviel Tücke in dieser Ehrerbietung lag. Als er sich weitbeinig und gekrümmt anstellte, kicherten sie schon über die Figur. Er wollte lind wie die andern Mähder seine Sense durch das Gras streichen, da zeigte sich dieses Werkzeug als sehr plump und ungeschickt. Zwei dumm angebrachte Stiele, ein halbgekrümmtes Riesenmesser — eine Waffe für Barbaren. Als er damit den ersten Hieb that, duckte sich das Gras, so daß die Sense darüber hinwegflog. Die folgenden Hiebe waren glücklicher. Da fiel Gras, und die Knechte stimmten ein Lobgeschrei an. Das hob ihn sichtlich, und es ging ein Weilchen ganz gut. Plötzlich aber stak die Sensenspitze tief im Rasen, daß Erde aufsprühte. Heftig riß er das Werkzeug heraus, that neuerdings einen scharfen Hieb, da war die Sense entzwei. Mitten entzwei, und am Hebel war der gebrochene Stumpf. Er warf das Zeug ins Gras,

lachte überlaut, als ſei es ein Spiel geweſen, und ging davon.

Er hatte genug. Wie ein Sträfling war er ſich vorgekommen bei dieſer Verrichtung. Nein, für einen Kulturmenſchen iſt das nichts. Die Weltordnung iſt ſchon richtig. Es muß Herren und es muß Knechte geben. Aber mit dieſer Philoſophie war es nicht abgethan. Nun kamen an den Händen die Schwielen, an den Gliedern die Schmerzen, die Arme thaten ihm weh, die Beine thaten ihm weh, die Rippen thaten ihm weh, das Kreuz that ihm gar ſehr weh. Am nächſten Morgen vermochte er nicht einmal, ſich den Rock anzuziehen. Der Saberl mußte ihm dabei helfen.

„Ja, mein Junge, das iſt umgekehrt. Nicht weil ich krank bin, kann ich nicht arbeiten, ſondern weil ich gearbeitet habe, bin ich krank. — Übrigens, du warſt geſtern auch mit der Senſe draußen.“

„Mir iſt's eh zuwider, daß ich eingeſchlafen bin.“

„Das kannſt du dir gönnen. Arbeiten, dafür ſind ja die Dienſtboten da, die koſten ein ſchweres Geld! Warum ſollſt du dich noch für ſie plagen?“

„Ich hab ja Zeit dazu. Wenn ich nit immer einmal ein biſſel arbeite, ſo hab ich keinen Schlaf. Und g'freut mich auch ſonſt nix.“

Eines Tags ſchritt Verwalter Frang auffallend

laut die Treppe hinan und klopfte lebhaft an die Thür. Er war in gehobener Stimmung.

„Auch dieser Tag ist gekommen," rief er anstatt des Grußes dem Herrn entgegen. „Einen Eid darauf, ich erwartete ihn schwerer, als Sie. Die weiße Fahne muß man auf den Giebel stecken. Ich bringe Geld!"

Ein schweres Paar Ochsen hatte er verkauft. Die Banknoten, Zehnguldenscheine, deckten fast die ganze Tischfläche.

„Ich könnte es heute verdreifachen," sagte er, und seine Stimme schnarrte vor Vergnügen, „wenn ich das Jungvieh verkaufen wollte. Ziehe aber vor, im nächsten Jahr es zu versechsfachen."

Hadrian schüttelte ihm warm die Hand: „Ich danke Ihnen für Ihre redlichen Bemühungen."

Dann allerdings kam der Verwalter auch mit einem Anliegen. Es waren Steuern fällig, wofür er sich Geld erbitten müsse.

„Sie haben doch nicht alles satiert?"

„Aber! Was denken Sie!" Beinahe entrüstet war er über die Frage. Er beruhigte sich aber bald und begann darzulegen, daß der Aufschwung der Viehzucht den Bau eines großen Stadls bedinge, wozu bereits Holz und Zimmerleute bestellt seien. Dann denke er

auch an eine Kornmühle. Es sei unverantwortlich, an fremden Mühlen mahlen zu lassen, da es auf der ganzen Welt keine günstigere Wasserkraft gebe, als in Finkenstein. Das Bachbett oben hinter dem Rain liege mindestens um dreißig Meter höher, als das Gehöft, und könne das Wasser vermittels einer einfachen Rinne zu den Gebäuden geleitet werden. Jetzt, da die Wirtschaft endlich in Schwung käme, sei es sogar eine Freude, Geld auszugeben, man wisse, wofür. Die Nachbarn fingen schon an, ihre Köpfe zu erheben und herüberzugucken auf Finkenstein, um zu sehn, wie auch heute noch eine Landwirtschaft Früchte trage, wenn sie gut geleitet werde. Ein Großbauer aus Kieshofen habe sogar unter der Hand anfragen lassen, ob er nicht den Vorknecht haben könne. Der Mann würde es wissen wollen, wie es gemacht wird. Als ob's an einem Vorknecht läge.

„Ich weiß, an wem es liegt," sagte Hadrian freundlich, hieß dem Verwalter das Geld wieder zusammenstreichen und gab das Fehlende dazu. Dann sprach er von einem Mißverständnis, das er mit dem Müller in Gug gehabt habe. Es sei geschrieben worden um acht Säcke Weizenmehl, und es sei Maismehl geschickt worden.

„Die Konfusion kommt wieder einmal vom Saberl," sagte Frang. „Haben Sie doch die

Gnade, die Korrespondenz persönlich zu besorgen. Sollte es gewünscht werden, wäre auch ich dazu bereit. Ordnung ist die Hauptsache."

„Guten Abend, Herr Frang!"

Na, da konnte er ja gehn. Wenn er auf den Jungen zu sprechen kam, da hieß es immer gleich: guten Abend!

Es iſt bekannt, daß im Landvolk das Ideal vom Guten mehr gilt, als das vom Schönen. Je urſprünglicher ein Volk, je mehr lebt es in der tüchtigen That, je weniger hat es mit der Kunſt zu ſchaffen. Je mehr ein Volk ſich verfeinert, um ſo mählicher entfernt es ſich von dem Begriff Tugend, um ſo mehr nähert es ſich dem, was man unter Brüdern Kunſt nennt. In den Städten macht Tugend niemand mehr Freude, nur wenigen Ehre, ſie iſt verachtet wie eine altväteriſche Sache, und an ihre Stelle iſt vielfach der Schönheitsſinn getreten.

Hadrian Hausler fand, daß der Bevölkerung dieſer ſchönen Berggegend aller Kunſtſinn abgehe. Außer rohen Heiligenbildern nichts. Die Häuſer auswendig ohne Sachen, „und inwendig ohne Schulden", wie der Saberl luſtig, aber vielleicht nicht mehr ganz richtig dazuſetzte. Auch in Finkenſtein fand ſich außer den Herrlichkeiten des Ritterſaales nichts vor, als im Park ein plumper Herkules. Da hatte der Herr auf Finkenſtein den humanen Einfall, zur äſthetiſchen Bildung des Volks beizutragen. In einer Kunſtausſtellung hatte er einmal eine überlebensgroße Aphrodite geſehn, auf deren Schulter ein ſchelmiſcher Amor ſitzt, der ihr etwas ins Ohr flüſtert, dieweilen er den einen Fuß über ihren Buſen hinablegt und dort mit der Zehe ein Grübchen drückt. Dieſe Gruppe konnte Hadrian nicht vergeſſen, bis er ſie nun an-

kaufte und nach Finkenſtein bringen ließ. Und als ſie vor dem Schloſſe ſtand, nahe dem Weg, der nach Gug führt, da machte es dem Eigentümer einen beſonderen Spaß, manchmal die Vorübergehenden zu beobachten vom Hinterhalt. Waren ihrer mehrere, ſo ſtreiften ſie die Gruppe nur mit einem ſcheuen Blick, war nur einer, ſo blieb er ſtehn und betrachtete das ſchöne Weib und den ungezogenen Jungen. Hadrian freute ſich an dem „Aufzucken des göttlichen Funkens", wie es im Tagebuch heißt. Auch nahm er ſich vor, perſönlich Kunſt zu treiben. Weshalb ſollte er ſich nicht im Modellieren verſuchen, im Malen? Der Thon iſt ſchmiegſam, die Farbe willig, bloß in einer entſprechenden Handführung liegt es, was zu machen iſt. Modelle werden wohl auch zu gewinnen ſein, wenn Vorurteil und Prüderie einmal gebrochen iſt. Wenn man in dieſem Arkadien wieder ein klaſſiſches Griechentum aufwecken könne! Im warmen Menſchenblut muß es ja ſchlummern — das Götterleben! Man ſieht, Hadrian hatte Gedanken, und er freute ſich manchmal darüber, daß er weiſe werde.

Mittlerweile waren ringsum die grünen Felder gelb geworden. Die Schnitter ſtanden der Reihe nach am reifen Korn und legten die Garben. Da war es eines Tags, daß vom Bergwald her ein alter Mann kam, am wogenden Feld hinſtrich, manchmal einen Halm in die Finger nahm, eine Ähre zerdrückte

und das weiße Köpfchen ſchüttelte. Und als er zu den Schnittern kam, rief er ihnen mit einem dünnen Kinderſtimmlein zu: „Euer Korn hat ja's Braune!"

„Was hat es?" fragte ein Knecht lachend.

„Das Braune — mein Menſch! Euer Korn hat das Braune!"

„Wos geht das dich an!"

Der Alte wackelte ohne Unterlaß mit dem Kopf, ſeine runden Äuglein that er ſehr weit auf und ſagte: „Das geht mich freilich wohl was an, weil's zu meinem Korn auch hinüberkommen wird, und weil's aufs Jahr in der ganzen Breitengrub krank ſein wird. Es iſt der Brand. Ihr habt ſchlechten Samen gehabt. Es iſt der Flugbrand!"

Der Alte ging vorüber. Die Leute lachten nicht mehr. Als hernach der Verwalter den Roſt an einigen Halmen ſah und einige Körner zwiſchen den Fingern zerrieb und die Finger davon ſchwarz wurden, ſagte er überlaut: „Ei wo! Flugbrand! Halmroſt iſt's und nichts weiter. Das ſchadet nicht."

Dann riet er den Leuten, ſie möchten das vom Flugbrand nicht weiterſagen. Es ſei nicht der Mühe wert. Ein bißchen Vitriolbeize im nächſten Frühjahr für den Samen, und die Sache habe ſich gehoben.

„Es iſt fabelhaft!“ ſagte Hadrian Hausler zum Saberl. Sie ſaßen im wohldurchwärmten Zimmer beiſammen am Tiſch und hatten geſchrieben. Vor den Fenſtern wirbelten Schneeflocken.

„Winter! Wieder Winter! Es iſt fabelhaft, wie die Zeit raſt. Die Stunden kriechen, und die Jahre fliegen. Kaum eine Erinnerung.“

„Und leere Säcke liegen platt,“ entgegnete der Junge. Hadrian verſtand das nicht.

Man kann die Zeit ja freilich feſthalten, wenn man ſie in That umſetzt. In der Geſtalt eines geſchaffenen Werkes umgiebt die Zeit des Großvaters noch den Enkel. Das iſt Leben. — Hadrian? Er durfte nicht nachdenken, that's auch nicht allzu oft. Was war er? Was wollte er? Was that er? Auf dem Papier ſuchte er manchmal das Flüchtige feſtzuhalten, auf dem Papier ſuchte er das aus ſich zu machen, was im Leben nicht gelang. Und die Schrift las er und that, als ob der eingebildete Kerl wirklich wäre. In der That wollte es zu nichts kommen. Als er noch in der Geſchäftsſtube der Fletz geſeſſen, gab er die Schuld dem Geld, der Jagd nach dem Geld, der Angſt vor dem Wiederverlieren. Nun war das ja alles fort. Und doch blieb es öde, wurde immer noch öder. Wenn er ſein Inneres durchwühlte nach irgendeinem Gut — nichts als Lappen, Lumpen, verdorrte

Broſamen. Aber Gelüſte noch, häßliche Fettflecke, üppiger Zeiten Reſt. In früher Jugend ſchon hielt er es mit andern für eine männliche und löbliche Eigenſchaft, die Sünde zu lieben. „Vor dem Laſter der Tugend haben mich die Götter behütet," heißt es in einem der Blätter. Aber die Tugend des Laſters hatte ihn nicht ſelig gemacht. Alle ſeine Verſuche, aufzuſtehn, ſich einer geregelten, ernſten Thätigkeit hinzugeben, waren bisher mißlungen. Mit Gier hatte er manch Neues, Erſprießliches begonnen, um es an einem der nächſten Tage wieder fallen zu laſſen. Viele Regungen, wenig Fähigkeit und keine Beſtändigkeit. Heute Entzücken für das, was ihm morgen zum Ekel wurde — und auch umgekehrt. Und immer wieder der eiskalte Tropfen im Innern, das Schauern einer ruheloſen, kalten Seele. Und doch wieder — das gehörte zu dem Beſtändigen des Unbeſtändigen — als zartes, glühendes Fünklein, die Neigung zu dem einen Menſchenkind. Dieſe Neigung war manchmal ſeltſam ſüß und warm, erfüllte ihn aber mit Angſt vor Verluſt.

„Bleibe noch ſitzen, Sabin. Nimm dir eine Zigarre. Ach, du kannſt ſie immer noch nicht vertragen. Dann lieber nicht. Mich dünkt übrigens, du hätteſt einmal Pfeifen geraucht. Und dir's abgewöhnt — ich glaube gar, mir zuliebe —?"

„Ja, das ſchon. Und —"

„Und?"

„Und weil mir davon allemal übel geworden iſt."

„Na, ſiehſt du, was die Liebe vermag! Will dir mal Zigaretten kommen laſſen. So für die Plauderſtunden. Es plaudert ſich beſſer beim Rauchen."

„So plaudern da? Wenn's nicht leicht geht, kann man's ja ſein laſſen," meinte der Saberl.

Hadrian fand den Jungen manchmal keck — aber das behagte ihm. Nach einer Weile ſagte er: „Du gehſt hin und plauderſt mit andern. Haſt du noch nie darüber nachgedacht — ich meine, nachgedacht — was ich für ein armer, einſamer Mann bin? — — Ich habe doch eigentlich niemand auf der Welt."

„'s iſt doch der Herr Frang da!"

„Das gehört nicht hierher."

„Der iſt ja viel unterhaltlicher, als ich."

„Das zu entſcheiden iſt meine Sache. Herr Frang iſt ein braver Mann. Aber — weißt du, Sabin, man möcht — jemand möcht man gern ſo recht herzlich gut ſein dürfen. Begreifſt du das?"

Der Junge fuhr ſich mit ſeinen Fingern ins Haar und wurde unruhig. „Ja freilich, ja freilich."

„Sprich Sabin."

„Weiß nit, was man da ſagen ſoll."

„Nun in Gottes Namen, ſo ſage gar nichts.

Höre mich bloß an und glaube, daß — eigentlich, es ſpricht ſich ſchwer. Du haſt recht, es ſpricht ſich wirklich ſchwer. Die Sache iſt die, du biſt ein guter Kerl, und ich habe dich lieb."

Unbeweglich, wie eine Holzfigur, ſaß der Junge nun da und ließ das Wort über ſich ergehen. Und als ihm Hadrian die Hand auf die Achſel legte: „Ein bißchen — ein klein bißchen gerne, nicht wahr, das haſt du mich auch?"

Jetzt ſprang der Saberl auf, wandte ſich gegen das Fenſter und ſagte: „Da geſchieht einem grad hart. Freilich weiß ich's, wieviel Dankbarkeit ich ſchuldig bin."

Sie gingen auseinander, und was hätte geſchehen ſollen, es iſt wieder unterblieben. Auf dem Blatte des Tages ſteht: „Dieſer Menſch iſt mir die einzige Freude und die einzige Pein. Was die Zunge nicht vermag, muß die Feder verrichten. Demnächſt das Teſtament. — Übrigens, welcher Mann iſt in dieſer Sache ganz ſicher?"

Als das Jahr immer mehr in die Winternacht verſank, da begannen neuerdings die Proben zum Paradiesſpiel. Und nun ging es.

Bei den Proben gab's Wein. Der ſtärkt das Gedächtnis, meinte Herr Frang, giebt Mut und macht die Glieder geſchmeidig. Das Jahr vorher wäre es ein ſteifledernes, lamentables Bauernſpiel geworden, diesmal konnte es eine Schauſtellung geben, die ſowohl Mitwirkenden als Zuhörern zum Vergnügen werden ſollte. Die Geſellſchaft war mit wenigen Ausnahmen die gleiche. Die Eva, verriet Frang dem Herrn, habe ſich ganz überraſchend gebeſſert. Ihm ſei leider die Rolle zugefallen, die am allerwenigſten für ihn paſſe. Aber was könne man machen. Er gedenke einen möglichſt ergötzlichen Teufel zu ſchaffen. Ausſpringen wollte bloß einer, natürlich wieder der Saberl. Hadrian beſchwor dieſen bei ſeiner Liebe, das wirkte nicht. Er beſchwor ihn bei ſeinem Worte, das er früher gegeben und das als gutes Manneswort doch wenigſtens auf ein Jahr vorhalten würde! Das wirkte. Der Junge nahm den Erzengel auf ſich, ſagte aber, er ſtehe für nichts. Es habe alles ſeine Grenzen.

„Iſt ſchon gut, Saberl. Du wirſt das Spiel nicht verderben."

„Laſſen Sie mich wirklich nicht los, Herr? Wenn ich noch einmal bitte!"

„Unſinn, Junge. Du giebſt den Engel!“

„Na — gut.“

Und am dritten Weihnachtsfeiertag iſt denn die Komödie losgegangen. Der Erzähler muß vorwegs ſagen, daß ſie nicht zu Ende geſpielt wurde.

Im Feſtſaal war die Bühne errichtet worden. Ein blutroter Vorhang war durch Schnüre auf- und zuzuziehen, was ſchon einmal eine tragiſche Stimmung gab. Davor als Rampe eine Reihe Wachslichter. Der Bühne gegenüber an der Wand ein erhöhter Sitz mit Baldachin. Das war die Hofloge und zugleich das ganze Auditorium. Der Saal war übermäßig geheizt und völlig ſtill. Nun erſchien der Schloßherr. Er war in weitem Hauskleid und ſetzte ſich behaglich auf den Thron. Hinter dem Vorhang geheimnisvolle Unruhe, Flüſtern, Kichern. Die vergnügte Kunſt! Hadrian fühlte nachgerade etwas wie Beklommenheit. So geſpannt war er — kindiſch geſpannt.

Es klingelt. Ruhe. Stille. Nichts rührt ſich. Plötzlich ein Gepolter, dann wieder Stille. Die Kerzen flackern und ſenken ihre flammenden Lanzen, als verneigten ſie ſich vor dem Schloßherrn. Es klingelt noch einmal. Der Vorhang ſpaltet ſich auseinander. Man ſieht den Himmel — nichts Geringeres. Im Hintergrund ein blaues Tuch mit güldenen Sternen beſetzt. Im Vordergrund ein paar Wolkenballen, auf denen Engel ſchweben. Wenn man bei

Engeln von Realismus ſprechen könnte — ſie ſind danach. Auf erhöhtem Wolkenthron, der an Stricken hängt und leider ein wenig ſchaukelt, ſitzt der Allvater mit langem Bart, erſchafft mit einigen Knittelverſen den Adam und ſchärft ihm ein, keinen Apfel zu eſſen. — Nach dem Scenenwechſel ſieht man das Paradies. Das kann natürlich vor unbeſchreiblicher Schönheit nicht beſchrieben werden. Unter einem Baum ruht Adam, dürftig mit einer Schafshaut bekleidet. Er erwacht, ſchaut um ſich, bewundert das Paradies und klagt bald darauf über Langeweile. Er ſpricht in Reimen und ſchläft aus Langeweile wieder ein. Da erſcheint der Allvater, verhüllt in ein rotes, langes Schlepptuch, und während er feierlich erklärt, daß er dem Adam aus der Rippe eine Gehilfin mache, kraucht aus dem Tuch ſchon die kleine Eva hervor. Sie iſt verhüllt mit langem loſem Haar und auch mit Laubwerk, das iſt winterdürr und raſchelt. Das junge Weſen ſchmiegt ſich an den Adam und macht ihm Vorwürfe, daß er ſo lange geſchlafen habe, wogegen er ihr vorhält, daß ſie ihn ſo lange warten ließ. Der häusliche Zwiſt löſt ſich in Hunger auf. Da zirpt vom Baum herab ein dünnes Stimmlein: „Erſchreckei nicht, ich bin die Schlange wohlbekannt und gebe euch einen Apfel in die Hand, ſo ihrer auf dem Baume wachſen.“ Sagt der Adam: „Was ſind das für Faxen! Die Äpfel ſind ja ſper (bitter), ſo

gieb ihn endlich her!“ Die Eva meint, verbotene Früchte seien süß, und sie wage einen Biß. Sie reizt den Adam zum Kosten, er weigert sich, schiebt den Apfel mit beiden Händen weit von sich, bis er ihn mit beiden Händen mutig anfaßt und zum Mund führt. Noch mehrere Gleichnisreden zweideutiger Gattung. — Hadrian fand diese Scene reizend, nur war er mit der Kostümierung nicht ganz zufrieden. Eine noch größere Einfachheit würde eine noch größere Wirkung erzielen.

In der weiteren Verwandlung ein Buschwerk, hinter dem das junge Paar sich versteckt hält, laut jammernd, auch nicht einen Faden Gewandung zu besitzen. Da faucht ein schwarzes, zottiges Ungetüm heran, mit roten Glotzaugen, einem blökenden Mund, heraushängender Zunge, mit gekrümmten Bockshörnern und einem langen, sich schlängelnden Schwanz. Der Teufel waltet sofort seines Amtes und macht den armen Sündern die Hölle heiß. Er sei der Fischer, „den Apfel an der Angelstangen, um junge schmackhafte Menschen zu fangen und im höllischen Feuer zu braten“. Das Paar verkriecht sich angstvoll noch tiefer ins Gebüsch, aber der Teufel, lüstern nach den schimmernden Fellen, sucht sie hervorzuzerren. — Diese Scene war bestimmt gewesen, recht realistisch ausgesponnen zu werden, da erscheint zu früh der Cherub. Hoch und schlank, in langem,

weißen Hemd, ſein junges Geſicht leuchtet in heiligem Zorn, in der Hand hält er gezückt ein krummes Schwert. Der Teufel duckt ſich und kichert: „Packt der ſie am Kragen, brauch ich mich nicht zu plagen, die Hölle iſt ihnen doch gewiß.“

Der Engel wendet ſich gegen den Adam und ſpricht:

„Hinaus aus dieſem Paradies,
Weil du ein armer Sünder biſt.
Verſloſſen iſt die Gnadenfriſt,
Hinaus aus dieſem Garten!“

Das Menſchenpaar huſcht nach hinten davon.

Hadrian iſt erfreut über die Würde des Cherubs und denkt, das möchte man dem Saberl nicht zutrauen. Da wendet der Engel ſich gegen den Teufel. Seine Augen lodern. Sein ganzer Körper bebt, als er mit einer Stimme, die durch alle Nerven dringt, hinſchmettert:

„Hinaus aus dieſem Paradies,
Dieweilen du ein Schurke biſt,
Voll Unzucht und voll Hinterliſt.
Hinaus aus dieſem Garten!“

Der Teufel in höchſter Verblüffung, ſcheint Einſpruch erheben zu wollen, ſucht aber ſtatt deſſen davonzuhuſchen. Mit einem wuchtigen Hieb haut ihm der Engel den Schwanz ab. Der Vorhang fällt plötz-

lich. Auf der Bühne Getrampel, wirre Stimmen. Ein Fehler sei gemacht worden, ruft laut die Stimme Frangs.

„Ich hab keinen gemacht!“ schreit die kleine Eva.

„Ich hab auch keinen gemacht!“ schreien andere. Alles läuft in der Vermummung oder halbnackt durcheinander, auseinander.

Als der Saberl, im langen Hemd noch, die Treppe hinabging, flog ihm ein Kuhschwanz auf den Rücken, daß es klatschte. Das war des Teufels abgehackter. Andere Kränze wurden dem Mimen nicht geflochten.

Ein besonders leckeres Abendbrot war veranstaltet gewesen, aber der Verwalter erschien nicht. Hadrian enttäuscht, mißgestimmt. Der Saberl suchte sich harmlos zu gehaben, gelang aber nicht ganz.

„Du hast Kulissenreißerei getrieben, mein lieber Saberl!“

Der Junge schwieg behaglich vor sich hin.

„Das kann Unannehmlichkeiten geben.“

„Hab's ja gesagt, daß es was geben wird.“

Und am nächsten Morgen erschien er. Der Schloßherr war noch kaum ordentlich angekleidet, als Frang sich melden ließ, es erleide keinen Aufschub. Feierlich und gemessen trat er ein, im schwarzen Anzug, so wie vor anderthalb Jahren, als er die erste Aufwartung gemacht.

„Herr Hausler, Sie werden sich wohl nicht wundern, mich heute in dieser Verfassung zu sehn. Ich muß um mein Zeugnis bitten."

„Wieso, Herr Frang?" fragte Hadrian mit arglosser Miene, die aber gekünstelt war.

„Sie haben es ja gehört — gestern."

„Na, na. Sie werden doch des bißchens Übertreibung wegen — Allerdings hat der Junge in der Schlußscene etwas zu viel Temperament entwickelt, auch nach meinem Geschmack. Obschon ich mich sonst ganz ausgezeichnet amüsiert habe, ich versichere Sie. Und ich bin Ihnen wirklich dankbar, daß Sie sich so viele und erfolgreiche Mühe gaben, mir den angenehmen Abend zu verschaffen. Leider war er nur viel zu kurz. Einige der lebenden Bilder hätte ich wiederholt gewünscht, und vielleicht noch um einen Gedanken plastischer. Nun, das giebt sich ein nächstes Mal. Ich muß nur immer Ihre Vielseitigkeit bewundern, Herr Frang, ein wahrer Tausendsassa! Aber gewiß!"

„Laſſen wir das," ſprach Frang. „Dieſer Menſch hat Worte gebraucht, die nicht im Text ſtehn."

„Wie? Extemporiert hat der Schlingel?!" lachte Hadrian überlaut.

„Er hat, wie Sie recht gut gehört haben werden, Worte gebraucht, die mich auf das Tiefſte beleidigen mußten. Von dem Geſpött, dem ich ausgeſetzt bin, gar nicht zu reden."

„Herr Frang, ich bin in der größten Verwunderung. Wie Sie, ſonſt ein ſo kluger Mann, dieſem Komödienſcherz ſo viel Gewicht beilegen können."

„Das iſt kein Komödienſcherz, Herr! Das iſt ein vorſätzlicher Schimpf. Der iſt auf mich berechnet geweſen."

„Mein Gott, das denkt doch kein Menſch auf der Welt! Ha, ha, daß Sie ein — ich weiß nicht was —. Ich kann mich wirklich nicht mehr erinnern, wie der Ausdruck gelautet hat."

„Geben Sie ſich keine Mühe, Herr Hausler. Ihren jungen Herrn werden Sie nicht rechtfertigen. Ich kümmere mich nicht darum, in welchem Verhältnis Sie etwa zu dieſem Menſchen ſtehn, und wie es kommt, daß jeder unbeſcholtene Mann bei Ihnen im Unrecht iſt, der ſich gegen dieſen — ich will das richtige Wort unterdrücken — kurz, der ſich gegen ihn zu wehren hat. Haben Sie die Güte, mir das

Meinige auszufolgen. Mit dem — andern werde ich meine Abrechnung halten."

„Nun — mein Herr! Wenn die Sache für Sie wirklich ein so schweres Gewicht hat, dann wollen wir doch auch den Angeklagten vorladen und zur Rede stellen."

„Das ist mir gleichgültig. Damit Sie aber nicht glauben, daß nur hinter seinem Rücken — gut. Ob es mir aber gelingen wird, jene Mäßigung zu bewahren, die Sie wahrscheinlich wünschen — das kann ich nicht versprechen. Versuchen will ich es."

So ist der Junge gerufen worden. Als er eintrat und den Verwalter mit dem Herrn zusammensah, nahm sein Gesicht einen fremden Ausdruck an. Die Augensterne wurden klein, mit den Oberzähnen biß er auf die Unterlippe. Im weiteren blieb er ruhig.

„Komm her, Sabin," sagte Hadrian mit kalter Gelassenheit. „Herr Frang beschwert sich, daß du ihn gestern auf offener Scene und ins Gesicht beschimpft hättest."

Dem Jungen zuckten jetzt die Mundwinkel. Dann that er verblüfft. „Ich? Den Herrn Frang? Bei offener Scene ins Gesicht? Aber — Herr Frang war ja gar nicht da."

Trat der Verwalter vor: „Sie haben Ausdrücke gebraucht, die nicht im Text enthalten ſind.“

„Das iſt ſchon möglich. Ich hab mein Blatt verloren und nachher die Sachen ſo herſagen müſſen.“

„O nein, mein Lieber! Abſichtlich haben Sie den Text gefälſcht.“

Nach kurzem Schweigen entgegnete der Saberl: „Wenn Sie mir ſo kommen, Herr Verwalter, alsdann will ich Ihnen auch was ſagen. Den Text haben Sie gefälſcht. Durch das ganze Stück. Ja wohl! Da ſoll man nur einmal vergleichen, wie es im Büchel ſteht und wie Sie es den Leuten eingelernt haben. Im Büchel ſteht keine Schweinerei, Herr Verwalter! Und wie die Komödie geſpielt werden muß, das ſteht ganz anders im Büchel. Ich hab mich geſchämt für alle jungen Leut, die dabei geweſen ſind.“

„Nun, nun,“ ſagte Hadrian. „Das iſt etwas anderes, das gehört nicht hierher. Geſtrichen und geändert wird auf dem Theater nach Belieben. Auf jedem. Und iſt zum Mitſpielen auch niemand gezwungen worden. Jetzt handelt es ſich darum, ob du den Herrn Frang mit Abſicht lächerlich gemacht haſt —“

„Nicht bloß lächerlich gemacht!“ rief Frang dazwiſchen. „Beſchimpft, verleumdet!“

„Alſo — beſchimpft haſt, als du in der letzten

Scene die Worte an ihn gerichtet und ihm gewaltsam einen Teil der Vermummung abtrennteſt —"

„Ja, den Kuhſchwanz!" lachte der Saberl auf.

„Was im Buch durchaus nicht vorgeſchrieben iſt und war! Und das ihm niemand eingelernt hat!" rief der Verwalter.

„Nun, Saberl, was ſagſt du dazu?"

Da antwortete der Junge: „Ich hab ſchon geſagt, daß der Herr Frang gar nit da war und daß von ihm auch keine Rede geweſen iſt. Das werden alle ſagen, die dabei waren. Ich hab's juſt einmal mit dem Teufel zu thun gehabt, mit dieſem falſchen, unzüchtigen Schurken. Dem hab ich den Kuhſchwanz abgeſchlagen, und wenn ein anderer auweh ſchreit, ſo kann ich nix dafür."

„Es iſt alſo ein Mißverſtändnis," fand der Schloßherr für gut, jetzt zu ſagen. „Ein Mißverſtändnis, das ſich völlig aufgeklärt hat. Ich hoffe, Herr Verwalter, daß Sie zufrieden ſind, und die Sache iſt abgethan."

„Sie iſt abgethan, wenn mir der junge Herr Abbitte leiſtet," begehrte Frang.

Darauf ſagte der Saberl: „Abbitten? Da laß ich mir lieber die Händ und die Zung abſchneiden," und ging zur Thür hinaus.

„Natürlich," ſagte Hadrian ſtets beſchwichtigend, „er kann natürlich nur den Teufel gemeint haben,

und könnte alſo höchſtens der eine Abbitte verlangen. Ich denke, das iſt ſeine Sache, das geht uns nichts an. Vielmehr iſt es ſo, lieber Frang, Sie hatten eine undankbare Rolle. Dankbar hingegen iſt die Rolle, die Sie als Verwalter auf Finkenſtein zu ſpielen haben. Wüßte nicht, wer Sie erſetzen könnte. Thun Sie mir den Gefallen und lachen Sie über die dumme Geſchichte."

Er war überaus mit ſich zufrieden, und auch Frang ſchien zuletzt nicht unzufrieden zu ſein mit der guten Verfaſſung, in der der Herr ſich befand. Der Verwalter ſchwieg nun und ſtarrte zu Boden. „Es mag ja richtig ſein," ſagte er endlich, „den Kopf voller Sorgen wird man eben manchmal unwirſch. Welche Abſicht er bei der Sache gehabt hat, kann mir ſchließlich gleichgültig ſein. Mir genügt es zu wiſſen, daß Sie die richtige Auffaſſung haben. So will ich mich bequemen. Mir iſt — offen geſagt — dieſes Gut zu lieb. Wenn man etwas — ich darf wohl ſagen — ſo völlig aus nichts geſchaffen hat, zum mindeſten in den Stand geſetzt — es wächſt einem ans Herz. — Nur um eins möchte ich bei dieſer Gelegenheit erſucht haben für die Zukunft. Laſſen Sie nicht von andern, die weder Schick noch Blick haben, geſchäftliche Briefe beſorgen. Das bringt allerlei Verdrießlichkeiten und erſchwert mir mein Amt. Jetzt zum Beiſpiel beklagen ſich die Leute, daß ſie ſtatt

Weizenklöse Maisbrei eſſen ſollen, und geben mir die Schuld. Und Urſache iſt die briefliche Konfuſion des — Kammerherrn, wenn man ſchon ſo ſagen ſoll. Nein, wenn ſchon alles andere auf meinen Schultern ruht, ſo überlaſſen Sie mir doch auch die Korreſpondenz, Herr Hausler."

Hadrian fand dieſes Begehren durchaus billig. Er dachte, mich enthebt es der Mühe, ihm erleichtert es die Verwaltung.

„Aber ganz ſelbſtverſtändlich, Herr Frang. Ich begreife es vollkommen, daß der Steuermann alle Radhebel in der Hand haben muß. — Wollen Sie ſich nicht bedienen?"

Frang nahm aus dem gebotenen Käſtchen eine Zigarre, und die Angelegenheit war geſchlichtet.

Hadrian hatte darüber ein rechtes Wohlgefallen. Auch mit dem Jungen war er zufrieden. Wie ſchlau und ſtolz er ſich aus der Schlinge gezogen hat! Ja, ja, es liegt im Blut!

Dann war es einmal, daß Verwalter Frang zu ſpät zum Mittagstiſch kam — zu ſpät um eine ganze Stunde. Er mußte mit Aufgewärmtem vorlieb nehmen, hingegen hatte er Geld gebracht. Mit einem Holzhändler war er im Wald geweſen, um Lärchen aufzuſuchen und zu verkaufen.

„Ich bitte nur um Entſchuldigung, mich ſo ſehr an der Tageszeit geirrt zu haben. Es iſt doch nicht auf mich gewartet worden?“

„Geht denn Ihre Uhr nach?“

Da geſtand Frang lachend, er hätte gar keine. Er hätte ſeine Uhr verkauft.

„Aber, wie kann man ſeine Uhr verkaufen?“ fragte der Gutsherr.

„Ja —“ machte achſelzuckend der Verwalter. „Es giebt eben Umſtände!“ Einen kurzen Blick auf den Saberl, dann ſchwieg er von der Sache. Dem Herrn fiel das auf, und als er ſpäter mit Frang in den Wirtſchaftsgebäuden umherging, um ſich Vorräte zeigen und auf dem Merkbrett die Stundung der Arbeiter erklären zu laſſen, brachte er ihn noch einmal auf die Uhr.

„Sie können doch unmöglich die Taſchenuhr entbehren. Darf ich Ihnen die meinige borgen?“

„Dieſe goldene? Nein. Wenn Sie ein beſcheideneres Werkchen hätten — nichts weiter, nur Ver-

läßlichkeit beanſpruche ich — Würde bitten, ſie mir von der nächſten Gehaltsrate abzuziehn."

„Aber ſagen Sie mir doch, Frang, wie man ſeine Taſchenuhr verkaufen kann. Ebenſo gut ja auch das Taſchenmeſſer, das Taſchentuch."

„In der That, ja!" lachte der Verwalter. „Doch wie geſagt — Verhältniſſe. Läßt ſich ſchwer darüber reden. Das iſt ein ſtrammer Burſche, nicht wahr?" Bei dieſem Wort hieb er ſeine flache Hand auf den Rücken eines grauen Stiers, der in der Herde eben über den Hof getrottet kam. „Von dem verſpreche ich mir etwas. Oberländerraſſe. Das Geheimnis in der Viehzucht iſt, gute Raſſen zu erzielen. Einige Geduld, dann aber hat man — ich möchte ſagen — eine nie verſiegende Quelle des Wohlſtands."

Hadrian aber dachte an die Sackuhr, und da müſſe was dahinter ſein. Er kam wieder darauf zurück.

„Nun, Herr, wenn Sie es durchaus wiſſen wollen," ſagte Frang. „Dann aber bitte ich Sie, in meinen Salon zu treten."

Er führte den Schloßherrn in die Strohkammer; und auf einem der großen Schaube, wie ſie dalagen, war es nicht minder gut ſitzen als auf einem Sammetſofa. Sie ſetzten ſich darauf und lehnten ſich an die Wand.

„Ich habe," begann Frang, „keinen Grund, Ihnen meine Verhältniſſe zu verſchweigen, Herr Hazsler. Es iſt nicht meine Sache, mich beſſer zu machen, als ich bin. Von Haus aus arm, habe ich mich nur durch Arbeit und Fleiß emporgebracht und mir im Leben Kenntniſſe erworben, ſo daß ich mich getraue, jedes Gut, auch das größte, zu leiten. Erfreue mich auch ſtets eines anſtändigen Gehalts, und doch — um es kurz zu ſagen — ich kann auf keinen grünen Zweig kommen. Gerade daß man knapp, ohne Schulden machen zu müſſen, auskommt. Von irgendeinem Luxus kann keine Rede ſein. Werden Sie mir glauben, daß ich im ganzen nur zwei Anzüge beſitze? Und nicht einen Lappen mehr."

Wohl ein bißchen — ein bißchen ſpielen, oder was?" meinte Hadrian etwas ſchüchtern.

Der Verwalter lachte grell auf, würdigte aber die Bemerkung keiner weiteren Antwort. „Mir geht es auch gerade nicht in die Nerven," fuhr er fort, „ich mache mir nichts draus. Solange man anſtändig auftreten kann. Und ſeinen Verpflichtungen nachkommen könnte —"

„Sie haben alſo Verpflichtungen."

„Bis an — die Taſchenuhr."

„Eine Familie? Arme Verwandte?"

„Alles das nicht. Aber Sie ſitzen ſchlecht. Sie rutſchen hinten hinab. Rücken wir den Schaub. So.

— Wiſſen Sie, ſchuld bin ganz allein ich. Doch eben, wer kann für ſeine Natur, für ſein Temperament! Die Sache iſt die: Frauenzimmern bin ich verpflichtet. Daß ich nur alles mitteile, in Kieshofen ſteht eine. In der Paſſing ſind ihrer zwei. Das junge Gewürm, wenn man es ja anſtändig verſorgen laſſen will, koſtet Geld. Nun hat ſich auch in Gug eine gemeldet. Man kann's natürlich nie wiſſen, allein, bei einem ehrlichen Kerl — es giebt keine Ausflüchte. Nun, der letzte Fall ging an die Uhr, und das iſt die ganze Geſchichte."

Hadrian hatte mit voller Hingabe zugehört und ſagte nun: „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr Frang. Und da Sie mich einmal zum Vertrauten gemacht, werden Sie auch vielleicht geſtatten — gelegentlich eine Beiſteuer —"

„Niemals," antwortete Frang leidenſchaftlich und erhob ſich.

Hausler fand ſich an dem Abend nachgerade gehobenen Gemüts. Dieſer ſchöne Freimut! Nur ſchade, dachte er, daß Sabin das Geſtändnis nicht gehört hat. Das müßte ihm ſein Vorurteil zerſtreuen. Ein Menſch, der an die Herrſchaft gewiſſenhaft das Geld abliefert, einen völlig unvorhergeſehenen Erlös für ein paar alte Bäume, und gleichzeitig ſeine Taſchenuhr verkauft, um ſeiner Ehrenpflicht nachzukommen! Das ſchlägt wohl doch jeden

Argwohn ein für allemal zu Boden. Ich glaube, der gute Saberl wird ihm noch einmal ordentlich Abbitte leiſten müſſen.

Und trotzdem. Der Gegenſatz verſchärfte ſich von Woche zu Woche, und endlich ſtand er auf des Meſſers Schneide. Früher hatten ſie manchmal zu dreien abends ein Kartenſpielchen gemacht. Dazu brachte Hadrian ſie jetzt nicht mehr zuſammen. Kam der eine, ſo entſchuldigte ſich der andere. So ſaßen ſie wieder einmal beiſammen, Hadrian und ſein Liebling. Sabin war ein hübſcher Burſche geworden, an Lebensart jedoch — dünkte es den Herrn — habe er eher verloren, als gewonnen. Wortkarg, unluſtig ſaß er da und miſchte die Karten. Er miſchte ſie ſchlecht, gab unrichtig aus und ſpielte zerſtreut.

„Aber Saberl!“ rief Hadrian. „Du treibſt ja Selbſtmord!“

Sabin legte die Karten weg und ſagte: „Nein, das iſt nichts. Ich hätt gern einmal etwas beſprochen.“

„Es ſoll dir leicht werden, Sabin,“ ſprach der Gutsherr und hielt ihm die Hand hin.

„Wiſſen S', mich g'freut's nimmer da. Ich weiß nit, wozu ich bin. Und überhaupt — Schon auch des Verwalters wegen, Sie wiſſen's ja, ich kann nix dafür, daß kein Zuſammenſehen iſt mit dem.“

„Alſo was? Weißt du Schlechtes über ihn?“

„Nein," antwortete der Junge feſt.

„Nun alſo!"

„Ich muß nein ſagen. Weil ich noch keine Beweiſe hab. Es geht mich weiter nix an. Aber was mich angeht: ich hab keine rechte Arbeit da. Alleweil im Sonntagsgewand ſoll ich herumgehn. Und kommt's mir vor, ich ſollt zum Faulenzen abgerichtet werden. Das paßt mir nit. Nit einmal Gewand ausſtauben und Stiefel putzen. Ich krieg viel und verdien nix. Das mag ich nit. Am liebſten möcht ich zum Vieh, und das geht da nit. Wenn ich geh — Arbeit giebt's überall. Nachher im Frühjahr fortgehn, da möcht's gleich heißen: im Winter hat er ſich mäſten laſſen. Da geh ich lieber jetzt, und will's auch ſagen wohin. Ich geh ins Seſam hinauf."

Und dann hat er einen tiefen Atemzug gemacht, als hätte er eine Laſt los.

„Alſo — wieder einmal fort willſt du," ſagte Hadrian. Die Stimme war gedämpft.

„Daß es dem Herrn nit recht ſein möcht, das iſt halt mein Anliegen. Weil er mir's immer gut gemeint hat. Aber einmal muß es doch anders werden, und das hab ich bereden wollen."

„Sabin. Gebunden biſt du bei mir nicht. Es iſt dein freier Wille. Wenn — wenn du ſo ſein kannſt! — wenn du mich verlaſſen kannſt —"

Sabin war aufgeſtanden und ſtand hilflos da.

— Wenn er ſo ſpricht, da kann man nit. — Das Herz that ihm weh.

„Junge, ich will dir etwas ſagen," ſprach Hadrian. „Die paar Wintermonate bleibe noch. Die bleibe noch. Arbeit weiß ich dir. Es muß da oben im Dachboden einmal Ordnung gemacht werden unter den alten Möbeln, Kiſten und Papierwerk. Das Zeug iſt ſogar feuergefährlich. Es könnten auch Sachen von Wert darunter ſein."

„Wenn's mir geſchafft wird, ſo werd ich's ja thun," antwortete Sabin. „Aber lieber wär's mir, wenn ich draußen im Hinterſchoppen die Brennſcheiter klein ſchneiden dürft. In der friſchen Luft."

„Gut, du ſollſt Scheiter ſchneiden. Was du willſt. Dann, wenn der Winter um iſt, will ich — Ich meine, wenn das Frühjahr kommt und wir einmal mitſammen einen größeren Spaziergang machen — Sabin, ich will dir einmal etwas mitteilen."

Und der Junge blieb. Als er dann allein umherging draußen, lange ſo umherging, da ärgerte er ſich. Warum bleibe ich wieder da? Warum geh ich nit fort? Da ich doch will und mich kein Menſch halten kann. Warum geh ich nit fort? Warum kann ich nit fort! —

Aber Finkenſtein war eine ſehr unluſtige Zeit gekommen. Auf den Wieſen blühten ſchon die Dotterblumen neben den Maulwurfshaufen, auf den Feldern die Maßliebchen neben Sand, dürrem Geſtrüpp und andern Winterreſten. Kein Raſen noch gebrochen, keine Hand voll Korn in die Erde geſtreut. Die Karren, Pflüge und Eggen ſtanden im Hof bereit zur Ausfahrt und — kein Arbeiter vorhanden! Die einen hatten den Dienſt aufgeſagt und waren davongelaufen, die andern hatten ihn nicht aufgeſagt und waren auch davongelaufen. Fort waren alle — bis auf den alten Simon.

„Iſt denn auch — die Kleine davon?“ fragte Hadrian.

Und die Antwort Frangs: „Niemand iſt unerſetzlich.“

Der Verwalter blieb guter Dinge und nahm Taglöhner auf. Da waren zwei Ungarn mit flatternden Linnenhoſen und aufgeringelten Filzhüten. Da waren drei „Katzelmacher“ aus Welſchland mit grobzwilchigen Joppen und ſchwarzbärtigen Geſichtern. Da war eine Zigeunerfamilie, wovon das Weib einen verſchliſſenen Berghalterrock und der Mann einen narbenreichen Seidenzylinder trug. Die braune Tochter mit dem glänzendſchwarzen Haar kaute den ganzen Tag Tabak, zwei halbnackte Kinder huſchten im Hof herum und ſuchten Zigarrenſtümpfchen oder bettelten

den alten Simon an um Pfeifenſatz. Mit ſolchen Leuten begann Frang die Arbeiten. Sie koſteten, ſagte er zum Herrn, zwar das Doppelte, leiſteten aber das Dreifache im Vergleich zu den früheren faulen Lottern, die man mit Glauberſalz einpökeln müßte, ſollten ſie nicht riechend werden. Das ſei ein Jammer, aber es werde beſſer werden, bis das neue Geſetz käme. Es war zur Zeit nämlich von einem Retter des Bauernſtandes eine Geſetzvorlage eingereicht worden, des Inhalts, daß die Sträflinge aus den Zuchthäuſern in die Bauernhöfe kommandiert und dort für landwirtſchaftliche Arbeiten verwendet werden ſollten. Ein lieber Staat, dem die Landwirtſchaft gerade noch als Strafanſtalt gut genug iſt, mochte der Herr Frang ſich gedacht haben. Na, wenn von oben herab ſo viel geſchieht, um den Bauernſtand zu heben und zu veredeln, dann braucht ſich unſereiner weiter keine Gedanken zu machen darüber, daß man — ſich opfert. Dann ſind wir ganz an der rechten Stelle.

Hadrian Hausler wurde aber nachdenklich. Wie einſt gewohnt, wollte er einmal den Stand der Geſchäftsbücher prüfen, aber es war mit Ausnahme gelegentlicher Aufmerkungen nichts vorhanden. Der Bauer, ſagte Frang, müſſe die Felder linieren, auf die Acker Korngarben, auf die Wieſen Heuſchöber und auf die Weiden Herden ſetzen, das ſeien ſeine Geſchäftsbücher. Von Ziffern auf dem Papier habe der

Landwirt nichts, ſolche fräßen nicht einmal die Ferkeln. Dagegen regte ſich in Hadrian aber doch der alte Kaufmann, und er nahm ſich vor, demnächſt den Verwalter zu einer klaren Darlegung des Soll und Habens auf dem Gut zu veranlaſſen. Für alle Fälle. Es ſei ja keines Menſchen Leben garantiert. Wie, wenn Frang ſtürbe? Wer könnte die tauſend Fäden wieder zuſammenfaſſen und beiſammenhalten! — — Der Gutsherr fühlte ſich manchmal gereizt gegen Frang, der ſo ganz eigenmächtig wirtſchaftete. Beſonders aber ſeines Betragens gegen Sabin halber. Da hatte er einmal vom Fenſter aus geſehen, wie der Verwalter den Jungen mit der Peitſche aus dem Stall jagte. Es ſtand ein Maultier im Stall, das für den Milchtransport nach Kieshofen gekauft worden war. Der Junge ging bisweilen nachſehen, ob ihm nichts mangle, gab ihm Streu und ſtriegelte es. Da fand der Verwalter, ein windiger Kammerherr, oder was er ſei, habe im Stall nichts zu ſuchen und ließ hinter ihm die Peitſche pfeifen.

Der Saberl war ja nicht wehleidig und fand es eigentlich ganz natürlich, daß Frang zeitweilig Neigung verſpürte, den Kuhſchwanz zu rächen. Unheimlicher war ihm — wenn er's manchmal bedachte — ſein Herr. Sein guter, verrückter Herr, der ihn nicht brauchen konnte und ihn doch nicht von ſich ließ. Nun wollte er ſich aber den letzten „Anrand"

nehmen und ſich mit einem Ruck endgültig befreien. Da kam eine Überraſchung.

Es war ihm ſchon früher aufgefallen, daß der Schneider mit dem Faden an ſeiner Geſtalt mancherlei Forſchungen getrieben hatte. Und nun, eines Tags, als er auf ſein Zimmer kam, fand er, über Stuhllehnen gelegt, zwei neue Anzüge. Einen ſchwarzen Salonanzug und einen Reitanzug mit Pumphoſen und hohen Stiefeln. Das Reitpferd, berichtete ein beiliegender Zettel, würde nachkommen.

Das verſtand der gute Saberl nicht. Und noch weniger verſtand er es, als der Herr ihm durch den alten Simon ſagen ließ, er ſoll ſein ſchwarzes Kleid anziehen, die weiße Krawatte umbinden, mit dem Kamm hübſch ſein Haar ordnen und dann in das Zimmer des Herrn kommen. — Da giebt's was! dachte ſich der Junge. Eine Hochzeit kann's nicht ſein, vielleicht iſt es eine Scheidung. Er that ſich feierlich zuſammen und ging hinüber.

Hadrian ſtand an ſeinem Tiſch. Auch er war in ſchwarzem Anzug — im Frack ſogar und am Hals die große Brillantnadel, die er dem Saberl zwar einmal gezeigt, die er aber noch nie ſo an ſeinen Leib geſetzt hatte. Er kam dem Eintretenden mit feierlicher Gehobenheit entgegen.

„Du biſt da, Sabin. Komm nur her.“ Er geleitete ihn zum Sofa und ſetzte ſich hin. „Ich will

endlich einmal etwas mit dir beſprechen. Willſt du dich nicht ſetzen?"

„Ich will ſtehen bleiben," ſagte der Junge.

„Nun dann muß ich mich auch erheben. — Du biſt ſchnell gewachſen, Sabin, und ein ſtattlicher Burſche geworden. Streber biſt du keiner, nein, durchaus keiner. Und haſt es doch ſchon weit gebracht. Vom Kutſcher bis zum — Kammerherrn, wie ſie ſagen."

Der Junge zuckte die Achſeln. Es ſchien ihm unbehaglich. Als ob auch der Herr ihn foppen wollte.

„Willſt du nicht noch größer werden?"

„Es iſt ſchon genug. Große Leute bücken ſich ſchwer bei der Arbeit."

„Nämlich, Sabin. Ich habe dich gerufen, um mich von meinem Kammerherrn zu verabſchieden."

„Ja —?"

„Und — Aber, du mußt mich ruhig anhören. Die Menſchen haben oft ſonderbare Schickſale, nicht wahr, das weißt du?"

„Das weiß ich."

„Einmal hat es etwas gegeben, das hieß: Hausler und Kompagnie. Die Firma exiſtiert nicht mehr. Aber — ich möchte wieder ſo etwas gründen. Und nun frägt dich, Sabin — frägt dich Hadrian Hausler, ob du in Zukunft ſein Kompagnon ſein willſt? —

Nein, Freund, das iſt kein Scherz. Ums Scherzen geht es mir jetzt gar nicht, weiß Gott. In allem heiligen Ernſt, Sabin, ich möchte dich bitten um dein Vertrauen, um deine Kameradſchaft für das weitere Leben. Ob Natur oder Zufall oder freie Wahl uns zuſammengeführt hat, das unterſuchen wir jetzt nicht. Ich möchte dich nur ganz eng an mich ſchließen, ſo eng, ſo treu, als es ſein kann. Ich möchte dich zum Miteigentümer von Finkenſtein machen und — dir meinen Namen geben."

So ſprach Hadrian, ſelbſt überraſcht und gerührt von ſeiner Rede. Dann blickte er auf Sabin. Und dieſer? Die ſchweren Worte hatten ihn nicht erſchüttert. Die Befangenheit von vorher war weg. Die Hand, die er in der Taſche gehabt, zog er hervor und ließ ſie hinabhängen. Die andere Hand hielt er ans Kinn, wie um den vorgeneigten Kopf zu ſtützen.

„Du haſt wohl verſtanden, Sabin, was ich geſagt habe?"

Dann begann Sabin leiſe zu ſprechen. Leiſe und ſtockend: „Wie ſoll ich das verſtanden haben? Das kann man ja nit verſtehen. Ich weiß nit, was Sie mit mir haben. Ich bin als Knecht aufgenommen worden. Und jetzt an Kindes Statt, oder ſo was — ich kann's nit verſtehen."

„Verſtehe ich's? Verſtehe ich's?"

„Sie haben Mitleid, weil ich ein Waiſenkind

bin. Aber das macht ja nichts. Das bin ich ſchon gewohnt. Nur die gute Kirchnermutter kann ich nit vergeſſen. Die hat mir's wohl gut gemeint. Und jetzt ſoll ich ihren Namen hergeben?"

„Du ſollſt deiner braven Kirchnermutter dankbar bleiben," ſagte Hadrian. „Aber hindert dich denn das, auch mit mir ein wenig gut zu ſein, mit dem verlaſſenen, kranken Mann? Ja, ja, ich bin krank, vergiftet. Schon in der Jugend. Vergiftet, anders kann ich's nicht ſagen. Mein ganzes Leben iſt mißraten. — Sabin! Einmal iſt ein armes Mädchen geweſen, das hat wegen meiner ſterben müſſen. Das habe ich erſt ſpäter erfahren, denn ich hatte es verlaſſen. Vielleicht hätte mich eine andere retten können. Dieſe andere liebte ich, oder auch nicht. Vielleicht habe ich mir's auch nur eingebildet. Aber den Willen hatte ich damals. Da iſt ſie mir von jemand verdorben worden. Von da ab hat's angefangen. Keinem Menſchen kann ich ſeitdem mehr vertrauen."

Antwortete der Sabin gelaſſen: „Der Herr thut nur allzuviel vertrauen."

„Nicht einmal dem eigenen Vater! — Auch ich bin ein armes Waiſenkind, mein lieber Sabin! Alſo ſiehe, darum iſt es ſo gekommen. Mehr kann ich dir nicht ſagen. Vielleicht findeſt du ſelbſt das letzte Glied der Kette, die uns verbindet."

Nun ging über Sabins blaß gewordenes Geſicht ein ſeltſames Licht. Betroffenheit in ſeinen Zügen, ſo ſchaute er dem Herrn ſtarr ins Auge. Dieſes zuckte.

„Sabin!“ fuhr Hadrian fort. „Nenne mich Vater, Bruder, Freund — wie du willſt. Und bleibe bei mir. Denke, wie du mich wohl auch einmal brauchen könnteſt, wie es in der Welt doch auch von Wert iſt, nicht ganz allein und hablos dazuſtehen, nicht immer den Launen anderer, der Bosheit feindſeliger Menſchen hilflos ausgeſetzt zu ſein. Schlag ein, Junge! Halten wir feſt!“

Was in dieſem Augenblick vorgegangen ſein mag in Sabins Herzen, ob er fühlte oder erwog und was ihn beſtimmte — das iſt nicht ganz zu ergründen. Er hob langſam ſeine Hand, ſchlug ein und ſagte friſch: „Meinetwegen. Halten wir feſt. Grüß dich Gott, Bruder!“

All ſeiner Tage wußte Hadrian keine Stunde, in der ihm ſo wohl und warm geweſen ums Herz, als jetzt. War es, weil er den Jungen endlich an ſich gebunden, oder war es, weil er ſich ausgeſprochen hatte, weil er Worte und Tiefen in ſich entdeckt, von denen er bisher nichts gewußt. Klar war er ſich nicht. Einmal, einſt auf dem Genferſee war er in einem Kahn gelegen und hatte ſich von hochgehenden Wellen dahintragen laſſen — auf und nieder — auf

und nieder. Fast so kam's ihm jetzt vor, ein planloses Hinwogen und eine süße Betäubung. Fast zufällig kam es ihm bei: du mußt noch etwas thun, du mußt es doch vollenden. Er schafft ja so gerne, übertrage ihm alles, dann freue dich deiner Sorglosigkeit, die du wahrlich längst verdient hast.

Zwei Tage später entlehnte Hadrian beim Franzwirt die Braunen mitsamt dem Wagen. Dann fuhren sie hinaus nach Breitengrub zum Notar. Die Papiere waren bereits da, es gab nicht viel Umstände. Als Sabin seinen neuen Namen zu unterschreiben hatte, guckte er vorher nur ein wenig auf die Federspitze, ob nicht etwa ein Härchen an ihr hänge. Und dann schrieb er die zwei Worte friedsam hin und machte hinter dem letzten einen kühnen Schnörkel. Auf dem Rückweg hieß der Junge Sabin Hausler — Hadrian Hauslers erklärter Universalerbe. Sabin saß auf dem Bock und war recht munter — denn er hatte seine Rößlein wieder. Unter Jungenschnalzen trabten sie flink voran.

Plötzlich wandte er seinen Kopf nach rückwärts: „Bruder Hadrian! Weißt du was? Die Braunen kaufen wir wieder zurück."

„Einverstanden! Heißt das, wenn in Finkenstein ein geeigneter Stall aufzutreiben ist."

„Das werde ich schon machen."

Sie kehrten beim Franzwirt zu, um die Pferde

zu kaufen. Sabin feilschte natürlich, die Tiere wären rund um zwei Jahr älter geworden.

„Und ich rund um zwei Jahr gescheiter," lachte der Wirt.

„Ihr müßt nachlassen!"

„So viel ihr wollt! So viel ihr wollt, mögt ihr feilschen, ich laß doch nix nach."

Sie gaben das Verlangte. „So, Trapperln, und jetzt sind wir wieder beisammen!" Nun erst leuchteten Sabins Augen keck in die Welt. Nun war er's wieder.

Der Wagen rollte über die Brücke und hinab gegen das Schloß. Das lachte mit ſeinen hellen Fenſtern dem Sabin heute beſonders freundlich entgegen, aber er ſchien nicht viel darauf zu geben. Er fuhr dem Wirtſchaftshofe zu und zwiſchen den Gebäuden hinein. An der Ecke ſtand der Verwalter und ſchalt einen Tagelöhner.

„Sie, Frang!“ rief ihm Sabin vom Bock ſpringend zu, „räumen Sie den vorderen Stall für dieſe Pferde!“

Frang erſtarrte. Bewegungslos wie eine Thorſäule ſtand er da und richtete ſein Auge fragend auf den Schloßherrn, und ob der noch lange ſäumen würde, dem kecken Jungen die Zurechtweiſung zu erteilen.

„Haben Sie verſtanden? Den Stall ſollen Sie räumen!“ wiederholte Sabin.

Dem Herrn ſchien das einigen Spaß zu machen, er ſtieg behaglich aus dem Wagen und ſagte: „Herr Verwalter, hier ſtelle ich Ihnen meinen Kompagnon, Herrn Sabin Hausler, vor.“

Jetzt wurde Frang wieder lebendig und machte eine Verneigung. Aber ſie war zu tief geraten — der Kopf ſtand tiefer als der Rücken, und das beſagte auch etwas. Sabin war ſchlau genug, um auch dieſe Zeichenſprache nicht ganz mißzuverſtehn.

Äußerlich änderte dieſes Ereignis nicht viel auf Finkenſtein. Der junge Mitherr machte ſich mit den Pferden zu ſchaffen, oder mit den Taglöhnern. Vor allem hatte er ſich beim Krämer in Gug ein Notizbuch angeſchafft, in das alle wirtſchaftlichen Dinge, beſonders Einnahmen und Ausgaben, aufgeſchrieben wurden. Frang wollte von dieſer Zeit ab nicht mehr am Tiſch der Herrſchaft ſpeiſen, er müſſe ſtets bei den Arbeitern ſein und ſie überwachen. Beſonders abends, des Feuers wegen. Wenn er nicht zur Stelle geweſen wäre, läge Finkenſtein ſeit acht Tagen als Schutthaufen da. „Lag der beſoffene Zigeuner im Stroh und rauchte die Pfeife!“

Und gelegentlich, als Frang über die Leiſtungen der Tagwerker Bericht erſtattete, fragte der Gutsherr: „Iſt die Zigeunerin noch da?“

„Die alte und die junge.“

„Sagen Sie, Frang, was halten Sie von den Zigeunerkünſten? Von den Heilkünſten? Es iſt ganz verzweifelt. Sie wiſſen ja, der verdammte Eistropfen, ich bringe ihn nicht los. Man ſagt, ſo ein Ägypterweib hätte geheime Mittel.“

„Wer glaubt, wird ſelig,“ antwortete der Verwalter.

Er war auffallend wortkarg und zurückhaltend geworden. Wenn Sabin ihn über dies und das befragte oder ſonſt zur Rede ſtellte, ſo gab er keine

Antwort, oder eine ſpöttiſche. Und als jener eine Zuſammenzählung über die Tagewerker verlangte, ſagte Frang kurz ab, die lege er vielleicht einmal dem Herrn und niemand anderm Das beobachtete Hadrian, und ſachte begann der Verdacht zu wachſen.

Sabin ſetzte ſcharf ein. Faſt aus Trotz darüber, daß er nun auf Finkenſtein bleiben und Mitbeſitzer ſein mußte, raffte er alles Herriſche zuſammen, das in ihm aufzubringen war, und begann in ſeiner Art zu herrſchen. Er forſchte bei den nachbarlichen Bauernhöfen, wie ſie es treiben. „Wir müſſen von ihnen lernen, anſtatt ſie von uns," ſagte er. Man ſehe es ja, wie ſie's machen. Kein einziger der Grundbeſitzer im ganzen Breitengruberkeſſel ſpiele den Herrn oder halte ſich einen Verwalter. Jeder arbeite als der erſte und der letzte mit ſeinen Leuten und eſſe mit ihnen und trage dasſelbe Gewand. Bauernhäuſer, wo es ſo ſei, ſtünden feſt, die andern purzelten. Finkenſtein ſei freilich ein beſonderes Ding, ein zweiköpfiges Kalb, halb Bauernhof, halb Herrſchaft. Bauer und Knecht könne man ſein zu gleicher Zeit, Graf und Knecht nicht. Und wenn er alles Geld hätte, um das die hohen Herren von ihren Verwaltern betrogen würden, er könne ſich dafür das Königreich Bayern kaufen.

„Ja, wenn das ſo wäre," meinte Hadrian, „da

müſſe freilich an eine Änderung gedacht werden. Arbeite gelegentlich mal einen Wirtſchaftsplan aus, Sabin, dann ſprechen wir darüber."

Da ward Sabin unmutig „Immer Pläne machen und ſprechen? Anfangen ſoll man, zugreifen ſoll man. „Nicht im Fragen und Wägen, nur im Wagen iſt Segen"."

Und plötzlich war das Verhängnis da, das unvorhergesehenste und schrecklichste. Finkenstein in Schutt und Trümmern.

Da waren sie an jenem schwülen Juliabend im Zimmer gestanden, die „Brüder Hausler". Das Licht war ausgelöscht. Hadrian stand an dem einen Fenster, Sabin an dem andern. Die Fenster waren offen, sie schauten hinaus in die stille, tote Nacht. Die Luft war schwer zu atmen. Vom Bach herüber hörten sie das Rieseln des Wässerleins, das fast versickern wollte, denn es hatte wochenlang nicht mehr geregnet. Und doch flüsterte es herüber. Hinter fernen Höhen zuckte manchmal ein leichter Blitzschein.

Hadrian war in weichmütiger Stimmung. Er ging leise zum andern Fenster hinüber, wo Sabin stand. Er hätte gern den Arm um seinen Nacken gelegt, er dürstete nach einem zärtlichen Wort. Manchmal früher hatte er geträumt, wenn der Junge das liebe Haupt nur einmal hinlegen wollte an seine Brust, wenn er es nur einmal an sein Herz ziehen könnte! Daran dachte er jetzt, als er im Dunkeln neben ihm am Fenster stand. Aber es geschah nur, daß er mit seiner Hand leise Sabins Arm berührte. Dieser schien es nicht zu merken, er schaute hinaus und schwieg. Die Blitze in den Wolken am Horizont zuckten in kurzen, dünnen Feuerstäbchen senkrecht auf und ab. Und alles

blieb ſtill. Hoch am Himmel die flimmernden Sterne.

„Nicht wahr, kommen wird nichts?“ fragte Hadrian leiſe.

„Ich hab' mir's gedacht,“ ſagte Sabin. „Es ſind die Schwalben ſo niedrig geflogen den ganzen Tag.“

Dann ſchwiegen ſie wieder und blickten hinaus in die Nacht. In tiefer Ruhe lag der Hof nach dem heißen Tage. Selbſt der Springbrunnen im Garten lag dahin, denn das Vieh hatte alles Waſſer ausgetrunken oben im Behälter. Nur immer das Rieſeln vom Bach her.

„Ja, mein lieber Sabin, ſo geht's auf der Welt!“ ſeufzte Hadrian. Es war ihm allzu bange, er mußte Menſchenſtimme hören.

„Ich will doch ſchlafen gehn,“ ſagte Sabin. „Gute Nacht!“

Hadrian taſtete nach ſeiner Hand: „Bleib' noch da!“

„Wenn es regnet, giebt's morgen auf dem Rübenfeld zu thun.“

„Wenn du ſchon gehſt, Sabin, — ſchlaf wohl!“

An der Thür war der Burſche ein wenig ſtehen geblieben und hatte leiſe geſprochen: „Gute Nacht, Vater!“ Dann ging er auf ſein Zimmer, lehnte ſich

an den Schrank und dachte: das war nicht gut, was ich jetzt gethan habe ....

Ohne Licht anzuzünden, ging auch Hadrian zu Bett. Der Schreck hatte ihn zittern gemacht. Das Blut war heiß in alle Fingerspitzen und in den Kopf gezuckt, und so heftig, daß es weh gethan hatte. Endlich! Endlich dieses Wort! Jahrelang hatte er es ersehnt und — gefürchtet. Und auch er fragte jetzt: war das gut? War das gut, Sabin? — Auch das! Auch das erlebt! — Er dämmerte hin. Und plötzlich ein Aufseufzen: Ist's jetzt anders? Es ist alles Qual, alles Pein. Auch das — —. Und geht hin. Das Rübenfeld ....

Schlafen konnte er nicht. Die Luft! Es war keine Luft da, um atmen zu können. Ohne Decke, kaum mit leichtem Linnen überhüllt, lag er. Das Blitzen war häufiger geworden. Immer wieder sprangen die Zimmerwände mit den Bildern und der Uhr grell vor ihm auf, um ebenso plötzlich wieder in Nacht zu versinken. Die Scheine waren gelb-grünlich, manchmal fast weiß, immer in kleineren Zwischenpausen, endlich verschwanden sie kaum mehr, sondern glühten ununterbrochen fort.

Hadrian mußte endlich doch ein bißchen eingeschlummert sein, er verlor sich ein Weilchen, um wieder durch die glühenden Qualme geweckt zu werden, die an sein Auge prallten. Fort und fort lohten die

Lüfte, und manchmal war's, wie ein Donnerrollen aus der Ferne. Er konnte es nicht mehr aushalten, er ſtand auf und blickte neuerdings zum Fenſter hinaus. Am Himmel wogten Wolken, und hinter den Bergen ſtieg eine ſchwefelgelbe Wand auf. Aus den Büſchen herauf war es, als rühre ſich irgendwo ein einziges Blatt. Alles ſchläft im weiten Haus, nur einer wird morgen zerfahren und zerriſſen ſein, und nach ſolchen Nächten iſt die Zeit, da zerriſſene Menſchen ihre Selbſtmorde begehen. — Wenn es regnet — das Rübenfeld. — Das iſt die heißerſehnte Liebe... Nun ſchlief er unverſehens. Auf dem Lehnſtuhl war er eingeſchlummert. Zeitloſe, traumhafte Stumpfheit. — Aber grauſam wurde er geweckt von einem ſchmetternden Knall. Der Fenſterflügel ſchlug heftig hin und her, in den alten Bäumen toſte es. Das Grauen des kalten Tropfens rieſelte durch ſeinen Leib. Er ſchloß das Fenſter, aber die Scheiben zitterten vor den Schlägen, vor dem Sturm draußen. Hadrian ſuchte den Winkel am Kamin auf und beſann ſich, ob das Schloß Blitzableiter hätte. Er konnte ſich nicht erinnern. — Das ſoll ein Tod ſein, von dem man nichts weiß, ſo urplötzlich. Jetzt iſt man noch, denkt man noch, bangt man noch — und auf einmal nichts. Aber, warum hat man denn Angſt, wenn es ſo iſt? Es wird einem doch nicht leid thun um ein ſolches Leben? — Dann fiel es ihm ein, ob

jenes junge Weib wohl auch so gern gestorben sein mochte? Und fiel ihm ein, ob es nicht irgendwo einen alten Mann gebe, der vielleicht ebenso sehr nach dem Wort „Vater" dürsten könnte. —

Das Getöse wurde immer wüster, es ächzten die mächtigen Drambäume an der Zimmerdecke. Wie? Durch das Brausen hört man nicht Menschenstimmen? Es war wie ein kurzer, greller Schrei gewesen. Hadrian ging wieder ans Fenster. Bei den grün und schwefelgelb lohenden Lüften sah er, wie die Baumwipfel rasten, da waren sie schon verschleiert in Wasserstürzen. Und dann die unermeßlichen, die unversiegbaren, rauschenden Wasser. Vom Dach nieder brach ein langer, dunkler Körper, und nachgoß ein Schleier, der alles verdeckte. Die Dachrinne war gebrochen, und der Sturm warf die Güsse ans Fenster. — Wieder ein Schrei. Vom Hof kam er.

„Das Wasser! Das Wasser ist da!"

Hadrian warf ein Kleid um und eilte in Sabins Zimmer. Der Junge war schon fort. Hadrian lief hinab, und nur mit aller Anstrengung konnte er das große Thor öffnen; das daran drückende Wasser, nun schoß es auch schon herein in die Vorhalle, und der Wind pfiff wie hundert schwingende Peitschen. Im Hof gingen Männer mit Laternen umher, deren Lichter in den Pfützen sich zuckend spiegelten. Über-

all Waſſer. Hadrian watete hindurch und rief nach Sabin.

„Der iſt beim Vieh!“ ſchrie der alte Simon, der mit einer langen Stange das untere Hofthor aufzuſtoßen ſuchte, um dem Waſſer Abfluß zu geben.

„Zur Brücke ſollen ſie hinauf!“ rief jemand.

„Ach, laſſet jetzt die Brücke!“ ſagte Hadrian. „Die mag hin ſein.“

„O mein gnädiger Herr,“ ſchrie der alte Simon, „wenn ſie hin wäre, wolle es Gott! Wenn die Brücke nit bricht, ſo iſt es aus mit uns.“

Und einer der Welſchen berichtete mit allen Gebärden des Schreckens, an die Brücke habe es Treibholz angeſchwemmt, das wilde Waſſer könne nicht durch, und man höre es ſchon kommen zum Schloß herab.

„Zur Brücke hinauf, Männer!“ ſchrie der Alte. „Nehmt's Krampen und Haken mit, nehmt's Pulver mit.“

„Wo iſt der Verwalter?“

„Der wird ſchon oben ſein.“

Sabin jagte die Rinder aus den Ställen, die Pferde. Doch als dieſe zwiſchen Scheune und Schuppen hinaus wollten, ſchreckten ſie mit wilden Sprüngen zurück. Ein hohler, ſurrender Ton drang heran, wie man ihn noch nie gehört hatte.

„Ins Haus! Ins Haus! Das Waſſer iſt

da!" lärmten Leute, die mit Fackeln erſchienen waren.

„Nit ins Haus!" ſchrie der alte Simon. „Auf den Rain! Auf den Rain! Auf den Rain!"

Während ſie durch die quirlenden Tümpel und gießenden Fälle nach dem höhergelegenen Rain flüchteten, begannen die Fluten ſchon zu den Fenſtern der Erdgeſchoſſe hineinzugurgeln, und an den Ecken und Grundfeſten lockerte ſich Stein um Stein. Die Blitze leuchteten zu allem: wie das Hausgerät im Hof um ſich ſelbſt tanzte, wie es hinausglitt durchs Thor und raſch davon, wie Säulen fielen und Mauern lautlos niederſanken, zu allem leuchtete der Blitz. Im Haus waren noch einige Weiber, kreiſchend und jammernd warfen ſie ihre Kleider zu den Fenſtern heraus ins Waſſer, dann die leeren Koffer nach, dieweilen ſie ſich ſelbſt in höhere Stockwerke flüchteten.

Hadrian, halb betäubt, taumelte ſo dahin. Er fühlte ſich kaum mehr aufgeregt; wenn er ſpäter nachdachte, wie ihm zur Stunde geweſen, ſo erinnerte er ſich faſt nur an die Stimmung eines Zuſchauers. Er wußte nichts mehr von Wind, Regen und Hagel, oder daß er Anordnungen getroffen oder ſelbſt mit Hand angelegt hätte. Er ſtand oben und ſchaute hin auf die mit dämoniſcher Gewalt ſich entwickelnde Verheerung. Um ſo öfter hörte man die Stimme Sabins, und jemand ſah ihn ringen mit einem Pferd, das,

wild geworden, ins Verderben wollte. Die zwei Magyaren wateten im Waſſer umher und deuchten ſich viel zu leiſten, wenn ſie mit ihren hochgehobenen, qualmenden Lunten zeigten, wie die Bauwerke ſtürzten, die Wagen, Karren, Pflüge davongetragen, die ſchrecklich röhrenden Tiere von den Wogen fortgeriſſen wurden. Auf der Mauer des Gartenwärmhauſes ſtand ein brauner Geſelle, beſtrebt, mit einem Krampen allerlei Gegenſtände aus dem Waſſer zu haken. Dann unterſuchte er raſch die Beute, ob ſie gut genug wäre, um ſie für ſich irgendwo zu verbergen.

Endlich graute der Tag. Er enthüllte erſt ganz den Jammer. Die Gebäude, die Einfriedigungsmauern, die noch ragten, die Bäume, der Wildpark hin und hin — alles ſtand in einem unendlichen braunen See. Wo er ruhig war, da drehten die Sachen ſich langſam um und um, wo reißende Strömung war, da glitten die Geräte raſch dahin. Die Luft war ruhig geworden, aber ununterbrochen regnete es aus bleigrauem Himmel. Über den Thalgrund hin rollte das hohle Donnern der wogenden Waſſer.

Die Leute beſannen ſich, ob jemand fehle. Der Verwalter! Er war nirgends zu ſehen, auch nicht oben am Bache, wo Bauern aus der Nachbarſchaft

mit Lebensgefahr arbeiteten, um die Brücke einzureißen und dem sich stauenden, zum Schloß niederfahrenden Wasser regelrechten Abfluß zu verschaffen.

Da wurde Hadrian gewahr, daß im inneren Hof noch Rinder schwammen, hoch über die Flut reckten sie ihre Köpfe und röhrten gräßlich. Wo ein Kopf niedersank, da gurgelte das Wasser in Blasen. Einige der Tiere wurden an die Ecke getrieben, wo sie angstvoll mit krampfhaft ausgreifenden, strampelnden Beinen Stütze suchten, bis auch sie hinausgetragen wurden auf die fürchterliche See, wo die toten Körper dahinrannen. Hadrian sprang vom Rain auf eine Terrasse, von dieser konnte er den rückwärtigen Teil des Schlosses erreichen. Er versuchte auf sein Zimmer zu kommen, um Papiere zu retten, aber es war die Treppe eingestürzt, und der Schutthaufen lag in quirlendem Wasser. Er kehrte um, wieder ins Freie. Und nun sah er, wie plötzlich der rückwärtige Giebel des Gebäudes wankte. Nur wankte, dann blieb er schief geneigt stehen. Und dort — außerhalb der Hofecke, war dort nicht ein Mensch, der im Wasser zappelte? Der bemüht war, ein widerstrebendes Maultier den Fluten zu entreißen? Das Tier hatte noch den Kummetriemen um den Kopf, bei dem faßte es der kühne Mensch; selbst in der Flut schon gleitend, das Haupt noch mühsam emporhaltend und eingedrungenes Wasser aus der Kehle sprudelnd, so zerrte und riß

er, um das Maultier gegen die Gartenmauer ans Ufer zu bringen.

Dem Schloßherrn ſchien, Sabin ſei's. Er ſah nun klar, Sabin war es. Er rief ihm zu, auszuhalten! Er ſchrie ſchmetternd laut! Jener hörte nichts und rang. Hadrian ging ins Waſſer. Es ſtieg ihm bis zum Knie, bis zu den Lenden, bis zur Bruſt, es hob ihn empor; noch einen Stoß nach vorn, da erhaſcht er den Riemen des Maultiers und reißt es mit ſich ans Ufer. Sabin iſt verſchwunden. Weiterhin reckt ſich ein Arm aus dem Waſſer. Hadrian läuft die Mauer entlang. „Nicht hineinſpringen! Nicht hineinſpringen!“ ruft man ihm zu — er ſpringt hinein. Er ſinkt ſofort unter, taucht auf, ſinkt unter; ſo treibt es ihn hin gegen entwurzelte Baumſtämme, noch einmal ſucht er den Kopf zu heben, aber im gießenden Waſſer iſt alles verſchleiert. Er kann noch denken: alſo das! Alſo jetzt — dann nichts mehr.

Wir finden eine merkwürdige Tagebuchſtelle, die auf dieſe Stunde Bezug hat. Sie lautet: „Es war wieder einmal geſtorben. Faſt ſo viel als geſtorben — alles abgethan. Leute, die uns in die ewige Ruhe ſchicken, werden beſtraft. Und die uns ins Elend zurückſchleudern, gegen unſern Willen, ſollen frei ausgehen? Aber Sabin hat ſich gerächt. Ich hatte ja einſt auch nicht angefragt, ob es ihm recht ſei . . .“

Ein abſonderlicher Tanz war das geweſen, im

Waſſer. Sabin hatte ſich auf einen ſchwimmenden Baumſtamm geſchwungen, von da aus in nächſter Nähe den untergehenden Mann geſehen und nach ihm niedergegriffen. Sie rangen miteinander, und jeder ſoll in dieſem Augenblick die Empfindung gehabt haben, als wolle ihn der andere verderben, bis gleichſam der Inſtinkt die Aneinandergeklammerten an das Ufer warf.

Nun lag Hadrian hingelehnt an eine alte Ulme, ſein Gewand, ſein Geſicht voller Schlamm, und Schlamm ringsum. Leute umgaben ihn, und einer krante ihm mit dem Sacktuchknollen Sand und Schlamm aus dem Mund. Aber auch mit einem andern beſchäftigten ſie ſich, der weiter abſeits lag im Gekräut.

„Der gnädige Herr wird uns bleiben," ſagte einer. „Er hat den Bruder wollen herausziehen und hat das Maultier erwiſcht. Darauf iſt er noch einmal hinein, nachher hat ihn der junge Herr herfürgebracht. Tapfere Leut!"

Das war ſo ſchön, wie eine Leichenrede. Aber Hadrian lebte.

„Auch der junge Herr bleibt uns!" rief jemand in der andern Gruppe.

Zu den Fenſtern hat man ſie hineinſchaffen müſſen in ihre Zimmer, die unverſehrt geblieben waren. Unverſehrt mitten in der Ruine.

Die „Hausler“ erholten ſich beide raſch. Schon am nächſten Tage ſaßen ſie am Fenſter beiſammen, aber ihr Geſpräch ſtockte und wollte nicht in Fluß kommen.

„Die Pferde ſind hin,“ ſagte Sabin.

„Finkenſtein iſt ruiniert,“ entgegnete Hadrian.

Dann Schweigen.

„Du haſt das Maultier herausgezogen,“ ſagte Sabin.

„Ich muß lachen,“ ſprach Hadrian. Lachte aber nicht.

Dann wieder Schweigen.

Der alte Simon kam herein. Über eine Leiter hatte er Nahrung heraufgebracht.

„Wie ſieht's aus, im Hof, Simon?“

„Es iſt nit zu ſagen, Herr. Halt auch ein Menſchenleben wird's gekoſtet haben. Der Verwalter wird vermißt. An der Brücke hat man ſeinen Hut gefunden.“

Dann ſtieg der Alte wieder hinab.

„Der Hut iſt gefunden. Was denkſt du, Sabin?“

„Das Allerbeſte.“

Lange jedoch blieb Sabin nicht ſitzen auf dem Zimmer. Nun hatte er nicht mehr zu klagen, daß es nichts für ihn zu thun gab. Die Verwüſtung war unbeſchreiblich. So groß war ſie, ſo gar alles war zerriſſen, zerſtört, ſo unmeßbar war das Wirr-

sal, daß Hadrian sagte: „Mir ist ordentlich wohl ums Herz.“

Denn übergroßes Unglück macht auch ruhig.

Das Schloß stand noch, mit Ausnahme einiger gebrochener Wände. Von den Wirtschaftsgebäuden standen Teile, aber sie waren halb verschüttet und verschlammt, stellenweise begraben in Sand und Schutt und in das angeschwemmte Gewüst von Baumstämmen, Sträuchern, Gewurzel, Scheitern, Heu, Garben, verklemmten Brettern und Zimmerbalken. Hier und da eingeklemmt ein totes Tier, mit gebrochenem Auge ins Nichts hinaus starrend. In den Tiefungen standen noch Tümpel, durch den Hof schoß noch ein trüber Bach herab, der von der Brücke her einen breiten wüsten Graben gerissen hatte. An den Bäumen des Wildparks hing Stroh und anderer Wust. Um die schöne Macmorgruppe der Aphrodite war eine gelbe Lache, in der Kröten hin- und herpatschten. Aus Gug und andern Ortschaften waren Leute gekommen, standen da und betrachteten die Verwüstung. Sie äußerten Meinungen und Ratschläge. Einige sagten, der beste Rat sei: Davonlaufen. Andere erklärten mit etwelchem Behagen, sie wären bloß einmal neugierig, was der Finkensteiner jetzt beginnen würde.

Als Hadrian lange auf den Ruinen hin- und hergestiegen war, kam ihm vor, als sei das eine er-

ſprießliche Arbeit geweſen. Auf ſeinen früheren Gängen durch die Wirtſchaftsgebäude hatte er nie ſo viel erfahren, als diesmal. An der Linde traf er mit Sabin zuſammen. Dieſen fragte er leiſe: „Was werden wir jetzt machen?“

„Ich hab mir's ſchon ausgedacht.“

„Haſt du gehört, was die Leute munkeln? Sie ſagen, der Frang wäre —“

„Glaubſt du's jetzt?“

Es ging das Gerücht, daß in der unteren Au ein angeſchwemmter Menſch gefunden worden wäre. Aber ein Mann, der im Holzhandel umging, erzählte, daß er den Frang drüben bei Kieshofen geſehen hätte. Freilich nur mit einem Blick, denn als er zur Thür einer Steinſchlägerhütte hineingetreten, ſei jener zum hinteren Thürchen hinausgehuſcht. Er habe zu den Leuten noch geſagt, das müſſe ja der Verwalter von Finkenſtein geweſen ſein. Sie behaupteten, ihn nicht gekannt zu haben. Weiter keine Spur von dem Mann.

Die Taglöhner meldeten ſich beim Schloßherrn. Sie ſähen, daß hier nichts mehr zu machen ſei, und bäten um ihren Lohn.

„Ihr ſeid doch wöchentlich ausbezahlt worden?“

„Für die erſte Woche ja. Seit einem Monat haben wir nichts mehr bekommen.“

Hadrian begehrte derb auf. Das könne jeder

ſagen. Der Verwalter habe die Arbeitslöhne regelmäßig in die Hand bekommen, um ſie auszuzahlen.

Sie zuckten die Achſeln. „Wenn's der Herr nit glauben will, müſſen wir unſer Recht anderswo ſuchen.“

„Wir glauben es euch ja,“ ſagte Sabin.

Dann ſuchten ſie geſchäftliche Aufzeichnungen, aber es fand ſich nicht ein Blättchen. „Das Waſſer wird's vertragen haben,“ ſagte Sabin nicht ohne Schalkheit.

Hadrian wollte nicht vergeſſen, daß Frang für Finkenſtein auch viel geleiſtet habe. „Er hat immer das Beſte gewollt, und man muß nicht gleich das Schlimmſte annehmen.“

„Eben, weil er das Beſte für ſich gewollt hat, müſſen wir das Schlimmſte annehmen,“ entgegnete Sabin luſtig. Übrigens mochte er es dem Hadrian weiter nicht unter die Naſe reiben, wie ſehr dieſer mit ſeiner Vertrauensſeligkeit aufgeſeſſen war, und müſſe man, meinte er, noch alle zehn Finger abſchlecken, den Mann ſo billig losgeworden zu ſein.

Der Junge kam nicht in die Lage, auch nur einen Finger „abzuſchlecken“.

Da fuhr er mit dem geretteten Maultier und einem ausgegrabenen, ſchiefwinkligen Karren hinüber nach Gug, um Lebensmittel zu holen. Und dort ward ihm mitgeteilt, daß Frang ſeit Jahr und

Tag Mehl, Fett, Obſtwein, Reis und Salz auf Kredit genommen hatte. Alles ſtand unbezahlt in den Büchern. Ferner kamen Maurer und Zimmerleute zum Schloßherrn und fragten an, was es nun mit ihrem Guthaben wäre? Der Herr Verwalter hätte ſie immer vertröſtet, hätte ihnen für das Zuwarten Zinſen verſprochen, höhere, als je eine Sparkaſſe zahlen könne. Nun die Veränderung eingetreten, wollten ſie ſich doch bekümmern um ihre Sache.

Immer wieder verſuchte es Hadrian, die Leute an Herrn Frang zu verweiſen. Der habe das Geld zur Auszahlung pünktlich bekommen, und wenn ſie ſich von ihm hätten beſchwatzen laſſen, ſo wäre das ihr eigener Schaden. Und wo der Mann ſich gegenwärtig befinde, das wiſſe die Herrſchaft Finkenſtein eben auch nicht. Frang habe durch die Flucht den Vertrag gebrochen, ſomit ſei er nicht mehr Verwalter auf dieſem Gut, alſo könne Finkenſtein auch nicht für ihn verantwortlich gemacht werden.

Die Gewerbsleute lächelten nur über ſolche Ausflüchte und meinten ſehr beſcheidenen Tones, darüber wollten ſie an dieſer Stelle kein Wort weiter verlieren. Sabin ging mit ihnen anders um, er bat ſie nur um Geduld von einer Woche, dann würden ſie das Ihrige redlich erhalten. Schuldner

sei die Herrschaft Finkenstein, das stehe fest wie der Amboß beim Schmied.

Er baute nämlich auf die Versicherungssumme, die für alle zu Grunde gegangenen Güter sofort ausbezahlt werden mußte. Die Anzeige der Verheerung war ja sofort gemacht worden, aber es traf weder die Schätzungskommission ein, noch das Geld. Die Versicherungsscheine, die beim Notar liegen sollten, waren nicht vorhanden. Frang hatte gar nichts versichern lassen, sondern die Prämiengelder eingesteckt.

Endlich erschien noch der alte Ehrenpreis, ein Getreide- und Holzhändler, und zeigte höflich einen Schuldschein mit dem Gutsstempel Finkenstein auf, in dem diese Herrschaft sich verpflichtet zur Rückerstattung von fünftausend Gulden binnen drei Jahren und zur Zahlung von zehn Prozent Zinsen. Frang hatte das Geld heimlich aufgenommen und unterschlagen.

So war der Verwalter Lebrecht Frang ein interessanter, viel gesuchter Mann geworden, und an seine Verunglückung beim Hochwasser wollte kein Mensch mehr glauben — es wäre ja zu schade um dieses wirtschaftliche Genie. Hadrian aber schrieb in sein Tagebuch: „Ruiniert! Das heimelt an. Das riecht nach Welt."

Auf Finkenſtein wohnten noch vier Perſonen. Die „Brüder Hausler“, der alte Simon und eine betagte Magd. Der Alte ſagte, er hätte ſich's für ſeine letzten paar Jahre gern bequem gemacht und im Armenhaus Unterkunft geſucht, aber weil er achtundvierzig Jahre lang auf Finkenſtein Knecht und Hauswart geweſen ſei, auch in guten Zeiten, ſo wolle er es ſich nicht nachſagen laſſen, daß er in ſchlechten ſein Bündel ſchnüre. Die alte Magd hatte ſich aus Chriſtenpflicht herbeigelaſſen, den zwei „armen Haſchern“ die Suppe zu kochen, den Ofen zu heizen und die Strümpfe zu flicken.

Nun ſaßen ſie einmal draußen auf der Wieſe, die faſt ohne Schutt war, und weideten das Maultier. Das war ihr lieber Beſitz. Selbſt Hadrian ſtreichelte es gern. Es war ja ſein, ganz ſein, er hatte es ſich ſo ſehr verdient, daß nach ſeinem Dafürhalten nicht einmal die Gläubiger ihre Hand darauf legen durften. Er hatte das Tier ja vor dem Ertrinken gerettet.

„Gelt, daß du eine Freude haſt daran!“ ſagte Sabin. „Es iſt ſpaßig das, an dem, was man ſich perſönlich erworben, hat man immer eine Freude.“

Hadrian dachte, darauf ließe ſich jetzt ein gutes Wort geben.

„Du, Sabin! Haſt nicht auch du etwas erworben bei dieſem Hochwaſſer?“

„Ja. Und darum hab ich dich ſeither auch lieber,“ antwortete der Burſche und ſchaute ihm treuherzig ins Geſicht.

„Ich war damals ſehr böſe, daß du mich herausgezogen hatteſt.“

„Hoha, Halbeſelein!“ rief Sabin, denn das Maultier wollte abſeits lenken und zerrte am Strick, an dem er es hielt.

„Und haſt auch dir nichts Gutes damit eingebrockt,“ ſetzte Hadrian bei. „Dieſes Maultier, wenn du willſt, ſchlägſt du beſſer los als mich. Du biſt gut mit mir, weil du glaubſt, es läge bei Doktor Kerbholz noch etwas. Das iſt nicht, mein Lieber. Seit dem Waſſer iſt ganz aufgeräumt worden. Wenn die Gläubiger alle befriedigt werden, ſo iſt das ein Glücksfall. Was willſt denn noch mit mir, Sabin? Bei mir heißt es wohl auch: graben kann ich nicht, und zu betteln ſchäme ich mich. Ei, Junge, ſo thue doch, wie es die Knaben machen, wenn ſie beim Fiſchen anſtatt der Forelle einen Kopen erwiſchen. Sie werfen ihn wieder ins Waſſer.“

Jetzt ſprang Sabin auf. Stramm und zornig ſtand er da in ſeinem Reiteranzug.

„Das iſt gottlos, ſo ein Reden!“ rief er aus. „Warum beſchimpfſt du mich! Als wär ich einer, der dem Geld nachläuft. Hätteſt du lieber von einem andern ſo ſchlecht gedacht, als jetzt von mir! Ich

hab dieſes Finkenſtein ſchon lang verflucht und vermaledeit. Schon wie du es gekauft haſt, iſt's mir geweſen, das nimmt kein gutes End! Mit deinen Stadtgewohnheiten haſt nur Unglück geſtiftet bei den Leuten da herum. Und der andere, der Lump, hat dir dabei geholfen. Du biſt ein fauler Menſch, der auch gar nit weiß, was er will, du gehörſt hin, wo du hergekommen biſt. So, das hab ich dir ſagen müſſen."

Hadrian taſtete nach ſeiner Hand, als ob er ſie aus Dank drücken müſſe. „Du haſt recht, Sabin, du haſt recht," ſagte er dumpfig. „Verachte mich."

„Verachten nit!" rief der Burſche heftig. „Wie wir zwei zu einander ſtehen, das mag ich nit denken, gut biſt zu mir geweſen, zu deinem Bruder und was weiß ich haſt mich gemacht. Und ich wär dir doch davongegangen. Aber erbarmt haſt du mir ſo, oder was mich bei dir feſtgehalten hat. Selber möcht' man irr werden bei dir. Aber, ſo lang du keinen Beſſeren haſt, verlaß ich dich nit. — Schau, ſeit Finkenſtein beim Kuckuck iſt, hab ich wieder Hoffnung. Jetzt haben wir nichts mehr, als uns ſelbſt. Schau, mußt es nit ſchlecht nehmen, was ich geſagt hab. Wenn du auch wollteſt, du kannſt nimmer zurück. Das Hochwaſſer hat alle Brücken fortgeriſſen. Wir wollen zuſammenhalten, wie zwei gute Kameraden.

Schau, ich hab ja auch viel verloren.“ Sprach es aber nicht aus, daß er die Braunen meinte.

Alſo redete Sabin und legte ſeine Ellbogen auf Hadrians Achſeln und ſchaute ihm freundlich ins trübe Auge. Jetzt, dachte er, muß ich viel thun, um die harten Worte von vorhin wieder gutzumachen.

Hadrian waren weder die einen noch die andern Worte tief zu Herzen gegangen. Wenig Feuer und viel Aſche. Das war ſeit dem Unglück noch ſchlimmer geworden. „Was du willſt,“ ſagte er nun, „mir iſt alles eins.“

„Ich weiß ſchon, was wir thun,“ ſprach Sabin. „Wir gehen ins Seſam hinauf. Dort brauchen ſie alleweil Leut. Wir werden unſer Brot ſelbſt verdienen, gelt, das iſt dir recht? Nachher ſind wir unſer ſelbſt und brauchen weiter niemand.“ Iſt dir das recht?“

Wie aus einer Betäubung erwacht, wendete Hadrian ſein zerfahrenes Haupt und ſagte ſehr lebhaft: „Gut, Sabin, ich will arbeiten. Ich will kein Hundsfott mehr ſein. Ich will arbeiten — was es auch ſein mag. Gehen wir hinauf, noch weiter ins Gebirge. Ich will arbeiten, arbeiten! Du mein lieber Menſch, ich will arbeiten.“

So war er jählings erfaßt. Alles lebte und bebte in ſeinen Mienen, ſo mächtig war die plötzlich auf-

flammende Begeiſterung, und den ganzen übrigen Tag murmelte er noch hundertmal: „Ich will arbeiten!“

Im Tagebuch ſteht: „Nein, ſeine Verachtung wäre nicht zu ertragen. Er iſt mir jetzt Freund, Bruder, Sohn — Vater. Seine Hand fahren laſſen, und ich bin verloren. Er ſoll einmal ſehen! Ich will arbeiten. Wenn ſchon nicht Steine graben, ſo kann ich doch Mineralogie treiben. Wenn ſchon nicht Gras mähen, ſo kann ich doch die Pflanzen ſtudieren. Naturgeſchichte, Volkskunde, Alpiniſtik — ein neues Leben! Wie einen zerſchlagenen Giftkrug laſſen wir Finkenſtein an der Straße liegen und gehen nach Seſam. Ein Menſch, der kaum über vierzig iſt!“

Im Schloß meldete ſich Herr Ehrenpreis, artig, rückſichtsvoll. Er möchte nur mit dem gnädigen Herrn ſprechen, nicht mit — dem andern. Aber als er eintrat, ſchob Sabin in der Thür ſich hinten nach. Er wolle auch bei der Unterhaltung ſein.

„Nein, Herr von Finkenſtein, der Mann iſt nicht ſo ſchlimm wie ſein Ruf!“ Mit dieſen Worten führte der Händler ſich anmutig ein. „Sie ſitzen auf dem Trümmerhaufen, wie weiland Jeremias auf den Ruinen Jeruſalems. Wie ſollte man da können hart ſein. Was werden Sie machen? Ich will kommen zu meinem Geld, und die andern werden auch wollen kommen zu ihrer Sache. Wie denken Sie, Herr?

Werden Sie ſitzen bleiben auf Jeruſalem, oder werden Sie losſchlagen?"

„Wir werden losſchlagen," redete Sabin drein, und die Hand hinter dem Rücken machte eine Fauſt.

Hadrian fragte ernſthaft: „Wollen Sie das Gut kaufen?"

„Warum denn nicht? Sie ſind ein zu kluger Mann, als daß ſie aufs Verganten warten. Das ruiniert den Kredit. Nach den Laſten, die auf Finkenſtein liegen, habe ich mich erkundigt, die ſind wild, Herr, die ſind wild. Erſparen wir uns die Unannehmlichkeiten und machen wir unter der Hand einen chriſtlichen Preis. Ich bin ein mutiger Mann und nehme das Gut für die darauf haftenden Laſten."

„Das glaub ich," ſagte Sabin. „Herr Ehrenpreis, heut ſind Sie umſonſt aufgeſtanden. Finkenſtein um das biſſel Schulden, das glaub ich."

„Schön. Sie haben recht. Es iſt einfacher — Ihnen das Gut, mir das Geld."

„Kommen Sie, bis Ihr Vertrag abgelaufen iſt. Jetzt handeln wir nix," entgegnete Sabin.

„Der junge Herr iſt ungemütlich," ſagte der Händler mit weinerlicher Stimme. „Ich erlaubte mir nur beim gnädigen Herrn vorzuſprechen. Ein einſichtsvoller Mann. Wir machen, was recht iſt unter Brüdern."

„Danke verbindlichſt!" ſagte Hadrian.

„Bei meiner Treu. Wir alle ſind Brüder, nicht wahr? Denken Sie an. Hausler und Ehrenpreis, zur weiblichen Seite — ſpreche ich.“

Hadrian war ungeduldig geworden und ſagte: „In geſchäftlichen Angelegenheiten bitte ich, ſich an meinen Kompagnon zu wenden.“ Dann ging er ins Nebenzimmer. Sabin aber blieb ungemütlich. Er empfahl dem Händler, falls er ernſtlich an einen Kauf denke, das Gut näher kennen zu lernen.

„Beſſer nicht, junger Herr, beſſer nicht. Es könnte mich gereuen. Vom Dachgiebel bis zum Grundſtein — alles verlottert.“

„Ah, Sie haben es alſo ſchon beſehn.“

„Nicht minder, wie Ihr Soll. Vom Hauptdebet nicht zu ſprechen, ſind Sie geklagt,“ er zählte es an den Fingern ab, „vom Krämer in Gug auf ſiebenhundert Gulden, vom Franzwirt auf hundertſechzig, von den Tagelöhnern auf hundertdreizehn, von Gewerbleuten auf ſechzehnhundert, von —“

„Wollen Sie nicht trachten, daß ſie weiterkommen?“

„Und von mir auf ſechstauſend Gulden — ab morgen.“

Als Sabin merkte, mit der Ausübung des Hausrechts ſei hier nicht viel gethan, und als er bedachte, das Muß ſei eine geſtrenge Herrſchaft, ließ er ſich

auf eine Unterhandlung ein. Aber während Ehrenpreis die Kauflust verlor und sein Angebot drückte, steigerte der Bursche seine Forderung hinauf. Endlich sagte er unwirsch, das Gut sei überhaupt nicht feil, und wenn, so gebe es Käufer genug, und seine Zeit, die habe er nicht gestohlen. Hierauf empfahl sich der Händler mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß der junge Herr mit seinem, wenn auch an und für sich löblichen Optimismus, den Vorteil übersehe. Im Hof, der öde und noch ganz vermuhrt war, stand er eine lange Weile und schaute mit mehrmaligem Achselzucken die Verwüstung an. „Nein, nein," murmelte er endlich, aber doch immerhin so, daß es der vorbeischreitende Sabin vernehmen konnte, „man kann's nicht übers Herz bringen. Es muß etwas geschehn. Zu leid thut es einem, denn ich kann nichts sehen verderben. Leichtsinnig will ich sein!" Und er begann sein Angebot zu steigern.

Zehn Minuten später war Finkenstein verkauft. Sabin hatte noch einen Überschuß erzielt.

Den Hauslers stand es frei, sofort auszuziehn oder den nächsten Winter über im Schloß wohnen zu bleiben.

Nach den Aufzeichnungen Hadrian Hauslers war dieſer letzte Winter auf Finkenſtein nicht nach ſeinem Geſchmack. Das war eine ungute Zeit. Die letzten Vorjahren auf dem Schloß, die zwei alten gräflichen Schweſtern, hatten noch ein ſtolzes Weltleben geführt im Vergleich zu dieſem Wüſtenſein mitten im Schutt. Hohl und traurig hallten die Schritte wieder, wenn er manchmal durch die weiten, froſtigen Räume ging. Wenn Sabin auswärts zu thun hatte, da wollte Hadrian vor Langeweile verkommen. „Schade, daß kein Gott iſt,“ ſchrieb er zur geſegneten Stunde in ſein Buch, „für dieſen Jungen wäre er nicht genug zu bedanken. Das iſt ein unentbehrlicher Menſch. Und wenn jetzt einer käme und nachwieſe: dein iſt er nicht, ſo würde ich ruhig ſagen: das macht nichts, mein iſt er doch. Seit dem Unglück iſt er wirklich mein.“

War Sabin da, ſo ſaßen ſie oft beiſammen im durchwärmten Zimmer, und der Junge erzählte von ſeiner luſtigen Kindheit. Voller Sonnenheiterkeit war die Jugend dieſes Waiſenknaben geweſen im Gegenſatz zu dem bunten, üppigen, anſpruchsvollen Wechſeltanz, den Hadrian, der Sohn des reichen Hauſes, geführt hatte, und der in jene peſtartige Erſcheinung auslief, daß der Kranke gleichzeitig Heißhunger und Ekel empfand. In ſolche Erinnerungen ließ Sabin ſeinen Genoſſen aber nicht zu tief verſinken, er führte

ihn hinaus in den Schnee, oder ſie ſaßen im Stall bei dem Maultier, das ſie ſich als ihr eigen vorbehalten hatten. Schweigend ſchauten ſie dem Tier zu bei ſeinem Heufraß und bei ſeinem behaglichen Hingeſtrecktſein auf dem Stroh.

Sabin hatte in ſeinem Brieftäſchchen ein gemaltes Bild, das Hadrian einmal betrachtete, weil er es für einen Talisman hielt. Es war ein Andenken von der Kirchnermutter und ſtellte in bunten Farben einen Heiligen dar. Unterhalb ſtand das Sprüchlein: „Wirke, ſo lange es noch Tag iſt, denn es kommt die Nacht, wo du nicht mehr wirken kannſt.“

Ein gewöhnliches Bildchen, wie ſie die Schulkinder vom Katecheten bekommen. Hadrian gab es gelangweilt zurück: „Das Bild iſt ſchlecht.“

„Aber das Sprüchel iſt gut!“ ſagte Sabin.

Der Junge nahm es wahr. Kein Augenblick, da er ſich nicht etwas zu thun machte. Seine Bewegungen waren ſtets in einem gleichmäßigen Rhythmus, nicht zu langſam, nicht zu ſchnell, und keine war überflüſſig, jede verrichtete irgend etwas. Er ſchnitt Späne, oder er ſäuberte vor den Thüren den Platz, oder er ſchaufelte aus dem Weg den Schnee, befreite den Brunnen von Eis oder ging nach Gug, Lebensmittel zu holen, die er dann auch kochen half. Die Nächſtenliebe der alten Magd war auf eine harte Probe geſtellt worden, als der gnädige Herr mehrmals

ihren Reisbrei und den Schöpsbraten und den eingebrannten Kohl zurückwies und den Sabin mit dem Kochen betraute. Ihre einzige Genugthuung war, daß der junge Herr in der Kochkunst bei ihr Unterricht nehmen mußte. Der alte Simon hinwiederum, der konnte überhaupt nicht begreifen, daß man des Kochens wegen Geschichten mache; er fand alles gut, was zu verdauen war, und verdauen konnte er ziemlich alles, auch Kieselsteine, meinte er, wenn sie klein geschlagen und gut geschmälzt wären.

Als es endlich gegen das Frühjahr ging, begann Sabin langsam die Vorbereitungen zum Auszug aus Ägypten. Und als um diese Zeit der neue Eigentümer mit einem aus allen Winkeln zusammengelesenen Gesinde erschien, in den Wirtschaftsgebäuden und auch im Schloß allenthalben ein entsetzliches Hämmern, Scharren, Schieben, Schleifen und Schreien anhub, da haben unsere beiden Freunde ihre sieben Sachen gepackt und sind davongezogen. Jetzt hatte er sie, die siebente Sache, der gute Saberl — es war das Halbeselein. In über dem Rücken zusammengebundenen und an beiden Seiten hinabhängenden Säcken trug das Tier bequem alles Eigentum der beiden Hausler. Sabin schritt voran und führte die Besitzung, die bequemerweise so mobil geworden war. Am Rücken trug er in grünem Umschlag seine Geige, in der Hand den roten Regenschirm. Hadrian ging

hinterdrein. Er trug am Leib den feinen Salonanzug, darüber einen grauen Lodenmantel und einen Jägerhut. Ein zierliches Spazierstöcklein hatte er in der Hand, mit dem er das Tier manchmal ein wenig an die Pflicht erinnerte. Der Weg durch die Rabenschluchten war vom Hochwasser her noch so arg zerrissen, daß sie oft an Wiesenrainen und Waldhängen fürbaß schreiten und sich mühsam durch kratzendes Buschwerk arbeiten mußten. Sabin hatte nur die einzige Besorgnis, sein Begleiter — der zweibeinige — könne unwirsch werden. Aber der wurde es nicht, er schritt schwerfällig und teilnahmlos hinterdrein. Er ließ sich führen wie das Tier, so stumpf, so gleichgültig für das Wohin, Wasnun. — Nur, daß er den Mantel immer höher knöpfte, je tiefer sie ins Gebirge kamen.

Endlich waren sie ins Hochthal gekommen. Bei einigen Häusern schloß man die Thüren, als die seltsamliche Gruppe heranzog. Ein altes Weib hörte man schreien: „Schüttet ihnen G'haspel nach!“ Sabin verstand wohl den Sinn dieser Worte. Fremdlingen, denen böse Künste zugemutet werden, pflegt man Küchenspülicht, G'haspel genannt, von fern nachzuschütten, um damit die schlimme Macht zu bannen.

Geradeswegs dem Lindwurmhof strebte Sabin zu, und dort wurde er aufgenommen, wie ein alter Bekannter. Der Michel hatte ihn zuerst erkannt. Der hatte alle Stadtblässe längst abgelegt und war ein brauner, pausbackiger Bauernjodel geworden. Alsbald nahm er sich des Maultiers an und brachte die Sachen in Gewahrsam. Die Lindwurmmutter stand im Vorraum und streute aus einem Korb Körner auf die Erde unter das Hühnervolk, das sie schnatternd und flatternd umschwirrte und einander im Kampf um die Brosamen befeindete. Die Ankömmlinge waren schon gemeldet gewesen, so durfte der Michel bloß sagen: „Mutter, da sind sie!“

Die Bäuerin war ein wenig befangen wegen des Schloßherrn von Finkenstein, den sie zu begrüßen hatte, sie wußte nicht recht, wie man das macht, und sagte daher nur: „Zu uns herauf ist's halt hoch.“

Hadrian hatte Bedenken gehabt, ob er — zu Bergbauern gehend — nicht doch am Ende zu tief

herabstiege. Und nun kam ihm die Frau — von oben herab entgegen.

Aus einem Holzgelaß kam der alte Lindwurm. War er's? War das der rundliche, frischlustige und ein wenig großsprecherische Mann von damals in Gug? Der Bauer sah vergrämt aus und hatte graue Bartstoppeln. Um den Bauch hielt er anstatt der Geldkatze von damals ein schweres Bündel gebunden. Er sollte eben aufs Feld, um Korn zu säen.

„Der Acker zahlt gut, Vater!" sprach ihn Sabin an.

„Immereinmal bleibt er's auch schuldig," antwortete der Lindwurm schwermütig. „Oho! Das ist ja der Saberl! Das ist brav, das ist brav!" Er reichte ihm die Hand.

„Also, Vater Lindwurm, da sind wir."

„Brav, brav!" sagte der Bauer auch zu Hadrian. „Die Stube ist hergerichtet, so gut und schlecht es halt sein kann."

Freilich kam es nun zu Tage, daß der Sabin mit den Lindwurmleuten schon alles verabredet gehabt hatte.

Die beiden wurden in eine geräumige, gut bäuerlich eingerichtete Hinterstube geführt. Diese hatte zwei hochgeschichtete Betten und einen Tisch, auf den die Lindwurmmutter Milch, Brot und Butter auftrug. Als sie sich erquickt hatten, führte Sabin seinen Schick-

salsgenossen auf den Söller hinaus und zeigte ihm die Gegend. Die Matten weit und frei, aber noch winterlich grau und teils von zierlichen Holzzäunen abgegrenzt. Wiesenstreifen, die von Wässerlein berieselt wurden, waren schon grün. Auf den braunen Äckern arbeiteten überall Leute, sie pflügten mit Ochsen, eggten mit Pferden, schafften Steine an den Rain, und alles ging langsam und schwerfällig vor sich. Die Gehöfte standen dünn zerstreut, alle waren aus Holz gezimmert und hatten steile, schimmernde Bretterdächer. Auf den Bergen lag noch Schnee.

„Nun, also das ist Selsam," sagte Sabin und zog mit der flachen Hand einen Halbkreis, als ob er die Gegend erst aufrollen müßte. Beinah Stolz lag in dieser Darbietung.

„Und was sollen wir da?" fragte Hadrian.

„Wohnen."

„Wohnen — dahier?"

„Und leben."

„Dahier leben? Mein lieber Sohn, wie willst du denn das anfangen?"

„Mit arbeiten."

Hadrian sagte nichts weiter, ging langsam in die Stube zurück und legte sich einstweilen auf eins der Betten, mitsamt den Stiefeln über die blaue Wollendecke hin. Er war müde. — Leben? Da-

hier leben? Da wäre er doch neugierig. Übrigens — es ist ihm gleich. Die Stube war dämmrig, denn draußen über die Fenster nieder ging das weitvorspringende Dach. Die Luft war stockig und roch nach feuchtem Holz, denn es war erst ausgescheuert worden. Eine Wanduhr tickte unerträglich laut und im Halbschlummer kam es dem Ruhenden vor, als frage sie mit jedem Takt: Was — willst? — Was — willst? — —

Am Abend waren sie alle zusammen in der großen vorderen Wohnstube. Alles, was da war, geschah und gesprochen wurde — weltfremd mutete es den Mann an, der einst Stadtmensch und Schloßbesitzer gewesen. Als nach dem umständlichen Abendessen das große Gesinde sich verlaufen hatte, blieben der Hausvater, die Hausmutter, der Michel und unsere Ankömmlinge noch am Tisch sitzen und besprachen einen Kauf. Doch endlich stand der Lindwurm auf und sprach: „Eh wenn ihr den Hochkaser gesehen habt, laßt sich nix sagen. Laßt euch gut träumen, über Nacht. Und solltet ihr etwan was rumpeln hören — ein bissel Mäuse haben wir."

Aber die Nacht schlug Hadrian besser an, als er erwartet hatte. Leidlich frisch stand er auf und ging in der Morgenfrühe um den Hof herum und guckte wohl auch zu den Thüren hinein. Da war alles schon lebendig. Das ausgebreitete Gebäude,

nicht überall in beſtem Zuſtand, barg Heu, Stroh, Kornſäcke, Geräte aller Art, vor allem aber Getier. In den Ställen Kühe, Ochſen, Kälber; im Pfränger Schafe und Ziegen; im Jauchenſchlamm Schweine, Ferkel, noch ganz jung und nackt; im Hohlraum unter der Tenne Kaninchen, weiße, graue; in einem Kobel der Kettenhund und Junge an den Zitzen der Hündin; an den Wandvorſprüngen Katzen, nach den Tauben ſpähend, die durch die Dachluken aus- und einflogen. Im Hofraum ſelbſt gackernde Hühner und in der Waſſerlache ſchnatternde Enten.

„Eine wahre Arche Noahs!“ mußte Hadrian ausrufen.

„Wär ſchon bald ſo!“ antwortete lachend eine Magd, die am Schragen Fichtenäſte klein hackte. „Die Mutter hat halt ihr Heil damit!“

Dann kam aber auch ſchon Sabin mit dem Maultier über den Hof ſpaziert — ſie gingen zur Tränke. Am rauſchenden Brunnen ſtand eine kleine junge Maid und ſchwemmte im Trog Leinwand. Sie war alſo etwas aufgeſchürzt und hatte das Hemd weit über die Ellbogen zurückgeſtreift.

„Darf man da trinken?“ fragte Sabin, leichthin das Hütchen lüftend.

Das Mägdlein antwortete nichts, ſondern zog die Leinwand aus dem Trog und ſchlug am Boden den Zapfen aus, daß das Waſſer auf den Sand ſchoß

und der Trog in einer Minute leer war. Sabin ſtand betroffen da; er hielt das für eine feindſelige That. Als jedoch das Mädel den Zapfen einſetzte und in wenigen Minuten der Trog wieder voll war von klarſtem Waſſer, das üppig aus dem Rohr ſchoß, da erſt erkannte er ihre Abſicht, ſein Tier mit reinem Waſſer zu tränken.

Dieſes freundliche ſchweigſame Mägdlein wurde gerufen: Liſele und war jene Schweſter des Michel, der zulieb damals die beiden Jungen ihr langes Haar gelaſſen hatten.

Bei dem Mittagsmahl dieſes Tages war auch ein außergewöhnlicher Menſch vorhanden. Halb ſtädtiſch angezogen, das Gewand an den Säumen aber etwas verſchliſſen, die Knopflöcher verdehnt und der Hemdkragen am oberen Bug ein bißchen durchgeſchwitzt. Das jugendliche Geſicht leicht geblaßt, mit einem ſchwarzen Bartanflug und mit Augengläſern. Hadrian erkannte ihn nicht mehr. Es war einer der damaligen Studenten, der Lindwurmſohn Berthold, nun Doktor der Philoſophie. „Auf Vakanzen daheim," wie der Alte ſagte. Berthold machte ein etwas gelangweiltes Geſicht über die Gäſte und ſchob immer wieder die Brille auf der Naſe zurecht.

Um etwas zu ſagen, bedauerte Hadrian, daß der Herr Doktor wohl auch ſchon an der Zeitkrankheit leide und kurzſichtig ſei.

„Es ſind ja nur Fenſterglaſer!“ verriet der Michel lachend. „Er will nur recht gelehrt ausſchauen.“

Doktor Berthold wendete ſich mit Verachtung ab und murmelte: „Tropf!“

Die beiden hecheiten fortwährend miteinander, wobei die Mutter immer begütigte, das Liſele immer kicherte und der Vater manchmal brummte. Als nach dem Eſſen der Michel aus dem Wandkaſten ſeine Tabakspfeife nahm, ſie aus der „Saubladder“ ſtopfte und dann anzünden wollte, machte der Doktor einen raſchen Griff, um ihm das Zeug aus der Hand zu nehmen. Der Michel hielt aber ſeine Pfeife feſt und wehrte ſich, ſie gerieten aneinander, rangen, fuhren unter dem Gelächter des Geſindes balgend durch die Stube, mit ſtrammen Gliedern, daß die Beinkleider ſich zum Berſten ſpannten. Dann lag der Michel am Boden und blutete. Der Doktor hielt die erkämpfte Pfeife hoch in die Luft und rief dem Beſiegten zu: „Ja, mein Lieber! Der Stärkere hat recht!“

Der Lindwurm verwies ein ſolches Benehmen, und es wäre gerade keine Kunſt, der Stärkere zu ſein, wenn man um fünf Jahre älter und gut ausgeraſtet iſt. Er ſagte das in einem nahezu noch reſpektvollen Ton, ſetzte aber in ſich hineinbrummend bitter dazu: „Zum Lachen, wenn ein Doktor der

Weltweisheit nichts Gescheiteres zu thun weiß, als raufen mit den Buben."

Die Mutter entschuldigte den Doktor, so gut es ging: „Ist halt wohl wahr, was die Ahne gesagt hat: Kind bleibt daheim Kind. Und wenn's ein Bischof ist, wenn's heimkommt, ist es Kind."

Das Lisele kam mit dem Wasserbecken, um dem Michel das der Nase entströmende Blut abzuwaschen. Der Doktor saß daneben auf der Ofenbank, schaute zu und schmauchte des Bruders Pfeife. Bald hernach war der Michel auf dem Feld und jodelte seinen Ärger ins Weite. Hadrian und Sabin gingen, begleitet vom Lindwurm, über die Matten hinauf gegen den Hochkaser.

Der Hochkaser ist in Sesam das höchstgelegene Haus. Es steht im sachte aufsteigenden Hochthal ganz hinten oben an einer Bergböschung. Vor dem Hause liegen die freien Weiden und Wiesen bis hinab zum Lindwurmhof. Hinter demselben steigt Jungwald an bis zu den Almen. Seitlings windet sich ein langer, enger Graben hinauf bis zu den steinernen Bergen. Von denselben sieht man nur ein einziges Horn herüberragen über einen Waldrücken, aber es kleben häufig die Wolken daran. Vom Hochkaser abwärts treten rechts und links die Berge zurück, so daß das Sesamthal wie in einem Hufeisen ruht und durch die Höhen vor den Eiswinden geschützt ist. Nach dem

Aufgang der Sonne hin ist ein freier weiter Ausblick in die Vorlande, die tief unten nebelhaft grau daliegen.

Der Hochkaser besteht aus einem kleinen Blockhaus und einem Stall. Wenn die Morgensonne dran fällt, leuchten die Wände wie rotes Gold, denn die Zimmerung hat erst der jetzige Lindwurmbauer aufführen lassen, als Freistatt, wenn er sich mit den Seinigen einmal zur Ruhe würde setzen können. Das Haus hat zwei Stuben mit je zwei viereckigen Fenstern, eine Küche mit offenem Herdfeuer und ein Vorgelaß, in dem aus einem Wandrohr der helle Brunnen ins Tröglein sprudelt. An Einrichtung ist nur das Allerwichtigste und Einfachste vorhanden.

„Was sagst du zu dieser Burg?" fragte Sabin seinen Genossen.

Hadrian knullte eine Zigarre, er zuckte die Achsel und antwortete gleichgültig: „Nun — wenn du willst."

Und Sabin wollte. Der Überschuß von Finkenstein, den er sich erhandelt, reichte knapp dafür aus. Noch ehe über den Waldbergrücken die Sonne niederging, waren sie Eigentümer des Berghauses, genannt der Hochkaser. Der Kauf hatte noch im letzten Augenblick Schwierigkeiten ergeben. Als der Lindwurm merkte, es wäre ihnen wirklich ernst mit der Sache, wollte er es sich erst noch überlegen. Man gebe von

einem alten Besitz nicht gern etwas weg, und der geschlossene Hof müsse eigentlich beisammenbleiben. Dabei kam es immer wieder heraus, daß die Geldbedrängnis groß sei, weil halt die Söhne so viel hätten gekostet und noch immer thäten kosten. Das Vieh im Stall gehöre auch nicht mehr ganz ihm, und nun wolle er vorher noch mit dem Händler Ehrenpreis sprechen. Mit dem habe er schon viele Geschäfte gemacht, der habe ihm schon oft aus der Geldklemme geholfen, und dem würde er doch die Vorhand lassen sollen. Als sie dann wieder im Hof saßen und auch die Lindwurmmutter mitredete, da stellte es sich anders. Der Ehrenpreis, sagte sie scharf, sei ein Wucherer, der ja kaum die Hälfte biete von dem, was der Herr Sabin geben wolle. Verkauften sie den Hochkaser dem Herrn Sabin, so könnten sie sich wenigstens von dem Händler befreien, und da es schon einmal nicht anders sei, als daß sie ihren Altenleutsitz für die Kinder opfern müßten, so sage sie in Gottesnamen: ja.

Sabin hatte dann ganz bescheiden die Banknoten aus der Tasche gezogen und das kleine Bergbauernhaus erworben für die „Gebrüder Hausler". Schon am nächsten Tage führten sie das Maultier hinauf und heimten sich ein in ihren neuen Besitz.

Der Küchenunterricht von der alten, chriſtlich geſinnten Magd auf Finkenſtein, der im Lindwurmhof noch ein wenig nachgebeſſert wurde, kam nun dem Saberl, oder wie er ſeit der Adoptierung bloß immer genannt wurde, dem Sabin, ſehr wohl zu ſtatten. Gleich am zweiten Tag tiſchte er auf Hochkaſer ein großartiges Mahl, deſſen Mittel der Vorratskammer des Lindwurmhofes entſtammten und zu dem auch Freund Michel geladen war. Da gab es geröſtetes Roggenmehl in Waſſer gekocht und mit Butter geſchmälzt, dann geſäuerte Rüben, mit Speck eingebrannt, dann Eierkuchen mit Preißelbeerfüllung; ferner gab es goldklaren Apfelwein, Honig, Rahm und andere Dinge, für die den Neulingen der Name fehlte und beziehungsweiſe auch der Appetit. Hadrian hatte ſich ſo lange und ſo feſt vorgenommen, dem Koch zuliebe alles delikat zu finden, bis er beim geſäuerten Rahmbrei plötzlich einen Ausruf that, der das Gegenteil beſagte. Sabin that nichts desgleichen, dachte aber, daß es wohl nötig ſein werde, als Küchenjungen den bewährten Kochkünſtler: Hunger aufzunehmen. Aber den ſollte erſt die Mutter: Arbeit zur Welt bringen.

Zum Hochkaſer gehörten mehrere Grundſtücke. Vom Hauſe hin Garten, Acker und Wieſe. Ferner ein ſteiniger Anger, der oben im Berggraben an ſonniger Lehne lag und der Brandanger genannt wurde. Bei

dem Kauf war dieser Brandanger kaum bedacht worden, er war auch beinahe steuerfrei, weil nichts darauf wuchs, als kurzes Birstlinggras zwischen den Steinen und Gestrüpp. Sabin nahm sich vor, später einmal anzubinden mit diesem Anger. Jetzt beschäftigte ihn die Wiese, die das Maultier ernähren sollte, und Feld und Garten, von denen sie fürder selbst leben sollten. Kaum noch hatte er im Stall das Tier versorgt mit Streu und Heu, als er auch schon im Freien stand. Hut und Jacke hatte er von sich gelegt, in die Hände hatte er sich gespuckt, den Spaten angefaßt und zu graben begonnen, daß die Erde flog. Kartoffeln, Kohl, Erbsen, Rüben, Salat zu pflanzen, das war das Programm der ersten Woche. Wo es not that, mußte das „Halbeselein" helfen tragen und ziehn, und Hadrian war befragt worden, ob er lieber mit dem Eisenrechen die Erdschollen zerkleinere oder Dung aus dem Stall trage. Hadrian ließ alles mit geduldigem Gleichmut geschehen und that mit wie einer, dem es weiter nichts anging. Er rückte, so weit er geschoben wurde, und wenn ihn etwas Unbekanntes anstieß, meinte er gleichmütig, man müsse eben alles probieren. Nun zog er sein landjunkerliches Werksgewand an und versuchte zuerst das Schollenzerhacken. Dann rastete er; versuchte das Dungtragen und rastete wieder, bis er gestehn mußte, er könne nicht mehr, er sei krank.

Die größere Stube nach der Sonne hin hatte Sabin ihm angewieſen, weil Hadrian zu keiner Entſcheidung kommen konnte, welche ihm die liebere ſei. Plötzlich aber, wie bei ihm ſchon alles entweder träge ſtockte oder ſprungweiſe ging, plötzlich ermannte er ſich aus der Gleichgültigkeit und ſprang über zum Angriff. Der Wohnraum war überaus einfach eingerichtet geweſen, aber er ließ auch noch das wenige, was drinnen war, forträumen. Kein Bild, kein Krug, keinen Fenſtervorhang duldete er. Nur Bettſtatt, Tiſch und Bank blieben ſtehn, und die Stube widerhallte bei jedem Schritt. Habloſigkeit! Das war ſein neues Ideal. Gänzliche Hab- und Bedürfnisloſigkeit. Wie vieles hatte er gewollt und nichts erreicht. Nun wollte er einmal nichts wollen. Eine wahre Luſt empfand er in der Vorſtellung, bettelarm zu ſein. Anſtatt Beſitzhunger die größte Sorgloſigkeit. Das Prinzip ſollte nun gründlich zur Thatſache werden. Er hatte ein Gefühl, als ob von ſeinen Achſeln Laſten, von ſeinen Armen Ketten abgefallen wären. Auf Finkenſtein hatte er noch einen Eiſenring gefühlt, der ihm um den Leib geſchmiedet geweſen, wie der Reifen um eine berſtende Säule. Auch dieſer Ring war jetzt gefallen. Es war ſo viel anders geworden in ihm ſeit jener ſchrecklichen Nacht. Nichts mehr ſein, nichts mehr haben, nichts mehr wollen. Und wie er ſich deſſen inne wurde in der

kahlen Kammer, hätte er aufschreien mögen vor unbändiger Lust. Jetzt konnte ihm nichts mehr geschehen, jetzt war er Herr. In sein Buch schrieb er: „Leicht und lind, Leicht und lind. Selbstlos. Schuldlos. Jetzt giebt es auch einen Gott, und seine menschgewordene Vorsehung ist mein guter Sabin."

Das zum Leben Notwendige gesichert, weiter keinen Ballast — der höchste Zustand! Allerdings ist es später so geworden, daß Sabin einem Freunde sagen mußte: „Auf den Ballast verzichtet mein Bruder, aber einen Palast möchte er wieder haben."

Der Vorsehung, seinem Sabin, legte Hadrian sich ohne weiteres anheim. Als die Loderung verraucht war, begab er sich wieder zu einem thatlosen Dahindämmern. Nur eine gute Havanna manchmal, und dafür war vorgesorgt.

Nach Sabins Geschmack war das gerade nicht. Er führte dem Hausgenossen einmal das Maultier zu Gemüt. Das erstemal habe es allerdings Gott erschaffen, das zweitemal aber Hadrian, als er es aus dem Wasser zog. Für dieses Geschöpf nun müsse er auch sorgen, es pflegen und füttern, es weiden und am Karren führen.

„Muß ich's, so thu ich's," sagte Hadrian, „aber am liebsten ist es mir, du läßt mich einstweilen zufrieden. Ich bin bloß müde, ich bin nervös, ich will

jetzt die Luftkur gebrauchen. Du ſiehſt auch, daß ich kalte Hände habe.“

Deshalb legte er ſie manchmal gerne in die warmen Hände Sabins, die waren ſchon derb und ſchwielig, und es lag immer trockener Erdſtaub dran.

Sabin empfand Freude an dem jungen Beſitz, und beſonders deshalb, weil er ihn täglich neu erwerben mußte. So wie ein anderer tanzt, reitet, ſchwimmt, fiſcht, ſo grub er den Raſen, mähte das Heu, ſchnitt das Korn. An ſeine Kammerthür hatte er das bunte Heiligenbildchen geklebt, mit dem Spruch: „Wirke, ſo lange es noch Tag iſt, denn es kommt die Nacht.“ Wenn er ſich dann abends niederließ auf die Bank, that er manchmal einen fröhlichen Seufzer, und einmal ſagte er: „Ja, arbeiten, das iſt freilich luſtig! Arbeiten wollt ich und thät's gleich, anſtatt was einzubringen, was koſten.“ Dann aß er ſeinen Mehlkuchen, trank ſeine Milch und ſchlief wie ein Sack. Kaum der Morgen tagte, war er wieder aufrecht.

So verging nun Woche um Woche. Sabin brachte mit Beistand von ein paar Nachbarsleuten die neue Wirtschaft ins Geleise. Hadrian begann auch mancherlei zu verrichten, führte aber nichts durch. Er war jeden Tag einer andern Stimmung unterworfen. Das einemal erglühte er für die Natur und schwärmte für den Sonnenaufgang, um ihn das nächstemal wieder zu verschlafen. Dann begeisterte er sich für die Kunst, wollte malen lernen und begleitete an Sonntagen, wenn Sabin und Michel geigten, dieses Spiel mit seinem Gesang. Es fielen ihm, gestand er, allerhand Melodien ein, die er ein nächstesmal leider alle wieder vergessen hatte. Dann kam wieder die Zeit dumpfer Abspannung und Niedergeschlagenheit, und hiervon stammen auch die großen Lücken in seinem Tagebuch. Dann gefiel es ihm auf einmal, sich unter die Leute zu mischen, ihnen bei ihren Arbeiten zuzusehen, ihnen Ratschläge zu erteilen, sich mit jungen Mägden zu unterhalten und witzig zu sein. Da lebte er auf, und man rühmte seine Leutseligkeit. Aus dem naturgeschichtlichen Studium, das er sich vorgenommen, war nichts geworden, doch las er manchmal in Büchern, die Doktor Berthold auf dem Hochsaser zurückgelassen hatte.

Der Doktor war nämlich vor dem Verkauf des Hauses sein Bewohner gewesen, soll dort seine Schriften ausgebreitet und schrecklich studiert haben.

Es gab überall noch Zigarrenstümpfchen und Aschenspuren, und vom Apfelweinkrug fanden sich auf dem braunangestrichenen Tisch noch die Ringe. Es war nur notgedrungen. Die allmähliche Versiegung der heimischen Geldquelle und der Umstand, daß sich nirgends eine Dozentenstelle ergeben wollte, hatten den Doktor bewogen, einstweilen ins Sesam zurückzukehren und an den natürlichen Brüsten seines Vaterhauses die tiefsinnigen Studien fortzusetzen. Auf dem Hochkaser war er hübsch ungestört gewesen, außer es kam der Michel in Sicht, der ihm gewöhnlich den schuldigen Respekt versagte und mit den Schätzen der Weltweisheit seine Allotria trieb. Das pflegte der Doktor stets zu ahnden, und schließlich mußte der Michel immer dran glauben, daß er trotz seiner klobigen Hände der Schwächere war. Einmal kam Hadrian Hausler dazu, wie die feindlichen Brüder auf dem Anger balgten. Der Doktor hatte den Michel auf einen Reisighaufen geworfen, kniete ihm auf den Bauch, drückte ihm den Daumen in die Gurgel und fragte: „Liebes Michelein, was willst du denn von mir?"

Der andere antwortete nicht, es fehlte ihm hierzu zwar nicht der Mut, aber der Atem.

„Armer Kerl du!" sagte der Doktor mit zärtlicher Stimme, „ich will dir was schenken. Ich schenke dir das Leben. Sage: dank schön!"

„Hol dich der Teufel!“ schnob der Junge, erhob sich und schüttelte den Spreu vom Leib. Und am Abend darauf brachte der Michel seinem großmütigen Gegner zu Ehren ein Ständchen. Er hatte ihn vorher tückisch in den Söller eingesperrt, dann stellte er sich unten hin mit der Geige und strich die kreischendsten, nervenzerkratzendsten Raunzer, die möglich waren. Der Doktor rettete seine Ohren, so gut es ging, nannte den Künstler ein freches Wüstenschakal, das er demnächst unfehlbar töten werde. Hadrian merkte endlich wohl, daß die Fehde nicht ganz so blutigernst genommen werden müsse und ergötzte sich. Doktor Berthold bedauerte recht oft, daß ihm nichts übrigbliebe, als diesen Burschen wie ein wildes Tier zu behandeln, weil das Kalb ja nicht satisfaktionsfähig sei.

Nun aber sah Doktor Berthold sich in der Lage, unter einem Dach mit dem Michel wohnen zu müssen, im Lindwurmhof. Recht unmutig ging er hinauf, um im Hochkaser seine Bücher und sonstigen Sachen zu holen.

Hadrian hatte gerade einen guten Tag.

„Aber Herr Doktor!“ sagte er. „Wozu übersiedeln! Bleiben Sie doch da. Aber natürlich, bleiben Sie doch ungeniert und machen Sie sich in der Stube bequem. Sie inkommodieren mich nicht im geringsten. Mir wird Ihre werte Gesellschaft großes Vergnügen

machen. Ich kann in der Nähe Ihrer geiſtigen Schätze nur profitieren.“

„Gut, Herr Hausler, wenn Sie geſtatten.“ Und der Doktor ſtreckte ſich auf die Wandbank, wo Hadrian eben vorhin zu eigenem Gebrauch das Bettkiſſen hingelegt hatte. Und weil er ſo behaglich lag, brannte er ſich mit einem Schwefelholz die Pfeife an und begann zu plaudern.

„Herr Hausler,“ ſagte er, „Sie haben einen beſonderen Geſchmack. Aus freien Stücken möchte ich mir das Seſam zum Aufenthalt nicht wählen. Ich — nun ja, bei mir liegt's anders. Meine Mutter wähnt, mit Mehlklößen und Rauchfleiſch mich zu verſöhnen. Für die Bedürfniſſe eines alten Studenten jedoch iſt kein Verſtändnis — nirgends. Apfelſaft, hier Wein genannt — ha ha! Bier kennen ſie kaum dem Namen nach, dieſe Kaffern. Wahrlich, ſolche Raſſen ſollte man ausrotten.“

„Sind denn nicht Sie auch einer aus Seſam?“ fragte Hadrian, der unbequem auf ſeiner Bettkante ſaß.

„Allerdings,“ antwortete der Doktor und lachte gutmütig. „Das iſt auch nicht ſo ſchlimm gemeint. Viel ſchlimmer ſteht es mit dem geiſtigen Leben hier. Was haben dieſe guten Leute für eine Weltanſchauung, du mein lieber Himmel! Längſt abgeſtandene Moral-

simpeleien und immer nur Brotjägerei, Berufsschusterei, arbeiten, arbeiten — als ob der Mensch zum Arbeiten auf der Welt wäre!"

„Das ist sehr richtig!" gab Hadrian bei, und nun saß er schon besser auf seiner Bettkante. „Ich sehe auch nicht ein, weshalb die Leute so viel aufs Arbeiten halten. Plebejersport!"

„Jetzt verderben sie mir natürlich meine paar Monate hier mit dem ewigen Gejammer: Stelle suchen, Stelle suchen! Wenn sich keine findet, was kann ich dafür! Privatdozentenstellen ja, wenn der Alte das Geld hergeben will. Na, da komm ich zum Rechten! Es ist ja richtig, er hat kein Geld. Es ist eine Bettlergemeinde, dieses Sesam, meiner Seel! Eine degenerierte Rasse. Man sollte das ganze Bauernvolk schmerzlos ausrotten."

So redete er halb in Scherz, halb in Ernst und blies Rauch in die Stube. Hadrian hatte kein Vergnügen daran, daß der Doktor seinen guten Platz verlag und das Zimmer mit Gestank erfüllte. Er schaute zum Fenster hinaus und sagte: „Mir scheint, es wird Regen kommen."

„Ah, Sie meinen, daß ich noch vor demselben in den Hof hinabgehen soll. Nee, ich bleibe liegen, bis er vorüber ist." Und lachend setzte er bei: „Ich glaube, Herr Hausler, Sie wollen die Bank haben. Ich will aber Ihrer gütigen Einladung die Ehre an-

thun, in der Hoffnung, daß ſie ernſt gemeint geweſen iſt. Wenn nicht, dann erſt recht. Denn wiſſen Sie —"

Und dann that er einiges von ſeiner Lebensphiloſophie dar. Für die ſchönen Worte ſei er nicht, außer ſie wären zufällig auch wahr. Er ſei für die ſtarke That. Und darum bleibe er liegen.

Für die Länge, dachte ſich Hadrian, möchte er gerade keinen ſolchen Stubengenoſſen haben. Als Sabin vom Feld kam und den Doktor ſah, rief er: „Das iſt geſcheit. Ich brauch juſt einen ſtarken Mann, der mir die Kornfuhr aufheben hilft; ſie hat umgeſchlagen."

Alle drei gingen ſie hinaus, und der Doktor verzog ſich. Er habe nicht dreizehn Jahre lang ſtudiert, um Kornfuhren auf die Räder zu heben.

Dann war es einmal am Sonntag Vormittag. Hadrian war im Lindwurmhof, um zu sehen, was die Mägde machten, die nicht in die Kirche gegangen waren. Sie hatten aber diesmal alle die Kirche besucht, die Weibsleute, weit drüben in Oberbusch. Hingegen war der Lindwurm zu Hause geblieben. Durch das Fenster schien die Sonne auf den Tisch, davor kniete der Hausvater und hielt laut eine Gebetandacht. Sabin war auch vorhanden, er kniete an der Ofenbank neben dem Lisele. Unter die Kniescheiben hatte er sich ein paar Fußpatschen gelegt, denn die Andacht dauerte lang. Mit der kleinen Nachbarin hatte er sich auf eine leise Unterhaltung einlassen wollen, aber sie hörte lieber auf das Gebet des Vaters, als auf den Zuspruch des Burschen. Hadrian hatte heut wieder einmal sein feineres Gewand am Leibe, und in dem Salonanzug hockte er neben dem großen Kasten, dieweilen er nicht wußte, wie ihm vor Langweile geschah. Er kam sich wie verhext vor. Er, der Hausler junior, in Sesam Psalter leiern zu müssen! Zum Glück gab's eine Abwechslung.

Als die Andacht beendet war, ging zur niedrigen Stubenthür der schlanke Doktor herein.

„Warum duckst du dich denn so, Berthold?" fragte ihn der Vater geschmeidig.

„Ich? Weil man ſich ſonſt den Schädel anſtoßt,“ gab der Doktor einfältig zur Antwort.

„So iſt's,“ gab der Lindwurmvater bei. „Schau, und bei der Himmelsthür iſt's auch ſo, mein Kind. Wer ſich nit ducken und nit beugen will im demütigen Gebet, der rennt ſich den Schädel an und kommt nit hinein. — Wo biſt denn geweſen? Du weißt ja, daß wir um neun Uhr beten.“

Eine Zurechtweiſung, die der Philoſophiedoktor ſich nicht gefallen laſſen konnte. Um ſo weniger, als er verbittert war in dem Bewußtſein, er wäre zu Hauſe überflüſſig, und als er vollgeladen war mit Einwänden gegen dieſe alten, thörichten, geiſttötenden Sitten, die ihm von Tag zu Tag zuwiderer wurden.

„Beten — Beten,“ ſagte er mit Hohn. „Die kleinen Kinder beten. Die Schwachen beten. Die Starken verlangen.“

„Wie ſoll ich mir das reimen? “ fragte der Vater.

Da begann der Doktor. Anfangs noch vorſichtig, durch des Alten Widerſpruch aber gereizt, bald heftig, ſchrankenlos. Er haſſe das Bitten und Winſeln, das Anrufen um Gnade. Das ſei Sache der Wichte und der ſogenannten Demütigen. Die Demut aber ſei eine falſche Tugend, ſie mache nachgiebig, ſchwach, und der Schwache gehe unter. Der Weltgeiſt, oder wie er ſagen ſolle, verachte den

Schwachen, vernichte den Schwächling, den Starken liebe und erhebe er. In der ganzen Natur sei es so, und der Vater werde gewiß auch nur die starken Kälber züchten, die schwachen aber dem Fleischhauer verkaufen.

Sehr wendete der Lindwurm ein, daß Vieh und Mensch kein Vergleich wären. Das Vieh lebe für das Fleisch, der Mensch für die Seele. Der Mensch lebe aus Barmherzigkeit und für Barmherzigkeit.

„Barmherzigkeit!“ rief der erregte Doktor und schlug die Hände zusammen. Barmherzigkeit sei ein Krebsschaden. Sie päppele die Kranken und Krüppel auf, wodurch das Menschengeschlecht immer mehr herabkomme. Die Geduld sei ein Unding, weil sie der Unzulänglichkeit Vorschub leiste. Alle sogenannten Wohlthätigkeitsanstalten seien von übel, weil sie den Menschen beugen nach etwas, das nicht der Mühe wert ist. Das sogenannte allgemeine Menschenrecht sei eine Thorheit, weil nur der ein Recht habe, der etwas leistet. Der Starke sei im Recht, und der allein, und sein Recht und seine Pflicht sei, die Schwachen auszurotten und sich nur mit Starken zu verbinden. So sei es, und er hätte da was gesagt, das jeder Gebildete längst wisse! — Bei dieser Preisrede auf die Kraft hatte er sich in eine so nervöse Aufregung hineingeredet, daß seine Hände zitterten. Wie ein Gift-

hauch ſchauerte es durch den ganzen jungen Menſchen. Als es ſo war, trat der alte Lindwurm zu ihm heran, betaſtete ſeine Schulter und ſagte heiſer: „Iſt das mein Bertel?“

Die Anweſenden ſtanden betroffen da.

„Nit geſcheit biſt,“ fuhr der Alte faſt kläglich fort. „Das iſt ja aus der Weis. Na, na, Bertl, das iſt nit. Das iſt wohl nur ein Gedicht. Geh, ſag's, daß es nur ein fürwitziges Gedicht iſt. Sonſt — ſonſt wär das ja der lautere Antichriſt.“ Und auffahrend: „Sakra, auf ſo einen Doktor wollt ich pfeifen. Der wär ſein Geld wert.“

Der ſtudierte Sohn merkte nun wohl, daß er ſich zu weit hatte hinreißen laſſen. Doch ſein Herz war ſo voll davon, oder mindeſtens ſein Kopf. Gewißlich aber das Buch, das in ſeiner Kammer aufgeſchlagen lag. — Er ſchwieg nun und ging hinaus. Als hernach die Mutter von der Kirche heimkam und von dem ſchluchzenden Liſele hörte, was es gegeben, ging ſie den Doktor ſuchen. In ſeiner Bodenkammer lag er auf der Bank und verdeckte mit der Hand die Augen.

„Aber Bertl! Bertl!“ rief ſie. „Daß du ſchon wieder einen Verdruß angerichtet haſt! Ich weiß es gleichwohl, daß ein Student auch ſolche Sachen wird lernen müſſen. Aber ausreden, hinpredigen ſo was, wie ein Wort Gottes, wer wird denn das thun! Dein

Bruder, der Toni, muß ja auch alle Giftpflanzen lernen. Er wird doch nit hergehen und den Leuten die Giftpflanzen als wie eine Nahrung geben. Weißt, dein Vater mag's überhaupt nit leiden, wenn zu viel solche Sachen geredet werden, die unsereins nur zu halb oder gar nit verstehen mag. Sollst wohl anders sein mit deinem Vater. Er ist eh nit gut darüber, daß du alleweil noch keine Anstellung hast, wo es bei uns so karg hergeht. Schau doch nur um Gottes willen dazu, daß du bald was findest und du deinem Vater beweisen kannst, daß er's Geld für dich nit umsonst ausgegeben hat."

Der Doktor blieb liegen, hielt sich immer noch die Augen zu. „Kann ich dafür? Geht's nicht hundert andern auch so, die ausstudiert haben und nichts finden? Außer man ist dumm genug, dann giebt's auch zu fressen. Überall dasselbe: der Ochse wird gefüttert, der Löwe muß sich durch die Wüsten schlagen."

Als die Mutter weinend hinausgegangen war, sprang er auf und stieß seinen Fuß zornig in den Boden. Noch am nächsten Tag war er nicht im Gleichgewicht. Er fühlte sich hier ganz allein mit seiner Weltanschauung, und das beunruhigte ihn. Er ging neuerdings zum Hochkaser hinauf, um Verbündete zu werben. Ob sie denn nicht richtig sei, die Lehre vom Übermenschen? Ob sie sich überhaupt widersprechen

laſſe? Und ob es denn etwas Neues ſei, ob die anerkannte Lehre von der natürlichen Zuchtwahl nicht ganz auf dasſelbe hinauskäme? Hadrian Hausler mußte zu ſeiner Schande geſtehen, daß er weder Darwin noch Nietzſche kenne. Dem Übermenſchen, ſo viel er gelegentlich von ihm wiſſe, könne er nicht Recht geben, weil man ſeinem Henker nicht gern den Strick drehe.

„Natürlich — Schwächling. Wie die modernen Menſchen alle," ſagte der Doktor. „Doch warum uns den Strick drehen! Wir müſſen die Henker unſerer Henker werden. Die Schwäche, das Mitleid, die ſklaviſche Unterordnung, dieſe unſere Henker ſollen baumeln."

Darauf entgegnete Hadrian: „Mich dünkt, Herr Doktor, dieſe Ideen ſind wirklich ſchon etwas übertragen. In Paris ſah ich vor Jahren eine Komödie, in der ein alter Sonderling, der mit ſolchen abgeſtandenen Gedanken hauſieren ging, lächerlich gemacht wurde."

„Abgeſtandene Gedanken! Als ob nicht jeder alte Gedanke, der durch das Blut und die Nerven eines Denkers und Dichters geht, wieder friſch würde! Wiſſen Sie, Herr Hausler, daß Sie ſich mit dem Übermenſchen nicht befreunden können, iſt zu verſtehen."

„Ganz unrecht hat er nicht, der Doktor," ſagte

Sabin, der gerade dazugekommen war. „Nur wer ſchafft, der iſt Herr.“

Hadrian fand auf dieſe Bemerkung nichts zu erinnern. Er wußte ſchon lange, wer auf Hochkaſer der Übermenſch war.

Gegen Abend begann es ſo heftig zu regnen, daß an den Fenſterfugen das Waſſer herab und auf dem Fußboden in Zickzackbächlein umherrann. Ein ſcharfer Wind warf Waſſer in alle Winkel. Da der Doktor bei ſolchem Wetter nicht fort konnte, ſo erſuchte er, unter Dach bleiben und die Nacht auf dem Haferſtroh zubringen zu dürfen.

„Keine Barmherzigkeit!“ rief Sabin munter aus. „Ich bin ein Übermenſch! — Und deswegen,“ ſetzte er gemütlich bei, „deswegen, weil ich ein Übermenſch bin, kann ich auch auf dem Haferſtroh liegen neben dem Halbeſelein. Legen Sie ſich in mein Bett.“

Das that der Doktor. Er legte ſich mitſamt den Kleidern in des Burſchen Bett und ſchämte ſich heimlich. Am nächſten Tag war er ärgerlich. Er ſtand ſo herum auf dem Hochkaſer und ſchaute dann dem Sabin zu. Der hämmerte am Pflug. Der Doktor fragte ihn: „Was machen Sie denn da?“

„Ich regle den Arling. Er furcht zu tief.“

„Natürlich. Nur keine Tiefe!“ ſpottete der Philoſoph. „Ihr Pflug und Ihre Gedanken ſind

von der gleichen Seichte. Sechs Zoll tief — höchstens."

„Ha, ha!" lachte Sabin. „Da möchte was Rechtes herauskommen, wenn der Pflug tiefer thät greifen. Sie sind ja ein Bauernsohn. So wissen Sie doch, daß in der Tiefe die Steine sind. Die fruchtbare Erdschicht ist auf der Oberfläche. Mit den Gedanken wird's halt auch nit viel anders sein."

Der Doktor dachte ein bißchen nach und sagte dann: „Mich deucht, jetzt hätten Sie beinahe einen tiefen Gedanken ausgesprochen. Beinahe."

Die fruchtbare Erdschicht ist auf der Oberfläche . . .

Es regnete nun tage- und tagelang. Und da ſagte Sabin, das wäre das richtige Wetter, um Kohl zu pflanzen. Dazu brauche er aber einen Gehilfen, der Löcher in den Boden bohre, damit er hinterher die Krautpflänzchen einſetzen könne. Ob Hadrian ſich nicht den Spaß machen wolle, ihm zu helfen. Mit einer ſpitzen Stange in der aufgeackerten Erde der Reihe nach Löcher zu machen, das iſt nicht arg und bedarf auch keinerlei geiſtiger Anſtrengung. Hadrian gab ſich dazu her, warf den Regenmantel über und bohrte ſo hin und hin. Hinterdrein kam Sabin mit den zarten Pflänzchen, die er im Garten gezogen hatte; er tauchte ſie mit den Wurzeln in den bereitſtehenden Jauchenkübel und ſetzte ſie ins Loch. Am Nachmittag war das Ackerlein vollgepflanzt, Hadrian ſtreckte ſich auf die Bank hin und war's zufrieden.

„Ich glaub dir's," bemerkte Sabin, dieweilen er ſich am Brunnen die Hände reinigte, „du haſt ja heut dem Herrgott geholfen beim Welterſchaffen."

„War ſie denn nicht ſchon fertig?"

„Nein, gerade die Kohlpflanzen haben noch gefehlt. — Gieb einmal acht, Bruder, ob du nichts ſpürſt. Du mußt es ja an dir ſelbſt wahrnehmen, wie jetzt die Pflänzlein in der Erde Wurzel faſſen und wachſen."

In der That, er ſpürte ſo was — wenn's

ihn nicht trog. Ein abſonderliches Prickeln in allen Gliedern.

„Wohl, wohl, man ſpürt's mit, wenn's wachſt, man ſpürt's mit," verſicherte Sabin. Allein — das Schöpfungswerk war immer noch nicht vollendet. Das Wetter war ſchön und heiß geworden, die eingeſetzten Kohlpflanzen legten ihre Blättchen weich und welk auf die Scholle hin. Da ſagte Sabin: „Sie dürſten zum Verſchmachten, wir müſſen ihnen zu trinken geben."

Er ſchleppte in Kübeln Waſſer aufs Feld, und Hadrian mußte daraus ſchöpfen und mit der Seichkanne die Pflanzen begießen. Und ſo oft eine Pflanze trank, that Sabin den Mund auf. Der ſpaßhafte Gedanke, daß man ſeine Kindlein auch ſäugen müſſe, hielt den Hadrian aufrecht, daß er ein paar Stunden goß. Plötzlich aber warf er die Kanne fort, ging nach Haus auf ſeine Ruhebank und rauchte eine Zigarre.

Die Kohlpflanzen ſtanden von nun an friſch gegen Himmel. Sabin ging jeden Tag zu ihnen hinaus, blickte ſie zärtlich an. Und ſpäter, als Hadrian einmal längs des Ackers hin ſpazieren ging und ſah, wie die dünnen Pflanzen ſachte zu ſtrammen Kohlköpfen geworden waren, empfand er Stolz darüber. Dieſe Kohlköpfe waren ſein Werk! Er ſchrieb ins Tagebuch: „Kein Beruf ſo groß, ſo ſchöpferiſch, ſo

gottähnlich, als der des Landmanns. Wahrhaftig, der Bauer ist Edelmann. Ich fühle es an mir selbst.“ Dann ging er nach Haus auf seine Bank und streckte sich hin.

Und Sabin rastlos thätig. Er ackerte, jätete, schnitt, ging umher und beobachtete die Entwicklung seiner Kulturen. Jeden Tag merkte er einen Fortschritt, jetzt am Stamm, jetzt am Blatt, jetzt an der Blüte, und endlich offenbarte sich die Frucht. Auch Hadrian hatte in seiner Art offene Augen. Drückte er eines Tags seine Verwunderung aus über die Kartoffeln. Da hätte er immer gemeint, bei diesen sei die Frucht unter der Erde, und nun sehe er die Knollen, obschon sie noch ganz grün wären, hoch im Kraut.

„Wisse Bruder,“ sagte hierauf Sabin, „die Knollen in der Erde sollen mein sein, und die auf dem Kraut sollen dein sein.“

Hadrian schüttelte den Kopf, das verstand er nicht genau. Er werde doch einmal im Botanikbuch nachsehen müssen, wie sich das verhält. Übrigens — es war ihm gleichgültig.

Ein paarmal war Sabin auch schon oben gewesen im Berggraben, bei seinem Brandanger. Der lag so gut an der sonnigen Lehne, und die Erde zwischen den Steinen war so schwarz, daß er nachsann, wie sich dieses Grundstück nutzbar machen

könnte. Jetzt war nicht daran zu denken, seine Äcker und Wiesen am Haus nahmen ihn fest, und weil jeder Mensch, auch der glücklichste, einen ganz besonderen Wunsch hat, so wünschte er sich sechs Hände. Hadrian hatte deren zwei überflüssig; er pflegte sie, wusch sie mit einer wohlriechenden Seife, feilte sorgfältig die Nägel und behauptete nun entschieden, Haue, Axt und Pflug seien einer Menschenhand nicht zuträglich. Der Mann wollte nicht arbeiten, und er wollte nicht. Allerhand Kindereien trieb er manchmal, um sich zu ergötzen. Eines Tags kam Sabin dazu, wie er just das Maultier prügelte. Er hatte dem Tier in einem Korb Kartoffelkraut vorgesetzt und wollte, daß es fresse. Das Maultier aber fraß nicht das Kraut, sondern die Disteln, die am Zaun wucherten. Ob dieses Eigenwillens züchtigte er es mit der Gerte.

„Ja, Herr Kompagnon, was treibst denn?" rief Sabin.

„Sieh dir einmal das Vieh an," sagte Hadrian erregt. „Es will nicht folgen. Da hab ich ihm das Leben gerettet, und es will mir nicht einmal den Gefallen thun, Kartoffelkraut zu fressen. Das ist ein Luder!"

Jetzt hielt ihm Sabin den Korb hin. „Lieber Bruder, oder was du bist. Thu mir den Gefallen und iß Kartoffelkraut. Nit? Aber schau, so undank-

bar sein! Ich hab dir auch einmal das Leben gerettet, und du willst mir nit einmal die Freude machen, Kartoffelkraut zu essen!"

Da lachten sie beide.

In ähnlicher Weise ging es eine Zeitlang fort, dann kam jener Brief. Schon tagelang vorher war das Gerücht umgegangen, daß auf der Post zu Oberbusch für Herrn Hadrian Hausler ein Brief liege. Zuerst sagte er: „Was geht das mich an?" Und doch suchte er einen Boten aufzutreiben, der ihm den Brief holte. Das gelang, der Lindwurm hatte gefälligerweise eine alte Magd hinübergeschickt, die auch sonst einiges besorgen sollte. Wie gespannt war nun Hadrian auf den Brief! Er, dem einst Korrespondenz die Qual des Tages gewesen. Schon von Mittag ab guckte er zum Fenster hinaus. Von wem konnte der Brief sein? Von Papa? Undenkbar — das war vorüber. Oder wollte er ihn am Ende zurückhaben? Das müßte man überlegen. Vielleicht wäre es das Vernünftigste. Oder schreibt die Kunigunde Fürtner, die Mutter der armen Agathel? — Oder am Ende eine polizeiliche Mitteilung wegen des Defraudanten Frang? Es giebt zwar keine Gerechtigkeit auf der Welt, aber dem Hadrian Hausler zuliebe könnte doch wohl einmal eine Ausnahme stattfinden.

Gegen Abend kam die Botin und brachte zwei

Sachen. Eine Steuerverſchreibung, die gab Hadrian ſofort an Sabin ab. Und einen Brief. Als er dieſe Handſchrift ſah, barg er ſie raſch in ſeine Bruſttaſche. Bei verſchloſſener Thür las er das Schreiben.

„Lieber Hadſcherl!

Du erlaubſt ſchon, daß ich einmal etwas von mir hören laſſe. Man erinnert ſich gern an alte Freunde, in einem Fall, wie ich bin. Mir geht es ſehr ſchlecht. Mit dem Alten iſt es aus für mich, der ſagt, in früherer Zeit wären Näher- und Wäſchermädchen amüſanter geweſen, als heutzutage die feinen Damen. Das hat er mir ins Geſicht geſagt. Aber ich habe ihm darauf geantwortet: denke nach, alter Herr, wo der Fehler liegt. Das hat er ſich gefallen laſſen müſſen. Natürlich giebt er ſich jetzt mit viel beſſeren Sachen ab. Denke dir, Faſanenjagen, ſollſt es nur ſehen, wie er mit der Flinte in den Auen ſtreicht, und wackeln ihm die Beine. Und eitel, wie ein Frauenzimmer. Von einem Bildhauer läßt er ſich jetzt in Marmor aushauen und reckt ſich dabei wie ein Giraffe, weil er ſeinen Söhnen, ſagt er, ein gutes Bildnis hinterlaſſen will. Weißt du vielleicht, wo dieſe Söhne alle ſind? Ich kenne nur einen. Und endlich hat der Alte eine Wohlthätigkeitsanſtalt gegründet, ein Aſyl zum Schutz armer unverdorbener Mädchen.

Da hat er freilich kein Geld für unsereins. Ich bin also ganz verlassen und weiß schon oft nicht mehr, was anfangen. Adrett angezogen soll man doch auch sein. Nach deiner Adresse habe ich lange umfragen müssen. Teurer Freund, du bist jetzt noch meine einzige Hoffnung, und du wirst mich nicht verlassen. Beliebe mir Geld zu schicken, sobald es sein kann, sie wollen mich schon beloschieren, weil keine Rücksicht mehr ist mit den Damen, und mit der Polizei habe ich auch schon zu thun gehabt. Wenn ich mir einmal nimmer ausweiß, dann ist mein letzter Weg zu dir, du hast mich vor zehn Jahren zu finden gewußt, ich werde dich jetzt zu finden wissen und glaube, daß wir doch noch für einander bestimmt sind. Vergiß nicht deiner dich liebenden

Helene.

Schanzgraben, Friedelsteig Nr. 119."

Der erste Eindruck beim Lesen war für Hadrian der des Schrecks. Sie kommt! Bei näherem Nachdenken wurde es ihm klar: sie kann nicht kommen, sie kann nicht mehr. Der Brief besagt viel, aber diese Wohnungsangabe sagt noch mehr. „Schanzgraben, Friedelsteig Nr. 119." Sie ist am Rande. — Diese Stadtgegend war ihm nicht unbekannt. Sofort hatte Hadrian den Entschluß gefaßt, sich von

dem Wisch weiter nicht beunruhigen zu lassen. Doch schließlich brachte er nicht einmal so viel Kraft auf, um ihn ins Herdfeuer zu werfen. — „Die Nachrichten vom Senior. Dem geht es also doch gut! Und kümmert sich nicht um den Sohn. So war er immer. Ein harter Mensch, ein Egoist. Und auch sie wirft er weg. — Gut! Gut! Sie soll kommen . . . Aber wenn sie wirklich käme! Es wäre böse. —"

Im Hochſommerbrand ruhte der Lindwurmhof. Ein einziger war im Haus, ſchrieb Briefe an Lehranſtalten, an Freunde und einflußreiche Perſönlichkeiten um Erlangung einer Dozentenſtelle. Als die Briefe fertig waren, ging er auch fort, um ſie nach Oberbuſch zu tragen. Alle übrigen Bewohner des Hofs waren draußen auf dem Kornfeld. Der Schafbube wie der Hausvater, die Magd wie die Mutter — alle waren der Reihe nach angeſtellt und ſchnitten Korn; die Weiber nicht minder feſt aushaltend wie die Männer. Hadrian ſaß unter der Eſche und ſchaute ihnen zu, und nun verſtand er die Gleichberechtigung der beiden Geſchlechter auf der Bauernſchaft. Gleiche Leiſtung, gleiche Rechte, Sabin ſagte es ja auch. Wie niedrig ſtand ihm in dieſem Augenblick das Weib des Städters! Aber ſchon im nächſten ſtellte er ſich vor, wie unvergleichlich huldreicher mitunter die Dame iſt, als ſo 'ne Bauerntrine.

Auch Sabin half ernten. Er bedurfte für den Hochkaſer in den nächſten Tagen ein Fuhrwerk, um Winterholz vom Wald herabzuſchleifen. Der Lindwurm hatte es ihm zugeſagt, und dafür half der Burſche Korn ſchneiden. Trotz der ſchweren Arbeit ergötzten die Leute ſich dabei. Das Liſele hatte plötzlich einen Schrei und einen Seitenſprung gethan. Eine Maus! Eine Feldmaus war über ihren Fuß gehuſcht, und nun hielt der Bruder Michel Jagd, um das kleine

Geſpenſt mit der Sichel zu töten. Da fuhr die Lindwurmmutter dazwiſchen: „Ihr Thoren! Ihr werdet das arme Tier doch nit umbringen wollen! Das thut ja keinem Menſchen nix! Nein, Michel, ich leid's nit. Gottesgeſchöpf, wie wir allmiteinander."

Sie ließen ab, ſtellten ſich wieder ans Korn und ſchnitten. Bald aber hub der Michel an zu kichern. Der Mutter, die vor ihm her war, ſaß ein Sperling auf dem Rücken. Das Vögelchen zuckte ſeinen kleinen Kopf hin und her und begann einen Spaziergang zu machen vom Nacken bis zur Rundung und wieder zurück.

„Was kuderſt denn, Bub?" ſagte ſie, ohne von der Arbeit aufzublicken.

„Weil der Mutter ein Spatz auf dem Buckel ſteht," lachte der Junge.

„Der wird mich nit tottreten."

Der Vogel hüpfte ihr auf das braune Kopftuch, dort that er etwas und flog davon. Der Michel gröhlte auf vor Lachen, und das Liſele ſtimmte hell mit ein. Die Mutter merkte etwas und ſagte dreiſt: „Ich weiß eine Zeit, Kinder, da habt ihr es auch nit anders gemacht mit mir."

Als die Schatten lang wurden, ſteckte das Liſele die Sichel ins Holzjoch und ging Garben tragen. Da machte ſich der junge Herr von Hochkaſer in ihrer

Nähe zu thun und redete sie an: „Lisele, du sollst die Garben nit so nachschleifen, sonst schleift sich das Korn aus.“

„Wenn ich groß wär wie du, da wollt ich sie schon höher tragen.“

„Und wenn ich so klein wär wie du, da wollt ich gar nit Korn tragen. Laß mich's thun.“

„Dank schön. Kleine Leut werden nit leicht müd.“

„Wenn ich vorher gesagt hab, daß du klein bist, so hab ich's nur gethan, weil du gesagt hast, daß ich groß bin.“

„Schade, daß wir zwei so ungleich sind,“ sagte sie. Das war ihm für diesmal genug. Hadrian strich zu Sabin und flüsterte ihm zu: „Die mußt du anders fassen, mein Junge. Der dürfte es schon bald recht sein.“

Als hernach der alte Lindwurm die Garben in Hütchen zusammenstellte, fiel ihm ein rostbrauner Halm auf. Er pflückte ein Körnchen aus der Ähre und zerdrückte es mit den Fingernägeln. Es hatte im Innern einen schwarzen Punkt.

„Wird doch nit der Flugbrand da sein!“ murmelte er und ward nachdenklich. — Will denn alles zusammenkommen über das arme Sesam? Fremde Leut, fremde Lehr, fremder Brauch. Flugbrand auch noch?

Hadrian ſchien der ſtille Sommer bisher nicht gerade ſchlecht bekommen zu ſein. Nun aber machte ſich die Veränderung bemerkbar in erhöhter Weiſe. Er war oft ſehr aufgeregt, launiſch, dann wieder abgemattet und doch lauernd, abenteuerlich aufgelegt. Mit Sabin ſuchte er manchmal verfängliche Geſpräche anzuknüpfen, wobei Sabin rot, Hadrian aber ganz blaß ward. Vom Arbeiten keine Rede mehr. Sabin hatte Kummer, was denn das noch werden ſolle. Ein Mann in den vierziger Jahren, und in ſolchem Zuſtand!

Eines ſtillen Nachmittags ſchlich Hadrian neben den Büſchen des Rains hinab gegen den Lindwurmhof. Die Leute arbeiteten jetzt auf der Wieſe, nur das Liſele war nicht unter ihnen. Das mußte alſo im Hof ſein. Am Flachsfeld pflückte er eine verſpätete Blüte, dann zog er ſich gegen den Hof. Die Hündin wollte knurren, ſchwieg aber, als ſie die wohlbekannte Jägergeſtalt ſah. Unter der Tenne ſchlüpften und hüpften Kaninchen und beſchnupperten einander. Er bog um die Hausecke und ſah eine hochgeſchichtete Kornfuhr, auf der das barfüßige Liſele ſtand und mit einer langſtieligen Gabel Garben ſpießte und ſie zur Dachluke hineinwarf. Er grüßte ſie artig, ſie erſchrak und ward rot. — Rot werden, aha, das ſtimmt. Es ließ ſich wagen.

„Aber Mädel! Iſt es denn nicht ſchade um deine

Pfötchen, daß ſie von den Halmen geſtochen werden?"

„Das iſt umgekehrt, Herr Hausler, ich ſteche die Halme!" entgegnete ſie, ſpießte wieder eine Garbe und warf ſie in die Dachluke.

Hadrian ſtieg auf eine Radſpeiche des Karrens, um ihr die Flachsblüte hinanzureichen. „Als ich ſie unterwegs ſah, fiel mir eine ein, die ſo himmelblaue Augen hat —"

„Ja, ſchön Dank, wenn's mir vermeint iſt."

Er dehnte ſeinen Hals zu ihr hinauf und flüſterte: „Darf ich dir ein bißchen helfen, Liſele? Ja? Aber ja — nicht wahr?"

Und in dem Augenblick, als er zu dem neuerdings erſchrockenen Mädel hinanklettern wollte, ſprang aus der Dachluke Sabin hervor und rief hell: „Nein, Herr Kompagnon! In Seſam wird nit dreiſpannig gefahren!" — —

In Hadrian Hauslers Tagebuch findet ſich folgendes Blatt: „Mir ſcheint, es naht das Ende. Mit dieſem Menſchen iſt es nun aus. Wie der Proſos dem Arreſtanten, ſo reicht er mir jetzt täglich mein Eſſen, kalt und wortlos. Nun bin ich ihm zu Verachtung. Und das zerſchmettert mich. Ich habe ihn einmal lieb gehabt. Jetzt iſt das auch weg. Nicht dreiſpannig gefahren in Seſam! Nicht ſo wie in der Fletz? — Wie der Proſos dem Arreſtanten — genau ſo. Alſo

endgültiger Bankrott der Firma Hausler. — Nun heißt es eine kluge Wahl treffen. Ich glaube, der Strick wäre das Empfehlenswerteste. Der wird am häufigsten beliebt. Aber — jeden Tag hält mich etwas anderes ab. Und aus diesem feigen Lumpenpack will er Übermenschen machen? Man sagt, mit der Entartung werden die Selbstmorde zunehmen. Ich fürchte das nicht. Aus dem heroischen Aufbäumen wird ein ängstliches Zappeln. Es bleibt kaum noch die Kraft, um zu jammern über die Schlechtigkeit, über das Weltelend, zu einem Druck am Zünglein reicht sie entschieden bald nicht mehr aus. Die feige Bestie der Zivilisation. Wenn man wenigstens den Mut hätte, ein gründlicher Bösewicht zu sein. Aber man bringt es bloß zum Spitzbuben — im besten Fall. Wie der Posos dem Arrestanten, so schiebt er mir die Nahrung hin. Hohe Zeit! Ich will gehen!"

Aber er ging nicht. Einsam, furchtsam strich er in der Gegend umher, halb im Jägergewand, halb im verschlissenen Salonanzug, Haar und Bart verwildert, die Gestalt bisweilen schwankend. So war er geworden, und die Leute wußten nicht, was sie sich denken sollten. —

An einem Herbſtabend ſaß auf dem Steinbühel der alte Lindwurm und eichtete ein Ochſenpaar, das tagsüber am Karren geweſen. Es war ſchon ſo dunkel, daß der Vollmond von den Rindern leichte Schattenbilder warf. Der alternde Bauer ſprach halblaut mit ſich ſelbſt und klagte ſich ſein Anliegen. Es geht halt abwärts. Das Geld für den verkauften Hochkaſer iſt geweſen wie ein Tropfen auf heißes Eiſen. Ziſch hat's gemacht, weiter nichts. Den Schimmel verkauft, die Uhrkette verkauft, ſogar am Hut den Gemsbart verkauft. Lauter kleinwinzige Tropfen — ziſch macht's, und nix iſt's. Er und die gute Mutter könnten nicht mehr anziehn. Die Dienſtboten thäten nicht gut, der Michel und das Liſele ſeien die beſten Arbeiter. Die Mutter thäte nur zu viel verkochen, fettes und reichliches Eſſen auf den Tiſch, das ſei immer ihr „Heil" geweſen. Fremde Leute bewirten, den Kleinhäuslern der Nachbarſchaft Brot, Mehl und Speck zutragen, das ſei immer ihr Fehler geweſen. Und den Hunden und Hühnern die reine Leutekoſt. Sie wäre halt ein ganzer Tiernarr. Die Viecher wären ihr lieber wie die Leut, ſage ſie und ſtreue ihnen alles für. Sie verthue viel. Aus lauter Gutherzigkeit. Früher habe es das auch getragen, aber jetzt ſei es kleber — kleber. Und wenn etwa auch noch der Flugbrand ſollte kommen übers Korn, nachher könnten ſie gleich gute Nacht ſagen und

ihre Bündeln packen. Etliche Nachbarn thäten klagen, daß ſie ſich nicht mehr ſatt eſſen könnten. Dieſe Klage habe er nicht. Er ſei oft ſchon ſatt, bevor er zu Tiſch gehe, vor Sorgen. Was einem die Studenten für Kummer machen mögen, das könne man nicht glauben. Das viele Geld, was in die Stadt geſchickt und getragen worden ſei! Und der eine ſitze jetzt da und habe kein Verdienſt. Damals, wie der Michel ausgeſprungen ſei von der Studie, habe er gerade geglaubt, er müſſe alles zerreißen vor Zorn. Jetzt? Wie ſtünde es mit dem Lindwurmhof, wenn der Michel nicht zurückgekommen wär! —

Die Ochſen graſten mit ihren großen Schnauzen nahe um ihn herum, und er hörte, wie ſie mit den Zähnen das Gras abriſſen. Es that ihm wohl, daß ſie ſo traulich waren, ihn deuchte faſt, als hätten ſie Teilnahme mit ſeiner Bedrängnis. „Wird eh ſo ſein wie die Mutter ſagt. Die Viecher beſſer wie die Leut.“ Nun wollte er ſeinen Ochſen auch etwas Erfreuliches ſagen. Vom Toni etwas, dem Mediziner. Freilich habe der das meiſte Geld gekoſtet, das ärztliche Studium ſei das Allerlängſte. Aber nun gehe es ihm ſchon gut, und er werde bald zu einem Erwerb kommen. „Und wenn's auch nur ein Bader wird, ſo hat er's beſſer, als ſo ein Weltweiſer, der mit ſeiner Weisheit hauſieren geht und dem keiner eine abkauft. Geſcheitheit kauft keiner. Geſund iſt nit jeder, aber

gescheit ist jeder, wenigstens glaubt er's. Ich hab's auch einmal geglaubt von mir selber. Dazumal, wie der alte Zimmermann, der Christian, gesagt hat: Lindwurm, gieb sie nit in die Stadt, deine Buben, gieb sie nit fort, du kriegst sie nimmer zurück, futsch sind sie. Nichts frißt die Stadt lieber als Bauern! — Aber natürlich, ich in meiner Hoffart: studieren, nur studieren lassen die Buben! So geht's halt, wenn man zu weit oben hinaus will. — „Seid ihr schon bald satt?" fragte er die Rinder. „Nachher gehn wir heim, daß auch ich zu meinem Kraut komm!"

Bevor er sich noch erhob von seinem Steinbühel, fiel ihm eine Gestalt auf, die den Fußsteig langsam herankam, immer näher und näher. Ein Mann war's, der einen Rucksack trug und in der Hand am Henkel ein Holzkofferchen. Als er ganz nahe war, blieb er vor dem Lindwurm stehn und rief aus: „Wie? Was? Ist das nicht das Vaterl? — Ist es das? Dann grüß Gott! Ich bin's."

Der Bauer stand schwerfällig auf. „Wenn diese Stimme richtig ist?" Unsicher, zagend sagte er es.

„Ja, Vater, sie ist richtig. Der Toni muß doch einmal nachschauen gehen, wie es euch geht, miteinand. Gut, natürlich!"

„Gut sagst," entgegnete der Lindwurm, „nun, wenn du's eh weißt —"

Der Ankömmling legte seinen Arm um den mageren Mann: „Also, da wären wir ja wieder beisammen! — Oho! Mir scheint — mir scheint, das rundliche Bäuchlein ist weg. Darf euch nicht leid sein darum. Wenig Fett, feste Muskeln — das sind die gesündesten Leute. Und das Mutterl? Na, die wird hupfen. Und denkt euch, jetzt kann ich eine Weile bei euch bleiben, jetzt soll's gemütlich werden auf dem alten Lindwurmhof."

Der alte Bauer fand anfangs kaum die Sprache. „Ist brav, ist brav, Anton," sagte er dann hastig, erregt, wie es sonst nicht seine Art war. „Doktor muß man jetzt schon sagen. Bist du zu Fuß her? Doch gefahren? Schön Wetter haben wir jetzt, gelt?" Sie gingen, die Ochsen vor sich herleitend, dem Hof zu. „Zu Fuß bist?"

„Freilich, zu Fuß. Dafür bringe ich auch einen musterhaft ausgewachsenen Appetit mit. Ja, man könnte ihn ohne Großsprecherei geradezu Hunger nennen. Aber gewiß, Vaterl! Und wohnen werde ich wieder auf dem Hochkaser."

„Der ist ja verkauft. Hab ich dir das denn nicht geschrieben?"

Der Ankömmling blieb wie festgewurzelt stehn und sagte: „Ich bin starr! Ihr werdet doch den Hochkaser nicht verkauft haben! Ja, Leute, seid ihr denn von Sinnen!"

„'s wohnt auch dein Bruder jetzt bei uns im Hof."

„Der Michel, dieser Hallodri."

„Der Berthold."

„Wie? Der Berthold ist da? Der Berthold ist bei euch, dieser hochgelahrte Brahmane? Ja, um des Himmels willen, was treibt denn der in Sesam?"

„Er hat noch keine Stelle."

„Der hat noch keine Stelle?! Na hört einmal, dann ist er selbst schuld. Dann ist's die Größe seiner Weisheit, die in keinem Lehrsaal Platz findet. Ich habe mir's übrigens gedacht."

„Weil nur du aus dem Wasser bist, Anton — —" sagte der Bauer, gleichsam tastend, unsicher den Fuß voransetzend, ob der Boden wohl fest sei.

„Aus dem Wasser — so weit ja," meinte Doktor Anton, „aber noch nicht ganz im Trocknen. Die Sache ist nämlich so: die erstbeste Futterkrippe will man nicht annehmen. Unter Dreitausend — das ist aber schon die schandbarste Tiefe — kann in unserer Zeit kein Mensch vegetieren, geschweige existieren. Übrigens ist es immerhin gut, sich noch ein wenig weiterbilden zu können, in der Stille, versteht ihr. In der Klinik merkt der junge Arzt erst, was noch fehlt. Das will ich nun nachholen."

Da sagte der Bauer geradehin: „Also zu deutsch, mein lieber Toni, du hast auch noch keine Stelle.

Du haſt ſechs Jahr Univerſität ſtudiert und kannſt noch nix."

„Aber Vaterl, was ſoll ich darauf nur ſagen? Man kann ſich doch nicht ſelbſt loben. Große Männer ſind immer beſcheiden. — Jetzt aber paßt einmal auf, wie Mutſchgerl ſpringen wird!"

So hatte Doktor Anton ſich mit gutem Humor eingehakt. Während der Lindwurm im Hof die Ochſen verſorgte, fiel der Heimkehrende der Mutter um den Hals und erhob ein ſolches Freudengeſchrei, daß die Hühner auf der Stange aus ihrem Schlaf ſchreckten und zu gackern begannen.

„Hau, die Biberln!" rief er luſtig. „Mir ſcheint, die haben ſchon Angſt vor dem Gebackenwerden. Ja, meine lieben Hühner, da kann ich euch nicht helfen. Wenn der Herr Doktor heimkommt, da heißt's Aufwartung machen in der Schüſſel!"

Die kleine Schweſter packte er an den Armen: „Aber Liſele? Willſt du denn immer noch nicht in die Höhe? Und es warten ſchon die Männer auf dich. Soll ich dir einen verſchreiben?"

„Aus der Apotheke vielleicht? Dank ſchön."

Dem Michel, der vom Holzſchneiden kam und ſich mit dem Ärmling den Schweiß vom Geſicht wiſchte, rief er zu: „Aber Michel! So ſchwitzen! Haſt du dein Griechiſch und Latein denn immer noch nicht verſchwitzt?"

Den Doktor Berthold, der läſſig am Thürpfoſten lehnte, begrüßte er als den achten Weltweiſen.

Der Philoſoph reinigte mit dem Sacktuch ſeine Augengläſer und gab mit klaſſiſcher Ruhe der Meinung Ausdruck, daß Seſam nun bald ſeine Univerſität haben würde, zwei Fakultäten wären auf dem Lindwurmhof ſchon beiſammen.

Der Mediziner hatte unterſchiedliche Dinge mitgebracht in Rucksack und Koffercheu, die er an der Tiſchbank ablegte. Er war in einer Art Touriſtenanzug, hatte blondes, kurzgeſchnittenes Haar und ein rundes, wohlgerötetes Geſicht, dem weder Stadtluft noch Bücherſtaub viel hatte anhaben können. Seine frohe Stimme erſcholl durchs ganze Haus. Die Mutter machte auch ein lächelndes Geſicht, ſpäter aber ſtand ſie mit ihrem Mann im dunklen Vorgelaß und ſagte leiſe: „Aber du mein Gott und Herr, jetzt iſt der auch da!“

„Er hat noch keinen Futtertrog gefunden,“ ſagte der Lindwurm.

„Jetzt, was fangen wir an? Zwei geſunde Mägen mehr, die machen ſchon was aus. Von Herzen gern, daß ich alle daheim hab. Nichts lieber, als ihnen was geben, wenn man's nur hätt. Mein Gott, mit den Kindern iſt wohl ein blutiges Kreuz!“

„Daß neuzeit alles in die Stadt thät laufen,

heißt's," ſagte der Alte mit bitterer Ironie. „Ich ſind das nit. Mich deucht, die Stadtleut laufen aufs Land. Wenn ſ' Hunger haben."

„Aber gelt, Vater, vorhalten thuſt es ihnen nit, gelt? 's iſt ihnen eh ſelber nit gut, und dem Toni ſieht man's an, wie er ſich mit dem Luſtigthun ſelber tröſten will. Es wird doch wohl eine Veränderung nehmen. Was der Herrgott ſchickt, muß man halt tragen."

Während die Alten im Vorgelaß bekümmert waren, ſchmorte am Herdfeuer ſchon der Eierkuchen in Schmalz.

„Und ſchlafen müßt ihr halt beiſammen in der Dachkammer oben."

„In der Dachkammer? Aber Mutterl, wir ſind ja keine deutſchen Dichter."

Wenn dieſe Bemerkung im Lindwurmhof auch nicht allgemein verſtanden wurde, ſo erlitt des Mediziners Heiterkeit doch keine Einbuße. Doktor Berthold jedoch war durchaus nicht erbaut darüber, mit dem „Jodoform-Rüppel" in einem Bett ſchlafen zu müſſen, zumal er ſich in dieſem Fall nicht als der abſolut Stärkere wußte. Und um den Ereigniſſen vorzugreifen — der Mediziner hat den Philoſophen nicht ſchlecht an die Wand gedrückt.

Denn die beiden fanden ſich nun auf dem Heimatshaus einander im Weg, und gerade im Bett

empfand jeder das feindliche Lager. Der Philoſoph ſtemmte ſtets Arme und Beine an die Wand, um den Eindringling mit dem Rücken über die Kante hinauszudrängen. Der Mediziner jedoch umarmte feſt ſeinen Leib und ſagte: „Bitte, nach Ihnen, mein Herr!“

Berthold rächte ſich durch Ausſprüche. „Um zur menſchenwürdigen Kultur zu gelangen,“ ſagte er einmal, „müßte man euch Giftmiſcher überhaupt töten. Was wollt ihr denn? Das Leben vergiftet ihr, anſtatt es zu ſtärken. Wer nicht geſund iſt, verdient überhaupt nicht zu leben.“

„Freund,“ antwortete der Mediziner, „du bekommſt drei Gramm Rhabarber und einen kalten Umſchlag auf der Stirn.“

Eines Morgens fand die Lindwurmmutter das Bett in Trümmern. Sie forſchte nicht weiter nach der Urſache, ſeufzte nur: „'s iſt halt ein Kreuz mit den Kindern!“ Sie behauptete immer, all ihre Kinder gleich liebzuhaben. Sie fürchtete ſich zu verſündigen durch das Zugeſtändnis, daß der Toni ihrem Herzen am nächſten ſtand. Der war als Kind viel krank geweſen, hatte ihr den meiſten Kummer gemacht. Jetzt war er Doktor, und ſie ertappte ſich bei dem frevleriſchen Wunſch, einmal ein bißchen krank zu ſein, um ſich vom Toni heilen zu laſſen. Sie redete gern über körperliche Leiden zu ihm, und was es denn ſei, daß

der Menſch ſo auf einmal Seitenſtechen haben könne? Und was die Urſache ſei, daß man huſten müſſe und ob es wahr ſei, daß man ſich keinen Schnupfen vertreiben ſoll? Aber es kam nichts Rechtes heraus. Der Doktor ſagte lateiniſche Namen und erklärte die alten Hausmittel lachend für Unſinn. Das Schlimmſte entſtand, wenn die Mutter vom Bader in Oberbuſch ſprach. Da verlor unſer Toni ſeinen Humor. Die Bader ſeien alle Quackſalber, man müſſe ſie hängen, ſie ſeien geradezu gemeinſchädlich — wenigſtens für junge Doktoren.

Gemeinſam mit ſeiner Mutter hatte der Mediziner die Tierfreundlichkeit. Wenn ſie davon ſprach, daß der Menſch Wachſamkeit vom Hund, Reinlichkeit von der Katze lernen ſolle, oder von der Dankbarkeit der Hühner, die nach jedem Biſſen, den ſie ſchlucken, den Kopf gegen den Himmel erheben, wenn ſie in allen Tieren die gute Seele ſah, die ſie ſelbſt war, da legte ihr Doktor Anton zärtlich den Arm um den Hals: „Mutterl, du haſt ganz recht, Menſch und Vieh — es kommt aufs gleiche hinaus. Nur daß der Menſch immer einmal ein klein biſſel niederträchtiger iſt.“

Auch der Medizindoktor hatte die Tiere lieb, ſpielte manchmal mit den Hündchen und Kaninchen und trieb mit ihnen allerlei Abrichtungsverſuche. Nur die Katzen wußten ſeine wohlwollenden Annäherungen

nicht zu würdigen, sie flohen vor ihm über den Dachfirst hin, von gesicherter Stelle schnurrten sie über ihn herab und machten grünglühende Augen.

Mit dem Lisele standen die Doktoren gut. Anton neckte sie gern mit dem Heiraten, während Berthold sagte: „Schwester, nur das nicht. Die Gattung ist zu degeneriert, um eines Weiterbestandes wert zu sein, verstehst du?"

„Das ist mir zu gescheit," antwortete sie.

Den aus der Studie gesprungenen Michel behandelten die beiden Brüder von oben herab. Der Philosoph herrisch, der Mediziner heiter frotzelnd. Wenn der Michel auf dem Feld den zähen Rasen umgrub, lag der Toni manchmal am Rain und schaute ihm behaglich zu. „Das muß eine Vieharbeit sein," sagte er dann. Der Michel überhörte es, grub und grub.

Ein gutes Zusammensehen hatte der Mediziner mit dem jungen Hochkaserer. Sabins stillbehagliche Heiterkeit, die wohl manchmal in Übermut aufging, gefiel ihm. Wenn Sabin an Sonntagen nachmittags sich mit andern Burschen zusammenthat, mit ihnen sang und jauchzte, zu allerlei Schabernack aufgelegt war und jedes Äderchen an ihm zuckte vor Lebenslust, da gesellte sich auch der Doktor gern bei, und sie unterschieden sich nicht von andern Bauernjodeln. Sabin war ganz Bauer geworden, als wäre er aus Sesamlehm gekrochen — ein jung frischer Adam. Zu-

wider war ihm der alles bekrittelnde Philoſoph. Beſonders das, daß andere arbeiten mußten, damit der des Lebens froh ſein konnte. Der ſelbſt ſo unermüdlich arbeitende Sabin vermochte ſich einen Nichtsthuer kaum vorzuſtellen. In dieſem Punkt verließ ihn der Humor.

Darum klagte er eines Tags dem Mediziner ſeine Not mit dem Bruder Hadrian. Sein Kamerad auf dem Hochkaſer ſei trotz allerlei Verſuche und Anläufe nicht zu einem regelmäßigen Arbeiten zu bringen. Aus Unthätigkeit, Langweile und den ſich daraus ergebenden Dingen ſei es mit ihm weit gekommen. Körperlich und geiſtig. Es ſei ſchwer, alles zu ſagen. Allmählich fand ſich der Mediziner aber doch eingeweiht in die Verhältniſſe der „Brüder Hausler" und in den Zuſtand des haltloſen Schwächlings. Der Fall war ihm intereſſant und war gleich ein willkommenes Objekt, beſonders um pathologiſche Studien zu machen.

„Nit zu reden davon, daß er mir ganz krank wird," ſagte Sabin. „Aber ſo gar nix thun, ſo gar nix — das iſt nit mitanzuſehn. Wo auf Hochkaſer in allen Winkeln und auf jedem Fleck die Arbeit liegt, und eine, die ſich auszahlt. Da hab ich im Berggraben oben einen Acker, das heißt, es iſt noch keiner, kann aber einer werden und wird einer werden, bis die Steine weg kommen. Wenn jemand alle

Tag ein paar Stund thät Steine graben, in einem halben Jahr wär's gethan — das beste Kornfeld!"

„Wollen Sie von diesem Menschen verlangen, daß er Boden rodet?" fragte der Mediziner. „Glauben Sie, daß so etwas möglich wäre?"

„Ich glaub's nicht," sagte Sabin.

„Ich auch nicht," lachte der Doktor. „Doch, wissen Sie was, probieren wir's. Wenn wir ihn nur zu irgendeiner regelmäßigen körperlichen Thätigkeit bringen, so ist viel gewonnen. Aber Sie dürfen mir das Spiel nicht verderben."

Zur Zeit war es mit Hadrian wirklich so weit, daß er sich mit einem Arzt zu besprechen wünschte und zwar aus zwei Gründen. Erstens, um sich wieder einmal aussprechen zu können, denn Sabin war immer noch der wortkarge „Profos", zweitens, um etwa durch kluge Aushorchungen darauf zu kommen, wie man schmerzlos ans Ziel gelangen könne.

Die Gelegenheit ergab sich an jenem Tag, als der Mediziner bei einem Waldgang Hadrian im feuchten Moos schlafend fand. Er rüttelte ihn auf: „Das geht nicht, Herr Hausler, das ist nicht gesund!"

Obschon Hadrian eigentlich nicht geschlafen hatte, that er doch, als ob er erwache, und war erstaunt, den jungen Doktor vor sich zu sehen. Sie kamen in ein Gespräch, und der Mediziner äußerte sein Be-

denken über Hadrians ſchlechtes Ausſehen. Es war bald ſo weit, daß er ihm den Puls fühlen, ihn an der Bruſt beklopfen und ſonſtige Unterſuchungen anſtellen konnte. Dabei vermochte er ſeinen Schrecken nicht ganz zu verbergen.

„Das iſt ſeltſam, ſeltſam!“ ſagte er endlich mit der ernſteſten Miene. „Eine Konſtitution, daß Sie damit Methuſalem der Zweite werden könnten. Und doch dieſes Übel, dieſes abſcheuliche Übel!“

„Welches Übel, Herr Doktor?“

„Herr Hausler,“ ſagte der Mediziner. „Sie können ſich jeden Tag verſteigern laſſen, für Kliniken. Ihr Eingeweide kommt in Spiritus für künftige Geſchlechter. Der Fall iſt zu ſelten. Sie haben den Herzſchwamm.“

„Den Herz—“ Das Wort erſtarb dem Kranken im Mund. Jetzt war ihm alles klar, ſein ganzes Leben, ſein ganzes Schickſal. Er hat den Herzſchwamm.

„Da giebt es natürlich keine Hilfe?“ fragte er lauernd.

Der Mediziner zuckte die Achſeln. „Gewöhnlich keine,“ ſagte er dann. „Das Leiden hat ſeine Wurzel faſt immer ſchon in der Jugend. Im Lauf der Zeit, durch das unnatürliche Leben, das wir arme Kulturmenſchen beſonders in den Städten führen müſſen, ſteigert es ſich. Das Herz wird matt, wulſtig, un-

empfindlich, blutleer und fett und mit der Zeit ſchwammig. Bis natürlich der Patient geiſtig und körperlich zu Grunde gehen muß."

„Gewöhnlich keine Hilfe, ſagten Sie, Herr Doktor. Alſo doch nicht ganz ausgeſchloſſen . . ."

„Faſt ſo viel, als ganz. Das heißt. Ein Mittel giebt es, und gerade für dieſe beſondere Erſcheinung ein faſt unfehlbares Mittel, aber leider — in unſern Apotheken fehlt es. Weil es ſich nämlich nicht aufbehalten läßt. Es muß von dem Leidenden friſch, wie es gefunden wird, angewendet werden. Es iſt die uralt bekannte Radix Mandragora, auch unter dem Namen Alraunwurzel bekannt."

„Alraun!" fiel Hadrian lebhaft drein, „ich hörte davon, das ſoll ein ſehr wunderbares Ding ſein. Mein Gott, und kommt es denn ſo ſelten vor?"

„Je nachdem," ſagte der Doktor. „Ich kann mich noch erinnern aus meiner Jugend, daß es hieß, da hinten oben im Berggraben wäre eine Stelle, wo Alraun wächſt. Richtig doch, meine Mutter muß in ihrem Kaſten noch ſo eine Alraunwurzel liegen haben, die einſt eine alte Magd im Berggraben, auf dem ſogenannten Brandanger ausgegraben hat. Dort wachſen ſie, davon ſpricht man allgemein in Seſam. Da wäre ja wohl gerade der Umſtand, daß Sie in dieſe Gegend verſchlagen wurden, ein wahrer Glücks-

fall. Wenn wir frischen Alraun finden, so sind Sie gerettet."

Mit steigender Begeisterung hatte Doktor Anton so gesprochen, und mit steigender Erregung hatte Hadrian ihm zugehört. Noch an demselben Tag kam Hausler in den Lindwurmhof, um die alte Alraunwurzel zu sehen. Der Mediziner hatte sie schon hergerichtet; ein verdorrtes, haariges Würzlein, das näher betrachtet aussah wie ein winziges bärtiges Waldmännlein. Sehr komisch. Sie mußten lachen, obschon sie das verdorrte Würzlein mit sichtlicher Ehrfurcht beguckten. Alle im ganzen Haus bestätigten, daß auf dem Brandanger Alraunwurzeln zu finden wären. Da meinte Hadrian, es würde am Ende doch nur Aberglaube sein.

Der Mediziner lachte lustig auf: „Aberglaube! Das mag ja sein. Was liegt denn daran — wenn's nur hilft!"

Schon am nächsten Tag konnte man sehen, wie Hausler in seiner Jägergewandung und mit dem Spaten auf der Achsel gegen den Berggraben hinaufging. Er schritt weit aus. Oben erreichte ihn Sabin, der nachgegangen war. Er führte ihn auf den Brandanger und wies ihm die Stellen, an denen etwas zu finden sein müsse. Hadrian solle nur alles locker graben und die Steine in die Schlucht hinabwerfen. Dann ging Sabin wieder davon, und jener begann zu graben nach der Alraunwurzel.

Doktor Anton war übrigens nicht gesonnen, seine medizinische Thätigkeit auf Wunderkuren zu beschränken. Ein anderer Fall soll beweisen, daß er auch die realistischen Studien nicht aus den Augen ließ.

Dem Lisele war schon einigemal aufgefallen, daß der Anton am Herdfeuer eine lange Stecknadel glühend machte. Da dachte sie einmal, was denn das bedeute? Und als er mit der Nadel davoneilte, schlich sie ihm nach, hinaus in die Tenne. Mit einem schrecklichen Bericht kam sie in die Küche zurück zur Mutter. Auf dem Kornschleuderschragen sei ein weißes Kaninchen festgenagelt — ausgestreckt und festgenagelt an den vier Beinen und an den Ohren!

„Bist denn närrisch worden!" schalt die Lindwurmmutter das Mädel und lief auf die Tenne. Das Thor war verriegelt. Sie rüttelte, da rief drinnen der Anton: „Jetzt kann ich niemand brauchen da, ich bin im Studieren und will ungestört sein."

„Was thust du drinnen?" rief sie und rüttelte mit aller Kraft, bis das Thor aufsprang.

„Ach, Mutterl, das ist nichts für euch. Geht nur wieder kochen," sagte der Mediziner lachend und wollte sie zum Thor hinausschieben. Sie sprang hin zum Schragen und sah es. Mit beiden Händen fuhr sie sich über die Augen, ob sie recht sehe. Das fest-

genagelte Tier zuckte und zitterte krampfhaft, es lebte! Und unter dem Ohr, tief im Fleisch ſtak jene Nadel, die er vorher glühend gemacht hatte. Die Bäuerin taumelte, ſie wollte ſprechen und konnte nicht. „Ein Meſſer, ein Meſſer!“ Dieſe Worte ſtieß ſie ſtöhnend hervor, und als das Liſele ein Küchenmeſſer brachte — der Doktor glaubte einen Augenblick, die Mutter ſei raſend geworden — durchſchnitt ſie mit zwei heftigen Schnitten die Gurgel des Tiers. Während das Blut ſachte vom Schragen niedertroff, ſtanden ſie ſich gegenüber — ſchweigend. Er war ein wenig blaß geworden. Sie ſprach endlich ſeinen Namen aus, aber in einem Ton grenzenloſer Beſtürzung. Er wollte den Mund öffnen, um ſich zu verteidigen, da unterbrach ſie ihn gewaltig: „Ja, Menſch! Hat dich der Herrgott verlaſſen?! — Nein, nein, mir ſteht der Verſtand ſtill. Das iſt doch mein Kind nit! Das iſt doch mein Toni nit!“ Und noch wütender fuhr ſie ihn an: „Wo haſt du dieſes Tierpeinigen her? Anton! Wo haſt du dieſes Tierpeinigen her? Das haſt du nit daheim gelernt. Unter ſchlechte Leut biſt mir geraten! Was willſt denn damit? Mein heiliger Jeſus, Kind, ſo ſag mir doch, was willſt denn mit dieſem Laſter? Hab ich richtig meinen Verſtand verloren, daß mir ſo was unterkommt? Es kann ja nit ſein, daß ein Menſch das thut. Ein Weſen, das niemand was vermag, das ſich voll Vertraun hingiebt.

Und ſo was thut ein Menſch, der ſelbſt von Barmherzigkeit muß leben alle Tag, die Gott vom Himmel giebt! Und das iſt mein Kind, meines! O himmliſcher Vater, was hab ich dir denn gethan, daß ich ſo was muß erleben."

Auf dieſes Geſchrei waren die Leute zuſammengekommen vom ganzen Hof. Der Lindwurmvater ſprang ihr bei, ſie ſank erſchöpft vor ihm zu Boden und ſtöhnte: „So krank bin ich worden . . ."

Sie wurde in das Haus gebracht. Der Mediziner begann ſich zu rechtfertigen. Das ſei doch keine abſichtliche Tierquälerei, das ſei eine Sache, die der Arzt für ſein Studium unbedingt nötig habe. An den lebendigen Tieren müſſe man den Menſchen ſtudieren, weil man den lebendigen Menſchen nicht aufſchneiden dürfe. Das bißchen Schmerz, das ein ſolches ſtumpflebiges Weſen etwa empfinde, komme dem Menſchen zu gute. Die Fortſchritte der Chirurgie, wem ſeien ſie denn zu verdanken? Was er hier gethan, es ſei gewiſſenhafte Arbeit, um die Leiden der Menſchen zu lindern. In den chirurgiſchen Lehrſälen geſchehe das an allen möglichen Tieren alle Tage.

Die Mägde wendeten ſich mit Abſcheu ſeithin, die Knechte brummten davon, daß man ſo einen doch ſelbſt einmal über den Schragen ſpannen ſollte, er müſſe wohl auch ſtumpflebig ſein. Von der Scheune herab ſchrie der Michel: „Sieben Fuhren Haferſtroh

ſind nit ſo dumm und neun Sumpflacken nit ſo ſchlecht, wie ſo ein Tierſchinder!" Alles ſtimmte bei, nur Doktor Berthold, der Philoſoph, machte ein ärgerliches Geſicht über das „ſentimentale Geraunze eines elenden Haſen wegen. Iſt das Tier über, ſo bringt es eben Menſchen um. Und als ob es nicht Leutſchinder gebe, die es weit ſchlimmer treiben! Und der weichherzige Michel, peitſcht er nicht ſelbſt die Ochſen beim Pflug? Mit welchem Recht denn? Sind's nicht auch Geſchöpfe Gottes?"

Jetzt wollte der Michel was ſagen. Schon lange drückte ihn etwas, aber noch einmal dämpfte er es nieder, denn der Vater trat vor.

„Es iſt gerade ein Geſchrei, als ob ein Verbrechen begangen worden wäre," ſprach der Lindwurm. „Wo er doch ſelbſt ſagt, daß es halt juſt einmal notwendig iſt und daß es allenthalben geſchieht. 's wird doch etwan beſſer ſein, ein Vieh geht zu Grund, als ein Menſch — nit? Wird's doch ſogar vom Menſchen alleweil verlangt, daß er ſich ſollt aufopfern für andere. Und ſo ein Tier, das gar keine Seel hat, ſollt nit dürfen geopfert werden? Wer iſt denn mehr wert? Für was hat Gott die Tiere denn erſchaffen, als dem Menſchen zu nutz? Wenn wir das Tier ſchlachten und eſſen dürfen, warum nit auch das? Fürs größte Gut, für die Geſundheit. Hätt's ja auch können ſein laſſen, da bei

uns, angenehm iſt's nit, für mich wär ſo was mein Letztes. Wird ihm wohl auch ſelbſt kein Vergnügen geweſen ſein. Aber wenn morgen von ihm verlangt wird, er ſoll helfen, ſo wird er's auch müſſen gelernt haben. Jetzt geh, Toni, und putz auf der Tenne das Zeug weg."

„Ich will auch noch was ſagen!" rief der Michel.

„Geh an deine Arbeit, Bub!" wies ihn der Lindwurm zurecht. „Die Rederei macht den Haſen nit mehr lebendig."

Da hat der Vater recht," murmelte ſpöttiſch Doktor Berthold und drehte ſich läſſig um ſeinen Stiefelabſatz.

„Toni, du biſt eine Beſtie! Eine Beſtie! Eine Beſtie! Eine Beſtie!" Dieſer Ruf erſcholl noch zur Thür herein. Dann wurde es ſtill.

Bald darauf — an einem Sonntag war's — kam der junge Doktor auf dem Lindwurmhof zur ungeahnten Geltung. Der Gemeindeſchneider hatte ſeit etlichen Wochen ein feines Mädel aus dem Riesleuthof. Dieſes Kind aber wollte der Gemeindeſchuſter haben. Als nun das Liebespaar beim Staudenhanſel war und zur Erhöhung der Herzensſüßigkeit gezuckerten Wein trank, kam der Schuſter herbei, warf dem Schneider ein Scheit an den Kopf und nahm ihm das Mädel weg.

„Ein Holzſchnitt zur Lehre vom Herrenmenſchen und der natürlichen Zuchtwahl," dozierte der Philoſoph. „Recht ſo!" Nun war aber der Mediziner niedrig denkend genug, dem Schneider das Blut zu ſtillen, die Wunde zu verbinden und der ſchwachen Kreatur wieder auf die Beine zu helfen. Das war der erſte Patient in Seſam, und da er den ziemlich arg zugerichteten Schneider bald auf den Glanz herſtellte, ſo kam nun die ärztliche Praxis. Um Mitternacht wurde er aus dem Schlaf geweckt: „Geſchwind aufſtehen, Herr Doktor! Zum Zimmermeiſter Chriſtian!" Faſt mit allen Vieren vor Freude ſprang er aus dem Bett. „Sei gnädig, Toni, bleib da, ſchenk ihm's Leben!" rief der Philoſoph dem Doktor nach. Der verſtand jetzt keinen Spaß, und in unglaublich kurzer Zeit war er beim Kranken. Der lag in der dumpfen, ſtickigen Stube im Schüttelfroſt und ächzte. Der Doktor riß das Fenſter auf. Das Weib jammerte: „Mein Gott, wenn's nur nit ſchadet!"

Nachdem er den Kranken unterſucht hatte, war ſein Dafürhalten: „Ich glaube, es wird eine Lungenentzündung ſein." Kaum gelang es ihm, ſeine Freude zu verbergen. Eine Medizin verordnete er nicht, nur kalte Umſchläge, womöglich Eis. Das Weib war darüber völlig gebrochen. „Keine Medizin? Wie kann er denn da geſund werden ohne Medizin! Und kaltes Waſſer? Eis? Das bringt ihn ja um!" Die Nach-

barſchaft ſagte dasſelbe. Man müſſe ihn nur kennen, den alten Chriſt', ein dürres, eingeſchrumpftes Männlein, das ſchier kein Blut mehr in den Adern hat, immer fröſtelt und ſein Waſchwaſſer jahraus jahrein in der Herdpfanne wärmt. „So ein Menſch jetzt kalte Umſchläge? Dieſe jungen Ärzte ſollte man wohl in Säcke ſtecken und in den Bach ſchmeißen."

Am fünften Tag ſtarb der Zimmermeiſter. Beim Leichenzug führten die Leute während des lauten Gebets leiſe Geſpräche.

„Hätt auch noch eine Weile leben können."

„Ja wohl. Das Alter war's bei dem noch nit."

„Wenn er richtig behandelt worden wär. Kalte Umſchläge, bei einer Lungenentzündung — haſt ſo was ſchon gehört? So viel verſteht eine alte Kuh, daß das gefehlt iſt!"

„Der Tod will halt ſeine Urſach haben."

„Daß er aber juſt im neugebackenen Lindwurmdoktor ſeine Urſach ſucht."

„Uh mei, bei dem wird der Tod noch oft Urſach finden."

„Und dazu muß der Menſch vierzehn Jahre lang ſtudieren und einen Bauernhof koſten. Ich thu das umſonſt, Leut ausblaſen, wenn's mir erlaubt iſt."

„Sein Bruder ſagt's ja. Die alten kranken Leut hätten nix mehr zu thun auf der Welt. Die werden

ſchon aufräumen, allzwei. Kann eine Freud haben, der Lindwurm, mit ſeinen Buben."

Die ſo redeten, wurden unterbrochen. Knapp hinter ihnen war der Michel gegangen. Der ſagte nun, ſie möchten dieſe Sachen doch ein anderes Mal beſprechen, wenn auch ſeine Brüder zuhören könnten! Darauf fragten jene, was ſie denn geſagt hätten? Sie hätten gar nichts geſagt, hätten nur gebetet.

Hernach bei dem Totenmahl gab's viel zu trinken. Die Witwe tröſtete ſich, ſo gut ſie konnte, und als wieder von den kalten Umſchlägen geſprochen wurde, ziſchelte ſie weinſelig einer Nachbarin zu: „Aber was glaubt's denn! Ich werd ihm kalte Umſchläge geben! Ich hab's ja gar nit gethan."

Der Michel war fleißig. Er hätte den Toni zwar manchmal am liebſten — er wußte nicht was. Aber ſeine Ehre muß man doch retten. Am nächſten Tag wußte es ganz Seſam, daß der Chriſtian geſtorben, weil ſein Weib die Anordnungen des Arztes nicht befolgt habe. Und nun konnte der Mediziner ſein Haupt leidlich hoch umhertragen und nebenbei den Rückſichtsvollen und Beſcheidenen ſpielen. Der Chriſtian hätte natürlich ſo wie ſo Nacht machen können — mit neunundſiebzig Jahren. Man müſſe nicht glauben, ein Arzt könne Wunder wirken. Wenn man ehrlich ſein wolle, ſo müſſe man geſtehen —. Er geſtand aber doch nicht. Er ſagte nur gern, der Arzt

ſei weniger dazu vorhanden, um geſund zu machen, als um geſund zu erhalten. Darum bekommen die chineſiſchen Ärzte für jeden geſunden Tag ihrer Herrſchaft fünf Dukaten und für jeden kranken fünf Prügel. — Doktor Anton ging bisweilen zu den Bauernhöfen umher und erteilte ihnen mancherlei Ratſchläge, wie ſie wohnen, eſſen und ſich kleiden ſollten, um geſund zu bleiben. Die wertvollſten Einnahmequellen für den Dorfarzt ſei die Stalljauche vor der Hausthür, der Dunghaufen über der Waſſerleitung, das ranzige Fett in dem Kübel und das ſchimmlige Stroh, auf dem die Leute ſchliefen. Er glaube aber, auf ſolche Einnahmequellen verzichten zu ſollen.

Der Herr Doktor iſt halt nobel! dachte der Michel bei ſich! Iſt leicht nobel ſein, ſo lange man von anderer Leute Arbeit lebt. Der alte Lindwurm gebärdete ſich nun aber doch ein wenig ſtolz auf den Sohn und ſeine kalten Umſchläge, die nicht befolgt worden waren.

Hadrian Hauſler wollte verzagen. Es war der Spätherbſt gekommen, es lag Reif auf dem Gras, der Raſen begann zu frieren, und er hatte noch immer die Alraunwurzel nicht. Jeden Tag war er — oft ſchon früh morgens — hinaufgegangen zum Brandanger. Wühlte die Erde auf, grub Steine heraus, riß allerlei ſchlechtes Gewurzel hervor, aber er fand nichts. Trotz der Maßregel Antons, nur immer hübſch ruhig und beharrlich zu graben, ſich nicht zu übereilen und nicht fahrläſſig zu werden, war er endlich in eine große Haſt geraten. Schon einen breiten Fleck hatte er umgearbeitet, jede Scholle hatte er zerſchlagen, ob nicht vielleicht in ihr die koſtbare Wurzel verborgen ſei. Jeden Knollen und jedes Bodengeflecht unterſuchte er genau, aber es war nichts. Da das geheimnisvolle Mittel, an dem ſein Leben hing, vor dem Schneefall noch aufgefunden werden mußte, ſo wollte er Mitarbeiter haben. Da half ihm manchmal Sabin, grub Steine aus, verbrannte Geſtrüpp und freute ſich heimlich, wie ſein Brandanger ſachte gerodet wurde.

Hadrian betrachtete manchmal ſeine Hand. Ein Jammer, wie ſie ſchwielig und braun geworden war! Die ſchöne, ſchlanke Hand! Aber den Milchbrei kochte Sabin beſſer, als früher. Und wenn Hadrian nicht immer von der Alraunwurzel hätte träumen müſſen, wäre auch der Schlaf leidlich geweſen.

Und eines Morgens war der weiße, wirbelnde Winter da. Um die blätterloſe Eſche, die vor dem Haus ſtand, tanzten die feinen Flocken, die Bäume am Rain ſteckten ihre Beſen in den Nebel auf, und alles Weitere war verhüllt, verſunken in unendliche, ſchneidende Nebel. Im Tagebuch heißt es ſo: „Es iſt verſpielt. Dem Tode geweiht. Bin ich noch jemand? Es ſcheint doch, daß ich bin, denn ich habe Angſt. — Sabin, er ſpricht wieder, aber es iſt nichts mehr. Ich glaube, dieſer Menſch iſt ſo geſchmacklos, glücklich zu ſein. Ein halbes Jahr habe ich nun mitgelogen in dieſem Bergwinkel. Mitgelogen je nach Laune, die, las ich irgendwo, der Wille der Schwachen iſt. Es iſt alles ſo ekelhaft. Und ſchuld an allem Unglück iſt der Alte. — Der reiche Hausler bei einem einfältigen Bauernburſchen das Gnadenbrot genießen. Und ſucht die Alraunwurzel. Das Leben iſt ſchön — aber dumm. — Auweh, um den Jungen thut's mir wohl leid. Der, wenn er wollte! Das heißt, wenn mich überhaupt noch etwas retten könnte."

Da hob er einmal ſeinen Kopf. „Sabin, wie ſteht's mit uns Zweien? Wir kommen nicht mehr zuſammen."

„Wir ſind immer beiſammen."

„Wir ſagen uns nichts mehr."

„Weil wir nichts zu ſagen haben."

„Biſt du zufrieden?"

„Ich arbeite."

Da packte ihn plötzlich die Wut: „Sprich mir das Wort arbeiten nicht mehr aus. Es kratzt wie ein Reibeiſen. Mich dünkt, du willſt heiraten und ich bin dir im Weg, ſprich's nur aus. Du fürchteſt, daß ich dir das Liſele ableibe. Du haſt die Alraunwurzel verſteckt. Du haſt ſie ausgegraben und verſteckt, geſtehe es nur. Jetzt will ich aber erſt recht leben. Juſtement!"

Sabin ſagte kein Wort. Es graute ihm. Wenn's keine Beſchäftigung gab, war es doch noch ſchlimmer mit dieſem Menſchen. Sabin wollte ihm eine alte Perſon zur Pflegerin halten. Dagegen lehnte Hadrian ſich auf. Er lehnte ſich auf, er hatte einen eigenen Willen. Sollte das nicht ſchon ein Erfolg der wochenlangen Arbeit auf dem Brandanger ſein? Üble Laune ſei ein beſſeres Zeichen, als Stumpfheit, meinte Doktor Anton. So ſagte Sabin einmal: „Bruder Hadri. Im nächſten Frühjahr mußt du zeitlich anfangen. Ich will dir helfen. Wir finden ſie ſicher."

„Was finden wir?" fragte er träge entgegen. „Mir iſt's einerlei." Und verſtumpfte wieder.

Eines Tags erſchien der alte Lindwurm. Er müſſe doch wieder einmal den Hochkaſer anſchaun. Sabin führte ihn überall herum, zeigte ihm die Vor-

ratskammer, die ſtattlich gefüllt war, die Kuh, die er längſt gekauft hatte und die reichlich Milch gab, das Maultier, das wohlgepflegt eine faſt glänzende Haut hatte und den Kopf ſo vornehm emporhielt, wie ein Pferd. „Bei gutem Wohlſein wird ſogar ein Halbeſel adelsſtolz," ſagte Sabin.

„Du mußt einen braven Stallknecht haben," lobte der Lindwurm.

„Ja, der Stallknecht bin ich."

„Und eine fleißige Kuhmagd."

„Die bin ich."

„Aber du biſt doch der Hausherr."

„Und auch ein biſſel die Hausfrau," ſagte Sabin, dieweilen er Anſtalt traf, den Bauer mit Brot und Apfelwein zu bewirten. Dann wollte der Lindwurm wiſſen, wo er den Apfelwein beziehe, wie er Fett, Salz und anderes einſchaffe, und ob er das ſchmackhafte Brot ſelbſt gebacken habe. Die Auskünfte befriedigten ihn. „Da muß man Achtung haben," ſagte er, „nur eins, wenn ich dableiben müßt, zu ſtill wär's mir bei euch."

„Gar laut iſt es nit," entgegnete Sabin.

„Weib und Kind gehören her!" rief der Lindwurm faſt feierlich aus. „Der Hochkaſer wachſt. Ich fürchte, Sabin, bald iſt auch mein alter Lindwurmhof wieder beim Hochkaſer. Leider ja, mein lieber Nach-

bar, ich werd verkaufen müſſen. Ich hab die Kuraſch verloren. Möglich, daß es mein Michel noch wagt. Thut halt gute Nachbarſchaft halten miteinand. Ja ſo, jetzt hätt ich bald vergeſſen. Am nächſten Erchtag haben wir Chriſttag. Da ſitzt man nit gern allein, der Menſch braucht eine Aufheiterung. Komm zu uns zum Eſſen. Nimm auch den Herrn mit."

„Sind euch die Leut bei Tiſch immer noch zu wenig?" fragte Sabin.

„Wo ihrer dreizehn ſitzen, haben auch vierzehn und fünfzehn Platz."

Als der Bauer davon war, erſchien an der halboffenen Thür Hadrian, der gehorcht hatte.

„Man darf gratulieren!" ſagte er heiſer lachend.

„Wieſo?"

„Er wirft dir das Mädel ja nachgerade an den Kopf."

„Davon hat er nichts geſagt."

„Nichts. Nun, wie du's nimmſt. Meinen Segen habt ihr. Und mich braucht ihr nicht. Stattlicher Knabe, zum Eſſen ſollſt du hinabkommen."

„Sie werden nit zu dreizehn ſitzen wollen," meinte der Burſche.

Am Christtag war großer Schneefall eingetreten. Hadrian ließ danken. Sabin brauchte, im tiefen Schnee watend, fast eine Stunde bis zum Lindwurmhof hinab und kam doch noch zu früh. Das ganze Haus roch nach Krapfen und Braten. Die Lindwurmmutter war hochgemut und froh gerötet im Gesicht. Kochen, Braten und Rösten, einer Bäuerin höchste Lust. Nun war sie fertig und ging von einem Fenster zum andern, um zu sehen, ob die Leute denn noch immer nicht von der Kirche kämen. Es schneite und schneite, und sie kamen nicht. In der großen Stube am Tisch waren die zwei Doktoren und spielten Karten. Der eine saß, der andere stand auf einem Fuß, mit dem zweiten kniete er auf der Bank.

Die Mutter kam, um den Tisch zu decken, und sagte zu den Söhnen: „An einem so heiligen Tag wär's wohl schöner, ihr thätet Psalter beten, als wie Karten spielen."

„Aber Mutterl," sagte der Mediziner munter, „den Psalter haben wir ja schon gebetet."

„Wenn ihr gebetet habt, dann seid ihr brav," entgegnete sie mit Beruhigung und ging in die Küche.

„Anton," sprach mißmutig der Philosoph, „hast du nicht den Mut, die Wahrheit zu sagen?"

„Warum hast du sie nicht gesagt?"

„Angelogen würde ich sie nicht haben, wenn sie mich gefragt hätte. — Schellzehner!"

„Das iſt ſehr tugendhaft von dir, mein weiſer Sokrates von Seſam. Aber wiſſe: angelogen habe auch ich ſie nicht. Den Pſalter haben wir ja doch ſchon gebetet. Sie hat ja nicht gefragt, wann. — Geſtochen mit Aß!"

„Jeſuit!"

„Weil ich's gern habe, mein Mutterl," ſagte Anton. „So will ich ſie nicht kränken. Ein Arzt muß wohlthun. Die Wahrheit thut ſelten wohl, und um ſie zu ſagen, ſind die Philoſophen da. — Eichel Siebner!"

„Gut, und die Wahrheit iſt, daß ihr ein Lumpengeſindel ſeid. — Trumpf!"

„Ihr? Wer ſind dieſe Ihr? Etwa die Ärzte? Mein Freund, an mich kannſt dich verknuſen nach Belieben, das iſt mir Wind. Aber meinen Beruf laß ungeſchoren — will ich ergebenſt gebeten haben!"

So knuſelten ſie während des Kartenſpiels. Sabin ſaß daneben und ſuchte durch luſtige Bemerkungen das gereizte Geſpräch immer wieder ins ſpaßhafte zu leiten. Die Lindwurmmutter war ſchon ganz aufgeregt worden. — „Wenn die Leut nicht heimkommen, da verdirbt ja das Eſſen!" — Es dunkelte der Abend, es ſchneite und ſchneite, und ſie kamen nicht.

Der Philoſoph zündete die Öllampe an, es war

noch eine mit Rüböl. Der Mediziner erheiterte ſich darüber, daß in dieſem Haus noch immer das Petroleum nicht eingeführt ſei. Petroleum, das fand der Philoſoph zu philiſterhaft.

„Die Herren von Dunſt ſind halt fürs Gas," ſagte der Mediziner.

„Und die Herren von Duſterer haben vom elektriſchen Licht noch nichts gehört," verſetzte Doktor Berthold. So ergingen ſie ſich nun über die verſchiedentlichen Licht- und Leuchtegattungen, und was die vollkommenſte Art ſei.

„Das iſt alles noch nix," redete Sabin drein. „Ich weiß ein Licht, das alle andern Arten übertrifft. Es ſtinkt nit, wie das Rüböl, rußt nit, wie das Petroleum, platzt nit, wie das Gas, verdirbt die Augen nit, wie das Elektriſche. Man kann's überall mitnehmen, ohne Umſtände jeden Augenblick in Betrieb ſetzen. Na, das Licht möchten Sie einmal ſehen? Gut, ſagte Sabin, in fünf Minuten bringe er die ganze Fabrik in vollſtem Gang zur Thür herein."

„Aufgeſchnittenes giebt's!" lachte der Mediziner. „Wir werden uns damit den Appetit verderben fürs Chriſtmahl."

Sabin war hinausgegangen und kam in kurzer Zeit zurück mit dem Licht, das alle aufgezählten Vorzüge hatte. Es war — eine Talgkerze.

Dieſer kleine Aufſitzer brachte beide Brüder in Humor. Der Mediziner fand ihn ſogar ſinnig und treffend, der Philoſoph ſuchte aus der Lade eine alte Lichtſchere hervor. Und ſo rüſteten ſie den Fiſch aus, bis man vom Vorhaus her endlich das Abklopfen der Schuhe hörte und die Leute da waren. Vier Stunden hatten ſie gebraucht von Oberbuſch her, und Mühe koſtete es, aus allen Kleidern den Schnee zu ſtäuben. Die Männer traten mit weißen Hemdärmeln in die warmgeheizte Stube, die Weibsleute zogen trockene Joppen an, und nun ging es endlich zum Eſſen. Beim gemeinſam geſprochenen Tiſchgebet ſtellten ſich die Doktoren, als thäten ſie mit, markierten aber doch ſo, daß man merkte, für ſie ſei das lediglich Formel und nichts weiter. Den Michel wurmte das. Gerade dieſe Faulenzer hätten doppelt Urſache, demütig um Speiſe und Trank zu bitten. Der alte Lindwurm ſetzte ſich mit würdiger Miene in den Winkel unter die Heiligenbilder. Die Doktoren an je ein Fenſter. Sabin war neben dem Liſele zu ſitzen gekommen. Aber das Mädel hatte mit dem Bedienen zu thun und konnte nicht „drei Vaterunſerlang“ ruhig ſitzen und eſſen. Die Schüſſeln und Pfannen ſtellte ſie durchaus nicht gerade ſo auf den Tiſch, daß an Sabins Seite die ſchlechteſten Biſſen zu liegen kamen. Da gab es geſottenes Fleiſch, gebratenes Fleiſch, Klöße, Nudeln und Krapfen, Gurken, gekochtes Obſt und Obſt-

wein, der in gemeinſamem Krug um die Runde ging. Über dem Tiſch an einer Schnur hing die Ollampe, an der Bilderleiſte ſtand im Blechleuchter das Talglicht.

Das Tiſchgeſpräch war anfangs einſilbig und ſchläfrig geweſen; der Feſtgottesdienſt in Oberbuſch, der große Schnee wurden mit halben Sätzen beſprochen.

„Zur Predigt biſt zu ſpät gekommen, Michel!“ ſagte der Lindwurm in ruhigem, aber doch verweiſendem Ton zum Burſchen. Dieſer entgegnete gereizt: „Ich weiß Leut, die gar nit in der Kirche geweſen ſind.“

Doktor Bertholds Augen blitzten den Bruder an: „Nur Kuraſch, Micherl! Nenne ſie nur, dieſe Leute, es geſchieht dir nichts.“

Der Michel nagte an einem Knochen des Schweinsbratens, ernſtlich bemüht, ſeinen Groll hinabzuwürgen.

„Nun, Brüderchen, warum redeſt du nicht?“

Dazu der Mediziner: „Er kennt halt den Brauch, daß Kinder bei Tiſch ſchweigen ſollen.“

Michels Stirnader ſchwoll an, ſeine Finger, mit denen er den Knochen an den Mund hielt, bebten, während des Nagens und Schlingens begann er zu ſprechen — ſtoßweiſe: „Was habt ihr denn alleweil mit mir, ihr zwei? So viel Kuraſch hab ich

ſchon noch! Kinder, die bei Tiſch ſchweigen ſollen. Aber Holzhacken im Wald, das müſſen dieſe Kinder, daß die Herren Doktoren nit erfrieren beim Ofen. Und Brocken herſchaffen, das dürfen ſie auch, dieſe Kinder, daß die fürnehmen Kavaliere was zu beißen haben."

„Genier dich nicht, Kleiner," reizte der Mediziner. „Sonſt verſchlägt's dir die Galle, und du biſt morgen gelb wie ein Chineſer."

Sabin ſprang für ſeinen Freund ein und gab zu bedenken, daß der Michel immer gereizt werde.

„Die Frotzlereien, ich hab mir ſie lang genug gefallen laſſen," ſagte der Michel und nagte, um zur Not die Aufregung zu verbergen, krampfhaft an ſeinem Knochen. „Schon ausgelacht haben mich die Leut, daß ich mir alles ſo thät gefallen laſſen von den Herrenbrüdern. Die alles Schlechte wiſſen und nix Gutes können. Der eine lehrt das Leutumbringen, der andere thut's. Und probieren thut er's bei den Haſen, Katzen und Hühnern. O ja! O ja!" fuhr der Burſche, zum Mediziner gewendet, grell und heftig fort. „Im Schachen drüben, weißt du! Der Henne lebendigerweiſe das Hirn herausgeſchnitten. Weil du ſelbſt keins haſt. Und wie du dem Ferkel den Hals haſt verſtopft mit dem Wollenknäuel, weißt du? Und ſolcher Leut wegen muß der Lindwurmhof zu Grunde gehen. Und ſitzen die Taugenize da

wie zwei Pfründner, nur daß ſie nit ſo ſchlechte Biſſen kriegen! Dabei zerplatzt der eine alleweil vor Gift und Galle, und der andere iſt der Hansnarr und macht den Leuten Späße vor, dieweil er ſie um —"

„Still biſt mir!" ſchrie der Vater.

„O ja! Werd gleich ſtill ſein, weil ich geh!" ſchreit der Michel in ſteigender Erregung. „Wenn ſie nit gehn, ſo geh ich! Bei einer ſolchen Luderei bleib ich nit. Wenn ich die Herren füttern ſoll — mit meiner Arbeit. Ich thu's nit mehr, ich thu's nit, ich bleib nit. Ich — ich geh!"

Die letzten Worte in erſtickten, gurgelnden Luftſtößen. Der Burſche keucht, ſtöhnt, röchelt, fährt ſich mit dem Finger in den Rachen.

„Jeſus Maria!" ſchreien ſie und ſpringen empor. Mit flachen Händen, mit Fäuſten auf ſeinen Rücken ſchlagen ſie, dieweilen er mit den Armen krampfig umherfährt. Die Augen ſind ihm hervorgequollen, dunkelrot angetrieben das Geſicht — das Gurgeln zuckt ab.

„Alle heiligen Nothelfer, bittet für uns, er erſtickt!"

Der Mediziner ſchüttelt den Burſchen mit aller Macht, knetet ihm die Gurgel, fährt ihm mit einem Löffelſtiel in den Schlund. Vergeblich.

„Unſer Michel — er geht," ſagte einer der

Knechte leiſe — aber man hört es doch, und das verſtärkt den Jammer. Am ruhigſten iſt die Mutter. Sie benetzt des Sterbenden Antlitz ununterbrochen mit Waſſer und Eſſig. Der Vater will ihn auf den Kopf ſtellen. Da hat der Mediziner an der Wandleiſte die Lichtſchere erfaßt, daran das Gehäuſe losgeriſſen. Den Erſtickenden rücklings über den Tiſch. „Halt'ts mir ſeinen Mund auf!“ Die Lichtputze wie ein Zänglein handhabend, fährt er ihm in den Schlund — im nächſten Augenblick gurgelt, röchelt, faucht es wieder, und der Doktor hält an der Lichtſchere den hervorgeholten Knochen hoch vor aller Augen hin. Ein Freudenſchrei geht durch das Haus.

Als der Michel hernach auf der Bank lag, aus Mund und Naſe blutend, aber ruhig atmend — da verlangte er den Bruder Anton zu ſich. Er ſagte nichts, er hielt ihm nur die Hand entgegen.

„Kindskopf!“ ſagte der Doktor und ſchüttelte ſie derb.

Wehe dem, der den Poeten aufſitzt! Zurück zur Natur. Ländliches Leben. Glück der Einſamkeit — Wahnſinn! Seit die Welt irrt, hat ſich kein Menſch ſo dumm verfahren, als ich auf meiner Flucht in die Idylle. Warum nicht lieber ins Kloſter gegangen, oder Seiltänzer geworden? Ich wollte es ja. Oder als Matroſe übers Meer. Die Stürme, ich dürſte nach Stürmen. Fieberdurſt. Ekel vor dem Trank und doch immer trinken müſſen. Keine Raſt auf dem Lager und doch nicht ſich erheben können. Dieſer Junge iſt mir widerwärtig geworden und bin ihm ganz hingeworfen. Nein, ich kann keinen glücklichen Menſchen ſehn. Ich kann nichts, ich glaube nichts, ich liebe nichts, ich habe nichts. Und ich bin nichts. — Schuld an allem iſt der Alte."

Solche Ergießungen wiederholen ſich in Hadrian Hauslers Tagebuch immer wieder. Nach außen hin war er völlig ſchweigſam geworden, er brachte die meiſte Zeit in ſeiner Stube zu und dämmerte dahin. Und beobachtete, wie ſein eiskalter Blutstropfen ſchauerte und wie ſein Herzſchwamm anſchwoll. Ein einziges Mal, an einem kalten, ſtürmiſchen Nachwintertag, war er fortgegangen gegen das Hochgebirge hinein — pfadlos, planlos. Nein, planlos nicht. Er wollte wandern bis zur Erſchöpfung und im Schnee raſten. Ein ſolches Erfrieren, hatte er gehört, wäre

ein ſchmerzloſer Tod. Aber nach einigen Stunden kam er wieder zurück auf den Hochkaſer — verſchmachtend, ohne eſſen, erſchöpft, ohne ſchlafen zu können.

Sabin erleichterte eines Tags ſein Herz vor Doktor Anton. Er ſei ja ſelbſt Urſache, daß Hadrian in dieſe Gegend gekommen. Er habe gedacht, den friedloſen, willensſchwachen Mann in der herben Natur retten zu können. Aber anſtatt Heil zu finden, habe der unſelige Menſch Unheil verbreitet. In Finkenſtein ſeien viele verdorben worden! Auch hier ſei er wie Gift. Jener Jäger im Märchen, deſſen Fußtapfen überall den Raſen verſengt.

„Aber Sabin iſt doch immun geblieben," ſagte der Doktor.

„Sabin iſt nicht immun geblieben," antwortete dieſer und geſtand ein, daß allmählich eine Verzagtheit und Bitterkeit komme, die ihm alles verleide. Und ſo beſuchte Doktor Anton eines Tags Hadrian in ſeiner Stube.

„Es ſingen ſchon die Finken, Herr Hausler. Es wird bald wieder Zeit ſein. Auf dem Brandanger geht der Schnee weg."

„Nie wieder!" rief Hadrian aus.

Aber, mein Gott, Sie werden doch nicht zu Grunde gehen wollen! In Ihrem Alter, wo das Leben erſt Wert gewinnt."

„Es iſt Unſinn. Die ganze Alraungeſchichte iſt Unſinn!“

„Na dann — Sie wollen alſo nicht mehr graben auf dem Brandanger? Ich glaube, es hätte Ihnen gut bekommen, und Sie wären einem qualvollen Zuſtand entgangen. Einem ſehr qualvollen, lieber Herr! Wollen Sie denn nicht lieber geſund ſein und das Leben neuerdings beginnen in der ſchönen Welt?“

Hadrian weinte plötzlich laut auf: „Ja! Ja! Ja!“

„Nun alſo, dann verſuchen Sie's noch einmal.“

Zur Zeit vertraute der Lindwurmmichel dem Freund Sabin, daß er allmählich Reſpekt bekomme vor ſeinem Bruder Anton. Er wolle es ihm nur nicht ins Geſicht ſagen, damit ſein Kamm nicht noch höher wachſe. Aber das, wie er ihm den Knochen aus dem Schlund gezogen habe mit der Lichtſchere, ſei ein Stück geweſen! Und das, wie er jetzt den armen Herrn Hausler mit Wurzelgraben heilen wolle, ſei auch ein Stück. Ein feines! Einem Menſchen, der was verſtehe und leiſte, müſſe manches zu gute gehalten werden. Sicher ſei, daß man nicht jeden, der, ohne zu ackern, Eierkuchen ißt, für einen Taugenichts halten dürfe. So Michels Selbſtbekenntnis. Und Bruder Anton. Weil ſchon allenthalben auf Erden die kindiſche Wertſchätzung für Selbſtgeſchaffenes

herrscht, so hatte er seit jenem kritischen Christtagsmahl den Michel lieb, nicht mehr wie einen störrischen Bruder, vielmehr wie einen eigensinnigen Sohn.

Eines Tags war der Lindwurmmichel mit einem Ochsenpaar nach Gug hinausgefahren. Er führte Hafer zum Franzwirt. Auf dem Rückweg hatte er eine Frauenperson eingeholt, die ein blaues Bündel am Arm, laut jammernd mit ihren Sammetschuhen durch den Schnee wollte und nicht mehr weiter konnte. Einen weiten langen Mantel hatte sie an, aus grüner, verblaßter Seide, mit weißem Pelz gefüttert. Innerhalb das schwarze Kleid war so eng und schleppig, daß die Person nicht ordentlich ausschreiten konnte. Die Stoffe waren fein, aber stellenweise schäbig und ausgefranst. Auf dem Kopf war ein schwarzes Zylinderchen ins Haar genadelt, davon ging ein grüner Schleier über das Gesicht, aus dem ein paar Augen lugten, die so sanft waren, daß man — wie der Michel fand — der fremden Dame nichts versagen konnte. Sie trat, um den Schlitten vorfahren zu lassen, seitlinks, wobei sie in den tiefen Schnee fiel. Der Junge half ihr auf, fragte, wohin sie wolle, und lud sie dann, weil ihre Reise nach Sesam ging, auf den Schlitten. Der Michel dachte, das wäre was für seine Herren Brüder. Vielleicht hätte einer von ihnen das „Gspiel" in der Stadt vergessen, und jetzt liefe es

ihm nach. Oder was die Stadtherrſchaften jetzt doch alle ſuchen an dieſem „Seſam, öffne dich“?

Und war das auf dem Lindwurmhof kein ſchlechtes Geziſchel und Gewiſpel, als von den träg trottenden Ochſen geſchleift, der Michel angefahren kam mit ſeiner grünen Schönen. Die Meinungen waren geteilt. Eine Zigeunerin? Eine Kunſtreiterin oder ſonſtige Komödiantin oder — eine Hexe? Die Lindwurmmutter war der Anſicht: ſei die Fremde wer immer, jedenfalls werde ſie frieren und Hunger haben.

Als Hadrian Hausler hörte, im Lindwurmhof ſei ein abenteuerliches Frauenzimmer angekommen, wurde ihm ganz hundemäßig zu Mut. Und am nächſten Morgen, als er die Thür öffnete, ſtand ſie vor ihm.

„Will nicht fürchten, daß du erſchrickſt, Hadri!“ Sie hob ihre Hand, daß der weite Ärmel des grünen Mantels zurückfiel, und warf den Schleier ſeitlinks. Die Wangen nicht mehr ſo rundlich und roſig, unterhalb der Augen roſtbraune Schatten.

„Nein. Aber nein, aber nein,“ ſtotterte Hadrian.

„Freund, du wunderſt dich über mich. Was ſoll erſt ich über dich ſagen? Ja, um alles im Himmel und auf Erden, Hadſchi, wie dumm biſt denn du in dieſes Bärenland gekommen?“

Er machte eine ſtumme Gebärde — wehrlos, ratlos.

„Aber ich bleibe jetzt bei dir. Wir ſind arm geworden und können einander nicht entraten. Mache nur keine Umſtände. Das iſt dein Salon, nicht wahr? Gemütlich.“ Sie warf Hut und Pelzmantel auf ſein Bett. „So zünde doch in den Ofen und laß Frühſtück kommen. Und falle mir doch endlich um den Hals!“

Jetzt faltete er vor ihr die Hände: „Helene! Ich bitte dich! Hier kann ich dich nicht brauchen. Ich bin ſehr krank. Gehe doch zu deinem Alten.“

„Zu meinem Alten? Ach, der ſchießt Faſanen und erzieht junge Mädchen zur Sittſamkeit. Der hat nicht Zeit für liederliche Frauenzimmer. Auch Armenrat iſt er geworden.“

„Dann ſoll er dir nur raten.“

„Sage mir, Hadrian, warum haſt du nur auf Finkenſtein deinen Verwalter fortgeſchickt? Das war undankbar und unklug. Du könnteſt heute ein reicher Mann ſein.“

„So,“ ſagte Hadrian. Sonſt ſagte er nichts. Für eine Weibsperſon war's auch genug. Und ſpäter: „Weißt du vielleicht, wo jener Verwalter ſich jetzt befindet?“

„Natürlich weiß ich es. Wir ſchreiben uns ja. Er hat ein eigenes Gut. In Grübau an der Lehm.“

„Der Frang? Ein eigenes Gut?“

„Der Verwalter Krenn. Krenn heißt er.“

„Ach, was du ſchwätzeſt, das iſt ein anderer.“

„Aber er iſt bei dir Verwalter geweſen. Ich habe ihn ja geſehen, damals, auf Finkenſtein. — Sei ſo gut, Beſter, mir mein Zimmer anzuweiſen.“

„Kind, ich habe keins. Nicht einmal dieſe Kammer iſt mein. Das Haus gehört meinem Sohn.“

„Wie, du haſt einen Sohn? Einen Sohn haſt du?“ lachte ſie auf. „Nein, wie komiſch!“

„Oder Kompagnon, was geht's dich an.“

„Hadrian!“ hauchte ſie mit geſpielter Verblüffung auf. „Aber Hadrian! Das iſt ja unartig.“

Es iſt wahr, dachte er, ich muß ſeiner ſein mit der Dame. Er intereſſierte ſich nun für ſie, denn ſie ſchien etwas von dem durchgebrannten Verwalter zu wiſſen. Gekochte Milch und Weißbrot ſetzte er ihr vor. „Nicht wahr, Helene, du wirſt mich nicht blamieren?“

„Wie ſagſt du?“

„Trinke deine Milch.“

Nun dehnte ſich ihr ſchlanker Hals, in ihrem wildaufgekrauſten Blondhaar ſchienen die Granen zu zucken, ihr Näschen bekam eine ſpitze Form, ihre glaſigen Augenſterne wurden ganz klein. „Was?“ ſagte ſie dann leiſe, gedehnt. „W a s haſt du geſagt?! Blamieren? Ich dich? Hadrian, ſoll ich dich erinnern?“

„Nur keine Scene, mein Kind.“

„Nein, die Männer sind doch grenzenlos schlecht,“ sagte sie staunend, um dann aber aufzubrausen: „Was könnte ich heute sein? Ein Weib, versorgt, geachtet, zufrieden wie tausend andere. Ihr habt mich zu Grunde gerichtet, ihr, die Hausler. Du hast mich, das unerfahrene Mädchen, an dich geködert. Hast mich zum Weib gemacht, und dein Vater aus dem Weib zur Dirne. Und dann weggeworfen, hingeworfen bis —“

„Bis auf den Friedelsteig?“

„Bis auf den Friedelsteig. Ganz recht. Und wenn dann die Bettlerin kommt, die verachtete — blamieren!“

Hadrian suchte sie zu beruhigen. Da kam Sabin herbei und erstaunte nicht wenig, jene Dame von damals auf Finkenstein hier zu sehen. Sie schlug die Augen auf zu dem frischen Burschen, die sanften, die traurigen Augen, als ob sie ihm klagen wollte, wie schlecht die Männer sind, und als ob sie ihn fragen wollte, ob auch er so schlecht sein könne. Sie schwiegen alle drei. Plötzlich raffte die Durassel Hut und Mantel zusammen und eilte zur Thür hinaus in den Schnee.

„Soll ich sie zurückrufen?“ fragte Sabin.

„Was fällt dir ein!“

„Aber im Winter! Das Weibsbild!“

„Laßt mich zufrieden!“

Einen Tag später, und auch die Durassel saß fest

in Sesam. Bei der Witwe des Zimmermanns Christian hatte sie die Stube gemietet. Die Alte war stolz darauf, eine Frau im Haus zu haben, die einen „grünseidenen Pelz" besaß und so geheimnisvoll war. Der Märchen von verirrten Prinzessinnen erinnerte sie sich. Und während die Prinzessin in den Tag hineinschlief, nahm die Alte ihr heimlich die Kleider fort und zeigte sie den Weibern der Nachbarschaft, so die Seiden und Spitzen und Schleifen andachtsvoll betasteten, beguckten und berochen. Aber was dahinter war, sie kamen nicht darauf. Die Witwe erzählte, daß die Fremde ein Silberlöffelchen bei sich führe, mit dem sie den Kaffe und die weichen Eier esse. Auch eine Hexensalbe habe sie, mit der sie sich das Haar schmiere, und einen rosenroten „Stub", den sie auf die Wangen stäube. Es sei ganz aus der Weise mit dieser schönen Frau! —

Ihr Stübchen hatte sie wirklich nicht übel hergerichtet. Die Wände mit Tannengewinden geziert, bunte Papierblumen dabei, die sie selbst geschnitzelt hatte. Das Bild der heiligen Jungfrau in der Wandnische war mit Preiselbeerkraut bekränzt. Tischchen, Stuhllehnen und Bettkissen mit Handstickereien belegt. Aus der Holzbank hatte sie vermittelst der roten Bettdecke ein Kanapee gemacht. Ein langes, lichtes, leichtes Hauskleid und das goldige Kraushaar ließ ihr gar königlich!

Recht bald kam der alte weißköpfige Riesleuthofer mit dem langen Stab und erkundigte sich als Gemeindevorsteher nach ihren Ausweisen. Sie antwortete artig, er möge nur den Herrn Hausler fragen, der wisse alles. Sie sei Nähterin und wolle in Sesam eine kleine Nähschule errichten. „Na, das wäre schon recht," meinte der Vorsteher und ging würdevoll seines Wegs. Nicht lange, und es erschienen zwei Burschen, um bei der neuen Nähterin Hemden zu bestellen. Nun gestand sie, grobe Leinwandarbeit nicht gewohnt zu sein.

Da sei ja ein feinerer Stoff, sagte einer und zeigte auf die Spinnengewebe im Stubenwinkel, aus diesem Gewebe wünsche er Nachthemden.

Die beiden Schelme waren Sabin und sein Freund Michel. Und die anderen, die beiden Doktoren fanden, daß endlich einmal ein Menschenherz nach Sesam gekommen sei. Besonders der Philosoph saß gern im Stübchen, um mit ihr von herrschender Kraft und dienender Liebe zu plaudern, bis es sich manchmal beinah herausstellen wollte, daß es auch eine herrschende Liebe und eine dienende Kraft giebt. Fast that es dem Doktor der Philosophie leid, daß er gerade jetzt fort sollte von Sesam. In der Handelsschule einer Provinzstadt hatte sich nämlich eine Lehrstelle für deutsche Sprache und Litteratur ergeben. Dort sollte der Übermensch von nun an für junge Tüten-

dreher Wörter deklinieren und Verszeilen der alten Schmöker an den Fingern skandieren.

Die Nachbarinnen brachten der neuen Nähterin kleine Nahrungsmittel, die sie mit Gier, aber ohne weiter zu danken, hinnahm, und fragten an, ob sie ihre Töchter in die Nähschule schicken dürften. Und so hatte sie bald einen Kranz junger Mädchen um sich. Sie wußte nett zu plaudern. Kleine Geschichten, schelmische Sprüchlein und Vierzeiler wußte sie und erklärte den tieferen Sinn solcher Liedchen, die in Sesam bisher ohne viel Nachdenken gesungen worden waren. Aber sie belehrte auch und warnte die Dirnlein vor den anklettigen und herlebigen Buben, denen nie zu trauen sei. Anfangs hätten sie gutmütige Ansprache, harmlos scheinende Scherze und Geschenke, meinen hingegen, thäten sie ganz was anderes. Eine vom Stengel gebrochene Rose, ein Lebkuchenherz sei ja immerhin etwas sehr Süßes, aber Gefährlicheres und Süßeres als den weichen Schnurrbart an der Männerlippe gebe es nimmermehr. — So warnte sie die lauschenden Hühnchen vor den Geiern, dieweilen mancherlei Handarbeiten gethan wurden, als Sticken und Stricken, Häckeln und Nähen. Und manches Mägdlein stickte während obiger Warnungen süße Namensbuchstaben in einen kamelhaarenen Hosenhalter.

Als am Brandanger die Primeln blühten, war Hadrian Hauser schon da und grub. Er hatte die Turasiel ja fortgeschickt, aber da sie in Sesam geblieben, so mußte er doch manchmal an sie denken, ja eigentlich recht oft. Er wurde unruhig, und seitdem sie wieder so in seiner Nähe war, wollte er durchaus gesund werden. Er rodete das Gestrüpp, er stach den zähen Rasen um, er grub Steine aus, um das Alräunchen zu suchen. Manchmal, wenn ihn so ein drolliges Wurzelknötchen angrinste, schien ihm schon, er habe es. War aber doch noch nicht das richtige. Bei Doktor Anton hatte er sich natürlich längst erkundigt, wie es nachher angewendet werden müsse. Das war einfach, er brauche es nur in der Westentasche mit sich zu tragen und immer das Sprüchlein zu sagen: „Alräunl, ich grüß dich, bin frisch und gesund und freu mich des Lebens alle Tag und Stund." — Man kann's ja thun, dachte sich Hadrian, bin nicht so dumm, dran zu glauben. Nützt's nichts, so schadet's nichts. Wenn man's nur erst hätte!

Und jählings hatte er es. Wenigstens sah es dem, das die Lindwurmmutter in ihrem Kasten aufbewahrte, dem verdorrten Würzchen, ähnlich. Es hatte Haar und Bart, und das Knöllchen bildete bei genauer Betrachtung ein menschliches Gesicht. Ein ganz verschmitztes Gesicht. Er reinigte es von Erde,

steckte es in die Westentasche, murmelte: „Alräunl, ich grüß dich, bin frisch und gesund —“ und ging hinab ins Thal zum Haus des Zimmermanns Christian, wo sie wohnte. — Wenn schon der Sabin kein liebes Wort hat für mich, keines und keines! Es ist ja zum Krepieren! —

„Erlaubt einzutreten?“

„Ich kenne den Herrn nicht,“ war ihre Antwort.

„Um so zweckmäßiger, mein Fräulein.“

Sie fächelte mit dem Sacktüchlein, als wäre ein übler Geruch fortzufächeln.

„Heimlich hast du's hier. Wollen wir nicht plaudern?“

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Hausler, ich habe Sie nicht im mindesten lieb. Weder Vergnügen noch Versorgung ist bei Ihnen zu holen. Aber trösten Sie sich, mein zärtlicher Herr, Sie haben Ihr Teil längst ab und kamen noch billig davon. Sie existieren nicht.“ Den grünen Pelzmantel warf sie um sich.

„Grausam, Helene.“

„Aber nicht feige. Haben Sie auch nur einen Finger gerührt, als mich der Alte liebte? Beschimpfungen waren Ihnen geläufig, im übrigen war's Ihnen wohl recht angenehm, Ihre Schuld auf Papa überwälzt zu sehen. So steht unser Konto, mein Herr Hausler. Und später — wie ich mich Ihnen hinwarf

— die einzige Thorheit, die ich mir nie verzeihe. Aber die Gelegenheit wahrzunehmen, das verſtehen Sie wie ein Gauner. Nein, mein lieber Hadri-Hadri — Sie können mir leid thun.“

Das wirbelte ihm nun im Kopf. Das war etwas Neues. Wohl ſtets nur an ihm wäre es, abzuweiſen oder gnädig zu ſein, hatte er gemeint. Er war wütend.

„Du grüne Sezeſſionsdame!“ Dieſes Wort warf er ihr hin und verließ ſchlotternd vor Erregung das Haus.

„Empfehlen Sie mich Ihrem Sohn!“ rief ſie ihm luſtig nach.

Die richtige Alraunwurzel war es alſo nicht geweſen. Das Vertrauen ſank in Hadrian gänzlich.

Je unzufriedener Hadrian Hausler mit der neuen Mädchenlehrerin war, je zufriedener waren mit ihr andere. Die Bauernweiber fanden es ganz in Ordnung, daß nun auch ihre Töchter allerlei feine Handarbeiten ſollten lernen können. Auf der notigen Bauernſchaft werde doch nicht jede bleiben können, und um beſſeren Orts wo anheiraten zu können, wären ſolche Fertigkeiten gewiß ſehr wertvoll. Auch das Benehmen der Dirnlein war ſchon ein merklich anderes geworden. Sie waren geſprächiger und zuthunlicher gegen jedermann, ſeit ſie bei der grünen Lehrerin in die Schule gingen. Beſonders zufrieden

war der Lindwurmmichel. Und das war ſo. Der Michel hatte heimlich einen Schatz. Er thäte das Töchterlein des Riesleuthofers gern haben; das Mädel aber wollte nicht, wich ihm überall aus und gab auf ſeine Anſprachen gar keine oder eine trotzige Gegenrede. Schnippiſch ab und ihres Wegs! Das war ein rechter Ärger geweſen, monatelang. Seit ſie jedoch zur grünen Lehrerin ging, um ſchöne Handarbeiten machen zu lernen, war ſie ganz anders. Und als der Michel ſie jetzt unter dem Kirſchbaum ſah und errötend ſie wieder einmal um ihr kleines Herz anging, da ſagte ſie ihm dreiſt und lachend ins Geſicht, den Büblein traue ſie nicht, die wären alle falſch. Da hatte der Burſche leichtes Spiel. Wenn ſie nur erſt plaudern, dann ſteht dem Verſtändnis weiter nichts im Weg, falls einer nicht gar zu ungeduldig iſt. Und das war der Michel nicht. Zum Heiraten war Zeit, er hatte noch gar kein Neſt. Aber wiſſen will man's, die Seinige kennen will man, um ſich nicht an andere Weibsleute hinauszuwerfen. Es war wohl ſchon die Rede davon, daß der Vater ihm den Hof verſchreiben werde, und vielleicht bald. Na dann —

Sabin hatte es mit der Seinigen auch ſo weit gebracht, daß das Liſele gegen ihn zwar trotzig blieb, aber nicht davonlief, wenn er nicht fürwitzig war, ſondern ernſthaft mit ihr redete.

Das Mädel war in den hübſchen, freundlichen

und fleißigen Burſchen heimlich ſo verliebt geworden, daß es — in ſüße Traumſeligkeit verſunken — den Hühnern anſtatt Haferkörner aus dem Schuſtertrühelchen Schuhnägel hinſtreute. Dem alten Lindwurmpaar fiel es wohl auf, und eigener Jugend gedenkend hat es ein zwiefaches Ja geſagt, als Sabin feierlich anfragte, ob im Herbſt die Hochzeit ſein dürfe. Als ſolches feſtgenagelt war, ſetzte Sabin ſeinen eigenen Kopf auf, den mit Eiſen beſchlagenen, und verbot dem Mädel, die Schule der Duraſſel zu beſuchen. „In dieſer Stick- und Strickſchule," ſagte er zum Michel, „wird die Zucht erſtickt und das Mädel beſtrickt. Ich, meinetwegen," ſetzte er ſchmunzelnd bei, „will das grüne Fräulein ſchon aufſuchen, nur nit die Mädeln hinlaſſen! Wir müſſen trachten, daß wir die Perſon wieder fortbringen."

„Wie ſtellen wir das an?" fragte der Michel.

Sagte der Burſche mit geheimnisvoller Miene: „Es wird ſchon gehen!"

„Wie meinſt du das?"

„Wir kriegen ſie los," ſagte der Sabin. „Wart nur, ich übernehm's, es wird ſchon gehen."

Das ging aber nicht ſo leicht. Der Duraſſel gefiel es in Seſam, wo ſie von den Bäuerinnen gehätſchelt und gefüttert wurde, und der Gemeindevorſtand hatte auch nichts an ihr auszuſetzen, er ſaß

gern da und schaute ihr zu, wie schön sie stickte und strickte, die Kinder in allerlei Künsten unterrichtete und mit ihnen seine Operettenlieder sang. Er meinte geradeaus, je mehr ein junger Mensch lerne, je besser sei es — und hatte damit ganz recht. Der bildungsfreundliche Mann wird demnächst sicher wieder gewählt.

Eines Morgens im Juni erhob sich in Sesam eine förmliche Prozession. Aus allen Höfen, über die Feldwege, durch die Hohlwege, den Rainen entlang, überall zogen die Reihen der Kühe und Kalben, der Stiere und Ochsen — weiß und braun, grau und gesprenkelt. Je die Vorderen hatten Blechglocken um den Hals und Kränze um die Hörner geschlungen. Das ganze Thal war erfüllt von dem frohen Geschell, Gebrüll der Rinder und Jodeln der Leute. Denn mit den Herden zogen die Hirten und Hirtinnen, Bauern und Knechte in mächtigen Wetterhüten, belastet mit Körben, Butten und Kraxen, mit Sensen und Hacken und anderm Werkzeug. Junge blühende Dirnlein auch und alte Mägde, unter Gekreisch und Gelächter Ziegen, Schweine und Hühner vor sich herjagend. Alle diese Reihen bewegten sich höhenwärts, durch den Berggraben oder an steilen Waldwegen den Almen zu.

Eine der bunten Reihen kam am Hochkaser vorbei. Das Lisele war darunter. Es hatte ein kurzes, blaues Kittelchen an und ein schneeweißes Hemd und einen gelben Strohhut auf. Aus dem rosigen Gesichtlein leuchtete die helle Bergfreude, denn im Sommer auf der Alm zu sein, das ist eines jungen Bauernherzens höchste Lust. Sabin ging hinaus, faßte das Glockenrind an den Hörnern, daß es stehen bleibe, und lud das Lisele ein, ins Haus zu treten

und zu sagen, wie das alles eingerichtet werden solle bis zum Herbst, wenn sie zurückkomme und bei ihm einkehre. Aber das Lisele that fremd. Es war kurz und kühl gegen den Burschen, fing mit ihren Kühen und Kalben an zu sprechen und trieb sie mit dem Birkenzweig an.

„Halt dich gut auf der Alm. Ich besuch dich einmal.“ So rief er ihr nach. Sie sagte nichts.

Dieser Abschied war nicht nach seinem Sinn. Daß sie so fortgehen kann und kein liebes Wort hat! Er klagte es dem Michel. Dieser antwortete schmunzelnd, das hätte er seinem Schwesterlein nicht zugetraut, daß es so schlau sei. Ein besseres Mittel, ihn recht bald bei sich auf der Alm zu sehen, hätte es nicht finden können. „Man lernt halt was bei der Mamsell.“

Das alte Ehepaar auf dem Lindwurmhof hatte aber Bedenken. Ob es wohl in Ordnung sei, solch ein junges Blut auf die Alm zu schicken, in die einschichtige Hütte — monatelang! Wenn die Mutter auch der Meinung war, bei dem lieben Vieh, das sie um sich hätte, könne ihr so leicht nichts geschehen, der Vater war nicht beruhigt. „Wie jetzt überall die fremden Leut herumlaufen. Es geht nix mehr sicher auf der Welt. Überall verdächtige Staotzodeln und glauben, Berg und Thal gehört schon ihnen. Und plangen nach den Weibsbildern. Alte, ich sag

dir's, mir grauſt. Ich denk, wir rufen das Mädel wieder heim."

„Mein Gott, das Kind hat ſich ſchon ſo gefreut auf die Alm."

„Ich glaub, 's iſt der Michel auch nix mehr nutz," ſagte der Lindwurm. „Viel zu viel thut er mir mit der Riesleuthoferiſchen um."

„Da möcht man noch nit einmal ſo arg greinen — weil ſie doch auch ſchon ſo viel als Verlobte ſind," meinte die Mutter.

„Na freilich, denen hältſt du wieder die Stange. So was hätt ich vor dreißig Jahren nur bei dir wagen ſollen! Da wär ich ſchon 's letzte Mal dein Verlobter geweſen. Grad weil ſie ſeine Braut iſt, ſoll er ſie ehren. Fürs G'ſpiel gieb's andere genug."

„So?"

„Ich hab mir halt immer gedacht, bei andern fürchtet man ſich vor der Schand, und um die Eigene thut's einem leid. Die iſt einem alleweil noch gewiß."

„Ich meine halt frei," verſetzte dann die Lindwurmmutter, „bei der neuen Nähterin lernen ſie nichts Gutes. Die Dirndln haben mir früher viel beſſer gefallen, eh ſie da hinüber Bildung lernen ſind gegangen. Schon gar die Riesleuthoferiſche! Wenn ſie dieſe Bildung nit wieder ausſchwitzt, dann thut er mir wohl erbarmen, der Michel. Was braucht eine

Bäuerin Tüchel ſticken und Bandel flechten und papierene Blumen machen? Das wird ein Trantſch! Wenn die mir bei der Hochzeit papierene Blümeln auf dem Gewand tragt, nachher lauf ich davon, ſo weit mich die Füße tragen. Und wenn ſie ſpäter, anſtatt brav zu arbeiten, mit Flitterwerk umthut und allerlei ſcheckige Fetzen an den Leib hängt, nachher läuft auch der Michel davon."

„Wirſt ſchon recht haben, Mutter. Dem Michel ſollſt es ſagen."

„Hab' ihm's eh g'ſagt. Wirſt noch denken, Michel, hab' ich g'ſagt, was ich g'ſagt hab'!"

Der alte Lindwurm kraute ſein graues Haar. Es war ihm ungleich ums Herz. Er wollte etwas vorbringen.

„Ob's wahr iſt, was man ſagt. Daß dieſes Frauenzimmer wegen ganz anderm ins Seſam gekommen wäre. Nit von wegen der Nähterei. Dem Hausler ſoll ſie nachgelaufen ſein, dem alten noch dazu."

„Mir iſt ſchon lang ſo was vorgegangen. Das ſind alles verdächtige Leut. Man kennt ſich nit aus. Gegen den Sabin kann man ja nix ſagen. Aber daß er dem andern ſein Bruder iſt!"

„Soll auch nit wahr ſein. Die Leut reden allerhand. Am End ſind wir doch zu voreilig geweſen mit dem Mädel."

Das waren ſo die beſonderen Erwägungen des alten Lindwurmpaares, ihre Kümmernis bei Tag und ihre Schlafbrecher bei Nacht. Für Sabin ſtanden aber der Michel und der Mediziner ein, dieſe ſagten, wenn der Sabin mit dem andern, dem Hadri-Hadri, dick Freund wäre, dann hätten auch ſie Bedenken. Aber das ſeien grundverſchiedene Menſchen, und einer haſſe den andern.

Doktor Anton meinte, Hadrian Hausler wäre nicht mehr ernſt zu nehmen. Mit dem gehe es raſch .... Wohin, das ſagte er nicht.

Hadrian führte ſeine Selbſtgeſpräche: „Ganz über alle Beſchreibung langweilig! Es wiederholt ſich alles, ganz dumm wiederholt es ſich. Die Natur! Giebt es etwas Bornierteres als die Natur? Wie ſie ſich alljährlich ſelbſt nachäfft; in dieſen verhimmelten Frühlingen, nicht ein einziges neues Motiv, nicht ein einziges. Und die Naturleute ſind auch danach. Nicht einmal im Sündigen ſind ſie originell, immer der alte Trott, von Anfang bis ans Ende der Welt. Da lobe ich mir doch die Kulturmenſchen. Die bringen Abwechslung in die Bude. — Vielleicht verſuche ich's noch einmal. Wenn aber, dann — Abrechnung mit ihm! Ich werde ſchon drankommen. Ich werde ſchon Mut finden. O ja! Dazu werde ich den Mut finden."

Und eines Morgens war Hausler in großer Be-

drängnis. Es war der Milchbrei nicht gekommen. Im Stall röhrten die Kuh und das Maultier. Kein Sabin zeigte sich. Es ward Mittag, es ward Abend. Den Tieren hatte Hadrian Gras in den Trog geworfen, und für sich versuchte er, von der Kuh Milch zu bekommen. Die schlug seine Bemühung kurzer Hand oder vielmehr langen Fußes aus. Er war auf die Streu hingepurzelt. Dann wollte er Kartoffeln kochen, allein es gelang ihm nicht, Feuer anzumachen, auch waren keine Kartoffeln auffindbar. Endlich goß er in eine Schüssel Wasser, schnitt Brot hinein, gab Salz dazu. Er hatte schon bessere Mahlzeiten erlebt. Auch die Tiere waren unzufrieden, sie röhrten in ihrem Stall die ganze Nacht, es war ein Klagelied um den verschwundenen Ernährer. Aber Sabin erschien auch am nächsten Tage nicht, hingegen kam der Michel und betreute das Vieh.

Hadrian wußte sich nicht anders zu helfen. Er schlich hinab in den Lindwurmhof, zur rückwärtigen Thür hinein, und als er die Hausmutter nahen sah, sank er ohnmächtig zusammen. Damit erlangte er Labung, ohne gerade zu betteln. Als er gesättigt war, setzte sich der alte Lindwurm zu ihm an den Tisch und knüpfte ein Gespräch an. Er wollte es fein machen, um zu erfahren, welchen Leuten er eigentlich sein Kind zu geben im Begriff sei. Da brach es ganz ungeschickt los: „Was schaffen Sie denn

immer, Herr Hausler? Thun Sie auch immer einmal was Gutes?"

Hadrian ſchaute verblüfft und unſicher drein, dann entgegnete er: „Thue ich denn was Böſes? Geht mir mit ſolchen Sachen! Gutes thun! Die Leut ſollen ſich bloß nichts Schlechtes thun!"

„Sper ausſchaut der Herr!" redete die Lindwurmmutter drein. „Es muß doch die Luft nit gut thun, bei uns. Oder das Waſſer."

„Das Waſſer, Frau. Es war keine Milch dabei, und kein Kaffee. Nämlich — mein Sabin iſt verreiſt."

„Sabin? Der Sabin? Ja, wohin denn?"

„Ich weiß es nicht. Schon zwei Tage lang."

Das Ehepaar ſchaute ſich betroffen an. Was iſt denn das? —

Hadrian ging über die Felder und Wieſen. Unſagbar elend war ihm zu Mute.

— „Daß er mich ſo peinigt! Ich kann ja nicht ſein ohne ihn!" —

Dann ſchlich er durch den Waldſchachen hinüber gegen das Haus des Zimmermeiſters Chriſtian. Vielleicht, daß dort jemand etwas von Sabin wußte. Vielleicht auch, daß — man ſoll ſich ausſöhnen. Es giebt ja keine Freundſchaft, in der nicht manchmal ein Sturm vorgeht. Man ſoll allemal wieder Friede machen. — Als er durch das Thürchen der Um-

zäunung trat, kam ihm die alte Witwe mit gerungenen Händen entgegen.

„Wie hart es mich verfolgt!“ rief sie klagend aus. „Jetzt hab ich auf dieses Geld gewartet, wie aufs letzt' Stückl Brot. Und jetzt geht sie mir durch!“

„Wer geht durch?“

„Mit dem Stubenzins geht sie mir durch. Diese falsche Person, diese grünglasierte!“

Dann hat Hadrian den verlassenen Schauplatz angesehen. Eine Hutschachtel, bunte Papierabfälle, Bänderreste, Kehricht. Das Bett aufgewühlt, und die Lappen hingen auf den Boden heraus.

Hausler sagte nichts. Er ging wieder durch den Schachen, über die Felder und sang vor sich hin: „So, so. — So, so. Zu Zweien. Nicht übel.“ Dann schrieb er auf sein Blatt: „Jetzt kann er anfangen dort, wo ich aufgehört habe. So, so.“ — —

Damit schließen die Bücher der Firma Hausler und Kompagnie.

Und nun muß noch das Schelmenstück erzählt werden.

An Feierabenden, nach vollbrachtem Tagewerk war Sabin gern hinabgegangen in die Mädchenschule. Da gab's immer Schalkereien und Gesang und neckisches Geflüster. Auch andere Burschen der Nachbarhöfe fanden sich ein und thaten mit. Einmal sangen

ſie juſt aus der „Schönen Helena“ das Abſchiedslied des Königs Menelaus, da er nach Kreta geſchafft wird, als Sabin eintrat. Ob er nicht etwa der Prinz Paris wäre, fragte ihn Helene ſchelmiſch. Er verſtand nicht und antwortete, er ſei nie in Paris geweſen. — Sie betrachtete ihn glühend. Sie war ſchon im reinen. Anſtatt des andern wolle ſie dieſen nehmen. Denn einer der Hausler gebühre ihr entſchieden. Hatte Hadrian ſie einſt verſtoßen, ſo wolle ſie ihm nun ſeinen Liebling abſpenſtig machen. Aug' um Aug' — Zahn um Zahn — Hadri um Sabin!

Einfältig war er zum Küſſen.

Auf ihre Ermahnung, artig zu ſein, fragte Sabin, wie man denn das anfange? Statt aller Antwort blickte ſie ihn verliebt an. Er ſchmunzelte, daß an ſeinen braunen Wangen zwei Grübchen entſtanden. Dan drehte er mit zwei Fingern an den Bartflöckchen herum, die über den Mundwinkeln ſtanden, und flüſterte ihr ins Ohr, ſie möge ihre Sachen zuſammenpacken und an einem Frühmorgen oben beim Steinkreuz auf ihn warten. Das erſte Mal, als er ſo ſprach, traute ſie ihren Ohren nicht. Als er jedoch mit großer Ernſthaftigkeit verſicherte, daß er wirklich den ganzen „Krempel“ im Stich laſſen und mit ihr in ein ſchönes Land ziehen wolle, umarmte ſie ihn ſo plötzlich, daß er nicht mehr vorzubeugen vermochte und auf ja und nein ſein Geſicht voll Puder hatte.

Und mitten im Sommer, da man glaubte, Sabin würde all seine Hände hervorsuchen und arbeiten im Garten, auf der Wiese und auf dem Brandanger, sagte er zum Michel: „Sei so gut und schau einmal auf den Hochkaser zu meinem Vieh, daß es was zu fressen hat. Ich werde die grüne Prinzessin entführen."

„Thust du's wirklich?"

„Hurra, hurra, hop, hop, hop, geht's fort im rasenden Galopp!" deklamierte Sabin munter.

„Dem Lisele werde ich das nicht sagen dürfen?" neckte der Michel.

„Ich werde sie früher sehen als du." —

Das ſteinerne Kreuz iſt eine der alten Peſtſäulen wie man deren in der Gegend manche findet, als Buß- und Dankopfer aus Zeiten der Not. Es ſteht am hinteren Rain, wo die Seſamböden aufhören und die Waldberge anheben. Von dort aus geht der Weg durch Forſte und Strüppe, über Matten und Steinkarre hinauf zum Bergjoch und jenſeits desſelben hinaus in das Rotwaſſerthal. An dieſer Stelle alſo ſind ſie zuſammengekommen, der Sabin und die Turaſſel. Es war noch die kühlfeuchte Morgendämmerung, und in den Keſſeln und Mulden von Seſam lag weißer Nebel. Ein paar Vöglein waren ſchon wach, ſonſt alles ſtill und feierlich. So feierlich, daß Sabin, als er noch allein den Rain entlanggiing, den Hut abzog und ſeinen Morgenſegen betete, wie ihn Mutter Kirchner einſt gelehrt hatte und wie er ſtets that des Morgens, wenn er an die Arbeit ging. Wegen der Arbeit, die ihm heute bevorſtand, war ihm ein wenig unheimlich. Er hätte lieber auf der Wieſe Heu gemacht oder den Reſt des Brandangers gerodet, auf dem er im Herbſt Korn ſäen wollte. Aber — das heutige Tagewerk war notwendiger. Das Halbſonntagsgewand hatte er an, wie ſie es tragen, wenn ſie halb arbeiten und halb müßig gehen, oder auf Wallfahrten und weiteren Wegen. Sollte das doch eine Reiſe werden mit ihr — ins ſchöne Land! — Dort an der Säule ſtand ſie. Den grünſeidenen

Mantel hatte ſie von oben bis unten zugeknöpft und den Zylinder mit einer roten Schleife unterm Kinn feſtgebunden. Das rötliche Haar umwucherte reich ihr Geſicht, das heute dem Sabin ſchmal und blaß und ſchmachtend vorkam. Am Arm trug ſie ihr Bündel, das Sabin ihr ſofort abnahm und am Stock über ſeine Achſel legte.

„Ich danke dir, mein Teurer," hauchte ſie und hing ſich in ſeinen Arm.

„Nichts zu danken," ſagte Sabin und führte ſie bergan durch Forſt und Strupp.

Sie unterhielten ſich nicht gerade ſchlecht unterwegs, aber auch nicht extra gut. In den erſten Stunden philoſophierten ſie. Der Menſch ſei für Freuden erſchaffen, darüber waren ſie einig. Dann jedoch gingen die Meinungen auseinander. Sabin zählte zu ſeinen Freuden die milchende Kuh, den jungen Lindenbaum, den er vor dem Hochkaſer gepflanzt hatte, und Kohlköpfe, recht ſchöne, große, buttergelbe Kohlköpfe. Die Duraſſel war verwundert, daß ein junger Menſch ſich über ſolche Sachen freuen könne, ſie wiſſe etwas ganz anderes. Sie warf Scheiter in den Ofen, aber es wollte nicht brennen. Sie brach Pechnelken und ſchmückte damit ſein Knopfloch. „Das iſt mein Hausorden, den verleihe ich dir in Gnaden. Verdient haſt du ihn bisher nicht." Ihm fiel das Liſele ein, das trutzige. Wenn die ſo wäre. Nein

— Kirſchen, die ſelbſt vom Baum fallen, die läßt man liegen, und die ganz oben am Wipfel ſind, die holt man. Als es heiß geworden war, ſchlug ſie vor, auf der Matte zu raſten. Sie legte ihren Hut hin, lehnte ihr Haupt an ſeine Schulter, zupfte an ſeinem Ohrläppchen und fragte ihn, ob er das liebe. Er fand das Raſten verfrüht, da ſie noch nicht müde wären. Die Duraſſel hatte immer mit ihrem Mantel zu ſchaffen, mit ihrem Haar, an ihren Schuhen und war ſchwer weiter zu bringen.

„Wohin führſt du mich?“ fragte ſie ihn liebevoll.

„Du wirſt ſtaunen!“ ſagte er. „Denke zuerſt gerade einmal ins Rotwaſſerthal, dort iſt ein gutes Wirtshaus zum Ausruhen. Nachher fort in die ſchöne, weite Welt.“

„Haſt du Geld mit?“

„Wo frägt ein Liebespaar nach Geld!“

„Sei nicht geſchmacklos, Sabin.“

„Ganz unbeſorgt, Maid, wir haben nichts zu verlieren.“

„Alles iſt mir recht, weiß ich nur, daß du mich liebſt. Nicht wahr, Sabin?“

Es war ſchon hoher Mittag, als ſie auf den Paß kamen, wo das Jochwirtshaus ſteht. Dieweilen Sabin vor dem Hauſe ſtand und in die ſchroffen Berge des Rotwaſſerthals hinüberſchaute, an deren Scharten und Karen die Nebel hereingingen, hatte die Du-

raſſel ſich im Wirtshaus umgeſehen. Es gefiel ihr, und ſie wollte gleich eine Stube aufnehmen. Dann ſetzten ſie ſich in das dumpfig mürfelnde Gaſtzimmer und beſtellten zu eſſen und zu trinken.

Nun war in dieſem Jochwirtshaus ein junger, etwas verknitterter Menſch vorhanden. Der hatte noch keinen Schnurrbart und ſchon eingefallene Wangen. Hingegen war ſein braunes Haar auf den Glanz gefettet und über den Ohren ſichelförmig nach vorn geſtrichen. Es war der Kaufmannsſohn aus Oberbuſch, Ladislaus, auch der ſchöne Lauſel genannt. Sabin war mit ihm ſchon von einer luſtigen Kirchweih her kameradſchaftlich. Ladislaus genoß den Ruf eines luſtigen, leichtlebigen Burſchen jener Gattung, die Unglück im Spiel und Glück in der Liebe hat. Der nun machte ſich bald an die neuen Gäſte, und auf Sabins Frage, wohin ſeine Reiſe gehe, gab er zur Antwort, das wolle er erſt ſehen. Einſtweilen ruhe er ſich über die heiße Mittagszeit im Wirtshauſe aus. Die Wirtshäuſer ſeien ihm nämlich zur Buße auferlegt worden. Im vorigen Jahr auf einer Wallfahrt habe ihm der Beichtvater aufgetragen, doch ja die ſchlechten Wirtshäuſer zu meiden. So müſſe er nun alle Wirtshäuſer daraufhin ſtudieren, ob ſie ſchlecht oder gut wären. Zum Beiſpiel das Staudenhanſelwirtshaus ſei ſchlecht, da frage der Wirt gleich allemal vorhinein, ob man Geld im Sack habe. Solche Frage ſei nachgerade

ſittenverderberiſch, denn ſie verleite zum Lügen. Das Jochwirtshaus hingegen ſei gut, weil er diesmal keinen Kredit brauche. Zum Beleg dafür zeigte er ſeine geſpickte Briefſtaſche auf. So fröhlich plauderte der Ladislaus, dieweil er aus großem Glas abgeſtandenes Bier trank und an einem Zigarrenſtumpf ſog, der nicht recht brennen wollte. Er hatte ſich der Duraſſel gegenübergeſetzt; unter dem Tiſch die Beine ausſpreizend, über dem Tiſch vorgebeugt, ſo begann er der „fürnehmen Dame" den Hof zu machen. Die Duraſſel ward ſichtlich angeregt und zog ſich für ein kurzes Weilchen auf die Stube zurück, um eilig Wangen und Augenbrauen zu reſtaurieren.

Während ihrer Abweſenheit ſagte Sabin zum Ladislaus: „Freund, du könnteſt mir einen Gefallen thun." Dann rückte er nahe, um leiſer ſprechen zu können. „Ich bin eben daran, dieſes Frauenzimmer über die Grenze zu befördern. Du weißt warum. Nit der Männer wegen iſt es, aber der Weiber wegen. Biſt eh einverſtanden — gelt? Jetzt denk dir, ich hab hart Zeit, hätt notwendig auf der Alm zu thun. Sei feſch, Lauſel, nimm ſie mir ab und ſpeditier ſie weiter. Freut's dich, ſo kannſt dich bezahlt machen dafür. Von mir kriegſt extra was."

Der Ladislaus ſann einen Augenblick, dann ſagte er: „Es gilt. — Wohin ſoll ich ſie denn bringen?"

„Wohin du willſt. Nur recht weit fort."

„Wenn ich sie aber dann nicht loskriege?"

„So giebst sie bei der Polizei ab. Ich hätt's auch so gemacht. Dann kommt sie auf den Schub in die Hauptstadt, wohin sie gehört. Ist's recht?"

„Recht ist's."

„Gut, dann hebe ich mich gleich auf die Socken. Vergnügte Reise!"

Als die Durassel in frischem Glanz wieder in die Gaststube zurückkam, war Sabin davon. Anfangs vergoß sie Thränen, dann klagte sie ihren Schmerz dem Lausel, geriet in Zorn und versicherte, so grundfalsch wie diese Hauslerbrut sei nichts, von der ersten bis in die neunte Hölle hinab. Der Lausel pflichtete teilnehmend bei, tröstete sie und machte sich erbötig, ihr Ritter sein zu wollen. Hernach aßen und tranken sie miteinander und wurden so vergnügt, daß sie beschlossen, die Reise fürder gemeinsam zu machen. Ladislaus gestand, schon lange vorgehabt zu haben, einmal in die Stadt zu reisen, diese gute Gelegenheit und liebenswürdige Reisegesellschaft wolle er sich nicht entgehen lassen. Er sei überhaupt im Begriff, endlich einmal recht brav zu werden. Dann beglich er die Zeche, gab der Kellnerin ein gutes Trinkgeld, nahm das Bündel seiner neuen Begleiterin an den Stock, ähnlich wie es früher der Sabin gemacht hatte. Hernach machten sie sich auf den Weg niederwärts gegen den Rotwassergraben.

Und Sabin — als er hinging über die grünen Matten, ſchlänkerte die Arme aus, wie ein befreiter Vogel, der die Flügeln blädert. Aufkreiſchen mußte er vor Luſt, er konnte gar nicht anders. Allerdings fiel dieſer Gang auf die Alm anders aus, als er ſich gedacht hatte. — Er ging über die Höhen hinan, einen Fußſteig entlang, der von Rinderklauen ausgetreten war. Erlbüſche und Wacholderſträucher bedeckten den Berghang. Dazwiſchen ging er hinan. Einen alten Wurzner begegnete er: „Geht's hier recht nach der Rauſchalm, wo die Seſamhütten ſtehen?"

„Recht geht's ſchon, aber weit iſt's."

„Wie weit?"

„Kunnt's nit genau ſagen. Wer gut geht, kommt halt früher hinauf."

„Dank ſchön für die Auskunft."

Geſtrüppe, ſteiniger Boden und immer ſo fort. Dann begann kahler Almboden, von den Kuppen nieder flogen leichte Nebelſchleier. Die erſteren kamen und verflogen, die weiteren Nachſchübe waren dichter, dunkler, und auf einmal fand Sabin ſich in feuchten Nebel gehüllt. Nicht fünf Schritt ſah er vor ſich. Sachte kam auch die Abenddämmerung, die Sabin ſchon in der Almhütte zuzubringen gehofft hatte. Raſcher ſetzte er ſeine Beine aus, die Viehſteige ver-

zweigten ſich, verloren ſich, er ſchritt aufs Geradewohl dahin. Im Nebel flackerte manchmal ein roter Schein auf, dem eine Art Röcheln folgte in der Luft. Im übrigen war es ſtill, kein Lüftchen ſtrich, und der Nebel lag unendlich da. Es war ſo finſter geworden, daß der Burſche über den ruppigen Raſenboden ſtolperte. Beim roten Schein, der immer wieder aufflackerte, manchmal kurz und ſcharf, manchmal ſachte und matt, war es, als wandle er in einer kühlen, feuchten Glut dahin. Nie ſah er einen Strahl, immer nur den Wiederſchein, der auf Augenblicke alles durchglühte. Auf unbekannter Höhe mitten in einer Wetterwolke. Sabin dachte nicht viel darüber nach, höchſtens, daß es ihm hier immer noch lieber war als am Vormittag bei der Duraſſel. Er ging und ging. Seine Kleider waren feucht, obſchon es nicht regnete.

Als er ſtundenlang umhergeirrt war in Nacht und Nebel, ſtanden vor ihm im Feuerſchein urplötzlich ſchwarze Rieſengeſtalten. Es waren Schirmtannen. Bei den nächſten Schritten in der Finſternis prallte er an die Hüttenwand. Aber die rechte war es nicht. Einer jener Bretterſchoppen war es, in dem das Bergheu geſammelt und aufbewahrt wird. Er taſtete rings um die Wand und kam zum Thürchen. Es war halb offen, er kroch hinein und grub ſich ins Heu, daß nur der Kopf frei blieb. Und wie

er ſich wohlgemut dachte: das macht ſich ja, und morgen werd ich die Richtige ſchon finden! da vernahm er vom andern Winkel her ein Geräuſch.

„Wer iſt da?“ rief er ſcharf.

„Das habe ich gerade auch fragen wollen,“ antwortete drüben eine männliche Stimme.

„Ich gehe zu den Almhütten hinauf und will hier ſchlafen,“ ſagte Sabin.

„Wohl auch ein Touriſt?“ fragte jener drüben mit merklichem Behagen. Vielleicht war es ihm lieb, in dieſer Bergeinſamkeit eine mitfühlende Seele gefunden zu haben.

Sabin ſtutzte. Es war ihm, als kenne er die Stimme.

„Touriſt? Nein, ich nit. Ich geh nur hinauf nachſchauen,“ antwortete er.

„So, Sie ſind von der Gegend,“ ſprach der in der Ecke und begann Mißmut zu entladen: „Na, ich muß ſchon ſagen, etwas gaſtfreundlicher wenn eure Senninnen wären, da oben auf der Rauſchalm. Das iſt ein intolentes Volk. Mit der Stallgabel hat mich ſo eine Hexe bedroht da drüben in den Hütten, als ich um Nachtquartier erſuchte. Und das nennt man Bauerngemütlichkeit. Wenn ſie wirtſchaftlich zu Grunde gehen, dieſe Hottentotten, ſo geſchieht ihnen recht.“

Dieſe Stimme! Dieſe Stimme! mußte Sabin

immer denken. Es war ihm, als habe er dieſen Laut oft ſchon mit Widerwärtigkeit empfunden. War es nicht — ſann er weiter und ſpannte ſeine Erinnerung an — war's nicht auf Finkenſtein? Gottsheilig und wahrhaftig ja, das iſt der Frang! Das iſt der durchgegangene Gutsverwalter Frang! Der lang Verfluchte und Geſuchte, dort in der Ecke liegt er. — Was iſt jetzt zu machen? Jetzt heißt's geſcheit ſein. Allein kann man mit ihm nicht anbinden. Und während man Helfer ſucht, fliegt der Geier ab. Locken muß man ihn, locken mit Hühnern. Aber die Stimme verſtellen und lügen, was das Zeug hält.

„Bei der Schoderhütte ſind Sie wohl nicht geweſen?" fragte Sabin mit leicht verſtellter Stimme, eine ſchalkhafte Lüſternheit ſpielend. „Wer ein gutes Nachtlager ſucht, der muß bei der Schoderhütte vorſprechen. Die Schoderſennin, die verſteht auch einen kleinen Spaß, wiſſen Sie."

„Hat wohl auch eine Stallgabel?" fragte jener angeregt.

„Haben thut ſie ſchon eine. Hat aber die Spitzen umgebogen und Haken daraus gemacht, zum Angeln — verſtehen Sie?"

„Wo iſt denn dieſe Schoderhütte?"

„Gar nicht weit von der Rauſchalm — gleich dahinter. Na, mir iſt's einerlei, und jetzt will ich ſchlafen."

Sabin ſagte kein Wort mehr, ſchlief aber nicht, ſondern lauerte. Der andere hatte ſich ein paarmal umgedreht im kniſternden Heu, dann war er ruhig und fing an zu ſchnarchen. Und Sabin wachte. Jetzt, dachte er, wenn mir der Spitzbub nicht auskommt, kann's eine Wendung nehmen. Beim erſten Tagesſchimmer wollte er auf und davon, um Leute zu holen, aber wo findet er ihrer? Wo ſind die Hütten? Der Riesleuthofer ſoll jetzt ſeinen Stadl eindecken auf der Rauſchalm. Da ſind ſicherlich Männer oben. Oder könnte man's nicht allein wagen? — Der Burſche hing dieſem Gedanken lange nach, kam aber doch zum Entſchluß, Helfer zu ſuchen, die ihn feſtnehmen. Eher als erwartet begann durch die Bretterfugen der Morgen zu ſchimmern. Sabin kroch aus dem Heu hervor, in dem er ganz trocken geworden war. Den andern hörte er tief ſchnarchen. Leiſe, mit aller Vorſicht kroch er über das gehäufte Heu, es war ſchon ſo licht, daß er ihn liegen ſah. Aber der Menſch lag auf dem Bauch, das Geſicht aufs Futter gelegt, daß es nicht zu erkennen war. Er war angekleidet, hatte die eine Hand auf dem Rücken liegen, die andere an der Seite. Wenn man — fiel dem Sabin ein — ihm die Hände jetzt auf den Rücken bände, während er ſchläft? Aber wenn er's am Ende doch nicht iſt! — Mit dem Knie griff der Burſche aus und ſchwang ſich noch näher hin, ſo

nahe, daß er genau den Kopf und das rotblonde Haar ſehen konnte und das eine Ohr mit dem plattgebogenen Oberrand. Er war es, der Frang. Er war es ganz beſtimmt und lag im tiefen Schlaf. Wenn der Mann einmal ſchlief, dann war's auch geſchlafen, das wußte der Burſche von Finkenſtein her. Sabin hörte auf zu denken und begann zu handeln. Leicht ergriff er die Hand, die auf dem Heu lag, bog den Arm ſanft und ſachte über den Rücken hin. Ein leiſes Zucken. Sabin wartete ein Weilchen und lauerte. Dann nahm er neuerdings die Hand und legte ſie ſachte, ganz ſachte kreuzweis über die andere. Sie blieb liegen, wie er ſie hingelegt und der Mann ſchnarchte. Nun löſte Sabin ſeinen Leibriemen los, ſteckte ihn ſehr vorſichtig unterhalb der Hände durch, ſchlang ihn um ſie, ſchnallte ihn ein und zog langſam, aber ſicher zuſammen. Der Schlummernde zuckte mit den Armen. Sabin zog den Riemen mit ſcharfem Ruck feſt, der Mann ſchnob, bewegte ſich, wollte ſich aufrichten — aber die Hände waren auf den Rücken gebunden, Sabin drückte ihn ins Heu zurück und ſagte: „Guten Morgen, Herr Frang!“

Die Augäpfel des Erwachten drehten ſich um ſich ſelbſt. Die Überraſchung war ſo gewaltig, daß er in ein Wimmern ausbrach, das jedoch bald in ein Schnauben grenzenloſer Wut überging. Raſend

arbeitete er, um loszukommen, die Arme renkte er sich aus, der Riemen blieb fest. Seinen mit Eisen beschlagenen Bergstock sah er in der Hand des Feindes. Als er Sabin erkannte, seinen Erbfeind seit jeher, stieß er einen schrillen Laut aus, ein abscheulicher Fluch konnte es gewesen sein, Sabin verstand ihn nicht und fragte auch nicht nach. Dann gab der Gefangene sich einstweilen auf und sagte kein Wort mehr. Er war eine zu praktisch angelegte Natur, um nicht zu wissen, daß in solcher Lage Geschrei und Widerstreben mehr schaden als nützen kann, weil es leicht Helfershelfer für den andern herbeilockt.

Der Morgen war sonnig, die Berggipfel ragten klar und scharf in den Himmel auf. Bei der Hüttenthür heraustretend, wollte Frang sich hinterher ducken. Da sagte Sabin: „Bitte, mein Herr, nach Ihnen! Sie müssen vorausgehen und so gut sein, mir den Weg nach der Rauschalm zu zeigen. Und sollten Sie etwa davonlaufen wollen, so kriegen Sie Ihren eigenen Stecken an den Kopf. Heut bin ich der Verwalter."

Noch andere Scherze fielen ihm ein, die er aber nicht zur Anwendung brachte, er wollte die polizeiliche Würde wahren, die ihm so unerwartet zugefallen war. Frang war in einem braunen Touristenanzug, am Lodenhut eine hochgeschwungene Hahnenfeder. Auch einen Rucksack hatte er bei sich gehabt, der war einst-

weilen im Heuſchuppen geblieben. Scheinbar ruhig ſchritt er dahin, als hätte er das beſte Gewiſſen. Sabin fand, daß Frangs Geſicht im Vergleich zu damals arg verwildert war. Der Gefangene lauerte. Seine Augen zuckten hin und her, um die Möglichkeit zum Ausreißen zu erſpähen. Doch er erwog, welcher der beiden im Berglaufen wohl geübter ſein mochte, und verſuchte nichts, ſondern ging gefügig den Rauſchalmhütten zu.

Dieſe lagen bald vor ihnen am Fuß einer ſteinigen Kuppe. Bunte Herden mit ihrem Geſchelle belebten den Hochboden. Auf einem der Hüttendächer ſaß ein Mann und nagelte Bretter feſt. Ein anderer ſtand auf der Erde und reichte ſie ihm hinauf. Das war der Riesleuthofer.

„Nit ſchlecht, daß gleich der Gemeindevorſteher da iſt," rief ihm Sabin zu. „Da bring ich einen Herrn, der ins Zuchthaus gehört, bisher irrtümlich frei herumgegangen iſt und Leut betrogen hat. Oha!" Das letzte Wort galt dem Frang, der plötzlich einen Seitenſprung gemacht hatte gegen den Berghang hin. Sabin hatte ihn ſchon am Arm erfaßt und hielt ihn feſt. Sie führten ihn in die Hütte, wo er ſich auf den Trog eines Schleifſteins ſetzen ſollte. Der Riesleuthofer ſetzte ſich an den Herd, der Zimmermann mit dem br'igſteifen Lederſchurz auf die Bank, der Hochkaſerer, wie Sabin genannt wurde, auf einen

umgestülpten Kübel, und das Gericht begann. Sabin erzählte die Geschichte vom ungetreuen Verwalter auf Finkenstein. Sie machten nicht viel Umstände sondern verurteilten den Gutsverwalter Lebrecht Frang zu zwei — Gendarmen. Nach diesen wurde sofort ein Halter hinabgeschickt nach Rotwasser. Den gefesselten Delinquenten wollten sie mit Milch und Brot wirten; da er solches Mahl aber nicht eigenhändig zum Mund führen konnte, die angebotene Löffelzufuhr Sabins aber zurückwies, so wurde nichts daraus. Dann haben sie ihn in einen Stall gesperrt.

„Das hast wohl fein angestellt, Hochkaserer! Das hast tapfer gemacht!" lobte der Vorsteher.

„Wenn's aber der Rechte nit ist!" gab der Zimmermann zu bedenken, „wenn's ein Falscher ist?"

„Gerad weil's ein Falscher ist, ist's der Rechte!" lachte Sabin, der freilich allen Grund hätte, gut gelaunt zu sein.

Sollte er an diesem Tag der Gerechtigkeit einen Dienst geleistet und seinem Kompagnon Hadrian Hausler das veruntreute Gut zurückvermittelt haben, so durfte er nun füglich auch an seinen eigenen Vorteil denken.

Vor der Riesleuthoferhütte war ei Auflauf entstanden. Alle Halter und Almerinn. der Hütten

waren zuſammengekommen, den Eingefangenen zu ſehen, der um ſo intereſſanter war, als niemand recht wußte, welches Verbrechen er begangen hatte. Nur eine der Almerinnen war nicht zu ſehen, und ſie hätte doch ſo nahe gehabt von ihrer Hütte her, die dort auf der Matte ſtand. Sabin hatte ſicher erwartet, ſie werde kommen und ſeine Heldenthat bewundern, vor der er ſelbſt erſtaunte. Lob war ihm ſonſt zuwider, er fand Genüge am Werk allein; doch diesmal dürſtete er nach Beifall aus ihrem Mund, ſchier als ob er ſeiner Sache nicht ganz ſicher wäre. Aber das Liſele kam nicht herüber. So fand auch er es nicht für nötig, mit einem Beſuch bei ihr ſich zu beeilen. Er wollte thun, als ob er wichtigere Dinge zu verrichten hätte, und ſchleppte ſich ein paar Stunden lang mit der ungeheuerſten Langweile herum, bis er jählings in großen, ſchnellenden Sprüngen über den Moorboden hinlief und vor ihr ſtand.

„Mädel, jetzt bin ich da! Aber ſo lang mir doch dein Pratzerl her und ſag: grüß dich Gott, mein Schatz!“

Sie barg ihre Hand unter die Schürze und that trutzig. Auf ſeine ſchalkhafte Anfrage, ob ſie keinen Melker und Käſer brauche, antwortete ſie, er wäre nicht der erſte, dem ſie mit der Stallgabel den Weg zeige. Ihr derbes Gehaben machte ihn ſchier zaghaft, und erſt als er demütig und kleinlaut vor ihr

ſo daſtand, wurde ſie zuthunlicher und fragte ihn, ob er Hunger habe.

Da kam von der Riesleuthoferhütte ein Halter gelaufen, der Hochkaſerer möchte doch ſchnell hinübergehen, es ſeien die Gendarmen da, und ſie wollten den Gefangenen frei laſſen, denn es wäre nicht der Richtige, es wäre ein ganz anderer! „Na, ich dank, da haſt du was Schönes angeſtellt!“ rief ſie aus. Sabin ſagte nichts, eilte davon. Als er hinüberkam, war aus der Hütte ſchon die laute, wütende Stimme zu hören. Der Verwalter ward juſt verhört, und wie er vorhin ſtumm und dumpf hingebrütet hatte, ſo entwickelte er jetzt eine mächtige Beredſamkeit, um ſich zu rechtfertigen und ſeine Entrüſtung gegen den gewaltſamen Überfall und den bübiſchen Eingriff in ſeine perſönliche Freiheit auszulaſſen. Er habe ſich über den beiſpielloſen Schurkenſtreich anfangs gar nicht faſſen können, nun aber verlange er ſelbſt das Gericht, um beweiſen zu können, daß er nicht Lebrecht Frang heiße, niemals Gutsverwalter auf Finkenſtein geweſen wäre, ſondern der Johann Krenn, Grundbeſitzer in Grübau an der Lehm ſei. Er wäre ins Gebirge gegangen, um Jungvieh zu kaufen, und wie man in dieſer Gegend argloſe Wanderer bei Nachtzeit meuchlings überfällt, das werde noch Aufſehen machen im Land!

„Mit dem haben wir uns geſchnitten!“ mur-

melte der Zimmermann dem Riesleuthofer zu, und dieſer war dafür, den Mann ſofort freizulaſſen. Da kam Sabin, ſchaute dem Verwalter Frang, dem rothaarigen Menſchen, in ſein von feinen Blutſtriemchen durchzogenes Geſicht und ſagte mit aller Sicherheit: „Nur zum Gericht mit ihm, ich fürcht mich nit. 's iſt der Frang, der uns mit dem Geld durchgegangen iſt.“

Der Gefangene wandte ſich an den Bauer: „Herr Gemeindevorſteher. Dieſem verrückten Menſchen gegenüber verliere ich kein Wort. Ich mache nur aufmerkſam, daß Sie Unannehmlichkeiten haben werden!“

Sagte der Zimmermann: „Aha, jetzt redet er ſchon anders. Jetzt verlangt er nit mehr zum Gericht.“

„Nur fort mit ihm,“ ſagte der Riesleuthofer zu den Gendarmen. Dieſe feſſelten ihn regelrecht und führten ihn thalwärts, jener unerfreulichen Niederung zu, wohin ſchließlich alle trüben Waſſer laufen.

Hätte Sabin mit seinem zweiten Besuch in der Lindwurm-Almhütte sich etwas mehr beeilt, so würden sie nicht so in der eitlen Nacht haben nebeneinander sitzen müssen auf der Bank vor der Thür. Zum Glück war die Luft mild, und stand am Himmel der weiße Mond, der das junge Paar nicht aus den Augen ließ.

„Du hast wohl doch recht, Liserl, daß ich was Schönes angestellt habe!" sagte er munter.

„Prahl' dich nit, daß dich der Herrgott einmal zu was Rechtem gebraucht hat."

Sie schmunzelte aber doch, schien so weit ausgesöhnt zu sein, hatte nichts dagegen, daß er seine Finger in die ihrigen verschlungen hielt. Er erzählte ihr mancherlei aus dem Sesam herauf, besonders aber die Auswanderung der grünen Prinzessin und nun recht genau die Abfassung des Gauners Frang. Den letzteren Bericht behandelte er ausführlicher als den ersteren, und es war die Rede vom Schloß Finkenstein, von Hadri Hausler und seinen Sonderbarkeiten.

Das Lisele hob den Atem, als ob es etwas sagen wollte — that's aber nicht.

„Was wolltest du sagen?" fragte er und lehnte seine Achsel an die ihrige.

„Aber, du drückst mich ja ganz auf die Seite!" beschwerte sie sich. „Was ich sagen wollte? Ich hab

dich ſchon lang einmal fragen wollen, Sabin, wie ſtehſt du denn eigentlich mit dem Hadrian Hausler? Iſt das dein Bruder, oder wie?"

Der Burſche antwortete: „Liſele, mir iſt's recht, daß wir davon reden. Aber denk dir, wie das närriſch iſt. Ich weiß ſelbſt nichts Rechtes. Es iſt etwas, aber ich kann nit drauf kommen. Er hat oft angefangen darüber zu reden, iſt aber allemal ſtecken geblieben. Er kann's nit ſagen oder will's nit ſagen — ich komm nit drauf. Zuerſt hat er mich als Kutſcher aufgenommen, nachher auf Finkenſtein — das muß ich dir einmal alles genau erzählen. Daß er mich an Kindes Statt angenommen hat, hab ich dir ſchon geſagt. Weil ich ein Findelkind bin. Das eine Mal haben wir uns wie Vater und Sohn angeredet, nachher wieder als Bruder und ſo. Ich kenn mich ſelber nit aus, weiß kaum, wer ich bin und wie ich heiß. Hausler oder Kirchner oder wie. Meinetwegen, ich bin halt ich und nix weiter. Gelt? Gelt, das iſt ſpaßig! — Wie noch das Vermögen da war, hat er für mich geſorgt, und jetzt ſorg halt ich für ihn. Er hat ja ſonſt niemand. Sein Vater lebt noch, iſt aber ganz mit ihm übers Kreuz, weißt."

„Sag mir, Sabin, haſt du ihn gern?"

Da geſtand er: „Es iſt ein Fehler von mir.

Er hat mir's gewiß gut gemeint. Aber — es geht gegen meine Natur. Er ist so ganz anders. So ganz anders ist er. Ich versteh ihn nit, und er mich nit. Und doch wieder das Erbarmen. Er ist halt krank und wird mit Jahr und Tag schlechter. Und sonst auch — wie's halt geht, wenn einer verdorben worden ist. Schon in der Jugendzeit. Und wieder andere verdirbt. Kein Vertrau kann ich haben. Und dabei ist mir doch wieder so gewiß — ich weiß nit. Ist halt ein armer Mensch. Ist eine Zeit gewesen, wo er hat Gutes thun wollen, und ist's allemal zum Schlechten geraten. Ist grad, als ob er alles thät anstecken. Ein lauteres Elend mit ihm."

„Ist es wahr, daß er den Hetzschwamm hat?" fragte das Mädel.

„Ins Arbeiten haben wir ihn bringen wollen," entgegenete Sabin. „Ich hab gemeint, das Arbeiten könnt ihm gut thun. Aber wenn's halt widerwillig geschieht, hilft's auch nix. Nur daß er mir den Brandanger rodet."

Darauf sie: „Das hab ich mir gedacht. Just wie du's gesagt hast, so hab ich mir's gedacht. Mir ist es gar nit recht, daß du neben seiner bist."

„Das macht mir so weit nix. Mich macht er nit besser und nit schlechter, als ich bin. Schon eher deinetwegen. Muß dir's wohl sagen, Lisele, das da-

mals auf der Haferfuhr, das kann ich nit vergeſſen."

„Fürcht dich nit. Lang wird er's wohl eh nimmer machen."

„Es kann auch ſonſt eine Veränderung nehmen," ſagte Sabin. „Wenn er jetzt etwan ſein Geld wieder kriegt, dann geht er ja fort — ins Stadtleben, wohin er gehört, und wir zwei," der Burſche legte ſeine Arme um ihren Nacken, „wir zwei ſind allein. Liſerl — ich wart ſchon hart auf dich." Er liſpelte ihr's ins Ohr.

Jetzt ſtand ihr wieder das Trotzköpfel auf. „Was denkſt denn eigentlich? Haſt mich ſchon einmal ernſthaft gefragt, ob ich dich gern hab?"

„Iſt nit nötig, weil ich's eh weiß," antwortete er ganz gelaſſen.

„Wenn du's ſchon für gewiß ſagſt, ſo wird's auch richtig ſein," gab ſie ebenſo gelaſſen bei. „Ich bin dir mein Lebtag lang gut geweſen."

„Dein Lebtag lang kennſt mich ja gar nit," lachte er.

„Ich kenn dich mein Lebtag lang. Einen Mann, den ich gern haben kunnt, hab ich mir nie anders vorgeſtellt, als du biſt. — So, jetzt weißt es und jetzt geh! Gute Nacht!"

Des war er doch verblüfft. — „Geh? Gute Nacht? Aber Liſele! Wenn du mich gern haſt, wie kann denn das ſein?“

„Morgen, wenn die Sonn ſcheint, reden wir weiter.“

„Da braucht's keine Sonn und braucht's kein Reden ....“ ſagte er mit ſtockendem Atem, mit heißem Atem und ſuchte ihr Haupt an ſeine Bruſt zu drücken. Da ſtand ſie raſch auf und ſagte ſcharf und beſtimmt: „Bübel! Wir ſtehen heut nit anders miteinander als geſtern. Wenn wir im Herbſt zu einander in die Kirche gehen werden, will ich dir die Treue mitbringen — verſtehſt du? Will dir jetzt nit untreu werden mit dir ſelber. Wirſt froh ſein, ſpäter, wenn du weißt, daß du dich auf mich verlaſſen kannſt.“

„Aber ſchau, Liſele,“ ſchmeichelte er, „wir haben uns ja ſchon verſprochen.“

„Verſprochen, aber nit gegeben!“

Sie huſchte in die Hütte und ſchlug hinter ſich die Thür ins Schloß.

Sabin war nicht der Mann, ſich von dem erſten Mißerfolg abſchrecken zu laſſen. Er wartete ein Weilchen ganz ruhig, dann kniete er auf die Bank und zwängte den Kopf zum engen Fenſterchen hinein. Es ging bis knapp an die Achſeln und weiter nicht. Sie

drinnen im Gefühl ihrer Sicherheit packte ihn an beiden Ohren, drückte ihr Geſicht an das ſeine und gab ihm einen herzhaften Kuß. Dann ging ſie in ihre Nebenkammer. Der Burſche zog ſeinen Kopf mit den heißen Ohren und Lippen zurück. — Er ging zur Nachbarshütte, ſuchte auf dem Heu ein Lager und ſchluchzte vor Freude und Ärger.

Der Mond lächelte vergnügt. —

Am andern Morgen war auch Sabin vergnügt. Erſtens, weil er gut geſchlafen, und zweitens, weil er ein ſo tapferes Mädel hatte. „Schön Dank, Liſele!“ rief er noch zu ihrem Fenſter hinein. Sie ahnte es wohl, das war der Dank für die geſchloſſene Thür, und in ihrem Herzen war es freudig.

Sabin hüpfte thalwärts, friſch wie eine Gemſe, ſeinem Hochkaſer zu, wo er gegen Mittag ankam. Dort im Stall war der Michel und fütterte das Vieh. „Iſt der Bruder da?“ fragte Sabin haſtig.

„Bruder Anton iſt geſtern nach Oberbuſch überſiedelt. Denke dir, er hat dort ſchon zwei Patienten.“

„Aber den Hadrian meine ich doch! Eine Neuigkeit für ihn. Den Frang haben wir!“

„Den Frang habt ihr? Und den Hadrian ſuchſt du? Aber der iſt ja gar nit da. Der iſt ja fort!“

„Wie fort? Wo fort? Wann fort?“

„Wir haben doch gemeint, daß er euch nach iſt, dir und der Grünen.“

Die Stube war unordentlich. Auf dem Tiſch der Milchtopf, im Winkel ein paar ſchiefgetretene Stiefel, in der Lade alte Wäſche und Schriften.

Das ſah bedenklich aus. Dem Sabin gab's einen gelinden Stoß innerhalb des Bruſtfleckes.

„Wir müſſen eilig dran, ihn zu ſuchen,“ ſagte er und der Michel ſtellte ſich dazu bereit.

Als im Bau des Hochkaſer alles durchſpäht war, ſuchten ſie im Schachen, in der Schlucht, auf dem Brandanger. Dort ſtak der Spaten im Raſen und reckte ſeinen Stiel quer auf. Sie fragten in allen Häuſern von Seſam, ſie fragten in Oberbuſch, im Rotwaſſerthal, in Gug, im Schloß Finkenſtein umher. Sie mutmaßten, daß er von der Verhaftung Frangs gehört und ſich beim Kreisgericht eingefunden haben könnte. Aber nirgends eine Spur. Auf Anfragen bei Herrn Leo Hausler in der Hauptſtadt keine Antwort.

Dann ließ man amtlich ſuchen, mit Gendarmen, mit Steckbriefen und öffentlichen Kundmachungen. Hernach ſtand in den Zeitungen zu leſen, daß Herr Hadrian Hausler ſich im Kreisgericht Riedberg einfinden möge zu einer bevorſtehenden Gerichtsverhandlung gegen einen Johann Krenn, recte Lebrecht Frang, geweſenen Gutsverwalter auf Finkenſtein. Alles vergebens. Hausler erſchien nicht, und keine Spur war von ihm zu erforſchen. Die Leute rieten nur noch auf die Waſſertümpel. Der alte Lindwurm ließ den Sabin ſagen, ſo lange, als dieſes Geheimnis nicht aufgeklärt ſei, gäbe es keine Hochzeit.

Sabin wurde zur Gerichtsverhandlung in Riedberg vorgeladen. Dabei kam allerhand zur Sprache, im übrigen ging es ziemlich einfach her. Lebrecht Frang wurde verurteilt zu acht Jahren Zuchthaus.

Von einem Ersatz der Veruntreuung auf Finkenstein keine Rede. Außer etlichen hundert Kronen — Schulden besaß der Mann nichts.

Im Herbst kam ein Urlauber aus der Hauptstadt zurück nach Sesam. Der erzählte, er hätte den Hadrian Hausler gesehen. In einem Unterhaltungslokal der Vorstadt. Die grüne Lehrerin habe er bei sich gehabt, auf dem Kopf schief gesetzt einen hohen Zylinder, im Mund eine lange Zigarre und in einem Aug ein Zwickglas. Sabin meinte, nun könne man wohl das Suchen einstellen und die Hochzeit veranstalten. Da kam eine andere Nachricht. Professor Dr. Berthold schrieb an seinen Bruder Michel über einige Familienangelegenheiten und wußte nebenbei auch etwas von dem verschollenen Hausler. Der sei in einer Irrenanstalt gewesen, eines Tags aus ihr entflogen, in die Wohnung seines Vaters, des alten Rentiers Leo Hausler, gedrungen. Dort habe er die Jagdflinte ergriffen, und weil der Alte abwesend, auf dessen Marmorbüste geschossen. Die Kugel sei zurückgeprallt an seinen eigenen Kopf. Dann sei er in ein Spital gebracht worden.

Als der Sabin diese letzte Nachricht hörte, ward ihm seltsamlich — ganz anders, als je früher einmal in seinem Leben. Nicht lange besann er sich. Den Hochkaser übergab er der Sorge des Schwagers und der Braut, und dann ging er auch davon.

Auf dem Kutſchbock hatte er die große Stadt einſt verlaſſen, zu Fuß zog er jetzt wieder ein. Die Füße hatte er ſich wund gegangen und die Lunge halb lahm geſchnauft. Nach vielem Umfragen fand er das Spital, in dem ſein — Kompagnon lag.

„Ach, der Mann mit dem Loch im Kopf," ſo bezeichnete ihn einer der graukitteligen Wärter. „Im Saal 3, Bett Nummer 73. Aber der Herr Doktor wird's nicht erlauben."

„Was wird er nicht erlauben?"

„Da kommt er ja gerade, der Herr Doktor."

Sabin fragte den hageren, ſchwarzbärtigen Mann, ob er den kranken Herrn Hausler ſprechen könne.

Der Arzt erſuchte ihn, mit in ſein Zimmer zu kommen.

„Wenn es möglich iſt," ſagte er, „ſo können Sie auf einen Augenblick zu ihm hineingehen. Er wird Sie kaum erkennen. Es ſteht ſchlecht mit ihm." Dann erzählte er, wie Hausler vor zwei Wochen bewußtlos in die Anſtalt gebracht worden war. In einem ſo armſeligen Zuſtand, daß niemand in ihm den Sohn des reichen Hausler hätte vermuten können. Niemand kümmere ſich um den armen Menſchen. Seit Tagen ſchwebe er zwiſchen Leben und Tod. Sein Sinn ſei zumeiſt umnachtet, er phantaſiere viel, rufe allerhand Namen und liege dann

wieder dahin. Im Kopf habe er eine Schußwunde, die geheimnisvoll ſei. Er habe darüber ausgeſagt, der Alte hätte auf ihn geſchoſſen — man verſtehe das nicht. Sein Vater ſei auf Reiſen, zur Zeit unbekannt wo.

Nach ähnlichen Vorbereitungen begleitete der Arzt den Burſchen durch düſtere, mit Jodoformgeruch erfüllte Krankenſäle. Im dritten Saal, in einer langen Reihe von Betten mit blaſſen, eingefallenen Leidensgeſichtern bemerkte Sabin ſofort das richtige. Das fahle Geſicht mit dem wirren Bart war wie bei einer Leiche, die fleiſchloſe Haut vermochte die Schädelform nicht mehr zu mildern. Nun ſchlug er die Augen auf, ſtarr und ſtechend blickte er den Burſchen an, der vor ihm ſtand.

Sabin hatte ſeine dürre, heiße Hand erfaßt, beugte ſich über ihn und ſagte leiſe: „Erkennſt du mich, Vater?“

Da verzerrte ſich des Kranken Geſicht zu einem leichten Lächeln. Seine Bruſt hob ſich und er ſprach: „Du biſt mein Sabin.“ Mehr verwundert als erregt ſchaute er den Burſchen an. „Wieſo denn, daß du zu mir kommſt, Sabin? Haſt du nicht auf dem Rübenfeld zu thun?“

„Nein, lieber Vater, auf dem Rübenfeld hab ich jetzt nichts zu thun. Ich bleib bei dir, bis du geſund biſt.“

Der Kranke betaſtete ſeine Finger: „Das iſt er. Das iſt mein Sabin. Siehe, ich hab auf dich gewartet.“

Der Arzt war erſtaunt über die faſt behagliche wache Ruhe des Patienten. Er trat ein wenig zurück. Als der Kranke lange und unverwandt auf den Burſchen geblickt hatte, ſchien es, als hebe etwas in ihm an zu beben; zu ſchluchzen begann er, während der Burſche zärtlich ſein Haupt ſtreichelte und mit vor Bewegung gepreßter Stimme ihn immer wieder Vater nannte — als ſei Verſäumtes nachzuholen.

„Lange habe ich warten müſſen, mein Junge,“ ſtammelte Hadrian und ſchmachtete nach ſeiner Lippe. „Dich allein. Nur dich ganz allein. Dich hab' ich lieb . . .“

Der Doktor trat dazwiſchen und mahnte, den Beſuch abzubrechen.

Sabin löſte ſich ſanft los. „Um dich zu ſchonen, Vater. Um dich zu ſchonen. — Wir ſehen uns ja jetzt jeden Tag. Ich bleibe da, bis wir beide miteinander heimfahren können.“

Sabin nahm im Krankenhaus ein großes, ſonniges und bequem eingerichtetes Zimmer erſter Klaſſe auf, mit zwei Betten. Er bat den Arzt, den Kranken ſofort dahin übertragen zu laſſen. „Pflegen,“ ſagte er, „werde ich ihn ſelbſt, bis er wieder geſund iſt.“

„Geſund?“ entgegnete der Doktor. „Geſtern noch hätte mir das unmöglich geſchienen. Heute — Wir dürfen in der That hoffen . . .“

Ein Wärter kam geeilt und berichtete: „Herr Doktor! Der Patient Nummero dreiundſiebzig ſoeben verſchieden.“ — — —

Als Sabin nach dem Begräbnis zurückgekehrt war ins Seſam, ſagte er nicht, daß er ihn verloren, vielmehr, daß er ihn gefunden hätte. Der Tote jetzt war ihm mehr, als der Lebendige je geweſen. Was ihm an dem unſeligen Mann früher verächtlich erſchienen, das ſah er jetzt als eine Seelenkrankheit, an der — in ähnlichen Kulturverhältniſſen und von der Treuloſigkeit der Mitmenſchen vergiftet — gar mancher litte und verkomme. Im Grunde war's ein Menſch geweſen, mit gutem Willen und einem heißen, in Weltluſt lahm gewordenen Herzen. Wer hätte geahnt, daß in dieſem noch Liebe war, Liebe, lebendig begraben und verſchmachtend! Ihr letztes Aufglühen hatte dem Burſchen ein Licht gebracht.

Und auch uns hat dieſes Schickſal gezeigt, daß ein Menſch, deſſen Seele von Weltgift zerfreſſen iſt, nicht in die ländliche Natur zurückkehren kann und ſoll.

Von der Doppelhochzeit im Lindwurmhof iſt weiter nichts zu ſagen, als daß dabei zwei Zentner Pulver verpufft und die letzten Vorräte des alten Edelhofs gründlich aufgegeſſen wurden. Aber wie der Sabin und der Michel zugreifen in der Wirtſchaft, beſteht kein Zweifel, daß Kiſten und Käſten ſich bald wieder füllen werden. Profeſſor Berthold, der Übermenſch, hatte bei der Hochzeitstafel übermenſchliches geleiſtet. Und da war er am zweiten Tag des Gelages auf die wunderliche Idee gekommen, die Lebensgeſchichte des unſeligen und nun ſeligen Hadrian Hausler herauszugeben.

„Dann, Bruder, vergiß nicht, auf den Einband des Buches einen Totenſchädel zu zeichnen," ſagte Doktor Anton, „denn es iſt — Weltgift."

„Totenſchädel!" gab der Profeſſor zurück. „Behalten der Herr Doktor dieſes Wappen gefälligſt für ſich. Ich gebe zu meinem armen Hadrian den friſchen Sabin. Das iſt Gegengift."

Doktor Anton ſchwenkte ſein Sacktuch zum Fenſter hinaus und rief lachend:

„Losknallen, meine Herren, der Profeſſor hat endlich einmal einen vernünftigen Gedanken!"

Da krachten die Böller.

Ende.

Peter Rosegger

Abenddämmerung

8° P. germ. 113-17

Abenddämmerung

Rückblicke auf den Schauplatz des Lebens

von

Peter Rosegger

Erstes bis zehntes Tausend

Au 1459

Leipzig / Verlag von L. Staackmann / 1919

Von dieſem Buche wurden 25 numerierte Exemplare
in beſonders ſorgfältiger Ausſtattung hergeſtellt.

Alle Rechte vorbehalten.
Für Amerika: Copyright 1919 by L. Staackmann, Leipzig.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vorwort.

Der Verfaſſer hatte die Eigenſchaft, ſich immer um Dinge zu kümmern, die ihn eigentlich nichts angingen. Hätte er ſtets die Zeiten — Zeiten, und die Leute — Leute ſein laſſen, hätte er ſich hübſch beſcheiden mit dem kleinen Ich begnügt, das in ſeiner Haut ſteckt, er würde ſeine Jahrzehnte mit größerer Ruhe und Behaglichkeit verſeſſen haben. Aber er beſchaute und bedachte die Menſchheit, er ſah die von ihrer Sehnſucht ihr geſtellten Ziele und die Schwierigkeit oder gar Unmöglichkeit, ſie zu erreichen, und er fühlte allmählich in jedem Menſchen ſich ſelber; ſo war ſeine Sorge um die Menſchheit eine Sorge um ſich ſelber. In dieſem großen Egoismus ſtecken Freuden und Leiden, von denen eine in ihre enge Bruſt genähte Seele keine Ahnung hat.

Nun, ſo begann unſer Mann zu ſchreiben, und ſchrieb und ſchrieb. Er dachte nicht daran, die Leute zu belehren, zu bekehren, war er doch ſelber noch nicht bekehrt; es war vielmehr ein lyriſches Verlangen, ſich durch das Ausſprechen ſeeliſch zu befreien. Er wollte ſehen, ob ihm die Menſchen könnten tragen helfen, oder er ihnen. Er wollte ſich mit ihnen verſtändigen über alles, was wir gemeinſam haben; vielleicht fingen ſie dann an, nachzudenken. Der Gedanke iſt zwar noch lange keine Tat, aber er kann wie eine Fackel die Tat und ihren Weg erleuchten. Aus ſolchen halb unbewußten Regungen ſind die vielen Bücher des Verfaſſers entſtanden. Die hier geſammelten Aufſätze ſind nicht in ſeinen Büchern erſchienen; ſie ſind Nachträge und Ergänzungen, die manches in den Büchern vervollſtändigen und wohl auch Neues enthalten, weil die Men-

ſchenſeele, und ſei ſie noch ſo klein, unerſchöpflich iſt, wenn ſie ſich an der Weltſeele nährt. So iſt das eine in der Abenddämmerung gehaltene Rückſchau auf den Schauplatz des Lebens geworden. Ein paar perſönliche Freundeserinnerungen und kleine Herzensſachen, ſowie auch Schalkheiten ſind eingeſtreut, die ebenfalls zu den Zeitfragen enger oder loſer in Beziehung ſtehen.

Die Aufſätze ſind in den letzten 25 Jahren geſchrieben worden; und wenn auch manches darin veraltet ſcheint, im Grunde ſind es doch die ewigen Angelegenheiten, mit denen wir nie fertig werden. Die Stücke ſind in dieſem Buche nach der Zeitfolge ihres Entſtehens geordnet. Dadurch bekommt die Sammlung einen Schein von Unordnung. Die Stücke paſſen in ihrer Reihenfolge oft nicht zuſammen, wie ja auch die einander folgenden Tage des Lebens oft nicht zuſammen paſſen. Wer die Natur des Autors und die Geſchichte ſeiner Tage kennt, der wird das Buch nicht mißverſtehen.

Krieglach 1917.

R.

AD BIBL. UNIV. ... MONAC.

Empörung.

(1891.)

Mit einigem Unmute entstieg ich auf dem Grazer Südbahnhofe dem Eisenbahnzuge. Ich war in Gesellschaft eines Maschinenarbeiters gefahren, der in Bruck eigens ins Nichtrauchergelaß eingestiegen zu sein schien, um sich mit mir ein wenig zu unterhalten. Da er einsteigend mich bei meinem Namen grüßte, so fragte ich ihn nach dem seinen.

„Das bleibt sich gleich", antwortete er rasch. „Ich bin ein Arbeiter. Als Menschen interessieren wir ja die Herren nicht." Lächelnd sagte er es, allein die Bemerkung schien aus der Tiefe der Sozialdemokratie geschöpft zu sein. Er war ein noch jugendlicher Mann, schmächtig und modern nervös, seine Hand war breit und rauh, in seinem Auge lag eine starke Seele. Er war gewiß in seiner Art ein Gebildeter, er wußte im Ideenkreis seines Standes wohl Bescheid. „Ich wollte Ihnen erst dieser Tage schreiben, Herr," sagte er nach einer Einleitung, „Sie gründen ja jetzt in Graz eine große Volksbibliothek."

„Ich gründe sie nicht," war meine rasche Antwort, „ich suche sie nur mit meiner geringen Kraft zu fördern, weil sie etwas Gutes und Wohltätiges zu werden verspricht. Allerdings habe ich gerade aus Arbeiterkreisen darüber mißstimmende Zuschriften erhalten."

„Das glaube ich", lachte er drein.

„Ich möchte solche Zuschriften ernst nehmen, wenn sie nicht anonym wären. Ich wundere mich darüber, daß die Briefschreiber, die da den starken Arbeiterstand zu vertreten vorgeben, nicht Mannes genug sind, für ihre oft derben und manchmal freilich auch schiefen Behauptungen mit ihrem Namen einzutreten."

„Anonym, dieſe Feigheit verachte ich," entgegnete mein Reiſegenoſſe, „und wenn Sie erlauben, will ich ſie wett machen. Ich bin", nun ſtellte er ſich vor. „Aber der Name iſt tatſächlich überflüſſig, weil ich nicht im Namen meiner Perſon ſpreche, ſondern im Namen des vierten Standes. Sie haben in einem öffentlichen Aufſatze geſagt, daß die Volksbibliothek dazu beitragen ſolle, das Volk auf edle Weiſe zu unterhalten, zu belehren, den Arbeiter gebildeter und zufriedener zu machen. So ſagten Sie, gemeint wird es wohl anders ſein. Der Volksdichter hat Sie diesmal im Stich gelaſſen, Sie geben ſich als Werkzeug her für Zwecke, die Sie vielleicht ſelber nicht billigen würden, Sie ſind kurzſichtig. In weſſen Namen ſprechen Sie? Im Namen der oberſten Zehntauſend. Wer gründet die Volksbibliothek? Das Kapital. Was will es durch die Volksbibliothek erreichen? Die Einſchläferung des Arbeiters. Der Arbeiter ſoll vom Sozialismus abgeleitet werden, er ſoll religiös gemacht werden, damit er wieder gefügig ſei. Wir kennen das ſchon und gehen nicht auf den Leim."

Wenn ich dieſe Auffaſſung nicht bereits aus den erwähnten Zuſchriften gekannt hätte, ſie würde mich in große Beſtürzung gebracht haben. Vielleicht wäre ich in Zorn geraten und hätte dieſes willkürliche Mißdeuten einer wohlgemeinten Abſicht abſcheulich genannt. Mit möglichſter Gelaſſenheit habe ich ihn gefragt, ob er die Werke denn bereits kenne, die unſere Volksbibliothek führen wird? — Er kenne davon weder ein Buch, noch einen Gründer, das ſei abſichtlich in Nebel gehüllt, er kenne nur mich, der ich darüber geſchrieben.

„Und ich bin den Arbeitern wohl gar nicht gut auf ein bißchen Vertrauen?" war meine Frage. „Ich habe es in meinen Schriften wohl ſtets mit den oberſten Zehntauſenden gehalten, mit dem Kapital, mit dem Luxus, mit der

Verſchwendung, mit der Tyrannei, wie? Ich bin wohl ſtets in meinen Schriften ein Feind des Volkes geweſen, ein Gegner ehrlicher Arbeit, des perſönlichen Fleißes, ein Anwalt leichten Gewinnes, wohl ein Feind des Armen und Unterdrückten? Bin ich das geweſen? Haben es nicht vielmehr Dichter aller Zeiten mit dem Volke, mit den Niedrigen gehalten und mitgekämpft gegen die übermütigen Herren? Und ich perſönlich, entſtamme ich nicht ſelbſt dem arbeitenden Volke? Iſt es nicht mein ſo oft laut ausgeſprochener Stolz, zu dieſem Volke zu gehören? Sind nicht alle meine Schriften ein leidenſchaftlicher Proteſt gegen die Untergrabung des Volkstums, gegen die Schädlinge des Volkes? Bin ich dieſer unverbrüchlichen Kameradſchaft mit dem arbeitenden Volke wegen nicht oft genug beſchimpft worden? Was berechtigt Sie zur Annahme, daß ich mich hergeben würde, das Volk zu verraten?"

„Ich habe vieles von Ihnen geleſen," verſetzte mein Gegner, „doch verzeihen Sie mir, Ihr Volk iſt ein anderes, als das unſere. Sie halten es mit dem Bauernſtande, dem Sie entſtammen, aber nicht mit dem Arbeiter, dem Ihre Schriften oft ſchnurſtracks zuwiderlaufen. Sie haben es oft geſagt, daß der Bauer von natur- und rechtswegen Ariſtokrat iſt. Wir Arbeiter aber ſind Demokraten, und dazwiſchen läuft eine Kluft, die nie ausgefüllt werden kann, nie und nimmer! Als Ariſtokrat will der Bauer die Monarchie, wir wollen die Volksherrſchaft. Als Ariſtokrat will der Bauer die Kirche; wir Demokraten ſind Freidenker. Schon weil Sie, mein Herr Volksdichter, die ſogenannte Religion protegieren, ſind Sie keiner für uns. Sie werden wahrſcheinlich auch die neue Volksbibliothek mit ſchönen, gottſeligen Werken verſehen, damit wir alle wieder zum Kreuz kriechen, im Himmel ſchöne Engel werden, auf Erden aber arme Teufel bleiben ſollen. Iſt es etwa anders?"

„Es iſt freilich wohl ſehr anders, lieber Freund", war hierauf meine Antwort. „Lautet nicht ein Glaubensartikel der Sozialdemokraten, daß die Religion Privatſache ſei? Sie hat alſo mit der öffentlichen Volksbibliothek und mit der ſozialen Frage nichts zu ſchaffen, ſie iſt eine innere menſchliche Angelegenheit, und als ſolche gewiß ein wichtiger Faktor für den Dichter. Die Volksbibliothek wird gar viele Bücher haben, die einen werden religiös ſein, die anderen werden es nicht ſein, die einen werden für die alte Kultur ſprechen, die anderen für eine neue. Hundert Meinungen werden aufkommen, der Leſer wird ſie prüfen und dann die ſeinige bilden. Wenn ſo eine Volksbibliothek bekehren und führen wollte, da wäre ſie ſelbſt auf dem Holzweg. Wozu denn bekehren? wohin denn führen bei den unzähligen Richtungen des Geiſteslebens in der Literatur? Was ſie will, das iſt, den Leſer geiſtig anzuregen, ſeinen Geſichtskreis zu erweitern, durch möglichſt freien Ausblick nach allen Seiten und durch Verinnerlichung in der Poeſie eine Weltanſchauung zu klären, ſich ſelbſt kennen zu lernen. Dieſen Zielen wird wohl jeder Menſch, auch der Sozialdemokrat, zuſtreben dürfen. Oder verbietet das ſeine Freiheit? — Die Arbeiter klagen immer, daß zwiſchen ihnen und den anderen Ständen ein ſo tiefer Graben ſei. Und wenn man nun wohlwollend dran geht, dieſen Graben zu überbrücken, die geiſtigen Güter ihnen wie allen anderen zugänglich zu machen, dann wenden ſie ſich mit empörendem Mißtrauen ab."

„Die geiſtigen Güter ſind uns zu wenig," entgegnete der Arbeiter, „wir wollen die volle Teilnahme an den materiellen Gütern."

„Auch hier kommen wir euch entgegen", ſagte ich. „Freilich nur im kleinen, denn wir, wovon Sie einen an mir ſehen, ſind keine Kapitaliſten, keine Arbeitgeber, wir

ſind nicht in der Lage, euere großen Forderungen zu erfüllen. Nach unſeren Kräften nur im kleinen können wir unſer Wohlwollen für die Armen beweiſen, und doch auch wieder bedeutſam, wie ich glaube, wenn wir verſtanden werden. Städtiſche Wohltätigkeit iſt vielfach Modeſache geworden, bei uns dürfte das aber nicht zutreffen. Wir haben ſittliche Anläſſe und Herzensgründe, wenn wir den Bedürftigen und Würdigen etwas Gutes tun wollen. Mißverſtehen Sie mich nicht, wenn ich nur an eines erinnere. Gerade in dieſen Tagen begeht der Wohltätigkeitsverein ‚Kolonie' in Graz den Tag ſeines fünfundzwanzigjährigen Beſtehens. Viele tauſende von armen Kindern, von Arbeiterkindern, hat dieſer Verein ſchon bekleidet —"

„Die Hand, die uns Almoſen geben will, nehmen wir nicht an", unterbrach er mich. „Dieſe Wohltätigkeitsvereine, da habe ich ſchon geſpeiſt! Als Almoſen wollen ſie uns geben, was zu recht unſer iſt. Nein, nein, mit dieſer chriſtlichen Barmherzigkeit laſſen wir uns nicht mehr beſchwichtigen. Wir brauchen keine Wohltat; wenn wir das bekommen, was wir uns verdienen, dann ſind wir reich genug."

„Das gehört auf ein anderes Blatt", meinte ich. „Daß euere neue Weltordnung noch nicht eingeführt iſt, dafür können wir ſo wenig, als ihr. Und ſolange ſie noch nicht eingeführt iſt, werden Sie uns wohl erlauben müſſen, daß wir von unſerem menſchlichem Rechte, von unſerer chriſtlichen Pflicht, den Notleidenden auch des Arbeiterſtandes nach Kräften beizuſtehen, Gebrauch machen. Haben Sie ſelbſt vielleicht auch nicht Weib und Kind, ſo mögen Sie anderer gedenken, die in der Not bittend ihre Arme ausſtrecken nach den Wohltaten und die für jeden Beiſtand von Herzen dankbar ſind. Sie ſelbſt ſättigen ſich, aber wer gibt Ihnen das Recht, im Namen der Hungernden das Brot abzuweiſen, das man ihnen bietet? Sie ſelbſt leſen nicht oder ſind mit

Leſeſtoff zufällig verſehen; dürfen Sie deshalb im Namen aller anderen, die gerne leſen möchten, die Gelegenheit dazu trotzig ablehnen? Nein, das iſt nicht bloß gewiſſenlos, das iſt auch unklug. — Ich ſage Ihnen, es gibt in der Geſellſchaft viele Elemente, und gewiß mehr als Sie glauben, die dem Arbeiter aus ganzer Seele wohl wollen, die ihm ſeine berechtigten Forderungen erfüllen helfen möchten, die nichts ſehnlicher wünſchen, als daß auch dem Arbeiter alle Vorteile der Geſittung zugänglich ſeien, die materiellen wie die geiſtigen, — wenn ihr dieſen Freunden aber nur Mißtrauen und Trotz entgegenſtellet, dann weiß ich nicht, wie euch zu helfen iſt. Ihr allein, die Arbeiterſchaft allein, ſo mächtig ſie auch ſein mag, wird jene Kräfte nie in ſich vereinigen, die zu den großen Reformen nötig ſind."

„Reformen?" fragte der Arbeiter. „Wer ſpricht von Reformen? Wir wollen eine radikale Umgeſtaltung."

„Alſo Revolution."

„Wenn Sie wollen. Dann aber gibt's keine Kompromiſſe."

„Die Erfolge der Reformen würden haltbarer ſein, als die der Revolution", ſagte ich.

Er lachte auf: „Mit Reformen ſtürzt man keine Welt!"

„Und mit Revolutionen baut man keine. Jede Revolution hat ſich ſchließlich allemal ſelbſt korrigieren müſſen. Kein Wachstum in der Natur geht ruckweiſe vor ſich, alles iſt allmähliche Entwicklung."

„Unſere Philoſophie iſt eine andere", war ſeine Entgegnung. „Angenommen, Sie wollten alle unſere Forderungen erfüllen, ſo könnten Sie es nicht; Sie ſind durch tauſend Verhältniſſe und durch ſich ſelbſt gebunden, wir müſſen Sie ſo gut befreien als uns, und da gibt's keine gütige Vermittlung."

Nach einer Weile ich: „Alſo der brave Arbeiter und der redliche Volkspoet, der ſtets für das Verdienſt der Arbeit und für das Wohl der Armen eingeſtanden, dieſe beiden ſollen ſich auf dem Schlachtfelde gegenüberſtehen?“

Er zuckte die Achſeln.

„Wenn ich nun“, war meine Entgegnung, „in Ihrem Sinne handeln wollte, ſo müßte ich hingehen und die Volksbibliotheken abſchaffen oder wenigſtens dafür ſorgen, daß die Arbeiter davon ausgeſchloſſen ſeien. Und ich müßte die Wohltätigkeitsvereine beſtimmen, die Arbeiter und ihre Familien aus dem Wirkungskreiſe auszuſchließen. Denn die Arbeiter nehmen keine gebotene Hand mehr an, ſie ſind beleidigt, wenn ihnen die beſtehende Geſellſchaft Gutes tun will, ſie wollen offene Feindſchaft und rückſichtsloſen Krieg. Nein, das kann nicht die Abſicht Ihrer Partei ſein.“

Hierauf ſagte er: „Sie ſollten für die Arbeiterſchaft und ihre Forderungen agitieren oder ſich nicht dreinmiſchen.“

„Ah,“ entgegnete ich, „das iſt das alte Lied. Ich habe es auch ſchon von anderer Seite gehört. Der Poet, dem das Schickſal ſeines Volkes anliegt, der Schriftſteller, deſſen Lebensaufgabe es iſt, nach ſeinem Gewiſſen für das Recht der Menſchen einzuſtehen, er ſoll ſich nicht dreinmiſchen. Nein, ſchweigen werde ich nicht. Hingegen will ich Ihren anderen Punkt erfüllen, ich will für die Arbeiter und ihre Forderungen agitieren.“

„Das läßt ſich hören!“ ſagte er. Er ſagte es nicht ganz ohne Ironie.

„Die Arbeiter wollen“, fuhr ich fort, „Verkürzung der Arbeitszeit, damit ſie ſich Erholung und geiſtige Ausbildung gönnen können. Ich komme Ihnen zur geiſtigen Ausbildung mit der Volksbibliothek entgegen. Die Arbeiter wollen Lohnerhöhung. Ich beantrage noch mehr, ich wünſche,

daß der erhöhte Lohn den Arbeitern wahrhaftig zugute komme, daß sie denselben nicht in den Wirtshäusern vertun oder für zweifelhafte Kampfmittel ausgeben, sondern, daß sie ihre oft recht großen und verwahrlosten Familien versorgen, um sie vom Übel- und vom Wohltun anderer Stände unabhängig zu machen."

„Diese Art von Wohltun, selbst wenn es uns gefiele, gibt nichts aus", sagte der Arbeiter. „Wissen Sie denn, wieviel Elend im vierten Stand herrscht?"

„Vielleicht besser als Sie selber", war meine Antwort. „Sie arbeiten in einem Eisenwerke, das auf dem Lande steht. Sie haben von der wirklichen, grenzenlosen Not dieses Standes keine Ahnung. Ich habe Studien gemacht in der Arbeiterwelt der großen Städte. Das ist ein Elend. Ich war oft bis aufs äußerste empört gegen die moderne Gesellschaft, die solche Zustände schafft; andererseits mußte ich mich ärgern über die Arbeiter, die auf der weiten Welt kein anderes Existenzmittel mehr zu finden wissen, als die Arbeit in den Fabriken. Vielleicht ginge es doch der Mehrzahl ein wenig besser, so wie es tatsächlich einzelnen, den Zufriedenen, Fleißigen und Sparsamen geht, wenn nicht —"

Er unterbrach mich rasch: „Je zufriedener, fleißiger und sparsamer wir sind, desto knapper halten sie uns. Eben unser Elend ist unsere beste Waffe, es stachelt die Arbeiter auf, es empört die Unbefangenen, es macht die Kapitalisten zittern. — Uns ist ja nicht bloß ums Satteſſen zu tun, wir wollen unseren Stand heben, unser Menschenrecht erkämpfen."

„Ja gewiß," sagte ich, „haben die Arbeiter recht, wenn sie ihre Lage verbessern und sich eine menschenwürdige Stellung in der Welt schaffen wollen, das ist nicht bloß ihr Recht, es ist sogar auch ihre Pflicht. Aber manche Sozialdemokraten machen das verkehrt, Fernstes streben sie an,

und das Nächſte verſäumen ſie. Sie leben in den Tag hinein, wollen nicht haushalten, führen kein ordentliches Familienleben und weil ſie hoffen, bald ohnehin in den Beſitz der großen Güter zu kommen, verſchmähen ſie die kleinen. Theoretiſch ſind ſie mit ihren Anſprüchen gerade ſo gefräßig, wie es ihre Gegner ſind. Zu einer menſchenwürdigen Exiſtenz, zu einem geordneten Wohlſtand bringt man es auf dieſem Wege nicht. Den Sturm zu entfachen, das mag ihnen gelingen, es iſt ſogar möglich, daß ſie einige Wochen lang die Herren der Situation ſein werden, dann aber wird es anders kommen, als ſie es ſich denken. Heute ſind wenige Herren und viele Knechte, dann wird es gar keinen Herrn, ſondern lauter Knechte geben."

„Gut," ſagte der Arbeiter, „daß wir Knechte ſind, bekümmert uns auch gar nicht, wohl aber, daß andere Herren ſind! Wir ſind Proletarier. Und nicht, daß wir arm ſind, empört uns, ſondern daß andere reich ſind. Denn ſie ſind es durch unſere Arbeit."

„Wenn es nur das iſt," ſprach ich, „wenn es euch nichts macht, daß ihr arm und daß ihr Knechte ſeid, wenn ihr's nur gegen die Tyrannei, gegen das Kapital habt — warum bliebet ihr denn nicht im Bauernſtande, warum geht ihr denn nicht heute noch in den Bauerndienſt? Freilich ſind nicht alle von euch vom Lande gekommen, aber doch viele, und ich glaube, daß gerade dieſe nicht ſozialdemokratiſch veranlagt ſind, daß ſie vielmehr halb gezwungen mittun müſſen. Im Bauernhof lebten Herr und Knecht zumeiſt in einem gemütlichen Verhältniſſe miteinander, dort herrſcht kein Kapital, ſondern nur der Hände Arbeit. Viele von euch haben aber den Bauernhof verlaſſen unter dem Vorwande, daß es ihnen in der Fabrik beſſer gehe, der Bauernſtand iſt durch ihre Schollenflucht ſchwer betroffen und ſie ſind jetzt in der Fabrik unzufriedener als je und

als alle anderen Stände. Ja, müſſet ihr denn Fabrikarbeiter bleiben? Ich an euerer Stelle würde ſagen: Du Kapital, wenn du produzieren willſt, ſo produziere ſelber. Ich gehe zur Landwirtſchaft, baue dort das Wichtigſte, was der Menſch braucht, nähre mich davon, trachte mir mit der Zeit ein Gütel zu erhauſen, kümmere mich nicht um den dummen Weltlauf, lebe einfach und fröhlich in der geſunden Natur dahin und bin niemands Herr und niemands Knecht."

Dieſe Bemerkung nahm der Sozialdemokrat gar nicht ernſt, er ſchien ſie nur boshaft zu finden. Es iſt allerdings kein bequemer Weg von der Fabrik zum Bauernhof zurück, und männiglich ſorgt dafür, daß der Bauernſtand darniederliegen bleibt und kein Gegenſtand der Wünſche mehr iſt. Ernſt war es mir aber doch mit meiner Bemerkung. Ich für meine Perſon würde den Bauernhof der Fabrik zehnmal vorziehen. Wer verbeſſern will, der findet auch im Bauernſtand Anlaß dazu. Dort braucht er mit ſeinen Plänen nicht ſo ins Blaue hineinzugehen, wie es die Sozialdemokraten tun. Wenn ſo viel Wille und Geiſt aufgewendet wird, das Bauerntum zu heben, als man heute für die Induſtrie vergeudet, dann geht's auch beim Bauern vorwärts. All das ſagte ich ihm und ſetzte bei: „Ich weiß ja, daß nicht jeder Bauer werden kann, aber daß niemand Bauer werden *will*, das verſtehe ich nicht."

„Und ich verſtehe *Sie* nicht", rief mein Sozialdemokrat. „Ein Bauer werden! Wie Sie nur ſo was ſagen können!"

„Sie ſind zu mir ins Kupee geſtiegen," bemerkte ich, „um mir Ihre Meinung beizubringen. Das war recht. Nun habe ich Ihnen auch die meinige geſagt. Das war doch auch recht. — Anderen habe ich meine Meinung auch ſchon geſagt, zum Beiſpiel denen vom Kapital, und ich denke, etwas derber manchmal, als Ihnen heute. Übrigens aber möchte ich mit meinen Daſürhaltungen die Parteien nicht noch mehr

gegeneinander verbittern. Wir ſind alle Menſchen, auch die Sozialdemokraten, ja ſogar die Kapitaliſten. Über uns allen lauert ein Schickſal, das keinen Unterſchied macht zwiſchen reich und arm, zwiſchen groß und klein. Es gibt Zeiten, da wir uns alle eins fühlen, und in ſolchen Zeiten ſind wir am größten und innerlich am glücklichſten. — Wehren Sie ſich Ihres Rechtes, Freund, aber wenn Ihnen einer wohl will, der außerhalb Ihrer Partei ſteht, mißtrauen Sie ihm nicht. Glauben Sie mir, es gibt mehr Hochherzigkeit unter den Menſchen, als der böſe Geiſt unſerer Tage zugeſtehen will. Die Keime der Opferwilligkeit des einen für den anderen ſind vorhanden, hätten wir nur das rechte Vertrauen zueinander!"

„Unſer Vertrauen iſt immer mißbraucht worden", antwortete er mit Bitterkeit. „Wenn wir uns nicht ſelbſt helfen! Sonſt hilft uns niemand."

Während dieſes und ähnlichen Geſpräches waren wir nach Graz gekommen. Beim Ausſteigen wollte ich ihm die Hand ſchütteln, er hatte ſchon ſein Koffercben gefaßt und erwiderte meinen Gruß ziemlich nebenbei. Ich war betrübt und zornig zugleich. Muß es denn ſein? fragte ich mich. Iſt denn keines Menſchen Macht imſtande, den furchtbaren Zwieſpalt zu ſchlichten? Es iſt ein wahres Elementarunglück.

Zum Schluß will ich einen Brief mitteilen, den ein Fabrikarbeiter ſeinem Bruder geſchrieben hat. Und dieſer Brief lautet alſo:

An den Herrn Anton Freißenbüchler, Landwirt zu Holleſchbach bei St. Stefan i. T.

Lieber Bruder!

Du wirſt Dich ſtaunen über dieſen Brief von mir und den Ort, wo er geſchrieben wird. Das hätten wir uns vor einem Jahre nicht gedacht, wie ich von heim fort

bin. Ich habe ja immer geſagt, ein Kreuzköpfel, wie ſie mich daheim geheißen, ſo weit will ich's bringen, daß ich auf der Bank liegen kann und mein Eſſen und Trinken hab, ohne Arbeit, wie die Schloßherren. Alſo jetzt habe ich das, Gott ſei Dank, ich bin geſund, was ich auch Dir wünſche, und ſeit acht Tagen liege ich auf der Bank, wie der richtigſte Faulenzer. Das Eſſen wartet mir ein Diener mit Meſſingknöpfen auf und trinken kann ich ſo viel ich will, der Waſſerkrug ſteht immer auf dem Tiſch. Ich ſitze in dieſem Monat das erſte- und das letztemal als Schloßherr da, aber nicht auf dem, ſondern hinter dem Schloß. Eingeſperrt haben ſie mich, mein Lieber, und nur klein iſt's gefehlt geweſen, daß ich es nicht noch höher gebracht habe. — Drum ſage ich alleweil, ein Menſch mit Talent und gutem Willen kann's weit bringen heutzutag — ein Emporkömmling bis zum Querbalken.

Bin aber ganz gut aufgelegt und habe alle Urſache dazu, denn für das Lehrgeld, das ich zahle, hab' ich für mein Lebtag gelernt. Und jetzt will ich Dir's ſchreiben, wie das hergegangen iſt. Du biſt ſchon auch ein wenig mit Schuld, denn im Heimatshaus beim Bruder-Hausbeſitzer Knecht ſein, wo man doch meinen ſoll', man hätte von Elternswegen das gleiche Recht wie er, das paßt nicht jedem. Der Jahreslohn iſt auch klein, weil Ihr Bauern ja ſelber nichts übrig habt.

Aber Eigennutz habt ihr auch paſſabel.

Nun, ſo will ſich's der Menſch, der ein biſſel was gelernt hat, beſſer machen und geht in eine Fabrik. Im Radacher Eiſenwerk hat's aber nicht lange Arbeit gegeben, die Montangeſellſchaft hat juſt wieder einmal abgewirtſchaftet, das heißt die Herren ihr Schäflein im Trockenen und die Hütten zuſperren. So bin ich in die Stadt und in einer großen Brauerei eingeſtanden. Da iſt's mir nicht

ſchlecht gegangen, der Brauherr ſelbſt hat's von einem kleinen Spirituserzeuger bis zu einem reichen Mann gebracht, große Fabriken, Kohlenbergwerke, Stadthäuſer, Bauernhöfe, Schlöſſer, und was er alles hat. Und mit ſeinem Arbeiter iſt er gut und gerecht geweſen, wie es ein Vater nicht beſſer ſein könnte, zwar geſtreng, aber nicht herriſch, und arbeitet ſelber von Früh bis Abends. Er hat für ſeine Arbeiter Familienhäuſer bauen, Schulen, Erholungs- und Verſorgungsanſtalten errichten laſſen und manchmal ein Feſt gegeben, wo er unter uns geſeſſen iſt wie Unſereiner, und leutſelig geweſen und wir geſagt haben zueinander: Für ſo einen Herrn möchte man durchs Feuer gehen.

Jetzt Unzufriedene gibt's überall, und ſolche, die immer alles anders haben wollen, als es iſt. Auswendig gegen die Herrſchaft ein lammfrommes Geſicht machen und hinterrücks wühlen und hetzen. Auch bei uns, und haben ſie uns oft ſo Zeitungen und Bücheln zum Leſen gegeben. Da drinnen iſt freilich viel Wahres und Gutes geſtanden, und wie die Arbeiter ihr hartes Los ſelber verbeſſern könnten; daß es nicht in Ordnung wäre, wenn der eine reich iſt und der andere arm, wo doch der letztere oft mehr und fleißiger arbeitet als der erſtere — uſw. Ich habe den Arbeitgebern ihr gutes Leben recht vom Herzen gegönnt, aber doch auch nicht eingeſehen, warum ſie ſo viel Sachen haben ſollen und ein anderer ſo wenig. Denn alle wohltätigen Anſtalten und Spenden geben gar nichts aus bei den Arbeiterkreiſen in den Fabriken, in einer großen Stadt. Du kannſt es nicht glauben, was das oft für ein Elend iſt. Bei uns daheim, meint man, gibt's auch arme Leute, Bettler, Einleger, Ausnehmer uſw.; ich ſage Dir, Bruder, das ſind noch wohlgeſtellte Menſchen entgegen den Armen in der Stadt. Und noch dazu die Schlechtigkeit! Du glaubſt es nicht, wie tief der Menſch ſinken kann, wenn ihn Unglück und Not ver-

folgt, und ringsum die reichen Leute, die sich nicht darum kümmern. Und keine Religion! Ich bitte Dich, sage es der Mutter nicht, unter was für Leuten ich lebe. Leben und sterben und hin sein wie's liebe Vieh, das ist ihr Glauben, und da ist alles erlaubt, was nicht gegen das Gesetz ist, und das Gesetz kann man umstürzen, wenn man dazu stark genug ist. Revolution machen, sengen, brennen, rauben! Viel verdorben dran, glaube ich, hat die Geistlichkeit selber, weil sie alleweil nur von Beten, Fasten, Kirchengehen und Ablaßgewinnen spricht, und das paßt nicht immer für uns Arbeitsleut', wir sind praktische Leut', wollen auch schon auf der Welt einen Nutzen haben und warm ums Herz kriegen. Das Christwort, wenn es uns blutwarm verkündet würde! da wären wir dabei, ich wenigstens. Die gelehrten Herren, und was sich so die Gebildeten nennen, denen wird auch schon angst und bang, daß wir nichts mehr glauben wollen und sie möchten uns jetzt wieder aufschwatzen, was sie uns früher genommen haben, aber wir glauben halt auch ihnen nichts, weil sie selber nichts glauben und uns die Religion nur umzäumen wollen, damit wir nicht beißen. Wer im Ernst für uns ist, von dem lassen wir uns führen wie die Lämmer von dem Hirten. Ein Beweis die Arbeiterführer. Können aber auch schlecht sein, oder verblendet, und selber nicht wissen wohin. Wirst gleich ein Beispiel haben.

An freien Stunden sind wir in großen Bierhallen zusammengekommen, oft unser viele Hunderte. Da sind Arbeiterzeitungen und so Sachen vorgelesen worden, Reden gehalten gegen das Kapital. Anstiften zur Arbeitseinstellung, zur Feindseligkeit gegen die reichen Leute — das Ende ist allemal, daß uns die Polizei auseinanderjagt. In geheimen Versammlungen geht's noch schärfer zu, und wollte ich nur einmal, daß Du eine Rede unseres Standesapostels hören möchtest. Der reist von Stadt zu Stadt und feuert die Ar-

beiter zur Revolution auf. Mich hat zuerſt ein Kamerad hingeführt und da wurde ich gleich von allen Seiten ins Gebet genommen, ich ſollte von meiner Brauerei austreten und mit der Partei gehen, wo der Arbeiter vom Arbeitgeber nicht bloß einen höheren Lohn, ſondern auch den Gewinnanteil verlangt. Dumm wäre das nicht, denke ich, ungerecht iſt es auch nicht, ſage meine Arbeit auf und laſſe mir Geld auf die Hand zählen fürs Nichtstun. Denn vom Auslande her iſt immer Geld gekommen zur Unterſtützung für Arbeiter, die unter den alten Lohnverhältniſſen ihre Arbeit verweigern. Und weil ich zum Schreiben und für ſo Sachen zu brauchen bin, auch ſonſt mehr Schulbildung mitgebracht habe vom Lande, als andere Kameraden aus der Stadt, ſo bin ich verwendet worden für das geheime Komitee, und bin gleich in eine ſolche Begeiſterung geraten, daß es mir vorgekommen iſt: Wenn's ſchon nicht anders geht und die Welt umgeſtürzt werden muß — alsdann beſſer heute als morgen. Einer iſt unter uns geweſen, der hat hölliſch gut reden können, ſchon wie er auf das Pult geſprungen, iſt der Spektakel losgegangen. Und was er uns leiſe hat zugeraunt und was er uns gedruckt hat zugeſetzt, das iſt noch ärger geweſen. Wenn kein anderes Mittel, ſo iſt auch Gewalt erlaubt. Niederbrennen die Fabriken, die unſere Hände Arbeit hat aufgebaut, zerſtören die Warenlager, die wir haben geſchaffen, anpacken und teilen das Kapital, das wir haben verdient!

Wie gefällt Dir das, Bruder? Immer mehr Arbeiter haben die Arbeit eingeſtellt, immer größer ſind unſere Verſammlungen geworden, immer bedenklicher unſere Lage; viele haben ſchon Hunger gelitten und unſer Humor iſt nicht beſſer geworden. Mir wäre es ſchier lieber geweſen hinter meinem Maiſchbottich in der Brauerei und dabei bin ich zornig worden auf die Arbeitgeber, daß ſie lieber die Maſchinen ſtehen laſſen, als uns den Lohn beſſern. Und bei

dieſem Nichtstun, da werden die Leute roh wie Beſtien, ich hätte es nie geglaubt. Dabei rachgierig, luſtgierig, zuchtlos — mir iſt oft unheimlich geworden. Und einmal bei der Nacht, wie unſer etliche Tauſend beiſammen ſind in einer Halle und um dieſelbe herum, alles aufgeregt, wild, mit Revolvern, Meſſern und Knütteln bewaffnet, für den Fall als andere Leute in der Fabrik die Arbeiten verrichten wollten, da heißt's: Von der Brauerei rückt Militär an. Da ſieht man's, ſchreien ſie, der menſchenfreundliche Brauherr will auf die Arbeiter ſchießen laſſen! Jetzt iſt's losgegangen. Kein Halten mehr, ich ſelber, einen Dolch und zwei Sechsläufer in den Taſchen, ſtürme mit. Beim Mauthaus wollen wir das heranmarſchierende Militär verrammeln, iſt aber keine Zeit mehr dazu, hinter die Mauern eilen unſer mehrere und ſchießen aus den Löchern hervor. Der Soldaten ſind kaum hundert Mann, derweil ſie den einen Schwarm der Arbeiter zurückdrängen, ſtürmen andere Schwärme ſeithin über die Felder und gegen das Brauhaus. Ich auch mit. Auf die Faßbinderei den roten Hahn ſetzen iſt das erſte, damit wir Licht haben. Die paar Wachleute und der Portier ſind bald niedergemacht, aber das Haustor will nicht nachgeben. Leitern her! Außen an die Fenſter hinauf. Ich weiß, wo des Herrn Familie wohnt. Dort ſind auch die Kaſſen! ſchreit ein Kamerad. Von einem Fenſter ſauſt eine Kugel her und gerade an meinem Ohr vorüber. Hurra! denke ich, jetzt iſt alles erlaubt! und ſind unſer mehrere auch ſchon in den Zimmern. Derweilen andere mit dem Brauherrn und ſeinem Bruder anbinden wollen, ſtürze ich mit dem Revolver in ein Gemach — da ſteht vor mir im Nachtlichtſchein die Frau, auf dem Arm ein zweijähriges Kind. Das Kind umſchlingt den Hals der Mutter und wimmert vor Angſt, die Frau ſteht ruhig da und ſchaut mich an. Und in demſelben Augenblick fällt mir unſere Mutter ein und unſer jüngſtes

Schweſterl, wie es auch ſo ein Kind war. Und wie die Mutter beim Abſchied zu mir geſagt hat: Geht's dir gut oder ſchlecht, mein Sohn, dein Gewiſſen halte rein und deiner Mutter vergiß nicht! Juſt als ob ich das Wort wieder hätt' gehört zur ſelbigen Stund — raſch umwend' ich mich, ſchleudere die Waffe hin, zum Fenſter ſpring' ich hinaus, wie ich hinein bin geſprungen. Da haben ſie mich auch ſchon, die Kaiſerlichen, und legen mir das Eiſen an.

Das ganze Haus iſt umringt von neu anrückendem Militär. Viele ſind gefangen worden und etlichen meiner Kameraden koſtet dieſelbe Nacht viele Jahre Freiheit, wenn nicht gar den Kopf. Ich komme unglaublich wohlfeil draus. Vor Gericht habe ich mich nicht angeklagt und nicht verteidigt, aber die Frau des Brauherrn hat für mich ausgeſagt, als Betörter bin ich hingeſtellt worden — vier Wochen Arreſt.

Da haſt Du die ganze Geſchichte. Nicht wahr, ſo lange Briefe habe ich ſonſt nie geſchrieben, aber jetzt habe ich hübſch Zeit dazu. Die aufſtändiſchen Arbeiter, ſoweit ſie nicht ſitzen, ſind, wie ich höre, auseinandergejagt worden in alle Winde. Mich würde wahrſcheinlich auch kein Arbeitgeber gern nehmen und habe mich entſchloſſen: Ich geh' wieder heim. Ein Leben, wie ich dahier habe kennen gelernt, iſt mir zu gefährlich. So ſchauderhaft nahe bei dem Verbrechen! Wäre mir unſere Mutter um einen Augenblick ſpäter eingefallen, ſo hätte ich was angeſtellt, daß — ich mag gar nicht dran denken.

In der Fabrik hab' ich mir in einem Monat mehr verdient als bei Dir daheim im ganzen Jahr, und doch keinen Knopf Geld im Sack. Mein beſſeres Gewand und die Uhr iſt auch beim Teufel. Sei ſo gut, lieber Bruder, ſchicke mir von Dir ein Gewand, daß ich wenigſtens bei Tageslicht heimkommen kann. Ich ſtatte es Dir ſchon ab. Nimm mich

nur wieder als Knecht auf, wir wollen uns vertragen und ich werd' mir's merken. Der Mutter und den Bekannten brauchst nichts zu sagen, wegen was ich wieder zurückkomm; sage lieber, es hätte mir die Fabriksluft nicht gut getan, auf dem Land wär's gesünder.

Ich bin Dein aufrichtiger Bruder

Johann Freißenbüchler.

Ein Zweigespräch.

In alten Heimgartenpapieren findet sich ein Zweigespräch zwischen einem Frohseher und einem Trübseher. Es deucht uns fast zeitgemäß, diese Meinungen zweier ungleicher Menschenbrüder zu betrachten, um darüber die unsere zu bilden.

Paul: Ich sage dir nochmals, Freund, laß das Klagen und mache dir die Welt, wie du sie haben willst.

Hiesel: Wie ist das gemeint?

Paul: Genau so, wie es gesagt ist.

Hiesel: Man kann nicht einmal seine engste, häusliche Umgebung machen, wie man sie haben will, und erst —

Paul: Die enge, spießige Umgebung einstweilen freilich nicht, aber die Welt. Die Welt ist nämlich so, wie du sie siehst; sie gibt sich genau so, wie du sie nimmst. Nimmst du sie ernst, so ist sie's für dich, nimmst du sie heiter, so ist sie's. Was du so um dich siehst und die Welt nennst, das ist nur ein Durcheinander von Dingen, das sind nur Bausteine; und daraus sollst du dir eine einheitliche Welt bauen, wie sie dir paßt, eine Welt, in der du dich nach deiner Art glücklich fühlst.

Hiesel: Das möchte ich recht gerne. Ich weiß auch, wie ich es haben möchte.

Paul: Das ist schon viel. Ich kenne Leute, die nicht wissen, was sie wollen.

Hiesel: Ja, Freund, bauen möchte ich, doch die Bausteine, die mir zur Verfügung stehen, sind nicht zu gebrauchen. Hier habe ich eine Wohnung, aber ich bin den Zins schuldig. Da besitze ich eine Frau, aber sie hat ihre Mama bei sich. Ich habe einen vortrefflichen Schneider, aber er borgt nicht.

Ich habe ein Geſchäft, aber keine Kunden. Ich habe eine Tochter mit zwei Anbetern; dem Wohlhabenden davon gibt ſie einen Korb und den Habenichts liebt ſie. Ich habe Ehrgeiz, meine Gegner beſchimpfen mich öffentlich. Soll ich arbeiten, ſo habe ich einen dumpfen Kopf, will ich ſchlafen, ſo habe ich Zahnſchmerz. Will ich eislaufen, ſo taut es, will ich einen Berg beſteigen, ſo regnet es. Erſpare ich etwas Geld für ein Vergnügen, ſo kommt der Steuerbote. Schaffe ich mir zur Ergötzung ein Hündchen an, ſo bricht die Hundswut aus. Schäkere ich mit der Magd, flugs ſteht die Frau da. Kaufe ich mir heute ein Fetzchen Wertpapier, ſo fällt morgen der Kurs. Werfe ich den Stiefel nach der Katz', ſo treffe ich den Spiegel. Will ich dem Vorgeſetzten eine Artigkeit ſagen, ſo nimmt er's für eine Kriecherei, will ich ihm die Wahrheit ſagen, ſo nennt er mich einen Flegel. Will —

Paul: Ich bitte dich, zwick' ab. Es iſt die altbekannte Litanei vom Pech.

Hieſel: Aber das eben iſt jenes Durcheinander, ſind jene Bauſteine, von denen du ſprichſt, daß ich mir daraus eine ſchöne Welt bauen ſoll. Nimm Geierkrallen und Roſtnägel und Stiefelknecht und Medizinflaſchenſcherben und Schneeballen und Ofenruß und Straßenkot und Weiberzöpfe und Schuſterpech und Stallgabeln und Knochen und Papierwiſche und Kehricht und baue damit ein Haus. Baue es, wenn du kannſt.

Paul: Mache es doch wie ein tüchtiger Maurer. Der ſucht die Steine aus. Die tauglichen verwendet er, die ungefügen wirft er weg oder behaut ſie — gleichnisweiſe geſprochen.

Hieſel: Ich verſtehe dich. Aber deine Theorie iſt im praktiſchen Leben nicht zu gebrauchen. Wo ſind denn die Bauſteine? Wie kannſt du denn das Übel beiſeite laſſen.

wenn es ſich in dein Fleiſch krallt, wenn es in dir ſelber ſitzt? Ich weiß gleichwohl, daß alles vergeht, das Schlimme wie das Gute. Doch bei mir handelt es ſich um die Wirklichkeit von heute. Daß es einmal anders ſein wird, kümmert mich nicht. Wenn ich heute ein prachtvolles Schloß gewinne, ſo weiß ich, daß ſie morgen einen armſeligen Leib aus demſelben hinwegtragen. Und doch will ich das Schloß. Meine Natur iſt geſchaffen zur Betätigung all ihrer Anlagen, meine Sinne ſind vorhanden, um zu genießen. Ich will leben. Ich will erwerben und weiß, daß der Beſitz mich nicht glücklich machen wird. Ich will Ehren erringen und weiß, daß ſie mich nicht befriedigen werden. Das Ende von allem Haſchen und Erfaſſen iſt Sterben, ich weiß es. Und ich kann doch nicht laſſen von den Dingen und ich will von ihnen nicht laſſen.

Paul: Warum alſo klagſt du?

Hieſel: Weil Klagen das Vergnügen der Unglücklichen iſt.

Paul: Und ich habe dich in deinem Vergnügen ſtören wollen!

Hieſel: Verfluchte Welt, die kein beſſeres hat! Ich würde klagen, auch wenn ich ſo reich wäre wie Rothſchild, ſo mächtig wie der Zar, ſo berühmt wie Bismarck, ſo geſund wie ein Pfarrer Kneippſcher Naturmenſch, der im Buche ſteht, ich würde doch klagen, denn ich wäre auch dann unglücklich. Es gibt kein Glück, es kann keines geben, der Menſch, die ganze Welt iſt ſo angelegt, daß es unmöglich iſt, glücklich zu ſein.

Paul: Da haben wir's. Du haſt dir aus Schneiderrechnungen und Zahnſchmerz und Hühneraugen und Steuerboten und wütenden Hunden und Schwiegermüttern eine Welt konſtruiert. Sie iſt danach geworden. Warum benützeſt du nicht ein beſſeres Baumaterial? Es iſt ja vorhanden. Der Maien-

ſonnenſchein, das Behagen der Geſundheit, der Kuß deiner Frau, der Blick deines Kindes, das Feuer des Weines, die Labnis des Schlafes, die Beſeligung der Künſte; ja ſogar der neue Rock des Schneiders, das Steigen der Wertpapiere, lauter Ziegel, mit denen man ſich bei einigem guten Willen eine ganz annehmbare, wenn nicht ſogar ergötzliche Welt aufrichten kann. — Lieber Freund! Der Menſch hat, wie dir bekannt ſein dürfte, zwei Achſeln, eine leichte und eine ſchwierige. Der eine nimmt ſein Geſchick auf die leichte Achſel, der andere auf die — andere. Der Menſch hat zwei Augen, ein hellſeheriſches und ein ſchwarzſeheriſches; das helle ſoll man aufmachen, das andere zudrücken.

Hieſel: Ein ſtümperhaftes Werk, bei dem man ein Auge zudrücken muß.

Paul: Du drückſt ja auch eines zu, nur das unrechte, du ſchaueſt mit dem ſchwarzſeheriſchen aus. Wundere dich nicht, daß du klagen mußt, und wundere dich nicht, daß ich nicht zu klagen habe. Ich baue mir die Welt, wie ſie mir gefällt. Mein Baumeiſter iſt die Phantaſie.

Hieſel: O Idealiſt!

Paul: Und ein glücklicher.

Hieſel: Glücklich? Du biſt es nicht, du täuſcheſt dich nur.

Paul: Täuſche dich auch und du biſt es. — Glaube mir, Freund, die Welt iſt für dich nicht, wie ſie tatſächlich iſt, ſondern wie du ſie ſiehſt und faſſeſt. Es iſt geſagt worden, Gott habe den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde erſchaffen; es iſt auch geſagt worden, der Menſch mache ſich Gott nach dem ſeinen, und endlich kann geſagt werden, der Menſch mache ſich die Welt, wie er ſelber iſt. Der heitere Menſch ſieht eine heitere Welt; der kranke ſieht eine leidende; der mißtrauiſche ſieht eine falſche, der gerechte ſieht eine folge-

richtige, in welcher trotz mancherlei endlich das Gediegene ſiegt und das Unlautere untergeht.

Hieſel: Ich danke ſchön. Weil ich eine böſe Welt ſehe, ſo muß ich ein böſer Menſch ſein.

Paul: Ich ſpreche natürlich allgemein. Wer ſtrenge iſt in der Erfüllung ſeiner Berufspflichten, treu gegen ſeine Mitmenſchen, den wird man nicht allzuviel klagen hören über die unſelige Welt. Er wird auch leiden, es wird auch ihm manchmal Unrecht geſchehen, doch er wird's ertragen; das Wiſſen ſeines eigenen Wertes wird ihm das Gleichgewicht bewahren. Er wird gleichſam den Honig der Blumen zuſammentragen in die Zelle ſeines Herzens. Man wird von ihm glauben, daß er verzichte, entſage, ſich Abbruch tue, aus Verachtung die Welt ablehne. Man wird nicht ahnen, daß er in Lebensfreude, Weltliebe, Weltgenuß ſchwelgt und glücklich iſt, denn die Welt, ſie iſt ſeine Welt.

Hieſel: Ich kann mir einen ſo verinnerlichten Menſchen wohl denken, allein er ſteht als Fremdling auf Erden. Ihm mangelt das Praktiſche, die Klugheit; er wird nie eine äußere Macht gewinnen, nie eine Rolle ſpielen; er wird verzichten auf die techniſchen Errungenſchaften der Zeit, auf die tauſend begehrenswerten Dinge, die für den Strebenden auf dem Markte zu haben ſind.

Paul: O, Freund, er wird nicht verzichten. Er wird nur alles zehnmal beſſer, ſchöner, vollkommener haben, als es die Alltäglichkeit zu geben vermag. Vermöge ſeiner Seelenruhe und Herzensheiterkeit wird er über allem ſtehen, die Lichtſeite von allem genießen, ohne ſich an der Schattenſeite zu ärgern. Er wird die ewigen Güter gewonnen haben und die irdiſchen nicht verlieren; manches, was anderen eine ernſte Lebens- und Glücksbedingung iſt, wird ihm ein niedliches Spielzeug ſein, deſſen Beſitz oder Nichtbeſitz an ſeinem Weſen nichts ändert. Er iſt ſouverän.

Hieſel: Und wird er auch von jenen inneren Konflikten frei ſein, die das Schickſal, die Tragödie des Menſchen ausmachen?

Paul: Er wird nicht von ihnen frei ſein. Im Gegenteil; er wird ſchwerer darunter leiden, als der Werktagsmenſch; er wird ſeine Schuld, wenn er ſie hat, tiefer empfinden; doch er wird heldenmütig die Sühne tragen, alſo den Zwieſpalt ausgleichen und das Schickſal verſöhnen. Euch jagt die Schuld zur Verzweiflung — denn es iſt eine ſchlechte Welt; ihn treibt die Schuld zur Sühnung — denn es iſt eine gerechte Welt. In eurer Verzweiflung liegt euer Untergang, in ſeiner Sühne liegt ſeine Wiedergeburt.

Hieſel: Nun, das wäre vielleicht für deine Perſon. Doch wie hältſt du's mit der übrigen Kreatur, die da leidet und unſelig iſt?

Paul: Ich füge ihr kein Leid zu und ſuche das ihre zu lindern nach meinen Kräften. Weiter mache ich mir darüber kein ſchweres Herz.

Hieſel: Wie biſt du um deinen Standpunkt zu beneiden! Doch, was kann ich dafür, daß ich an Weltſchmerz leide?

Paul: Du ſprichſt von Weltſchmerz, etwa wie man von Kopfſchmerz oder Leibſchmerz ſpricht. Freilich, nicht der Weltſchmerz, der Ichſchmerz iſt es, der dir ſo weh tut. Du ſelbſt ſchmerzeſt dich. — Wenn jeder an der Welt den kleinen Teil ausbeſſert, der er ſelber iſt, dann wird's eine ganz annehmbare Welt ſein.

Hieſel: An ſich ſelbſt ausbeſſern. Und wenn ich das auf meine Weiſe verſuchte —?

Paul: Weg mit dem Revolver!

Verſöhnung zwiſchen Bürger und Proletarier.

(1899.)

Verſöhnung zwiſchen reich und arm! — Daran wird in modernen Staaten lebhaft gearbeitet, teils aus Wohlwollen, teils aus Angſt vor den Sozialdemokraten. Zwiſchen reich und arm Verſöhnung? Gibt es eine Verſöhnung zwiſchen Feuer und Waſſer? Geraten beide zuſammen, ſo iſt es um den einen Teil geſchehen. Nein, zwiſchen arm und reich gibt es keine Verſöhnung, am wenigſten in aufgeklärter Zeit. Die Reichen allerdings zeigen ſich überaus friedfertig, ſie bieten beide Hände zur Verſöhnung, oft ſogar volle, ſie ſind zu allem Entgegenkommen bereit, ihr einziger Vorbehalt iſt nur der — ſelber reich zu bleiben. Die Armen, ich ſpreche hier von einer gewiſſen Gattung, aber ſind für dieſen Frieden nicht zu haben, ſie verſöhnen ſich nur unter der einzigen Bedingung, daß ſie ſelber reich werden, oder wenn das nicht möglich, die Reichen arm. Sie fordern die Gleichheit.

Wenn dieſe ſozialiſtiſchen Armen Leute wären, die ſammeln, haushalten und wirtſchaften könnten und wollten, ſo wäre es ihnen ſchon möglich, wenigſtens vielen von ihnen, allgemach wohlhabend zu werden. Aber das geht gegen ihre ſozialiſtiſchen Grundſätze. Und die Reichen könnten ja die Wohltätigkeit in ſo großem Maße üben, daß ihr Reichtum allmählich bis zur beſcheideneren Wohlhabenheit herabſänke. Es gibt ihrer, wenn auch nicht viele, die das imſtande wären. Aber die ſozialiſtiſchen Armen wollen auch das nicht. Sie wollen nicht Gnade, ſie wollen Recht. Wohltaten aber ſind Gnade. Die größte Wohltat, wenn unſere Geſellſchaft wirklich wohltätig ſein will, erweiſt ſie den Armen, wenn ſie ihnen

ihr Recht gibt. Das aber ist leichter gesagt als getan. Die Leute beider Seiten müssen erst dazu erzogen werden, die einen, daß sie geben, die anderen, daß sie nehmen lernen. Heute kann der edelste Wohltäter mit den abscheulichsten Beleidigungen überhäuft werden, und zwar gerade von dem, dem er helfen wollte. Sie haben es nicht weg. Der eine muß erst lernen, wie man die Hand reicht, der andere, wie man sie faßt und daran aufsteht.

Die Wohltätigkeit ist vielfach Modesache geworden. Man gründet Wohltätigkeitsvereine, gibt Unterhaltungen und Festlichkeiten zu wohltätigen Zwecken, wobei jedenfalls die Spender, oft auch die Beschenkten öffentlich genannt werden. Das öffentlich Genanntwerden ist die Hauptsache. Die Gesellschaft zerstreut und ergötzt sich und der Reinertrag fällt den Armen zu. Die Reichen werden öffentlich bestolzet, die Armen öffentlich gedemütigt. Dann überreicht man die Gaben unter guten Lehren und wartet auf Dankbarkeit. Das ist die rechte Liebe nicht, und mancher also Beteilte hat das Gefühl, es würde ihm sein eigener, ihm entwendeter Rock zurückgegeben, nachdem die Silberknöpfe abgetrennt worden.

In London und Berlin ist es Sitte geworden, daß Vereine, Wirtshausgesellschaften, Familien öffentliche Massenbescherungen armer Kinder veranstalten. Die Not wird dem Überfluß gegenüber zur Schau gestellt und der Überfluß erhält den Ehrenpreis. Millionäre laden die Armen des Hinterhauses in ihre Prunkgemächer, geben ihnen „Versöhnungsmahle", machen ihnen Musik vor und suchen sich ihnen in frohseliger Weinstimmung anzubrüdern. Man braucht kein prinzipieller Sozialdemokrat zu sein, schon das einfache Taktgefühl ist genug, solche Einladungen höflich abzulehnen. In England gab es einen wohlwollenden Lord, der sich auf der Gasse jugendliches Lumpengesindel auslas, mit demselben mehrtägige Reisen machte, um ihm Interesse für Kunst,

Natur und gute Sitte beizubringen. Die Leutchen litten unterwegs keine Not, waren aber allemal froh, dem aufdringlichen Schulmeister wieder entkommen zu sein.

Das sind schlecht angebrachte Gnaden.

Bevor man jemandem etwas Gutes tut, muß man zusehen, wer es ist. Ist's ein Hungernder, dann Nahrung, ist's ein Siecher, dann Verpflegung, ist's ein junger Mensch, dann Erziehung und Schule, ist's ein Strebsamer, dann Gelegenheit zur Leistung, ist's ein Beschäftigungsloser, dann Arbeit. Jedem das Seine. Um die Anlagen und Bedürfnisse kennen zu lernen, gibt es kein anderes Mittel, als den persönlichen Verkehr. Aber nicht einen, gerade um einzulauern und auszuhorchen, um wie ein Inquisitor Herz und Nieren zu durchforschen. Es muß ein unbefangener, vorurteilsloser und durchaus rücksichtsvoller Verkehr sein. Taktgefühl ist auch ungebildeten Menschen eigen und mit dem muß man rechnen. Man mache eine Christbescherung armer Kinder nicht zur öffentlichen Schaustellung, sondern bringe den Familien die Sachen diskreterweise ins Haus. Man beanspruche von den Unterstützten nicht Unterwürfigkeit und Dankbarkeit für etwas, das ihnen schließlich zu Recht gebührt. Für ihr erhaltenes gutes Recht werden auch die undankbaren Sozialdemokraten dankbar sein, freilich nicht so, daß sie die Hand küssen, sondern so, daß sie den Arbeiterstand heben und ihn der Zivilisation einfügen.

Nach meiner Meinung ist in dieser Frage das Allerwichtigste die Abschaffung der Grenze. Die Beseitigung des eingebildeten Unterschiedes zwischen Menschen. Zwei neugeborene Kinder, das eine von einer reichen Aristokratenfamilie, das andere von armen Arbeitersleuten — sie sind nicht zu unterscheiden. Wird das Arbeiterkind in Reichtum und Adelsstolz erzogen, so steht es dem Plebejertum einst mit denselben Vorurteilen gegenüber, wie ein hochgeborener Graf.

Und wächſt das Fürſtenkind unter Armut und moraliſchem Elende auf, dann verkommt es oder wird ein Sozialdemokrat. Die Standesgeburt entſcheidet weder über Anlage, noch über Adel des Weſens, und jedes Kind hat, ſobald es in die Menſchheit eintritt, naturgemäß ſeine Rechte, ſich zu entwickeln je nach ſeinen Anlagen. Ach, daß dieſe Urgroßvaterswahrheiten noch immer geſagt werden müſſen!

Es gibt zwei radikale Wege. Erſtens die Rückkehr zur Sklavenhalterei, wenn man das entſprechende Gewiſſen und die entſprechende Macht hat, und zweitens die praktiſche Anerkennung des Prinzipes von der natürlichen Gleichwertigkeit der Menſchen, ſofern ſie nicht durch perſönliche Eigenſchaften beeinträchtigt wird. Das Prinzip wird allerdings nicht mehr leicht geleugnet, aber in der Durchführung fehlt's. Wir dürfen nur das herriſche und perſönlich demütigende Gebaren manches Arbeitgebers gegen ſeinen Arbeitnehmer betrachten, oder die Behandlung, die ſo viele gebildete „gnädige Frauen" ihren weiblichen Dienſtboten angedeihen laſſen. Zanken die Frau und die Magd, ſo wird in ſehr vielen, wenn nicht in den meiſten Fällen, die größere Taktloſigkeit ſeitens der Frau begangen. Daß ein Menſch, der ſich zum Dienen verdingt, eben dienen muß und dem gerechten Willen des Herrn gehorchen, das wird kein vernünftiger Sozialiſt beſtreiten. Außerhalb des Dienſtverhältniſſes aber gibt es weder Herrn noch Diener. Wer das altehrwürdige Patriarchentum, wie es noch vor 40 bis 50 Jahren im Bürgershauſe und beſonders im Bauernſtande geherrſcht, ſo gleichgültig, ja faſt mit zyniſchem Behagen verfallen ließ, wie es unſere großinduſtrieluſternen Staaten und Herren getan, der muß ſich die Folgen eben gefallen laſſen; wir haben zu rechnen nicht mit dem, was ſein ſollte, ſondern mit dem, was iſt — mit dem Proletariat.

Haben wir zur Grundlage das Prinzip der Gleichheit anerkannt und brauchen die Leute nur zu unterſcheiden je nach ihren perſönlichen Eigenſchaften und Fähigkeiten, dann ſtehen wir auf dem Boden, wo eine Verſtändigung und eine Ausſöhnung zwiſchen den Klaſſen möglich iſt. Natürlich werden ſich dann die Klaſſen mehr und mehr ineinander vermengen, die allgemeine Bildung, die über die ganze Geſellſchaft gleichmäßiger ausgebreitete milde und rückſichtsvolle Verkehrsform wird die Unterſchiede verwiſchen, und die geſetzlich geſchützten Sonderintereſſen zwiſchen Arbeitgeber und Arbeitnehmer werden nicht mehr in roher und feindſeliger, vielmehr in anſtändiger, geſchäftskluger Form zum Ausdruck kommen.

Zwiſchen reich und arm gibt es freilich keine Verſöhnung, weil dieſe Begriffe aus dem Wörterbuche des modernen Sozialiſten geſtrichen ſind. Doch zwiſchen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, ſowie zwiſchen durch Unglück in Not Geratenen und Normalgeſtellten wird die Knüpfung des Menſchenbandes doch hoffentlich herzuſtellen ſein.

Die Armen von heute fühlen ſich ausgeſchloſſen von der eigentlichen Geſellſchaft, ſelbſt ſolche, die ihr einmal angehört haben. Sie ſind arm geworden und müſſen ſich die Behandlung wie Minderwertige gefallen laſſen. Sie „riechen nach armen Leuten", jeder Stuhl, auf dem ſie geſeſſen, wird ſorgfältig abgewiſcht. Eine wahre Abneigung! Die Armen wiſſen es, und das macht ſie noch ärmer.

Und nun ſollen die vornehmen Herren und feinen Damen wöchentlich Beſuch machen in ſchlechten Bodenkammern, dumpfigen Kellergewölben, wo das Elend und die Verzweiflung daheim iſt? Sollen ſich noch Mühe geben, höflich und zart und rückſichtsvoll ſich zu betragen, damit die Armen auch ſo gnädig ſind, ſich was ſchenken zu laſſen! — Es iſt ſchon wieder ein ſchiefer Standpunkt. Die Armen

leiden allerhand Mangel — den größten Mangel an Freunden. Man denkt immer nur, man müsse ihnen Geld geben; nein, vor allem gebe man ihnen Menschen. So meint es auch unsere neue Armenpflege, nach welcher die Armenbezirke einer Stadt verteilt sind an Armenpfleger, Privatpersonen gebildeter Stände, die persönlich mit ihren Armen verkehren, ihnen Schützer, Förderer, Ratgeber, Freund sind. Elberfelder System. So meinen es die Hausvaterverbände in Deutschland, welche einen naturgemäßen persönlichen Verkehr des Proletariats unter und mit anderen Gesellschaftsklassen vermitteln. Da gibt es unter anderen in den verschiedenen Bezirken Gemeinde-Unterhaltungsabende mit einfachen, aber edlen Kunstgenüssen. Dabei treten sich verschiedene Gesellschaftsklassen unbefangen näher, der Arme gilt gleich wie der Vermögende, der Ungebildete wie der Gebildete. Taugenichtse und bemakelte Personen sind ausgeschlossen. Da wird es wohl selbstverständlich sein, daß der Vornehme ein wenig näher rückt; der Arme wird sich Mühe geben, gesittet zu sein. Die Gesichtspunkte erweitern sich, allmählich finden sich seelische Berührungspunkte, deren Pflege dem Gebildeten kaum minderen Vorteil erschließt, als dem Fabrikarbeiter. Dann zeigt es sich sehr bald, daß beide Teile voneinander ganz falsche Begriffe gehabt hatten, der Proletarier vom Bürger und dieser vom Proletarier. Es zeigt sich, daß der Reiche an seinem Reichtume oft so unschuldig ist, als der Arme an seiner Armut. Es kommt heraus, daß der Wohlhabende den Proletarier gerade so leicht zu sich heranzieht, als dieser jenen zu sich hinab. Es stellt sich dar, daß Reichtum durchaus kein so großes Glück ist, als der Arme sich eingebildet und daß die körperliche Arbeit das Leben besser würzt, als der Geistigarbeitende geglaubt hatte. Kurz, es zeigt sich, daß die Kluft zwischen Proletariat und Bourgeoisie durchaus nicht so tief ist, als man angenommen — hüben und

drüben Menſchen mit Pflicht und Rechtsſinn und einer guten Portion Egoismus.

Wir haben erfahren, daß Almoſen die Armut nur züchtet, daß Unterſtandsanſtalten, Wärmeſtuben uſw. oft nur eine Brutſtätte von Verbrechen werden, daß öffentliche, der Eitelkeit huldigende Wohltätigkeitsfeſte die Armen nur reizen und verbittern uſw. Gut. Schenken wir den Enterbten nichts mehr als — uns ſelbſt. Laſſen wir ſie zu uns herein, politiſch und geſellſchaftlich, betrachten wir die Arbeiter Werktags als unſere Geſchäftsfreunde und Sonntags als unſere Lebensgenoſſen. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn die ſchlimmen Agitatoren dann noch eine große Anhängerſchaft fänden.

Wenn uns bei den Lebensgenoſſen der Unterſchied an Bildung unbequem iſt, ſo geben wir — falls das Manko nicht an unſerer Seite liegt — ihnen Gelegenheit zur Ausbildung; falls uns im Konzertſaal das leichte Tuch des Nachbars geniert, ſo ſtellen wir den Geſchäftsfreund derart, daß er ſich ein beſſeres kaufen kann.

O bitte doch! Daß es ſich gerade ſo buchſtäblich nicht machen läßt, weiß ich. Im ganzen könnt ihr euch denken, was ich meine. Erſtens Ablegen des Vorurteils, als ob wir, die Bürger, Ariſtokraten, Prieſter und Soldaten von Haus aus beſſere Leute wären, als die Proletarier. Zweitens wohlwollende perſönliche Annäherung an den Stand, den wir bisher als minderwertig abzuſtoßen geneigt waren. Wir werden ihn lehren und wir werden von ihm lernen. Wir werden ihm geben und wir werden von ihm empfangen. Wir werden einen gefährlichen Feind verlieren und wir werden eine ſtarke Hilfstruppe gewinnen im Kampfe um die Zukunft.

Aber dieſe liebreiche Annäherung bedarf von beiden, beſonders von unſerer Seite eine helle Vernunft und ein

gut Stück Selbstlosigkeit, die nicht für wenige Tage ausreichen, sondern ständig bleiben muß.

Ich habe es in meinen kleinen Kreisen, besonders an meinem Hauspersonale stets erfahren, daß Güte und Rücksichtnahme Wunder wirken. Selbst bei den sogenannten „eingefleischten Sozialdemokraten". Nur müssen sie empfinden, daß das Wohlwollen nicht fingiert ist. Die Behandlung von Dienstboten, zuvörderst in der Stadt, ist manchmal geradezu empörend. Die Herrschaft, besonders die Hausfrau, nimmt im vorhinein dem Dienstpersonale gegenüber eine feindliche Stellung ein, aus der sie kein Hehl macht. Will man von den Dienstboten Edleres verlangen? — Daheim in meinem Vaterhause gehörten die Dienstboten wie zur Familie. Und damals im ganzen Lande so. Das ist überall dahin, durch beiderseitige Schuld. Aber kann Zerstörtes denn nicht wieder aufgebaut werden? Auf alter Grundlage natürlich nicht. Wir müssen uns sehr bald angewöhnen, auf einer neuen zu bauen. Wie soll man die so oft gerühmte Nächstenliebe denn anwenden, als an den Nächsten, zu denen auch die uns umgebenden dienenden Personen gehören? Was sollen wir ihnen denn bieten, als das, was sie den Zeitumständen gemäß brauchen und verlangen? — Vor allem die Einführung ihres Standes in die Gesellschaft und die entsprechende Behandlung. Ich behandle meinen Diener wie meinesgleichen, und warum denn nicht? Er ist ein Mensch wie ich, nur daß wir vertragsmäßig gegenseitige Verpflichtungen eingegangen sind, wodurch er mir die Stiefel putzt. Ein anderesmal leiste vielleicht ich ihm denselben Dienst — was verschlägt denn das?

Ich sollte es mit diesen schönen Idealen nur einmal praktisch versuchen, meinen sie. Warum denn nicht? Sich selbst beherrschen und anderen dienen, das gefiele mir nicht schlecht. Doch noch einmal zur Sache, und die ist: Mit-

einſchluß der dienenden und arbeitenden Maſſe in die Geſellſchaft. —

Ohne Enttäuſchungen geht es bei wohlgemeinten Beſtrebungen freilich nicht ab. Enttäuſchungen, Undankbarkeit in Haufen! Wo man's mit Menſchen zu tun hat, iſt das unausbleiblich. Warum Leute, die Wohltaten empfangen, undankbar ſind, das wäre ein Kapitel für ſich; wie alles, ſo hat auch die Undankbarkeit ihre natürlichen Gründe, der Undankbare muß nicht gleich als ſchlechter Menſch betrachtet werden. In unſerer großen Frage handelt es ſich nicht um Dank oder Undank, es handelt ſich um die Rettung der menſchlichen Geſellſchaft, und zwar ſo, daß ſie den „unteren" wie den „oberen" Ständen beſſer entſpricht, als die unſeligen Zuſtände, wie ſie jetzt ſind. Wenn mit der Werktätigkeit eines ernſten, lebendigen Wohlwollens alle dahin wirken, denen es um die Verſöhnung zwiſchen arm und reich, oder beſſer zwiſchen Proletariat und Bürgertum zu tun iſt, dann vollzieht es ſich. Nie war der Haß ſchöpferiſch, immer nur die Liebe, ſie wird und ſie muß es ſein, die das Volk der Arbeiter dem geiſtigen und materiellen Wohlſtand der Ziviliſation einverleibt. Ein Bruchteil Geſindels wird immerhin zurückbleiben, es iſt der natürliche Abfall aller Entwicklung und gehört dem Kriminal an.

Bisher haben wir den Armen und „Niedrigen" die Hand mit der Gabe gereicht, ſie war ungeſegnet; reichen wir ſie ihnen einmal ohne Gabe — die Freundes-, die Bruderhand, und ſie wird geſegnet ſein.

Zur Naturgeſchichte der Stadtleute.

(1899.)

Sie meinen, alter Freund, ich könnte es wiſſen, was der Alpenbauer ſich von den Stadtleuten denkt. Bigott, das weiß ich in der Tat. Iſt Ihnen ernſtlich darum zu tun? Gut, ich will es Ihnen ſagen, will aber nichts geſagt haben.

Doch kaum von jenen Bauern will ich ſprechen, die ſchon mit Städtern Bekanntſchaft gemacht haben, deren Urteil iſt nicht mehr unbefangen, ſolche halten die Stadtbewohner wie andere auch ſind, haben über ſie teilweiſe ſogar die richtige Meinung — und die intereſſiert uns nicht.

Ja, Steinhaufen-Höhlengenoſſe, wenn wir Stadtleute ſo wären, wie das Gebirgsbäuerlein im hinteren Eisluckengraben uns ſich noch vor kurzem vorgeſtellt hat, wir könnten mit aufrichtigem Reſpekt voreinander die Zylinder ziehen — mit unaufrichtigem tun wir's auch ſo. Der dumme Bauer glaubte nämlich, die vornehmen und gebildeten Stadtherrſchaften wären um ein paar Grade vollkommenere Menſchen als es deren im Eisluckengraben gibt. Und ſie täten in ihrer güldenen Stadt ungefähr das, was er tun will, wenn er einmal im Himmel iſt. Nur das Studieren und Bücherleſen und allerhand verdächtige Bogen vollſchreiben, das nahm er aus, das wollte er nicht tun, einſtmals da oben, wenn's Gott gibt. Aber man iſt halt in der Stadt einmal ſo eingerichtet und ſie laſſen ſich ja gut zahlen dafür. — Aufs Geld geht jeder Stadtmenſch, umſonſt, aber für ein Büſchel Haſer tut keiner was. Sogar der Herr Pfarrer und der Herr Lehrer und der Herr Bader in Jörgendorf haben dieſen Brauch mitgebracht. — Die übrige Zeit laſſen ſie ſich gutgeſchehen dadrinnen z' Graz oder z' Wien. Und denke dir, da hat einer, der einmal eine Weile in der Stadt ge-

weſen, die folgende Beſchreibung vollzogen, nach welcher unſer Bäuerlein ſich eines anderen belehren kann.

Heißt es: „Auf dem Heu können ſie nicht liegen, weil ſie keines haben ſollen. Die dürren Heublumen kaufen ſie ums teure Geld und nennen ſie ruſſiſchen Tee. Dort trinken nicht die Kranken Tee, ſondern die Geſunden, und zwar mit viel Zucker, ſo lang, bis ſie krank werden. Sind ſie krank, dann trinken ſie ihn ohne Zucker. Viele legen ſich, wenn ſie krank werden, nicht ins Bett, ſondern gehen weit fort in die Fremde, was man Bad heißt, und baden ſo lang, bis ſie tot ſind.

Alſo, daß ich wieder auf's Heu komme — auf dem liegen ſie nicht, ſondern auf rotſamtnen Pölſtern; aber wenn ſie ſich feſt draufwerfen, ſo kracht das Zeug und bricht durch. Überhaupt, in den ſchönen Stadtherrenzimmern ſoll alles krachen, weil die Tiſchler nicht erwarten können, bis das Holz tot iſt. Wenn der Menſch nur ein paar Tage auf der Bahre liegt, denken ſie, ſo wird's beim Brett mit ein paar Monaten Abliegen genug ſein. Unſer Zimmermann im Eisluckengraben läßt die Laden ſieben Jahre lang liegen, ehe er die Käſten macht — nachher ſtehen ſie zweihundert Jahre lang und muckſen ſich nicht. In der Stadt wäre das unnütz; dort ſteht kein Haus mehr zweihundert Jahre lang, weshalb ein Kaſten? Die Stadtherrſchaften ſind ſo, daß ſie derlei Zimmereinrichtungen auch nicht lange mögen. Alle zehn Jahre eine andere Mode, ein anderer Kaſten. Die Häuſer wechſeln ſie auch ſo, alle paar Jahre ein anderes, und aufgeſtapelt übereinander, wie beim Kaufmann die Kiſten.

Aber ein ſchönes Gewand haben ſie. Die feinſten Herren kohlſchwarz und ſchneeweiß; am Hintern Schwalbenſchwänze, auf dem Kopf eine Butten aus Packpapier, mit ſchwarzem Seidenhaar überzogen. Die Frauen ſcheckig wie

das Umgangsfigürl am Fronleichnamstag. Bei Festlichkeiten, wo recht viele Leute zusammenkommen, decken die Weibsbilder ihre Finger ein, und den Arm bis ganz hinauf lassen sie nackend. Andere Sachen lassen sie auch noch nackend.

In den Gassen und Straßen haben sie an Pfähle große Stallaternen gebunden und wenn die Sonne untergeht, hebt erst recht der Tag an. Nachher laufen sie in einen Stadl zusammen, aber es ist keiner, sie heißen's Theaterhaus, setzen sich hin, eins ans andere, stockfremde Leute zusammen — denn in der Stadt kennen einander gar nicht alle — und lassen sich was vormachen. Lauter so Dummheiten, manchmal so ernsthaft, daß es zum Totlachen ist. Keiner glaubt's und reden dann doch den ganzen Tagen mit einer Wichtigkeit davon, als wäre alles wirklich wahr. Und das Gute ist: wenn ihrer mehrere wo zusammen kommen und ihnen der Gedanken still steht, so reden sie vom Theater. Strohdreschen tun sie nicht, weil sie keins haben. Später in der Nacht gehen sie ins Kaffeehaus. Da wird Tag und Nacht Kaffee getrunken, aber nicht, als ob lauter alte Weiber herumhocken täten mit ihren Töpfeln. Fast lauter Mannsbilder, und damit sie die nötige Bewegung dazu machen, hüpfen sie um einen flachen, grünen Trog herum und tun Kugeln stoßen. Um die Zeit, wenn der Morgenstern aufsteigt, gehen sie heim, schlafen; vorher werden die Vorhänge niedergezogen, damit der helle Sonnenschein nicht stört. So um zwölf Uhr mittags denken sie dann ans Frühstück.

Die körperliche Arbeit fürchten sie, wie den Hexenschuß; damit ihnen aber die Knochen nicht verschimmeln, tun sie turnen, schwimmen, kraxeln und lauter so Bubensachen; das entehrt nicht, die körperliche Arbeit aber tät entehren. Mit der Ehre haben sie ihr wahres Kreuz, die Stadtherr-

ſchaften, die iſt bei ihnen ein gar kreperlich Ding; ein ſchiefer Blick, ein krummes Wort — und hin iſt ſie, mauſetot, und müſſen ein paar zueinander fechten gehen, um doch wieder ein biſſel Ehre zuſammenzubringen.

Die Stadtherrſchaften haben zumeiſt lange Beine, ſie brauchen dieſelben vor allem' zum Sitzen, um den Rumpf in den Polſterſtuhl zu ſpreizen, dann aber auch, um ſchöne Lackſtiefel dranzuſtreifen. Zu Fuß gehen ſie nicht gern, ſie haben dazu nicht Zeit; die Stadtleut haben für nichts Zeit. Da gibt es Kobelwägen, in die ſich jeder hineinſetzen und abfahren kann. Beim Ausſteigen muß er ſo viel Geld hergeben, als vorgeſchrieben ſteht, und wenn er das tut, iſt's immer zu wenig. Auf Straßen und Plätzen ſind gläſerne Stuben hergerichtet, da kann man ſich auch hineinſetzen und wird mit Röſſern fortgezogen. Es gibt auch ſolche Stuben, die ganz allein gehen, ohne Röſſer. Das nennen ſie elektriſch und wiſſen nicht, wieſo. Namen haben die Stadtleut für alles und meinen, damit wüßten ſie's ſchon. Zuwegbringen ſie in manchen Sachen wohl viel mehr, wie unſereiner, und wegen der Landwirtſchaft haben ſie alles in ihren Bücheln, was wir im Kopf und in den Händen haben müſſen. Einmal hat mich einer gefragt, ob ich den ſtudierten Herren ihren großen Kopf ſehen wolle. Und hat mich in ein kirchenbreites und turmhohes Haus geführt — lauter Bücher. Das iſt den Gelehrten ihr Kopf, ſie haben ihn gemeinſam. In ihren gewöhnlichen Köpfeln, die nicht größer ſind, wie die unſerigen, hat gerade ſo viel Geſcheitheit Platz, daß ſie ſich im gemeinſamen Kopf auskennen.

Alle Tage ein- oder zweimal kommt die neue Zeitung, die von der erſten bis zur letzten Seite gerüttelt voll Druck iſt, und in der nichts drinnen ſteht. Das iſt, unter wenigen Ausnahmen, ſchon ſeit undenklichen Jahren ſo, aber der Stadtherr glaubt's nicht und hat keine Ruh' und Raſt, bis

er noch vor dem Frühstück seine Zeitung durchgeschaut und gesehen hat, daß wirklich nichts drinnen steht. Wenn aber einmal, dann ist's zumeist ein Schrecken oder ein Ärger oder ein anderer Jammer, und jetzt steht was drinnen, jetzt kommt der Zeitungskäufer auf seine Kosten.

In der Stadt gibt's auch viele Kirchen, die sind aber nur für die gemeinen Leute. Der richtige Stadtherr geht nicht hinein. Der geht in einen großen Saal, wo Musik getrieben wird, oder andere Kurzweil; oder er geht in ein großes Wirtshaus. Dort steigt einer hinauf und hält eine Predigt über dies und das; gefällt sie, so schreien sie: Bravo! Gefällt sie nicht, so schreien sie: Pfui!

Können tun die Stadtleute alles, was sie wollen. In der Wienerstadt habe ich eine Kinderbrutanstalt gesehen. Da werden kleine, unausgebackene Kinder fertig gemacht. Ist aber nur eine Halbheit. Die bisherige Einrichtung wird fallen und auch bei den Menschen das Eierlegsystem eingerichtet werden müssen. Das wird aber noch lange nicht werden, denn die Sache muß in den Reichsrat. — —

Das, meine Steinhausen-Höhlenmitbewohner, ist nur ein kleiner Teil der infamen Frotzerei, die ich in einer Hütte des Eisluckengrabens aufgefunden habe, und aus der die dortigen Bewohner ihre Weisheit über uns Stadtleute bilden.

Dann ist es kein Wunder, daß die Bauern dort oben denken, wir — die vornehmen, gebildeten Stadtherrschaften wären — ich will nicht sagen, was.

Bismarck.

Betrachtungen an seiner Totenbahre

(1899.)

So etwa vor vierunddreißig Jahren iſt an das Ohr unſeres Alpenvolkes zum erſtenmal der Name Bismarck gedrungen. Als Öſterreich gemeinſam mit Preußen nach Schleswig-Holſtein zog, war es der preußiſche Miniſter Otto von Bismarck, der die Politik dieſes Feldzuges leitete. Die beiden Mächte ſchienen aber bei dieſem Feldzuge nicht ſehr gut auseinandergekommen zu ſein, denn im Witzblatte, das im Dorfe auflag, begann das Spottbild Bismarcks ſtändig zu werden, ich glaube, damals ſchon das mit den drei Haaren, in welchen man ſich drei Hörner dachte — eins mehr als beim Teufel. Das Jahr 1866 war ein einziger, millionenfacher Entrüſtungsſchrei gegen Bismarck. Der Öſterreicher ſah in ihm ſeinen Todfeind, ja mancher ſogar den Vernichter der deutſchen Nation. Hatte er doch die Deutſchen auseinandergeriſſen und Öſterreich zertreten, um ſein Preußen groß zu machen. Man erinnerte ſich nun, daß der preußiſche Junker der verrückteſte Reaktionär ſei und ſchon auf dem Frankfurter Parlamente gegen den „Nationalitätenſchwindel“ aufgetreten war. Der Haß gegen Bismarck bei und nach dieſem Kriege war grenzenlos, auch bei denjenigen, die ſonſt in der Völkergeſchichte den Krieg zu Recht anerkennen. Siegen ſolche, dann iſt der Krieg eine Fügung Gottes, unterliegen ſie, dann iſt er ein Fluch der Hölle und der ſtarke Gegner der abſcheulichſte Böſewicht. Als das Jahr 1866 vorüber war, wunderte ſich Öſterreich nur, daß es noch beſtand. Der Preußenkönig Wilhelm — Heldengreißler nannten ihn die

geistreichen Wiener — hatte mit seiner Armee in Wien einziehen wollen; Bismarck verhinderte es, und durch seine Vermittlung wurde dem Unterlegenen eine beispiellos geringe Kriegsentschädigung auferlegt, eigentlich gar keine, und in der weiteren Einigung die äußerste Rücksicht zuteil. Was geschehen war, hatte geschehen müssen. Wer jene Zeiten miterlebt hat, der vergißt allerdings nicht, wie furchtbar weh die gewaltsame Scheidung getan, doch die Änderung, die damals vor sich ging, wird nun wohl jedem, dem Politiker wie Nichtpolitiker, als eine absolute Notwendigkeit erscheinen. Ein vielvölkeriges Österreich als Oberhoheit in Deutschland, ist das noch denkbar? Durch 1866 ist nicht allein Preußen, sondern auch Österreich befreit worden; gerade von dieser Zeit an begann bei uns eine kulturelle Entwicklung, die unser Österreich in größeres Ansehen gesetzt hat, als vorher die Verquickung mit Deutschland es vermochte, die weder national oder staatlich einen Sinn gehabt hat, die eben im Lauf der Geschichte ein Unding geworden war.

Die großen Ereignisse in den Jahren 1870 und 1871 erst haben uns verstehen gelehrt, was Bismarck meinte. Die Bewunderung konnte ihm nun niemand mehr versagen. In den Deutschen Österreichs erwachte für Bismarck glühende Begeisterung, woraus freilich alsbald die Naderer antipatriotische Tendenzen deuteten. Als ob wir uns nicht sollten freuen dürfen darüber, daß dieses uns von Natur angestammte deutsche Volk groß und herrlich geworden war. Denn wir, wenn auch politisch außerhalb seiner Grenzen stehend, waren es mit ihm geworden. Unser Herz hatte mitgeschlagen auf den Schlachtfeldern Frankreichs, und die Vorteile, die durch Besiegung Frankreichs und durch die Einigung Deutschlands auch für uns Deutsche in Österreich erwuchsen, sind unmeßbar. Jetzt erst begann unser Österreich als ein großer, wahrhaft notwendiger Faktor im euro-

päiſchen Gleichgewicht aufzuleben, von Stufe zu Stufe, bis ebenbürtig zum Bündniſſe mit dem Deutſchen Reiche. Bismarcks Plan war Tat geworden. Bismarcks Plan? Man ſagt ja vielfach, er hätte keinen gehabt, er hätte gar nicht im voraus die Abſicht gehabt, Deutſchland zu einigen, das nationale Ideal zu verwirklichen. — Mit Idealen hat Bismarck ſich überhaupt verflucht wenig abgegeben. Nach den tatſächlichen Verhältniſſen hat er gehandelt, die günſtigen Stellungen hat er ausgenützt, das Glück hat er im richtigen Augenblick beim Schopf genommen, ſtets von Fall zu Fall das ſeinem Königshauſe Zweckmäßige hat er getan mit der ganzen Wucht ſeiner Perſönlichkeit und Kraft, und Deutſchland kam mit ihm dort hin, wo es jetzt ſteht. Ein Werk, wie es Bismarck vollbracht, läßt ſich im voraus überhaupt nicht berechnen — das Genie vollführt es naiv und elementar. Natürlich war die Einigung des Deutſchen Reiches vorbereitet geweſen in der Sehnſucht des Volkes, im Liede ſeiner Dichter und in tauſendfachen Keimen des Lebens, ſonſt hätte ſie auch ein Bismarck nicht finden und verwirklichen können. Damit will ich ſagen, daß ſeine Miſſion eine wahrhaft naturgemäße geweſen iſt. Die Weltgeſchichte geht ſtets geſegnet mit großen Ereigniſſen, nur gehört von Zeit zu Zeit der richtige Geburtshelfer dazu, ein großer Mann. Iſt die Entwicklung ſo weit vorgeſchritten, und braucht die Natur den großen Mann, dann bringt ſie ihn zuwege — nicht einen Rechner und Klügler, ſondern einen Tatenſchleuderer.

Bei Durchführung der Einheit Deutſchlands war der ſogenannte Kulturkampf, beſſer Kultuskampf, notwendig geworden, eine Auseinanderſetzung des Proteſtantismus mit der katholiſchen Kirche. Und dieſer Sache wegen ſind in unſerem Lande dem Fürſten Bismarck die unverſöhnlichſten Feinde erſtanden. Jener Krieg, den man allzu optimiſtiſch

den dreißigjährigen nennt, ist im deutschen Volke noch lange nicht zu Ende, und gerade der Hinblick auf die kirchliche Frage erfüllte Bismarck stets mit Entsetzen, wenn irgend einmal der Ruf nach politischer Vereinigung der Deutschen im Süden mit dem Deutschen Reiche hörbar geworden war. Bismarcks Größe bestand nicht so sehr im Erobern, als vielmehr im richtigen Verzichten. Die völlige Einigung aller Deutschen würde zu viel Katholizismus ins Reich gebracht, dadurch das norddeutsche Element, und damit auch den nationalen Gedanken zu bedenklich geschwächt haben. Ich würde mich eigentlich nicht groß wundern, wenn die katholische Kirche im Glauben an die Ungeschwächtheit ihrer innern Kraft allgemach den politischen Anschluß aller katholischen Deutschen an das Reich zu predigen begänne. Es wäre vielleicht ein bedeutsamer Feldzug gegen den Protestantismus.

Bismarck bezeichnete sich als einen treuen deutschen Diener Wilhelms I. Er war stets nur ein Diener dessen, der ihm gehorchte. Aber dann nicht zum Schaden seines gehorchenden Herrn; der kluge Herr gehorcht seinem weisen Knechte. Bismarck war unlenkbar und rücksichtslos in Erreichung dessen, was er für sein Ziel hielt, er war — so sagen seine Gegner — der verkörperte Egoismus, dem der Erfolg über alles ging. Gewiß. Selbstherrlicher ist keiner vorgegangen, als dieser Diener, aber für wen? Es hat Zeiten gegeben, in welchen man glauben konnte, daß ihm das preußische Königtum über alles gehe, daß er Deutschland nur erobern wolle, um es dem König von Preußen zu Füßen zu legen. Aber die Ereignisse haben gezeigt, daß er selbst dem Könige von Preußen Widerpart leisten konnte, wenn dieser ihm in seinem alldeutschen Wirken hinderlich schien. Der Bruch zwischen Bismarck und Kaiser Wilhelm II. wird ewig beklagenswert sein, aber er war durch die Natur selbst

bedingt. Damals ſchien es unbegreiflich, doch ſeit zehn Jahren gab es Gelegenheit genug, den jungen Kaiſer Wilhelm ſoweit kennen zu lernen, um einzuſehen, daß ein Unterordnen bei ihm nicht möglich iſt. Der greiſe Wilhelm, der erſt auf den Thron gelangt war zur Zeit, wo andere Männer müde und enttäuſcht ihr Leben zu beſchließen pflegen, hat gewiß gern und dankbar dem Starken und Weiſen gehorcht. Wilhelm II. aber, der mit dem Mute der Jugend, beſeelt von dem Gottesgnadentume des Königs, ſich bewußt der perſönlichen Verantwortlichkeit des Herrſchers, zur Regierung kam, dieſer ſelbſtändige Feuergeiſt, der dem Deutſchland ſeiner Zeit ein Kaiſer ſein wollte — wie konnte dieſer Mann ein willenloſer Diener ſeines Miniſters ſein? Ein verträgliches Nebeneinandergehen dieſer zwei exploſiven Herrſchernaturen erſchiene doch als ein Ding der Unmöglichkeit, und begreift es ſich, wenn damals geſchah, was geſchehen mußte. Hingegen habe ich es rührend gefunden, wie man nachher auf beiden Seiten beſtrebt war, dem Gegner das Seine zu geben und dem deutſchen Volke den tragiſchen Konflikt möglichſt vergeſſen zu machen.

Wenn nun bei Bismarcks Tod der Bruch zwiſchen dem Hauſe Hohenzollern und dem Hauſe Bismarck neuerdings in ſeiner erſchreckenden Tiefe zum Vorſchein gekommen iſt, ſo kann ich die Schadenfreude darüber wohl begreifen bei den Franzoſen und Ultramontanen, nicht aber das Vergnügen, daß auch Deutſche über die Demütigung des Kaiſers empfunden haben ſollen. Wer ſoll denn nun der Träger des nationalen Gedankens ſein, wenn nicht die deutſche Kaiſerkrone? Sollen Bismarck und Hohenzollern zweierlei bedeuten?

Es wurde ſchon geſagt, daß Bismarck den brutalen Egoismus und der Bismarckianismus lediglich die Anbetung des Erfolges bedeute. Das mag ſein. Es kommt nur darauf

an, ob Bismarcks Egoismus ein perſönlicher war oder ein nationaler. Vielleicht war er der Egoismus des deutſchen Volkes. Und was den Erfolg betrifft, wer betet den nicht an? Und ſchon gar bei Staatsmännern und Feldherren. Es kommt darauf an, ob die Sache, die Erfolg hat, eine gerechte oder ungerechte iſt. War es denn ſo ungerecht, den franzöſiſchen Erbfeind, der unter und ſeit Ludwig XIV. die Deutſchen nicht weniger als dreiundzwanzigmal mit Krieg überzogen hat, für eine Weile ohnmächtig zu machen? War es ein Unrecht, die Deutſchen zu einigen und das altehrwürdige Kaiſerreich wieder herzuſtellen? War es unrecht, durch kluge Weltpolitik den errungenen Frieden in Europa für lange Jahre zu ſichern? Das ſind ſeine Haupterfolge — ich glaube aller Ehren wert.

Daß Beſitztümer, die durch Blut und Eiſen erworben werden, ſchwerer zu erhalten ſind als ſolche, die durch friedliche Entwicklung Eigentum werden, hat Bismarck ſelbſt wohl am tiefſten empfunden. Vielleicht hat er ſich in ſtillen Nächten gefragt, ob es gut war, daß er Lothringen genommen? — — Dieſes Sichern und Schützen gegen Wiederverluſt, das Gerüſtetſein gegen den Haß Frankreichs war eine noch weit ſchwerere und heiklere Arbeit als die Eroberung und nahm ſeit 1871 die Hauptkraft Bismarcks in Anſpruch. Dieſes Schützen und Gerüſtetſein gegen Frankreich wird auch die Hauptarbeit der deutſchen Staatsmänner bleiben. Es iſt eine verzweifelte Errungenſchaft, und wenn bei Bismarcks Tod die Blätter ſtolz ausriefen, daß ſein Werk für alle Zeiten unzerſtörbar ſei, ſo wünſche ich das aus ganzem deutſchen Herzen, aber — vollends beruhigt bin ich nicht darüber. Das Schwert iſt nicht die ſicherſte Hut; verläßlicher als ein ſiegreicher Krieg und eine große Armee iſt die ſchaffende und die ſittliche Kraft eines Volkes.

Bismarck iſt den Deutſchen auch ein großes Vorbild

als Menſch. In dieſem Manne waren Tugenden verkörpert, die der modernen Zeit ſachte abhanden kommen. Vor allem die Treue. Über ſeine Treue zu König und Reich würde jedes Wort nur eine ſchale Profanation ſein. Treu war er ſogar den Feinden, vielleicht der einzige Diplomat, der nicht gelogen hat, oder dieweilen man einem Diplomaten nicht zu glauben pflegt und ſeine Worte ins Gegenteil zu deuten bereit iſt — die Leute mit der Wahrheit angelogen hat. Er war hart wie Stahl, aber wer ihn nahm, wie er war, der hat bei ihm gewußt, woran er iſt. Wem Bismarck den Untergang geſchworen, der hat ſich geradeſo auf ihn verlaſſen können, als ſein König, dem er Treue gelobt. Dann aber ſollten die Deutſchen auch einmal in die Schule gehen zu ihrem Bismarck, dem patriarchaliſchen Familienvater, dem ſparſamen Haushalter, der allen Prunk gehaßt hat, deſſen perſönliche Bedürfniſſe ſo ſchlicht waren, wie beim tüchtigen Bürgersmann. Und unſere nach läppiſchem Perſonenkultus dürſtenden Herrſchaften, unſere Jubiläenjäger und Feſteſſer, die armen eitlen Seelen, die ihr bißchen gemeinnütziges Wirken gleich in Lob und Auszeichnungen zurückerſtattet haben wollen — werden ſie nicht ſchamrot vor dem, der ein Weltreich aufrichtete und gegen perſönliche Ehrungen geradezu gottlos gleichgültig geweſen iſt? Der dieſelben höchſtens als ein Mittel weiterer nationaler Erfolge ausgenützt hat! Ob es ſich um eine Wandtapete oder um einen Herzogshut handelte — ihm mangelte jeglicher Sinn für Dekoration. Bismarck hat die Deutſchen Nationalismus gelehrt; wenn er ihnen nun auch in obigen und noch anderen Eigenſchaften von Tüchtigkeit ein Vorbild ſein möchte, dann wäre für den Beſtand der Deutſchen allerdings noch mehr getan, als durch die gegen den Willen der Bevölkerung vollzogene Aneignung von Elſaß-Lothringen, in der die Gefahren der Zukunft ruhen.

Den gewaltigen Vorzügen des Mannes ſtanden ebenſolche Fehler gegenüber. Er war manches, was ein guter Menſch, ein Chriſt nicht ſein ſoll. Er herrſchte nach dem Philoſophen Nietzſche als Übermenſch, dem der Einzelne, ſein Menſchenrecht und ſeine Freiheit nichts bedeutet. Er war eben Bismarck, ein Charakter von antiker Größe, ein einziger, unvergleichlicher Kraftmenſch, dem vieles zum unſterblichen Ruhme wird, was andere an den Galgen bringt. Die ganze Welt zollt ihm bewundernde Achtung. Doch was ſagte er in vertrauter Stunde einem Freunde von ſich ſelbſt?

„Niemand liebt mich wegen meiner politiſchen Tätigkeit, niemanden habe ich damit glücklich gemacht, auch mich ſelbſt nicht, wohl aber viele unglücklich. Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären achtzigtauſend Menſchen nicht umgekommen, und Eltern, Geſchwiſter und Witwen trauerten nicht."

Aber die Geſchichte bedarf manchmal eines ſolchen Gewaltigen, dann geht ſie wieder zur Tagesordnung über.

Gut gefällt es mir, daß Bismarck nicht bis zu ſeinem Lebensende der Mächtige von der Wilhelmſtraße blieb, daß er auch einmal der Weiſe vom Sachſenwalde ſein durfte. In ſeiner beſchaulichen und von Wallfahrern viel unterbrochenen Einſamkeit hat er manches Wort geſprochen, das ſeine Größe vervollſtändigt. Man darf ſagen, er war menſchlicher geworden. Seine Winke und Warnungen ſind dem deutſchen Volke ein Vermächtnis, viele ſeiner Ausſprüche der Welt ein wertvolles Gut geworden. Alſo hat ſich die Zeit Bismarcks herrlich erfüllt.

Zwar gibt es Leute, die mit dem Werke Bismarcks noch

immer nicht zufrieden ſind. Sie meinen, er hätte auch die ſoziale Frage löſen ſollen. — Das wird allerdings die Aufgabe des nächſten Jahrhunderts ſein, aber dazu gehört ein zweiter Bismarck. Der wird nicht geringer ſein dürfen, als der erſte, das Schwert aber wird er in der Scheide laſſen müſſen.

Er iſt wiedergekommen.

(1899.)

Als um die Mitte unſeres Jahrhunderts die naturgeſchichtliche Wiſſenſchaft aufkam und volkstümlich wurde, da glaubte man wieder einmal auf dem rechten Weg zu ſein. Man hatte im Lauf der Zeiten ja ſehr oft ſchon die Wahrheit gefunden, die unumſtößliche, untrügliche Wahrheit, und man war allemal wieder ſachte von ihr abgekommen. Aber diesmal, die Natur, die Materie, das war abſolut unzweifelhaft, unanfechtbar; denn das war Tatſache, die man mit den Augen ſah, mit den Ohren hörte, mit den Händen griff. Der menſchliche Geiſt, der ſonſt in allen undenklichen Bereichen umhergeirrt war und ſich abgequält hatte im Suchen und Sehnen, er hatte hier nichts zu tun, als die Tatſachen zu ſehen und anzuerkennen. Das war einfach, das verſprach das Ziel. Wenn man ſicher weiß, daß der eingeſchlagene Weg der rechte iſt, dann braucht man auf demſelben nur ſorglos weiter zu gehen, und aller Zwieſpalt, alles Bangen hat ein Ende. Die Naturwiſſenſchaft umfaßt alle Wahrheit, außer ihr gibt es keine; alles, was außer ihr die Phantaſie träumt, ſinnt und ſpinnt, iſt Aberglaube, der zum Verderben führt. — Die Naturwiſſenſchaft hatte endlich Erlöſung gebracht.

In dieſer freudigen Zuverſicht habe ich die gebildete Geſellſchaft, beſonders das Bürgertum gefunden, als mein Weg mich aus den Waldbergen geführt. Alles ſchwärmte von der Wiſſenſchaft, auch die nichts weiter von ihr wußten. Das waren damals die „Liberalen", lauter gläubige Leute, denn ſie glaubten an die Materie, an Erlöſung durch die Wiſſenſchaft. Die Bühne, die Zeitungen, die Lehrkanzeln, die Rednerbühnen waren voll und widerhallten von dem

neuen Glauben, und der Geist des Strebenden fand reichliche Nahrung an der popularisierten Wissenschaft.

Hand in Hand damit ging der Kampf gegen die Kirchen. Und das konnte nicht wundernehmen. Aber auch der Kampf gegen Jesus Christus. Das konnte ich eigentlich nicht und nie verstehen. Jesus war der Wissenschaft und ihren Entwicklungen nirgends im Wege. Er hatte sein ewiges Gottesreich ins Menschenherz gegründet, die äußeren natürlichen Dinge konnten ungehemmt ihren Lauf nehmen, sofern sie nicht für die Gesittung der Menschen, für das Wohl der Gesellschaft gefährlich wurden. Wo sie das wurden, da stand ihr allerdings Jesus im Wege, aber nicht er allein, sondern auch das Gesetz und die menschliche Artung, die sich nun die Auslegung der Darwinschen Forschung durchaus nicht immer gefallen lassen wollte. Denn es war bei dem neuen Glauben eines vergessen worden, ein zwar auch sehr Natürliches — das Menschengemüt. Das Bedürfnis nach seelischem Trost im Elend, nach Liebe und Dankbarkeit im Wohlergehen, das Verlangen nach ewigem Sein, nach unzerstörbarem Glück. Wir finden kein Volk auf der weiten Welt, das eine Geschichte ohne Gott hätte. Die wilden Rassen etwa, die keine Götter haben, die haben auch keine Geschichte, sie entwickeln sich nicht, sie bleiben stehen auf einer Stufe, wie das Tiergeschlecht. Sind es Menschen, so kommt einmal auch für sie die Zeit, daß sie vor der Sonne knien, oder den Sturm um Schonung bitten — die erste Stufe des geistigen Lebens, das durch Irrtümer und Leid gehend, endlich dort ausmünden muß, wo Jesus steht mit seiner Botschaft vom himmlischen Vater und vom Brüdertum aller Menschen.

Der Naturgeschichtsglaube schlug den entgegengesetzten Weg ein, er wies und trachtete nieder zum Tiere. Und wenn man ihn deshalb niederträchtig nennen kann, so ist das nur buchstäblich zu nehmen, denn gemeint war es gut.

Man wollte in beſter Abſicht den Menſchen von Aberglauben und Prieſterherrſchaft befreien und ihn aufklären, daß er ſich nicht mit dem „Jenſeits“ vertröſten laſſe, ſondern ſeinen Vorteil und ſein Glück auf Erden ſuche. Gegen Aberglauben und übergreifende Prieſterherrſchaft iſt Tüchtiges geleiſtet worden in dieſer Zeit, im weiteren aber iſt eine ganz abſcheuliche Sauce angerichtet worden. Was noch an vornehmer Geſittung und Seelenſeligkeit vorhanden war — der Materialismus hatte alles zugrunde gerichtet. Bei dieſem Verzichten auf Ideales, bei dieſem rückſichtsloſen Wühlen in der Materie, bei den rohen und verrohenden Kämpfen gegen Mitmenſchen war das Elend auf Erden nur noch größer und troſtloſer geworden. —

Da kam die Erhebung. Die Menſchenſeele, die erſtickt werden ſollte, ſie wachte auf und tat einen Schrei, der durch Erd und Himmel drang. Einen Schrei nach Gott. Sie begann zu taſten, zu ſuchen nach einem allmächtigen, gütigen Gott, der die ſinkende Menſchheit halte und in das erſehnte Leben der Ewigkeit hebe. Neue Wege zu ihm ſchlug ſie ein, aber ſie taſtete und ſuchte vergebens, ſie fand nicht Frieden und nicht Troſt, ſie irrte umher — eine verlorene Seele. — Da beſann ſie ſich auf den alten, ſchmalen Weg. Es war der Weg der Demut, des Mitleids, des Vertrauens — und auf dieſem Wege begegnete ihr — Jeſus Chriſtus.

Seit etwa fünfzehn Jahren hat — wenigſtens in Europa — das geiſtige Leben ſich alſo wieder geändert. Wären es nur einzelne geweſen, die für ſich Gott und Himmel ſuchten, die Welt würde ſie als Sonderlinge und Narren verſpottet, in die Winkel zurückgelacht haben und bei ihrer Tagesordnung geblieben ſein. Aber die ganze Volksſtimmung war es. Die ſchöpferiſchen Geiſter kamen mit religiöſen Dingen und fanden Intereſſe. Vielleicht war es Nietzſche, der durch ſeine Keulenſchläge auf das Chriſtentum

manchem zum Bewußtſein brachte, daß es noch vorhanden ſei. Denn wäre es tot geweſen, wie der Materialismus behauptet, ſo hätte kein Herkules verſucht, es zu erſchlagen. Dann kam Tolſtoi und begann zu rütteln an denen, die noch Chriſtentum zu haben glaubten: Was? Das nennt ihr Chriſtentum? Geht mir weg. Der Materialismus ſoll der Schädling des Chriſtentums ſein? Ihr ſelbſt ſeid es. Euer Egoismus, innere Gleichgültigkeit iſt es. Seht einmal: ſo ſieht das Chriſtentum aus! — Und er lebte es uns vor. So kamen ſachte die Propheten. Die Welt blickte auf und war erſtaunt, und begann zu blättern in den alten heiligen Schriften, um zu unterſuchen, wer da recht habe.

Dann die Kunſt. Sie fühlte, daß die bisherigen Stoffe und Formen abgebraucht waren, und während ſie einerſeits in den übelriechendſten Naturalismus niedertauchte, begann ſie andererſeits einen hochgemuten Flug in den religiöſen Himmel, verherrlichte heilige Legenden und Mythen und führte uns in neuen Geſtalten Chriſtus vor. Die Dichter ſangen Lieder, erzählten Geſchichten, ſchufen Dramen mit religiöſen Stimmungen und chriſtlichen Idealen. Kunſtwerke ſolcher Art wären in den ſiebziger Jahren einfach verlacht und verhöhnt worden — nun ſtrömte ihnen alles zu, die Gebildeten wie das Volk, und begeiſterte, erquickte, erbaute ſich an ihnen.

Wer Gelegenheit hat, den Büchermarkt zu beobachten, der muß ſtaunen, was an der Wende unſeres Jahrhunderts an religionsphiloſophiſchen Werken, theologiſchen Schriften, an religiöſen Büchern überhaupt, erſcheint und mit Innerung geleſen wird. Religiöſe Zeitſchriften, kirchliche Tageszeitungen gedeihen überall. Religiöſe Geſpräche ſind ſalonfähig geworden, und mancher Gelehrte, der früher in den Regionen der Weltweiſen von Sokrates bis Kant geſchwebt oder den Darwinismus ins Bereich der Philo

sophie erhoben hatte, verschwendet jetzt seinen Geist an dogmatische, religions- und kirchengeschichtliche Fragen vor andächtig lauschenden Zuhörern. Die Kirchen halten die Zeit ihrer Heimsuchung für gekommen, öffnen ihre Tore weit und entfalten glänzend ihren Kultus. Religiöse Schwärmerei und Heuchelei wagt sich wieder auf die Straße, und selbst in der Stadt kann man manchen in seinem Herrenrock sehen, der vor Kirchentoren und Bildstöckeln auffallend sein Kreuz schlägt, oder andere, die das nicht tun, entrüstet zurechtweist. Große Parteien bilden sich, die unter der Flagge „christlich" ihre politischen Interessen fördern, und sehr hohe Herren treffen Anstalten, alle Welt so oder so wieder katholisch zu machen. Derlei Erscheinungen hätten aber nicht neu entstehen können, wäre nicht wieder das religiöse Bedürfnis erwacht, freilich eins, das — keinen Kompaß hat. Das religiöse Gefühl setzt sich bei den meisten nicht in christliches Leben um, sondern in Äußerlichkeiten, in beschauliche Stimmungen und erbauliche Betrachtungen. Damit findet man sein Genügen.

Einzelne Erweckte greifen allerdings tiefer und finden, daß der neu erschienene Christus in eine orthodoxe Kirche nicht mehr recht passen wolle. Sie wenden sich den evangelischen Richtungen zu, die einerseits in den Ursprung des Christentums zurückgründen, andererseits Raum für das moderne Geistesleben haben. Jeder, der das Christentum nicht bloß als Stimmungsbild in sich trägt, sondern es tiefer und ernster nimmt, wird gar nicht anders können, als sich bekannt zu machen mit der evangelischen Kirche und ihrem Geiste, um dann sich für das zu entscheiden, was ihm zu seinem Seelenfrieden und zu seiner Vervollkommnung am gedeihlichsten erscheint. Den einen fördert die katholische Kirche, den andern macht erst die evangelische Kirche zum Christen, und ein dritter schließt sich gar keiner der offiziellen

Kirchen an, ſondern reiht ſich ſtill in jene ſchweigende Gemeinde ein, die „Gott im Geiſte anbetet“.

Der Chriſtus, der heute wiedergekommen iſt, er iſt ein anderer, als jener des Mittelalters. Er verlangt nicht, daß man der Meſſe beiwohnt und ſeine Sünden ins Ohr eines Menſchen flüſtert. Wer ſeeliſches Verlangen danach hat, den wird er in den Sakramenten ſegnen; zu finden aber iſt dieſer wiedererſchienene Chriſtus auch außerhalb der Kirchen und ihrer Zeremonien. Aber einen ſtärkeren Willen nach ihm muß der haben, der ihn nur im Geiſt ſucht. Und eine ſtärkere Liebe zu ihm muß er haben; denn er kann ihm nicht Lippengebete und Orgelklang und Weihrauch opfern, er kann dem Herrn nicht anders dienen, als daß er mit Strenge und Beſtändigkeit trachtet, nach ſeinem Willen zu leben.

Aber läßt ſich denn das wirklich vereinigen, Chriſtus und das moderne Leben? Ich glaube ja. Man ſieht es zuweilen, daß es möglich iſt. Einzelnen mag es gelingen. Nur wird ein ſolcher Chriſt nicht reich werden, wird nicht ein Abgott der Menge werden, wird nicht Macht vor Recht ſtellen, wird ſein Gemüt nicht in ſinnlichen Lüſten erſticken, wird nicht Feindſchaft ſtiften, ſondern beſcheiden, treu und arbeitſam anderen und ſich dienen, daneben die ſchönen Errungenſchaften der Zeit mitgenießen und den Frieden des Herzens haben.

Nach dem Frieden des Herzens iſt doch jetzt wieder eine lebhaftere Nachfrage, als vor Jahren. Die ſittlichen Eigenſchaften beginnen an Wert zu ſteigen. Es gibt viel junge, gebildete Leute, beſonders auch Studenten, und ſie mehren ſich von Jahr zu Jahr, die ſich des übermäßigen Trinkens enthalten; der Alkohol kommt mehr und mehr in ſeinen verdienten Verruf. Überall entſtehen Mäßigkeitsvereine, man ſtrebt einer einfacheren Lebensführung zu;

mancher, der Üppigkeit und großen Luxus treibt, beginnt ſich deſſen ſachte zu ſchämen. Man beſinnt ſich und ſchaut hilfsbereit zu den Armen und Zurückgebliebenen nieder. Wohltätigkeitsbeſtrebungen überall. Es bilden ſich große Geſellſchaften gegen das Duell, die Friedensbewegung iſt unermüdlich tätig. Tierſchutzvereine tragen die Liebe in die animaliſche Welt und ſchützen die hilfloſe Kreatur vor den allzu gierigen Inſtrumenten der Wiſſenſchaft. Zahllos ſind die ethiſchen Beſtrebungen, immer mutiger und ſtärker werden ſie. Ich ſage nicht, daß alle eine religiöſe Triebfeder haben, denn es gibt auch außerhalb der Religion im Menſchen große ethiſche Anlagen. Aber daß mit dem gegenwärtigen Aufſtreben des religiöſen Geiſtes — bewußt oder unbewußt — die allgemein ſittliche Stärkung Hand in Hand geht, das ſteht klar vor unſeren Augen. Der ausſchließliche Bund mit der Materie iſt unheimlich geworden, man will endlich wieder höher hinan. Ein ſchreckliches Unbefriedigtſein quält uns, eine dumpfe Bangigkeit hat uns befallen — das iſt Heimweh nach Gott. Viele wollen das nicht wahrhaben, aber es iſt doch ſo — Heimweh nach Gott. Die Ungeklärten, die Willensſchwachen taſten noch unſicher umher, ſie wiſſen ihren inneren Unfrieden nicht zu deuten, geben ihm allerhand Krankheitsnamen, ſchreiben ihm allerhand äußere Urſachen zu, verſuchen allerhand falſche Mittel, um ihn los zu werden, und bleiben leidend und verlaſſen. Die Entſchloſſenen gehen geradeswegs auf Jeſus Chriſtus zu: Herr, du biſt der Heiland!

Und ſiehe, es iſt ein anderer Chriſtus, als der des Mittelalters. Nicht mehr der arme, blutige, nur zu Entſagung und Selbſtquälung führende, nicht der weltverneinende, ſondern der ſtarke, der weltrettende, der weltheiligende Chriſtus. Er bringt nicht das Zagen, er bringt den Mut: er bringt nicht Trauer, ſondern Freude. Er bringt

friſchausſchauende, opferfrohe Liebe zu den Menſchen und hochgemutes Vertrauen zum Vater im Himmel. Nein, das iſt nicht der des Mittelalters, das iſt der des Evangeliums. — Aber es iſt auch nicht der jüdiſche Rabbi, der in Konflikt mit der Obrigkeit kam und hingerichtet worden. Und es iſt nicht der edelſte der Menſchen, zu dem ihn die Humaniſten machen wollten. Es iſt der eingeborene Sohn Gottes, den die Menſchheit in ihrer Sehnſucht endlich ſelbſt erſchaffen hätte, wenn er nicht von oben gekommen wäre. Er iſt anders als alle Propheten waren, er hat Gott nicht verkündet, er hat ihn in ſich ſelbſt gezeigt und gelebt. Das iſt nicht dogmatiſch geſprochen, ſondern ſo gemeint: Wenn eine Gottheit iſt, die den Menſchen liebt, ſo muß ſie ſich ihm einmal ganz unmittelbar offenbaren. Sie muß mit ihm perſönlich in Verkehr treten, ſonſt hätte ihre Exiſtenz für den Menſchen ja weiter keinen Sinn. Aber erſt muß der Menſch dazu bereit ſein. Wäre der Mittler nicht erſehnt worden, hätten die Menſchen ihm ihre Herzen nicht entgegengehalten, wären ſie nicht bereitwillig geweſen, ihn zu glauben und in ſeinem Sinne ſelig zu werden — ſo wäre er nicht gekommen. Hätte nicht kommen können, ſo wie er zu Herodes und den Hohenprieſtern nicht gekommen iſt, ſondern nur zu denen, die ſeiner harrten. Und dieſelbe Bereitwilligkeit und Sehnſucht, die in den erſten Jüngern Jeſu war, iſt zu allen Zeiten mehr oder weniger auch in anderen Menſchen geweſen. Je unſeliger die weltlichen Zuſtände waren, je lebhafter haben ſie den Weiſer Gottes geſucht. Hätte der Materialismus der ſiebziger und achtziger Jahre das ideale Bedürfnis der Menſchen auch nur einigermaßen befriedigt, ſo wäre das Verlangen nach einer inneren, überirdiſchen Beſeligung nicht ſo ſchreiend geworden, ſo wäre Chriſtus vielleicht noch nicht gekommen.

Aber iſt er denn wirklich da? Wo ſieht man im

Leben seine Spuren? Dort, wo christliche Kirchen sich haßerfüllt befehden? Dort, wo der Hohepriester mit seinen Zeremonien Christus ganz in den Hintergrund drängt? — Ich kann dort die Spuren des Heilandes nicht finden. — Auch in weltlichen Regierungskreisen ist Christus wenig zu spüren, da herrscht die Politik mit ihrer Eigensucht und Zweideutigkeit. Die politischen Parteien sind schon gar des Teufels, wie einmal ein Spaßvogel gesagt hat: Da heißt's, es gebe zwar einen Gott, aber keinen Teufel. Ich hingegen sehe keinen Gott, überall nur den Teufel. — Im Nationalismus, wenn er die Leute so führt, daß sie ihr Volk lieben, ohne fremde Völker zu hassen, ist die Spur Christus schon zu merken. In der Schule, in der Kunst, wenn sie den Menschen zu reinerem geistigem Leben erzieht, ist er schon zu spüren. In den sozialen Bestrebungen, die Reichen menschenfreundlich zu machen, die Arbeiter zu ihren Pflichten und Rechten zu führen, die Armen und Schwachen so zu stützen, daß sie sich aus Eigenem aufzuraffen vermögen, ist Christus deutlich zu spüren. In dem immer wachsenden Gemeinsinn vieler, in ihrem ruhelosen Wirken, die Welt schöner, die Menschen glücklicher zu machen, sie vor Wahn und Roheit zu befreien, ihnen frische Tatkraft und frohen Frieden zu vermitteln — in diesen Bestrebungen steht Christus unmittelbar in der Zeit, selbst wenn sie nicht an ihn glauben würden.

Am klarsten aber zeigt sich Christus in jenen Personen, die durch das Vertrauen auf Gott eine frohe Ebenmäßigkeit ihres Wesens, ein treues Aushalten in ihren Berufspflichten und Seelenfrieden gefunden haben. Und solche Leute gibt es heute mehr als gestern. Besonders die gegenwärtige Religionsbewegung hat es bewirkt, daß viele und immer noch mehr sich besinnen auf den tieferen Gehalt des Christentums und mancher, der gleichgültig oder verwirrt

war, oder eingeschläfert durch äußere, leicht erfüllbare Bedingungen — er hat im Evangelium eine Verinnerlichung und Stärkung erfahren, so als hätte ihn Jesus Christus herb und fest an der Hand gefaßt. Man mag über die Kirchen denken, wie man will, erfreulich ist und bleibt es, daß so viele, namentlich junge Leute, die im teils mißverstandenen Katholizismus schon ganz abgestanden waren, mit dem Übertritt zum Evangelismus frisches, religiöses Leben ins Herz bekommen haben.

Mit dem Evangelismus meine ich natürlich nicht die Anhänger jenes Protestantentums, die Christi Göttlichkeit leugnen; das sind keine Evangelischen. Das Evangelium ist ja gar nichts anderes, als die frohe Botschaft vom Gottessohne. Das Evangelium ist so einfach und klar und bestimmt in diesem Punkte, daß viele allein damit auskommen, keines Pastors und keines Papstes bedürfen, der ihnen das Buch auslegte oder ins Kirchliche überträge. Sie stehen am Ursprunge. Christus soll vom Evangelium unmittelbar in die Persönlichkeit gehen. Durch je mehr Leute er kolportiert wird, je menschlicher, irdischer, unverläßlicher wird er. Weil es jedoch gar viele Menschen gibt, die mit dem puren Geist sich nicht zu helfen wissen, denen alles, was sie verstehen und fassen sollen, in sichtbaren Beispielen und Gleichnissen beigebracht werden muß, so sind die Kirchen mit ihren Lehrern nötig, und in diesem Sinne, so meine ich, sind sie eine göttliche Einrichtung. Aber freilich nur so lange, als sie nicht abweichen von der Liebe.

Ein sicheres Zeichen endlich, daß Christus wiedergekommen, sehe ich in dem Verlangen und Bestreben zahlloser Menschen, daß zwischen den christlichen Kirchen Friede werden möchte, daß die Geistlichen ohne Eifersucht gegeneinander ihr Hirtenamt üben, daß sie nicht durch Herabwürdigung anderer Kirchen, wohl aber durch sittliche Erhebung der eigenen, ihre

Bekehrungen machen ſollten. Chriſtliche Freiheit des einzelnen und Friede auf religiöſem Gebiete! Dieſes Verlangen wird immer lauter und allgemeiner, und hierin der gewaltigſte Rufer iſt — Chriſtus ſelbſt.

Und zum Schluſſe noch das: Der Glaube an die Materie war ausgeartet in Roheit und Frevelhaftigkeit; nicht aber möge der Glaube an den Geiſt ausarten in Weichmut und Frömmelei. Die Stimmungen, Andachten, Worte und Namen tun es nicht. Einzig darauf kommt es an, daß das Menſchenherz wieder lebensfreudig und gottesfroh, wohlwollend, treu und ſtark werde. Das ermöglicht uns ſchon auf Erden den Himmel. Und mehr wollen wir einſtweilen ja nicht.

Viele wollen nicht einmal das. Denen iſt nicht zu helfen.

Sterben und erben.

(1899.)

Wenn Leute ſterben, da kann man manchmal Wunder erleben! Es iſt ſo merkwürdig, daß der eine ſtirbt und der andere leben bleibt. Leben bleibt mit allen ſeinen Kleinlichkeiten, Eitelkeiten und Niederträchtigkeiten. Die Liebe, wenn eine vorhanden iſt, ſchreit freilich auf, ſchwer getroffen durch den Verluſt, die Freundſchaft ſchreit auf, das Mitleid ſchreit. Aber die Selbſtſucht daneben, die bleibt unberührt, bleibt die kalte, berechnende Selbſtſucht. In dieſer befangen, ſieht der eine den andern hinſterben und denkt an ſeinen Vorteil. Täglich kommen Nachrichten von geſtorbenen Bekannten, täglich begegnen ihm auf ſeinen eigennützigen Wegen die Leichenzüge ſolcher, die vorgeſtern noch Lebemänner, geſtern noch Egoiſten g-weſen ſind und die ihm nun dahinſchwankend zuwinken: Heute mir, morgen dir! Aber ſeinen Egoismus erſchüttert das nicht im mindeſten. Wieſo auch! Der Menſch ſtirbt, der Egoismus iſt unſterblich, der braucht kein memento mori zu fürchten.

Ich aber haſſe dieſes unſterbliche Ungeheuer, es verhindert die Erlöſung der Menſchheit, weil es ihre Auflöſung hindert. Und an Sterbebetten tritt es manchmal in ſeiner ganzen teufliſchen Dämonie hervor.

Sie hatten ſich doch ein Leben lang geliebt, dieſer alte Mann, der hier mit dem Tode ringt, und dieſe Frau, die weinend an ſeinem Bette ſitzt und ſeine ſtiller und ſtiller werdenden Atemzüge beobachtet! Er hatte doch für ſie gelebt und ſie für ihn und hundertmal hatte eines zum andern geſagt: Schatz, ich möchte dich nicht überleben! Obſchon es ihre Mittel recht gut erlauben, auch ohne einander zu exiſtieren. Sie haben ſtets ihr beſonderes Geld in ihrem

gesonderten Kasten gehabt. Nun labt sie ihn mit Essig und murmelt leise Gebete und merkt, daß sein Leib sich krampft und daß sein Auge erstarrt. Sie eilt zur Labe, um eine Wachskerze anzuzünden, und es kommt ihr zufällig sein Kassenschlüssel in die Hand. Da ist er, denkt sie, und verbirgt ihn in ihrer Tasche. Dann klemmt sie dem Sterbenden die brennende Kerze zwischen die Finger, das will nicht halten, sie krümmt seine Finger zusammen. Das Röcheln wird leiser, sie betet, sie schluchzt, sie ruft ihn zärtlich bei seinem Namen, zuckt ab und horcht, ob er noch atmet.

Wieder einmal hebt sich die Brust, so hoch, daß sich das Haupt nach rückwärts neigt. Sie beginnt neuerdings laut zu beten, sie sagt alle Gebete her, die ihr einfallen, und wiederholt sie. Das Vaterunser kann sie nicht mehr ganz, aber sie betet darüber hinweg und muß weinen bei dem Gedanken, daß der Arme so hart stirbt. Als es an seinen Mundwinkeln hervorschäumt, denkt sie: das ist das Ende! und fährt mit dem Tuche über sein Gesicht, da sind gleich die Augenlider zugedrückt. Aber es schöpft sich noch ein Atemzug und — endlich noch einer. Dann lauert sie mehrere Minuten hin — nichts mehr. Es ist vorbei! murmelt sie und springt rasch auf. Zur Kasse. Man muß nicht überall andere zuvorkommen lassen. Man muß sich doch kümmern um seine Sachen. Es kommen schon andere und starren mit großer Verblüffung jetzt auf den Toten, jetzt auf den Kasten.

Die Leiche ist noch nicht kalt, so nahen die Doktoren und die Notare, der Staat wie die Familie langen mit der gleichen Gier nach der Hinterlassenschaft, der Todesfall ist ja ein Glücksfall, ein Fälligwerden des Erwarteten. Es ist über Erwarten gut bestellt und nun erst kommt die Trauer. Sie weinen so kläglich, er war so gut, sie sind ihm so

dankbar und können ſich ſo feſt verlaſſen auf den Tod, der keinen wieder wachwerden läßt.

Ich habe ſchon geifernde Kinder geſehen am Totenbette eines teuren Vaters, einer lieben Mutter. Die Liebe wurde zu Haß, wenn ſich eines verkürzt ſah. Jenes Mädchen war eine Ausnahme, das auf Befragen der Geſchwiſter, was ſie ſich an Wert- und Schmuckſachen wohl wünſche von der Mutter Hinterlaſſenſchaft, vor Schmerz gebrochen die Antwort gab: „Daran kann ich nicht denken. Wenn ihr mir was geben wollt zum Andenken, ſo bitte ich um das hölzerne Kreuz, das ſie beim Sterben in der Hand gehabt hat.“ Solche Erbgenoſſen ſind freilich bequem. Sie gaben ihr das Kreuz und lachten ſie aus. Sie ſelber huben untereinander einen langen herz- und lebenvergiftenden Streit an um Gut und Geld, das Mädchen mit dem Kreuze lebt ſtill und im treuen Gedenken arm und ruhig für ſich hin.

Es hat ja überhaupt etwas Mißliches, als reicher Mann zu ſterben. Es iſt eine rechte Kalamität, alles, was man mit Sorgen erworben, mit Sorgen geliebt hat, auf einmal fremder Willkür überlaſſen zu müſſen. Sonſt iſt das Rauben und Töten verboten; dafür zahlt man ſeine Steuern, daß der Staat den Privatbeſitz beſchütze. Der gewöhnliche, landläufige, zutäppiſche Tod aber hat offenen Zutritt in jedes Haus, und ſelbſt wenn er der Polizei den Ärmel ſtreift mit ſeiner Hippe, ſie rührt ſich nicht, läßt den braven Staatsbürger ruhig hinmorden und berauben bis auf den letzten Knopf. Das iſt eine ſchreckliche Mißwirtſchaft! Und erſt gar, wenn kein Menſch weiß, ob die Tränen, die dem Toten ſo rührend nachgeweint werden, Schmerzens- oder Freudentränen ſind. Das könnte einem wahrlich alle Freude am Sterben verleiden!

Beim Armen hingegen geht alles ſo wahrhaftig und

einfach her. Wird auf seinen Tod gelacht, so ist's echt, wird geweint, so ist's auch echt.

Widerlicheres jedoch kenne ich nicht, als wenn neben dem kaum noch erstarrten Gestorbenen die Kästen und die Kassen sperrangelweit aufgerissen werden, mit krampfigen Fingern die Pakete und Papiere und Rollen herausgenommen. Mißtrauisch lauern sie einander auf die Hände, fieberhaft springt der Atem der Beteiligten und der Notar inventiert mit dem ganzen Froste einer Bureaukratenseele die Hinterlassenschaft. Und der arme Tote liegt da und ist so recht der Hopf, der um und um gründlich Betakelte. Jawohl, meine lieben Reichen, das Sterben ist eine unangenehme Geschichte, und ich wette, es tut euch weniger leid um eure bluteigenen Hände und Füße, daß sie schäbig vermodern müssen, als um euer liebes Sacherl, das nicht die Würmer, sondern die lachenden Erben kriegen!

Da denke ich gerne an Jesus, der ein eigentümlicher Kopf war. Der ist ein solcher Lebemann gewesen, daß er nicht einmal die Sorge für den morgigen Tag leiden mochte. Wie wird er erst die armen reichen Erblasser auslachen, die sich das ganze Leben sauer werden lassen dafür, daß ihnen das Sterben erst recht sauer werden soll! Oder gibt es so einer im Sterben aus reiner Liebe für die Seinen hin? Na, prosit Mahlzeit! Wer seinen Kindern just erst durch fette Erbschaften aufhelfen will, der ist, Gott verzeih's, ein vollendeter Tropf. Ererbtes wie gewonnenes Geld hat kein Glück in sich. Zehntausend ererbte Gulden machen dem blasierten Eigner nicht so viel Freude, als einem andern zehn verdiente. Dazu verhindert das Geld, wenn man's mühelos hat, an der Übung persönlicher Fähigkeiten, an der Darbringung ersprießlicher Leistungen, an der Wertschätzung eigener Arbeit und der Arbeit überhaupt. Im Gelde liegt ein hoher materieller und ein noch

höherer moraliſcher Wert, aber den findet und empfindet nur der, der es mit eigener Anſtrengung redlich erworben hat.

Seinen Nachkommen, die man ohne ihr Wiſſen und vielleicht gegen ihren Willen zum Daſein gerufen hat, möglichſt Genugtuung dafür bieten, das iſt man ſchuldig. Aber ſich ſchließlich bloß mit Geld abfinden wollen, das iſt auf ihren Schaden obendrein der Spott! Gibt es nicht genug Gelegenheiten, ihnen die Wege anderswie zu ebnen, das Leben anderswie intereſſant zu machen, als durch Papiere von hunderttauſend Gulden? Der Pädagoge ſoll übrigens heute daheim bleiben, das iſt auch ein fader Patron. Ein geſcheiter Mann, der als ſolcher überhaupt nicht übermäßig reich wird, muß auch ohne Pädagogik ſo raffiniert ſein, um ſeinen Beſitz ſo für die Kinder anzuwenden und aufzubrauchen, daß ihr ganzes Weſen ſchon frühzeitig zum Edelmetalle wird und er ſchließlich nicht nötig hat, ihnen das Silber ſcheffelweiſe vorzuſchütten, wie man den Schweinen das Abfallet vorſchüttet.

Leichter getraue ich mir freilich aus armer Familie tüchtige Kerle, die für die Welt taugen, hervorzuſtampfen, als aus einem reichen Hauſe. Dort hilft die Lehrmeiſterin Not tüchtig mit, hier frißt Verweichlichung und Überfluß in die jungen Seelen, wie Roſt ins Eiſen.

Weiſe Nationalökonomen ſagen, die Sammlung des Geldes auf große Haufen wäre nötig zur Entwicklung der Ziviliſation, für große Unternehmungen, für Erſtarkung der Staaten uſw.

Ich bin ein alter Widerſacher und ſage immer den gleichen Spruch — er iſt ſchon gar verwetzt vom vielmaligen Gebrauch, aber doch noch immer ein redliches altes Hausgerät, — den Spruch nämlich, daß es mir nicht um Ziviliſation, nicht um große Unternehmungen, nicht um mächtige

Staaten geht, sondern um tüchtige Menschen. Weil sie nun aber bei vielem Gelde selten tüchtig und charakterfest werden, fast noch seltener als bei gänzlichem Geldmangel, so kann ich halt durchaus nicht dafür stimmen, daß das Geld in großen Haufen zusammengetragen werden soll und daß diese Haufen dann auf wenige vererbt werden können.

Der Staat wird die Zerstreuung des Geldes in kleine Teile allerdings nicht in die Hand nehmen dürfen, denn der macht solche Sachen gewöhnlich höchst ungeschickt, so daß das Gegenteil erreicht wird von dem, was zweckmäßig ist. Es handelt sich auch gar nicht um die Zerstreuung der großen Geldhaufen, etwa wie man mit der Streugabel auf dem Felde den Dünger zerstreut, wenn dann die Frucht doch wieder gesammelt und zu großen Geldhaufen gemacht wird. Es handelt sich vielmehr um die Erkenntnis, die in den Menschen aufstehen muß, daß wir nicht leben und wirtschaften, um Geld zu erwerben, sondern daß Geld nur als Mittel gelten darf, um zu leben und zu wirtschaften. Dieser einfältige Gedanke ist ganz salonunfähig — vor lauter Wahrheit. Mit nichts macht man den modernen Menschen wütender, als wenn man sein Geld angreift. Wenn man vom Überfluß des Geldes spricht und denselben einen Fluch nennt. Denn Geld ist sein Leben, sein Lieben, sein Gott. Nicht das Geld, das er zu seinem täglichen Sein und Leisten braucht, sondern das Geld schlechthin als Selbstzweck. Dem opfert er alles. Das heutige Geschlecht ist wirklich noch in dem Aberglauben befangen, daß großer Geldbesitz den besten Lebenszweck ausmache. Das nächste Geschlecht wird durch Erfahrung schon klüger geworden sein, denn es wird das Massenverderben erlebt haben. Und ein übernächstes Geschlecht wird allgemein zur Erkenntnis gekommen sein, daß es kein größeres Gift für das menschliche Wesen und Gedeihen gibt, als eine Geldgier, wie sie heute

graſſiert. Oder nicht? Soll's ſo fortgehen mit der dummen Gier?

Sonſt würde die Volkswirtſchaft auch ohne das oberſte Prinzip: „Geld" blühen und man würde ſagen können, das ſei die beſte Unternehmung, bei der die meiſten Leute leben, körperlich und geiſtig gedeihen können und das ſei der beſte Staat, der nicht wegen der Macht nach außen hin da iſt, ſondern zum Wohle ſeiner Staatsbürger. Das alles, der Sozialismus wie die Politik, hängt damit zuſammen, in welches Verhältnis der Menſch ſich zum Gelde ſtellt.

Aus dieſen Betrachtungen geht ja, wie ſchon angedeutet, nicht hervor, daß das Geld überhaupt zu verwerfen ſei. Ich habe es oft genug geſagt, wie ſegensreich das Geld ſein kann, wenn es brav verdient, entſprechend verteilt und weiſe angewendet wird. Es ſei auch nicht geſagt, daß ein Familienvater nicht ſorgen ſolle für die Zeit, da kein Erwerb da ſein wird, da die Seinen verlaſſen ſind. Es iſt nachgerade ſeine erſte Pflicht, an das Schickſal ſeiner Witwe zu denken, wenn er nicht mehr ſein wird, die Kinder zu ſtützen, ſolange ſie noch unmündig und erwerbsunfähig ſind, ja ihnen in ihrem künftigen Berufe den Anfang zu erleichtern und gleichſam noch mit ſeinem Arm ihr Führer und Mithelfer zu ſein, auch wenn er ſchon im Grabe ruht. In dieſer natürlichen und mäßigen Weiſe wird der Menſch ein Stück ſeiner Verdienſte und ſeiner Kraft vererben dürfen auf die nächſten Verwandten, und Weib und Kinder werden Anſpruch haben auf eine ſolche väterliche Fürſorge, die noch über den Tod hinausgeht. In dieſem Sinne wird die redliche Hinterlaſſenſchaft zu einem moraliſchen Gute, zu einem Werke der Nächſtenliebe. Wer ſich ſelber eine große Bedürfnisloſigkeit angewöhnt hat, um nach ſeinem Hingange die Hinterbliebenen mit dem Nötigſten verſorgen zu können, der handelt ganz anders, als der Geizhals, der ſein Lebtag knauſerig gegen

ſich und andere iſt, weil er ſich von ſeinem Gelde nicht trennen mag, und der nur den einen Lebenszweck kennt: ſein Geld zu vermehren. Sein Erbe iſt zweimal ein Fluch: für den, der es läßt, und für den, der es antritt. An ſeiner Bahre ſteht anſtatt der Liebe die Heuchelei, anſtatt der Pietät die Geldgier in ihrer widerlichſten Geſtalt.

Soll man übertreten?

(1899.)

Soll man übertreten zu den Proteſtanten? — Dieſe Frage pocht jetzt jeden Tag ans Tor. Geſtern wies man ſie ab, heute kommt ſie wieder.

Da rufen zwei Stimmen. Die eine ſagt: Tritt über zum reinen Evangelium, die andere: Bleibe bei dem Bekenntniſſe deiner Vorfahren mit ſeiner heiligen Herrlichkeit! Welche von beiden iſt die Stimme Gottes? Welche die Stimme des Menſchen? Man weiſt die Mahnung auch heute wieder ab. Freilich wird ſie morgen neuerdings ans Tor pochen, und lauter als je. Wird man ſie einmal endgültig abweiſen können? Wird man ſich ſagen können: Ich finde mit dem Chriſtentum und mit meinen übrigen Idealen den Katholizismus vereinbar, ich bleibe ihm treu? — Es bedarf einer langwierigen Selbſtprüfung, einer ernſten Erwägung kirchlicher Dinge. Die katholiſche Kirche will ja ſelbſt, daß man prüfe und erwäge, ſie kommt ſelbſt mit ihren Gründen und Beweiſen, ſie will alſo nicht, daß man ſie blindlings glaube. Ebenſo ſtreng iſt der Evangelismus in ſeinen gegenwärtigen Geſtalten zu prüfen, beſonders aber die Haupturſache der Übertrittsbewegung.

In unſerer Zeit hat der Religionswechſel andere Gründe, als in der Vergangenheit, da man auf dogmatiſche Dinge noch viel Wert legte. Zwar lehrt die Geſchichte, daß größere Religionsbewegungen faſt immer von politiſchen Intereſſen begleitet waren, daß auch früher die Religion vielfach als Mittel für irdiſche Zwecke ausgenützt worden iſt, nicht bloß von weltlichen, ſondern auch von kirchlichen Fürſten. Nun, heute iſt dieſer Brauch auch in das Volk gedrungen, er iſt deshalb nicht minder unverſtändlich. Wer

aus rein äußeren Gründen seinen „Glauben" wechselt, der wechselt etwas, das er gar nicht hat. An ihm verliert nicht die Kirche, die er verläßt, und gewinnt nicht die Kirche, in die er eintritt. Ganz ehrlich, wenn es bei solchen heißt: „Los von Rom"; doch es ist schon nicht mehr ehrlich, wenn es heißt: Hin zum Evangelismus — denn im Grunde ist ihnen auch dieser gleichgültig. Aber lehrreich ist es immerhin, zu sehen, was endlich herauskommt, wenn eine Kirche sich so sehr veräußerlicht, wenn sie ihren Schwerpunkt auf die Form legt; diese Form wird dann von den Leuten ausgezogen wie ein alter Rock. Daß dieser alte Rock noch verwertet wird für andere Zwecke, zeugt immerhin von gutem Haushaltstalente.

Doch der Nationalismus war nur der erste Anstoß zur Übertrittsbewegung. Es geht tiefer. Es gibt überall noch wahrhaft religiös veranlagte Leute, die zur katholischen Kirche gehören und doch innerlich mit der evangelischen sympathisieren. Sie leben im Zwiespalt dahin und kommen nicht dazu, überzutreten. Für den einzeln Übertretenden wäre die Sache auch zu sehr mit gesellschaftlichen Unannehmlichkeiten verbunden, man scheut das Aufsehen und die Anfeindungen. Da kommt nun die gute Gelegenheit. Die Frage wird öffentlich besprochen, wird vielfach spruchreif, Hunderte treten über, sie bilden eine Vereinigung, in der einer den andern schützt, die neuen Gemeinden schaffen sich Gotteshaus und Gottesdienst. Die Übertrittsfrage bleibt lebendig von Geschlecht zu Geschlecht, teils als politisches Agitationsmittel, teils als innerer Vollzug. Im Laufe der Zeit, je nach Anlaß und Gelegenheit — sei es auf Wunsch lieber Menschen, sei es bei Konflikten mit der Geistlichkeit, sei es aus eigener Überzeugung — zieht der Bruder die Geschwister, der Freund die Freunde, die ganze Verwandtschaft hinüber. Und nach fünfzig Jahren kann sich ein weltgeschichtliches Werk voll-

zogen haben, das scheinbar so klein und so äußerlich begonnen hat.

Der Hauch eines noch unbekannten Werdens weht durch das Land. Es ist eine Erregung der Geister vorhanden, die weit über die bisher praktischen Erfolge der Übertrittsbestrebung hinausgeht. In Nordböhmen mögen ja Tausende von der römischen Kirche bereits ausgetreten sein im letzten halben Jahre. Bei uns in den Alpen ist die Zahl der Übertritte zurzeit noch gering. Man hört vielfach sagen, das werde bald wieder im Sand verlaufen — und doch zittert die Aufregung durch alle Herzen, sei es in Hoffnung oder Entrüstung, sei es in Erwartung eines Großen, das sich da am Wendepunkt des Jahrhunderts anzukünden scheint. Besonders auffallend ist die Aufregung im Klerus, aus dieser vor allem ist zu schließen, daß die gegenwärtige Übertrittsbewegung eine große Bedeutung hat.

Aber nach meiner Meinung führt der Klerus nicht immer eine glückliche Verteidigung. Zu einer Zeit, wo er gerade seine wahrhaft christliche Gesinnung, den moralischen Wert der Kirche hervorkehren müßte, tut er vielfach das Gegenteil. Das Geschimpfe seiner Presse, die Entstellungen auf der Kanzel, die Feindseligkeit gegen Andersgläubige, die politische Hetze gegen Deutsche zugunsten der Slawen haben nie schlimmer und kopfloser gewirtschaftet als jetzt. Selbst Hirtenbriefe verlieren sich in dogmatische Einseitigkeit, die heute ohne Eindruck bleibt, und finden nicht das klärende, erlösende Wort. Das Dogma von der allein seligmachenden römisch-katholischen Kirche, das liebloſe Ausschließen aller anderen christlichen Bekenntnisse von dem „wahren Glauben" ist es eben, was viele Katholiken kopfscheu macht; und gerade das wird neuerdings immer wieder so heftig betont. Es ist ja nicht gemeint, daß man das Gegenteil predigen solle, allein die christliche Klugheit würde verlangen, nicht so

viel von diesen heikelsten Punkten zu reden, sondern mehr das praktische Christentum in der katholischen Kirche zu betonen. Besonders ist es ein Vorwurf, gegen den man sich spottschlecht verteidigt. Da wird von gegnerischer Seite behauptet, daß alle katholischen Staaten und Völker im Niedergang begriffen wären, so Südamerika, Spanien, Italien, Frankreich, Österreich. Der Klerus bestreitet das leidenschaftlich und sagt, solche Staaten wären nicht als katholische Reiche im Niedergang begriffen, sondern gerade deshalb, weil sie sich von der katholischen Kirche abzuwenden beginnen. Und denken nicht an Nordamerika, England, Deutschland, welche sich von der katholischen Kirche bereits größtenteils abgewendet haben und — mächtig aufblühen. An den Deutschen Ungarns wird die Erfahrung gemacht, daß der katholische Teil derselben madjarisiert wird, der protestantische, besonders in Siebenbürgen, sich aber deutsch erhält. — Also jene klerikale Verteidigung ist ungeschickt. Da wüßte ich eine bessere. Ist es denn — würde ich sagen — die Aufgabe des Christentums, Staaten und Reiche groß zu machen? Nein, seine Aufgabe ist, die Menschen zu veredeln, sie auf irdische Güter und Macht verzichten zu lehren. Wenn diese Verzichtleistung gerade bei katholischen Völkern zutage tritt, so zeigt die katholische Kirche damit am besten, daß sie die Kirche Christi ist. — Diese Rechtfertigung wäre die unanfechtbarste, aber sie würde doch nicht passen. Erstens, weil die römische Kirche selbst auf ihre weltliche Macht nicht verzichten will, und zweitens, weil die Leute — wie sie schon einmal sind — sich erst recht abwenden würden von einer Kirche, die selbst zugibt, daß sie die Verarmung und Verzichtleistung der Völker begünstigt. In einem zwiespältigen Verhältnisse ist es eben schwer, sich zu verteidigen. Solange Kirchen sich mit Staats- und weltlichen Interessen verquicken, kommen sie aus der Zwitterstellung nicht heraus; erst wenn

ſie — wie das urſprüngliche Chriſtentum — ſich der Welt gegenüber ſtellen, dem Reichtum, dem Sinnenglück, der Macht und Gewalt als Gegengewicht, werden ſie in Einheit ihre Aufgabe erfüllen und das Reich Gottes bedeuten. Dann wird ſich die Scheidung ſo vollziehen, daß die ſeeliſchen, liebreichen, edlen Menſchen der Kirche gehören, die anderen aber der Welt, und zwar ſo lange, bis auch ſie, enttäuſcht und zertreten, ſich nach dem Reiche Gottes ſehnen, deſſen Tore ſtets allen offen ſtehen müſſen, die eines guten Willens ſind.

Wenn die Übertrittsbewegung äußere Gründe hat, ſo kann ſie wieder nur durch äußere Gegengründe bekämpft werden. Die Unzufriedenen verlangen von der katholiſchen Kirche heute weit weniger, als etwa vor dreihundert Jahren, wo es ſich um grundlegende Dogmen handelte; ſie verlangen Dinge, die ohne weiteres erfüllt werden könnten. Aber die maßgebenden Perſönlichkeiten ſind von einem verhängnisvollen Trotze befangen und erfüllen ſie nicht. Manchmal befällt mich darob eine wahre Betrübnis. Draußen in den entlegenen Dörfern ſchüttelt mancher Pfarrer den Kopf. Er lieſt in ſeinem Blatte von den ungeheuren Gefahren, die über die katholiſche Kirche hereingebrochen wären und ſieht dagegen gerade die verkehrteſten Maßregeln ergreifen. — Wie hält es denn der gewiſſenhafte und kluge Pfarrer auf ſeinem Dorfe? Fürs erſte hütet er ſich, ſeine Gemeinde auf die Übertrittsbewegung, die draußen herrſcht, aufmerkſam zu machen. Er vermeidet in ſeinen Predigten alle politiſchen Anſpielungen, lehrt ſchlicht und klar das Wort Chriſti, ermahnt die Leute zu einem ſittlichen Leben, beſonders zur Pflichterfüllung und Nächſtenliebe, und geht mit gutem Beiſpiele voran. Wie auf der Kanzel zu allen, ſo ſtellt er ſich im Beichtſtuhl, am Krankenbette zum einzelnen — ſtets chriſtlich leitend und aufrichtend. Fromm

ſpendet er die Sakramente und hat nichts dagegen, wenn beim Hochamte deutſche Lieder geſungen werden. Und wenn einmal ein Täufling Gerhard oder Siegfried oder Gotthold heißen will, ſo macht er ſich nichts draus, ſondern tauft auch mit deutſchem Namen im Namen Gottes. Und wenn ein armer Menſch durch das Schickſal in einen „freiwilligen" Tod getrieben wird, der Pfarrer ſchenkt ihm zum Troſte der Angehörigen das geweihte Grab und den Segen. In der Schule geht er pädagogiſch Hand in Hand mit dem Lehrer und würde erſt dann gegen die „Neuſchule" auftreten, wenn ſie unſittliche und antichriſtliche Richtungen einſchlüge. Das iſt nicht der Fall, und je mehr Wohlwollen und Vertrauen er dem Lehrer entgegenbringt, je genauer wird dieſer ſchon auch darum darauf achten, daß er nicht des Pfarrers Bereich ſtöre. Der Pfarrer lehrt als Katechet die notwendigſten Dinge aus dem katholiſchen Katechismus, legt aber ſein Hauptgewicht auf das Evangelium und die daraus entſpringende Glaubens- und Sittenlehre. Bei politiſchen Wahlen gibt er ſeine freie Stimme ab, im übrigen beteiligt er ſich nicht an den Agitationen. Er meint, wenn die Leute nur erſt gut erzogen ſind, dann werden ſie das Richtige ſchon ſelber finden. — In einer ſolchen Gemeinde haben tatſächlich Gegenbewegungen keinen rechten Boden, und die Ausführungen antikirchlicher Stimmen über Pfaffen, Hetzer, Leutverdummer und Volksverderber werden dort kaum verſtanden, denn ſie ſtimmen nicht mit den nächſtliegenden Tatſachen. In einer ſolchen Seelſorge werden — wenn nicht etwa eine klerikale Eifererpreſſe Schaden tut — Übertritte zum proteſtantiſchen Bekenntniſſe nicht ſtattfinden. Im Gegenteil, ich weiß mehrere Orte, wo eingewanderte proteſtantiſche Gewerbsleute zur katholiſchen Kirche übergetreten ſind, weil ſie den katholiſchen Prieſter achten gelernt haben und weil man auch als Katholik evangeliſch ſein könne.

Nun gibt es freilich Gegenden, wo die Sache für den Pfarrer nicht so einfach liegt, aber auch in solchen wird ganz gewiß durch ein beständiges Vorbild der Sittlichkeit, der Friedfertigkeit und des Wohlwollens mehr erreicht, als durch leidenschaftliche und als solche stets ungerechte Kampfreden und immerwährendes Dogmatisieren und Voranstellen der kirchlichen Formen dem christlichen Geiste. Gerade der christliche Geist wäre das Einigende und Versöhnende. Aber er ist im Kampfgebiete nicht vorhanden, hier nicht und dort nicht. Hier will man durch Religion weltlich führen und herrschen, dort will man mit Religion die Völker und Staaten stark machen — wo bleibt da der christliche Geist?

Der bleibt ganz aus dem Spiele.

Der ursprüngliche Anlaß zur Übertrittsbewegung war die Gleichgültigkeit der deutschen Priester in unserer nationalen Bedrängnis. Nein, nicht die Gleichgültigkeit, die hätte man hingenommen und damit entschuldigt, daß die Geistlichen sich nicht in weltliche Angelegenheiten mengen sollen. Aber sie mengten sich drein, sie trieben Politik in der Presse, bei den Wahlen, auf der Kanzel, und zwar für die Slawen und gegen die Deutschen — gegen ihr eigenes Fleisch und Blut. Sie suchten uns ins Unrecht zu setzen überall, auch dort, wo unser Recht sonnenklar war, wie z. B., wenn wir deutsche Ortschaften gegen die hereinbrechenden Tschechen oder Slowenen verteidigen wollten, wenn wir unsere urdeutsche Heimat vor Doppelsprachigkeit zu schützen suchten im staatserhaltenden Sinne. Sie nennen solches Bestreben der Deutschen in Österreich sogar — hochverräterisch, verlangen gänzliche Knebelung und benützen ihren Einfluß, um bei der Regierung und bei der Menge den nationalen Gedanken, die Treue zum angestammten Volke zu verdächtigen. Wer das täglich sieht und hört und nicht empört ist, der hat Fischblut.

Es ist allerdings wahr, daß in Deutsch-Österreich ein großer Teil des Klerus aus Slawen besteht, weil die deutschen Priester an Zahl nicht ausreichen. Den slawischen Priestern kann man es freilich nicht verübeln, daß sie auch in deutschen Gegenden für ihre Nation wirken. Aber auch die deutsche Geistlichkeit schließt sich größtenteils ihnen an. Prinzipiell hält es die römische Kirche mit allen Nationen gleichmäßig, praktisch schließt man sich an die vorteilhafteren. Doch ist es fraglich, auf welchen Felsen die Kirche am sichersten baut. Haben nicht auch die Tschechen ihren Huß? — Einstweilen dienen die Slawen ihrer Nation sehr wesentlich dadurch, daß sie möglichst viele ihrer Söhne Geistliche werden lassen, die dann an einflußreicher Stelle für ihr Volk wirken. Vor einiger Zeit habe ich unseren deutschnationalen Studenten geraten, es möchten sich aus denselben Gründen recht viele unter ihnen dem Priesterstande widmen. Der Rat war frivol und bin ich dafür auch ausgelacht worden. Aber nicht, weil er frivol war, vielmehr, weil die Zumutung eines solchen Opfers lächerlich schien. Nun wie denn aber? Gebt uns deutsche Priester! rufen sie, und keiner der Deutschen will Priester werden. Wären einflußreiche geistliche Stellen nur erst besetzt mit guten Deutschen, dann könnte man von der Kirche manches erzielen, vielleicht sogar die Aufhebung des Hauptanstoßes, des Eheverbotes. — Oder wäre der Deutsche zu ehrlich, um auf solchem Umwege seinem Volke zu dienen und zum Rechten zu kommen? — Wenn es so ist, dann will ich nichts gesagt haben.

Aber man kommt zu keinem Schluß. Immer wieder klopft die Frage an: Soll man übertreten?

Der wirkliche Christ in uns — sei er nun gut oder schlecht — bleibt derselbe, ob man die Form wechselt oder nicht. Und dennoch würde ich mich bitter schwer entschließen, selbst die Form zu wechseln.

Es iſt doch immerhin die Möglichkeit vorhanden, daß die Kirche, die ſchon oft den elementaren Anſprüchen der Zeit ein wenig nachgegeben hat, auch jetzt klug, im heiligen Geiſte handelt. Wenn aber nicht, wenn die Heißſporne des Klerus und ihr Anhang unbeſchränkt fortfahren, die Deutſchen und ihre geiſtigen Güter zu beſchimpfen, den nationalen Selbſterhaltungskampf der deutſchen Öſterreicher zu verdächtigen, aus Kirche und Gottesdienſt deutſches Leben gänzlich zu entfernen, Schule und Bildungsbedürfnis bloß für kirchliche Zwecke auszunützen, andere chriſtliche Bekenntniſſe öffentlich zu verfluchen und einzelne Perſönlichkeiten ihres redlichen Freimutes wegen zu verfolgen — dann wird eines Tages die Sache entſchieden ſein.

Ähnlicher Meinung ſind Tauſende — und kaum von den ſchlechteſten.

Doch nein, ich hoffe noch immer, daß es ſo weit nicht kommen wird. Die katholiſche Kirche ſoll, anſtatt der ſchlechteſten, ihre beſten Seiten hervorkehren, dann mag ſie beruhigt ſein.

Priester und Landvolk.

(1899.)

Oft bin ich aufgefordert worden, nach persönlichen Erfahrungen das Verhältnis unsrer ländlichen Bevölkerung zu ihren Priestern zu schildern. Nähme man so eine Frage wissenschaftlich, so wäre sie schwer zu fassen und zu erschöpfen, denn alles fließt, wogt durcheinander, und jede Regel stößt auf eine Ausnahme. Künstlerisch, durch geschlossene Gestaltungen, Geschichten und Beispiele ist es leichter, und in sehr vielen meiner Erzählungen habe ich das Verhältnis des Volkes zu seinen Seelsorgern berührt und dargestellt. Nicht immer unter dem Beifall der Priesterschaft, die mich öfter mißverstanden hat, als es ihrer Menschenkenntnis angemessen ist.

Ich bin gewohnt, die Dinge menschlich anzufassen, und das wollen sie sich halt nicht immer gefallen lassen. Wenn man sie nicht ein bißchen als Heilige behandelt, ist's ihnen lieber, man schweigt ganz. Es wird gewünscht, daß man in kirchlichen und geistlichen Sachen keine persönliche Meinung äußern soll. Ich habe oft und oft Priester so geschildert, daß sie dem gesunden Hausverstand entsprachen und dem sittlichen Volksbewußtsein lieb wurden, ich hatte dabei die Absicht, den Priesterstand in ein allgemeines Ansehen zu stellen. Ich glaube im Volke auch manches erreicht zu haben durch Darstellung solcher Priestergestalten, aber siehe, der Geistlichkeit war es zumeist nicht recht; ich hatte eben nur gute, echte Menschen geschildert, das ist ihnen zu wenig gewesen. So stach mich bisweilen der Vorwitz, um zu sagen, daß auch Priester bisweilen sündige Adamssöhne sind.

Unter Umständen sagen sie es ja selber. Und das Volk weiß es freilich auch längst.

Unser katholisches Landvolk hat einen sicheren Instinkt,

wie es über den Zwieſpalt hinauskommt. In der Kirche iſt ihm der Prieſter ein unantaſtbarer Diener Gottes, außer der Kirche ein fehlerhafter Menſch wie jeder andere. Meine Mutter hatte ein Sprichwort: „Den Geiſtlern muß man zuhören, aber nit immer zuſchauen.“ Setzte aber ſchlichtend bei: „Iſt eh bei andern Leuten ah nit anders.“

Unſre Prieſter ſind zumeiſt Bauernſöhne. Die alſo aus dem Volke Hervorgegangenen kennt das Volk in- wie auswendig. „Da hat der Geiſtler nix voraus, als die heilige Weih.“

Und weil die Prieſter Kinder des Landvolkes ſind, ſo wiſſen ſie auch genau von ſeinen Freuden und Leiden, von ſeinen ſeeliſchen Zuſtänden, von ſeinen wirtſchaftlichen Nöten. Und die Leute wiederum haben Vertrauen zu dem Prieſter, der einer der Ihren iſt und doch vermöge ſeiner Bildung einen weiteren Weltblick, vermöge ſeiner Stellung Einfluß nach oben hin beſitzt. Nach oben hin! Ihr Einfluß bei Gott im Himmel iſt ja nicht zu verachten, aber ihr Einfluß bei Ämtern und Behörden iſt unter Umſtänden auch ſchätzbar. Wenn Stadtdoktoren und Profeſſoren auf dem Lande ihre Agitationsreden halten, dabei recht höflich behandelt werden, aber nichts ausrichten, ſo ſoll ſie das gar nicht wundern. Ein paar vertrauliche Worte des Pfarrers ſtoßen alles wieder um, was ſo ein „Stadtherr“ in beſter Abſicht und mit glänzender Rede aufgebaut hatte. Der Pfarrer braucht gar nicht viel rhetoriſche Künſte, nicht einmal den Predigerton wendet er an; wie ein Bauer ſpricht er zum Bauern, er kennt ja genau ſeine faßbaren Stellen, ſeine Schwächen und Anliegen. Redlich ſucht der Pfarrer ſeinen Bauern die wirtſchaftlichen Vorteile zu wahren, und der Bauer weiß, daß jetzt auf der ganzen Welt niemand iſt, dem der Fortbeſtand des Bauern ſo am Herzen läge wie dem katholiſchen Prieſter. Der Bauer weiß es, daß des

Pfarrers Einstehen für ihn nicht immer „der schönen Augen" wegen geschieht. Er weiß, der Pfarrer denkt vor allem an den Vorteil der Kirche und muß daran denken. Wenn dieser auch des Bauern Vorteil ist, warum nicht? — So kommt es, daß auch nicht klerikale, nicht religiöse Landleute es in politischen oder sozialen Dingen mit dem Pfarrer halten. Opportunität, wie die Staatsmänner sagen, von Fall zu Fall. Ganz besonders zur Zeit der Wahlen weiß der Geistliche dem Bauern angenehm zu werden. Die Religion bleibt zwischen einem klugen Pfarrer und einem gescheiten Bauern zumeist ganz aus dem Spiele.

Doch, wie die böse Welt behauptet, der religiöse Einfluß soll einen andern Weg nehmen. Durch den Beichtstuhl. Zu diesem kommt die Bauersfrau, und der soll die Hölle heiß gemacht werden, damit sie ihren Mann, ihr Haus für des Pfarrers Wünsche präpariere. Hierin habe ich keine Erfahrung. Mit einer einzigen Ausnahme. Eine mir sehr nahestehende Person hat auf ihrem Sterbebette nach der Versehbeichte mir mitgeteilt, der Priester habe von ihr verlangt, mich zu bestimmen, daß ich aus meinem „Waldschulmeister" die Jesuitengeschichte streiche. Sie hat mir das dann nur mitgeteilt, die Streichung hat sie nicht verlangt, und ich habe sie natürlich auch nicht vollführt. Wenn der Priester solche Beeinflussungen sogar bei Schriftstellern, die gewöhnlich hartgesottene Sünder sind, versucht, so ist es wohl zu glauben, daß er es in der Bauernschaft nicht verschmäht, das religiöse Gewissen der Leute nicht zwar für seine persönlichen, wohl aber für Vorteile der Kirche und ihre oft weltlichen Zwecke auszunützen. Nicht für seine persönlichen, habe ich mit Absicht gesagt.

Persönlicher Egoismus ist bei unsrer Geistlichkeit nicht hervortretend, ihre Erfolge sind der Kirche bestimmt, früher oder später. Der niedere Klerus muß sich im Verzichten

gründlich üben. Bei jungen Kaplänen fällt nicht selten eine skrupelhaft aszetische Gewissenhaftigkeit auf, auch eine ängstliche Befangenheit, daß sie der Bevölkerung ja nicht Anlaß zu Ärgernis geben. Unser naiv-frommes Landvolk stellt an die Sittlichkeit der Priester bisweilen doch ungerecht hohe Anforderungen, aber launenhaft, wie die Menge immer ist, pflegt sie auf einmal wieder alles zu entschuldigen.

Wenn einmal ein gesunder Vikar anstatt dem heiligen Aloysius dem losen Heidengotte Amor ein Kerzlein opfert, so ist das in den Augen der Kirche freilich ein Götzendienst; das Volk aber drückt dem gegenüber gern ein Auge zu, und mit dem andern betrachtet es vielleicht seine eigenen Sünden, die unter andern Verhältnissen freilich oft weit weniger entschuldbar sind. Witze werden allerdings gemacht; dem Betreffenden, über den ein Verdacht rege ist, werden allerhand Sprichwörtlein und Schnadahüpfeln gewidmet, in denen das Volk seinen harmlosen Spott für gewisse Vergehen festgeprägt hat. Im Ernste kümmert man sich nicht viel darum, und in der Kirche bleibt der Priester eben Priester.

Es ist schon geschehen, daß die Gemeinde für so einen menschlichen Priester einstand und ihn vor Denunziation schützte. Was sicher auch manchmal im Sinne der geistlichen Obrigkeit ist; denn was aufkommt, muß bestraft werden, und in gewissen Dingen ist der Mensch, und stäke er selbst in der Soutane, sehr ungern ein strenger Richter.

Das Volk hat's gern, wenn seine Geistlichkeit gesellig ist und Freud wie Leid mit ihm teilt. Aber die kirchlichen Oberbehörden sehen es nicht gern, wenn ein Priester sich zu „gemein" macht, an weltlichen Festen sich beteiligt oder das Gasthaus besucht. Mich dünkt, es könnte nicht schaden, wenn auch in etwas mehr verfänglichen Stunden der Hirte bei der Herde bliebe. Doch man besorgt möglicher-

weiſe, der Seelſorger könnte in frohweltlichen Kreiſen ſich Blößen geben, verweltlicht werden. Freilich iſt es kein Wunder, wenn in luſtiger Geſellſchaft auch beim Prieſter die Lebensluſt einmal auftaut, und ich habe bei ſolchen Anläſſen manchen jungen Kaplan und manchen wohlgeſetzten Pfarrer die heiterſten Schnaderhüpfeln ſingen und die ſpaßigſten Anekdoten erzählen gehört. Wenn das in entfeſſelter Laune auch manchmal bis an die Grenzen des Erlaubten geht, ſo doch kaum ein einziges Mal über dieſelben hinaus. Mancher Pietiſt kann an geſellig-luſtigen Geiſtlichen Ärgernis nehmen; das geſunde Volk aber hat einen heiteren und leutſeligen Prieſter lieber als einen verſchloſſenen, aſzetiſchen Mucker, dem nur die Betſchweſtern nachlaufen, die Kinder der Welt aber, um die ihm vor allem zu tun ſein müßte, gründlich fernbleiben. Und das weiß man wohl, wenn im Wirtshaus oder bei Tanzmuſiken der Pfarrer anweſend iſt, ſo geht es ſicher anſtändiger her, als wenn er derweil daheim ſein Brevier betet. Der Prieſter, welcher ein Brautpaar traut oder einen Toten einſegnet, darf nicht beim Hochzeitsmahl, nicht beim Leichenſchmaus fehlen. Da hat er fröhlich mit den Fröhlichen oder traurig mit den Traurigen zu ſein. Nicht ſo, wie der Unter-Kulmbauer. Der war fröhlich bei den Trauernden und trauernd bei den Fröhlichen. Es ſtarb nämlich ein reicher Onkel, den er zu beerben hoffte. Aber dann ſtellte es ſich heraus, daß der Erbe nicht er, ſondern ſein Bruder war, der hierauf ein Mädel heiratete, auf das der Unter-Kulmbauer ſich gefreut hatte. Ja freilich, der war fröhlich bei der Leichenfeier und traurig bei der Hochzeit geweſen. — Dieſe kleine Dorfgeſchichte nebenbei.

Wenn der Geiſtliche in einem Bauernhaus einkehrt, ſo wird er bewirtet mit dem Beſten, was aufzutreiben; beſonders, wenn er ins Haus einen Verſehgang gemacht

oder dort eine Chriſtenlehre gehalten hat. Für alle prieſterlichen Funktionen iſt der Landmann dankbar und zahlt auch gerne etwaige Gebühr, obſchon er dabei „handelt", wie es Bauernart. Dankbar iſt er nur für eines nicht, gerade für das nicht, was dem Geiſtlichen am meiſten Mühe und Anſtrengung macht — das Katechiſieren in der Schule. Mit dem Memorierenlaſſen des Katechismus den Kindern Willens- und Herzensreligion beizubringen, das iſt eben ein undankbares Geſchäft. Und gerade kleine Schulkonflikte können zwiſchen Bauer und Prieſter oft ernſteres Zerträgnis bewirken. Gegebenenfalls iſt der Bauer gegen ſeinen Seelſorger ebenſo gründlich aufgebracht und feindſelig wie gegen irgendeinen andern Widerſacher. Der Bachmeier zu Rüppelshofen, der durch Betreiben des Pfarrers bei der Gemeindewahl durchgefallen war: Er ging Sonntags zwar zur Meſſe, aber knapp vor der Predigt ſtand er abſichtlich polternd von ſeiner Bank auf und verließ die Kirche. Das führte er ſo lange fort, bis der Pfarrer — überhaupt ein heiterer Sonderling — knapp vor der Predigt das Kirchentor zuſperren ließ und dann dem boshaften Mann von der Kanzel herab ſeine Meinung ſagte. Aber dieſe Meinung war nicht fein, der Bachmeier wurde klagbar, hat jedoch den Prozeß verloren. Ein andrer Dorfpfarrer war mir bekannt, der hatte die Gewohnheit, von der Kanzel aus jeden, der in ſeiner Bank eingeſchlummert war, mit lauter Stimme aufzuwecken. Der mit ſeinem Namen Angerufene zuckte empor, blickte um ſich, wie die Leute ſchmunzelten, machte ſich aber nichts draus und hörte fleißig die Predigt an. Als der Pfarrer aber einmal von der Kanzel herab den halb verſoffenen Kranzwirt weckte: „Sebaſtian Fruhleitner, vulgo Kranzwirt! Wach auf, es iſt ſchon heller Tag! Haſt halt wieder zu lang gepiperlt bei der Nacht!" ließ ſich der Geweckte das nicht gefallen, ging zum Bezirksgericht, und der Pfarrer

wurde für seinen seelsorgerlichen Weckruf zu fünf Gulden Strafe verdonnert.

Merkwürdig kann es uns vorkommen, daß Leute, die mit der Geistlichkeit in Feindschaft leben, sich deshalb doch nicht leicht auch feindselig gegen ihre kirchlichen Verrichtungen verhalten. Letztere sind ihnen so unentbehrlich, daß sie scharf zu trennen wissen zwischen Gottesdienst und dessen mißliebigem Funktionär. Ja noch mehr. Ich kenne Leute, die nicht mehr glauben können und trotzdem an Festtagen in der Kirche zu sehen sind. Nicht bloß aus Gewohnheit oder andrer wegen. Ein Bedürfnis nach Kunst, nach Feststimmung und wohl auch ein unbestimmtes religiöses Empfinden führt sie zu prunkvollem Begängnis am Altar. Solche tatsächlich nicht Gläubende und doch „gläubige Katholiken" gibt es nach meiner Wahrnehmung sehr viele. Die Kirche dürfte es wohl wissen, hütet sich aber, daran zu rühren. Diese stillen Ungläubigen sind ihr lange nicht so zuwider als die agitierenden Modernisten, die doppelt gläubig sind, nicht bloß an die Kirche glauben, sondern auch glauben, daß dieselbe reformfähig sei. Es ist schon bald so geworden, daß man sagen könnte, die Begeisterten sind der Kirche unbequem, die Indifferenten sind ihre beste Stütze. Der Pfarrer kann die verschiedenartigen und verschiedengradigen Gläubigen seiner Gemeinde leicht erkennen, aber er macht im äußeren Verkehr bei ihnen keinen Unterschied. Was er in der Beichte gehört, hat er im geselligen Leben ganz und gar zu unterdrücken. Aber der Sünder weiß, daß es der Pfarrer weiß, und das ist unbehaglich. In dieser Sache kommen die Laien nicht immer leicht darüber hinweg, und viele Pfarrmitglieder ziehen es vor, ihre Beichte bei einem fremden Nachbargeistlichen oder an einem entfernten Wallfahrtsort abzulegen. Wenn sie irgendwo einen recht Lebenslustigen wissen, zu dem gehen die jungen Leute und auch

ältere lieber; das ist gewöhnlich ein „komodter Herr". Obschon es auch vorkommt, daß solche, die selbst sich des Lebens freuen, im Beichtstuhl gerade die allerstrengsten sind. „Solche wissen halt", sagte mir einmal einer, „daß die Weltfreuden sich schon einer scharfen Buße auszahlen."

Im Gegensatz zum evangelischen Geistlichen, der außerhalb seiner kirchlichen Funktionen weltlich gekleidet ist, geht der katholische Priester stets in priesterlichem Gewande, der Landgeistliche zu Hause gewöhnlich im Talar und jedenfalls mit dem Kollare. Überall, wo er sich zeigt, wird er ehrerbietig gegrüßt. Der Gebirgsbauer zieht den Hut vor niemand so entschieden als vor dem Priester.

In vielen Gegenden ist das Handküssen noch stark Sitte. Besonders Kinder, aber auch fromme Erwachsene, Männer wie Weiber und Dirnlein, eilen auf offener Straße d.m Ce.stlichen zu, um ihm die Hand zu küssen. Manchem ist diese Huldigung herzlich zuwider, er glaubt sie aber nicht ablehnen zu dürfen, der Kuß ist ja nicht dem Menschen an ihm, sondern seiner heiligen Weihe vermeint.

Es gibt „Geistlinger"-Witze, die zumeist sehr harmlos sind. Da hörte ich in einem steirischen Dorfe vom Kirchendiener folgenden Ausspruch, der sich auf die Schreibnamen der berührten Persönlichkeiten bezieht: „Unsre hochwürdige Geistlichkeit, bei der gibt es jetzt Färber, Kürschner, Drechsler; unser Kaplan ist ein Schmied, der Bischof ein Schuster und der Papst ein Schneider (Sarto)." Schier lauter Handwerker. Damit wird der Mann wohl nicht haben sagen wollen, als ob manche Priester ihren Beruf unterweilen etwas zu handwerksmäßig betr.ben. Wo letzteres vorkommt, pflegen sich die Leute nichts daraus zu machen, finden es ganz natürlich, da sie doch auch selbst ihre Andachten ziemlich mechanisch zu verrichten pflegen. Nur besonders fromme Leute heben es hervor, wenn ein Priester „gar so viel fleißig"

iſt, das heißt ſeine Kultusverrichtungen mit beſonderer Genauigkeit und Würde ausführt.

Das nun wären einige Züge des Verhältniſſes, in dem unſer Landvolk zu ſeinen Prieſtern ſteht. Schon die wenigen Beiſpiele zeugen von dem Einfluß, den die Geiſtlichkeit auf das Volk übt und der auf der ganzen Front ein Feſthalten an der alten Kultur bedeutet. So iſt der Volksprieſter ein Hemmſchuh unſrer ins Ungewiſſe hineinraſenden Zeit. Wem dieſe wilde Jagd nach „vorwärts“ unheimlich geworden iſt, wem es um ein ſchollengefeſtigtes, gemäßigteres und ruhigeres Daſein geht, dem werden am Ende ſolche Erhalter lieber ſein, als die Umſtürzler und Zerſtörer.

Beim Paſtor.

(1900.)

I.

Junger Mann: Herr Paſtor, ich bitt', ich möcht' übertreten!

Paſtor: Übertreten? Von was zu wem?

Junger Mann: Na, wiſſen's eh. Halt zum Proteſtantismus. Da wär' die Willenserklärung.

Paſtor: Muß es gleich ſein?

Junger Mann: Wenn's möglich wär'. Daß ich mit dem Nachmittagszug wieder nach Hauſe fahren könnte.

Paſtor: Was wollen Sie denn mit der Schrift hier?

Junger Mann: Willenserklärung, daß ich in dieſer Volksverdummungsanſtalt nicht mehr länger bleiben will.

Paſtor: Das geht mich nichts an. Welches iſt Ihre bisherige Konfeſſion?

Junger Mann (ſchmunzelt): Na, das können Sie ſich doch denken, Herr Paſtor, wenn man übertreten will.

Paſtor: Alſo wahrſcheinlich Katholik.

Junger Mann: Leider, muß ich ſagen.

Paſtor: Und Sie wollen zur evangeliſchen Kirche übertreten.

Junger Mann: Nein, zum Proteſtantismus. (Beule.)

Paſtor: Sagen Sie mir, junger Mann, was ſtellen Sie ſich unter Proteſtantismus vor?

Junger Mann: Nun ja. So eine andere Religion wird's halt ſein. Wegen der Bültung, ſagen ſie.

Paſtor: Was haben Sie denn für eine Beſchäftigung?

Junger Mann: Gerbergehilfe.

Paſtor: Wie alt?

Junger Mann: Es geht ſchon, ſagen ſie; ich wär' ſo weit ſchon ſelbſtändig und könnt' mir's niemand verbieten.

Paſtor: Und warum wollen Sie aus der katholiſchen Kirche austreten?

Junger Mann: Weil man da alleweil beten ſoll und in die Kirche gehen und beichten und ſo. Und ſonſt auch.

Paſtor: Gehen Sie alſo oft in die Kirche?

Junger Mann: O nein, Herr Paſtor!

Paſtor: Aber jährlich wohl einmal zur Beichte und Kommunion?

Junger Mann: Seit ich freigeſprochen worden bin, nimmer.

Paſtor: Dann, mein Lieber, können Sie nicht aus der katholiſchen Kirche treten.

Junger Mann: Ja — warum denn nicht?

Paſtor: Weil Sie eigentlich gar nicht drinnen ſind.

Junger Mann: Ich brauch's nur der Bezirkshauptmannſchaft anzuzeigen, haben ſie geſagt.

Paſtor: Und haben Sie ſich für den Eintritt in die proteſtantiſche Gemeinſchaft vorbereitet?

Junger Mann: Jawohl!

Paſtor: So will ich Ihnen vorerſt einige Fragen aus dem Katechismus ſtellen.

Junger Mann (lacht): Über dieſe Geſchichten ſi:in mer hinaus.

Paſtor: Wenn Sie in unſere Kirche eintreten wollen, ſo müſſen Sie vor allem den evangeliſchen Volkskatechismus lernen, ſich mit den beſonderen Pflichten und Handlungen

unſeres Glaubens bekannt machen. Von einer Vorbereitung zur Konfirmation kann erſt ſpäter die Rede ſein.

Junger Mann (blickt unſicher um ſich): Ich bin doch beim proteſtantiſchen Herrn Paſtor?

Paſtor: Ganz vermutlich.

Junger Mann: Und da tät's auch ſolche Geſchichten geben, daß man allerhand ſo Sachen tun ſoll. Und was glauben ſoll?

Paſtor (ernſt): Ich weiß nicht, ſind Sie wirklich ſo töricht, oder wollen Sie mich bloß zum beſten halten! (Da der junge Mann peinlich verlegen wird.) Glauben Sie, wir ſind Schlaraffen, die bei ihren Verſammlungen nur Erholung und Kurzweil ſuchen? Oder Leute, die tun und laſſen dürfen, was ihnen beliebt? Oder deren Amt darin beſteht, gegen die Katholiken feindſelig zu ſein?

Junger Mann: Aber, Herr Paſtor, es treten doch andere auch über, und weil ich deutſchnational bin.

Paſtor: Daß Sie deutſchnational ſind, iſt ganz ſchön von Ihnen, hat aber mit der Religion nichts zu tun. Nicht das mindeſte. Wer allein aus nationalen Gründen übertreten will, oder weil es jetzt der Brauch und ihm ſonſt alles gleichgültig iſt, den nehme ich nicht an. Wir haben indifferente Proteſtanten ſchon genug, wir brauchen nicht noch neue dazu. Und wenn Sie meinen, junger Menſch, daß die evangeliſche Kirche weniger ſtreng iſt, als die katholiſche, ſo irren Sie ſehr. Sie ſchreibt vielleicht weniger Kirchengebote vor, um ſo unbedingter jedoch beſteht ſie auf der Erfüllung der Gebote Gottes.

Junger Mann (beiſeite): So, da hat man's. Jetzt hab' ich allweil gemeint, bei den Proteſtanten gibt's gar keinen. Keinen Gott nicht. Wenn die auch ſo Sachen haben, nachher mag ich eh nicht.

Paſtor: Gehen Sie heim, mein Guter, und werden Sie erſt einmal Katholik. Wir ſind ſo, daß uns gerade ſolche Leute am liebſten wären, die auch in einer anderen Kirche das Ihre gewiſſenhaft leiſten. Vor allem verlangen wir die Sehnſucht nach Gott, wenn Sie mir ſo weit folgen können, und den Glauben an Chriſtus, ſeine Lehre und ſeine Gnade. Wir verlangen unter allen Umſtänden den feſten, aufrichtigen Willen, nach der Lehre Chriſti zu leben. — Gehen Sie mit Gott. Wenn Sie auch nichts von ihm wiſſen wollen, er führt Sie doch. Dieſes Büchlein können Sie mitnehmen (er reicht dem jungen Mann das Evangelium).

Junger Mann: Dank ſchön. Sind Geſchichten drin? Schöne Geſchichten?

Paſtor: Wenn's Ihnen einmal ſchlecht gehen ſollte, dann leſen Sie drin. Vielleicht gefällt's Ihnen mit der Zeit. — Und Ihren Genoſſen wollen Sie ſagen, wenn einer von ihnen etwa ähnliche Anwandlungen, wie Sie, haben ſollte, der alte evangeliſche Paſtor wäre ſehr ungnädig.

Der junge Mann (macht eine Wendung und vor der Tür brummt er): Ein Pfaff wie der andere.

II.

Alter Mann: Wenn man nicht ſtören würde, hochwürdiger Herr Paſtor.

Paſtor: Nur immer voran.

Alter Mann: Nämlich, ich komme mit einem Anliegen.

Paſtor: Ich ſtehe gerne zu Dienſten.

Alter Mann: Aber Sie dürften es kaum erraten, was hier einen Mann mit einundachtzig Jahren vor Ihre Tür führt.

Paſtor: In allem Anliegen iſt der Weg des Menſchen zum Menſchen ein guter Weg.

Alter Mann: Ich beſorge nur eins, Herr Paſtor, daß Sie am Ende glauben könnten, mich ließe die Übertrittsbewegung nicht ſchlafen. Darf Sie wohl verſichern, daß ich auch ohne dieſe endlich einmal an dem Punkte ſtehen mußte, wo ich ſtehe, obſchon nicht zu leugnen iſt, daß die Bewegung mich aufgemuntert hat, mein langes Vorhaben auszuführen. Denn es iſt ein langes Vorhaben, hochwürdiger Herr, aber man kommt ſchwer dazu. Sehen Sie, in jüngeren Jahren iſt man für ſolche Sachen überhaupt gleichgültig. Als Kind, allerdings, da ſteht die Religion obenan. Im Gymnaſium beginnt's ſchon zu hapern. Es wird nicht gar viele gläubige Abiturienten geben, Herr Paſtor. Und viele behaupten, die Art des Religionsunterrichtes wäre daran ſchuld.

Paſtor: Leider, man hört das ſo vielfach. — Nehmen Sie doch Platz!

Alter Mann: Zu meiner Zeit zwar, aber das iſt ſchon lange her, konnte ich mich darüber nicht beklagen. Unſer Religionslehrer hat die Glaubensgeheimniſſe nicht zu beweiſen geſucht, ſein Unterricht war — ich möchte ſagen — mehr evangeliſch und gottinnig, und ſo kam er über manche Klippen hinaus, an denen heutzutage der Glaube ſcheitert. Meine Söhne haben in den Mittelſchulen ſo viel Dogmatik und Scholaſtik gehört, bis ſie Atheiſten geworden ſind. Ganz atheiſtiſch bin ich eigentlich nie geweſen, aber gleichgültig. Gott, Unſterblichkeit — es kann ſein und auch nicht. Meinetwegen. Greifen wir halt einmal zu, was da iſt.

Paſtor: Wollen Sie ſich denn nicht ſetzen, lieber Herr!

Alter Mann: Schön Dank derweil. Würde sogleich wieder müssen aufstehen. Es ist eben eine wichtige Sache. Erst wenn nach und nach das Alter kommt, wird man nachdenklich. Man beginnt Kirchen zu besuchen, Predigten anzuhören. Wenn in tatkräftigen Jahren die Konfessionen oft nur von politischem oder sozialem Standpunkt aus erwogen werden, später prüft man sie nach dem religiösen und moralischen Wert und nach der Gemütsrichtung hin. Nun, und da —. Recht oft, Herr Pastor, bin ich während Ihres Gottesdienstes in einem versteckten Winkel Ihrer Kirche gestanden und habe — möcht' ich sagen — nach dem Worte Gottes gedürstet. Und habe die Gemeindemitglieder manchmal fast beneidet darum, daß sie im Frieden des Christentums sitzen, während die Angehörigen anderer Kirchen immer in Konflikt sind zwischen Denken und Glauben, ja sogar — wie es jetzt wieder ist — zwischen ihrer Kirche und ihrer Nation. Andere Gründe gab es auch noch, und so habe ich mir's endlich vorgenommen, aber immer aufgeschoben und immer aufgeschoben. Es ist nicht so leicht, wie man meint, es ist Gewohnheit, Vorurteil zu überwinden und endlich ist immerhin auch noch ein bißchen Pietät vorhanden. Und wie nun diese Zeit kommt, wo so viel von Kirche und Übertritt die Rede ist, da habe ich mir gedacht: Mußt doch Ernst machen. Brauchst ja nicht erst eine Weile abzuwägen, ob hier das Bessere, oder dort das Bessere sei, nur das lasse entscheiden, was nach deiner Überzeugung für dich das Bessere und Richtigere ist. — Und deswegen wäre ich halt jetzt da, Herr Pastor.

Pastor: Nun, so brauche ich bei Ihnen wohl nicht erst zu fragen, ob Sie sich den wichtigen Schritt gut überlegt haben. Ihr stattliches Alter — einundachtzig haben Sie gesagt — wird Sie wohl auch in bezug auf unsere kirchlichen Lehrbücher der Pflicht entlasten —

Alter Mann: Bitte, ſo weit wäre ich allerdings vorbereitet. Wenn ein kleines Examen beliebt aus dem Katechismus?

Paſtor: Das gibt ſich, das gibt ſich, lieber Herr. Wenn Sie den ernſtlichen Willen haben, in unſere evangeliſche Kirche einzutreten, und behördlich wird ja auch nichts einzuwenden ſein, ſobald Sie die nötige Anzeige gemacht haben — ſo nehmen wir Sie gerne auf. Am Tage der Konfirmation werden Sie auch in aller Form eintreten in die Gemeinde.

Alter Mann (läßt ſich nun nieder in den ihm angebotenen Lehnſtuhl und ſchweigt. Er ſchweigt, weil er vor Rührung nicht ſprechen kann).

Paſtor (reicht ihm bewegt die Hand).

Alter Mann: Ein Stein iſt mir vom Herzen. Daß ich endlich auf gleich bin. Daß ich das Evangeliumbuch kann in die Hand nehmen und ſagen: Jetzt bin ich ganz dein.

Paſtor: Ihnen brauche ich es auch nicht zu ſagen, Freund, was ich anderen zu ſagen pflege, wenn ſie aufgenommen werden: Nur die Liebe bringet mit, und allen Haß laſſet draußen. Laſſet draußen auch das bittere Gefühl gegen die römiſche Kirche, das euch ja manchmal beſchlichen haben mag. Ein wenig Verdienſt hat wohl auch ſie um euer Chriſtentum. Auch wir fühlen uns mit ihr, ſoweit ſie das Evangelium predigt, gemeinſam. — Stellet euch auch nicht vor, daß ſie eures Übertrittes wegen euch läſtern und verfolgen werden, denn ſie ſelber ſagen, wer es aus Überzeugung tut, dem ſei nichts einzuwenden. Und wenn ihr vorübergeht an dem katholiſchen Friedhofe, wo eure Eltern ruhen und andere liebe Menſchen, ſo ſchauet auf zu dem am Kreuze. Er ſtreckt die Arme aus nach beiden Seiten! — Freuet euch nun der Ruhe in Chriſto, unſerem Heilande.

Und wenn die Einſamkeiten des Alters kommen, Jeſus, den ihr freimütig bekennt, ſteht bei euch. In allen guten und ſchlimmen Tagen betet ihr mit der Gemeinde, und die Gemeinde mit euch: Eine feſte Burg iſt unſer Gott!

Alter Mann: O ſchönes Leben! Ich umarme die ganze Chriſtenheit.

Über den Reinlichkeitsſinn in unſerer Bevölkerung.

(1900.)

Dreißig Jahre lang habe ich gezaudert mit dieſem Kapitel. Mittlerweile iſt das Bauernvolk doch ſo weit hinauf und die Literatur ſo weit herabgekommen, daß man's wagen darf. Und kann ich als Präludium gleich jenen Stallknecht als Muſter der Reinlichkeit anführen, welcher ſich das ganze Jahr lang nicht wuſch, weil er der Meinung war, erſt das Waſſer mache die Kruſten zu Dreck. Dieſe Stalldungkruſten ſchälten ſich denn zeitweiſe auf das allerreinlichſte von der Haut los, während das Waſſer ein Jauchenbad angerichtet haben würde. Dieſe beſondere Auffaſſung von Reinlichkeit darf nicht verallgemeinert werden. In den meiſten Gegenden der Alpen, beſonders gegen Weſten hin, — wenigſtens heute ſchon — iſt das Waſſer nicht allein als „Weihbrunn", ſondern wohl auch als Reinigungsmittel der begehrteſte Gegenſtand. Da herrſcht oft die wahre Scheuerwut, aber in manchem Hauſe bekommt man den Fußboden, „auf dem man Strudelteige ausziehen könnte", wochenlang nicht zu Geſichte, weil er der Schonung halber mit Fetzen bedeckt iſt. Dieſe Fetzen bleiben oft ſo lange darauf liegen, bis unterhalb der Fußboden wieder ſchmutzig iſt, dann neuerdings geſcheuert und neuerdings verdeckt wird — ſo daß die ſchöne Reinlichkeit ein Geheimnis bleibt. Mit nichts kann man das Herz einer echten Hausfrau tiefer verwunden, als mit ſchmutzigen Stiefeln, die plump in ihr Heiligtum treten. Daß in einem ſolchen Hauſe auch alle Geräte blinken, daß die hölzernen Milchbehälter jeden Tag in Keſſeln ordentlich

gargekocht werden, um in den Faſern und Fugen nicht die geringſte Unreinlichkeit aufkommen zu laſſen, iſt Regel. Mit der Kleiderwäſche dasſelbe Verhältnis, und die Kinder werden an Samstagen nur gleich in Laugebottiche geworfen und mit Strohwiſch und Sand abgerieben, ſo rückſichtslos, als ob es Sachen wären und nicht kreiſchende Weſen. In manchen alten Häuſern vertritt Sand und Aſche die Seife; der Sand ſoll, will man wiſſen, die Poren viel tiefer packen, die Haut viel friſcher machen, als Seife. Der alte Pechölmann zu Strahlwand, wenn er boshafterweiſe befragt wurde, weshalb er denn ſchon wieder ein ſo zerkratztes Geſicht hätte, antwortete allemal: „Weil ich mich halt mit Bachſand tu' waſchen!“ Das war nicht richtig, ein weit ſchärferes Mittel als Sand hatte er zu Hauſe, das ihm alle egoiſtiſche Unlauterkeit abſcheuerte — ein kratzendes Weib.

Aber mit dieſer beſonderen Reinlichkeit in unſerem Volke ſpringt man nicht allzu weit. In Gegenden, wo große Armut iſt oder wo die uralten Häuſer ſtehen, ſieht es anders aus. Ich weiß noch ſehr viele jener alten hölzernen Bauernhäuſer, in welchen Wohnſtube, Küche, Schlafkammer, Vorratskammer und Hühnerſtall ein einziger Raum ſind. Die Stubendecke iſt überzogen mit einer Rußkruſte, der Fußboden mit einer feuchten Schmutzſchicht, auf die man wie über einen Lederteppich ſchreitet. Herd und Tiſch müſſen vor jeder Mahlzeit von Katzen- und Hühnerſpuren gereinigt werden. Von anderem Kleinen und Kleinſten Getier aller Art nicht zu reden. Ich habe an den Bewohnern ſolcher Häuſer immer den Heroismus bewundert; wer ihn nicht hat, wie ich ihn in meiner Lehrlingszeit nicht hatte, der führt ein qualvolles Daſein. Was half es, wenn die Bäuerin überlaut ausrief: „Der Menſch muß nit ſo grauslich ſein. Man weiß ja nit, wovon man ſett wird!“ Und ſie gedeihen wirklich in ihren Schmutzhöhlen, während unſereiner vor Ekel die Aus-

zehrung bekommen könnte. Fragt nicht an, wie oft Hemden, Hosen und Bettzeug in die Wäsche kommen, wenn sie aber einmal an dem Ort der Reinigung anlangen, dann ist es gleich ein fermes Fegefeuer. Die Pfaiden, Plachen und Bettdecken werden gekocht wie Sauerkraut, oder im heißen Ofen gründlich geschmort und gebraten. Eine radikale Selbsthilfe, zu der sie sich nur in äußerster Not emporraffen.

Bad? In Tirol hat die Bauernschaft ihre Badeanstalten, in denen sie es manchmal fast den Stadtleuten nachmacht. Bei uns im Osten ist diese „Hoffart" unbekannt. Da gibt es alte Leute, die seit ihrer Säuglingszeit nie in ein Bad gekommen sind. Sich nackt ausziehen und ins Wasser legen, gilt nicht bloß für höchst ungesund, sondern geradezu für sündhaft. Im Stifte A. sind einmal am heißen Sommertage drei junge Priester in den Teich gestiegen, haben bei dieser Gelegenheit entdeckt, daß sie schwimmen konnten, und sich vorwitzig wie muntere Fischlein herumgetrieben. Der Guardian, der im Parke lustwandelte, drückte zwar ein Auge zu, anfangs eins, dann alle zwei. Aber Landleute, die am Ufer dahinschlichen, machten die ihren um so weiter auf. Sie hatten heimlich eine rechte Freude über die Erscheinung; als sie aber sahen, daß die jungen Leute beim Aussteigen ein geistliches Gewand anzogen, faßte sie Entsetzen „über die Sittenverderbnis des Klerus" und wollten von da ab gar nicht mehr in die Stiftskirche gehen. Nur einer der Waldkerle sagte: „Bin schon lang nimmer beim Beichtstuhl g'west, wenn's aber noch einmal muß sein, dann mach' ich's mit einer der Forellen ab (er meinte jene, die im Bade waren), vor denen fürcht' ich mich nit um ein Batzen mehr." Ich hörte das von dem Manne, weiß aber nicht, wie es gemeint war. Genug, die kleine Wassertour hatte das Verhältnis verrückt.

Lieber als ein naſſes, nehmen die Leute ein trockenes Bad, doch nicht aus Reinlichkeits-, ſondern aus Geſundheitsrückſichten. Sie legen ſich nackt in die heiße Sonne oder graben ſich in junges Heu, das ſtriegelt die Haut auf das allerwohltätigſte und wirkt berauſchend, ſo daß manchmal ein richtiger Katzenjammer nachfolgt.

Unter den jüngeren Ärzten gibt es ihrer, die bei gewiſſen Leiden oder nach Krankheiten tatſächlich Bäder verordnen. Das ſind auch ſolche, die man —! So kommt die Schlechtigkeit ins Land! — So weit ſind ſie, dieſe „Naturkinder", daß ihnen der nackte Menſchenkörper ohne lüſterne Vorſtellungen nicht mehr denkbar iſt. Woher haben ſie denn das?

Sitte iſt ſoviel ich weiß überall, daß die Leute an jedem Morgen Geſicht und Hände waſchen. Mancher tut's am Brunnentrog. Andere ſparen mit Waſſer, das im Überfluß am Hauſe vorbeifließt, und machen es ſo, daß ſie das Waſſer zuerſt in den Mund nehmen, einen ordentlichen Backen voll, dasſelbe dann auf die hohlen Hände ſprudeln und ſich ſo das Geſicht waſchen! Iſt das nicht ſinnreich? Erſtens wird das Becken entbehrlich, zweitens das Waſſer leicht erwärmt, drittens wird gleichzeitig der Mund ausgeſpült — und wenn du ihnen ſagſt, das Ganze ſei eine Schweinerei, glotzen ſie dich an — was dir denn ſchon wieder nicht recht ſei! Zum Abtrocknen haben alle Hausgenoſſen ein gemeinſames grobes Tuch, wenn man es nicht vorzieht, das Geſicht ſich mit den Hemdärmeln abzuwiſchen. Das Haar ſtrählen ſich die Männer mit den ausgeſpreiteten fünf Fingern durch, und die Toilette iſt gemacht. — Ein beſonderer Tag iſt der Chriſtabend. Da gibt's großes „Kopfwaſchen", da wird das ganze Haupt einmal gründlich in Arbeit genommen und bei dieſer Gelegenheit auch Bruſt und Rücken mit Waſſer bedacht. Das geſchieht aber weniger aus Reinlichkeitsgründen, als des Feſtbrauches wegen und weil es heißt,

daß am Kopf, der am heiligen Abend gewaſchen wird, das ganze Jahr ſich kein Grind anſetzen kann. Sie haben, wenn ſie ſich putzen, allerhand Gründe, nur den der Reinlichkeit nicht.

Wer in einem unſerer alten Bauernhäuſer eſſen will, der tut gut, wenn er vorher der Bäuerin nicht zu aufmerkſam zuſchaut beim Kochen. Ich möchte dasſelbe übrigens auch in den Stadtküchen raten, in den Gaſthöfen, Fleiſchereien, Bäckereien uſw. Man muß es nicht juſt immer wiſſen, wie's gemacht wird. Die Leute haben übrigens ein troſtreiches Sprichwort. Schmutziges Waſſer, das über neun Steine rinnt, iſt wieder rein, und neun glühende Kohlen brennen allen Unrat aus der Pfanne weg.

Mit Mißtrauen ſind Bauernhöfe zu betrachten, in denen gar zu großer Kunſtſinn herrſcht. Da iſt alles mit Farbe bemalt, Tiſch, Bank und Schrank, Kübel und Kegel, damit das öftere Abſcheuern überflüſſig wird. Ich weiß ein Haus, wo ſogar das Nudelbrett und der Strudelwalzer mit ſchönen Blumen bemalt ſind! — Die bunten Strümpfe, die geſtreifte oder geblümte Wäſche iſt auch Blümel-Blamel; derlei ſoll nur den daranhaftenden Schmutz unbemerkbar machen.

Man muß jedoch die andere Seite auch ein wenig anſehen und luſtig war es, als jenes Stadtſchulmeiſterlein den alten Dungführer erziehen wollte. Saß der alte Krauterer an ſeiner Miſtfuhre, hatte in ſeinen krufigen Händen ein Stück Brot und ließ es ſich ſchmecken.

„Vetter", redete ihn das vorüberwandelnde Schulmeiſterlein an, „wolltet Ihr vor Eurem Imbiß Euch denn nicht die Hände waſchen?"

„Iſt eh wahr, das kann ich eh tun', antwortete der Bauer und wuſch ſich an der braunen Jauche behaglich die

Hände. „Darf ich vielleicht auch ein Stückel aufwarten, Herr?“

Der andere dankte mit leidenschaftlicher Entschiedenheit. Als Philosoph hätte er allerdings die tiefsinnige Frage an sich stellen können: Was ist unrein? Ist dem Bauern der Dünger unrein? Der ist ihm unrein, wenn etwas anderes dazukommt, er will nicht Zusatz von Sand oder Moor oder Scherben, er will reinen Dünger haben. Jetzt bekommt die Sache ein anderes Profil, allerdings nur für den Philosophen. Als Moralisten könnten wir beisetzen, daß den Reinen alles rein sei, wenn dieselben Schmutzhammel, die mit gewerbsmäßigem Behagen sich im Kot wälzen, anderseits nicht oft den größten Ekel von einer toten Fliege oder einem Haar in der Suppe hätten. Mir war ein wulstiger Schustergeselle bekannt, der gestaltete sich so, daß ihm die Leute nur gerade gern auf zehn Schritte auswichen, wenn es möglich war. Dieser hielt sich in den Bauernhäusern über jedes Fleckchen im Tischtuche auf und rieb den Löffel unzähligemal mit seinen schmutzigen Fingern ab, bis er es wagte, ihn in den Mund zu stecken. Endlich kaufte er sich einen Silberlöffel, von dem ihm gesagt wurde, daß er im Gegensatz zu den Blechlöffeln nichts Unreines annehme, sondern alles Ekelhafte von sich stoße. Aber auch mit diesen Grundsätzen des Silberlöffels mußte es nicht weit her sein, denn der Löffel ließ sich den Schustergesellen ruhig gefallen und wurde bei ihm bald so unsauber, wie das gemeinste Blech.

Habe ich nicht schon zu lange verweilt? Sollen wir nicht lieber umkehren, bevor es noch dicker kommt? Ich habe meinen Zweck erreicht. Es soll nicht gesagt sein, daß es unserem Landvolke im ganzen etwa an innerer Reinheit fehlt. Das ist ein Kapitel für sich und wird kaum zuungunsten meiner Landsleute ausfallen. An äußerer Rein-

lichkeit aber fehlt's, wenn's auch nicht mehr ſo ſchlimm iſt als früher. Und da ſollten halt wieder die bekannten Leiter und Lehrer des Volkes fegen und ſcheuern. So weit, wie manche Nachbarvölker ſind, wird unſer tüchtiges lenkbares Volk wohl auch zu bringen ſein. Ich als Volksſchriftner tue für die Reinlichkeit das meine, indem ich den Leuten manchmal tüchtig die Köpfe waſche.

Auch eine Zeitfrage.

(1901.)

Ein Vorſchlag.

Unſere kleinlichen Zeitfragen werden nachgerade langweilig, ſo gebe ich mich nur noch mit großen ab. Und das, was ich meine, iſt eine buchſtäbliche „Umwälzung", eine wirkliche Revolution — aber eine, die nicht weh tut. Ich will nämlich eine große Veränderung in unſerem Jahreslauf haben, doch eine, die heimlich vor ſich gehen kann, ohne daß man's merkt. Jetzt könnte man doch ſchon ein bißchen neugierig ſein, wo ich hinaus will. Wohlan!

Es kommt mir nämlich darauf an, daß unſere Kalender in den nächſten vierzig Jahren etwas ſchneller fahren ſollen — nicht etwa, um neue Jahrhunderte raſcher einzuholen, nein, aus einem viel wichtigeren Grunde. Es käme nur auf ein klein bißchen Schnellerfahren an, auf ein ganz unauffälliges. Entgleiſungen, Zuſammenſtöße, nichtfahrplanmäßiges Eintreffen und derlei Unzukömmlichkeiten ſind ausgeſchloſſen. Es handelt ſich bloß darum, die Sonne einzuholen.

In allem Ernſte, ich bezwecke nichts Geringeres, als mit unſerem bürgerlichen Jahr das Sonnenjahr einzuholen.

Bitte mir nur einen Augenblick zu folgen, iſt nicht ſo koloſſal, als es ausſieht. Wir wiſſen, daß unſer bürgerlicher Kalender mit dem natürlichen Jahre in Zwieſpalt ſteht. Das natürliche Jahr, alſo das Sonnen- oder aſtronomiſche Jahr, beginnt ſtets mit 22. Dezember, das bürgerliche Jahr zehn Tage ſpäter. Ganz willkürlich, ohne natürlichen Grund ſetzt das Kalenderjahr um ganze zehn Tage ſpäter ein, es könnte geradeſogut um vierzehn Tage oder drei

Wochen ſpäter einſetzen, ſo wie die Ruſſen tatſächlich am 23. Tag des Sonnenjahres ihren — erſten Jänner, ihren Neujahrstag, haben. Den Ruſſen und Griechen ſoll es in dieſer Rückſtändigkeit ſchon lange nicht mehr behaglich ſein, und man hört, daß ſie ihr Jahr mit unſerem bürgerlichen Jahre vereinigen wollen. Alſo es regt ſich. Wenn nun aber ſchon einmal gerückt wird, warum wieder auf halbem Wege ſtehenbleiben! Warum nicht alle gemeinſam ſo weit rücken, bis es gründlich „verrückt iſt".

Der gegenwärtige Zuſtand, daß wir das Jahr erſt anfangen, nachdem es ſchon zehn Tage vorher angefangen hatte, iſt eine Schlamperei. Sogenannte geſchichtliche oder ſoziale Faktoren, die dieſe zehntägige Verſpätung des bürgerlichen Jahres verurſachen, braucht man nicht gelten zu laſſen. die Natur war vor der Geſchichte und die Sonne vor den Kalendermachern da. Nach Gottes Plan fängt das Jahr mit der Sonnenwende an. Der kürzeſte Tag, heute der 21. Dezember, iſt der letzte Tag des Jahres; der erſte wachſende Tag, heute der 22. Dezember, iſt der erſte Tag des neuen Jahres. So iſt's von Natur wegen.

Man glaubt wohl, die Verſchiebung des bürgerlichen Jahres auf das natürliche Jahr würde großen Umſtändlichkeiten begegnen, z. B. Verlegung der kirchlichen Feſte, Differenzen im Amts- und Geſchäftsleben, Umrechnung in hiſtoriſcher Forſchung uſw. Wenn auf dem heutigen 22. Dezember der Neujahrstag ſtünde, ſo müßte der Chriſttag doch auf den 4. Jänner zu ſtehen kommen und dieſelbe Verſchiebung aller übrigen „unbeweglichen Feſte" durch das ganze Jahr. So glaubt man. Iſt aber nicht richtig. Der Chriſttag bleibt ſtehen, wo er ſteht, nämlich auf ſeinem angeſtammten 25. Dezember, immer eine Woche vor dem Neujahrstage. Ebenſo bleibt jeder andere Kalendertag auf ſeinem alten Platze. Mein Plan, der freilich nur für die nördliche Halbkugel paßt.

verzichtet auf jede merkbare Veränderung, ja er könnte sie gar nicht brauchen. Einzig nur die Kalendermacher unter sich haben die Sache durchzuführen, ohne daß andere Leute etwas davon zu wissen brauchen.

Wir haben nämlich einen Schalttag. Man hat nie recht gewußt, wozu dieses Möbel gut ist, es stand bisher nur so herum; zumeist war es nicht da, und wenn man sich an seine Abwesenheit gewöhnt hatte, war es plötzlich wieder da und machte Unordnung. Die Gelehrten wußten allerdings, daß der Schalttag zur Regulierung des Jahres bestimmt sei, und daß er so ungefähr alle vier Jahre einmal im Monat Februar eingeschaltet werden müsse. Es gibt astronomische Verwickelungen, die hier nicht weiter angerührt werden sollen, nur so viel, daß der Schalttag zur Schlichtung solcher Verwickelungen für das bürgerliche Jahr notwendig ist. Für die Länge wäre er nicht zu entbehren. Aber so ein Weilchen, etwa so an dreißig, vierzig Jährchen, getraue ich mir ohne Schalttag auszukommen. Und mit diesem einstweiligen Verzicht auf den Schalttag sind wir mit unserer Idee, das bürgerliche Jahr mit dem natürlichen zu vereinigen, gerettet.

Wenn wir den Schalttag, der sonst in jedem vierten Jahre wiederkehrt, auf vierzig Jahre lang ausfallen lassen, ganz ausfallen — was ist die Folge davon? Wir verlieren in diesen vierzig Jahren zehn Tage Kalenderzeit. Das heißt, diese vierzig Jahre zusammen sind um zehn Tage kürzer als sonst vierzig Jahre sind, diese vierzig Jahre werden um zehn Tage früher zu Ende gehen, also, daß der Silvestertag des Jahres 1941 dort steht, wo heute der Thomastag ist, auf dem 21. Dezember — auf dem kürzesten Tag des Jahres.

Das bürgerliche Jahr wäre in diesem Falle mit dem astronomischen Jahre vereinigt. Winteranfang am 1. Jänner,

Frühlingsanfang am 1. April, Sommeranfang am 1. Juli, Herbſtanfang am 1. Oktober.

Und zwar ohne alles Blutvergießen. Ohne jegliche Anſtrengung, man brauchte nicht das mindeſte zu machen, nur etwas zu unterlaſſen, nämlich zu unterlaſſen, den Schalttag einzuſchalten. An der ganzen Reform würde das Publikum gar nichts anderes wahrgenommen haben, als daß vom Schalttage nicht die Rede war und daß das Sprichwort lügt, nach welchem zu Neujahr „der Tag ſchon wieder um einen Hahnenſchrei länger ſei, als am Thomastage".

Und all das des Hahnenſchreies wegen? Allerdings. Wenn es ſo wenig Umſtände macht, ſoll man doch einmal die Uhr nach der Sonne richten. Die „Richtigkeit", die Genauigkeit geht ja ſonſt dem Sohne des Maſchinenzeitalters über alles, und auf die „Wahrheit" fliegt bekanntlich der moderne Geiſt wie die Fliege auf den Zucker. Nun aber die Mißlichkeiten meiner Umwälzung. Leute, die am 29. Februar geboren werden, hätten vierzig Jahre lang keinen Geburtstag. Was fingen da berühmte Größen an, die ſchon mit dem Dreißigſten ein Geburtsjubiläum feiern wollen! Zudem würden wir über die Änderung hinaus um zehn Tage früher alt werden und anderſeits um zehn Tage länger leben — man weiß nicht, wie man's nehmen ſoll.

Die Geſchichte kann, dachte ich, aber doch irgendwo einen Haken haben, an dem ich, der Nichtaſtronom und Nichtkalendermacher, am Ende hängen bleibe; denn, wenn es ſo leicht ginge, wäre es gar nicht denkbar, daß es nicht ſchon längſt gemacht worden iſt. Ich fragte alſo einen Gelehrten. Bei meinem alten Freunde Rudolf Falb fragte ich einmal an, der in ſolchen Dingen was verſteht, ob denn die Gleichrückung des bürgerlichen und des aſtronomiſchen Kalenders durch etwa vierzigjährige Ausſchaltung des Schalttages tatſächlich möglich wäre? Antwortete Falb: Warum denn nicht!

Vom aſtronomiſchen Standpunkte aus iſt es möglich. Aber einen anderen Haken hat's, und zwar einen recht krummen. (Alſo doch!) Bei einer Kalenderverbeſſerung handelt es ſich nicht bloß um die Zukunft, ſondern auch um die Vergangenheit, nicht bloß um die fortlaufende Datierung, ſondern auch um die Berechnungen und chronologiſchen Feſtſtellungen nach rückwärts. So hat mir zum Beiſpiel die Differenz zwiſchen unſerem und dem ruſſiſchen Kalender bei Eruierung eines Erdbebendatums viel Ärger verurſacht, indem ich oft nicht feſtſtellen konnte, ob die Meldung im alten (ruſſiſchen) oder neuen Stile zu verſtehen ſei. Auch der Hiſtoriker und der Chronologe würde in manchem Falle in dieſelbe Verlegenheit geraten. Es iſt daher das Intereſſe aller dabei Beteiligten, Störungen und Unterbrechungen in der Datierung nach dem gegenwärtigen Kalender möglichſt zu vermeiden. In keinem Falle werden die Aſtronomen auf Deinen Vorſchlag eingehen. Für ſie insbeſonders wäre der ideale Gewinn viel zu teuer erkauft; die vierzig Jahre würden als eingeſchobener Keil ſie fortwährend zu neuen Reduktionen zwingen, mit welchen ſie ohnehin ſchon überhäuft ſind. In Zukunft müßte bei Rückwärtsrechnungen ſtets auf dieſe vierzig Jahre beſonders Rückſicht genommen werden. Nicht bloß Rußland, auch wir hätten an der Kalamität eines alten Stiles zu leiden. Der unabänderliche Zweck aller Kalenderverbeſſerung iſt, den 21. März dauernd an die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche zu binden. Im übrigen iſt jede Abänderung des gegenwärtigen Kalenders ausſichtslos.

Alſo Falb. Und das ſoll alles ſein, was ſich gegen meinen Vorſchlag einwenden läßt? — Falb hatte von ſeinem Standpunkte aus recht, er wollte für ſeine Sache den alten, bequemen Weg. Wenn jedoch die Gelehrten immer ſo gedacht oder immer ſo recht behalten hätten, wo wären wir heute? Nicht über den allererſten Kalender hinaus, denn ſchon die

erſte Verbeſſerung hat den damaligen Gelehrten alle jene Mühe verurſacht, die eben einmal nötig iſt, um Unrichtigkeiten zu korrigieren. Falb ſagt ſelbſt, daß die Differenz zwiſchen unſerem und dem ruſſiſchen Kalender vielen Ärger verurſacht.' Alſo darum fort mit allen Differenzen, hin zur Einheit. Die Ruſſen, wenn ſie ſich in Zukunft unſerer Zeitrechnung anſchließen wollen, müſſen ſich eben auch einmal auf das Umrechnen verlegen, und wir werden es ebenfalls tun, wenn's darauf ankommt. Das Ideal für die Gelehrten iſt ja gewiß auch das jetzige bürgerliche Jahr nicht. Denn das hat auch eine ganze Menge Häkchen. — Kurz, ich habe meinem gelehrten Freunde in Berlin nicht zugegeben, daß aus gewohnter Herkömmlichkeit, aus der Bequemlichkeit im Rechnen, in aller Zukunft von Neuerungen abgeſehen werden müſſe. Das wäre ja gerade, als ſeien wir arbeitsmüde, als zahle es ſich nicht mehr aus, als ſei ohnehin ſchon bald aller Tage Abend. Ich meine aber, die Weltgeſchichte fängt erſt an, und wir ſollen im Kleinen wie im Großen unverdroſſen alles ausbeſſern, was uns verbeſſerungsfähig ſcheint. Allerdings gebe ich zu, daß mein aufgeworfenes Thema nicht der Zeitfragen brennendſte iſt. Möglicherweiſe gibt es geſellſchaftliche Einrichtungen, die von der Natur noch weit mehr abweichen als der bürgerliche Kalender. —

Ein Romanſtoff.

(1902.)

Doktor: Was ſchreibſt du jetzt, Freund?

Rodam: Ich? Nichts. Und du?

Doktor: Ebenſoviel. Ich habe wenigſtens einen guten Grund, nichts zu ſchreiben. Denn mir fällt nichts ein.

Rodam: Das iſt gar kein Grund. Wer Schriftſteller iſt, der bedarf doch keiner Einfälle. Dieſe ſind nur für ſolche notwendig, die ſonſt nichts zu ſchreiben wiſſen.

Doktor: Aber zum Satan, ich möchte mich redlich ernähren. Was mühe ich mich ab! Immer auf Jagd nach Gedanken, nach Ideen. Ach, alles Brauchbare iſt ſchon ausgenützt.

Rodam: Einen Einfall wirſt du doch haben.

Doktor: Manchmal nicht einen einzigen.

Rodam: Wenigſtens den, nicht nach Einfällen zu jagen, ſondern das Leben abzuſchreiben.

Doktor: Als Mann der Zunft ſollteſt du klüger ſprechen. Du weißt doch, daß das Leben, ſo üppig es auch ſei, als poetiſcher Stoff nicht genügt, wenn der Künſtler nichts dazuzugeben hat. Ich tröſte mich nur damit, daß auch du an Stoffarmut leideſt.

Rodam: Ich? An Stoffarmut? Im Gegenteil, der Stoffwechſel geht zu raſch vor ſich in meinem Organismus. Das verſtehſt du nicht? Siehe, du ſchreibſt nichts, weil du keine Einfälle haſt, ich ſchreibe nichts, weil ich deren zu viele habe. Stündlich kommen ſie — und gehen wieder. Keiner bleibt haften, einer verdrängt den andern, gibt ſich im Augenblick glühend, vielverſprechend, um im nächſten wieder zu verblaſſen.

Doktor: Und du haſt kein Notizbuch?

Rodam: Schmach über dieſe Bemerkung. Als ob es ſich um das Gedächtnis handelte. Um die Begeiſterung handelt es ſich. — Jetzt auf dem Wege zu dir ſind mir mehrere Stoffe aufgeſtoßen, einer davon iſt noch ganz friſch und gärt wie Teig im Backtrog.

Doktor: O Einfallkröſus! Gib Almoſen.

Rodam: Ja, Freund, kannſt du denn Stoffe brauchen, die nicht dein Eigenbau ſind? Kannſt du Fremdes verarbeiten? Dann biſt du gar kein Künſtler oder ein ſehr großer. Ich wüßte mit der beſten Idee nichts anzufangen, wenn ſie nicht mein eigener Einfall wäre.

Doktor: Ich kann alles brauchen. Gib Almoſen, Kröſus.

Rodam: Sehr gerne. Ich ſchenke dir den Stoff. Bis ich zu meinem Schreibtiſch komme, wäre er ja doch wieder verflogen. — Geniert's dich, wenn vom Irrenhaus die Rede iſt?

Doktor: Herrlich! Da brauchen wir gar nicht folgerichtig zu ſein.

Rodam: Aber natürlich nicht. Man läßt die Leute das krauſeſte Zeug ſprechen — das iſt beſte Charakteriſtik. Wenn dir die Rezenſenten in der Handlung den Mangel an Folgerichtigkeit vorhalten, ſo ſage bloß, im Irrenhauſe gebe es keine Folgerichtigkeit. Nichts dankbarer, als mit Narren zu arbeiten.

Doktor: Alſo, Freund, packe aus!

Rodam: Mit dem Almoſen, meinſt du? Gut. Ich ſchenke dir folgenden Novellenſtoff. Bei gutem Haushalte kannſt du auch einen Roman daraus machen. Entſprechend lange Milieuſchilderungen und einige Epiſoden wirſt du doch aus Eigenem zu beſorgen imſtande ſein. Zu paſſen brauchen

sie ohnehin nicht, dafür sind es Episoden. Im Leben führt der Zufall allerlei durcheinander; bringst du kein Kunstwerk zuwege, so rede dich aufs Leben aus; die alten Literaturschnüffler werden sich grollend verhalten, aber die modernen lassen dich mitlaufen. Hauptsache sind die Druckseiten — sind ihrer über dreihundert, so ist's ein Roman.

Doktor: Etwas gering taxierst du mich, Freund. Demütigen soll man auch den Bettler nicht. Bin ich gleichwohl kein Genie, so bemühe ich mich doch, ein redlicher Erzähler zu sein.

Rodam: Verzeihe mir. Ich sprach auch nur zum Fenster hinaus. Du siehst, die Straße ist belebt, ein halb Dutzend Schriftsteller jüngster Sorte wird doch darunter sein, das sich meine Auslassung zu Nutzen machen kann.

Doktor: Höre, Geschätzter. Wenn du jeden deiner Stoffe so verzudelst mit allerlei boshaften Glossen, dann glaube ich's gern, daß sie dir unverrichteter Sache wieder davonlaufen. Und es wird dir auch der meine abhanden kommen, ehe du ihn hergibst.

Rodam: Ein schönes, großes Landgut kannst du dir vorstellen.

Doktor: Zur Not vorstellen kann ich mir's.

Rodam: Gut. Es kann sehr behäbig und idyllisch geschildert werden. Ein altes, festgefressenes Bauerngeschlecht, ein Edelhof, so daß sich der Leser gleich einheimst. Nun, und da sind zwei Brüder. Der eine ist ein praktischer schlauer Kopf, der vor keiner Tat zurückschreckt, wenn er damit für sich etwas erreichen kann. Du magst ihn Achat nennen, damit es dem Leser stets im Gedächtnis bleibt, daß er der Starke ist. Der andere Bruder, der Dagobert heißt, ist ein überspannter, phantastisch veranlagter Mensch, der für allerhand Wunderlichkeiten Geld verschwendet. Du weißt,

daß man ſolche Eigenſchaften nicht mit ſchönen Worten aufzählt, ſondern durch einzelne Lebensäußerungen und Taten veranſchaulicht. Nun, dieſe Brüder ſind die gemeinſamen Herren des Landgutes, was beſonders begründet werden muß, weil es bei Edelhöfen in der Regel nicht zutrifft. Dem Achat iſt das natürlich nicht nach Sinn, daß er den Beſitz mit einem Zweiten teilen muß, noch dazu mit einem halben Abenteurer, der die Wirtſchaft ſchädigt und mit ſeinen Torheiten die Würde des Hofes ſtört. Er verſucht mancherlei Mittel, um den Bruder Dagobert aus dem Mitbeſitz zu verdrängen. Zum Beiſpiel kannſt du ſchildern, wie er dem phantaſtiſchen Bruder Geld gibt und ihn mit einer ſchönen Zigeunerin verkuppelt, in der Hoffnung, daß er mit ihr durchgehen werde. Das geſchieht, doch Dagobert kommt nach einiger Zeit wieder heim, zerlumpt, zerfahren, noch toller als früher. Dann beginnt Achat ihn auf alle Art zu reizen, ſo daß er in ſeiner Art die unſinnigſten Streiche begeht. Und nun kommt der Doktor Hilſe. Nenne ihn unbedenklich Hilſe, denn es hat immer etwas Komiſches, wenn ein Beruf oder Charakter durch den Perſonennamen angedeutet wird. Doktor Hilſe iſt ein halb komiſcher Kauz, der ſich ſehr bieder und einfältig zu geben weiß, während er der durchtriebenſte Kujon iſt. Er iſt Arzt, einer, der ſich beſonders auf Geiſteskranke verſteht, weshalb er immer daran iſt, ſeine Praxis vom Lande in die Großſtadt zu verlegen, wo die Leute, wie er ſagt, ſo geſcheit würden, bis ſie überſchnappen. Derlei boshafte Bemerkungen mit recht einfältigem Geſicht geſagt, verfehlen die Wirkung nie. Sollteſt du nicht in der Lage ſein, dieſen Doktor geiſtig komiſch zu faſſen und doch auf ihn ein übriges verwenden wollen, ſo ſtatte ihn mit einem leiblichen Gebrechen aus, das drollig wirkt, einem Höcker, einem Kropf, Säbelbeine, näſelnde Stimme. Aber die Warze mit dem Härchen auf der Naſe

möchte ich dir nicht raten, das ginge zu weit, denn der Mann muß auch ernst genommen werden. Er ist Hausarzt beim Gutsbesitzer Achat, wo er sich täglich einfindet, und er soll diesen von einer hartnäckigen Ischias und von einem lästigen Bruder befreien. Da kannst du nun hübsche Feinheiten anbringen. Es steht dir frei, den Dagobert ohne weiteres vom Doktor Hilfe als geisteskrank erklären oder ihn noch weiter reizen und drängen zu lassen, bis er so große Narrheiten begeht, daß er reif für's Irrenhaus erscheint. Letztere Art wird dankbarer sein. Aber sich hüten vor Übertreibung! Die Wahrscheinlichkeit und Billigkeit muß immer auf Seite Achats und des Arztes stehen; ein rührendes Mitleid und eine ungeheuere Rücksichtnahme für den armen Kranken muß sie entwickeln, bis sie ihn endlich — im Irrenhause haben. Schurken dazu brauchst du nicht mehr als zwei; die übrigen maßgebenden Personen lasse bloß gleichgültig den Amtsschimmel reiten. Sie brauchen kein Auge zuzudrücken, weil sie nie eines offen hatten. Die Schlamperei mußt du mit einer gewissen Geschmacklosigkeit schildern, so recht im Milieu österreichischer Gemütlichkeit.

Doktor: Aber, Freund, was soll ich denn nachher im Irrenhause mit dem Manne anfangen? Da wird er mir ja wirklich ein Narr.

Rodam: Gott behüte! Da wird er erst klug. Dagobert ist vorwegs als ein Charakter gedacht, den nur die sogenannte vernünftige Welt zum Wahnsinn treibt und der in Gesellschaft der Irren erst seinen Maßstab und seine Kräfte findet. Nachdem er vergeblich alles versucht hat, um zu überzeugen, daß er gesund ist und nicht ins Irrenhaus gehört — das gibt Gelegenheit zu rührenden Zügen — nachdem er eines Tages vor Empörung wirklich in Raserei ausbricht und sein Schicksal damit als besiegelt erscheint, kommt der entscheidende Punkt. Gib acht. Dagobert wird ganz ruhig, ergibt sich

in die Lage und entfaltet ein Benehmen, das ihn nicht bloß bei vielen Leidensgenossen, sondern auch bei den Wärtern und Ärzten beliebt macht. Man läßt ihm hie und da Freiheit, schenkt ihm Vertrauen; in der Anstalt herrscht die Anschauung vor, daß er's nicht lange machen wird, weil er an Gehirnerweichung leide. Deute das nur an. Zeige aber oft, daß Dagobert auf die Irren einen großen Einfluß gewonnen, daß er viele sogar zu suggerieren weiß. Unter den Wahnsinnigen mußt du einige besonders wilde Kerle bereit halten, auch weibliche Furien. — Und nun kommt die Nuß, die du selber aufbeißen mußt. Es ist eine Gelegenheit zu finden und zu motivieren, daß unter Dagoberts Führung eines Tages die meisten Geisteskranken aus der Irrenanstalt entkommen. Das ist die schwierigste, gefährlichste und wichtigste Stelle der Erzählung. Die muß lange vorbereitet werden. Einzelne Kranke, die dabei eingreifen, müssen schon früher hervortreten. Dann im geeigneten Moment muß ein günstiger Zufall die Flucht der Irren gelingen lassen. Sei es eine Revolte, sei es eine Feuersbrunst oder sei es die einfache Schlamperei der Aufseher — ihrer sechzig oder siebzig Personen entkommen ins Freie und folgen Dagobert, den sie für ihren Erretter halten. Dagobert führt den abenteuerlichen Zug der Verrückten, Wahnsinnigen, Tobsüchtigen ins Gebirge, und zwar der Gegend zu, wo das Landhaus seines Bruders steht. Lasse unterwegs manche drollige und manche schauerliche Szene spielen. Aber lasse Dagoberts Einfluß so gewaltig sein, daß sie nicht auseinanderlaufen, sondern in einer großen Rotte zur Nachtzeit heimlich das Landhaus anschleichen. Die Absicht Dagoberts errätst du ja schon; lasse sie auch den Lesern beizeiten erraten, denn das erhöht die Spannung, lasse sie aber nicht aussprechen. — Dagobert will sich mit dieser schrecklichen Bande an seinem Bruder rächen.

Doktor: Mit den Wahnſinnigen?

Rodam: — will er das Gehöfte überfallen und es ihrer Willkür überlaſſen.

Doktor: Nein, das iſt mir zu grauslich. Das gibt Mord und Brand.

Rodam: Möglich. Aber nicht notwendig. Das ſteht in deiner Gewalt. Ich habe ſchon geſagt, daß bei Geiſteskranken die Folgerichtigkeit wegfällt. Du kannſt ſie nach Belieben aufrechthalten oder auch fallen laſſen. Daß Dagobert ſein Kriegsheer mit allerlei Vorſpiegelungen und Finten gehörig fanatiſieren muß, iſt ſelbſtverſtändlich. Doch ob es ihm gelingt? Ob dieſe wüſte Schar nach einem Ziele hin lenkbar iſt? — Dagobert muß ſeiner Sache völlig ſicher ſein. Im Leſer darfſt du darüber vorwegs als Erzähler keinen Zweifel aufkommen laſſen, der muß ihm ſelber kommen. Und wenn das, was der Leſer ahnt, hernach eintritt, dann haſt du gewonnenes Spiel, denn gefällt ihm die Geſchichte. Wenn ſie anders ausgeht, als er der Entwicklung nach erwartet, mag er überraſcht ſein, aber nicht befriedigt.

Doktor: Alſo wie? Was?

Rodam: Es iſt eine ſchwüle Gewitternacht. Die Geiſteskranken lagern im Walde und ſind ſehr erregt. Dagobert huſcht flüſternd unter ihnen umher, ſucht ihnen in kurzen Schlagworten das Elend des Irrenhauſes ins Gedächtnis zu rufen und die böſen Urheber, die ſie dahin ausgeliefert haben. Und zeigt ihnen dann im Blitzſcheine das Haus, in dem ihr Feind wohnt! Und läßt die Furie los auf das Landhaus ſeines Bruders. Was geſchieht? Einer der Tobſüchtigen ſtürzt ſich auf die Torſäule und traktiert ſie mit Fauſtſchlägen. Ein anderer ſchmettert greuliche Verwünſchungen in die Strohkammer, ſchleudert ſeine Lunte in den Waſſertrog und lacht hohl auf, als ſie

ziſchend verliſcht. Ein anderer, einer der allertobſüchtigſten, legt ſich zum Kettenhund, koſt und ſpielt mit ihm, wie mit einem Kinde. Ein raſendes Weib fährt in die Haare eines anderen, und ein alter Mann holt aus dem Stall ein Pferdekotzen und hängt ſich ihn um wie einen langen Schleppmantel. So ſchreitet er würdevoll über den Hof und rügt wohlwollend die übrigen, daß ſie nicht aufs Knie fallen, um ihn gebührend zu grüßen, dieweilen er der König des Morgenlandes ſei. Auf dem Dachfirſt ſitzt ein Mädchen, ſtrählt ihr Haar und ſingt das Lied von der Lorelei. — Das ſind nur ſo hingeworfene Einfälle, du kannſt ſie nach Belieben ändern, erweitern und den Auftritt ſo bizarr als denkbar geſtalten. Du kannſt den Spuk rings um das Gehöfte die ganze lange Nacht andauern und den eingeſchloſſenen Beſitzer Achat in Todesangſt verzweifeln laſſen. Du kannſt die Irrſinnigen ſchauerlich wirtſchaften laſſen mit Verwendung dämoniſcher Genialität. Haſt du dieſe im Augenblick nicht zur Hand, ſo kannſt du die Szene beenden wann du willſt. Einige Knechte, die zu den Fenſtern herausſchießen, zerſtreuen die ganze Bande auf einen Wink deiner Feder.

Doktor: Und dann? Wie geht es aus?

Rodam: Daß du doch nicht einen Schritt weiter gehſt, als man dich ſchiebt! Laß den Stoff lieber bleiben. Wenn er dir nicht einmal ſo viel Intereſſe erregt hat, daß du irgendeinen beſtimmten Ausgang wünſcheſt. Dann laſſe doch wenigſtens das Praktiſche entſcheiden. Arbeiteſt du für ein Familienblatt, ſo muß natürlich poetiſche Gerechtigkeit walten. In dieſem Falle hätte Dagobert mit einigen Tobſüchtigen in das Gemach ſeines Bruders zu dringen und den Achat zu erſchlagen, worauf er ſelbſt prompt von den Wahnſinnigen erdroſſelt wird. Pikanter iſt es aber, wenn du dieſen Doppelmord gut vorbereiteſt, geſchickt

und aufregend zuſpitzeſt, die Erzählung aber unmittelbar vor der Kataſtrophe ſchließeſt, ſo daß der frappierte Leſer nicht weiß, was ſchließlich geſchehen iſt. Das gibt dann viel Hin- und Herrederei, verſchiedene Meinungen und Polemiken, und die Geſchichte hat gleich ihre billige Reklame. Willſt du aber auf den Schluß gar nichts verwenden, ſo höre — wenn's dich nicht mehr freut — bloß auf zu ſchreiben und mach einen Punkt. Dann biſt du der neuen Dichterſchule ihr Mann.

Doktor: Der Schluß würde ſich am Ende wohl finden. Der Stoff iſt nicht ohne. Sage mir, Freund, iſt dir das alles unterwegs zu mir eingefallen?

Rodam: Nein, alles nicht. Das meiſte iſt mir jetzt eingefallen und klar geworden, während ich dir erzählte.

Doktor: Und warum behandelſt du die Geſchichte nicht ſelbſt?

Rodam: Weil ich im Augenblick damit nicht anfangen kann und morgen alles wieder verflogen iſt.

Doktor: So könnteſt du dir das Thema doch kurz aufmerken.

Rodam: Ach, ich ſagte doch ſchon, daß es ſich um Stimmung, Begeiſterung, Leben handelt.

Doktor: Stimmung, Leben? Wie meinſt du das?

Rodam: Ja, empfindeſt du nichts dergleichen für den Stoff?

Doktor: Nun, ich denke, ſo was kommt während der Arbeit.

Rodam: Darauf iſt kein Verlaß, ſage ich dir. Dann laſſ' das Ding lieber bleiben. Im Anfang iſt das Leben.

Doktor: Im Anfang war das Wort. Ich beginne Worte zu ſchreiben, das weitere wird ſchon kommen.

Rodam: Ich bitte dich, laſſ' es bleiben.

Doktor: Nein. Du haſt mir den Stoff geſchenkt. Zurück gebe ich nichts. —

Das war geſprochen worden. Nach längerer Zeit erkundigte Rodam ſich bei ſeinem Freunde nach dem Fortgang der Arbeit.

Sie iſt ſchon fertig, ſagte der Doktor. Demnächſt kannſt du ſie leſen.

— — Und hier ſteht ſie abgedruckt. Weiter hat es der Doktor damit nicht gebracht.

Lichte und Gesichte.

(1902.)

Das Wissen wird gerne mit dem Lichte verglichen — ein Gleichnis, das eben auch hinkt. Darum, weil zum Klarsehen Licht gehört, ist das Klarsehen selbst noch lange nicht Licht, es ist nur die Folge des Lichtes. Licht ist die Voraussetzung des Sehens; wenn es finster ist, sieht das beste Auge nichts. Oder will man sagen, Wissen und Erkennen bringe uns Licht? So kann man deshalb nicht sagen, weil das Licht schon vorher dagewesen sein muß, weil uns gerade das Licht zeigen muß, was richtiges Wisser und Erkennen ist. Die Leute glaubten zu aller Zeit, das Richtige zu wissen und zu erkennen, doch was halten sie heute für wahr und was ist früher wahr gewesen?

Mich dünkt manchmal, daß Erkennen und Wissen nicht immer erleuchtet, daß es unser Leben gar oft recht dunkel macht. Oder zerstört es nicht eins ums andere unserer hellen Anbilder? Es ist gleich einer Ampel, die uns wohl die nächsten Gegenstände beleuchtet, die Natur des Steines, den unser Hammer zerbröckelt, die Natur des Gases, das unsere Retorte zersetzt, die Natur des Tieres, das unser Messer seziert, ja selbst die Natur des Sonnenstrahls, den unser Spektrum zerlegt. Aber dieses Wissen und Erkennen ist nicht gleich jener Sonne, die einst geleuchtet hat und die nur wenigen noch leuchtet, gerade jenen, von denen die stolze Wissenschaft behauptet, daß sie im Dunkeln tappen. Das Wissen und Erkennen des Erdensohnes ist nicht gleich der Sonne des Ideals, die einst das menschliche Leben so golden und warm gemacht hat. Die Sonne Homers, sie leuchtet uns nicht mehr. Die Sonne Christi, sie leuchtet uns nicht mehr. Früher war es in unserer nächsten Um-

Univ. Bibl. München

gebung dämmerig, aber in allen Fernen licht. Jetzt iſt es nahe um uns licht und in den Fernen dunkel. Denn nahes Licht blendet den Fernblick. Wenn uns jetzt die Aſtronomie ein paar Millionen Kilometer in die Unendlichkeit der Himmel blicken läßt, ſo iſt das nichts im Vergleiche mit jenem Licht, das uns den Himmel ewiger Glückſeligkeit vorgeſtellt hat. Als die Wiſſenſchaft anfing, redlich zu lehren, war ihr erſtes Geſtändnis das: Wir wiſſen nur, daß wir nichts wiſſen können. Das freimütigſte und wiſſenſchaftlichſte Reſultat, das der Wiſſenſchaft je gelungen iſt. Vermöge unſerer Weisheit wiſſen wir, daß wir nichts wiſſen können.

Für uns Menſchen gibt es übrigens gar kein Wiſſen, ſondern nur ein Forſchen. Wiſſen wäre auch ſchon Stillſtand, Forſchen iſt Vorſchritt. Forſchen iſt niemals Licht, nur ein Suchen nach dem Licht, ein Tappen im Dunkeln, vielleicht geleitet von dem vorausgeſetzten Lichte, dem Ideal. Je nach dem Ideal iſt die Richtung des Suchens eine verſchiedene, was aus der Geſchichte der Philoſophie ſo gut zu erſehen iſt. Zuzeiten, als die Sehnſucht nach ewiger Rettung vorhanden geweſen, hat man nach Gott geforſcht. Zuzeiten, als die Völker und Staaten von äußeren Feinden beſonders bedroht waren, hat man nach Wehrmitteln geſucht. Zuzeiten, da die Menſchen in der Induſtrie und im Weltverkehr ihr Ziel zu finden glauben, ſpannen ſie ihr Forſchen nach Vervollkommnung der Technik, der Eiſenbahn und Schiffahrt ein. Und dieſe Wiſſenszweige erreichen ihre Ziele, die aber gar klein und enge ſind im Vergleiche zu dem, was das ewige Licht der Ideale der Menſchheit gezeigt hat. Das Ideal unſerer Zeit — ſagt der Forſcher — heiße Wahrheit. Heiße ergründen, nicht wie die Dinge den Menſchen erſcheinen, ſondern wie ſie an ſich ſind. Ich meine, dasſelbe Ziel hätten die Denker aller Zeiten gehabt. Ja, viele

hatten sich sogar eingebildet, dieses Ziel gefunden zu haben. Wenn es für die Menschen eine absolute Wahrheit gibt, so ist es eben die Erkenntnis, daß es für sie keine absolute Wahrheit gibt, nur stets eine relative. Warum sage ich es denn so dreist, daß wir die Wahrheit an sich nie ergründen werden? Gerade auf Grund der Wissenschaft sage ich es, die es gar nicht oft genug demonstrieren konnte, daß es in unserem Haupte einen göttlichen Geist nicht gibt, daß unser Gehirn nur eine tierische Substanz ist. Und diese Wissenschaft will mit diesem Gehirn die Wahrheit finden!

Wie die Geschlechter ihre verschiedenen Anbilder, Bedürfnisse und Richtungen haben, so trachtet die Wissenschaft nach denselben Richtungen hin und ist in gewissem Sinne allmächtig. Wenn einmal genug Menschen ihre Leidenschaft aufs Fliegen setzen, so wird die Wissenschaft das Fliegen zustande bringen. Wenn es einmal darauf ankommen sollte, bei der übervölkerten Erde aus Steinen Brot zu formen, die Wissenschaft wird es können. Wenn die Leute einmal das Bedürfnis haben sollten, daß zweimal zwei nicht vier, sondern fünf sei, so wird die Wissenschaft nicht ruhen, bis sie dieses Kunststück zuwege gebracht hat. Und wenn der natürliche Mensch zu den Naturgesetzen dieser Wissenschaft nicht passen sollte, so wird sie einen künstlichen Menschen machen, einen Homunkel, der ihr vollkommen angepaßt ist.

Für den natürlichen Menschengeist gibt's außer der Wissenschaft noch anderes. Es ist banal, das zu sagen, aber nicht überflüssig. Die Wissenschaft gebärdet sich manchmal, als wolle sie im Haupte des Menschen sonst nichts dulden, als sei sie allein der Erbpächter und als vermöge sie allein alles zu schlichten, was uns bedrängt, bange macht und peinigt. In der Tat schlichtet die Wissenschaft nicht eine Herzensangelegenheit, nicht eine, die nicht

auch ohne ſie geſchlichtet werden kann. Aus Herzensangelegenheiten aber beſteht das ganze menſchliche Naturleben, und was die Wiſſenſchaft dazutut, das mag wohl als ſehr willkommener Aufputz gelten, doch die oberſte Stelle gebührt ihr nicht.

Die oberſte Stelle gebührt jenem ewigen Lichte, das uns ein inneres Geſicht zeigt, eine Vorſtellung, die uns erlöſen, glücklich und ſelig machen kann. Und wäre einer der größte Ignorant, wenn in ſeinem Herzen ein ſolches Ideal leuchtet, ſo iſt er verklärter, als wenn alle Lichter und Leuchten der Wiſſenſchaft um ihn einen Fackelzug abhielten.

Es gibt Wirklichkeitsfanatiker, die nur das für wirklich halten, was unſere Sinne wahrnehmen können, und die außerhalb dieſer Realität kein Gut erkennen. Da möchte man doch fragen, ob ſie bei Troſte ſind. Eine Einbildung, eine Vorſtellung, ein Ideal, iſt denn das etwas Unnatürliches, Nichtwirkliches? Iſt es nicht geradeſo der Ausfluß der Naturkraft als das Arbeiten einer Maſchine? Und kann ein durch die Phantaſie erzeugtes Gut nicht geradeſo wirklich weil wichtig für uns ſein als ein materielles? Entſpringt die Vorſtellung nicht genau demſelben Gehirn als das wiſſenſchaftliche Denken? Und iſt nicht auch dieſes in ſehr vielen Fällen Einbildung, Vorſtellung? Nur daß es uns gar ſo ſelten das Gemüt ſonnig und warm macht.

Schmäht mir deshalb die Einbildung nicht. Sie kann freilich ſo gut auf Abwege führen wie der Irrtum in der Wiſſenſchaft, aber ſie kann uns ſtark, glücklich, ſelig machen. Die Wiſſenſchaft hat ihr rechtmäßiges Bereich, aber hüte ſich, jene heiligen Werte des Menſchenherzens anzutaſten, von denen ſie nicht einen zu erſetzen vermag.

Die Burenzeit — vorüber.

(1902.)

Ja, dieſe vielen Monate vom Herbſte 1899 bis Juni 1902, das war die Burenzeit. Nichts in dieſen Tagen hat uns Deutſche ſo leidenſchaftlich berührt, ſo beſtändig in Atem gehalten, als der Kampf dieſes den Deutſchen verwandten Volkes im fernen Südafrika. Wir haben darüber ſogar anderer vergeſſen, die uns noch näher ſtehen. Mancher Gulden iſt den Armen daheim entzogen worden, um nach Afrika zu rollen und dort den Freiheitskrieg führen zu helfen gegen die Engländer. Und recht ſo, denn es war ein begeiſternder, ein antiker Kampf, der uns berührte wie ein altes Heldengedicht. Und ich glaube faſt, daß in dieſer Friedenszeit bei uns der Freiheitskampf der Buren auf manchen Zuſchauer beinahe in derſelben Art gewirkt hat, wie ein Heldengedicht. Wir waren hingeriſſen von dieſer hohen moraliſchen Kraft, die an und für ſich in unſerer nur dem Praktiſchen und der materiellen Macht gewogenen Zeit eigentlich ein Anachronismus iſt, wie etwa das Nibelungenlied. Ob die Deutſchen bei geringerem Glück oder gar bei Unglück im franzöſiſchen Krieg auch ſo ſtandhaft geblieben wären, als die Buren vor ihrem unermeßlich überlegenen Feind? Unter Napoleons Druck haben ſie nicht durchwegs jene trotzige Tapferkeit aufrechterhalten, als die Buren es in Sieg und Not getan. Darum ſtanden wir ſo bewundernd da und riefen ihnen von unſerer ſicheren Statt aus ununterbrochen zu: Nicht nachgeben! Nicht kapitulieren! — Jetzt, da die Sache entſchieden iſt, kann man es gar nicht begreifen, wie ſo viele unter uns haben glauben können, die Buren würden endlich doch ſiegen! Die Geſchichte hat wohl Beiſpiele, daß ein kleines, kriegsluſtiges, in fremde

Länder dringendes Heldenheer große Völker sich unterworfen habe. Aber ich kenne kein Beispiel, daß ein kleines friedliebendes, von einer rücksichtslosen und zielbewußten Weltmacht angegriffenes Volk für die Länge sich behaupten konnte. Wehe dem, der in den letzten Jahren solcher Gedanken sich nicht erwehren konnte, sie verbrannten ihm das eigene Herz und brachten ihn in den Geruch eines Antinationalen. Mein Lebtag hat keine verlorene Wette mich so bitter geschmerzt, als diese gewonnene. Ich wettete nämlich vor eineinhalb Jahren (ich glaube, es war nach dem Siege Dewets) mit einem hochgemuten Burenfreunde, daß die Buren endlich doch würden unterliegen müssen. Niemals! rief der Freund, sie werden siegen!

Und eigentlich hat er recht, und ich habe die Wette gottlob verloren. Moralisch haben die Buren gesiegt. Ihre Heldenkraft war beispiellos in unserer Zeit. Ihr Mut, ihre Klugheit, ihre Opferfreudigkeit, ihre Menschlichkeit auch gegen den Feind war das erhabenste Beispiel, das unseren Geschlechtern gegeben wurde. Um wieviel glorreicher wird in der Geschichte der Buren Niederlage leuchten, als Englands Sieg! In diesem jahrelangen Streite eines kleinen Bauernvolkes gegen ein ungeheures Weltreich hat sich, von Religion getragen, die Macht des Ideals, des Freiheitsgedankens, des Rechtsbewußtseins, herrlich gezeigt. Gegen eine zehnfache Übermacht — das ist klar — hätten diese Buren glänzend gesiegt. Gegen eine hundert- und tausendfache sind sie derzeit unterlegen, wenn es wirklich für England ein Sieg ist, mit einer solchen Übermacht die paar tausend Märtyrer ihrer freien Heimat überwunden zu haben.

War es vielleicht dieses Bewußtsein, das unseren Zeitungsblättern — auch jenen, die stets mit aller Glut sich für die kämpfenden Buren begeistert hatten — das ihnen die Ruhe gab, mit der sie die Kapitulation aufnahmen

und die harten Bedingungen beſprachen? Friedensbedingungen, mit deren unheimlicher Dehnbarkeit die Beſiegten jederzeit zu Knechten gemacht werden können! — Man war abgekühlt. Mich dünkt, unſere Burenbegeiſterung war vielfach eine jener Art, die dem Erfolge nachläuft. Manches Blatt, das früher ſeine Begeiſterung den Buren zugewendet, wird dieſelbe jetzt für die Königskrönung in England lodern laſſen.

Wie rührend war die Friedensfreude in England! In dieſem guten, geſitteten England! Endlich Frieden! — Heuchleriſches Volk! Als ob es den Frieden nicht längſt hätte haben können! Als ob es nicht an ihm gelegen geweſen wäre, die Buren in Ruh' zu laſſen. Nein, das gute Geſchäft bejubelten die Engländer, das ihnen bei dieſem Siege endlich doch zugefallen war. Und nun kann die Welt beruhigt zur Tagesordnung übergehen, denn wieder iſt ein kleines, braves, ideal angelegtes Volk aufgegangen in die ungeheure Krämerbude, zu der der moderne Menſch dieſen Erdball umgewandelt hat.

Universitätsstudenten als Bauernknechte.

(1902.)

Vor Jahren, als mein Roman „Erdsegen" ins Land ging, war an manchen Orten kein schlechtes Geschrei. — „Diesen Hans Trautentorffer, den gibt's nicht. Kein gebildeter Stadtmensch, der's nicht nötig hat, geht aufs Land, um bei einem armen Berghäusler Bauernknecht zu werden. Das ist eine Phantasiefigur, die sich durch keinen Kunstkniff genügend motivieren läßt." In diesem Sinne hat mancher Rezensent die Wahrheit des Buches verworfen. Denn dieser Trautentorffer im „Erdsegen" hatte den Fehler, daß er literarisch zu sorgfältig motiviert war. Wer die Wahrheit zu heftig beteuert, der kommt in den Verdacht des Aufschneidens. Den Journalisten, der von seiner Zeitung weggeht, um sich im Gebirge auf ein Jahr lang als notiger Bauernknecht zu verdingen, gar nicht weiter zu begründen, sondern ihn ohne weiteres als nackte Tatsache hinzustellen, wäre besser gewesen.

So hat's der Student gemacht, von dem ich jetzt erzählen will. Der hat keinen solchen Bauernknecht geschrieben, sondern kurz und bündig selbst gelebt. Er war als Sohn eines Kaufmannes aus dem Deutschen Reiche hereingekommen, um an der Wiener Universität Philosophie zu studieren. Als nun die ersten Semester vorüber waren, die Ferien kamen, sagte er zu einem seiner Kollegen, der ein Steirer war: „Wüßten Sie mir vielleicht in Obersteiermark einen Bauernhof, wo man über den Sommer einen Knecht brauchen könnte?"

„Knechte könnten sie freilich überall brauchen, unsere Bauern," sagte der Steirer, „die Dienstboten laufen ja alle davon."

„Gut, ich bin zu haben", ſagte der andere. Hierauf der Steirer: „Ein junger Gelehrter mit ſeinen feinen Händen und mit ſeinem zarten Stadtmagen dürfte ſich nicht vorwiegend zum Kornackern und Düngerheben eignen."

„Das müßte man erſt einmal ſehen", antwortete jener. „Ich habe in meinem Leben ſchon mancherlei verſucht, manches darunter war mir zuwider. Am zuwiderſten aber ſind mir die üblichen Studentenferien mit ihren Landbummeleien, Biergelagen, zumeiſt gemeinen und geiſtloſen Burſchenabenteuern. Ich will einmal was anderes verſuchen. Man muß alles kennen lernen und zwar nicht theoretiſch, ſondern praktiſch. Ein bißchen Abhärtung ſchadet auch nicht. Es iſt mein Ernſt, ich will in einem Bauernhauſe als gewöhnlicher Dienſtbote arbeiten, wenn mich ſo jemand aufnimmt. Lohn beanſpruche ich nicht, diene für Bett und Koſt. Ich will genau ſo gehalten werden, wie jeder andere Knecht, nur verlange ich für meine Arbeit anfangs eine kleine Rückſicht, bis die Übung da iſt, dann hoffe ich meine Sache anſtändig zu leiſten."

Der Steirer beſah ſich den ſtrammen, ernſt angelegten Burſchen einmal recht gründlich, und als er von dem völligen Ernſte des Bauernknechtkandidaten überzeugt war, ſuchte er in ſeiner Heimatgegend für ihn eine Stelle. In einem engen Seitental des Murtales, hoch oben zwiſchen Wald und nahe den Almen, ſtundenfern von Straße und Eiſenbahn ergab ſich in einem alten mittelgroßen Bauerngehöfte ein Platz. Der Bauer war zuerſt nicht ohne Mißtrauen gegen den „Herrenknecht" und meinte, da ſei wohl ein tolles Studentenſtückel dahinter oder ſonſt was. Wenn der junge Herr aber die paar Monate ſchon gern koſtenlos auf der Bauernſchaft verleben wolle, ſo könne er ihm vielleicht die kleinen Buben, er habe deren ein halbes Dutzend, ein wenig im Leſen und Schreiben unterrichten.

„Ein Schulmeiſter! Nein, ſo haben wir nicht gewettet," ſagte der Student, „ich vergebe mich nur als Knecht, und wer mich als ſolchen nicht brauchen kann, der ſoll's gerade ſagen."

„Nu, halt ja," meinte der Bauer, „unſer Herrgott hat allerhand Koſtgeher. Probieren wir's halt einmal mit einem Stadtherrn, das Grasmähen und das Miſtführen."

Der Student war aufgenommen. Er zog aus ſeinem Rucksack graues Zwilchgewand hervor, zog es an und langte nach Arbeit aus. Das Geſinde beſtand aus einigen alten Dirnen und ruppigen wortkargen Knechten, gutmütige Leute, aber nicht die unterhaltlichſten und ſauberſten. Mit dieſer Geſellſchaft aß er nun am großen Tiſch aus einer Schüſſel und in der Knechtkammer wurde ihm ein Strohbett angewieſen, das zu kurz war und eine feuchte mürſelnde Decke hatte. Am nächſten Morgen um drei Uhr ging der Großknecht durch das Haus und polterte mit einem Knittel, den er an die Wände ſtieß, die Leute vom Schlafe auf. Mürriſch zog man ſich an, wuſch ſich am Brunnen das Geſicht und dann nahm jeder ſeine Senſe. Auch unſer Student bekam eine und ſo ging's hinaus auf die noch dämmerige taunaſſe Wieſe. Die Mühſal des jungen Bauernknechtes ſoll weiter nicht beſchrieben werden. Nach drei Stunden harten Mühens kam das Frühſtück, reichlich, aber nicht nach ſtädtiſchem Geſchmack. Die übrigen Mahlzeiten ähnlich. Der Student hatte gefürchtet, es würde ihm bei Tiſche die geiſtige Anregung fehlen. Die fehlte ihm nicht, denn er war zu müde, und ſo aß er gleich den anderen ſchwerfällig und wortkarg Milchſuppe und Sterz in ſich hinein. Doch während in der folgenden Nacht die anderen ſchliefen wie volle Kartoffelſäcke, hatte unſer armer Städter mit Plagen zu kämpfen, an die er nicht gedacht. Die ganze Sache war ſchwerer, als er ſich's eingebildet. Selbſt der Reiz des Neuen hatte

keine rechte Wirkung, so ganz saugte die harte Arbeit und die derbe Kost das Seelenleben auf.

Das ist doch kein Spaß. Der Freund, der ihn in diesen Tagen einmal besuchte und ihn erschöpft und abgespannt fand, riet ihm, den Bauernstand wieder aufzugeben. Aber der Student antwortete: „Wofür halten Sie mich? Daß die Arbeit keine Unterhaltung ist, wußte ich im voraus, daß aller Anfang schwer ist, diesen Spruch habe ich schon als Abcschütze lernen müssen. Ich halte aus."

Es gibt Leute, ja selbst unter jungem Volk, und sie mehren sich in unseren merkwürdigen Tagen, die mit sich eine strenge Selbstzucht vornehmen, denen es eine Freude macht, aus dem stückweisen Materiale ihrer Eigenschaften einen geschlossenen, starken Charakter aufzubauen, vor allem ihren Willen zu stärken und einmal Vorgenommenes unter allen Umständen durchzuführen. So einer war dieser Student. Er blieb im Bauernhofe so lange, als er sich's beschlossen hatte, mit dem Vorbehalte, dann vielleicht noch länger zu bleiben. Mit der Arbeit, so schwer sie oft war, wurde er vertraut, er mähte und heuete und ackerte bald wie jeder andere. Ausnahmen, die ihm der Bauer gewähren wollte, nahm er nicht an, lebte wie ein Knecht unter Knechten und machte die ganze Wirtschaftsführung zu seiner persönlichen Angelegenheit, als sei er seit jeher auf diesem Hofe daheim. Er sagte nur mehr: Unser Haus, unsere Brache, unser Schimmel! Und an Sonntagen, wenn schönes Wetter war, die Mitknechte aber im Wirtshause saßen, kümmerte er sich um „unser Heu". Er entfernte sich nicht gerne vom Gehöfte oder trachtete stets rechtzeitig dahin zurück und war jede Stunde bereit, mit dem Werkzeuge zuzugreifen. Nach wenigen Wochen waren seine Hände so hart geworden, wie sein Wille; die Sonne hatte das Gesicht braun gemacht, so daß das Weiße seiner Zähne um so heller blinkte,

wenn er lachte. Denn nun lachte er ſchon häufig, er hatte die Sache untergekriegt, war ihr Herr geworden und gelaſſen Herr geworden über ſich ſelbſt. Alſo zur inneren Freiheit gelangt, ſchärfte ſein Auge ſich für die Eigenarten ſeiner Hausgenoſſen, die teils ſchätzenswert, teils widerlich und teils komiſch waren. Er begann die Lebensart, die Sitten zu verſtehen, weshalb ſie gerade ſo waren und nicht anders; manches, was ihm anfangs unſinnig vorgekommen, ſah er nun begründet und notwendig; hingegen glaubte er in der Bearbeitung des Bodens, in der Viehzucht, in der Zubereitung der Nahrungsmittel große Torheiten zu finden und er machte den Bauer darauf aufmerkſam. Dieſer gab die Einwände ruhig zu, meinte, es würde „eh wahr" ſein, trieb es aber in der gewohnten Art weiter.

Vom Bauer und von der Bäuerin wurde der junge Mann mit Auszeichnung behandelt, die ihm perſönlich ganz wohl tat, die aber nicht in ſeinem Plane lag. Er wollte angeſpannt ſein wie jeder Knecht, während ihm der Bauer oft nur leichte Arbeit gab. Zum Ärger war es dem Studenten oft, daß der Hausvater ſelber nicht ordentlich zugriff in der Wirtſchaft und ihn, den Studenten, ſogar vom Felde weg ins nachbarliche Wirtshaus mithieß, um dort mit ihm politiſieren zu können. Viel fehlte nicht, daß ihn der Student manchmal angetrieben hätte zur Arbeit, als ob er der Herr und jener der faule Knecht wäre. Hatte er ſich ſchon an dieſe Stelle geſetzt, ſo wollte er auch etwas vor ſich bringen. Der alte Schlendrian war ihm ſo zuwider, daß er eines Tages ſagte: „Nun geht mir ein Licht auf, weshalb es mit euch Bauern abwärts rollt, ihr ſeid faul und euere Wirtſchaft freut euch nicht. Im Wirtshaus ſitzen und über ſchlechte Zeiten ſchimpfen, dabei geht jeder Stand zugrunde. „Iſt eh wohl wahr", meinte der Bauer, das war alles. Des Studenten Arbeitsleiſtungen

wurden immer tüchtiger, ſo daß der Bauer ſchon anhub, ſich hinter den Ohren zu krauen, ob er dem braven Knecht nicht doch auch etwas zu Lohn geben ſolle. Es wäre ihm lieber geweſen, der fremde Knecht hätte weniger gearbeitet, damit er, der Bauer, vor einer Lohnforderung ſicher geweſen wäre. Beſchloß aber bei ſich, die Sache ſo lange gut ſein zu laſſen, bis der Mann ſelber etwas ſagen würde. Das Geſinde ſtand dem „herriſchen Knecht" gegenüber ungleich. Anfangs hatte es ihn mit Bewunderung oder halb verdecktem Hohn beobachtet, allmählich begann es den fremden, ſchweigſamen, jungen Mann zu achten und ſich manchmal ein wenig vor ihm zu ſchämen. Denn ſeine Arbeiten machte er immer mit faſt ängſtlichem Fleiße, dazu war ihm alles recht, er räſonierte weder über Koſt noch Bett, noch ſonſt etwas, ſo daß nun auch das Geſinde beinahe dieſelbe Art nachzumachen begann. Obſchon mancher in demſelben allerdings mehr Grund hatte, auf ſein Recht zu pochen, als der Student aus wohlhabendem Hauſe, der ſich freiwillig in dieſe Lage verſetzt hatte und jeden Augenblick davongehen konnte, wenn's ihm nicht recht war. Aber nun war es merkwürdig. So großdenkend er in die Bauernſchaft geſprungen war, ſo überlegen ruhig er anfangs die Widerwärtigkeiten ertragen hatte, allmählich kam — wie von der Umgebung angeſteckt — ein kleinlicher Geiſt in ihn, ſo eine Art Knechteſtolz, wie bei einem ganz gemeinen Bauernblut. Er glaubte, unter dem Geſinde einen gewiſſen Rang einzunehmen, und war ungehalten, wenn ihm kleinere Arbeiten zugewieſen wurden, ſelbſt wenn ſolche leichter und angenehmer zu machen waren als andere. Gegen die Düngerarbeit im Stall lehnte er ſich nie auf, doch wenn er z. B. auf der Weide Vieh hüten oder Botengänge machen ſollte, Dinge, die auch Kinder verrichten konnten, da fühlte er allen Ernſtes ſeine Ehre verletzt.

Das Schlimmſte an dieſer Bauernſchaft waren aber lange nicht die Berufsdinge, als die ſchwere Arbeit, die einfache Lebensweiſe, die wenige freie Zeit und die Geiſtloſigkeit. Das Schlimmſte waren jene üblen Gewohnheiten, mit denen ſich der Menſch überhaupt ſein Leben ſo oft verpfuſcht und entwürdigt, vor allem die Unſauberkeit. Ging unſer junger Knecht einmal durch die Küche, dann hatte er für denſelben Tag geſpeiſt. Und was etwa noch Genießbares in der Schüſſel auf den Tiſch kam, das verdarb der Anblick des ungereinigten Tiſchgedeckes und der kruſtigen Hände und ſchmierigen Kleidung des Geſindes. Die ganze geiſtige Anregung der Hausgenoſſen am Abend beſtand in einem gemeinſamen halbſtündigen Gebete, das ſo undeutlich und ſchläfrig herabgeplappert wurde, daß der Student davon auch nicht ein Wort verſtand; und nach dieſem am Samstagabend bei den Knechten in einem Kartenſpiel, bei dem manche witzige Bemerkung fiel, im ganzen aber viel geflucht wurde. Unſer Burſche beteiligte ſich an dieſen Anregungen nicht, ſondern ſaß allein draußen unter einem Kirſchbaum, beſtrebt, ſich in Naturbeſchaulichkeit zu verſenken. Aber dazu war es viel zu früh. Beſchaulichkeit, das iſt nichts für junge Leute.

Ein paarmal an Sonntagen kamen Bauernburſchen von der Nachbarſchaft zuſammen, auch kecke Dirndlein darunter, und es wurden Lieder geſungen. Da tat unſer Student mit. Und beim Singen kamen Eigenſchaften an ihm zum Vorſchein, denen die Dirndlein nicht Widerſtand zu leiſten vermochten. Da war auf ſeinem Geſicht ein anmutiges Schmunzeln, da gab es in den Wangen zwei Grübchen, da zuckten die zarten Schnurrbartſpitzen auf und nieder, da glühten ſeine dunklen Augen ſo heftig aus, daß die Weiberherzen ſchmolzen. Lieblich machten ſie ſich mit ihm zu ſchaffen, und wären ihre Pfaiden auch ſo friſch gewaſchen geweſen, wie ihre

Wangen, so hätte sich unser Studiosus wahrscheinlich nicht lumpen lassen.

Die bäuerlichen Charaktereigenschaften, als Einfalt, Schlauheit, Mißtrauen, Spottlust usw., waren ihm nicht gerade zuwider, wohl aber — die Bültung. Da kam manchmal ein Nachbar ins Haus, nicht von weit her, aber — „gebültet". Er ließ sich auch nicht Bauer nennen, obschon sein Grundbesitz kaum fünfzig Joch betrug, sondern Realitätenbesitzer. Er besaß eine Bibliothek von allerlei gelehrten Werken und hielt sich eine politische Zeitung, mit der seine „Überzeugungen" standen und fielen. In seinen Reden die Mundart verschmähend, sprach er ein sozialdemokratisches „Hochdeutsch", reich an landläufigen Schlagworten und Fremdwörtern, letztere vielfach unrichtig angewendet. Wollte der Student mit diesem Mann sich einmal tiefer in eine geistige Sache einlassen, so zeigte es sich, daß dem gebülteten Realitätenbesitzer dafür jedes Verständnis und Interesse fehlte und daß alles nur auf die Eitelkeit eines Bildungsphilisters hinauslief. Aus solcher Öde flüchtete unser Städter sich allemal wieder zu den naiven Arbeitsleuten, deren derbe Flüche ihm immerhin noch lieber waren, als die blassen Phrasen des belesenen Bauers.

Mit seinem Dienstgeber wußte der junge Knecht auch nicht viel anzufangen, dieses Mannes Gesichtskreis war gerade so weit als sein achtzig Joch großer Besitz. Alles, was außerhalb desselben vorging, war ihm nicht der Rede wert. Er sah nun, wie tüchtig der Fremde sich als Knecht entwickelt hatte, er dachte, es wäre doch gerecht, ihm einigen Lohn zu geben, wöchentlich wenigstens einen Gulden, aber er konnte sich nicht dazu entschließen. Sein Weib — es war viel jünger als der Bauer — hatte einen größeren Interessenkreis; sie hätte für ihr Leben gern erfahren, was es mit diesem zugereisten jungen Menschen denn eigent-

lich sei. Sie kochte dem Studenten manchmal, wenn er unter Tags ins Haus kam, einige Eier und fragte, während er sie mit Behagen verzehrte, so nebenhin, ob es bei ihm daheim auch so steile Berge gebe und ob ihm seine Mutter auch manchmal Eier gekocht hätte? Seine Antworten waren sehr freundlich, doch wurde sie nicht recht daraus klug. Seine Mutter mußte an einem Orte leben, wo es gar keine Hühner gibt, wo die Eier weither zugetragen werden müssen. Ja es schien, daß seine Mutter nicht einmal kochen könne. Da glaube sie es freilich, daß er auf die Bauernschaft gegangen sei.

Er hatte schon wiederholt im steirischen Bauernkalender, der an der Stubenwand hing zwischen den Fenstern, nachgesehen, ob denn die Zeit nicht schon bald um sei; nun aber die jugendliche Bäuerin sich ihm so freundlich zeigte, eröffneten sich neue Aussichten. Etliche Tage lang beschäftigte er sich damit insgeheim, aber ganz plötzlich und unvermittelt hörte er in sich einen Ruf: Gehört das auch dazu? Schuft! — —

Als am nächsten Samstag der Feierabend kam, trat er hin an den Heuhaufen, in dem der Bauer saß, und sagte kurz und fest: „Bauer, meine Zeit ist aus, ich muß auf die Universität."

Der Bauer stutzte ein wenig, dann antwortete er: „So sauber, jetzt geht er mir fort. Rechtschaffen gearbeitet und jetzt wieder fleißig lernen in der Schul! Das ist brav."

„Ich will die Prüfung bestehen", sagte der Student.

Da der Bauer den Doppelsinn dieses Wortes nicht verstand, so hatte er Zeit, gelassen zu überlegen, wie er diesen Menschen weiter eigentlich nicht mehr notwendig brauche. Die Ernte unter Dach. Ist eh noch ein kamoder Knecht das. Andere gehen davon, wenn die schwere Arbeit kommt, der, wenn sie vorbei ist. Ob er was sagen wird

von einem Lohn? Sagt er was, ſo geb ich ihm fünf Gulden. Sagt er nichts, ſo iſt's mir auch recht. — Der Student hatte ſein blaues Arbeiterkleid ins Felleiſen getan und ſein dunkles Stadtgewand angezogen mitſamt der flotten roten Halsmaſche. Er reichte dem Bauer die Hand und ſagte nichts. Er reichte jedem der Hausgenoſſen die Hand. Eine alte Kuhmagd torkelte gegen ihren Stall hin und drückte die Schürze in ihr Geſicht. Allemal, ſo oft wer fortging, weinte ſie ein bißchen — das hielt ſie für einen guten alten Brauch.

Alſo zog dieſer merkwürdige Menſch wieder ſeiner Hochſchule zu. Wo und wann wird er mehr gelernt haben als auf ſeinen Ferien?

Das nun aber iſt der eine Fall, wie ein Univerſitätsſtudent Bauernknecht geworden. Ähnlich und doch anders war es mit einem anderen Studenten von der Grazer Univerſität, der im letztvergangenen Sommer drei volle Monate lang in der Maſſing bei Krieglach beim Bauer Hainzel als Knecht gearbeitet hat. Der war der Sohn eines höheren Beamten im Elſaß, war trotz ſeiner verhältnismäßigen Jugend ziemlich weit in der Welt herumgekommen, um das Leben nach vielen Richtungen hin kennen zu lernen. Sein Lieblingsſtudium war Naturgeſchichte und Sozialwiſſenſchaft. Er verkehrte nicht viel in ſtädtiſcher Geſellſchaft und mit Kollegen, ſein einziger ſteter Begleiter war ein zottiger Hund, den er nun auch in den Bauernhof mitgebracht hatte. Er kam Sonntags manchmal in mein Haus und erzählte von den Freuden und Leiden ſeines vorübergehenden Berufes, den er allerdings aus ganz beſonderen Urſachen erwählt, der aber doch möglicherweiſe ein bleibender wird. Denn im ganzen gefällt es dem jungen Manne gerade nicht übel in der ſtillen Landnatur bei guter Luft und gutmütigen Leuten. Will einer ſchon Knecht nicht bleiben, ſo iſt

doch etwa ein Bauerngütchen zu schaffen, das seinen fleißigen Mann ernährt. Mancher Städter, der auf Sommerfrische in der Gegend weilt und diesen Burschen beobachtet, hätte auch nicht übel Lust, sich ins Bauerngehöfte zu schlagen, er findet, daß der Spaten und die Sichel sich nicht schlecht handhaben lassen. Mancher Studio findet, daß es für einen Adamssohn beinahe honoriger wäre, den Pflug zu führen und was zu können, als immer nur mit Büchern umzutun und sich mit dem Alleswissenwollen zu begnügen. Und so betreiben unsere Bauern demnächst ihre Stall- und Feldwirtschaft vielleicht mit Philosophen und Juristen, falls die Herren es nicht vorziehen, sich selber Bauerngüter zu kaufen, sie persönlich zu bearbeiten, geistige Kultur mit der erdlichen zu vereinigen, und so als freie Männer das natürliche Verhältnis mit der Natur wiederherzustellen. Die Anzeichen zu solch ernstlicher Umkehr mehren sich und die Jugend ist es, die auch hier den herzhaften Anfang macht. — Es ist ja nicht darum, als ob auf solche Weise der Bauernstand gerettet werden soll; der alte Bauernstand ist wirtschaftlich der Rettung vielleicht nicht mehr wert. Es ist vielmehr darum, daß der gebildete Mensch wieder zur Scholle komme. Vor allem wichtig und erfreulich aber ist es, daß in modernen jungen Leuten sich Wille und Kraft zeigt, es mit der herben ursprünglichen Menschenarbeit wieder aufzunehmen. — Oder wäre das zu hochgemut gedacht? —

Die Stiefmutter.

(1903.)

„Ich habe nur eine linke Mutter, meine rechte iſt geſtorben", ſagte jener Junge. Er ſagte es ganz gleichgültig, doch ich bin darüber nachdenklich geworden.

Zwei Hände unterſcheiden ſich bekanntlich dadurch, daß die rechte nicht wiſſen ſoll, was die linke tut. Und zwei Mütter dadurch, daß die rechte niemals weiß, was die linke tut, weil ſie im Grabe ſchläft, während die andere an ihrer Stelle ſchaltet — „liebeleer". Die linke Mutter ſagt man, wenn die Stiefmutter gemeint iſt. Das Stief klingt gar zu herbe, als ſei es etwas Steifes, Sprödes, Spießiges, etwas Kaltes, Stahlhartes. Als ob das Wort ganz eigens erfunden worden wäre für eine herbe Frauenſeele. Vom Stiefvater iſt kaum die Rede, ſo viele es ihrer auch gibt. Die Völker, beſonders die germaniſchen, haben in ihren Märchen, Liedern und Sprüchen viel Haß gegen die Stiefmutter geoffenbart. Ausfälle gegen die Schwiegermutter gibt es noch mehr, aber ſie ſind dagegen eitel Neckerei. Was an Bosheit, Grauſamkeit, Falſchheit und Beſtialität vorkommen kann — der Stiefmutter hat man's zugeſchrieben. Noch flattert aus dunklen Zeiten das Märchen von dem Weibe, das den Stiefſohn getötet und ihn dem eigenen Vater als Speiſe vorgeſetzt hat. „Meine Mutter, die mich umgebracht hat, mein Vater, der Schelm, der mich geſſen hat." Uns ſchaudert ſchon vor der Dichtung. Iſt Wahrheit daran?

Ich höre ein vieltauſendſtimmiges Ja. Gleichzeitig aber auch ein hundertſtimmiges Nein.

Und die Urſache der Bösartigkeit einer Stiefmutter? Eiferſucht. Aber dieſe nicht allein. Spielen nicht auch äußere Verhältniſſe mit? Selbſt ein gutes Weib wird als Stief-

mutter oft in gewiſſe Gegnerſchaft gedrängt, und zwar in eine, die künſtlich erzeugt worden iſt. Wie meint man denn, daß ein Weib mit ſeinem reichen Gefühlsleben, ſeiner Nervoſität, mit ſeinen Liebesanſprüchen, ſeiner Opferfreudigkeit und Empfindſamkeit ſich als Stiefmutter verhalten mag?

Die Braut naht ſich mit Herzlichkeit dem Kinde ihres zukünftigen Gatten, iſt es doch das Kind deſſen, den ſie liebt, und das ihr gute Anwartſchaft verſpricht; iſt ihr doch das Bemuttern hilfsbedürftiger Weſen eine Freude. Und dieſes Kind iſt ſo arm, ſo verwaiſt, ſchaut angſterfüllt zur neuen Mutter auf. Welch ein Frauenherz iſt ſo liebeleer, welch eine Weltdame ſeicht genug, in ſolchem Augenblick nicht das Gelübde zu tun: Ich will ihm gut ſein! Die junge Frau öffnet ihre Arme, doch ſiehe, die Kinderaugen weichen ihrem feuchten Blicke aus, die kleinen Arme bergen ſich trotzig hinter dem Rücken, ſteif und ſtörrig ſteht das Kind da, wenn es nicht gar die Flucht ergreift. Denn irgend jemand hat ihm geſagt: „Du armes Haſcherl, du bekommſt jetzt eine Stiefmutter!“ Oder das Aufſichtsmädchen drohte: „Du, wenn du unartig biſt, ſo bekommſt du eine Stiefmutter!“ Und erzählte ihm Märchen von der böſen Stiefmutter. Es wird vor Ankunft der Neuvermählten das Kind vor ſeiner verſtorbenen Mutter Bild geführt: „Nimm Abſchied von ihr, jetzt kommt die Stiefmutter!“ Ja, da merkt es die junge Frau ſofort, daß ihr hier feindlich entgegengearbeitet worden iſt. Dennoch gibt ſie ſich Mühe, mit Güte das junge Herzlein zu gewinnen. Sie ahnt nicht, daß immer wieder teils boshafte, teils törichte Einmengungen ihr Werk zunichte machen werden. Stets unter dem Deckmantel ſentimentaler Pietät natürlich! Iſt eine Großmutter vorhanden, ſo fließen Tränenſtröme, die Baſen und Muhmen, die Nachbarinnen und Godeln: „O du armes Würmlein, eine Stiefmutter!“

Nachher muß freilich wohl das Kind auf die Meinung

kommen, daß die Stiefmutter ein gar böses Ding sei. Statt Liebe, bringt es der neuen Mutter Mißtrauen entgegen, statt herzhaftes Kosen, scheue Blicke — und der Anfang zur „bösen Stiefmutter" ist gemacht.

Ist die Frau zärtlich, so wird das Kind oft tückisch, ist sie ernst, so wird es trotzig sein. Welche junge Frau ist hochherzig und geduldig genug, sich darüber hinwegzusetzen und für alle Unarten Liebe und nichts als lautere Liebe zu geben, so wie es die rechte Mutter tut! Je höher ihre Ideale vom „lieben Kinde" gewesen, je stärker fühlt sie sich zurückgestoßen, sie befaßt sich dann ungern und weniger mit dem Kinde, als es sein sollte. Von der anderen Seite wird das vernachlässigte „Waisel" nun doppelt bedauert, auch der Vater kann seine Verstimmung nicht ganz verbergen. Die Frau, ohnehin betrübt darüber, daß sie das Herz des Mannes mit dem ihr fremden Kinde teilen muß (sind doch selbst natürliche Mütter nicht selten eifersüchtig auf ihre Kinder!), ist gereizt, betrachtet das Kind als Nebenbuhler — und siehe nun das Verhältnis, das in manches Haus so viel Leid bringt und oft verhängnisvoll für Eltern und Kinder wird. Es sind harte, unselige Jahre. Die Frau kommt allmählich so weit, die Stiefkinder, diese „Unfriedenstifter", ehemöglichst aus dem Hause zu entfernen. Das Mädchen wird ins Institut gegeben, dann an den erstbesten Mann geworfen; der Knabe kommt in fremde Erziehungsanstalten, in zweifelhafte Kosthäuser — und die Stiefmutter hat sie ums Daheim gebracht.

Es gibt also wohl Fälle, da man die Stiefmutter rechtfertigen kann. Der Mensch ist kein Engel und wäre es die schönste Frau. Doch das kann auch anders sein.

Es gibt Fälle, wo der Bräutigam seine zweite Braut auf alle Widerwärtigkeiten, die als Stiefmutter ihrer harren können, aufmerksam macht, wo er sie beschwört, sich wohl

zu prüfen, zu fragen, ob ſie den ſchweren Pflichten gewachſen iſt. Schon dieſe Frage kühlt ab, denn Liebende — meint ſie — fragen ſo nicht. Dem müſſe mehr an den Kindern der erſten Gattin als an ſeiner zweiten Frau liegen. Fühlt ſie es ſo, dann ſage ſie rechtzeitig nein. Wenn ſie es nicht ſagt, dann pflanzt ſie ſich Dornen ins eigene Leben.

Es gibt Fälle, wo die zweite Frau, die ihren Mann innig liebt, ſchon deshalb ſeinen Kindern Neigung entgegenbringt; wo den Kindern in liebevoller Weiſe vorher von der „neuen Mutter" erzählt wird, wo ihr alle Wege treu vorbereitet wurden ins Haus und ins Kindesherz; wo bei ihrem Eintritt das muntere wohlgeartete Kind mit leuchtenden Äuglein ihr entgegeneilt, ihr einen Blumenſtrauß bringt, ſo groß, daß ihn das kleine Händchen kaum zu umſpannen vermag, und es ſich auf die Zehen ſtellt, um der neuen Mutter einen Schmatz zu geben. Und ſie? Sie nimmt kühl an und ſchiebt das Kleine ſachte von ſich, daß es ihr nicht das Kleid zerdrücke. Jahrelang bewahrt das Kind ſein Vertrauen zu ihr und der Vater ſagt ihm ſtets: „Iſt gleich wohl die Mutter etwas ſtrenge, ſie meint es dir doch gut. Sei immer lieb mit ihr." Und zur Frau ſagt er bittend: „Sei nicht herb mit ihm, mein liebes Weib. Sage ihm ein gutes Wort!" — Und ſie bringt's nicht übers Herz. Seine Bitte macht ſie nur noch trotziger, ſie will das Kind am liebſten gar nicht ſehen, vernachläſſigt es körperlich und geiſtig. Oder ſie kümmert ſich nur zu ſehr ums Kind, ſie zankt beſtändig an ihm herum, rügt alles, was es tut oder läßt, unter dem Vorwand, daß ſie es gut erziehen will, tatſächlich aber in der Abſicht, es dem Vater zu verleiden. Endlich iſt des Kindes Liebe verwelkt, des Mannes Vertrauen erlahmt und die Frau klagt — über den undankbaren Beruf der Stiefmutter. Sie fühlt ſich als Märtyrerin im Hauſe, wo ſie die Peinigerin iſt.

Daß die Eifersucht der Hauptgrund schlimmer Stiefmütter ist, bezweifelt niemand als die Stiefmutter allein; diese gesteht es nie ein, daß dem so ist, immer wird sie die Gründe an den Eigenschaften der Kinder zu finden wähnen und Selbsttäuschung ist Vorrecht der Frau. Wir wissen, daß gerade oft die schönsten, gutmütigsten und heitersten Kinder von der Stiefmutter am leidenschaftlichsten gehaßt werden, und schon gar, wenn der Mann sich einmal vergißt und sagt: „Du kannst mir, mir, den du ja liebst, deine Liebe nicht schöner beweisen, als wenn du mit diesen meinen armen Kindern gut bist!" Also diese Kinder gehen ihm über alles! Sie ist nur noch gerade gut genug, seine „Fratzen" zu bemuttern, eine andere Liebe braucht er nicht von ihr! — Kluge oder auch schwache Ehemänner werden also des Hausfriedens wegen und um ihre ersten Kinder nicht den Anfällen der Stiefmutter preiszugeben, ihre natürliche Neigung zum mutterlosen Kinde so geheim als möglich halten und so ist das Sprichwort wahr: Wer eine Stiefmutter hat, der hat auch einen Stiefvater. Insgeheim aber herzt er das Waiselein doch, und wehe, wenn sie es merkt! Sie fühlt es nahezu wie einen Ehebruch!

Das Sprichwort, je stärker die Eifersucht, je größer die Liebe! gehört zu den hinkenden, wenn nicht zu den lahmen. Wenn sonst die Eifersucht aus Mangel an Vertrauen entsteht, hier kommt sie geradewegs vom Neide. Wehe dem Stiefmädchen, wenn es schön heranblüht und von der Welt umhuldigt wird!

Beim Manne findet man ein unseliges Verhältnis zu Stiefkindern fast niemals, er macht keinen Unterschied zwischen ihnen und seinen eigenen Kindern. Ist denn der Mann moralisch stärker als das Weib? Ist er gewissen Instinkten nicht unterworfen? Vielleicht könnte man sagen, daß der Mann überhaupt nicht so innig mit dem leiblichen

Kinde verwachſen iſt als die Mutter. Es ſcheint, als ob die Natur dem Weibe ins Ohr flüſterte: Gib dein Mutterherz nicht billig hin. Wie ſollſt du ein Kind, das eine andere geboren, damit beſchenken? — Aber, meint ein Schalk, wäre es denn nicht eine Begünſtigung, ein liebes Kind zu beſitzen, ohne es mit Schmerzen geboren haben zu müſſen?

Wieder anders wird das Verhältnis des Weibes zu den Stiefkindern, wenn ſie eigene bekommt. Es iſt zu viel verlangt von einer Mutter, fremde und eigene Kinder gleich zu behandeln und wenn eine gar ſagt, ſie ziehe das fremde dem eigenen vor, ſo iſt ihr am allerwenigſten zu trauen. Und doch haben die Deutſchen ein altes Lied, das die Stiefmutter wunderſam erhebt:

„Den Waislein gab ſie das weiße Brot,
Den Eig'nen das ſchwarze nur;
Den Waislein gab ſie vom Weine rot,
Den Eig'nen vom Waſſer nur.

Den Waislein gab ſie ein Federbett,
Da waren ſie friſch und froh;
Den Eig'nen gab ſie zur Lagerſtätt'
Auf der Erde ein Schäublein Stroh."

Überkluge meinen freilich, auch dieſe Mutter habe es den eigenen Kindern beſſer gemeint als den Waislein, die ſie nur verwöhnen und mit Alkohol verderben wollte. — Freilich iſt es wahr, daß ſie dem Stiefkinde oft Beſſeres tut als ſie ſelbſt weiß; ihre eigenen Kinder verwöhnt, verweichlicht und verzieht ſie, während die Stiefkinder abgehärtet und anſpruchslos ins Leben treten. Stiefkinder verlieren wohl oft eine glückliche Jugend, doch ihre Entwicklung, ihre Tüchtigkeit und Widerſtandsfähigkeit gewinnt, für ihr ſpäteres Leben iſt die herbe Schule oft von Vorteil. Trotzdem ſind es ſie, die den böſen Ruf der Stiefmutter immer wieder verbreiten helfen. Und dann geſchieht ihr wirklich unrecht.

Wer von einem Weibe, und wäre es noch so gut, verlangt, daß sie den fremden Kindern von Herzen jene Zärtlichkeit erweise, wie den eigenen, der sündigt mit seinem Verlangen nachgerade wider die Natur. — Wenn ein Witwer sagt, er müsse wieder heiraten, um seinen Kindern eine Mutter zu geben, so erinnert das wohl ans Volkssprichwort: Eine Ausred' und ein Nudelbrett muß in jedem Hause sein. — Und doch ist es wahr, daß, wenn die rechte Mutter fehlt, die linke immer noch besser ist, als gar keine, um nicht zu sagen, in mancher Beziehung besser als die rechte es etwa gewesen wäre. Ja, man weiß Fälle, wie die Stiefmutter es zuwege bringt, trotz Natur die ihr anvertrauten fremden Kinder gerade so treu zu pflegen und zu versorgen als die eigenen, so daß schließlich behauptet werden kann: Die edelste und heldenhafteste Entwicklung des Weibes findet man gerade — in der Stiefmutter. Die gute Stiefmutter stelle ich weit höher als den guten Stiefvater, denn sie hat den Kampf mit der Natur zum höchsten bestanden und einer solchen linken Mutter sind die Kinder möglichst noch größeren Dank schuldig als sie der rechten je schuldig werden konnten.

Auf dem Spaziergang.

(1903.)

Er liebte es, in der kühlen Morgeneinsamkeit so dahinzuwandeln. Das waren ja die einzigen Stunden, da er Mensch sein durfte, im dunkelgrauen Anzug, mit dem Spazierstock dahinschreitend auf offener Straße. An Fuhrwerken, Handwerksburschen, Touristen und Bauern vorbei, von niemandem gekannt, und wenn von Einheimischen gekannt, ehrerbietig aber unauffällig gegrüßt. Gerne legte er seinen Stock auf das Straßengeländer, ließ ihn während des Gehens auf demselben dahingleiten, während er träumerisch in den rauschenden Fluß blickte. Manchmal stieg er hinab an das Ufer und versuchte es mit der Angel. Bisweilen kam der Diener nach, sorgend, ob der Herr nicht etwas bedürfe. Er wurde zurückgeschickt — Menschen haben keinen Diener und brauchen keinen.

Da hat es sich eines Morgens zugetragen, daß er sehr verspätet ins Schloß zurückkehrte. Die Regierungsgeschäfte warteten der Erledigung; alles war erregt, geängstigt — wo er denn so lange bliebe? Oben im Dorfe Au hatte er sich verweilt. Dort war ihm aufgefallen, daß zwei Männer über den Achseln einen Schragen trugen und darauf lag ein Sarg, aus Brettern schlecht gefügt, ohne Kreuz und Kranz. Keine Zier und kein Priester und kein kirchliches Geläute und kein Leidtragender. In solcher Verlassenheit hatte der Mann noch keinen Menschenschrein gesehen, in solch hilf- und herzloser Verlassenheit, wie dieser Sarg auf den Schultern der unmutigen Männer lag. Wer ist es, der da gestorben ist und um den niemand Leid hat?

Unſer Spaziergänger ſchritt an einen der Träger und fragte: „Wen tragt ihr da hinaus?“

Der Träger wollte zuerſt gar nicht antworten, dann tat er's verdroſſen. Auf dem Feldwege ſei ein toter Mann gefunden worden, niemand kenne ihn, wahrſcheinlich ein fremder Handwerksmenſch, ein Bettler oder gar ein Strolch, man wiſſe nichts. Sie — die Träger — möchten nur das eine gerne wiſſen, wie ſie dazukommen, dieſen Toten auf den Kirchhof zu ſchleppen, ohne alle Entlohnung. Was könnten ſie dafür, daß er gerade auf ihrem Feldwege liegen geblieben? — Vielleicht, dachten die biederen Dorfleute, iſt der Mann, der ſie angeſprochen, einer von denen, die in die Taſche greifen. Der Spaziergänger winkte mit der Hand, ſie möchten vorangehen — er hatte genug gehört. Als ſie dann ihre Laſt mürriſch weiter trugen, ging er zehn Schritte hintendrein. Sein ernſt gewordenes Geſicht zur Erde gerichtet, ſchritt er hinter dem Sarge deſſen, der als Fremdling in dieſem ſchönen Lande arm und verlaſſen geſtorben war. Vielleicht hatte er hilfeſuchend an Türen geklopft und ſie waren ihm verſchloſſen geblieben, ſteht es doch draußen vor dem Dorfe auf einer Tafel zu leſen: Das Betteln iſt verboten! — Und wenn er vollends dort unten im Tale beim Fürſtenſchloſſe hätte anklopfen wollen, ſo würde er von der Dienerſchaft verſcheucht worden ſein aus dem Prachtportale, das von aller Kunſtwelt bewundert wird, ſo wie man das Königsgeſchlecht vergöttert als eines der edelſten dieſer Erde. Und eine Stunde weit von dem Herrenſitze dieſes edlen Geſchlechtes verderben und ſterben arme Menſchen auf der Straße!

Leute, die den Mann betrachteten, der hinter dem Sarge einherging, meinten, er bete ein Kirchengebet, weil er wiederholt mit der Fauſt an die Bruſt klopfte. — Einer aber iſt unter den Bauern, der ſtöhnt: „Jeſſas Maria!“ und reißt

seinen Hut vom Kopf. Des Toten wegen? Fällt ihm nicht ein, wohl aber des Mannes halber, der den Toten begleitet. Der Bauer hastete zum Nachbar, der mit einem Futterkorbe ging: „Du, Jenz! Du, Jenz! Siehst du, wer dort geht?"

„Der hinter der Leich' her? Wer ist es denn?"

„Weißt du, wer das ist? — Das ist der König!"

Jetzt riß auch der andere den Hut vom Kopf. Und es kam ein dritter dazu, ein vierter, sich gegenseitig in die Ohren tuschelnd: „Der König!" Sie gingen auf den Weg und schlossen sich in respektvoller Entfernung dem Zuge an. In wenigen Minuten wußte es das ganze Dorf: „Der Tote, den sie vorgestern auf dem Feldwege gefunden, er muß ein besonderer Mann sein, ein hoher Herr, denn hinter seinem Sarge geht der König!"

Da eilte alles herbei, Männer und Weiber liefen aus den Häusern, Kinder und Greise, und schlossen sich dem Zuge an und begannen laut den Psalter zu beten. Mehrere kamen mit Kerzen und zündeten sie an, auf dem Kirchturm huben die Glocken an zu läuten. Dann kam auch die Geistlichkeit herbei in weißen Chorröcken und laut beteten sie ihre lateinischen Gebete. So um die Ecke stand alles still und machte seinen tiefen Bückling vor dem König. Dieser dankte nicht, denn er sah es nicht, weil er unverwandt zu Boden blickte.

Also war es ein großer, feierlicher Leichenzug geworden, der nun die Anhöhe zum Friedhofe emporstieg. Aber siehe, auf dem Friedhofe fand man das Grab nicht. Ganz hinten in einem Winkel, wo ein Haufen von Steinen, Stroh und vermodernden Kränzen lag und anderer Wust, sozusagen im Kehrichtwinkel des Friedhofes, war eine Grube aufgeschaufelt worden. „Gut genug!" hatte der Kirchhofsverwalter gesagt, „ist doch nur ein Vagabund gewesen, vielleicht gar ein Ketzer, man weiß ja nichts!" — Jetzt im letzten Augenblick, als es der

Totengräber erfahren, daß hinter dem Sarge der König gehe, pfiff er verzweifelt nach Arbeitsgehilfen, um mit Reisig den Wusthaufen zu verdecken, den Weg glatt zu rechen und die Grube gehöriger zu schaufeln. Es war zu spät. Der rohe Fichtenbrettersarg schwankte schon zum Tore herein und bald war der ganze Friedhof voller Leute, in lauter Andacht das Begräbnis feiernd und sich auf die Zehen stemmend, um über die Köpfe hin den König zu sehen. Um zu sehen, ob er nicht etwa schluchze, wie tief seine Trauer sei, und daß man's demnach erfahre, in welchem Verwandtschaftsgrad der Tote zu ihm gestanden. Gewiß ein recht guter Freund gewesen.

Der König stand an der Grube, in die der Sarg nun mit aller umständlichen Feierlichkeit unter schallenden Gebeten versenkt wurde, aber er schluchzte nicht, zeigte auch nicht eine besondere Trauer. Er stand nur da in tiefem Ernste versunken und kümmerte sich nicht um die „Leidtragenden", die plötzlich so pietätvoll und teilnehmend geworden waren. Als er sich dann wendete, um den Friedhof zu verlassen, wich die Menge ehrfürchtig vor ihm zurück. Nur der Ortsvorstand und der Pfarrer wagten es, sich ihm tief gebeugt zu nahen, um ihn ehrerbietigst zu begrüßen und ihr Beileid auszudrücken zu dem Verluste, der ihn getroffen.

Der König dankte und bedeutete, daß er dem Sarge gerne gefolgt sei.

„Wir hätten gewiß das möglichste für ihn getan", versicherte der Vorstand. „In meinem Hause die beste Pflege hätte er gehabt, Medizin und alles. Wenn wir von etwas gewußt hätten. Wir haben halt von nichts gewußt und am Frühmorgen hat ihn mein Nachbar liegen gesehen auf seinem Feldweg. Papiere haben wir auch keine gefunden bei ihm und hat deswegen nichts geschehen können. Ist uns

wohl recht zuwider. Aber das Grab werden wir schon recht in Ehren halten — ei das wohl gewiß!"

„Tut das", sagte der König.

Trat nun auch der Pfarrer einen halben Schritt vor und sprach mit gar leiser Stimme: „Wäre uns wohl eine rechte Erleichterung, Majestät, wenn wir wissen täten — halt wohl sicherlich ein recht lieber Freund?"

„Ja, meine Herren!" antwortete der König und zuckte die Achseln.

„Meinen halt, weil Eure Majestät ihm die allerhöchste Ehre —, daß wir wüßten, wer es gewesen."

„Ein Mensch", sagte der König und ging seines Weges.

Die beiden Gemeindehäupter verbeugten sich auf das allertiefste, so tief, daß andere Körperteile dominierten. Der König sah es nicht mehr. Er schritt auf die Straße hinaus und an derselben dahin, das Geländer streichend mit seinem Stocke und in den rauschenden Gebirgsfluß blickend. In sein Schloß zurückgekehrt, war er verstimmt. Des Toten willen? Nein, ich vermute, es waren ihm die Lebendigen nicht recht.

Die serbischen Mörder.

(1903.)

Ich wiederhole es, die Anarchisten sind unzufriedene Leute, aber wenn sie auch jetzt noch unzufrieden sind, dann ist ihnen nicht zu helfen.

Nicht mit dem „Es war einmal" beginnt die Geschichte, sondern: Es ist in unseren späten Tagen. — Es ist ein König, und der hat sich eine Armee zusammengestellt, einmal zur Wahrung der Ordnung im Lande, aber vor allem zum Schutze seines Hauses. Diese Armee schwört ihm Treue bis in den Tod. Die Offiziere dieser Armee sind Helden vom Scheitel bis zur Zehe. Sie kommen eines Abends zusammen im Kasino zur gemütlichen Unterhaltung. Sie essen, trinken, ergötzen sich an Musik, dann gehen sie in den Palast und schlachten ihren König ab. Den König, die Königin, deren Verwandte und Dienerschaft und die königlichen Minister. Alles töten sie. Denn die Helden sind treu „bis in den Tod". Die Soldaten tun bei dieser Gelegenheit im Palast auch ein bißchen plündern und leichenschänden. Dann treten die Herren gemächlich auf die Gasse und rufen: „In dieser Nacht sind der König, die Königin und die Minister erschlagen worden."

Der König ist tot! Das Volk jubelt. Es jubelt ja immer dem Erfolge zu, da mag geschehen was wolle. Diesmal freilich hat das Volk Grund zum Jubeln. Im Königspalaste war die Jahre her viel und schwer und verstockt gegen das Volk gesündigt worden. So frevelhaft gesündigt, daß dieses königliche Haus fallen mußte. Aber wenn, wie sie sagen, hinter den Revolutionären die Armee und das Volk steht, kann man da den König nicht einfach absetzen und verjagen? War denn ein solch unerhörtes Blutbad

nötig in geheimer Nacht? Nun, dem Volke war es recht, es jubelte. Die Presse des Landes sang Heldenlieder, die Behörden stellten ehrerbietig ihre Funktionen ein, die Gendarmen legten vor den Mördern andächtig ihre Waffen nieder und die Priester versagten den Gemordeten die Ehren des Todes.

Ich frage, was können die Anarchisten noch wünschen? Sie sind am Ziele. Oder bliebe ihnen am Ende übrig, für die Menschenrechte der Könige einzutreten?

Doch nein, die Arnarchisten schweigen, das Volk schweigt, die Völker, ihre Regierungen und Fürsten schweigen, als wäre alles einer Gesinnung. Das schreiendste Schweigen, das man je gehört hat. Alle Welt war in Weisheit einig, daß dieser Massenmord eine interne Angelegenheit Serbiens sei. Zwar, Entrüstungen gab es genug. Als die „interne Angelegenheit" eine demokratische Wendung zu nehmen schien, waren die Monarchisten entrüstet über das Verbrechen im Konak; und als dann ein König gewählt wurde, empörten sich die Republikaner gegen die Mordgesellen. Aber natürlich, alles hübsch platonisch. Großartig war der neugewählte König. Als man ihm die Nachricht von den Greueln überbrachte und ihm huldigte, war seine Bestürzung grenzenlos. Er nehme nichts an, solange die Täter nicht bestraft wären. Er wolle keinen zu Gesichte bekommen, sie müßten alle verbannt werden. Dann setzte er sich auf den Platz, den der Mord leer gemacht, setzte sich behaglich in die Blutlache und erhob die Blutgesellen zu hohen Ehren. Denn — das Volk hatte die Mörder amnestiert und „Peter" war ein konstitutioneller König!

Nun frage ich dich, Herr König, glaubst du mit solchem Vorgehen deinen Thron zu befestigen und dein Volk zu kultivieren? Gib acht, das Verhängnis wird sich fortpflanzen von Geschlecht zu Geschlecht, so daß immer wieder das Volk

moralisch von seinem Könige und der König von seinem Volke zugrunde gerichtet wird!

Ich hatte erwartet, daß in irgendeinem Kulturlande Europas unter den vielen Idealisten und Moralisten ein Mann auftreten und im Namen der Menschheit die Mörder der 56 Personen in Belgrad anklagen und prinzipiell wenigstens ihre Bestrafung verlangen würde. Ich wartete vergebens. In der ersten Woche Grabesstille. Endlich entrang sich mir ein Schmerzensschrei, ein Ruf nach Sühne, der weitum widerhallt ist. Nein, wir schweigen nicht, wenn in Armenien die Christen, in Rußland die Finnen, in Polen die Juden verfolgt werden; wenn in Afrika ein fleißiges Volk vergewaltigt wird; wenn freventlich Kriege heraufbeschworen, wenn Soldaten aus lediglich dynastischen Interessen in den Tod gehetzt werden. Wir verurteilen die wahnsinnigen Greueltaten der Anarchisten. Und hier sollten wir mit beistimmendem Kopfnicken zusehen, wie in nächster Nachbarschaft Hekatomben von Leichen gehäuft werden, schweigen aus dem einen Grunde, weil unter den Ermordeten ein unwürdiger König oder eine verhaßte Frau war?

Die Serben haben ihren König ermordet. Gut, das mag eine interne Sache sein, obschon es wundernimmt, daß die Könige Europas diese Art politischer Selbsthilfe eines Volkes auf einmal stillschweigend so willig sanktionieren. Aber die Serben haben über 50 Menschen ermordet, die nur ihre Pflicht getan, ihre Treue bewahrt hatten. Der Menschenmord ist keine interne Sache. Der Mensch ist eine gemeinsame Angelegenheit und steht unter dem Schutze des „Völkerrechtes", wenn's überhaupt eins gibt. Wenn diesmal schon die Staatsanwälte schweigen, so sollten die Menschheitsanwälte um so lauter sprechen. Wir können ja nicht nach Serbien gehen und die Mörder hängen lassen, ja wir begreifen, daß das serbische Volk es nicht einmal selbst tun

kann. Aber wir, die sie Dichter und Denker, Lehrer und Weiser nennen, wir müssen im Namen der Menschheit und der Zivilisation ausnahmslos jeden Mord, sei er aus welchen Gründen immer verübt, mit grenzenlosem Abscheu verurteilen. Ja, selbst ein Tyrannenmord der Freiheit willen muß gebüßt werden und ist stets gebüßt worden. Was hat Tyrannenmörder je zu Helden gemacht? Der Mord? Nein, sondern daß sie für die Befreiung des Volkes ihr eigenes Leben einsetzten! Jene in Überzahl, schwerbewaffnet die Wehrlosen im Konak niedermetzelnden „Helden" haben nichts eingesetzt als ihre Ehre, und diese haben sie schmachvoll verloren.

Solange die serbischen Königsschlächter nicht Sühne leisten, blieben sie gemeine Mörder unter der Mitschuld des ganzen Volkes.

Wie luftig muß es sein, König zu werden!

(1903.)

Es ist wunderlich, wie manche Leute danach langen, hinaufgehoben zu werden. Wenn ein Bürgermeister oder ein Volksvertreter oder ein Präsident oder ein König gewählt wird — das erste des Gewählten ist gerührtester freudigster Dank. Sprudelnder Dank, als habe man ihm persönlich etwas Gutes getan, als habe man ihn gewählt, um ihn persönlich zu ehren und zu bevorzugen. Er denkt nur gleich an sich selbst; selten empfindet einer, daß eine schwere Last, eine große Verantwortlichkeit auf ihn gelegt wurde, die ihn bange machen müßte, wenn er die große Aufgabe begriffe.

Der jüngst gewählte König, dem die Krone so unverhofft zufiel, war so außer sich vor Freudenrausch, plötzlich ein König zu sein, daß er sogar die sonst üblichen Phrasen vergaß, daß er immer nur entzückt danken konnte für die Krone, als sei sie ein persönliches Geschenk!

Wie muß der Mann gewartet und gelauert und gedürstet haben nach dem Königtum! Endlich ist es da und der Alte wird kindisch vor Glückseligkeit, wirft sich nachgerade bedingungslos in die Arme eines wahnwitzigen Volkes, bloß um König sein zu können.

Wäre so ein Mann nicht ganz von Eitelkeit und Ehrsucht berauscht, er würde anders handeln. Er würde sich weigern, das schwere Amt auf sich zu nehmen, er würde, nur dem allgemeinen und heftigen Volkswillen nachgebend, die Krone zagend ergreifen, nicht wie eine willkommene Gabe, sondern wie eine furchtbare Last, die eben einer auf sich nehmen muß. Ein Neuling, plötzlich zum Fürsten gewählt, würde entsetzt fragen: Warum gerade mich? Und würde sich

loszumachen ſuchen mit allen erdenkbaren Mitteln. Erſt wenn man ihn überzeugen könnte, daß ein Beſſerer nicht aufzutreiben, würde und müßte er die Wahl und das Amt annehmen — ſo wie einer ſich hingibt für viele. Seine privaten Lebensfreuden können damit verſpielt ſein. Der König, wenn's der rechte iſt, hat zu verzichten auf ſeine Behaglichkeit, auf ſeine perſönlichen Paſſionen, er muß ſich verleugnen, muß ſeinem Volke leben und, wenn es ſein muß, auch ſterben. Was von ihm verlangt wird, das iſt das größte perſönliche Opfer und eben dieſes Opfers willen, das er zu bringen hat, genießt er die königlichen Ehren. Aber ſolche Herren denken nicht an die Opfer, nur an die Ehren und Vorteile, die ihnen und ihrer Familie aus der Würde erwachſen, ſonſt wäre ihre dionyſiſche Freude, ein König zu werden, nicht erklärlich.

Es muß halt doch gut taugen, ein König zu ſein.

Der deutsche Kaiser und das Volkslied.

(1903.)

Wilhelm II., der als richtiger Kulturkaiser in allen Zweigen der Kultur nach dem Rechten sieht und überall unumwunden seine Meinung ausspricht, hat gelegentlich eines großen Preissingens in Frankfurt über die Pflege oder vielmehr Nichtpflege des deutschen Volksliedes gesprochen. Der Verfasser kann an dieser Kaiserrede um so weniger vorübergehen, als auch er seit vielen Jahren in bezug auf das Volkslied denselben Standpunkt vertreten hat.

Wilhelm II. sagte zu den Sängern unter anderem ungefähr folgendes:

„Von den Kompositionen, die unserem Herzen nahestehen, ist heute merkwürdig wenig gesungen worden. Ich kann Ihnen, meine Herren, offen gestehen, man würde jeden Verein mit Dank und Jubel begrüßen, der einmal: ‚Wer hat dich, du schöner Wald' oder ‚Ich hatt' einen Kameraden' oder ‚Es zogen drei Bursche' gesungen hätte. Diese Kompositionen sind äußerst wertvoll für die Ausbildung der Technik. Ich bin im allgemeinen sehr dankbar, daß so patriotische und schöne Texte gewählt wurden, die von alten Kaisersagen und großer Vorzeit handeln. Ich glaube aber, daß zum Teile die Komponisten den Texten nicht gerecht werden. Ich warne auch davor, allzu lyrisch zu werden. Die Herren werden gemerkt haben, daß die Chöre, die etwas mehr Energisches und Männliches zeigten, beim Publikum mehr Beifall gefunden haben. Die Sentimentalität, die in jeder deutschen Seele ruht, soll in

poetiſchen Schöpfungen auch zum Ausdrucke kommen; aber da, wo es ſich um Balladen und Mannestaten handelt, muß der Männerchor energiſch zur Geltung kommen, am beſten in einfachen Kompoſitionen. Wir ſind hier am Rhein und nicht ein einziger Verein hat die ‚Drei Burſchen‘ geſungen oder ‚Joachim Hans von Zieten‘ oder ‚Fridericus Rex‘. Wir ſind hier in Frankfurt und kein einziger hat Kalliwodas ‚Das deutſche Lied‘ gewählt. Ich bin feſt davon überzeugt, daß bei einfachen Volksliedern auch die Sänger ſelber noch mehr Freude an der Einübung haben. Ich glaube, daß da, wo die Noten erſt eingeübt werden mußten, eine geradezu phyſiſche Anſtrengung nötig geweſen iſt, um das zu erreichen, was Sie erreicht haben, zumal bei den Mitgliedern, die in Fabriken arbeiten. Ich habe die Liſten durchgeſehen; es iſt erfreulich, wie viele vom Hammer und vom Amboß, von der Schmiede hergekommen ſind, um hier zu ſingen, aber es muß ſchlafloſe Nächte gekoſtet haben. Wenn wir auf einfachen Geſang kommen, dann ſind Sie in der Lage, mit den rein künſtleriſchen Vereinen zu konkurrieren. Unzweifelhaft iſt, daß ein hoher Grad muſikaliſcher Begabung in der Bevölkerung ſteckt, der aber in einfachen klangreichen Harmonien ſich zu zeigen Gelegenheit haben muß. Wenn Sie dieſe einfachen ſchönen Chöre, wie ſie das Volkslied darbietet, ſingen, ſo werden Sie ſelber Freude haben und weniger Schwierigkeiten, und gleichzeitig werden Sie das Publikum, das zum Teil aus Fremden beſteht, beſſer mit unſerem Volksliede bekannt machen; Sie werden mit dem Volksliede den Patriotismus ſtärken und damit das allgemeine Band, das alle umſchließen ſoll.“

So der deutſche Kaiſer. Kein Muſiker, auch der modernſte nicht, wird den hohen Wert und die Bedeutung des Volksliedes verleugnen können, aber manchem dieſer

Leute ist es herzlich zuwider und er duckt sich vorüber. Ein paar Phrasen der Anerkennung fürs Volkslied, aber nur nicht singen! Solche sind es auch, die an den Kaiserworten nörgeln und die Sache schließlich so darstellen möchten, als hätte Wilhelm gemeint, Gesangvereine dürften nur Volkslieder singen, keine Kunstlieder, und es mangle dem Kaiser an dem richtigen Kunstverständnis. Oder sie teilen seine Rede ein in Zutreffendes und Unzutreffendes und halten sich bei dem letzteren auf, um ersteres nicht näher würdigen zu müssen.

Nach unserer Meinung sind die Kaiserworte über die Vernachlässigung des Volksliedes durchwegs sehr beherzigenswerte Wahrheiten. Der Aberglaube, immer moderne Kunstmusik üben zu müssen, schwierige Werke berühmter Meister aufführen zu können, ist selbst ins Dorf hinausgedrungen, wo die kleinen Gesangvereine es gewöhnlich vorziehen, sich mit pompösen fremdartigen Musikstücken lächerlich zu machen, als mit einfachem, ihrer Art und ihren Mitteln entsprechenden Gesang den Dank der Zuhörer zu gewinnen.

Zu wünschen wäre besonders auch in den Städten die liebevolle Pflege des alten Volksliedes, dem der gesunde Volkssinn ja überall entgegenjubeln würde. Man sieht es an dem Wirken des Wiener Volksliedvereines, wieviel Schönes und Großartiges auch in künstlerischer Beziehung hier geleistet werden kann. Ich weiß gar nichts Besseres, um patriotische und nationale Regungen zu erwecken, als die Lieder unserer Väter, die Zeugen unserer Kindheits- und Jugendideale, die alten, treuen, mahnenden, tröstenden und erfrischenden Begleiter in Freud und Leid unseres Volkes. Man beklagt es oft, daß unser nationales Leben und Empfinden den nationalen Phrasen nicht entspricht, die im Parlament und auf der Parteibank erschallen. Ein wahres deut-

sches Empfinden müßte bei einem Volke, das so gern singt, sich gerade in den alten deutschen Volksliedern Luft machen.

In der Bauernschaft, die sonst die Heimat des Volksliedes gewesen, hat man heutzutage das Lachen verlernt und auch das Singen. Höchstens daß Soldaten städtische Gassenhauer und Bänkelg'sangeln mitgebracht haben. In den gebildeten Sängerkreisen ist das Volkslied zu wenig vornehm, und sie sind doch so bettelarm an echten Liedern. Also hören gar viele der jetzigen Generation kein Volkslied singen. Das wäre noch nicht das Schlimmste, wenn das künftige Geschlecht es wieder fände. Aber das Volkslied, das nicht gesungen wird, stirbt ab!

Der deutsche Kaiser hat Kalliwodas „Das deutsche Lied" erwähnt. Das war vor dreißig Jahren ein wahres Volkslied, welches überall gesungen wurde, wo warmherzige deutsche Männer zusammenkamen. Wir Älteren vergessen es nimmer, was bei diesem „Deutschen Liede" alles durch unsere Seele ging! Freundschaft und Liebe glühten in dieser erhaben schönen Melodie, Volks- und Vaterlandesfreude stiegen auf Andachtsschwingen gegen Himmel, während von fernher der Kanonendonner von Wörth und Sedan brüllte! Diese größte unserer Zeiten hat uns geweiht „in ewigen Klängen das deutsche Lied". Es war wie ein Gebet, während die Brüder dort unter dem Schalle der „Wacht am Rhein" den heißen Kampf ausgetragen. Später wurde bei uns „Das deutsche Lied" verdrängt von der „Wacht am Rhein". Hatten wir ein Recht, dieses Lied zu singen? Hatten wir mitgestritten? Vielleicht hätte „Das deutsche Lied" uns besser geziemt, aber wir waren bereits schon so deutsch geworden, daß wir den Namen Kalliwoda nicht mehr hören mochten, obschon zu gleicher Zeit der größte Deutschenführer in Böhmen Schmeykal hieß und der gefürchtetste Tschechenhäuptling den deutschen Namen Rieger trug.

Wenn man ſich ſchon ſo leicht berücken läßt von Name und Schall, ſo kehre man doch zurück zum Volkslied, das auch Wort und Schall iſt, und mehr als das. Es iſt der Atem der deutſchen Volksſeele. Solange man das Volkslied verachtet, glaube ich trotz aller deutſchnationalen Kannegießerei nicht, daß es den Leuten um das Deutſchtum ernſt iſt.

Nichts.

Eine Bergwanderung des Heimgärtners.

(1904.)

Hinauf und immer höher hinauf. Die Schlucht war wie ein tiefer, mit Strauch und Strupp bewachsener Abgrund unter mir, und noch lange wollte der steile Hang nicht zu Ende gehen. Immer das grüne, weiche und auch spießige Buschwerk von Erlen, Disteln, Himbeersträuchern, hochstengeligem Thymian, hochstieligem Enzian, Auge, Nase und Gaumen mit Genüssen versehend. Die Walderde, wenn sie nach hundert Jahren endlich einmal frei wird von dem finsteren Gestämme, kann sich ja gar nicht genug tun im Prangen, Blühen und Früchtespenden. Auch die Einbeere, die Hundsbeere will hervor, aber sie wird in das Gebüsch zurückgedrängt von der Himbeere, von Haselnußsträuchern und Erdbeerlaub. Unter solch unendlichem Gewächse, das mit Mücken und Hummeln ebenso unendlich übersummt ist, fast verdeckt, zieht sich die tiefe Furche des Fußsteiges hinan, auf dem Baumstöcke und Wurzeln fort und fort Stufen bilden, manche so hoch, daß sie anstatt erstiegen, erklettert werden müssen. An dieser verdeckten Treppe müssen die Füße sich hinantasten von Ruck zu Ruck. Man kommt rasch in die Höhe Der Stieg ist ganz gefahrlos, aber beschwerlich und langweilig, denn es will nicht enden und will nicht enden. Das Auge gönnt sich manchmal einen Labetrunk, wenn es rückwärts schauend ins weite sonnige Tal hinausblickt; doch es ist kaum ein behagliches Genießen möglich, solange man noch unbekannte Mühen vor sich hat. Unten in der Schlucht waren die Himbeeren noch wachsfarbig, unreif, hoch am Hang sind sie schon rot und üppig, denn nicht die Höhe ent-

scheidet hier, nur die Sonne. Die Erdbeere daneben, sie begeht Frühling und Sommer zugleich, denn neben der roten Frucht prangt die weiße Blüte. Die blauen Glocken der Enzianen aber läuten schon vom Herbste und die Spinnen weben von Strauch zu Strauch ihren Schleier für den „Altweibersommer". Denn jede Jahreszeit wird ausgestattet und geschmückt von der Natur mit liebevollster Sorgfalt und nach wenigen Monaten wird der niedersinkende Schneeschleier hier ebenso wunderbar weben, als jetzt das Laub- und Blumenleuchten, das wie ein grober bunter Teppich den ganzen Berg einhüllt. Und auf, nein, in diesem Teppich kriecht, wie eine Milbe, so langsam und schwerfällig, ein Mensch hinan. Das winzige Wesen mit dem gewaltigen länderumspannenden Auge. Und dieses Auge trägt es hinauf. Selbst die höchsten Berge wachsen nicht in den Himmel. Nach stundenlangem Aufstiege wie auf einen Turm, ist man erst eine so kleine Strecke hoch über dem Meer, daß sie, flach hingelegt, in einer halben Fußstunde leicht zurückgelegt werden könnte. Das Gestrüpp hatte endlich ein Ende, eine ebene Hochwiese, von mehreren Wettersichten bestanden, breitete sich hin bis zu dem kahlen ruppigen Steinbühel, der als die Spitze des Berges noch zu besteigen war. Durch die Entfernung wird das Auge immer getäuscht, es sieht die Linien zu groß oder zu klein, richtig nie. Vom Tale aus gesehen ragte dieser Felsbühel wie ein hohes scharfes Dreieck in den Himmel, für dessen Besteigung vom Plateau aus man mindestens eine Stunde rechnen zu müssen glaubt. In Wirklichkeit brauchte ich zu seiner Erklimmung kaum zwanzig Minuten.

Das zerklüftete Gestein war in der Sonne so heiß, daß es fast den Händen wehe tat, die sich daran hielten. Auf der höchsten Platte setzte ich mich hin, regungslos war die Luft, ein wonniges Rasten. Und nun, Auge, fliege hin

übers weite Land. — Es flog hin, aber es ſah nichts. In der Tiefe lag das blauende Tal, von niedrigeren Vorbergen, Almkuppen und bewaldeten Spitzen halb gedeckt. Die jenſeitigen Berge des Tales ſtanden blaßgrau in ſchwachen Umriſſen, und weiter hinten, wo ſonſt die hohe Zackenwildnis des Hochgebirges anhebt, war nichts als das Sonnenmeer des Äthers. So viel Licht, daß man nichts ſah. Sonſt nichts, als Licht. Und war's, als rage allein mein Bergkegel aus der ſilberigen Tiefe herauf und alles andere ringsum ſei körperloſes Luftgebilde, in das die funkelnde Sonne tief und immer tiefer hineinſank. Soviel Nichts ſieht man nirgends, als auf einem hohen Berg, wenn trockener Lichtäther alles erfüllt. Und dieſes unendliche Nichts hebt einen gleichſam über die Erde empor und in die Ewigkeit hinein.

Es war keine Ausſicht, ſagt nachher der Philiſter, wenn die Täler und Dörfer und Berge der Umgebung im Lichte verſchleiert ſind. Er ſteigt ja nur auf die Berge, um von oben genau wieder das zu ſehen, was er unten hat und was ihn umgrenzt. Und wenn er ſtatt der Felder und Häuſer und Straßen und Bäche und Hügel und Bergſpitzen plötzlich das ewige Licht um ſich hat, ſo weiß er damit nichts anzufangen. „Er ſieht nichts." Er kommt gar nicht zum Bewußtſein deſſen, was er ſieht. „Nichts" nennt er's und iſt es doch das ungeheure Sinnbild des Ewigen. Was der Menſch nicht kann ſagen, nicht kann denken, hier liegt es vor ihm — ungeſagt, ungedacht und doch ſeelengegenwärtig.

Auch mir natürlich war dieſe Unendlichkeit zu — wenig. Ich ſchärfte meine Augen, um den Lichtäther zu durchbohren und durch das Loch ein paar Fleckchen Erde zu ſehen. Meinen Wohnort ſuchte ich, aus dem ich heraufgeſtiegen. Dort weit, weit von draußen ſchimmerte durch die weiße Luft ein Silberblättchen herauf und ein zweites und ein

drittes. Das war das Sonnenblinken des Fluſſes im Tale. Daneben ſtand, wenn es nicht trog, ein winziges, dunkles Pfählchen auf. Der Kirchturm des Ortes. Weiterhin ein paar Punkte, ſo groß wie Nadelſpitzen — darunter mein Wohnhaus. Sah man's? Nein, es iſt nichts zu unterſcheiden. — Kindiſcher Knabe! Biſt du denn dieſen beſchwerlichen Berg heraufgekommen, um dein Wohnhaus zu ſehen? Das hätteſt du unten ja viel bequemer anſchauen können. — Nein, gerade ſo ſteht es nicht. Du wollteſt dein Haus einmal durch ein wunderbares Medium ſehen — durch den Raum. Das Geheimnis des Raumes drängt ſich dem modernen Menſchen auf. Er erfindet die ſchnellſten Mobile, um es eilend an ſich zu reißen, den elektriſchen Telegraph, um es im Momente aufzulöſen, er ſteigt auf die Berge, um dieſes Geheimnis der Ferne ſo weit als möglich mit dem Auge zu durchdringen. Aber die Ferne bleibt und der Menſch geht in ihr auf. Sie verſchlingt ihn. Er iſt eine Beute von Raum und Zeit und das Innewerden dieſes ſeines Verhältniſſes zu den beiden unendlichen Geheimniſſen iſt auch mit ein Reiz, der uns auf hohe Berge hebt.

Nachdem ich eine Stunde lang alles und nichts geſehen hatte, nötigte mich der Abſtieg auf die andere Seite. Hier glitt es über Federgras raſch talwärts in dunklen Wald, immer pfadlos hinab. Im und über dem Walde wurde es immer dunkler und als der glatte Weg mit dem daneben rauſchenden Bache erreicht war, leuchtete zwiſchen den tintenſchwarzen Berghängen der Mond herab. Dann eine Stunde durch nächtige Waldſchlucht und noch eine Stunde über mondbeſchienene Matten und Felder. Tauweiches Gras umſchmiegte die derben Bergſchuhe, die vom ſcharfen Geſtein zerriſſen waren. Überall und nirgends wiſperten die Heimchen und der Schatten ging gelaſſen neben mir her in der ſüßen, feierlichen Herbſtnacht.

Um Mitternacht ſaß ich in meiner Stube. Neben mir auf dem Tiſch brannte das Kerzenlicht, um zu ſagen, wie dunkel und wie eng dieſer Raum iſt. Wie viele Milliarden und Milliarden ſolcher Geviertträumchen mochte oben das Auge auf einmal überſchaut haben — man nennt es eine Welt. Und hier das Zimmer, zehn Schritte lang und ſieben Schritte breit, nennt man auch eine Welt. Eine ſo groß wie die andere, denn in beiden iſt nichts — als die Menſchenſeele.

Zwei Dörfer.

(1904.)

Vor etwa zwanzig Jahren kam ich auf meinen Alpenwanderungen eines Tages in ein Dorf, das mir besonders auffiel. Alte stattliche Häuser mit gemütlichen Erkern und würdevollen Giebeln, mit künstlerisch ausgestatteten Schildern und gewerblichen Emblemen zeugten von einem starken Bürgertum, das hier gehaust hatte und an dessen Glanz die Nachkommen sich noch sonnten. Der Ort war einmal ein landesfürstlicher Markt gewesen, was die Einwohner mit Stolz dartaten, ohne zu sagen, weshalb er ein Dorf geworden. Die Hausbesitzer schienen auch jetzt noch festsässig und wohlhabend zu sein, wenigstens ließ ihr behäbiges Wesen mit Doppelkinn und rundem Bäuchlein, mit schweren Uhrketten und Silberanhängseln, noch mehr aber ihr derb gemütliches, auf andere stets ein wenig von oben herabschauendes Benehmen, darauf schließen. „Von altem Schrot und Korn", würden flüchtig schauende Optimisten gesagt haben.

So wohlbestellt die Privathäuser zu sein schienen, so verwahrlost waren die öffentlichen Gebäude. Die alte Kirche hatte ein morschendes Bretterdach, aus den Ecken des Pfarrhofes fielen Steine herab, das Schulhaus war ein hinfälliges Gebäude, das voreinst ein Haferdepot für Militär gewesen; es hatte kleine halberblindete Fenster, vom Mauerwerk löste sich der Mörtel los und wenn man — ein paar Stufen abwärts steigend — in das Haus trat, so kam einem aus den Notwinkeln ein scharfer Salmiakgeruch entgegen. Das Gemeindehaus war eine Holzhütte, deren Zimmerungsfugen mit Kalk verschmiert erschienen und die nur ein gemauertes, solides Nebengemach aufwies — den Gemeinde-

lotter. Ein Armenhaus war nicht vorhanden; für kranke Einleger, die nicht mehr von Haus zu Haus humpeln konnten, war ein alter Stall als „Spital“ eingerichtet, das nur einer einzigen hygieniſchen Forderung gerecht wurde — friſche Luft hatte es genug, ſie konnte offen durch die Bretterfugen und zerbrochenen Fenſterglaſer ſtreichen. Von einer Feuerwehr war in Krottau keine Rede, die ehrſame Dorfſchaft zog es aus Billigkeitsgründen vor, den heiligen Florian warmzuhalten und ſein vergoldetes Holzbild in der Kirche mit Papierblumen und Wachskerzen zu ſchmücken.

Gepflegte Wege gab es kaum. Wenn es ein paar Tage regnete, ging der Dorfbach über und berieſelte den Kirchplatz und die Straße hin und hin. Das macht nichts, einmal wird alles wieder trocken. Das Waſſer rinnt von ſelber fort, der Kot dörrt ſich von ſelber und der Staub wird vom Winde hinweggefegt oder vom Regen abgetan, wozu für ſolche Sachen Geld ausgeben!

Der Stolz der Krottauer war, daß ſie unter allen Ortſchaften der ganzen Gegend die niedrigſten Gemeindeumlagen hatten. Wer die billigſte Gemeindewirtſchaft verſprach, der wurde Gemeinderat und endlich wohl gar „Bürgermeiſter“, und wer Gemeinderat oder gar Bürgermeiſter war, der konnte ſich ſeine Ehrenſtelle nur ſichern, ſolange er alles abwendete, was Geld koſten mochte. Gemeinſame Intereſſen gab es nicht, oder ſie wurden wie eine Plage empfunden. Jeder ſtellte ſeine Sache auf ſich ſelbſt, ſeine Werkſtatt oder Kanzlei, ſein Wirtshaus, ſeine Fleiſcherei oder Bäckerei, ſein Handelsgeſchäft war ihm alles. Dinge — und ſie mochten für die Gemeinde noch ſo wichtig und nützlich ſein — wenn ſie augenblicklich nicht in den Geſchäftsplan des „Bürgers“ paßten, wurden zornig als eine Dummheit, als ein Unſinn abgelehnt. Das einzige, was die Hausbeſitzer von Krottau gemeinſam miteinander verband, war der engherzige Eigen-

nutz. Es war eine Gemeinde von aufgelegten Egoisten und wenn doch einmal schüchtern jemand — sei es der Pfarrer, sei es der Lehrer — vom löblichen Gemeinderat irgendeine gemeinnützige Tat verlangte, so wurde er mit kräftigsten Lungen und heftigsten Faustschlägen auf den Tisch niedergeschimpft: Was das wieder für „Spampanadeln" wären — daß er sich nicht mehr mucksle, und dann auch sachte anhub einzig allein an sich und seinen Vorteil zu denken.

Der Schullehrer betrieb in seinen freien Stunden das Vögelausstopfen und mit den ausgestopften Geiern, Spatzen und Gimpeln erwarb er sich mehr Geld, als mit den Schulkindern, weshalb er jene bevorzugte. Der Pfarrer gewann sein Biergeld beim Kartenspielen, er benutzte seine psychologischen Kenntnisse hauptsächlich, um aus den Mienen der Mitspieler auf ihre Karten zu schließen. Wenn er aber trotzdem einmal fünf Kreuzer verspielte, dann fluchte er wie ein Wachtmeister. Der Gemeindevorstand hatte nichts im Kopf, als Holzblöcke, Bretter und Scheiter. Er dachte nur in Klaftern. Er war Holzhändler und hatte der Gemeinde den Gemeindewald für ein Drittel des Wertes abgekauft, um gelegentlich der Hochwasserschäden eine Erhöhung der Gemeindeumlagen zu vermeiden. Eines Tages hatte man vor dem Dorfe, wo an der Straße die Warnungstafel: „In Krottau ist das Betteln verboten" stand, darunter folgenden Vers gefunden:

„Das Betteln verboten,
Das Stehlen erlaubt,
Der Bürgermeister hat
Die Gemeinde geraubt."

Die Bürger von Krottau gingen schon vormittags in das Wirtshaus. „Muß dem Gevatter ein Viertel Wein abkaufen gehen, wegen der guten Nachbarschaft", denn fast

jeder, der ins Nachbarswirtshaus ging, hatte auch selbst eins, in dem die Nachbarswirte ihre Gegenbesuche machten. Bestellungen, die man bei den Krottauer Handwerkern machte, wurden angenommen und nicht ausgeführt, oder angenommen und schlecht ausgeführt, oder auch — gar nicht angenommen. „Es steht nicht dafür," sagten sie, „man hat nichts dabei", und zogen gar keinen Erwerb einem geringen vor. Insofern waren manche uneigennützig, lieber selber zugrundegehen, als andern eine tüchtige Arbeit liefern. Etliche hatten den Grundsatz, deshalb keine solide Arbeit zu machen, damit der Kunde gezwungen sei, bald wiederzukommen. „Ein guter Stiefel hält das ganze Jahr, aber der Schuster will auch leben." Von einer Freude an dem eigenen Händewerk, von einem Meisterstolze war in diesem Dorf keine Rede. Hingegen fluchten sie ganz kannibalisch über die schlechten Zeiten.

Fremde, die in Krottau zu tun hatten, beeilten ihre Geschäfte, um weiterzukommen; aber es gab eine Gattung, die immer wieder kam, sich in den Häusern und Geschäftsbüchern einzunisten und ganz heimlich und artig die Verhältnisse zu unterminieren wußte. Denn so schlau die Krottauer sein mochten, klug waren sie nicht. Sie verstanden bei hergebrachten Zeitläuften aus den Erfahrungen von gestern ganz gut auf das Morgen zu schließen und kramten ihre Weisheit im Wirtshaus mit kräftigsten Stimmen aus; sie vergaßen dabei bloß, daß in unserer Zeit die Verhältnisse sich rasch ändern und das Morgen auf ganz anderen Grundlagen stehen wird und muß, als das Gestern stand. —

Eine Weile hatte ich mich in diesem Dorfe aufgehalten, und zwar mit Widerwillen. Anfangs hatte die Sache für mich einen gewissen Reiz gehabt, ich nannte schlichte Altständigkeit, was im Grunde Verlotterung und gesunde Eigenliebe, was der schmutzigste Egoismus war. Endlich, als ich diese

Leute nicht mehr achten konnte, begann ich mit ihnen zu spielen. Ich neckte sie damit, daß sie vielleicht eine Ortsfeuerwehr gründen sollten, und einen Schulhausverein, und einen Verschönerungsverein. Da bin ich schön angekommen. „Blödsinn! Neuzeitige Dummheiten! Wenn jeder aufs Feuer acht hat, braucht man keine Feuerwehr! Das Schulhaus hat's bisher getan, wird's auch fürder tun. Was sollen's unsere Kinder anders haben, als wir. Den Letten (hineingeschwemmten Lehm) kann man ja herausfassen aus dem Vorhaus und ein paar Dachschindeln ausbessern, dann ist's wieder lang gut. Und wem's zu wenig schön ist in Krottau, der soll halt schauen, daß er weiterkommt!" Vorher hatten sie beim Kartenspielen gerade einen Streit gehabt, sich wegen eines schlechtgeworfenen Eichelbuben einander Esel und Trottel genannt, ja in Tätlichkeiten auszuarten gedroht; jetzt als es sich handelte, eine Feuerwehr, einen Verein zur Erbauung eines neuen Schulhauses vom Orte abzuwehren, waren alle einig. Nachdem sie ihrer Entrüstung gegen mich, „auch so einen verrückten Weltverbesserer" Luft gemacht hatten, wendeten sie sich mit Verachtung von mir ab und wieder ihren Spielkarten zu.

Am nächsten Tag habe ich ihren Rat beherzigt und bin für den Rest meiner Ferien nach Krügelstein übersiedelt.

In diesem Dorfe Krügelstein sah es eigentlich etwas minder aus. Kleine Wirtschaften, darunter neue, recht schlichte, aber reinlich gehaltene Arbeiterhäuser, denn in der Nähe war ein großes Eisenwerk. Die Leute saßen nach dem Tagwerk vor ihren Haustüren oder in der Lesestube, die sie sich im Gemeindehause eingerichtet hatten. Ein neues, stattliches Schulhaus war eben im Bau. Kirche, Pfarrhof, Armenhaus, kurz alle öffentlichen Gebäude in gutem Zustande. Die Ortsfeuerwache hielt allsamstägig ihre Übungen,

ein Verſchönerungsverein, von der Gemeinde wohl unterſtützt, ſorgte für gute Straßen, Gärten und Fremdenherbergen. Im Orte gab es keine Protzen und keine Bettler; mancher der Armeren ſeufzte über hohe Gemeindeumlagen, ſetzte aber ſtets dazu: „Müſſen halt auch ſein. Muß man halt immer einmal um ein Glas Bier weniger trinken.“ So wie die Krottauer ſich etwas darauf einbildeten, die niedrigſten Gemeindeumlagen zu haben, ſo taten ſich die Krügelſteiner auf das Gegenteil etwas zugute. Jeder tat friſch und froh mit, wenn für die Hebung des Ortes etwas Gemeinſames geſchah und jeder freute ſich an den ſtattlichen und geſchmackvollen Gemeindebauten, als ob ſie ſein Eigentum wären. Beſonderes Vergnügen hatten ſie an der reicherträglichen Gemeindemühle, und der Gemeindevorſteher, ein heller Kopf, machte Pläne für eine gemeinſame Bäckerei und Fleiſcherei, nachdem man mit einem Konſumvereine die beſten Erfahrungen gemacht hatte. Kämpfe mit älteren Elementen, als Bäckern, Fleiſchhauern, Kaufleuten gab es wohl auch hier, doch die alteingeſeſſenen Gewerbsleute nahmen endlich die Zeit wahr und anſtatt ſich in ihrem hergebrachten Standpunkt zu verbohren, ſuchten ſie weitherzig und tatluſtig die neuen Verhältniſſe ſich zu Nutzen zu machen. Natürlich ſuchten auch ſie ihren perſönlichen Vorteil, erkannten aber den Segen eines blühenden Gemeinweſens, das für jeden einzelnen eine feſte Burg iſt. „Was ich der Gemeinde gebe, das gebe ich mir ſelber,“ ſagte der Poſtmeiſter zu Krügelſtein gerne, „und habe noch den Vorteil, die Verwaltungsſorgen nicht allein tragen zu müſſen.“

Im Wirtshauſe zu Krügelſtein gab es außer Sonntags nicht viele Ergötzlichkeiten; wollte ich mit Leuten zuſammenkommen, ſo mußte ich unter die Haustore gehen, oder abends ins „Kaſino“, wie ſie ihre Leſeſtube zu nennen pflegten. Vom Kartenſpiel, dieſer Unterhaltung Geiſtes-

verkrachter, war nirgends und nie etwas zu sehen, als zu Neujahr, wo sie überflüssigerweise ihre Karten austauschten. Ihre Erholung war Kegeln, Scheibenschießen, Eisschießen, Schneeschuhlaufen, Spazierengehen und Lesen. Es waren zumeist muntere Leute, redlich und doch geschäftskluge, arbeitsam und mit Verständnis für das, was die Zeit bringt und bedarf. Tonangeber und Vorausgeher waren nebst dem Gemeindevorsteher eigentlich nur zwei, aber schon ein paar regsame gemeinsinnige Geister genügen, um einen ganzen Ort zu beleben und zu heben. Auch eine fröhliche Sommerfrischlergesellschaft hatte sich in Krügelstein niedergelassen und so habe ich dort zwei Monate sehr angenehm zugebracht.

Und nun — nach zwanzig Jahren habe ich die beiden Dörfer wiedergesehen — kaum zu erkennen. In Krottau, wo alte Gebäude gestanden, lagen verwilderte Gärten, wo damals Felder gewesen, standen schlecht gebaute Rohziegelhäuser. Eine große Feuersbrunst war gewesen. Die Leute in den Häusern hatten zwar auf das Feuer acht gehabt, allein in der Kirche beim heiligen Florian hatte eine der Kerzen eines Abends die Papierblumen, die Holzstatue und das Gebälke ergriffen. Der Brand äscherte die Kirche ein und verbreitete sich auf die großen alten Gebäude. Die meisten Besitzer waren nicht versichert, diese bauten nicht wieder auf. Andere ließen ihre Wirtschaften an Pächter ab, wovon die Abwirtschaftenden auch wieder davongingen, die Bessersstehenden Haus und Boden allmählich ganz an sich brachten. Der Gemeindevorsteher, immer noch der biedere Holzhändler in Knielederhosen, stets bestrebt, die Gemeindeumlagen auf niedriger Stufe zu halten, war um so mehr auf die Erhöhung seiner persönlichen „Umlagen" bedacht gewesen. Er verstand es, mit dem Anwachsen seines Vermögens die Arbeitskräfte des Dorfes sich botmäßig zu machen, oder mit

den Intereſſenten einen Ring zu bilden, unter welchem alle kleineren Gewerbsleute ſich geknebelt ſahen und den Hauptgewinn ihm überlaſſen mußten. Dieſer Ring war die einzige Gemeinſamkeit, der er huldigte. Als die Gegend ſolchermaßen ausgeſogen war, verkaufte der Holzhändler ſeinen Krottauer Beſitz und überſiedelte in ein anderes Tal. Die alte Bewohnerſchaft des Ortes war völlig verſchwunden, teils geſtorben, teils ausgewandert, teils in Landesſiechenhäuſern untergebracht. An übermäßigem Trunke geſtorben waren auch viele Ehemänner, deren Witwen dann Fremde heirateten, ſo daß Krottau ſeine behäbige Altgeſeſſenheit in kurzer Zeit verloren hatte. Die unſicher taſtenden Anfänger kamen auch nicht recht vorwärts, eine Wirtſchaft um die andere wurde endlich an Großherren verkauft, die ſolche Häuſer abſtifteten, ſo daß der Ort ſich allmählich entvölkerte. Die Gemeindebauten, die der Brand etwa verſchont hatte, verfielen nach und nach ganz, Krottau wurde eingepfarrt und eingeſchult in das nachbarliche Krügelſtein.

Dieſes Krügelſtein hatte ſich zu einem ſtattlichen Flecken entwickelt. Da gab es eine Bürgerſchule, eine Gewerbeſchule, wirtſchaftliche Genoſſenſchaften und überall zeigte ſich reges Gemeinleben. Unweit des Ortes war eine Sauerquelle gefunden und eingefangen worden, aus der die Krügelſteiner ſo viel zu machen wußten, daß bei ihnen eine Art von Kurort entſtand, der alljährlich eine Menge Sommerfriſchler herbeizog. Leute, die vor Jahren als Werksarbeiter ſich beſcheidene Häuschen erbaut, hatten jetzt geräumige Gaſthöfe, frühere Gewürz- und Bandelkrämer beſaßen größere Warenlager. Fleißige und geſchickte Gewerbsleute hatten ſich von der Großinduſtrie nicht unterkriegen laſſen, ihre Schloſſer-, Tiſchler- und Lederarbeiten ſowie auch Holzſchnitzerwaren genoſſen Anſehen und erweiterten durch gemeinſamen Vertrieb immer mehr ihr Abſatzgebiet. Dasſelbe war der Fall

mit der Milch- und Käsegenossenschaft, die gut organisiert in den Händen der Gemeinde lag.

So habe ich an den beiden Dörfern Krottau und Krügelstein vieles deutlich sehen und lernen können. — Doch, während die Krottauer sich jetzt zu besinnen scheinen und Fleiß und Kraft für die Existenz einzusetzen beginnen, entfaltet sich in dem wohlhab nden Krügelstein sachte Luxus und Wohlleben, Gleichgültigkeit für gemeinsame Interessen und jene persönliche Eitelkeit einzelner, die bei öffentlichen Angelegenheiten nur dann mittun, wenn dafür auch ausgiebige Ehren auf sie fallen. Einstweilen haben die Krügelsteiner eingereicht um Erhebung ihres Ortes zu einer Stadt. — Wer nach zwanzig und so viel Jahren wiederkommt in diese Dörfer, der findet vielleicht ein blühendes Krottau und ein herabgekommenes Krügelstein.

Alkohol als Schützer der Herrenmenſchen.

(1904.)

Oh, Herr Schachner!“ rief der Reichsratsabgeordnete dem Eintretenden entgegen. „Bei dieſer Hitze! Sie werden doch heute nicht ſchon von Greesdorf kommen!“

„Ich bin früh aufgeſtanden“, antwortete der Ankömmling.

„Ich darf Ihnen doch eine kleine Erfriſchung bringen laſſen?“

„Ein Glas Waſſer,“ wenn ich erbitten dürfte.“

In den nächſten Minuten ſtand ein Teller Aufgeſchnittenes auf dem Tiſch und eine Flaſche Wein.

„Wenn ich um ein Glas Waſſer bitten dürfte“, wiederholte Schachner.

„Ei was, Waſſer! Darin ertrinken die Leute“, lachte der Abgeordnete, ein munterer Großinduſtrieller, damit goß er Wein ins Trinkglas.

„Aber ich bin eben deswegen da“, ſagte Schachner. „Im Vertrauen auf Sie, Herr Reichsratsabgeordneter, komme ich in einer ſehr wichtigen Angelegenheit zu Ihnen.“

Abgeordneter: Meine Wähler werden mich ſtets bereitwillig finden, wo ich etwas tun kann. — Auf Ihr Wohl, Herr Schachner!

Schachner (ſtößt mit einem Waſſerglaſe an): Auf Ihr Wohl!

Abgeordneter (zieht ſein Weinglas zurück): Nein, das nehme ich nicht an. Mit Waſſer nehme ich kein Wohl an.

Schachner: Dann bin ich umſonſt gekommen.

Abgeordneter: Also heraus mit der Farbe. Womit kann ich dienen?

Schachner: Es handelt sich um ein Alkoholgesetz, Herr Abgeordneter. Das läßt sich nicht mehr verschieben. Nachdem endlich, endlich einmal die Erkenntnis vorhanden ist, daß unser Volk durch den Alkohol geradezu vergiftet wird, wirtschaftlich, gesundheitlich und seelisch zugrunde geht, gibt es keine dringendere Notwendigkeit, als ein Gesetz gegen alkoholische Getränke.

Abgeordneter: Was, Sie wollen den Leuten das Trinken verbieten? Sie, der alte Freiheitsschwärmer mit dem Wahlspruch: „Im Geiste ist Freiheit!" Und den Geist und die Freiheit wollen Sie jetzt verbieten?

Schachner: Sie scherzen. Und die Sache ist so verzweifelt ernst.

Abgeordneter: Sie sind Melancholiker geworden. Weil Sie keinen Wein trinken. Sie nehmen alles so verzweifelt ernst und haben keinen Humor mehr. Weil Sie keinen Wein trinken. Ja, beim Wasser allerdings ist für manchen diese Welt schwer zu ertragen. — Nun ja, ich meine nur. Ich gebe ja zu, daß zu viel getrunken wird. Aber wer soll das ändern. Ein Erbübel der Deutschen. Und dann sagen Sie mir doch, wie stellen Sie sich denn unter Abschaffung des Alkohols die Volkswirtschaft vor, zum Beispiel im steirischen Unterland, in Niederösterreich, in Südtirol, wo die Bevölkerung vom Weinbau lebt? Und wer soll die Steuern ersetzen, die jetzt durch Bierbrauereien und Spiritusbrennereien geleistet werden? Und die Hunderttausende von Gastwirtexistenzen, was sollen denn die machen? Nein, Freund, da ist im Reichsrat nichts zu machen. Sie glauben nur ein Gesetz gegen den Alkohol zu verlangen und verlangen einen Umsturz des sozialen Lebens.

Schachner: Also soll die Menschheit sich zuschanden saufen?

Abgeordneter: Sehen Sie, lieber Herr. Wenn ich da beim Weine sitze, so glauben Sie, ich sei ein Trinker. Ich trinke aber nur in Gesellschaft mit guten Freunden gerne manchmal einen guten Tropfen. Für gewöhnlich bei Tische trinke ich nur Wasser. Man muß eben einige Willenskraft haben und zu rechter Zeit sich gewisse Dinge versagen können.

Schachner: Aber andere haben diese Willenskraft nicht.

Abgeordneter: Um die ist es kein Schade. (Er nimmt eine vertraulichere Stellung an.) Sehen Sie, Herr Schachner. Ich habe in dieser Sache so meine Gedanken. Meine ganz besonderen Gedanken. Mehr als vor dem Alkohol graut mir vor der Übervölkerung und ihren Gefahren. Alles will da sein, will leben, will in die Höhe, will sogar regieren. Dazu die allgemeine Unzufriedenheit und Renitenz. Meinen Sie denn nicht, daß da noch ein ganz abscheulicher Kladderadatsch herauskommen kann?

Schachner: Eben darum muß man die Leute zur Nüchternheit erziehen.

Abgeordneter (lachend): Aber Freund, dann werden sie ja noch gefährlicher! — Wissen Sie, ich bin für das aristokratische Prinzip. Alle können nicht herrschen und bei der Übermenge der Bevölkerung ist es auch nicht möglich, daß es alle zu etwas bringen. Wenn es nun lauter Starke gäbe, denken Sie sich die Kalamität! Welch ein rasender Kampf bis aufs Messer allenthalben! Nein, die Natur hat's gut eingerichtet mit der Auswahl für die Zukunft. Die Willensstarken kommen in die Höhe; die Willensschwachen sind sowieso nicht zu brauchen, die sollen nur trinken und trinken und damit vollends lahmgelegt werden. Je mehr Trinker es gibt, je besser für die Nichttrinker. Der

Alkohol macht die Menge schwach und gleichgültig, lichtet den Pöbel, dezimiert die Übervölkerung, erleichtert es den Enthaltsamen, vorwärtszukommen. Sie sehen ja, wie der Sozialismus droht, Sie hören ja, wie der Anarchismus an unsere Kultur pocht. Immer größere Massen erheben sich. Ja, um Gottes willen, sagen Sie selbst, wer soll uns denn da zu Hilfe kommen, wenn nicht der Alkohol? Und wie kann der Staat, der sich behaupten will, den Alkoholgenuß abschaffen wollen? Wie soll er die Menge bändigen? Betäuben wir sie. Was früher die Sklaverei, die Hörigkeit geleistet, das muß jetzt der Alkohol tun. Wie gelang es den alten Despoten des Orients, der Massen Herr zu werden? Vorwiegend durch Opium und Haschisch. Die Herren selber waren so klug, sich davor zu hüten.

Schachner: Also das Volk soll der Alkohol euch bändigen.

Abgeordneter: So ist es. Uns und wohl auch Ihnen. Allen höherstrebenden, idealeren Naturen. Nur schwache und unbedeutende Leute verfallen der Macht des Alkohols und um diese, ich wiederhole es, ist kein Schade. Waren und sind sie doch immer das unerträgliche Schwergewicht, das uns nicht aufkommen läßt. Diese schrecklichen Tiernaturen, die von den Ketten der Kirche befreit längst zum grausamsten Tiger geworden wären, wenn der Alkohol sie nicht versumpft, verblödet, degeneriert hätte.

Schachner: Ich bin erstaunt. Das ist ja die reine Herrenmenschenmoral.

Abgeordneter: Das ist sie auch. Ausrottung der Schwachen. Aber sie sollen sich selbst ausrotten. Eben durch ihre Schwäche, da sie sich das Gift nicht versagen können. Der Alkohol vollführt eine reinliche Scheidung und räumt mit dem wertlosen Menschenmaterial gründlich auf. Wird er bei den Eltern nicht fertig, so vollendet er's an den

Kindern. Die schwache Gattung verkommt ziemlich schmerzlos und die starke, sei sie auch in der Minderzahl, gewinnt die Oberschicht. Der ganze Vorgang bedeutet eine Läuterung und Kräftigung der Menschheit. Von diesem Standpunkte aus ist es auch kulturnotwendig, dem Alkohol in seinem Scheidungsprozesse freien Lauf zu lassen, und deshalb, lieber Herr Schachner, werde ich für ein Gesetz gegen alkoholische Getränke nicht stimmen.

Schachner (sitzt sprachlos da und sagt endlich): Das ist interessant. — Würden Sie gestatten, daß ich diese Unterredung veröffentliche?

Abgeordneter: Warum denn nicht? Es ist kaum zu befürchten, daß Schwächlinge, die wir loshaben wollen, daraus für sich Nutzen ziehen. Sie werden uns einfach auslachen und glauben, damit weiß Gott was für eine große überlegene Tat vollführt zu haben.

Schachner: Es ist nur überaus freundschaftlich von Ihnen, Herr Reichsratsabgeordneter, daß Sie auch mich gleich zu den Schwächlingen scheiden wollten.

Abgeordneter (lachend): Indem ich Ihnen ein Glas Wein anbot, meinen Sie? Aber damit habe ich Sie gerade als Starken taxiert. Dem Vernünftigen, Willensstarken wird ein Glas Wein nicht gefährlich; er wird wissen, wie er das Erfrischungsmittel sich zum Vorteile macht und die Grenze wahrnehmen, wo das Nährmittel oder die Medizin aufhört und das Gift anhebt. Ich hatte Ihnen ja gesagt, daß ich selber manchmal ein Glas Wein trinke und Sie sehen es eben. Aber ich werde mich hüten vor dem zweiten. Und wenn ich einmal nach einem zweiten Glase plangen werde, dann wird es Zeit sein, mir auch das erste zu entziehen. Dabei bleibt es. Wollen Sie mir's nicht nachmachen? (Er will dem Gaste einschenken.)

Schachner (abwehrend): Danke. Es ist sicherer, gar nicht

anzufangen. Nun aber will ich schnurstracks hingehen und ausplaudern, auf welche Weise die Herren sich ihrer plebejischen Gegnerschaft entledigen wollen.

Abgeordneter: Und sollte es zu langsam gehen, dann will ich im Reichsrat die Aufhebung aller Bier-, Wein- und Branntweinsteuern beantragen.

Die Ehe im Vogelkäfig.

(1904.)

Unsere kleine Martha war Herrscherin geworden. Nicht etwa, daß das sechsjährige Dirndl ihre Geschwister beherrschte, oder ihre Mutter oder gar ihren Vater! Gott bewahre! Ein kleines Haus mit zwei lebendigen Einwohnern hatte sie zu verwalten und zu regieren.

War eines Tages eine gute Seele vom Land hereingekommen und hatte was Verhülltes mit sich gebracht; und als die Hülle fiel, stand auf dem Tisch ein Vogelbauer. Der war aus braun berußten Holzspangen, war zierlich gezimmert, und darin auf dem Sprossel saßen zwei putzige Vögelein. Das eine war schön gelb vom Schnabel bis zur Spitze des Schweifes, ja, hatte sogar ein schwefelgelbes Höslein an; das andere war gelb und schwarz gefleckt und hatte ein samtschwarzes Häubchen auf. Das Gelbe war schlanker, das Gefleckte war rundlicher, und die gute Seele vom Land brachte den Unterricht mit: das Gelbe ist 's Mannl und das Scheckige ist 's Weibel. — Und Herrin darüber sollte von nun an die Martha sein. Diese erblaßte vor Freudenschreck. Denn es ist ein großer Unterschied, ob ein Vogel von Ton ist, in den man beim Schweif hineinblasen muß, wenn er vorne pfeifen soll, oder aus wirklichem Vogelfleisch, das mit Flügeln flattert und aus eigenem Herzlein heraus pfeift und singt, wenn's lustig ist, und kreischt, wenn ihm was weh tut! Den Tonvogel, den grünglasierten, wirft man des Abends in den Kasten, und wenn er sich ein Loch schlägt ins Köpfel, so tut's ihm weiter nicht weh. Aber der lebendige Vogel! Wenn die Martha aufwacht in der Nacht und hört das Tierlein flattern, so ist gleich der Gedanke:

Was fehlt ihm? Hat er Hunger? Durst? Tut ihm sonst was leid? — Und die Kleine ist jetzt auf einmal eine Große: sie kann vor Sorgen nicht schlafen.

Was soll denn aber fehlen jetzt bei der Nacht? In dem einen Tröglein sind Brosamen und Rübsamen und Hanfkörner, in dem anderen ist Wasser. Warum sie flattern bei der Nacht, die kleinen Wesen? Was sie aufschreckt und aufregt, das ist nicht Hunger, nicht Durst. Mische dich lieber nicht drein, o Kind, da soll sich kein Drittes hineinmischen — denn es ist der eheliche Zwist. — Du bist ganz verblüfft und kannst es nicht begreifen, warum sie miteinander raufen, die lieben Tierlein, daß die Federchen stäuben und sträuben. Andere wüßten es freilich besser, sagen dir's aber nicht, stellen nur für sich allein tiefsinnige Betrachtungen an über diese Vogelehe.

Eine Liebesehe, wie man merkt, ist es nicht. Eine Vernunftehe? Wohl auch kaum, denn es ist nicht vernünftig, ein Paar, das sich mit den Schnäbeln hackt und einander die Federn ausrupft, in die bekannte „engste Hütte" zu sperren. Eine Konvenienzehe wird es sein, denn es hat jemandem konveniert, diese Wesen aus der freien Luft herabzufangen oder mit Vorbedacht aufzuppeln und ins Loch zusammenzustecken zur Qual und Pein! — „Ein Mannl und ein Weibel!" Damit glauben sie alles geschlichtet zu haben. Und die persönliche Neigung — he? Die Liebe? Wenn man von den Leuten nach Laune oder Zufall ein „Mannl" und ein „Weibel" zusammenfangen und einsperren wollte, ohne zu fragen, was sie eigentlich voneinander halten — da möchte ich einmal die Romanschreiber sehen! Welch' tragische Situationen! Welcher Jammer! Und welcher Bucherfolg! Es soll ja ein so großes Vergnügen sein, von unglücklicher Liebe und mißratener Ehe anderer zu lesen. — Ans Elend, ans verlorene Lebensglück der armen Tierlein denkt nie-

mand. Manche Menſchenehe iſt auch ein Eiſenkäfig, und was für einer! Aber manchem loſen Vogel gelingt es doch, zwiſchen den Sproſſen zu entkommen. Dieſe kleinen Vöglein aber ſind hilflos, eines wie das andere, ſie müſſen warten, bis die Stangen vermorſcht ſind oder der Zufall einmal ein Loch offen läßt, oder bis ſie eines Morgens ſteif und aufgedunſen auf ihrem eigenen Dunge liegen und die Krallen krumm gegen Himmel recken. Auf das berühmte Menſchenherz, das gute, gottgefällige, dürfen ſie nicht bauen; dem beſten, wenn es ſo ein paar gefangene Tiere zu eigen nennt, fällt es wohl ein, ſie aus Liebe zuſchanden zu füttern, nicht aber ſie freizulaſſen. Ja, ſelbſt die kleine Martha hebt laut zu weinen an, wenn einmal der Vorſchlag auftaucht, die Vögel ihrer weiten Himmelsluft zurückzugeben. Wehe euch, Tiere, wenn ihr Lieblinge der Menſchen werdet! Auf dieſes Verbrechen ſteht lebenslängliche Käfighaft!

Alſo auslaſſen auf keinen Fall! Hingegen will die Hekrin ein übriges tun. Das Sparſchweinchen, das ſeit Jahr und Tag alle Geburts- und Namenstaggroſchen und Tugendpreismünzen gefreſſen hat, wird an die Tiſchecke geſchlagen — ein-, zwei-, dreimal — und die Schätze quellen dem Dirndl in die hohle Hand, in den Ärmel, zu Boden hinab und kollern, ihrer endlich erlangten Freiheit ſich freuend, in alle Winkel hinaus. Reichbemittelt wandert die Martha mit der älteren Schweſter auf den Markt und kauft ein herrliches Vogelhaus. Es iſt größer wie das alte, es iſt nicht aus Holz, ſondern aus feinem, wie Silber blinkendem Draht in zierlichem Geflecht. Was nicht aus Metall iſt, das iſt aus hellem Glaſe. Es iſt ein wahrer Palaſt mit allen möglichen Einrichtungen und Bequemlichkeiten. Ein Speiſeſaal mit zwei feingearbeiteten Glaströglein, Zuckerzänglein und Traubenhaltern; ein Salon mit verſilberten Sprangeln anſtatt der Sofas zum Sitzen; ein

Schlafgemach mit den Aufſitzſtangen. Und nebenan ein Badezimmer, an welchem unſereiner vielleicht nur das eine ausſetzen könnte, daß es gläſerne Wände hat. Nach außen hat das prächtige Palais ſchöne Zacklein und Türmlein und in der Mitte einen Dachkuppelbau, deren Zweck — genau wie bei manchem modernen Menſchenhauſe — darin beſteht, daß ſie nicht zum Stile paſſen und zu nichts zu brauchen ſind.

Alſo, der Vogel hat in dieſem Hauſe alles, was ein Vogel braucht, bis auf das eine — den Himmelsraum zum Fliegen.

Das Prachtſtück nun widmete die kleine Martha ihren beiden Vögelein. Bei der Überſiedelung wurden die geöffneten Tore der beiden Häuſer ſo aneinander geſtellt, daß die Tiere nur ſo durchzuſchlüpfen brauchten, wie wenn man von der Schwemme in den Feſtſaal geht. Das erſte des Mannls im neuen Hauſe war, daß es ſich auf den oberſten Sprangel des Salons ſetzte. Und das erſte des Weibels war, daß es den Ehegeſpons vom Sprangel herabjagte. Denn — um ganz freimütig zu ſein — der Mann ſtand ſtark unter dem Pantoffel. Kam im Troge friſches Futter geſchoben, ſo machte ſich alſogleich die Ehefrau dran, und wenn auch er ſachte geſchlichen kam, ſo gab ſie ihm eins mit dem Schnabel aufs Fell. Er war ſtärker als ſie, ſchien ſich aber doch weſentlich beſſer zu ſtehen, wenn er von ſeiner Kraft nicht Gebrauch machte. Einmal ließ er ſich's beifallen, trotz ihres Verbotes ein Zuckerkörnlein zu picken — ſofort packte ſie ihn mit dem Schnabel am Rücken, zauſte ihn heftig hin und her, trug ihn ſolchergeſtalt auf das Sprangel und ließ den Schelm, der ſo an ihrem Schnabel hing, ein Weilchen in der Luft baumeln. Darauf ſetzte er ſich an ſeinen Platz und war ganz ruhig. In Menſchenehen könnte dergleichen natürlich nicht vorkommen. — Hatte die Hausfrau ſich geſättigt, dann piepſte ſie manchmal den Gemahl herbei

und ſteckte ihm ganz zärtlich Körner und Brotkrümchen mit ihrem Schnabel in den ſeinen. Hernach ſaßen ſie nebeneinander auf dem Sprangel und plauderten gemütlich. Piepſte ſie, piepſte er, piepſte wieder ſie. Manchmal ward es zu einem kleinen Geträller, zu einem Duettchen, wieder ein andermal ſchien ſich das Geſpräch zu einem Austauſch ſehr entgegengeſetzter Meinungen zu ſteigern, dann überſchmetterte ſie ihn, und er war ſtill. Auch das kommt bei Menſchen nie vor.

Wenn die Vogelfrau den Mann bisweilen längere Zeit nicht bevormundete, dann hüpfte er ganz in den oberſten Raum hinauf und ſang ſein helles, wirbelndes Lied. So friſch und laut ſang er, daß es in allen unſeren Stuben widerklang. Armer guter Kerl, der die Welt trotz allem noch ſo ſchön findet! — Freute er ſich denn aber auch an der Welt? Er freute ſich nur an ſeinem Singen. Das Weibel, das tief unten am Trogiproſſel ſaß, konnte es nicht ſo. Sie wendete das Köpflein ſchief gegen ihn empor und bewegte, als ob ſie mitſänge, den Schnabel auf und zu. Kein Laut kam aus ihrer Kehle, doch war ſie gewißlich davon überzeugt, daß das ſchöne luſtige Singen ihr Werk ſei.

Die fatalſten Auftritte gab es allemal des Morgens. Da ſollte das Mannl ins Bad gehen und wollte nicht. Ein- wie allemal mußte ſie ihm den Standpunkt klarmachen, wer da im H[illegible]e zu befehlen und wer zu gehorchen habe. Es ſchien manchmal, als mache ihm die Tyrannei des lieben Weibels Spaß; denn mir iſt es ſonſt nicht recht klar, warum er ſich doch jedesmal weigerte, ins Waſſer zu ſpringen, bis ſie ihn mit kraſſem Gekreiſch und gezücktem Schnabel förmlich hineinjagte. Hernach blieb ſie ſtets mit hochgehobenem, nervös zuckendem Köpflein ſo lange dabei ſtehen, bis er ſich über und über gebadet hatte. Beim Abſchlenkern des Waſſers machte er es ſo geſchickt, daß die daneben ſtehende

Ehewirtin nicht angespritzt wurde. Sie schien keine Freundin von Wasser zu sein und nahm selbst nie ein Bad.

Das Weibel war überhaupt viel klüger als das Mannl, ganz natürlich! Das hatte nie vergessen, nach dem Speisen an den Sprangeln den Schnabel zu wetzen und abzuschleifen; das Mannl versäumte es, und die Folge? Daß der obere Teil des Schnabels zu lang ward und schließlich bei gastronomischen Genüssen ein Hindernis bildete. Da wurde es dann freilich nötig, daß das Weibel dem Eheherrn manchmal mit ihrem Schnabel das Futter in den Mund stecken mußte. — Freilich, wenn das Weib den Mann ernähren muß, da kann er sich wohl nicht wundern, wenn sie die Hosen anhat!

Manchmal scheint es allen Ernstes, als ob im Tierreiche sich die Menschheit wiederholen sollte vom ersten bis zum letzten Tage. Eine Apfelspalte wurde durch die Käfigspangen gesteckt. Das Mannl hüpfte unzählige Male vorüber und sah es nicht oder wollte es nicht sehen. Das Weibel fing vom Apfel an zu naschen und reichte schließlich in ihrem Schnabel auch dem Manne davon. Dieser genoß das Stückchen mit Behagen; darauf wurden sie ganz zärtlich miteinander, genau wie es Adam und Eva gemacht haben im Paradiese.

Die Ehe war kinderlos. In unserem Hause ging ein dunkles Gerücht um, es wären im Vogelbauer Eierchen gesehen worden, aber das Weibel habe sie aus dem Wege geräumt. Wenn das wahr ist, so konnte es wohl kaum aus Nahrungs- oder Erziehungssorgen geschehen sein; denn darum brauchte die Vogelfrau sich so wenig zu bekümmern wie eine Goldgräfin. Vielleicht waren es tiefere, philosophische Gründe, die ihr eine weitere Fortpflanzung des Stammes in der Sklaverei untunlich erscheinen ließen. Denn die Herrscherin, die kleine Martha, war aus Liebe so hart geworden, daß sie jede denkbare Gelegenheit zu einem Flucht-

verſuch vereitelte. Sie überhäufte die Vöglein mit Leckerbiſſen und Schmeicheleien, ſie gab ihnen die zärtlichſten Namen, einfache oder aus allen möglichen Koſeworten zuſammengeſetzte, die überhaupt in ihrem regen Kopfe zu finden waren. Aber ſie ließ die Lieblinge in der Gefangenſchaft ſchmachten.

Und nun kam ſachte heran der Unglückstag. Es war Sommer geworden, der Vogelkäfig wurde hinausgeſtellt auf den Gartentiſch unter der Linde. Oben in den Zweigen hüpften die Finken munter umher und ſangen ein wenig. Der Kanarienvogel im Käfig ſaß auf ſeinem oberſten Sprangel unter der Drahtkuppel und jubelte aus vollem Schnabel ein hellklingendes Lied. Die Vögel auf dem Lindenbaum ſtutzten und hörten dem gefangenen Vetter zu. Sie verhehlten ſich's nicht, der konnte es, das war ein Studierter! Nun ja, dachten ſie, der hat leicht ſingen, der iſt Hausbeſitzer und hat alles, was ſein Herz verlangt. Die Lebensmittel, die unſereins alle Tag ſo kümmerlich ſuchen muß, ihm werden ſie ins Zimmer gebracht. Und was für Sachen! Zucker aus Böhmen und Körner aus ſeinem Vaterlande, den Kanariſchen Inſeln. Was ſie für Geſchichten machen mit ſo einem Kanarienvogel, und uns, ſeine Blutsverwandten, verleugnet er! Und dieſe vornehme Badekammer! Der wird's wiſſen, warum er ſo oft badet! Sie ſoll den Schmutzfink jeden Tag ins Bad jagen müſſen, heißt es. Ein reſches Weiberl! Aber ein herziger Schatz mit dem ſchwarzen Häublein. Mein' Seel', ſo ein Hausweibel, das wär' ſchon ein Guſto! Daß immer einer doch alles beiſammen haben muß, was gut und teuer iſt! — So redeten oben die Finken untereinander in ihrer Vogelſprache, die gerade für Menſchenkinder ſo leicht zu verſtehen ſein müßte! — Doch die Philiſter auf dem Baume verſtanden ihren Blutsverwandten, den beneideten, ja vielleicht ſelber nicht. Für

ein Jauchzen hielten ſie ſein Singen. Es iſt die Frage, ob's nicht ein Weinen war! Denn juſt vorhin hatte die teure Ehehälfte ihn wieder einmal tüchtig gezauſt. An ſeinem zarten gelben Gefieder ſtanden ſogar ein paar Blutstropfen.

Nun, ich erzähle ja vom Unglückstag. Das Geſchick war in guter Laune und ſchickte einen böſen Buben. Nachbars kleiner Veitl ſchlich den Gartenzaun entlang, man weiß nicht genau, wie es ſich vollzog, während wir drinnen beim Mittagstiſch ſaßen. Als der vorüber war, ſtand die kleine Martha draußen vor dem Vogelkäfig, ſtand ſtarr wie ein Bildſtöckel und ſchaute auf den Käfig. Daran war das Drahttürlein offen, und drinnen ſaß nur ein Vogel am Trog und pickte Hanfkörner. Das Weibel war's, und das Mannl fehlte. Das war weg. Und hockte der gelbe Burſch auf dem Lindenaſt, drehte das Köpfchen hin und her und lugte herab. Die Finken waren erſchrocken höher in die Krone hinaufgeflattert, der Kanari aber ſaß da, ſang nicht, ſondern freute ſich in ſtiller Beſchaulichkeit ſeiner Schickſalswendung. In größter Betroffenheit durchſchaute die Martha raſch, wer jetzt der Mächtigere ſei, ſie oder der Vogel mit den flatternden Flügeln. Wenn das Volk empört iſt, da drohen die Herrſcher nicht, da locken ſie. Und begann das Dirndl gegen den Flüchtling gewendet alſo zu manifeſtieren: „Geh, Vogerl, du dummes, du liebes! Verſuch's nur und flieg' fort, wirſt es ſchon ſehen — patſch, wirſt liegen auf dem Pürzel! Wo du's nicht gewohnt biſt, das Fliegen. Und frißt dich der Häher! Ja, ja, der ſcheckige Häher, der frißt dich! Willſt nicht doch lieber in dein ſchönes Häuſelein? Nicht? Na, dann laß es bleiben. Ich mag dich eh nimmer!" Wie die Kleine bei dieſer Sauren-Trauben Moral des Fuchſes angekommen war, bog ſich ſchon das Mäulchen krumm, und der klägliche Jammer brach los. Darob war der Gelbe erſt recht nicht erbaut, er flatterte

auf und ins Gebüſch hin, daß menſchliche Augen ihn nimmer ſehen konnten.

Weniger als die kleine Martha machte ſich ſeine Ehegenoſſin draus. Ein bißchen verwundert blickte ſie umher, als ſie ſich in dem wieder geſchloſſenen Käfig allein ſah. Dann flog ſie auf das Sprangel und ſuchte eins zu ſingen, gleichſam, als wäre es ihr ganz lieb ſo, und ſie brauche gar keinen Mann und ſie pfeife auf ihn. Es war aber ein ſehr verdächtiges Singen, es konnte auch ein Rufen ſein, er möge keine Dummheiten machen und heimkehren! Er werde doch einen Spaß verſtehen! Er werde ihre kleinen Neckereien doch nicht anders denn als Liebesbezeugungen aufgefaßt haben! — Ein paar Finkinnen flogen nun vom Lindenbaum gegen das Gebüſch hin, in welchem der Ausreißer verſchwunden war. Da begann das einſame Weibel zu zucken mit dem Köpfchen, zu flattern mit den Flügeln, zu zittern am ganzen Leibe. — Angſt und Eiferſucht.

Der Liebe ganzes Weh zum erſtenmal!

Nach allen Seiten guckte ſie hinaus zwiſchen die Spangen. Dann flatterte ſie zum Trog, hob die ſchönſten Körner heraus und ſammelte dieſe auf ein Häufchen im Winkel, wo der Entflohene gerne gehockt war. Sie ſelber genoß nichts . . .

Die Bewohnerſchaft des ganzen Hauſes hatten wir aufgeboten, um den Auswanderer zu ſuchen in den Büſchen, auf den Bäumen, im Kornfeld. Ich ſelbſt war auf Geheiß der kleinen Vogelbeherrſcherin auf einen Holzapfelbaum geklettert, weil zwiſchen den Blättern etwas Gelbes zu ſehen geweſen, das ſich hernach als ein angefreſſener Holzapfel herausſtellte, und noch dazu als ein ſehr ſaurer. Alle Buben des Dorfes, die ſchlimmen wie die braven, wurden unter erklecklicher Belohnung gedungen, die Wieſe, den Schachen und weiter oben den Wald zu durchſpähen. Einer

von ihnen brachte einen halbblinden Gimpel herein und behauptete steif und fest, es wäre der entflohene Kanarienvogel. Die kleine Martha schritt langsam umher im Garten und im Schachen, tat fröhliche Lockrufe und war doch traurig zum Vergehen. Die ältere Schwester riet ihr, als Lockmittel das kreischende Stimmlein des Weibels nachzuahmen. „Ja, Schnecken!" rief der Bruder, der jüngere, „da wird er dir kommen!"

Und er kam nicht, und sie brachten ihn nicht. Hingegen wußte eine Nachbarsmagd zu berichten, draußen am Rain in den Wildkirschbäumen sei so ein schwefelgelber Vogel gesehen worden. Der hätte zuerst nicht recht fliegen können, sei, je mehr er geflattert, desto tiefer bodenwärts gekommen. Dann habe er im Heidekraut eine Weile gerastet und sei hernach plötzlich in einem hohen Bogen himmelwärts davongeflogen.

Am nächsten Morgen war im Käfig das Futter nicht angerührt, das Weibel saß hoch oben auf dem Sprangel und war rund wie eine Kugel und hatte die Federn aufgesträubt. Und als wieder ein anderer Morgen kam, da lag es rücklings auf der Bodenspreu und reckte starr die Pranklein gegen Himmel.

Hans Fraungruber.

(1904.)

Vor etwa vierzig Jahren machte ich meine erſten Wanderungen durch die weltfernen Täler unſerer Steiermark. Damals waren die Dörfer noch ſtill in ſich abgefriedet und das Leben in ihnen ſo gemeinſam, daß jeder einzelne Hof von allen übrigen gleichſam gehütet wurde und daß, wenn einem ein Unglück paſſierte, alle zuſammenhielten, um ihn wieder aufzurichten. In den über Berg und Tal zerſtreuten Bauerngehöften waltete noch uralte Sitte, deren nicht ſelten heidniſche Spuren das Germanenblut des jungen Wanderers anheimelten. In den Wäldern bei den Holzern und Köhlern herrſchte eine unglaubliche Bedürfnisloſigkeit, eine heilige Einfalt, eine unheimliche Derbheit und ein Aberglaube, der ſich von dem des heutigen Großſtadtpöbels nur durch tiefere Poeſie unterſchied. Auf den Almhöhen klangen Urgroßvaterslieder, Jodler und Jauchzer.

Wie jener Zauberwald im Märchen, ſo iſt das alles verſunken. Wo einſt die derben und gutmütigen Menſchen dahinſchritten in ihrer alten Waldlandkultur, dort ſtreichen heute andere umher, um die Reſte jenes Volkstums aufzuſuchen, zu ſammeln, oder ſie in der Dichtung zu verewigen. Nun bin ich in jenen Gegenden längſt nicht mehr der einzige Wanderer, der nach volkstümlichen Schätzen ſchürft. Früh ſchon begegnete mir der Oberſteirer Hans Grasberger, der feinſinnige Volksſeelenkenner. Dann kam die mundartkundige Nandl Werchota mit ihren in den Wildniſſen gefundenen „G'ſchichtn aus'n Grobn auſſa". Hernach wanderten meine Wege und kamen weiter als ich: Karl Reiterer, der fleißige Ethnograph des Ennstalgebietes, Ferdinand Kraus und Steiner-Wiſchenbart. Es kamen vor allem die

Volksdramatiker Morre, Kuschar und Schrottenbach, die obersteirischen Volksdichter Hans Wiesing, Friedl vom Freithal, J. Pommer, Toni Schruf, Hans Bischner, während Adolf Frankl, der Mann der „lachenden Wahrheiten", in der Mittelsteiermark seine Funde hob und literarisch verarbeitete. Und schon tritt uns aus den „vergessenen Landen" das Bauernkind Rosa Fischer entgegen, das, was andere weitum suchen mußten, aus den eigenen Ärmeln schüttelt. Sie ist eine von denen, die nur in sich selbst zu blicken brauchen, um das Bauerntum zu sehen und zu verstehen.

So viele, ja noch mehr Genossen habe ich heute in der heimatlichen Volksbeschreibung und Volksdichtung. Aus dem Urwald ist ein Dichterwald geworden. Der Unterschied ist nur, daß man das alte Bauernlied singen hörte, den neuen Dichtersang jedoch — lesen muß. Einen steirischen Dichtervogel aber kenne ich doch, der nicht allein mit der Feder singt, sondern auch mit dem Schnabel. Wer einen Jodler ursprünglich echt singen oder ein herzhaftes Jauchzen aus Steirerbrust hören will, der wandere einmal mit Hans Fraungruber. Am besten, er tut's, wie ich einmal zur lieben Ferienzeit, im Hinterbergerlandl, wo Fraungruber vor 39 Jahren geboren ist. Als Volksschullehrer in Wien hat er freilich nicht den richtigen Resonanzboden, um zu jodeln und zu jauchzen; den Volksschullehrern in Wien vergeht neuzeit, wie man hört, oft nicht bloß das Singen, sondern auch das Lachen. Darum sage ich, muß man warten, bis Fraungruber zur Sommerszeit in sein schönes Hochtal heimkommt, das zwischen dem Grimmig, dem Toten Gebirge und der Dachsteingruppe so friedsam und heiter daliegt. Dort klingt's!

Da dieser Mann ein heimischer Dichter ist, so kann niemand verlangen, daß man seine Werke kennt. Man muß doch erst die Franzosen, Nordländer und Russen ge-

leſen haben, ehe man auf den Gedanken kommt, ob nicht etwa auch in der jüngeren heimiſchen Literatur etwas Hübſches zu holen wäre. Von Hans Fraungruber ſind ſchon ſeit Jahr und Tag mehrere Bände „Gedichte in ſteiriſcher Mundart", „Unterwegs", „Bei uns dahoam", „Wandermappe" und hochdeutſche „Auſſeergeſchichten" erſchienen. Das ſind kleine Meiſterſtücke, wie man volkstümliche Rohſtoffe in künſtleriſche Gebilde bringt. Die Geſchichten müſſen nun allerdings warten, bis der Neugierige zum Buch greift und ſich an ihrer gut volkstümlichen Art erfreut. Auch von den Gedichten können hier nur ein paar kurze, ſchalkhafte aufgezeigt werden. Es iſt Stelzhamer-Schule, wenn unſer Hinterbergler ſingt:

So is ö und ſo ſtehts,
Wia ihs antreib, ſo gehts,
Wia ih gſagt han, ſo bleibts,
Wia ihs gehn hoaß, ſo treibts
Denn her is ö net weit
Mit die wendiſchen (wetterwendiſchen) Leut,
De hüa ſchrein, bald lacht,
Aber hott fahrn, bald tracht.

Und ö ſei mirk da, mei Bua:
„Wia du gſagt haſt, ſo tua —
Oan Wort und oan Mann!
Und hiaz geh und ſpann an!"

Oder wenn man „'s gſcheiti Büabl" ausfragt:

„Wem ghörſt dann, du Büabl?"
„Mein Vadern ghör i."
„Wia hoaßns dein Vadern?"
„Den hoaßns wia mih."
„Nau, wia ſchreins dir zan Eſſn?
Oan Nam haſt ja doh?"
„Zan Eſſn ſchreins gar nit,
Da kim ih a ſo."

Das wird wohl derſelbe Junge ſein, der einige Jahre ſpäter bei einer verzwickten Sache den guten Ausweg findet.

Zum reichen Moarbaurn
Kimt der Franzl und klagt,
Daß d Liab zu der Kathl
So unſinni plagt.

„Halt ja", — moant da Baur,
„Das glaub ih dir gern,
Aber ſag mir nur, Franzl,
Was ſoll denn draus wern?

Ih woaß, du haſt nix,
Ma lebt nit vo da Liab,
Und a Geld kriagt die Kathl
Erſt dann wann ih ſtirb."

„Deſtwegn", lacht da Bua,
„Hats mitn Sterbn grad kan Eil.
'ſ Dirndl, dös gibſt ma,
'ſ Geld leichſt ma daweil."

Doch, was treibe ich da! Das tut ja gerade wie ein Rezenſente, der den Wert der Dichterproben in — Zeilenhonorar für ſich ſelbſt umſetzen will! Ich wollte nur davon ſprechen, wie Fraungruber ſich ſeinen engſten Heimgenoſſen ins Herz zu ſingen weiß. Der Mann iſt eben im richtigen Singwinkel daheim, da oben zwiſchen den ſchönen Bergen. Da ſind wir ſelbander oft gewandert durch die Gräben und über die Höhen. Im „Landel" iſt ihm alles traut. „Ja", ſingt er auf:

„Wann ih recht luſti bin und nix kimt übazwerg,
Aſt ſiroaf ih lüſti hin durch mei ſchöns Hinterberg;
Dös gfallt mir halt allweil, bin überall dahoam,
Da grüaßt miß a Vetter und dortn a Moam.
A ſchwoazaugads Dirndl aß — wem wirds denn ghörn? —
Drum han ih mei Hinterberg gar ſo viel gern!"

So wanderten wir eines Tages in der Waldschlucht fürpaß. Ein alter Waldteufel, an den wir uns angemacht hatten, fragte dreist, ob wir nicht am Ende auch so windige Liedljäger und Bauernbrauch-Schnosler wären, wie sie jetzt in den Hundstagen überall herumschlichen. „Wia mir's treibn af da Bäuerei, däs geht neambb nix on, vastondn? Nochmochn tuat's uns eh nix, oder auslochn, hau, däs kunt ma gleih hobn von enk Stodtzodel! Geht's marschiert's!"

Ich wollte dem Alten dartun, daß es in bester Absicht, aus Liebe zum Volke geschehe, wenn wir seine altehrwürdigen Sitten — Hans unterbrach mich: „Laß es gut sein mit deiner besten Absicht, schau', daß wir weiterekommen, sonst schreibt er uns die altehrwürdigen Bauernsitten auf den Buckel!"

Na, da sind wir weitergegangen, den Salzabach entlang gegen das Tote Gebirge, dessen weiße Wände uns stellenweise zwischen dem Fichtengestämme entgegenschimmerten. Zur rechten Hand stieg der Lawinenstein auf, dessen Aussicht noch ihres Sängers wartet; denn die Berge lassen sich lieber besingen als manche Leute, und das Lawinensteinpanorama soll seinesgleichen suchen. Zur Linken erhob sich der Türkenkogel, dem wir hinterwärts — in der Richtung nach dem Grundelsee — auf die Ferse stiegen. Aus dem bewaldeten Engtal waren wir zu den grünen Matten der Schneckenalm hinangekommen und da sahen wir das Tote Gebirge sich vor uns entfalten in seiner lichten Wildnis — ein blendender, meilenweiter Karst mitten im Waldland. Mir wird's immer schwer, von solchen Felsgebilden das Auge loszureißen. — „Die Steine sind mir zu hart. Komm'!" sagte Hans und führte mich in eine der Almhütten, die unter den zerzausten Wettertannen standen. Da drinnen war ein kleines Volksfest. Dirndln und Burschen waren versammelt, tranken Branntwein und sangen allerlei drollige und manchmal etwas anzügliche Liedeln. Ein weißhaariger

Holzknecht ſpielte eine Ziehharmonika, trat dazu mit ſeinen benagelten Klobern den Takt und trällerte:

„Ih hon auf ſe Hütterl denkt,
Vo dem s rot Kiderl henkt.
Mauſ' mas. (Stehlen wir's.)
Won na ka Wind net kam,
Der däs rot Kiderl nahm —
Aus wars!"

„So an olta Tattl kunt ah ſcha gſcheida ſein!" verwies ein Dirndl dieſe ſchalkhafte Situationsmalerei, die ſie übrigens wenig beachteten. Sie unterhielten ſich mit Fingerhäkeln und „Halſen". Wißt ihr, was das iſt, halſen? — „A Bua, der guat holſn kon, der wird mei Mon!" ſingen die Dirndln. Wenn der Burſche einer den Arm um den Nacken legt, daß ſein Schnurrbart an ihr rotes Wanglein ſtreift, ſo ſchieben ſie ihn mit der Hand von ſich, aber in einer Weiſe, die zu neuen Angriffen oft nur ermutigt. Der Burſche nimmt einen ziemlichen Schluck aus dem Plutzerchen und tut ſchalkhaften Auges die rhythmiſche Frage:

„Dirndl, wo hoſt dan dei Liegerſtott,
Dirndl, wo hoſt dan dei Bett?"

Das Dirndl will nicht Auskunft geben. Da tritt in demſelben Augenblicke der Hans ein, mein Kamerad, und ſingt mit friſcher, ſchneidiger Stimme die Antwort:

„Üba drei Staffel muaßt aufiſteign,
Herum af da Goſſn ſtehts net."

Dieſer Menſch, vor wenigen Tagen erſt aus der Wiener ſtadt gekommen und hier ſo ortskundig!

Jetzt ſtolperte aus dem Winkel ein krummgebogener Kerl hervor, mit zerfahrenem Gewand und einer ſchäbigen Schafpelzmütze auf dem Kopf. Mit der einen Hand — ſie war rauh und braun wie ein fünfzigjähriger Lärchenbaumaſt

— hob er ſeinen wuchernden Schnauzbart in die Höhe, mit der anderen hob er den Schnapsplutzer zum Mund. Und als er, das Brennen aus der Kehle ſchnaubend, das Gefäß auf die Milchkübel ſtieß, gröhlte er folgendes:

„Mei Gwond is ſcha ſchlecht,
Oba da Brontwein is guat;
Wans koan Brontwein nit gab,
Hät ih ſcha long an neugn Huat!"

Auch andere huben neuerdings Lied und Jodler an, aber die Stimmen waren heiſer und ſie kamen zu keinem rechten Ende.

Da warf mein Hans ſeine Joppe weg, daß er mit flatternden Hemdärmeln daſtand, die lederbehoſten Beine ſtramm ausgeſpreitet, die Hahnenfeder auf dem Hut, ein Bauernburſche forſcheſter Sorte. Mit heller Stimme ſing er an zu jodeln, daß die Hütte gellte und draußen über der Schlucht die ſteinernen Berge mitſangen. Da haben ſich die Almleute einmal angeguckt: „Der kann's!"

„Hau", lachte nachher ein Burſche, der noch faſt knabenhaft jung war und ſchwarze, keckfriſche Augen hatte. „Hau, dos is jo derſelbige, der ſei Geld valorn und ſein Rauſch gfundn hot!"

„Woher haſt du denn das?" fragte ihn der Hans.

Auf dieſe Frage trat der Burſche vor und beide Hände in den Hoſentaſchen, hub er an, in Schultonart das folgende vorzutragen:

Der Kropfmoar treibt amol in d Stadt
A Kaibel zan verkaufn,
Und wia der Handel ohgmocht is,
Aſt hebt er an zan ſaufn.
Und wia er hoamkimt mit an Rauſch,
Da ſchreit ſei Weib voll Zorn:
„Du Lump, wo haſt dann s Geld hinbracht?"
„Ja mei", ſagt er — „verlorn!"

„Ah so!“ ſchreit ſie, „das Geld verlorn!
O heilige fünf Wundn!
Wo haſt denn aft n Rauſch herkriagt?“
„Den“, ſagt er, „han ih gfundn!“

„So!“ ſetzte dann der Burſche ſeiner Deklamation gemütlich bei, „hiaz woaßt as, woher ihs hon. Va dein Büachl auſſa hon ihs.“ Hernach zu den anderen, auf Hans zeigend: „Der dader, der kan Büacheln ſchreibn. Kents n net? Das is da Hons Fraungruaber!“

„Jeß, da Fraungruaber is däs!“ rieſen jetzt mehrere durcheinander. „Nau, wanſt as biſt, ſa geh her und trink amol!“

Ein blondhaariges Dirndl entwand ſich raſch dem Joch des Allernächſten, fuhr ſich mit der Hand übers Geſicht und ſagte: „Fraungruaber? Va den woaß ih ah wos. 's Liadl va da Muata. Scha va da Schul her. Nau, wia geht's dan gleih? Narriſch, hiaz ſollt ma nit ein, wias geht, däs Gſang. Daß du go ſa guat biſt! — Daß du go ſa guat biſt!“ Weiter kam ſie nicht.

Der junge Burſche hob die Hand, ſchnalzte mit den Fingern und ſprach das Gedicht von der „Muata“.

Wia mags dena ſein,
Daß du go ſa guat biſt,
War dei Red und dei Güat
Doh ſo oft umaſiſt!

So oft umaſiſt
War dei Red und dei Güat,
Aber d Muataliab wird
Halt s Verzeichn net müad.

O Muata, mei Muata,
Bin dena dei Kind.
Und ich woaß, daß ih niederſcht
Koa beſſere find.

Hast gwoant üba miß,
Han die Zacherln (Zähren) wuhl gspürt,
Hast an iabs auf mein Herzn
Wia a Gluattröpferl glüabt.

Ast war a bei Red
Und bei Güat net umsist,
Ast hat mir mei Gwissn
Wohl gsagt, was d ma bist.

Das blonde Dirndl fuhr sich mit der Schürze übers Gesicht und sagte leise: „Wohr is 's wul."

„Wohr is 's!" oder „Net wohr is 's!" Das ist so ziemlich die einzige Kritik, die der Bauersmensch der Dichtung gegenüber ausübt.

So haben die Hinterbergler ihren Dichter erkannt, und so seine Liedeln, die in jener Gegend lieblich umherläuten, wie die Hummeln. Immer wieder boten sie ihm den Trunk an; er aber stellte sich vor die Hüttentür und sang es hell in die Berge hinaus, das wortlose Lied, das oft mehr und Tieferes kündet als Worte künden können — die Lust an der Heimat.

„Wos kunt mar eahm dan gebn?" fragte das blonde Dirndl vor sich hin und ließ ihre Augen über Milch- und Butterkübeln schweifen.

„A Bussel kunntst mir gebn", sagte der Hans munter. „Aber schau, da kommt eine, der kunnt's net recht sein!"

Den Berg heran kam eine junge Frau mit einem Knaben in Steirertracht, beide frisch und blühend, als ob sie die Großstadt nie gesehen hätten. Und waren doch aus Wien, gehörten zum Gefolge Fraungrubers, waren Verwandte von ihm, nahe Verwandte — es waren seine Frau und sein Kind. Na, das wäre schon möglich gewesen, daß es der nicht recht gewesen wäre, wenn die Almerin ihm einen Kuß gegeben hätte.

Und doch darf das Volk ſeinen Dichter küſſen und „du“ zu ihm ſagen. Beſonders wenn er, wie hier, mit ſeinen einſtigen Schulkameraden beiſammen iſt in der Berghütte, in deren ſumpfigen Dunſt ſein Erſcheinen friſche Herzensfreude gebracht hat. Zu ſeinen Füßen ſtand der helläugige Knabe, den rechten Arm ſchlang er um ſein Weib, die linke Hand reichte er dem jungen Burſchen, der ſeine Gedichte ſo ſchön vorzutragen weiß. Und nun ſprang es wie ein Jauchzen aus des Dichters Mund:

„Dahoam will ih lebn und dahoam will ih ſterbn —
Ih han halt mei Hinterberg gar ſo viel gern!“

Friedrich Schiller.

(1905.)

Der Todestag eines Unſterblichen gibt keine Urſache zur Trauer. Er iſt vielmehr ein Wiegenfeſt und ein Oſtertag. Eine Wiedergeburt des Geiſtes, der frei wird, verklärt wird, der ein Führer, der nun erſt ein Schutzgeiſt wird für die Menſchheit.

Was bedeutet das perſönliche Leben des ſchlichten Profeſſors zu Jena und Weimar? Es hat kaum 46 Jahre gewährt, was iſt es im Vergleich zur geiſtigen Unſterblichkeit, die nun die ganze Welt durchleuchtet und die wir — Friedrich Schiller nennen!

Der arme Feldſcherſohn aus Schwaben, den die Natur weder mit beſonderer Schönheit noch Geſundheit begabt hat, der ſich um ſeine ſchon in der Jugend aufſtrebende Perſönlichkeit zu wehren hat gegen einen gewalttätigen Landesherrn, der aus der Heimat fliehen muß, um in der Fremde Schutz für ſich und Förderung ſeiner erſten Dichtungen zu finden, der von einem nordiſchen Fürſten ein Gnadengehalt annehmen muß, um leben und ſich ſeinen dichteriſchen Arbeiten hingeben zu können — das erweckt ja nur unſer Mitleid. Wie viele werden ſich luſtig gemacht haben über — „das verkannte Genie!“ Als jedoch ſeine Dichtungen immer glühender und reiner — wie Gottesfunken — aus ſeinem Haupte ſprangen, da hat er am Herzogshofe zu Weimar zwei mächtige Freunde gefunden: den edlen Herzog Karl Auguſt und Wolfgang Goethe. Merkwürdig genug, daß es Fürſten waren, die dieſen demokratiſchen Freiheitsſtürmer in ſeinem Streben ſchützten und unterſtützten. — Nun war Schiller geborgen, nun bekam er Rang und Würden,

die wohl nicht ihn erhoben, ſondern die er erhob. Nun konnte ſeine wunderbare Seele ſich frei und rein entfalten.

Der große Dichter muß vor allem ein großer Menſch ſein. Sonſt bleiben ſeine Ideale hohl. Die Dichtungen mögen noch ſo formenſchön und geiſtreich ſein, ſie wirken nicht nachhaltig, weil ihnen die innere Wahrheit, die ſittliche Seele fehlt, ohne die es nach meiner Meinung auch keine Schönheit geben kann. Die vollkommene Form des Guten, das iſt die Schönheit. Nach den Berichten jenek, die Schiller perſönlich gekannt haben, war er die edelſte, vornehmſte Charaktergeſtalt, die je auf dem deutſchen Parnaß geſtanden. Seine Geſtalt entſprach zwar nicht dem Ideal eines Dichterheros. Der ſchlanke Körper war ein wenig nach vorne geneigt, ſein langes üppiges Haar war rötlich und ſein Geſicht mit Sommerſproſſen beſäet. Und der Mann, der den Deutſchen die ſchönſte Sprache gab, konnte keinen Satz rein hochdeutſch ſprechen; die gemütliche ſchwäbiſche Mundart hat er an der Univerſität zu Jena wie am Hofe zu Weimar geſprochen ſein Lebtag lang. Um ſo erhabener und herrlicher ſprach ſein Auge — dieſes blaue Auge mit dem göttlichen Feuer. Sein Herz war ſo groß als ſein Geiſt. Voll ernſter Hingabe für alles Wahre und Schöne, voll Begeiſterung für das Hohe und Heilige, aber auch voll Haß gegen alles Ungerechte und Falſche. Im Umgange zutraulich und offen, redlich und ohne Zwieſpalt in Wort und Wirken. Sein Leben war ſo einfach, wie etwa das eines ſchlichten Bürgerſchullehrers von heute. Zu jedermann freundlich und ohne Stolz, keine würdevolle Zurückhaltung, niemals eine ſelbſtgefällige Hervorkehrung ſeines Ranges, ſeiner Überlegenheit. Ein heiterer Geſellſchafter, ein grundverläßlicher Freund, ein ſchweigſamer Dulder im Leide. — So wird uns der Mann geſchildert, den das deutſche Volk zu ſeinem Lieblinge gemacht hat und den es auch zu ſeinem Vorbilde machen möge.

Am 9. Mai 1805 abends um die ſechſte Stunde wird es hundert Jahre, ſeit der Profeſſor und Hofrat zu Weimar geſtorben iſt. Friedrich Schiller aber lebt und iſt bei uns in dieſer feſtlichen Zeit, nicht als einer, der perſönlich gefeiert werden will, ſondern als einer, der gemeinſam mit uns die Ideale des Guten und des Schönen feiert.

Als im Jahre 1859 Friedrich Schillers hundertſter Geburtstag begangen wurde, da hat es ſich zum erſtenmal elementar gezeigt, wie tief dieſer Dichter im Herzen der Deutſchen wurzelt, wie treibend und fruchtend in der ſittlichen und nationalen Entwicklung dieſes Volkes er geworden iſt. Und der Schillertag dieſes Jahres — man merkt es überall — erfüllt die Zeit und die Welt weitum mit ſeinem Geiſte.

Als ich einſt, ein Kind, halb zufällig und unbewußt in das unſicher dämmernde Geiſtesleben des ſteiriſchen Bauerndorfes eingetreten, was fand ich vor? Friedrich Schiller. Jeder, der leſen konnte, wußte von Schiller. Und wo einmal — ſelten genug kam es ja vor — von Dichtern und Gedichten die Rede war, da fiel das Wort: Schiller. Er war der Begriff für Dichter überhaupt. Nur wenige Gedichte von ihm waren bekannt. Beſtimmt erinnere ich mich bloß des Liedes „An den Frühling", das in irgendeinem Büchlein ſtand und von Kindern auswendig gelernt worden war. Sie leierten es nur ſo herab, wußten kaum, was ſie ſagten, aber der Rhythmus, bei dem es ſich ſo munter hopſen ließ, gefiel ihnen. Freilich, der Dichter war ihnen gleichgültiger, als das Gedicht. Übrigens, daß Schiller ein großer Dichter iſt, das ſtand feſt und war ſelbſtverſtändlich. Man nahm es hin, wie das Blühen im Mai. Wann ich Schillers Bildnis das erſtemal geſehen, iſt mir nicht erinnerlich, aber es war mir wie ein von Ewigkeit her bekanntes Geſicht — das iſt Schiller, ſo ſieht er aus und nicht anders kann er ausſehen. Und ſchwer iſt uns Deutſchen eine Zeit denkbar, die das Lied von der

Glocke nicht gehabt haben soll. Wenn man nachdenkt, wie es kommt, daß gerade dieser Dichter das Tiefste und Eigenste der deutschen Seele wachgerufen hat, um sie mit demselben ganz zu erfüllen und zu sättigen, so fällt einem ein Riesenbaum ein, dessen Wurzeln weitum aus dem Erdreiche Kraft und Saft ziehen, um sie als herrliche Blüte, als köstliche Frucht zutage zu fördern. Aus dunklen Tiefen des Volkes ist es genommen und in lichten Höhen dem Volke ist es gegeben.

Als Handwerker schon habe ich die „Räuber" gelesen. Siehe, da ist ja alles drin, was die Ahne oder der alte Knecht Markus in langen Winterabenden erzählt hatte von edlen Räubern, die den Reichen das Geld wegnehmen, um es den Armen zu schenken, die den Heuchler entlarven und arme Sünder zu Gnaden aufnehmen, die in wilder Leidenschaft ihre Seele dem Teufel verkaufen, um dieselbe mit dem eigenen Blute wieder zurückzugewinnen. Es ist auffallend, wie im Bauernvolke die Räubersage mit der Faustsage sich verschlingt und wie es gerade in diesen Gestalten seine Hoffnung und seinen Glauben an die Rettung der verlorenen Menschenseele bekennt. Wenn die Volksseele einmal zu fliegen anhebt, dann fliegt sie hoch und tut es mit mächtig pathetischen Flügelschlägen. Daher ist Schiller ihr Mann. Und das Rauschen des Schillerschen Flügelschlages vor allem ist es gewesen, das auch mich in meiner Kindheit so sehr zu ihm gezogen hat.

Später in der Stadtschule hatte der Lehrer mir zur Gedächtnisübung aufgetragen, das Lied von der Glocke auswendig zu lernen. Noch heute kommen mir in der Umgebung von Graz jene Wald- und Wiesenwege heilig vor, auf denen ich beim Auswendiglernen der Dichtung hin und her gegangen war. Es waren wahre Stunden der Andacht. Und doch hatte ich zur Zeit das Gedicht noch nicht einmal

ganz verstanden. Erst im Laufe der Jahre, als ich das Lied von der Glocke fast in allen Teilen persönlich selbst erlebt hatte, wurde mir schon aus diesem einen Gedichte heraus recht bewußt, was das heißt: Friedrich Schiller!

Sachte trug er mich empor von Dichtung zu Dichtung, die ich, geizend mit diesen Schätzen, nur in besonderen Feierstunden las. Trug er mich empor bis zur höchsten Höhe, deren mein volks- und freiheitsfrohes Herz fähig ist — bis zu Wilhelm Tell.

Dieses einzigartige Bauerndrama der Deutschen ward mir eine Offenbarung, noch ehe ich unter einer sehr langsamen Entwicklung seine volle Größe sah. Die wunderbaren Gedanken im Texte, die kein Menschheitslehrer tiefer fassen, die Musik der Sprache, die kein Künstler packender wiedergeben kann, hatten mir's angetan, noch lange bevor ich die Erhabenheit dieses gewaltigen Freiheitsgesanges eigentlich recht empfand. Beim ersten Lesen war mir alles bloß selbstverständlich. Der Märchenidealismus des Bauernknaben mußte weite Strecken durch eine banale und niedrige Welt wandern, bis er den richtigen Maßstab fand für die Größe der Heimatsluft, der Freiheitsliebe, der Treue und des Opfermutes, dargestellt in Wilhelm Tell.

Im Laufe meiner Heranbildung hatten sich allerlei Kritiker, Fehlerschnüffler und Ausleger zwischen mich und Wilhelm Tell drängen wollen. Solche Leute haben mir nur allzuoft an Kunstwerken das Schönste weggeschulmeistert. Die weisen Herren, die es immer so gut wissen, wie man es besser machen kann, ohne es uns auch nur einmal praktisch zu zeigen, ich schob sie höflich beiseite. Mir war Friedrich Schiller gut genug. Allerdings, einmal kam auch mir eine Zeit, da ich eine Umformung von Wilhelm Tell nicht bloß wünschte, sondern auch versuchte. Wohl nicht, um ihn besser zu machen, als vielmehr, um ihn dem Volksver-

ſtändniſſe anzubequemen. In der Literatur war der „Naturalismus“ aufgeſtanden. Die Leute in der Dichtung mußten nicht bloß den Rock ihres Standes genau mit allen ſeinen Nähten, Knöpfen, Falten und Flicken tragen, ſondern auch die Sprache ihres Kreiſes, ihres Wohnortes unter Umſtänden ſtottern, lallen oder gröhlen. Nun aber ſprechen in Wilhelm Tell die Schweizer Bauern ein Hochdeutſch, wie ſo ſchön noch kein Profeſſor der Erde eines geſprochen hat. Sollte man das, wenigſtens für die Volksbühnenaufführung nicht ändern? Sollte man den Tell und den Stauffacher und den Walter Fürſt und die anderen nicht das Schwizer-Dütſch ſprechen laſſen? Oder für die Aufführungen in Süddeutſchland ihre Sprache ins Oberbayeriſche überſetzen? So wie ja jedes Volk das Recht hat, die großen Menſchheitsdichtungen in ſeine Sprache zu übertragen. Dann erſt wären es die richtigen Bauern und müßten auf der modernen Bühne einen gewaltigen Effekt erzielen. Ich verſuchte es bei Tell alſo mit unſerer Bauernredensart. Kam aber nicht gar weit. Nein, das ging nicht. An einzelnen Perſonen und Stellen nahm ſich die Volksmundart recht natürlich und poſſierlich aus; aber als es, beſonders bei Attinghauſen, Melchthal, Rudenz und Tell darauf ankam, Schillers einzig herrliches Pathos zu brechen, da verzagte ich. Es wäre ein Frevel, dieſe Sprache in die Niederung des gewöhnlichen Lebens herabzudrücken. Den Gedankengehalt würde man ja meiſt zur Not, wenn auch gar banal wiedergeben können, nicht ſo aber die Stimmung, die Begeiſterung, die aus der Sprache Muſik macht und uns ins höchſte, reinſte Menſchentum emporreißt. Da habe ich die Feder hingelegt und mir gedacht: Preiſen wir uns glücklich, daß der Dichter für die Empfindungen der Volksſeele den höchſt vollendeten Ausdruck gefunden und ziehen wir nicht in den Staub, was er in den heiligen Äther gehoben hat.

Da begann ich mich zu schämen und habe der Büste Schillers, die in meiner Stube steht, längere Zeit nicht ins Gesicht zu blicken gewagt. Ja, das mögen sich alle merken, die da glauben, mit der Verdichtung des Alltäglichen und Gemeinen zur naturalistischen Plastik habe der Dichter das Seine getan.

Auf Erden ist ein großer, fast ununterbrochener Werktag geworden. Menschenleib und -geist brauchen sich auf in Arbeit und Habsucht, in Genuß und Ehrgeiz. Das Herz ist einsam geworden. Es verlangt zeitweilig heiß nach einem feierlichen Hochschwung, sei es in der Religion, sei es in Kunst und Dichtung. Darum auch unsere unlöschbare Liebe zu Friedrich Schiller. Und geradezu leidenschaftlich ist diese Liebe geworden in einer Zeit, da das, was man doch ganz unrichtig den Naturalismus nennt, uns so niederträchtig beschmutzen wollte, beschmutzt hat. Auch Schiller ist bei der Natur geblieben, aber er hat sie geadelt. Er ist selbst der Gemeinheit, der Roheit, dem Zynismus nicht aus dem Wege gegangen, wie besonders die Räuber, Kabale und Liebe und manch anderes zeigen, aber er hat diese Mächte gebändigt und durch das Große und Schöne überwunden. Er ist aus Nacht und Staub zur reinsten Klarheit emporgestiegen, als einer der Halbgötter, die der Menschheit den Weg weisen.

Es gibt Leute — und unter den deutschen Kritikern recht viele —, die sich eine Wesenheit an sich nicht vorstellen können, die ganz handwerksmäßig eine Persönlichkeit an einer anderen messen müssen, um zu wissen, wie sie darüber zu urteilen haben. Wenn diese Deutschen nur einen einzigen Dichter hätten, sie wüßten mit ihm nichts anzufangen, sie könnten nicht sagen, ob er „groß" oder „klein" ist, und er hätte für sie somit weiter kein Interesse. Sie messen die Poesie mit dem Zollstab. Und so ist der Streit heute noch nicht ausgetragen, wer größer sei, Schiller oder Goethe. Nein, wer

die Dichtung so beurteilt, der verdient keinen Dichter. Die Bedeutung eines Dichters ist gar keine an sich feststehende, über diese Bedeutung entscheidet die Wirkung des Dichters auf seine Leser oder Zuhörer. Je nach dem Alter, dem Bildungsgrade, dem Gemüte, der Erfahrung, dem Zeitgeiste usw. wirkt der Dichter verschieden; gleichwohl das Große ewig groß bleibt. Goethe wirkt mehr auf den feineren, Schiller auf den größeren Teil des Volkes. Goethe ist mehr für gewordene, Schiller für werdende Menschen. Durch letztere wird der Einfluß auf das Ganze größer sein können.

Einmal saß ich mit Freunden im Kaffeehause und es war davon die Rede, welcher der beiden Dichter im Volke populärer sei. Es gab ihrer, die meinten, Goethe müsse es sein, weil er alle Kreise des Lebens und alle Tiefen der Menschenseele ergründet und behandelt habe. Da ließ ein anderer den Zweifel laut werden, ob zum Beispiel unsere Kaffeehausaufwärter Goethe überhaupt dem Namen nach kennten. Gut, eine Probe. Zuerst wurde der ältere gefragt. „Goethe?" antwortete er nachdenklich. „Ist schon seit längerer Zeit nicht mehr dagewesen." — Der jüngere Aufwärter war weiter. Als wir auch den fragten: „Sagen Sie mal, junger Freund, kennen Sie Goethe?" antwortete er rasch: „Ja, mein Herr." — „Wer war denn das?" — „Ein Dichter." — „Schön, und was hat er denn gedichtet?" Der Junge dachte ein wenig nach und sagte: „Schillers Glocke."

Wir hatten von diesen Kaffeehausdienern mehr gelernt, als sie von uns. Wir hatten gelernt, daß in diesen Kreisen mit Namen überhaupt nichts zu machen ist und daß jedenfalls Schillers Dichtung im Volke tiefer sitzt, als Goethes Name. Dem Volke unbewußt, möchte ich sagen, pulsieren beide Dichter im deutschen Blute. Sie werden pulsieren und treiben, wenn längst die Werke großer Fürsten und Staatsmänner vergangen sind. Das ist die unvergängliche Gewalt des

Geiſtes. Des echten, lebendigen Geiſtes, der in Tat und Geſtalt, in Fleiſch und Blut übergehen kann.

Vielen erſcheint es auf den erſten Blick, als wolle Schiller vor allem Künſtler ſein. Sein Lebtag, vom achtzehnten Jahre an, als er die Räuber ſchrieb, bis zum letzten Lebensjahre, in dem Wilhelm Tell vollendet ward, ſehen wir den Dichter bemüht um das Theater. Als ob er ein Theatermenſch geweſen wäre etwa in dem Sinne der Ergötzung, des Ehrgeizes oder gar des Gelderwerbes? Wie unmöglich! Er wandte ſich der Bühne deshalb zu, weil ſie der Dichtung die höchſte Vollendung geſtattet, vor allem aber, weil er in ihr das beſte Mittel ſah, ſeine Lehre ins Volk zu bringen.

Seine Lehre? Ja. Ich glaube, Schiller fühlte ſich als Lehrer, Prophet und Richter ſeines Volkes. Er deckte die Abgründe der Verworfenheit auf und wies die Ziele der höchſten Geſittung. Seine glühende Empörung gegen die Niedertracht — es entſtanden die Räuber, Kabale und Liebe. Sein Warnen vor den Irrlichtern in des Menſchen Bruſt — es entſtanden die Braut von Meſſina, Wallenſtein. Sein leidenſchaftlicher Hang nach Menſchenwürde, ſein gewaltiger Befreiungsdrang — und es entſtanden Don Karlos, Wilhelm Tell. Lehren höchſter Menſchenkultur ſprechen zu uns in den Gedichten: Die Glocke, Der Spaziergang, An die Freude, Würde der Frauen, Die Künſtler. Ach, man müßte ja alle zählen. Für jedes große Wort, das er zu ſagen hatte, wählte er eine große Form, in der es unvergänglich bleibt. Die Kunſt war ihm nicht Selbſtzweck, wie den verweichlichten Schöngeiſtern unſerer Zeit, ſie war nur ein gefälliges Kleid für das Ernſte und Erhabene, das er zu ſagen hatte. Zu ſagen für alle Zeiten. Jetzt iſt das dritte Jahrhundert, in dem der Name Schiller klingt. Und iſt es nicht, als ob er ganz beſonders zum gegenwärtigen Geſchlechte ſpräche? —

Heute das wahnsinnige Jagen nach Geld, Glanz und Genuß; dann die Verzweiflung, wenn's mißlingt oder das Erworbene zugrunde geht. Was sagt Schiller? „Nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren. Wer besitzt, der lerne verlieren, wer im Glück ist, der lerne den Schmerz." — Heute die Flucht vor dem Landleben in das wilde, ruhelose Treiben der Städte, wo die meisten an Seele und Leib vorzeitig verkommen müssen. Und Schiller: „Wohl dem! Selig muß ich ihn preisen, der in der Stille der ländlichen Flur, fern von des Lebens verworrenen Kreisen ländlich liegt an der Brust der Natur!" — Heute, wie leichtsinnig wird der Scholle vergessen, die Heimat verlassen, um irgendwo in der Fremde Geld und Gut zu erwerben. Wo es mir gut geht, da bin ich daheim! sagen sie. Und Schiller: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen. Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!" — Und wer ist es, der uns den um die nationalen Güter Ringenden zuruft: „Seid einig, einig, einig!" — Heute das leichtsinnige Schließen von Ehen, ohne Rücksicht auf persönliche Harmonie, meist nur praktischer Vorteile wegen. Und Schiller: „O prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet; der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang!" Und den Verzagten, den Mutlosen und Trostlosen, deren es heutzutage mehr gibt als je, jauchzt der Dichter zu: „Froh, wie seine Sonnen fliegen durch des Himmels weiten Plan, wandelt, Brüder, eure Bahn, freudig, wie ein Held zum Siegen!" Zu den Materialisten, die in der Welt nur den Zufall, in dem Menschen nur das Tier sehen, spricht Schiller: „Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt, wie auch der menschliche wanke; hoch über der Zeit und dem Raume webt lebendig der höchste Gedanke!" — Heute der heftige Kampf um gesellschaftliche Gleichheit, der Neid gegen die Reichen und Mächtigen. Aber Schiller mahnt: „Ungleich

verteilt sind des Lebens Güter unter der Menschen flüchtigem Geschlecht; aber die Natur ist ewig gerecht. Uns verlieh sie das Mark und die Fülle, jenen ward der gewaltige Wille — sie führen aus, was dem Herzen gelüstet, füllen die Erde mit mächtigem Schall. Aber hinter den großen Höhen folgt auch der tiefe, der donnernde Fall!" Und allen, die da rücksichtslos gegen die Mitmenschen, oft sogar über die Leichen derselben hinweg nach einem reichen, genußvollen Leben jagen, ruft der Dichter zu: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld!"

So ließen sich zahllose Lehren und Mahnrufe anführen, die an ihrer Stelle in der Dichtung oft noch einen viel tieferen Sinn haben und die doch ganz wie in unsere Zeit hereingerufen sind. Seit hundert Jahren und länger keimt und reift Schillers Wort im Herzen des deutschen Volkes und seine Früchte sind offenbar.

Könnte man in die geheimsten Abgründe der Ursachen und Wirkungen steigen! Wenn Friedrich Schiller nicht gewesen wäre, die Deutschen hätten heute vielleicht eine andere Gemütskultur und das Reich hätte eine andere Form. Wäre ohne diesen wie Sonnenglut alles durchdringenden Feuergeist das Volk reif gewesen für die Befreiungskriege, für die Kulturkämpfe, endlich für Bismarck und Moltke? Goethe mag dem deutschen Geiste eine bestimmte, erhöhte Richtung gegeben haben, Schiller ist ein Haupturheber deutscher Taten. An dem deutschen Siege hat Schiller gewiß einen großen Anteil gehabt, mittelbar natürlich, wie alle Urgründe wirken.

Die Menge hat es vielleicht nicht begriffen, wohl aber geahnt und das deutsche Volk von den höchsten bis zu den niedrigsten Schichten empfindet es: Ich gab ihm mein Blut, er gab mir seinen Geist. — Es ist was Großes um den Dichter, der aus der Seele seines Volkes die halb unbewußten, unklaren Stimmungen und Ahnungen, Empfindungen und

Sehnſuchten in ſich aufnimmt, ſie verdichtet und geſtaltet und ſie dann, wie eine ſelbſtändige Weſenheit wieder hinſtellt vor das Volk, auf daß dieſes ſehe, was es iſt, will und kann. Zuerſt wird die Dichtung fruchtbar im einzelnen, dann in der Familie, dann wirkt ſie beſtimmend mit zur Weiterentwicklung der Geſellſchaft und des Staates. Was hat Homer für Griechenland bedeutet, Dante für Italien, Shakeſpeare für England, Rouſſeau für Frankreich? Was bedeuten für das deutſche Volk Goethe und Schiller! — Und was bedeuten alle zuſammen für die Menſchheit?

Ja, wunderbar iſt es, wie die ſichtbarſten Dichter aller Zeiten und unterſchiedlichſter Stämme, ſie mögen noch ſo feſt auf ihrer Scholle, in ihrem Volke wurzeln, beſeelt ſind von dem großen Gemeinſamen, das die Menſchen immer näher zuſammen und immer höher emporführt. Sie ſind die Schmiede, im Feuer der Poeſie die Menſchheit hämmernd zu einem goldenen Ring um den Erdball.

Und ein ſolcher Meiſterſchmied — Dank und Ehre ſeinem Andenken! — iſt unſer Friedrich Schiller.

Franz Defregger.

(1906.)

Auf meinen Wanderungen in Tirol ſind es zwei große Landesſöhne, die mich ſtets begleiten über Berg und Tal. Andre Hofer, der Bauerngeneral, und Franz Defregger, der Bauernkünſtler. Man findet kaum ein Einkehrhaus ohne Hoferbild und kaum ein Tal ohne Hoferſage. Doch es iſt Vergangenheit. Defregger aber geht in Tirol noch lebendig um, nicht bloß in ſeiner Perſon, auch in ſeinen Geſtalten. Wenn man die kurzbehoſten Bauern ſieht, wie ſie bedächtigen und doch raſchen Schrittes die unwirtlichſten Alpenſteige nehmen, die Weiber mit den breitkrempigen Hüten oder dem um das Haupt kranzartig geflochtenen Haarzopf, die dunkeläugigen Kinder, da denkt man: Defreggergeſtalten, die dem Rahmen ſeiner Bilder entlaufen ſind, obſchon umgekehrt der Maler ſie aus dem Leben in ſeine Rahmen eingefangen hat. Schon vor ſechsunddreißig Jahren, als ich das erſtemal im Lande war, ſind die beiden Tiroler meine Weggenoſſen geweſen. Und dem einen bin ich beſonders nahegetreten. So kam ich eines Abends nach Dölſach, dem Bauerndörfchen bei Lienz, wo vom Drautal die Straße über den Paß, genannt die Wacht, hinüberführt in die Großglocknergegend. Im Einkehrhaus waren Ortsinſaſſen in lebhaftem, faſt erregtem Geſpräch begriffen — über Franz Defregger. Der war noch wenige Jahre früher als Bauer ihr Nachbar geweſen und jetzt ein berühmter Mann, von deſſen Meiſterwerken die Zeitungen nicht genug ſagen konnten und nach dem jeder Fremde, der durch das damals noch gar entlegene Alpental kam, Nachfrage hielt. Ich tat's auch. Und dann ging's an: „Da auf der Bank iſcht er geſeſſen, wie oft! Und den Herrgott da auf dem Altarle hat er angemalt, und das Muttergottesbild,

ſchauns es juſt amol an, das hat er geſchnitzelt. Und die g'ſpaßigen Mandeln da auf der Wand hat er auch gemalt. Iſcht ſoviel ein freundlacher Menſch g'weſt, gel Mirtel? Und gleich da auf dem Berg oben ſteht ſein Hof, der Eder-hof, den hat er verkauft und iſcht fort auf Sprugge (Innsbruck), auf Müniken, noch weiter ſagen ſie, was weiß ich. Ja, lieber Herr, der Ederfranzl hat ſein Glück g'macht. Ganze tauſend Gulden ſoll er kriegen für ſo ein Gemal (Gemälde)."

„Fallt halt auch beim Ederfranzl der Himmel nit aba," ſagte ein anderer. „Mir ſein ſchon meine zwei geſunden Füß lieber als ein Tauſender."

Defregger hatte damals mit einem argen Fußleiden zu tun, von dem ihn kein Innsbrucker und Münchner Arzt heilen konnte; ein alter Dölſacher Bauer meinte: „Der Franzl wird wohl müſſen draufgehn, 's kommt halt nacher der Brand dazu! Alsdann iſcht's gar."

Am nächſten Morgen begleitete mich der Herr Oberlehrer von Dölſach zum Geburtshaus des Künſtlers, das hoch an der ſteilen Berglehne in ſeinem breit hingelegten Schweizerſtil mit den dunkelbraunen Holzwänden behaglich und heimlich daſteht. Ich brachte für Defreggers Bauernkindheit ein gewiſſes Verſtändnis mit und habe die Hinterkammer, in der er geboren, die Stuben und Schuppen, in denen er ſeine Schulaufgaben gemacht und Holz gehackt, die Hochmatten, auf denen er das Vieh gehütet und aus Zirmholz Figuren geſchnitzt, vielleicht mit etwas weniger romantiſchen Augen angeſchaut als der Stadtmenſch, der in ſolchen Verhältniſſen ein Märchenidyll zu ſehen pflegt. Wir ſaßen nun auf der Matte, ſchauten hin auf die wildzerklüfteten Unholde, die jenſeits des breiten Drautals aufragten, und mein Oberlehrer erzählte mir vom Ederfranzl. Der ſei ein ſo lieber, luſtiger Kerl geweſen, ein treuer Kamerad, ein guter Menſch und trotzdem kein ſchlechter Muſikant. Auf

dem Kirchenchor habe er mitgespielt, gegeigt oder geblasen. Und als Bauer habe er tüchtig gearbeitet auf seinem Hof wie ein rechtschaffener Knecht. Einmal habe er Anstände bei den Lienzerherren gehabt, weil er spaßeshalber eine Fünfzigguldennote nachgezeichnet. Und oben im Wirtshaus auf der Wacht habe er einmal an einem lustigen Abend die Note als Fidibus verbrannt, wobei die Gendarmen hinter die Geschichte gekommen seien und der Franzl aufs Gericht nach Lienz beschieden worden wäre. Es sei aber alles gut abgelaufen. Dann auf einmal, wie schon davon die Rede gewesen, der Ederfranzl werde ein Dölsachermadle heiraten — er war schon an fünfundzwanzig Jahre — fällt's ihm (1860) plötzlich ein, er wolle in die Fremde. Verkauft sein Bauerngut, sagt ade, Lienzertal, und wandert mit einem Trupp italienischer Maurer nach Innsbruck. Nach Amerika steht sein Sinn, aber in Innsbruck überlegt er, daß er dableiben und Bildhauer oder Maler werden wolle. Zuerst besucht er dort eine Zeichen- und Schnitzerschule; kommt nicht viel dabei heraus. Im Malen geht's vorwärts. Dann geht er nach München und endlich gar nach Paris. Aber in Paris — so erzählte mir später Defregger selbst — bei den Vorbildern verschiedenster Meister habe er erst gesehen, wie er so ganz und gar nichts könne, und habe mit neuem Ernst eingesetzt. Dort in der Fremde sei ihm auch bewußt geworden, daß er heimische und nur heimische Stoffe malen müsse. Er kehrt nach München zurück, zu Meister Piloty, und im Jahre 1867 erscheint sein erstes Bild „Der verwundete Jäger". Es erregt Aufsehen, das aber ein Jahr später bei dem zweiten Bild „Speckbacher und sein Sohn" in Bewunderung übergeht. — Und so begann die Reihe dieser einzigen Tiroler Genrebilder, worunter besonders „Der Tanz auf der Alm", „Die Brüder", „Das Preispferd" helles Entzücken erregt haben.

Zur selben Zeit schuf er auch das rührende Bild „Die heilige Familie“ für seine Pfarrkirche zu Dölsach, wovon er später für die Heilandskirche in Mürzzuschlag ein zweites Exemplar gestellt hat. Es kamen die großen historischen Gemälde aus den Tiroler Befreiungskriegen: „Das letzte Aufgebot“, „Heimkehr der Sieger“, „Vorabend der Schlacht am Iselberge“, „Andreas Hofer in der Hofburg zu Innsbruck“, „Andreas Hofers Todesgang“, erschütternd in ihrer naturwahren Menschlichkeit und Tragik, herrliche Denkmäler aus dem Freiheitskampfe des biederen Hirtenvolkes. Inzwischen immer wieder Genrebilder wie: „Das Tischgebet“, „Abschied von der Sennin“, „Die Briefleserin“, „Der Urlauber“, „Zur Gesundheit“, „Die Wallfahrer“, „Die Brautwerbung“, „Feierabend auf der Alm“, „Der Salontiroler“ und eine Menge Porträte und Typen aus dem Tirolerleben voller Frische und Humor. Dieser Künstler hat den Deutschen etwas gegeben, das sie noch nicht hatten, und wir sind stolz darauf, zu sehen, wie unser Genremaler auch bei allen anderen Kulturvölkern hochgeschätzt, ja geliebt wird. Den Reproduktionen seiner Bilder begegnet man in den Schaufenstern von Neuyork, Kalkutta und Sidney geradeso wie in den Läden von München, Berlin und Wien. — Aber ich habe mir da vorgegriffen, das alles kann mir mein Schullehrer Weißkopf auf dem Anger vor dem Defreggerhaus nicht erzählt haben. Er hatte von den Anfängen gesprochen und schloß mit dem Seufzer: „Tut uns halt allweil noch leid um unsern Ederfranzl.“

Der Franzl ist nachher aber wieder heimgekommen. Sein Fußleiden trieb ihn, nachdem alle Wissenschaft der Ärzte nicht hatte helfen können, auf die Suche nach Naturärzten. Sogar mit einem Winkeldoktor hätte er fürlieb genommen, denn zu verlieren war nicht mehr viel, zu gewinnen alles. So kam er in seine Heimat, wo er einen „ärztenden“

Bauer fand, der ihn nach kurzer Zeit von seinem Leiden gänzlich befreit hat. Auf dem Kirchhof zu Dölsach sieht man heute noch den Grabstein, den der Genesene seinem Erretter dankbar gesetzt hat. Der Künstler kam dann wieder Sommer für Sommer nach Dölsach, wo er ja liebe Verwandte hatte und noch viele alte Freunde. Auf einer fast 2000 Meter hohen Bergspitze, genannt der Ederplan, baute er sich ein Haus. In diesem wohnte er mit den Seinen (er hatte mittlerweile eine frische Münchnerin geheiratet und prächtige Buben bekommen) alljährlich zur schönen Jahreszeit immer mehrere Wochen und malte nach Naturmodellen, die hier leicht zu haben waren, manches Bild. Und vor dem Hause das Meisterwerk des allergrößten Künstlers: die Alpen. Wie mußten die von den Münchner Stadtmauern eingeengten und jetzt befreiten Augen entzückt sein inmitten der unermeßlichen Hochgebirgslandschaft! Im Süden die Julischen Alpen, die Dolomiten, im Norden und Westen die Tauern mit ihren leuchtenden Gletschergebieten. Tief das von weißen Straßen und der schimmernden Drau durchzogene Tal mit dem malerisch gebetteten Lienz und am Fuße des Berges das liebe Heimatsdörfchen Dölsach. 48 Kirchtürme und 480 Bergspitzen soll man sehen vom Ederplan aus! Davon haben wohl auch die Sonntagstouristen gehört. Die Salontiroler und die Stadtfräulein im „Dirndlkostüm" sind heraufgekommen, haben, anstatt die Bergwelt anzuschauen, die Köpfe zu den Fenstern hereingereckt, um „den Defregger malen zu sehen"; die Frauenzimmer sind mit ihren Fächern gekommen, und „der Meister möchte so gut sein und etwas draufmalen". Derlei Belästigungen haben den Künstler endlich verdrossen, er hat zusammengepackt und das Haus dem Österreichischen Touristenklub geschenkt.

Zu München in der Königinstraße hatte Defregger sich ein schönes und trautes Heim gegründet, in der großen Kunst-

ſtadt hat er ſein arbeitsſames, reiches Leben entfaltet. Dort ſchuf er die meiſten ſeiner unvergänglichen Bilder, dort wirkt er als Profeſſor an der Akademie. Unter den vielen Auszeichnungen ſeiner dankbaren Zeitgenoſſen erinnere ich an die großen Medaillen, die er von Ausſtellungen in München und Berlin erhalten hat, und an ſeine Erhebung in den Adelſtand. So haben ſich ein reiches Geiſtesleben, eine köſtliche Kunſtwelt und ein Kranz von Ehren um ihn entfaltet. Allemal aber im Frühjahr, wenn dort über den Alpen die Sonne wieder ihren höheren Bogen ſchwingt, da wird es unruhig in der Bruſt des Bergſohnes, da geht er gern auf ſein Landhaus in Bozen, wo er auch den Herbſt zuzubringen pflegt. Im Hochſommer jedoch, da zieht's ihn ins „hohe Birg". Bei Franzensfeſte auf einem wiederum 2000 Meter hohen Berg bewohnt er mit ſeinen Söhnen eine Jagdhütte. Eingedenk jener zudringlichen Touriſtenſchwärme auf dem Ederplan hat er ſich hier ins Unbekannte verſteckt. Es wird erzählt, daß der Bote, der aus dem Tal täglich die Nahrungsmittel hinaufträgt, über Heiden und durch die Wälder immer einen anderen Lauf einſchlagen muß, um nicht einen Fußſteig auszutreten, der ihm ſonſt die Landplage leicht wieder bringen könnte. Ich habe vor einigen Jahren zu Spinges einen Bauernburſchen mit einem Gulden beſtechen müſſen, daß er mir den Meiſter verriet und den verſteckten Weg wies hinauf zur Defreggerhütte. Ich glaube, wir ſind länger als drei Stunden gegangen. Ein paar „Büchſenſchußweiten" vor der Hütte kehrte er um und ich mußte nachher tun, als hätte ich mich allein mit aller Irr- und Wirrſal hinaufgefunden. Hell jauchzen hörte ich vom Bau herab, der einſam zwiſchen ſchütteren, ſturmzerzauſten Lärchen und Fichten ſteht. Eine friſche Almerin, auf dem Hut die Hahnenfeder, kam mir entgegen, und das war Frau von Defregger ſelbſt. Sie hatten mich ja ein wenig er-

wartet. Ach, wie gerne erzähle ich das! Nach langem wieder einmal sah ich die Gestalt des Meisters mit dem edlen Künstlerkopf vor mir stehen. In seiner leichten, ungesuchten Touristentracht stand er da und sagte lachend, das hätte er ja gewußt, daß ich ihn finden würde. Ein Bretterschuppen neben der Hütte war zu einer Tischlerwerkstätte eingerichtet, in der fünf junge, bildhübsche Burschen in abgeschabter Tirolertracht hobelten, salzten und hämmerten. Die Defreggerbuben. „Feierabend ischt!“ ruft ihnen der Vater zu. „Er ischt decht gekommen!“ Ob die munteren Buben entzückt waren darüber, daß sie ihre Bauernart ausspannen und wieder den höflichen Städter spielen sollten, weiß ich nicht ganz gewiß. Sie spielten übrigens keine Städter, vielmehr blieben wir, die Alten wie die Jungen, zusammen den ganzen Abend in ungezwungenster Bauernheiterkeit. Nach einer köstlichen Halberabendmahlzeit aus Milch, Butter und Honig und allerlei anderen guten Dingen, stiegen wir auf die nahe Bergzinne, um zu sehen, wie hinter den Stubeier- und Ötztalerfernern die Sonne niedersank und die im Süden stehenden Spitzen des Schlern und des Rosengartens anglutete. Zum Alpenhaus zurückgekehrt, setzten wir uns um den plätschernden Hausbrunnen herum, ließen unsere Augen über die fernen Hochgipfel des Pustertals hinfliegen, wovon ein paar in der Dämmerung wie dunkelglühende Eisen leuchteten. Später setzten wir uns ein wenig unter ein freigestütztes Schindeldach, wo auf steinigem Boden ein Feuer prasselte und wo sie sonst an schönen Abenden noch im Freien heitere Spiele zu treiben pflegten. Und endlich gingen wir in die Hütte, wo auf blütenweiß gedecktem Tisch ein echtes Tirolermahl mit Geräuchertem, Sauerkraut, Brennkoch und köstlicher Rotwein aufgetragen wurde. Und da haben wir, die „zwei beiden Alten“, angefangen, in unserer Jugendzeit uns zu ergehen, die — wie

weit voneinander wir ſie auch zugebracht — ſo viel Gemeinſames hatte, ſo viele Märchenerlebniſſe und Abenteuer, ſo viele Freuden, von denen der Städter keine Ahnung hat. Freilich, das Schönſte an dieſer Hirtenjugend war, daß wir ſie hinter uns hatten, daß wir von einem bequemeren Standpunkte aus ihre oft gar herbe Wirklichkeit mit den weichen Roſen der Phantaſie bekränzen konnten. Und die jungen Leute hörten ganz erſtaunt zu, wie die Alten von der Frugalität ihrer Jugend ſchwärmten. Die heitere Hausfrau wurde nicht müde, Wein einzuſchenken und allerhand Köſtlichkeiten, die das Haus bot, aufzutragen. Wer hätte damals ahnen mögen, daß dieſe jugendlich-friſche Frau ſo kurz danach würde heimgerufen werden! —

Am nächſten Morgen wanderte ich weiter. Defregger begleitete mich talwärts, und dort am Stangenzaun bei Spinges haben wir Abſchied genommen. Dreimal ſchaute ich zurück und immer noch ſtand er am Zaun und winkte mit der Hand. Seither habe ich ihn nicht wieder geſehen, aber in ſeinen Bildern, die meine Wohnung ſchmücken, ſpricht er alle Tage zu mir. Und oft denke ich daran, daß dieſes Künſtlers Leben ſelbſt ein Kunſtwerk iſt. Von Hauſe aus ein Ariſtokrat des freien Bauerntums, hat die moderne Welt ſeinem Charakter nichts anhaben können. Die ſpät, aber dann raſch nachgeholte Geiſtesbildung hat — wie das unter ſolchen Verhältniſſen ſelten vorkommt — dieſen Gebirgsbauernſohn zu einer ſchlicht vornehmen, harmoniſchen Perſönlichkeit geſtaltet.

Als Künſtler vergöttert, als Lehrer verehrt, als Menſch geliebt, ſo beging Franz von Defregger vor kurzem ſeinen ſiebzigſten Geburtstag — und die Zeitgenoſſen feierten den Gedenktag mit frohem Stolz.

Bei Kernstock auf der Festenburg.

(1906.)

An einer Stelle der steirischen Ostbahn hat man mitten ins freie Feld einen Bahnhof mit großen Frachtenschuppen hingebaut und ihn Rohrbach-Vorau genannt. Das Bauerndorf Rohrbach liegt eine Strecke abseits im Tale, der Markt Vorau mit seinem Stifte liegt drei Stunden hinten im Gebirge.

An einem lichten Maitage bin ich hier aus dem Zuge gestiegen und, satt des üppigen Blühens im hügeligen Sonnengelände, auf einem Wagen wohlgemut in die schattigen Engtäler gefahren, entlang der klaren, lebendigen Safnitz oder „Safen", wie solche sagen, die unsere slawischen Vorfahren im Lande gerne vergessen möchten. Nach einer halben Stunde war ich bei einem Wirtshause, „Beigirtel" genannt, das wohl „Beigütel" heißen soll? Hier ein nahrhaftes Bauernmittagsmahl. An Nebentischen saßen räsonierende Bauern beisammen, die von Grundablösungsangelegenheiten und Holzhandel sprachen. Die ganze Bevölkerung ist noch aufgeregt von der vor einem Jahre stattgefundenen Eröffnung der Eisenbahn, die alte Werte vernichtet und neue schafft und das ganze wirtschaftliche Leben ändert. Besonders ist es der Holzhandel, der geriebene Händler aus aller Welt in das Waldland lockt. Da sucht der Bauer seine ganze Schlauheit zusammen, um sein Holz doppelt so hoch wie bisher zu verkaufen und macht schließlich die Erfahrung, daß er es — um das Doppelte zu billig verkauft hat.

Ich wollte den Wald noch einmal lebendig sehen und zog mit gespannter Erwartung weiter. Hinter dem „Beigirtel" zweigt sich der Graben. Linkerhand, wo auf steinigem

Bette ein Bächlein rieſelt, geht's nach Vorau. Mein Wagen hielt ſich rechterhand auf holperiger Straße, der Safnitz entlang. Das Tal füllt aus unſer Weg, ein ſchmaler feuchtgrüner Wieſenſtreifen und der ſtattliche Fluß. Die ſteilen Lehnen der hier nicht hohen Berge ſind mit Nadelholz bewachſen und mit hellgrünen Buchen beſprenkelt. Dort und da an der Straße eine „Keiſchn", am Waſſer eine Mühle, am Hang ein Gehöft, zumeiſt mit Steinmauern und Strohdächern. So geht's durch den einförmigen Graben eine gute Stunde dahin bis zu einer Häuſergruppe, wo es „die Bruck" heißt und wo ſich wieder die Gräben zweigen. Aus dem zur Linken kommt die ſchwarze Lafnitz hervor, aus dem zur Rechten die weiße, und jeder dieſer Bäche ſcheint immer noch für ſich ſo mächtig, wie unterhalb, wo ſie vereint ſind. Ich verlaſſe meinen Wagen und wandere in das Hochtal zur Rechten hinein. Das Waſſer rauſcht ſo heftig, daß man kaum ſeine eigenen Gedanken hört. Aber ein ſchönes, ſtarkes Empfinden iſt wach geworden. Das Mittelgebirge hat ſich zur Alpenlandſchaft entfaltet und aus dem Hintergrunde des Tales ſchimmern die Schneefelder des Wechſels herab. Mitten im Engtal ſteht ein ſcheinbarer Kegel auf, der hinterwärts in einem Bergrücken mit dem Wechſel zuſammenhängt. Und auf dieſem Kegel ragt über Wald und Strupp empor ein altes, hohes Schloß — die Feſtenburg. Ein vielfenſtriger, ſteildachiger, turmloſer Bau. Das über der im Schloß ſich befindenden Kirche aufgeſetzte Türmchen iſt aus neuerer Zeit.

Eine halbe Stunde Anſtieg auf glattem, ſchattigem Fußſteig und ich bin am Ziele.

Ich war der Einladung des ſteiriſchen Sängers Ottokar Kernſtock gefolgt, der auf Feſtenburg Pfarrer iſt über einige hundert Bauernſeelen, die ihm zugetan ſind, ohne eine Ahnung zu haben, wie weit in deutſchen Landen ihr ſchlichter

Pfarrer bekannt und geachtet ist. Ich fand den Sangesbruder in froher Tafelrunde mit einigen Chorherren aus dem Stifte Vorau, zu dem er selbst gehört. Es war Kernstocks Namenstag, das einzige gesellige Fest wohl, das im Jahreslauf auf der alten Burg stattfindet. Trotzdem hat der geistliche Schloßherr eine so prächtige Übung, die Gäste zu bedienen, daß man den Mangel der Hausfrau gar nicht spürt. Wenn diese geselligheiteren Feststunden vorbei und die Gäste davongegangen sind, dann brütet in den großen Gemächern, in den düsteren Gängen der Burg die Einsamkeit. Das Flüstern des Brunnens im Hofe, das Rauschen der Bäche aus den Schluchten herauf gemahnt erst recht an die von keiner frischen Menschenstimme unterbrochene Einsamkeit. Wir Zurückgebliebenen unterbrachen sie allerdings auch mit Gläserklingen und dem Geplauder zweier Menschen, die sich längst gekannt, geschätzt, aber spät gesehen hatten.

Dann hat der Gastherr auf Festenburg etwas aufzuzeigen, was man sonst nirgends wiederfindet. In seiner Pfarrkirche, hoch oben im zweiten Stock des Schlosses, hat er die Fresken des Malers Hackhofer, der anfangs des achtzehnten Jahrhunderts aus Tirol nach dem Kloster Vorau in Steiermark gekommen war und den Chorherren in diesem schon damals ihnen gehörigen Schlosse die herrlichen Gemälde geschaffen hatte. In der Kirche wie in den zahlreichen Seitenkapellen finden sich dieses Meisters Wandgemälde aus christlicher Legende. Das größte derselben ist das Deckengemälde: die Aufnahme der heiligen Katharina in den Himmel. Eine hehre, heitere Glückseligkeit strahlt dem Beschauer nieder von diesem Himmel. Kernstock hat Hackhofers Gemälde in einer Broschüre schön und verständnisvoll beschrieben. Neben diesem wahren Kunstschatz weist das Schloß aber auch Kunstverirrungen auf. Gleich im Einfahrtstore in fast lebensgroßer bemalter Holzfigur die enthauptete heilige

Katharina, die — während das Haupt hoch oben von zweien Engeln getragen wird, kopflos dakniet, mit offenem Loch der Luftröhre, das dazu bestimmt gewesen sein soll, einen — Springbrunnen von sich zu geben. Gegenüber eine nackte Christusgestalt, aus deren Seitenwunde ebenfalls ein Wasserbrunnen hätte springen sollen. Ein Hauch des Mittelalters streicht durch den ganzen Bau, der beklemmend wäre, wenn man nicht bisweilen zu den hohen klaren Fenstern hinausblicken könnte in die Bergwelt. Mein lieber Gastherr machte es noch besser und führte mich über Treppen hinab in sein Zwinggärtlein. Das zieht sich nördlich längs des Schlosses hin und ist durch eine Terrasse dem steilen Hange abgerungen. Es ist wohlgepflegt in Gemüse- und Blumenbeeten. Es hat Sitzbänke, wo man ruhend die gegenüberliegenden nahen Berghalden und die an steilem Birg sich angesiedelten Bauernwirtschaften betrachten und dem Wasserrauschen aus der Tiefe horchen kann. Aus diesem weltfernen Zwinggärtlein ist das gleichnamige Büchlein hinausgeflogen ins deutsche Volk, voll poetischer Urkraft, von alter Helden Herrlichkeit und Minne, aber auch von des heutigen Menschen Welt- und Himmelsfreude singend. Wir saßen in einer windgeschützten Laube, schauten hin über die Schluchten in die Berge, die heute stellenweise fast noch so von Waldwildnis bewuchert sind, wie etwa vor tausend Jahren, als aus Bayern und Kärnten die ersten Ansiedler in diese Gegend gekommen waren. Das Wechselgebirge mit seinen kahlen Almen, die wilden Bergbäche und die braunen Steinblöcke sind heute kaum anders als in grauer Vorzeit. Talabwärts geschaut, stellt sich uns im Südwesten ein niedriger Bergzug vor den schönen, weiten Talkessel, wo das Stift Vorau liegt, dem die ganze Gegend ihre Kultur verdankt.

Gegen das Gebirge hin, vor dem Schloßtor, steht eine junge Linde, um die eine Ringbank sich schlingt. Das ist die

Patenſtelle von Kernſtocks neuem Büchlein „Unter der Linde“. Am nächſten Vormittag ſaßen wir davor und blickten hinauf zu den Höhen des Wechſels mit ihren Schneeſtreifen und dem Touriſtenhauſe, das, ein winziges Pünktchen, auf dem Kamme ruht. Dunkle Wetterwolken mit lichten Rändern waren aufgeſtiegen über dem Gebirge, aber ein friſches Lüftchen zerſtreute ſie.

An dieſen ſtimmungsvollen Stätten ſind wir geſeſſen und haben miteinander Geſpräche geführt als Menſchen, als Poeten und als Chriſten. Das freimütige, traute Sichausſprechen über welt- und ſeelenbewegende Fragen mitten in der großen, einſamen Natur iſt köſtlich geweſen. Der friedliche, milde Geiſt dieſer Stunden mußte einem, der von der zeitungspapierenen Stadtkultur kommt, wohltun. Flüchtig ſtreiften wir einmal das Geſpenſt Politik, uns gegenſeitig beglückwünſchend, daß keiner von uns ihm untertan iſt oder ſeinen Ruf je einer politiſchen Partei zu verdanken hat. Kernſtock mit ſeinem blutechten deutſchen Idealismus und Humor, deſſen Bereich das Menſchentum an ſich iſt, läßt ſich von keinem politiſchen Fahrwaſſer tragen und ſein Standpunkt, daß chriſtlicher Humanismus mit der Aufteilung der Menſchheit in Staaten-, Raſſen- und Standesintereſſen ſchlechterdings unvereinbar iſt, ſchützt ihn vor verhängnisvoller Parteiprotektion. Kernſtocks Muſe wuchert nicht gerade üppig; wir haben bisher nur das „Zwinggärtlein“ und das Lindenbüchlein; aber Mark und Kraft iſt drin, ich denke, für das ganze Jahrhundert. Im Geſpräche über das Leben ſchritten wir auch dem kleinen Friedhofe entlang, der mitten in ſteiler Waldwildnis, an der Hangſeite wie ein Söller aufgemauert, ſich ſchmal mit ſeinen armen Mäuerlein hinzieht. Ein wildes Blühen legte wahre Hochzeitszier über Hügel und Kreuze. Tod wie Leben warben faſt heftig um Lieder, als die beiden Poeten ſo dahinſchritten. Daß vom

hochgeſinnten Feſtenburger Pfarrer ſo friſche innige Dichtungen kommen, das wundert mich nun nicht mehr. Vielmehr iſt zu wundern, daß nicht jeder Menſch, der offenen Herzens an dieſer Stätte weilt, zum Dichter wird.

Als ich dann allein in meinem ſchönen Eckzimmer, auf das Fenſterbrett geſtützt, in die Tiefe ſchaute, war die Abendämmerung. Über den Schneefeldern des hohen Berges ſtanden roſige Wölklein und aus den Schluchten herauf rauſchten und plauſchten die Bäche. Ich glaube immer, dieſe Plauſcher ſagen Intereſſanteres, als jene im Salon. —

Am zweiten Tage nachmittags bin ich in Begleitung Kernſtocks wieder hinabgeſtiegen in das Engtal und dem Waſſer entlang, bis das ſonnige Hügelland wieder vor mir lag mit ſeiner eiſernen Straße in die weite Welt.

Die ganze Erſcheinung der Feſtenburg mit ihrem Dichter hatte wenig über zwanzig Stunden gedauert. Je ſeltener uns ſolche Tage beſchieden werden, je köſtlicher ſind ſie. Der Feſtenburgertag hat ſich in meine Erinnerung geprägt, wie einer aus der Jugendzeit. Iſt doch dieſe Gegend am Fuße des einſt mir täglich aus der Ferne in die Augen blauenden Wechſels ein Stück der Waldheimat. Vor vierzig Jahren auf einer Wechſelpartie hatte ich die Gräben der Lafnitz einmal flüchtig durchwandert, ſeither ſie nie wiedergeſehen. Deshalb war ich bewegt, daß der damals zurückgebliebene Jugendtag ſo getreulich hier auf mich gewartet hat, in der Hut eines lieben Sangesbruders.

Im Gerichtssaal.

(1906.)

Wer sich einmal als Zuschauer in den Gerichtssaal setzt, der kann allerhand beobachten.

Vor allem sich selbst. An dem Angeklagten wird er nur selten Herz und Nieren erforschen können, aber sein eigenes Ich kann er ergründen, so daß er schließlich vielleicht die Empfindung hat, er verließe den Gerichtssaal als — Schuldiger. Denn der Staatsanwalt Gewissen hatte ihn angeklagt, der Verteidiger Sophistik hatte ihn zu rechtfertigen gesucht, aber der Prozeß ist noch in der Schwebe.

Mit Karten in der Hand, wie in ein Theater, tritt man in den Gerichtssaal. Man sucht sich die besten Plätze und will so etwas, als sollte dem Publikum nun eine Vorstellung geboten werden. Man ist beinahe unangenehm berührt, wenn die Plätze und Stellungen der Geschworenen, der Staatsanwälte und Verteidiger nicht für die Zuschauer berechnet sind, so daß manches schlecht zu sehen ist. Besonders unangenehm, daß der Angeklagte dem Auditorium immer den Rücken zukehrt. Das sind Regiefehler! Dann dieses Sprechen; die Leute haben nicht sprechen gelernt, man versteht nichts. Gerade die Hauptperson murmelt zumeist nur, auch die Zeugen säuseln so, daß sie nur von den nächsten Richtern vernommen werden. Und dann in der Entwicklung diese toten Punkte, diese Wiederholungen, diese entsetzlichen Längen! Und vor dem letzten, dem Hauptessekt, eine Kunstpause, die unerträglich ist. Es kam vor, daß die Beratung der Geschwornen in einem Nebensaale stundenlang gedauert hat. Das ist eine unverantwortliche Rücksichtslosigkeit gegen das Publikum! Aber das Stück hat auch seine

Glanzpunkte. Beim Verhöre des Angeklagten, der Zeugen kommen dramatiſche Szenen vor, die oft geradezu zu dem Beſten gehören, was man in dieſem Genre ſehen kann. Auch das wuchtige Plaidoyer des Staatsanwaltes, die idealiſtiſch-getragene, von Humanität triefende Rede des Verteidigers erzielen ſchöne Wirkungen. Ergötzlich iſt auch die Polemik, die ſich bisweilen zwiſchen Staatsanwalt und Verteidiger entwickelt und die mitunter pikant perſönlich wird. Dieſe Szenen ſind tatſächlich nur für das Publikum berechnet, während der Vorſitzende gar nicht aufblickt, ſondern mit größter Gelaſſenheit noch an ſeinem „Reſumé" arbeitet. Der Hauptgenuß, auf den ſich alle Spannung der Zuſchauer richtet, iſt die Schlußſzene — die Urteilsverkündung. Aller Augen richten ſich auf den Helden — Angeklagten wollte ich ſagen —, wie der ſich jetzt benehmen wird. Er iſt zum Tode verurteilt. Wird er zuſammenbrechen? Nein. Er ſteht da wie ein Stück Holz, er zuckt kaum. Die Zuſchauer ſind enttäuſcht. Mehrmals während der Verhandlung hatte der ſüße Haß gegen den Verbrecher in noch ſüßere Sentimentalität umſchlagen wollen, aber dieſes lederne, völlig ausdrucksloſe Gehaben des Verurteilten erregt neue Entrüſtung. Das Stück, das — wie manche Tragödie des Altertums — tagelang gedauert hat und bei dem man ſo viele und viele Stunden dageſeſſen iſt, hat eigentlich keinen rechten Schluß. Der Verbrecher wird abgeführt. Richter und Geſchworene verziehen ſich langſam. Muß man jetzt fortgehen? Ich weiß von einer alten Frau, die auf ihrem Platze ruhig ſitzen blieb, bis die Gerichtsdiener ſie zum Gehen aufforderten. Da ſagte ſie ganz betroffen, ſie wolle doch noch die Hinrichtung abwarten. Gerade ſo, wie jemand vor der letzten Szene nicht gern aus dem Theater geht.

Jeder, der als Zuſchauer im Gerichtsſaale ſitzt, möge ſich fragen, ob und wie weit ſich ſeine Empfindungen unter-

ſcheiden, wenn er dem Prozeß eines großen Verbrechers beiwohnt oder wenn er im Theater iſt bei einer Tragödie. Und da kommt es vielleicht heraus, daß nicht die Tatſache, ſondern die Vorſtellung, die uns gemacht wird oder die wir uns ſelbſt machen, auf uns wirkt. Wie man geneigt iſt, bei einer Gerichtsverhandlung die Anſprüche wie an ein Theater zu machen, ſo wirken umgekehrt auf uns die Bühnenvorgänge wie wirkliches Leben. Ja, ein Theaterſtück hat mit dem realen Leben mehr Ähnlichkeit als die Gerichtsverhandlung, die einerſeits zwar das reale Leben ſelbſt, anderſeits aber nur ein abſtrakter Auszug aus dem Leben iſt. Was dort Handlung iſt, wird hier bloß erzählt.

Der tatſächliche Unterſchied zwiſchen dem Gerichtsſaale und dem Theater iſt ſo groß, daß die Ähnlichkeit der Wirkung uns nachgerade unheimlich erſcheint. Es iſt ja ein wahrer Frevel, die beiden Räume zu vergleichen, und tief beſchämend für uns, wenn wir uns im Gerichtsſaale wie bei einer Theaterſtimmung ertappen.

Die Stammgäſte und -gäſtinnen des Gerichtsſaales haben wohl Sentimentalität für den armen Sünder, aber ſelten chriſtliche Menſchenliebe.

Eher als die Liebe iſt es die Rachgier, die manchen in den Gerichtsſaal führt. Aber auch dieſe kommt nicht auf ihre Rechnung. Einmal ſah ich einen Mann, deſſen Schweſter vergewaltigt und ermordet worden war. Er raſte vor Wut, er wünſchte nichts glühender, ja er hätte ſeiner Seele Seligkeit dafür hingeworfen, wenn er den Miſſetäter perſönlich mit den ausgeſuchteſten Qualen hätte peinigen und dann erdroſſeln können. Nach einigen Monaten, bei der Gerichtsverhandlung, war er Zuſchauer. Er ſah des Verbrechers unglückſeligen Lebenslauf ſich entfalten, er ſah die grauſe Tat neuerdings bis aufs kleinſte vor ſich aufſteigen, er ſah ſein verſchlagenes Bemühen, ſich zu recht-

fertigen, und ſiehe, er fühlte keine Rache mehr, bloß Ekel. Das Todesurteil, nach dem er, der Erworbeten Bruder, gelechzt hätte, es ließ ihn kühl und ſtumpf — überſättigt und doch ungeſättigt verließ er den Gerichtsſaal.

Bevor wir unſer Verhältnis zum Angeklagten weiter betrachten, reizt es mich, einen kleinen Nebenblick zu tun auf einige Einrichtungen des Inſtituts ſelbſt. Bedenken habe ich gegen Zeugenausſagen. Die ſind abſolut nicht zu entraten und doch erkennen wir ihre große Unverläßlichkeit. Was hilft alle Redlichkeit und aller Eid, wenn das menſchliche Gedächtnis ſo mangelhaft, wenn die Suggeſtion und Autoſuggeſtion ſo mächtig iſt. Es kann ſich ja kein Menſch auf ſeine Augen, ſeine Ohren, ſein Erinnern ganz verlaſſen; jeder von uns weiß aus dem gewöhnlichen Leben, wo wir doch ganz unbefangen ſein können, wie oft wir uns täuſchen. Die Richter wiſſen es auch, wie unrichtig oft die Ausſage des ehrlichſten Zeugen ſein kann, und er rechnet damit. Aber die Geſchwornen, die zumeiſt ſchlichte Männer aus dem Volke ſind, legen auf einen unbeſcholtenen Zeugen größtes Gewicht. Wie oft mag das Geſchick eines Angeklagten von dem ſchlechten Gedächtnis oder der lebhaften Phantaſie eines fremden Menſchen abhängen!

Bisweilen vielleicht auch von anderer Zufälligkeit als etwa von der Beredſamkeit des Staatsanwalts oder des Verteidigers. Dieſe verlaſſen manchmal den Thron des Rechtes und ſteigen zu tief herab zu den menſchlichen Schwächen der Geſchwornen. Der Verteidiger darf freilich in manchem weiter gehen als der Staatsanwalt. Dieſer hat es nur mit einer beſtimmten Wahrheit zu tun, jener kann zur Entlaſtung auch alle denkbaren Möglichkeiten herbeiziehen. Für den Staatsanwalt iſt es ein furchtbares Mißgeſchick, wenn ein Unſchuldiger verurteilt wird, für den

Verteidiger ein glänzender Erfolg, wenn ein Schuldiger freigesprochen wird. So ungleich ist die Verantwortlichkeit verteilt. Solche Unvollkommenheiten und Unzulänglichkeiten des Gerichtes können uns schwer beunruhigen, aber wie sollen sie vermieden werden?

Sehen, begreifen und verzeihen! Das könne man, heißt es, auf dieser hohen Schule lernen. Ich habe gesehen, aber nicht begriffen. Gesehen habe ich, wie oft die schwersten Verbrechen gerade von jungen Leuten verübt werden. Von Leuten, die fast noch Knaben sind; aber begriffen habe ich nicht, wie diese jugendlichen Verbrecher verschlagen und verstockt bleiben konnten, nicht die geringste Reue gezeigt hatten, wie sie das Todesurteil mit geradezu frivolem Gleichmute hingenommen haben. Das, was sie getan, womit sie das ganze Land in Schreck und Aufregung gebracht, dünkte ihnen als etwas Selbstverständliches, sie begriffen nicht, weshalb man wegen eines bißchen Raubmordes so viel Umstände macht, und daß man ihnen deswegen gewaltsam das Leben nehmen wollte, befremdete sie einfach. Wenn der Mensch wütenden Hunger hat, so nimmt er halt das Brot, wo er es findet. Wenn einer sein Geld nicht willig gibt, so schlägt man ihn eben nieder — was ist denn da dran? — Mit festen, ruhigen Schritten, noch einen verachtenden Blick auf das Publikum werfend, verlassen manche, die eben zum Tode verurteilt wurden, den Gerichtssaal. Vor kurzem ist in Steiermark ein Jüngling eines Meuchel- und Raubmordes wegen gerichtet worden. Die Schuldbeweise waren erdrückend, die Tat war klar. Drei Dutzend Zeugen hatten eine unzerreißbare Beweiskette um ihn geschmiedet. Er leugnete. Er widersprach sich mit jedem Worte, aber er leugnete. Er gestand seine Lügen von gestern und heute log er weiter. Er wurde in allen Punkten aufs schlagendste überwiesen, er leugnete. Denn er hatte gehört, daß der Leugner nicht

gehängt werden könne. Dem Verteidiger blieb kaum etwas anderes übrig zu ſagen, als daß die Ausübung des Mordes niemand geſehen habe und daß es im Falle des Zweifels beſſer ſei, zehn Schuldige freizuſprechen, als einen Unſchuldigen zu verurteilen. Da hatte der grimme Staatsanwalt freilich leichtes Spiel, zu ſagen: Bei ihren Mordtaten pflegten die Mörder ſelten jemanden zuſchauen zu laſſen; bloß leugnen zu müſſen, um nicht gehangen zu werden, das wäre für die Herren Mörder freilich bequem; wenn man die Todesſtrafe abſchaffen wolle, ſo müßten die P. T. Mordbefliſſenen den Anfang machen. Und fragte ſchließlich, ob die zehn freigeſprochenen Schuldigen nicht etwa mehr als einen Unſchuldigen umbringen könnten? Der Jüngling wurde zum Tode des Stranges verurteilt, und als der Richter ihn dann fragte, ob er noch etwas zu ſagen habe, antwortete er mit einer wegwerfenden Miene: Nein. Quaſi, ſchade um jedes Wort, das man an ſolche Leute verliert. Stramm, wie ein Held, verließ er den Saal. So hat auch die abgrundtiefe Verkommenheit, die abſolute Verderbtheit ihre „Größe", vor der man ſchaudert.

Welche Gefühle mögen es ſein, mit der ſolch ein Verurteilter aus dem Saale tritt? Keine anderen, als die ſeinem Charakter entſprechen: ſtumpfe, tieriſche oder berechnende. Wer von herzloſen Verbrechern bei dem Todesurteile pathetiſche Schmerz- und Verzweiflungsausbrüche erwartet, der wird zumeiſt enttäuſcht ſein. Selbſt einer, der durch die ganze Verhandlung mit Gemütsausbrüchen Komödie ſpielt, vergißt in dieſem Augenblicke des Urteilſpruches ſeines Talents. Auch Haß vor den Richtern und Geſchwornen, ſelbſt vor dem Staatsanwalt, ebenſo Dankbarkeit gegen den Verteidiger dürften die wenigſten empfinden. Das peinigendſte Gefühl eines Angeklagten im Gerichtsſaale, ſagte mir einmal ſo einer, ſei wohl das des Schämens, ſo vor aller Welt

der öffentlichen Verachtung ausgestellt dazustehen. Es wäre aber auch kein Wunder, wenn selbst der Verbrecher mit Verachtung hinblickte auf diese Versammlung von Pharisäern, die sich um so viel besser und höher dünken als er, während sie doch nur glücklicher sind. Wenn auf der Anklagebank ein Philosoph sitzt, und das kommt wohl vor, dann mögen sich in einer solchen Menschenseele wohl einmal auch hohe Dinge begeben, von denen das ehrsame Philisterium in den Zuschauerbänken keine Ahnung hat.

Einmal bin ich in der Lage gewesen, mit einem armen Sünder zu sprechen, eine halbe Stunde nach seiner Verurteilung zum Strange. Mit größter Leidenschaft und verzweifelten Wutausbrüchen hatte er während der zweitägigen Verhandlung das ihm zur Last gelegte Verbrechen, Mord an seinem Weibe, geleugnet. Ich hatte mich während des Prozesses von seiner Schuld nicht ganz überzeugen können. Den Urteilsspruch hörte er mit Fassung an, dann ward er ganz ruhig und gleichmütig, was mich schließlich an seine Schuld glauben machte. Als ich nachher in seine Zelle trat, lag er auf dem Stroh, reckte beide Knie auf und klammerte über den Unterschenkeln die Finger ineinander. Das ist die Stellung eines Faulenzers, der nicht aufrecht sein mag und dem das ausgestreckte Liegen zu fade ist. Mir verschlug's so das Wort, daß ich nicht fragen konnte, ob er etwas wünsche, ob ich vielleicht bei seinen Verwandten etwas ausrichten könne — denn er war aus meiner Heimatsgegend. Endlich kam mir die blöde Phrase aus, ich wolle schauen, wie es ihm gehe. „Dank der Nachfrag', soweit gut." Das war seine Antwort. Weiter wußten wir miteinander nicht viel anzufangen, ich schien ihm langweilig zu sein, habe ihn recht bald wieder verlassen. Und dieser Mann war unschuldig verurteilt worden. Nach einem halben Jahre stellte sich die Schwester der Ermordeten mit dem Eingeständnis,

sie habe die Frau vergiftet, weil sie an deren Stelle treten wollte. Zum Glücke war der Verurteilte nicht stranguliert, sondern zu zwanzig Jahren begnadigt worden. Als an dem Morde gänzlich unbeteiligt trat er nach dem neuerlichen Prozeß wieder frei ins Leben hinaus. Aber er war trübsinnig und blieb es. „Man kann sich auf nichts verlassen", sagte er einmal. Auch nicht auf die Gerechtigkeit, mochte er dazugedacht haben. So war ihm alle Lebensfreude vergällt. — Daß, wie man annehmen möchte, ein unschuldig Verurteilter im Gerichtssaale sich zu Tode rasen müßte, trifft selten zu. Die erste Stimmung des Verurteilten ist Resignation. „In Gottes Namen", hörte ich einen sagen, als er abgeführt wurde. Von dem furchtbaren Prangerstehen, das stunden-, vielleicht auch tagelang gedauert hat, von den quälenden Verhörsfragen, die sein Gehirn peitschten und brutal in die innersten Geheimnisse seines Wesens griffen, ist er nun erlöst. Jetzt wieder die Zelle, wo er noch sein eigen ist. Dann ein paar Minuten lang erwürgt werden und es ist aus. „In Gottes Namen." Die grause Angst vor den „paar Minuten" kommt erst später.

Kurz, der Gerichtssaal ist kein Theater. Manchmal aber eine schreckliche Zufluchtsstätte für solche, die nach Gerechtigkeit sich sehnen.

Aus einer Welt, wo jeden Augenblick und an jedem Orte Übervorteilung, Verdächtigung, Verleumdung, Gewaltiat, Verbrechen jeder Art geschehen, flüchtet mancher gern einmal in den ernsten Saal, wo das Unrecht bestraft und Recht gesprochen wird. Und wenn endlich auf das frevelnde, tückische, reulose Haupt der beleidigten Menschheit Rachestrahl niederfährt und das „Verurteilt!" durch den Saal donnert, so gibt das ein befreiendes Aufatmen.

Doch nur für den Augenblick. Schon der nächste Gedanke mahnt dich, bange an die eigene Brust zu schlagen:

mit denſelben angebornen Eigenſchaften, unter denſelben Verhältniſſen wäreſt auch du den gleichen verhängnisvollen Weg gewandelt und an das gleiche Ziel gelangt. Und ein Richter hat mir einmal geſagt: „Nie fühlt man ſich ſo armſelig zerſchlagen, als wenn man über einen Mitmenſchen das Urteil geſprochen hat.“

Weihenacht.

(1906.)

Es iſt vorbei. Nach achtzehnſtündigem Hochſommer-Sonnenlichte iſt im Weſten die letzte Milch verſchwunden, und in ihm ſtehen die Sternlein wie überall. Ich lehne auf der Matte der Berghöhe an einem großen Stein. Eine Schnecke muß ich beunruhigt haben, der Hausherr iſt langſam hervorgekommen und trägt ſein Haus behutſam über mein Bein. Will er mir's anbieten, mich einladen zur Herberge? Denn ich in den Wäldern Verirrter habe diesmal keine. So mache ich mich da bequem auf weitem Raſenbett, das Haupt an einen Stein gelehnt, und ringsum aus den ſachten Hängen herauf recken die alten Fichten ihre zackigen Kronen. Matt ſtechen ſie ab vom dunklen Himmel, und jener hohe Wipfel dort iſt ſo von Sternen durchſchimmert, daß er ausſieht wie ein Chriſtbaum armer Leute, der nur ein halb Dutzend Kerzlein hat.

Ich horche aus nach einem Nachtvogel. Nichts. Ich horche aus nach dem Zirpen der Heimchen, die man ſonſt überall kann hören zur Nachtzeit im weiten Gelände. Nichts. Ich denke, ob denn aus keiner Schlucht ein Bachrauſchen herauſweht. Es iſt nichts, es iſt alles urſteinſtill. Still wie in der ewigen Ruh. Ich befühle meine Glieder, ich greife nach meinem Kopf. Ich möchte wiſſen, ob ich's bin oder nicht. Ich bin mir deſſen nicht ganz ſicher. Kann man denn das noch Sein nennen? Dann iſt es das glückſelige Sein der Ewigkeit. Oder iſt es nur der große Stein, der auf der Matte liegt, der da träumt, er ſei ein kleines dummes Menſchenweſen, das am Steine lehnt im hohen Bergwald.

Das Gras iſt feucht geworden. Ein Leuchtkäferchen gleitet darüber hin und hebt und ſenkt ſich wieder zu Boden.

Ein zweites dort. Ob sie sich gegenseitig suchen mit ihren Laternchen? Und ob sie sich nicht finden, weil jedes von seinem eigenen Laternchen geblendet ist? Wer ein Licht sucht, dem bekommt's besser, wenn er selber lichtlos ist. Bei den Menschen auch so: Einfältige finden leichter Licht beim Weisen, als Übergescheite. Aber nein, diese Glühwürmchen tragen das Licht der Liebe an sich, nicht wie bei den Menschen, die die Liebe blind macht und die erst, nachdem sie geliebt haben, sehend werden. —

Ich bin ganz lichtlos und weine zu den Sternen hinauf. Wie Silbersand sind sie gestreut über den weiten schwarzen Himmel. Aber sie leben, fast alle leben sie, sie flackern wie Lichtlein im Lufthauch, sie zittern wie Tautröpfchen in der Morgenfrühe. Einzelne kommen näher, als fielen sie herab, und bleiben doch immer an ihrer Stelle. Und jetzt fliegen viele herab, aus dem Hintergrund rücken sie nach, mehrere sind schon ganz nahe, andere stehen tief oben und ich bleibe allein in meinem Walde. Aber gesehen müssen sie mich haben, sie schauen alle auf mich her. Und winken mir zu und blinzeln. Hau! Der ganze Himmel ist auf mich aufmerksam geworden und ein Sternlein raunt es dem andern zu: Siehe dort unten, ganz unten im Grase, am Stein! Dort klebt ein Räuplein, man nennt es Mensch. Es ist sehr nichtig. Es ist über alles Erbarmen nichtig. Aber man sagt, wenn der Falter herauskommt, der soll wunderbar sein, der soll in die ewigen Himmel fliegen können. — Zu mir soll er herfliegen, sagt ein stiller, ruhiger Stern, bei mir findet er einen Wonnefrühling, wo er immer Falter kann bleiben und gaukeln auf meinen bunten, süßen, heiligen Blumen. — Und ein anderer, lodernder Stern spricht: Zu mir soll er kommen, in meinem Feuer hat alles Gaukeln und Flattern und Wieder-zur-Raupe-werden rasch ein Ende. — Und ein besonders geheimnisvoll zwinkerndes

Sternlein flüstert: O, denket! Was dort ist und wird, das ist mehr als ein Falter, das ist stolzer als ein Adler, das ist unsterblicher als ein Phönix ... Ich glaube, sie haben meine Seele entdeckt. Jetzt gucken sie einer über des andern Achsel neugierig herab, und plötzlich macht sich von den Sternen einer auf den Weg, wirklich auf den Weg zur Erde, und in einer langen, lichten Bahn fliegt er mit Himmelsätherschiffgeschwindigkeit. Aber noch ehe er herabkommt, ist er im Erdendunstkreis erstickt. Man wird seine Leiche irgendwo finden. Und ich bleibe wieder ohne Botschaft von den Himmeln.

Sollte auch ich mich so verflogen haben? Mir träumte doch von einer Stadt und von Leutegewimmel. Und wie ich mitgezappelt wäre. — Wo ist jetzt diese Stadt? Fern im Osten zieht sich ein dunklerer Streifen, das ist ein Gebirgszug. Man kann das Gezack seiner wilden Felsenberge kaum sehen. Hinter demselben, noch einmal so weit, ist ein zweiter Gebirgszug von kahlen Almkuppen, und noch einmal zehn Meilen hinter demselben ist die letzte Höhe. Von derselben sieht man hinaus aufs feurige Meer. Es ist zu schauen, wie wenn auf einem ungeheuren Sumpf allerlei Irrlichter ihr schweigendes, gespenstisches Spiel trieben. Bis weit an den Horizont hin legt sich dieser unermeßliche Pfuhl mit dem bläulich-blassen Schein. Und das ist die Stadt. — Jetzt zu dieser Stunde, wo hier die erhabene Majestät der Nacht ist mit dem stillen, offenen Himmel, tanzen dort eine Million Menschen wie Mückenschwärme um die Lichter und Feuer. — Ist es nicht erst vor drei Sonnen gewesen, daß auch ich mitgetanzt habe dort und mir die Flügel versengt? — Ich preise dich, o Himmel, daß es war. Denn sonst würde ich nicht hier die Seligkeit dieser Weihenacht genießen. Leben jetzt in den weiten Waldbergen nicht hunderte Menschen stumpf dahin und haben keine Ahnung von

den heiligen Schauern der Ewigkeit, die da vom Sternenhimmel niederrieſeln. Erſt der im Sumpf gewatet, von der Irrlichter Lockung und Hetzung ermattet, er findet ſich hier zu ſeinem wonnigen Erſtaunen als Bürger der Ewigkeit.

Bleibe wach, mein Sohn, ſchlafe nicht ein. Du könnteſt von den Leuten träumen. Bleibe wach und ſiehe, was ſich hier weiter vollzieht. Merkſt du am Himmel die Wanderer? Es iſt keine Völkerwanderung, es iſt eine Weltenwanderung. Die drei Sterne, die in einem Dreieck geſtanden, jetzt ſind ſie dort drüben über den Wipfeln, der eine verſteckt ſich ſchon hinter den Baumkronen. Und andere ſind da, die du früher nicht geſehen haſt. Und dort am Himmel iſt ein ſchwarzes Fleckchen, wo nichts ſteht. Wenn du in dieſes Fleckchen hinausfliegen könnteſt, ſo würdeſt du dort am längſten reiſen, ohne eine Welt zu finden. Vielleicht hunderttauſend Jahre. Vielleicht zehnmal ſo lang. Aber endlich würdeſt du auch in dieſer Richtung, wo das Auge jetzt nur Öde und Leere wähnt, einer fliegenden Welt begegnen. Menſch, wenn einer unermeßlich fliegen könnte und wenn er alle Räume ausflöge, um den Himmel zu ſuchen! Und er verirrte ſich im Weltenraum, ſähe von weitem die Lichter und fände zu keinem hin, und fände keine Ruheſtatt, ſo weit er auch flöge, an kreiſenden Maſſen vorbei, immer und immer im Leeren dahin! Denke dir das. — Und ſolches könnte einem paſſieren, der ſeinen Himmel in jenen unfaßbaren Räumen ſuchen wollte. Haben nicht die flüſternden Sterne vorhin angedeutet, als ob du der Mittelpunkt von allem wäreſt, der du hier am Steine liegſt! Und als hätten ſie ſich ehrerbietig geneigt vor dir, der gottähnlichen Menſchenſeele! Die rieſigen Welten geneigt vor dir, du leidende, ſtreitende, ſehnſüchtige Seele! — Sachte ſank von den Sternbildern die Wage hernieder. Erſt ſtand ſie gleich. Dann hob ſich ſachte die eine der Schalen, und die andere ſenkte

ſich. Die eine, die ſich hob, war mit tauſend Welten belaſtet: in der anderen, die ſich ſenkte, lag meine unſterbliche Seele. Da kam der Wagen mit ſeinen feurigen Rädern, an ihn geſpannt der Bär und der Löwe, und der Fuhrmann befeuerte ſie mit flammender Schlangengeißel. Der Jäger hob mich in den Wagen, die Jungfrau flocht mir Planeten ins Haar, die Zwillinge ſchützten mit Fächern mein Auge vor dem Übermaß von Licht, das mein Gefolge ausſtrahlte. Eine ganze Prozeſſion von Sternen und Sonnen war meine Begleitung, und hinten, ganz hinten kollerte hüpfend ein Kügelchen nach, ein ganz kleines, ſchimmerndes Kügelchen — das war der Erdball.

In ſolchem Aufzug war ich dahingeflogen — ich weiß nicht wie lange Zeiten. Dann ſtand's in Ruhe. Vor mir war ein Baum, rieſengroß, mit ſeiner Krone in himmliſche Sphären hineinragend. Da kamen Sterne herangeflogen, wie goldene Vöglein, umkreiſten den Baum, ſetzten ſich auf die Zweige und ſchaukelten ſich, und da ſtieg im durchleuchteten Baum, ganz innerhalb am Stamm, eine Geſtalt hernieder, von Aſt zu Aſt, immer weiter herab zu mir. Ein nacktes Knäblein war's. Den Boden kaum berührend, ging es auf mich zu, ſtand vor mir, legte mir die weißen Ärmchen um den Hals und mit wunderſamen Kindesmärchenaugen lächelte es mich an.

Es war der junge Gott in Menſchengeſtalt. —

Dieſe Ereigniſſe hatten ſich vollzogen in tiefſter Stille, da ich geträumt von jener Hochſommernacht. — Nun aber hörte ich einen fröhlichen Lärm. Anfangs ganz von ferne her, dort, wo über den Bergen die Morgenröte geſtanden. Dann Vogelſang und helles Kinderlachen ganz in der Nähe. Und über mir, der ich im Lehnſtuhl ſaß und die Augen öffnete, ragte im Lichterglanz der Weihnachtsbaum.

Luxus das moderne Ideal.

(1909.)

Es erheben sich im deutschen Volke immer mehr Stimmen gegen den allzu üppigen Luxus, der seit dem siegreichen Kriege dieses Volk wieder unterkriegen will und der jetzt einen unheimlichen Höhegrad erreicht hat.

Aber diese Stimmen bleiben nicht unangefochten. Besonders solche Berufsleute verteidigen den Luxus, die von dem Luxus anderer leben müssen. Ich habe noch keinen Gastwirt gesehen, dem der viele Alkoholgenuß nicht wohlbekommen hätte — solange er ihm nicht selber gefrönt. Dann gibt es Philosophen des Luxus, die sich eine besondere Luxustheorie zusammengemacht haben, um ihre persönliche Neigung zu rechtfertigen, zumeist Großstädter, die nicht das Glück haben, Lebensgenugtuung in der produktiven Arbeit zu finden. Eine deutsche Eigenschaft ist es nicht, nach Luxus zu streben; der Deutsche strebt vor allem Gediegenheit des Notwendigen an, eine geordnete Wirtschaft, persönliche Unabhängigkeit, und er weiß, daß gerade der Luxus ein tückischer Feind dieser Zustände ist. Es läßt sich aber der Luxus sehr geistreich verteidigen, besonders wenn man den Kern der Sache umgeht und mit sprühenden Irrlichtern arbeitet.

In einer norddeutschen Zeitschrift fand sich eine witzige, aber grundschiefe Plauderei über Luxus; darin heißt es, daß der Luxus nichts an sich sei, nur ein Verhältnis; daß man nicht wisse, wo der Luxus anfängt, daß dem einen Lebensbedürfnis sei, was der andere Luxus nennt, und daß jede Kulturentwicklung zuerst Luxus scheine und dann Bedürfnis werde. Das ist beziehungsweise richtig. Unter ande-

rem heißt es: „Was ist Luxus? Luxus ist das Überflüssige. Was aber ist überflüssig? Ich ziehe z. B. vom Fuße des Berges mühsam meinen Schlitten bis zum Gipfel hinauf, um dann — zum Fuße des Berges zu rodeln. Das ist überflüssig, scheint es. Oder: Ich mache eine Karlsbader Kur durch, während der ich zwanzig Pfund abnehme, die ich den Winter darauf wieder zunehme und den folgenden Sommer wieder abnehme usw. — Ich weiß, daß mich gar nichts vor dem Tode retten kann, aber ich heirate und zeuge Kinder, die wiederum gar nichts vor dem Tode retten kann. — So betrachtet, wäre das ganze Universum überflüssig. — Am Anfang schuf Gott zwar Himmel und Erde, aber es wird nicht gesagt, wozu er sie schuf, es wird nirgends ein plausibler Grund angegeben. Jedenfalls wird nichts davon gesagt, daß Gott es für notwendig hielt. Also Luxus! — Dann kommen wir darauf hinaus, daß allem Überflüssigen also doch eine Art Notwendigkeit innewohnt. — Luxus ist der verkörperte Gewinn des Lebenskampfes geworden. In einer wilden Zeit kämpfte man um Ideale. Heute dünkt uns das Wohlleben ein Ideal; darum kämpfen wir dafür. Der Luxus ist das moderne Ideal. — Alles ist Luxus, was über das rein tierische Bedürfnis hinausgeht. Da aber selbst die Tiere eine jeweils verschiedene Lebensweise führen, nämlich die ihnen und ihren Bedürfnissen gemäße, muß man auch dem Menschen diese Variationsmöglichkeit zugestehen. Wenn einem Bauern sein ranziger Speck gutschmeckt, so beweist das nicht, daß ich, wenn ich in einem Restaurant diniere, luxuriös lebe. Der Bauer würde sich an meinem Diner den Magen verderben und ich mir den meinen an seinem Speck. — Jeder, der unsere Kultur beschimpft, ist ein Barbar. Ich hasse alle Unkultur. — Die Geschichte des Luxus ist die Geschichte des Fortschrittes."

Das ist eine Probe, wie man über den Luxus philosophiert, ohne verstehen zu wollen, was der Deutsche unter dem fremden Worte meint.

Wenn die Kulturentwicklung darauf ausginge, gewisse raffinierte Dinge, die den Vorfahren überflüssig oder gleichgültig erschienen, für uns notwendig zu machen, so würde das nichts anderes sein, als daß die Kultur uns zu Sklaven machen will. Zu Sklaven äußerer Dinge und Genüsse, die man früher nicht vermißt hat. Man war frei von ihnen, man hat sich selbst gehört, man hat den Posel des Prunkes, die Mittel raffinierten Sinnenkitzels nicht mit seiner Behaglichkeit, mit seinem Innenleben, mit seinem Gewissen erkaufen müssen. War das nicht würdiger, größer als das jetzige unsinnige Jagen nach Geld und materiellem Genuß? — Was wäre das für eine Kultur, die uns brennende Bedürfnisse erweckt, ohne die Mittel, sie befriedigen zu können! Und daß unsere künstlich geschaffenen Bedürfnisse zum allergrößten Teil der nach ihnen plangenden Menschheit nicht befriedigt werden können, das ist eben die Ursache unserer Unzufriedenheit, unserer sittlichen Haltlosigkeit, unserer mit Galgenhumor durchsetzten Verdrossenheit. Nicht bloß bei denen, die es nicht haben können, sondern auch bei denen, die alles haben, was sie wünschen; das sind gerade die frieds- und freudlosesten. Sie „genießen" Tag und Nacht und haben doch keinen rechten Genuß, kein Lebensideal, als das zu genießen — obschon sie schon lange übersättigt und stumpf geworden sind. Nein, wenn die Kultur kein höheres Ideal hätte, als die tierischen Sinne immer noch mehr zu überfüttern, dann müßte man alle Anarchisten zu einer großen Armee versammeln, um diese höllische Kultur zu zerstören.

Wahre Kultur ist das, was der Menschheit die Mittel schafft, auf dieser Erde möglichst gesund, arbeitsfroh und zu-

frieden zu leben. Iſt der Luxus ein ſolches Mittel? Wohl ganz im Gegenteil.

Die Erfindung der Walze, des Fenſterglaſes, die Entwicklung der Naturwiſſenſchaft und Erkenntnis, die Einführung der Elektrizität uſw. uſw., das ſind Kulturwerke. Aber ſelbſt dieſe haben ihre Grenzen, wo ſie aufhören nützlich zu ſein, anfangen ſchädlich zu werden. Ein Glas Bier, vielleicht auch noch ein zweites, iſt unter Umſtänden ſehr gut, zehn Gläſer nacheinander wäre unſinniger Luxus. Anwendung der Naturkräfte kann den Menſchen ſtärken, aber auch vernichten. Ich will damit ſagen, daß die Entwicklung bis zum Äußerſten nicht immer ein Gewinn iſt. Da muß der Menſch ſelbſt ſo klug ſein, die richtige Grenze wahrzunehmen.

Wo fängt der Luxus an? Dort, wo das überflüſſige anfängt? Durchaus nicht. Wir haben viele Überflüſſigkeiten, die harmlos ſind. Der Luxus, den wir meinen, fängt dort an, wo die Schädlichkeit anfängt. Luxus iſt der Aufwand, deſſen Fülle unſere Kräfte ſchädigt.

Es waren einmal zwei Brüder, wovon jeder ein Landgut beſaß. Die beiden Landgüter wurden anfangs gleich bewirtſchaftet und waren gleich erträglich. Der eine dieſer Brüder nährte ſich gut, ließ die Wohnung neu geſtalten, daß ſie viel Sonne und gute Luft hatte, ließ ſich was für zweckmäßige Bekleidung koſten, baute ſich ein Bad. Seine Kinder ſchickte er in die öffentliche Volksſchule, damit ſie ſich frühzeitig den Verkehr mit Leuten angewöhnten. Häufig fuhr er in die nahe Stadt, ins Schauſpiel, in die Oper, kaufte ſich bisweilen ein Kunſtwerk, richtete ſich eine wertvolle Bücherſammlung ein, kurz, ſuchte ſich das Leben ſchön und angenehm zu machen.

Sein Bruder tat ungefähr dasſelbe, aber er tat noch mehr. Er hielt z. B. gerne Feſtlichkeiten, wobei es Trüffel-

paſteten und Sekt gab, ſtattete ſeine Wohnung mit perſiſchen Teppichen, venezianiſchen Spiegeln aus, kaufte koſtſpielige Gemälde, nicht, weil ſie ihm gefielen, ſondern weil ſie modern waren. Für ſeine Kinder hielt er Hofmeiſter und Gouvernanten. Ein Automobil ſchaffte er ſich an, um weit in der Welt herumzufahren, nicht, um etwas zu ſehen und zu lernen, ſondern um zu zeigen, wie ſchnell man fahren kann. Auch ein Luftſchiff wollte er ſich beſtellen, wenn es die Verhältniſſe erlaubten. Aber dazu kam es nicht mehr, es wurden die Gläubiger ungeduldig, und anſtatt neuerdings Geld zu borgen, wollten ſie das längſt geborgte zurück haben. Seine wirtſchaftliche Exiſtenz hat mit Konkurs geendet, ſeine perſönliche mit Blaſiertheit, Verbitterung, Krankheit, frühem Tod. Der andere Bruder lebt in Wohlſtand, Lebensgenuß und Zufriedenheit.

Dieſes Beiſpiel aus dem Leben, das ſich tauſendfältig und in allen Geſtalten wiederholt, zeigt klar, wo der Luxus, den wir bekämpfen, beginnt. Genau dort, wo der Aufwand aufhört, nützlich zu ſein, und anfängt, ſchädlich zu werden.

Die Luxusanbeter werden ſagen, das ſei eine Unterſtellung, ſo meinten ſie es nicht. Gegen den ſchädlichen Luxus wären auch ſie und überhaupt ſei Luxus nicht ſittenloſe Üppigkeit, ſondern feinere und koſtſpieligere Lebensführung. Gut. Nun fragen wir: Wo iſt die Grenze zwiſchen koſtſpieliger Lebensführung und ſittenloſer Üppigkeit? Denen, die den Luxus lieben, iſt die Lebensführung nie zu üppig. Die allergrößte Genußmanie iſt ihnen — das höchſte Kulturideal. Und dem höchſten Ideale bringt man gelegentlich jedes Opfer, ohne Bedenken auch das Wohl der Arbeiter, die durch ihre Arbeit Genußmittel für andere ermöglichen. Wer da allen Ernſtes ſagen kann, Luxus ſei der verkörperte Gewinn des Lebenskampfes geworden, Luxus ſei das moderne Ideal, der allerdings iſt mit jedem höheren Ideal fertig,

der kommt wieder dort zurück, wo die Kultur ausgegangen ist — zu dem Tiere. Nur daß er so degeneriert ist, daß er den Pelz, der dem Biber von selbst auf dem Felle wächst, sich erst von irgendwem machen lassen muß. Wenn der Menschheit irdischer Genußluxus als das höchste Ideal erscheint, dann hätte sie der ganzen langen, beschwerlichen Stufenleiter der Kulturentwicklung nicht bedurft, denn dem Genußluxus frönt das Tier viel unbefangener und unmittelbarer, als der Kulturmensch. Nicht einmal nach Mein und Dein braucht der starke Wolf zu fragen. So weit werden es die Fachgenießer noch bringen wollen. Aber es steht zu fürchten, die „Kultur" wird das ihre getan haben, daß die in Üppigkeit Verweichlichten nicht die Starken sind.

Wir stehen ja nicht auf dem ästetischen Standpunkte Tolstois, so schön es auch wäre, souverän auf dieses aufgeblasene, bunte Nichts herabschauen zu können, im sicheren Besitze höherer Lebenswerte. Dazu sind nur die Auserwählten fähig. Wenn wir gegen den Luxus, die Verschwendung eifern, so geschieht es hauptsächlich aus nationalen und aus wirtschaftlichen Gründen. Wir müssen ein starkes Volk bleiben. Eine einfachere und einheitlichere Lebensweise muß wieder unseren Körper stählen und unsere häusliche Grundlage befestigen. Wir wollen jene Völker zum Vorbild nehmen, die in derber, redlicher Einfachheit mächtig und gesittet geworden waren, aber es nicht jenen Völkern nachmachen, die durch Genuß, Überfluß und Überdruß vermorscht und zugrunde gegangen sind.

Die glücklichsten Menschen sind die, so an ihrer Berufsarbeit Genuß haben. Solche Arbeit ist auch immer die solideste und beste. In unserer Zeit ist die Arbeit, das Kernigste, was wir auf Erde haben können, erniedrigt worden lediglich zum Geldverdienen. Nicht bloß bei den kleinen Leuten, die durch Arbeit sich den persönlichen Lebensunter-

halt erwerben müssen, auch bei jenen, die schon Geld genug haben, oft mehr als ihnen guttut. Auch die denken bei der Arbeit nicht an das Werk, nur an das Geld, und immer wieder nur an das Geld, das sie damit erlangen wollen. Und weil ihnen die Arbeit als solche kein Genuß mehr sein kann, deshalb nach getaner Arbeit der wahnsinnige Genußhunger.

Wir dächten, man könnte sich, wie unsere Vorfahren, auch wieder einmal den Luxus gönnen, die Arbeit des Werkes wegen zu verrichten und sich daran zu freuen.

Warum ich nicht nach Oberammergau ging.

(1910.)

„Gehen denn Sie nicht nach Oberammergau, Sie alter Bibelreiter?“ Diese Frage bekam ich dies Jahr wieder zu hören, wie früher, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Und ich ging nicht nach Oberammergau, ich alter Bibelreiter. Und wäre doch so gern gegangen.

Mir fehlte der Mut dazu. Ich fürchtete zwar nicht den Kampf ums Dasein, als daß kein guter Platz bei dem Spiele zu bekommen sein könnte, oder kein Quartier, oder daß mich die Darstellung enttäuschen möchte, nachdem die halbe Erdkugel von ihrem Rufe widerhallt. Wohl etwas mehr fürchtete ich — mich selbst. Schon bei gewöhnlichen Theatervorstellungen habe ich Gemütserschütterungen erleben müssen, denen ich kaum gewachsen war, so daß die größte und schwerste Selbstüberwindung nötig wurde, um vor den Leuten die Bewegung und ihre Empfindungslaute zu verbergen. Wenn man vom wirklichen Leide der Mitmenschen so leicht gerührt wäre wie von dem durch die Kunst erzeugten, eingebildeten! Ich fürchtete also ein wenig, die Passionsdarstellung könnte unbändig die religiösen Anbilder meiner Kindheit angreifen und jene mir allein eigenen Empfindungen in Form eines Aufstöhnens vor die Menge schütten, zum Gaudium des verehrungswürdigen Publikums.

Was ich aber am meisten fürchtete und weshalb ich nie zu den Passionsspielen ging, das ist eben dieses verehrungswürdige Publikum. Wenn die Zuschauer Leute aus dem Landvolke wären, wie es die Spielenden sind, dann hätte mich nichts zurückgehalten, dann wäre ich nach Oberammergau gegangen als Bauer unter Bauern — wie Gläubige zum Gottesdienste gehen. Was dort auf der Bühne vorgeht,

das ist Gottesdienst, aber die städtischen Zuschauer haben ihn zum Theater gemacht. Es gibt natürlich auch unter den Städtern Leute, die den Sinn dieser durch Gesinnung und Tradition geheiligten Passionsdarstellung verstehen und fühlen. Die Mehrzahl der hier zusammengeströmten Städter aus ganz Europa ist Theaterpublikum mit allen Mängeln und Fehlern desselben. Es mangelt ihm vor allem die Naivität, die unmittelbare, vertrauende Hingabe an das Kunstwerk, das der natürliche, der unverkünstelte Mensch besitzt. Dieser versteht das Kunstwerk zumeist gar nicht, am wenigsten theoretisch, er empfindet unwillkürlich und hat in dieser Empfindung unvergleichlich mehr Genuß als der skeptische, kritische und zynische Zuschauer. In Oberammergau von den Nebensitzern dieselben Bemerkungen zu hören, wie man sie in den Theatern zu hören bekommt; von zünftigen Kritikern Rezensionen zu lesen, als handle es sich um eine Komödie von Sudermann oder Ibsen, mit demselben alltägigen Maßstab, den sie bei den Darbietungen Blumenthals oder Lehars anwenden — es wäre unerträglich. Es wäre zum Explodieren. Es wird sich ja — ich nehme das zur Beschwichtigung an — mancher Zunftrezensent, der nach Oberammergau kommt, im voraus sagen: das, was man da sehen wird, ist wohl nicht mit der Theaterschnur zu messen, da muß man Nachsicht haben und nicht vergessen, daß es Dilettanten sind. Und schon das ist ein gründlich gefehlter Standpunkt. Das sind keine Dilettanten, das sind biblische Menschen, die es nicht spielen, die es erleben. Auf diesem Felde ist der geprieseneste Hofschauspieler der Dilettant und der Oberammergauer das Vorbild. — Der Rezensent mag ungefähr so was empfinden, aber er wird nicht umhinkönnen, doch seine weisen Bemerkungen zu machen über Haltung, Mimik, Aussprache, Ensemble, Kostümierung usw. Es liegt ihm in den Nerven, er kann gar

nicht anders, er iſt auch in Oberammergau nichts anderes als in Wien oder in Berlin. Einen Wiener Rezenſenten weiß ich aber doch, der aus Oberammergau mit ehrlicher Begeiſterung heimkam. Der kritiſierte gar nicht, er lobte auch nicht, er ſchwieg. Er ſagte nur: das gehört nicht in unſer Fach, das iſt etwas anderes. — Von dieſem Grunde aus könnte wohl auch der Städter — falls er überhaupt einiges Verſtändnis für Volksempfinden hat — in Oberammergau wirklichen Genuß, ich ſage lieber Erbauung finden. Für Fremde iſt übrigens von allem Anfang an das Paſſionsſpiel gar nicht berechnet; und wenn dieſes ſchöne oberbayriſche Dorf auch ſonſt mit demſelben Plangen nach Fremden ausſchaut wie alle anderen Ortſchaften im Gebirge, man hat für die Gäſte ſogar eine große Paſſionsſpielhalle gebaut: das Spiel ſelbſt, hört man, macht den Kunſtgebildeten keine Konzeſſion.

Die Mitwirkenden horchen auch nicht aus nach Beifall, der ſonſt den Artiſten ſo notwendig, obſchon jeder weiß, was vom Theaterapplaus zu halten iſt. Man verachtet ihn (beſonders wenn er anderen gilt) und kann ihn doch nicht entbehren. Dem Dämon Lobſucht ſcheinen die Mitwirkenden des Oberammergauer Paſſionsſpieles noch nicht verfallen zu ſein; allmählich, fürchte ich, wird das von den Millionen eitler Seelen hereingetragene Gift ſchon wirken. Jetzt noch beſchützt ſie davor der fromme Geiſt der Vorfahren, die aus Peſtzeiten das heilige Gelöbnis durch zweihundert Jahre gehalten und bis auf unſere Zeit übertragen haben. Für die Einwohner iſt dieſe Paſſion auch ein Hort des ehrenhaften Charakters, der Sittlichkeit. Wer etwas Bedenkliches auf dem Kerbholz hat, der wird nicht zugelaſſen zur Mitwirkung. So iſt den Oberammergauern — deren Beruf bäuerliche Arbeit und vorwiegend Holzſchnitzerei iſt — die Paſſion zur zweiten Lebensaufgabe geworden, der ſie den

Zehent ihres Lebens, jedes zehnte Jahr, selbstlos darbringen. Denn mit der „Gage" schaut es für den einzelnen Mitspieler windig aus, sie verlohnt nicht das Jahr, in dem er sich der Sache hingeben muß. Man sagt, die Ehrengabe sei für den einzelnen Mitwirkenden durchschnittlich nicht viel über vierhundert Mark. Da verdiente er sich beim „Schnitzeln" mehr. Indes denkt er an Gotteslohn, und nicht ganz ohne Unrecht an sein „höheres Künstlertum", das ihn aufrichtet und mit einigem Stolze beseelt.

Zu diesem Oberammergau nun und seinen Bewohnern habe ich seit vierzig Jahren die lebhafteste Neigung, aber mir ist es nicht gegönnt gewesen, den so berühmt gewordenen Ort je einmal zu sehen. Natürlich wollte man gerade in den Spieljahren dabei sein, und da war es nun — wie gesagt — das fremde Publikum, das mich stets zurückgeschreckt hat. Es gibt ja gewiß Tausende darunter, die so meinen wie ich, das Gros aber ist jene städtische Menge, die überall dabei sein muß, wo es wie Sensation riecht, sind jene Modemenschen, die mit ihrem Skeptizismus und Zynismus alle schöne Natürlichkeit und Menscheninnerlichkeit verderben.

Ein guter Kamerad.

(1910.)

Der Heimgärtner pflegt seit jeher Buch zu führen über seine guten Kameraden, wagt sich mit der Buchhaltung aber nur dann in die Öffentlichkeit, sobald einer oder der andere einen Gedenktag begeht und ihm die Welt eine Zeitabschnittsmarke ankreidet. An solchen Tagen ist mehr erlaubt, als in gewöhnlichen Zeitläuften, und ein Jubilar muß sich manches gefallen lassen, gegen was er sonst klagbar werden möchte.

Der Mann, von dem ich da plaudern will, ist nicht bloß mir ein guter Kamerad, er ist's auch vielen anderen geworden. In seinem Leben ruht viel Köstliches für jeden, der mit ihm des Weges ist.

Wohl ein Vierteljahrhundert mag es her sein, seit ich in dem Hause eines Unvergessenen, im gastlichen Heim des Grazer Bürgermeisters Dr. Kienzl, einem jungen Mann begegnete, der damals aus Wien gekommen war, um eine Bibliotheksbeamtenstelle an der Technik anzutreten. Er sah damals ein wenig kränklich aus und gab sich ziemlich zurückhaltend; keinerlei Ahnung raunte es mir zu, daß dieser junge Mann meinen alten Tagen ein Kamerad werden würde.

Als wir uns später öfter sahen, merkte ich mit Unbehagen, wieviel dieser Wiener mir voraus hatte: Einen durch tiefe Bildung geregelten Geist, ein sicheres Benehmen in Gesellschaft, ein kundiges Teilnehmen an Gesprächen und Unterhaltungen, ein völlig natürliches Sein und Bewegen im Kulturkreise der Stadt. Ich hatte ihm voraus siebzehn Lebensjahre und eine herbe Jugend, zwar voll äußeren Bergsonnenscheins, aber voll seelischer Dämmerung.

Als ob wir in manchem einander erſetzen ſollten, zog es uns zuſammen. So einig wir in der Anſicht über Lebensführung waren, ſo verſchiedener Meinung in der bildenden Kunſt, wo er den Standpunkt des Künſtlers hatte und ich den des ungedanklichen, aber empfindenden Beſchauers. Bisweilen gab ich, der Erfahrene, dem Studierten gute Ratſchläge, die er freundlich annahm; dann kam's heraus, daß er ſolchen Rat nicht bloß längſt gekannt, ſondern auch längſt ſchon befolgt hatte, ehe ich damit daher kam. Viele Gebirgspartien in Steiermark und Tirol habe ich ihm vorgeſchlagen, die beſten Wege ihm beſchrieben; ruhig hörte er mir zu, und ſpäter wies es ſich, daß er dieſelben Berge lange vor mir beſtiegen hatte. Manchmal lockte mich der Schalk im Eifer eines Geſpräches in philoſophiſches Geſtrüppe, ſo daß ich in ſolchem Brombeerſtrauchgeſchlinge hängen blieb. Am nächſten Tage bewies ich's ihm brieflich, um wieviel klüger und klarer man Torheiten ſchreiben als ſprechen kann.

Doch, wozu mich verkleinern zu ſeiner Jubelfeier! Manchmal war ſchon auch er in den Brombeeren und bisweilen ward es ſo, daß auch ich ihm etwas ſein konnte. Nur hat er mir lange ein Geheimnis vorenthalten. Nicht durch ihn perſönlich, durch ſein fertiges Buch habe ich es endlich erfahren, daß mein Freund — ein Dichter war.

Emil Ertl! Fernab von den literariſchen Stierkämpfen und Wetthetzen ſchuf er in der Stille ſeine Werke; fernab vom Marktlärm des Schrifttums iſt er ſtehen geblieben, und ſo hat unſere alles beſchnüffelnde und beſchreiende Zeit ſein künſtleriſches Werden und Wirken nicht geſtört. Unbelehrt und unbelogen von den Journalführern des Tages und von den Schatzmeiſtern der Literatur iſt er groß geworden. Es mag ſchon ſein, daß auch ſolche Abgeklärte Stunden haben, da ſie ſich vereinſamt fühlen, daß ſie

dürften nach einem Worte der Ermunterung, der Führung und der Anerkennung. Aber die Glücklichen ſind ſie doch, weil in der Einſam die Perſönlichkeit am reinſten in das Werk übergeht.

Es wundert mich nicht, wenn heute, da der Meiſter ſeinen fünfzigſten Geburtstag begeht, manche Leute fragen: Emil Ertl? Wer iſt das? Und ſo einfach, wie die Frage, kann auch die Antwort ſein: Es iſt ein Meiſter der Novelle, es iſt der Erneuerer des kulturhiſtoriſchen Wiener Romans.

Wohl wird es nervöſe Flattergeiſter geben, die zu Ertls ebenmäßigen, behaglich geweiteten, kriſtallklaren Erzählungen keine Neigung aufbringen können. Das macht nichts, das iſt gut. Zum geſunden Dichter finden ſich ſchon geſunde Leſer. Und ſolche, die die Dichtung liebhaben, ſchauen auch gerne nach dem Dichter aus, nach ſeiner Perſon, nach ſeinem Lebenskreiſe. Nicht immer iſt das anzuraten. Da ſucht man einen originellen, an Geiſt fortwährend explodierenden Mann und findet zumeiſt einen ledernen Alltagsgeſellen. Gerade der Echte trägt ſein Dichterherz nicht auf den Händen herum wie das kittelſackloſe Frauenzimmer auf dem Markt die Geldbörſe. Einer, der vor Fremden ſein Herz ſorgfältig verhüllt, iſt unſer Dichter der „Liebesmärchen", der „Feuertaufe", des „Blauen Gugucksſauſes", der „Freiheit, die ich meine". Und doch wird jeder, der ihm begegnet, einen Gewinn empfinden. Die ruhige, gütige, vornehme Art ſeines Weſens erfüllt mit Behagen, ſeine wohlbedachten Worte geben freundlich zu denken. — Und nun mache ich, ohne anzuklopfen, die Tür auf in ſein Haus, ganz heimlich und kaum eine Spanne weit. Ob der ehrſame Bibliothekar nicht etwa juſt beim Jubiläumsmahl ſitzt unter den Seinen? Ja, der dort mit dem Taſſokopf. Die paar Silberfäden ſeines üppigen dunklen Haares getrauen ſich kaum noch auf eine Silberhochzeit anzuſpielen.

An ſeiner Seite, froh und klug zum Rechten ſchauend, die jugendliche Hausfrau. Dann der ſorglos mit ſonnenheiterem Auge in die Welt lachende Univerſitätsſtudent. Dann die zwei anmutsvollen, jugendheiteren Mädchen. Das ſind die Seinen, das iſt der glückſelige Gottesfriedenkreis, dem der Himmel dieſes Dichterherz anvertraut hat. — Ein alter, ſchiefgewachſener Junggeſelle hat doziert: Dichter ſollen ſich an keine Familie ſchmieden, ſie müſſen freie Arme und ein weites Herz haben für die ganze Menſchheit! Schön, aber ſchief. Geiſtreich, aber dumm. Iſt der häusliche Familienkreis nicht die einzige Stelle, von der aus man den richtigen Geradeblick hat in die Menſchheit, in dem man all Menſchenfreud und -leid am beſten verſtehen lernt? Wo ſonſt ſollen wir die Liebe zu den Menſchen anzünden als am häuslichen Herde? Juſt in unſeres Jubilars Dichtungen widerleuchtet ſo ſchön und warm die Trautſamkeit und Innigkeit der Penaten.

Seit Jahrzehnten zur Winterszeit kommen wir — unſer etliche Freunde und Gleichgeſinnte — wöchentlich einmal in der altdeutſchen Weinſtube zu Graz zuſammen. Wenn ich ſage: Gleichgeſinnte, ſo iſt das nicht ſo ſchlimm gemeint, gottlob. Bei völlig Gleichgeſinnten pflegt anregende Unterhaltung frühzeitig in dem Herrn zu entſchlafen. Was Feuer, Licht und Wärme geben ſoll, das muß ſich reiben, und ſo haben wir übermütige Schwarmgeiſter, ironiſche Feuerwerker und ſatiriſche Gedankenſchneller — beſonders in früheren Jahren — in unſerer Weinſtube prächtige Gewitter gehabt. Zu blitzen begann es da und dort, unſtet ward es in allen Winden, und wenn auch gerade nicht das Einſchlagen drohte, war es doch gut, daß Ertl allemal den richtigen Wetterſegen wußte, ein ruhiges, humoriſtiſches Wort, um den Aufruhr zu ſänftigen. Durch all die wirren Zickzacke der heftigen Behauptungen zieht Ertl gelaſſen und

klar den geraden Faden und die sieben Meinungen lösen sich harmonisch in die Farben des Regenbogens auf. Völlig geruhigt es sich, wenn Ertl etwas erzählt. Er kann auch persönlich erzählen, trotz aller behaglichen Ruhe voller Gestaltlichkeit und Anschaulichkeit. Ohne Absicht auf Effekt erzielt er ihn. — So sitzen wir denn Freitag um Freitag beisammen. Aber plötzlich ist es, daß unser Freund der Tafelrunde fernbleibt. Er kommt heute nicht und er kommt nächstesmal nicht. Wir anderen erforschen unsere Gewissen; die sind soweit leidlich rein, wir wissen nicht, warum Ertl wegbleibt. Und nach Wochen, siehe, da erscheint er auf einmal wieder, flink aufrecht, aufgeweckt, mit jugendlich leuchtendem Auge tritt er an unsern Tisch. Da wissen wir alles, er braucht es uns gar nicht zu sagen. Ein neues Buch ist fertig geworden.

Um diese Eigenschaft des mit sich allein Fertigwerdens beneide ich ihn ein wenig, ich, der den Drang hat, zur Zeit eines entstehenden Werkes mit verstehenden Menschen darüber zu sprechen. Zu sagen von dem Werdenden, so recht als möglich, so schlecht als denkbar. Nicht um Beirat ist mir zu tun, nur ums Aussprechen, weil es dabei am lebhaftesten in mir arbeitet. Gerade Ertl ist bei solch ungeordneten Eruptionen mein geduldiger Zuhörer. Er weiß es, daß bei mir dieses Sichaussprechen nötig ist, soll sich das Chaos klären und entwickeln — unter der warmen Sonne eines Freundesauges.

Der große Abforderer ist hart mit mir verfahren, die Weggenossen früher Zeiten sind alle dahin. Und was der Himmel mir später an persönlichen Freunden schenkte, das hat bequem an einem kleinen Tische Platz. Man hütet sie; und selbst in schwülen Stunden, da man Lust hätte zum Blitzen und zum Donnern, scheucht man die herlebige Seele zurück, aus Besorgnis, das Rebelchen möchte im traulichen

Kreiſe den Nachſommerſonnenſchein auf einen Augenblick verhüllen. Und ſo iſt das eine rührend verträgliche Geſellſchaft geworden, immer aufgelegt zum Schalken und Scherzen. Jedem der Gäſte, wie ſie bei uns gelegentlich einkehrten, war nicht behaglich. Jenes Veſperglöcklein, das in geſchloſſenen Männertiſchgeſellſchaften ſonſt geläutet zu werden pflegt, hat bei uns keinen „Klachel". Auch iſt die Fachſimpelei ausgeſchaltet und die Dame Mediſance hat an unſerer Tafelrunde keinen Platz. Die Welt durch die Brillen des Humors anzuſchauen, das iſt unſere Unterhaltung. — Dreißig Jahre wird's bald, daß ich in jener Weinſtube ſitze, mit Unterbrechungen zwar. Unter einer einzigen Ausnahme ſind heute die Kameraden andere, als die bei der erſten Sitzung waren. Aber es ſind Stunden, da ein Geiſt der Ruhenden zu uns auf Beſuch iſt.

Der Sommer trennt uns räumlich. Wir laſſen aber den drahtloſen Telegraphen des gegenſeitigen Zudenkens fleißig ſpielen und fahren am Ende auch einmal einer zum andern. In bangen Zeiten hat's mich gerne zum fernen Freunde gezogen. An dem Tage, als Bismarck ſtarb, fuhr ich Emil Ertl nach an ſeinen Sommeraufenthalt in Innichen. Wir machten zuſammen einen Ausflug auf den Fiſchleinboden. Auf grüner Matte ruhten wir und ſchauten zwiſchen Lärchenwipfel auf ins weiße Felsgewände, die das deutſche Land hier abſchließen. Wir ſchauten zu den Zinnen empor und ſchwiegen. Fern im Schloſſe zu Friedrichsruh liegt der tote Held, der uns getrennt hat von unſerem großen Volke, und deſſen Manen doch unſer Troſt ſind . . . Warum ich immer an das Schweigen jener Stunde denken muß? —

Ein Jahr ſpäter beſuchte ich den Freund auf der Sommerfriſche in Altauſſee. Wir beſtiegen miteinander den Loſer und ſchauten nieder auf den See und hinaus in die Karſte des Toten Gebirges und in die Gletſcher des Dach-

ſtein. Heiter wie das Gebirgsbild im Sonnenſchein war unſer Gemüt, unſer Geſpräch. Für alles hatte der Wandergenoſſe Auge, Ohr und Verſtändnis, für das Blümchen im Geſtein nicht weniger wie für die Bergrieſen, die in weitem Kranze uns umſtanden. Er hatte Sinn für das Geſchichtliche der Bewohner dieſer Gegenden ſowie für ihr wirtſchaftliches Leben, für ihren Volkscharakter, für ihre Sitten, Kunſtneigungen und Poeſie. Da begriff ich es, wie dieſer Mann aus einem Tintentiegel Dorfgeſchichten wie Stadtnovellen ſchreiben kann. Ein geordnetes Wiſſen, ein ſicheres Gedächtnis, vereint mit Takt und Herzensgüte, vervollſtändigen den Apparat, mit dem einer an Gehalt und Form bedeutſame Werke ſchreibt.

Ein anderes Mal wanderten wir durch die Wälder meiner Kindesheimat, in denen der Wiener wieder viel beſſer daheim war, als ich es in ſeiner großen Stadt je werden kann. So ſehe ich an dieſem Menſchen überall Vorzüge, um die ich ihm eigentlich Neid haben müßte, wenn mir die Hölle ein bißchen von dieſem Gifte ins Blut geſpritzt hätte.

Weniger luſtig als der Weg durch die Wälder, auf die Berge iſt der zum Krankenbette. Und auch dieſen weiß der Freund zu finden, ſeien es nun die drei Treppen in die Stadtwohnung oder die Strecke ins Mürztal. Nichts übertriebenes an Klage oder Tröſtung, wenn Ertl kommt; eine ruhig warme Teilnahme, ein frohes Plaudern und Erzählen hat mir manche trübe Stunde licht gemacht. Nichts von der Art aufdringlicher Ratſchläge iſt in ihm, freundlich verſteht er die Stimmungen des Kranken, ſo wie er die Eigenart der Perſon verſteht und mit ihr nicht markelt. Dafür beſteht auch er für ſich auf dem Rechte der Perſönlichkeit und weiß mit milder Abwehr ſein zartes empfindungsreiches Innenleben zu ſchützen.

Mein Beruf und noch mehr meine Neigung haben es verlangt, den Jubilar, wie ich ihn ſehe und erfahren habe, ein wenig anzumerken. Jetzt aber fürchte ich die nächſte Begegnung mit ihm, wo zu meiner Entſchuldigung gar nichts geſagt werden kann, als: Lieber Freund, man wandelt nicht ungeſtraft unter dem Fünfziger!

Karl Schönherr.

(1911.)

Der neue Mann! könnte man ſagen, wenn er nicht ſchon ſeit vielen Jahren bekannt wäre. Bekannt, ja. Aber berühmt? Erſt ſeit Monden. Es war ein ſachtes, von keinem hohlen Erfolg, von keiner Verſuchsſtändelei geſtörtes Wachstum.

Es werden jetzt wohl nahezu zwanzig Jahre her ſein, ſeit mir ein alter Freund in Wien einen jungen Dichter für meinen „Heimgarten" empfahl. Selbiger ſei aus Tirol, bäuerlichem Geblüte entſtammend, ſtudierter Mediziner und wolle ſich in der Donauſtadt eine ärztliche Praxis gründen. Indes ſcheine er ſich in der menſchlichen Seele mindeſtens ſo gut, wenn nicht beſſer auszukennen, als an dem menſchlichen Körper. Sein Name ſei Karl Schönherr.

Mich mußte damals dieſe Nachricht deshalb beſonders innern, weil mir der Name Schönherr aus einem Familiendokument bekannt war. Im ſechzehnten Jahrhundert hat eine Anna Roßegger aus Krieglach-Alpel in Steiermark einen Andreas Schönherr geheiratet und iſt mit ihm fortgezogen. Es wäre mir kein geringer Stolz, zwiſchen dem Dichter Karl Schönherr und mir eine Familienverwandtſchaft nachweiſen zu können. Aber ich weiß nichts weiter und das Geſchlecht der Schönherr iſt in den Alpen weit verbreitet. Eine Seelenverwandtſchaft wird wohl vorhanden ſein, das habe ich ſchon damals geſpürt, als mir einige Skizzen Schönherrs aus dem Tiroler Volksleben vorlagen, wovon etliche voll bummelwitzigen Humors, etliche voll ſchwerer Tragik waren. Ein Kenner des alpinen Volkstums; nicht ein Stadtmenſch, der Bauerngeſchichten ſchreibt, ſondern ein Berglandblut, das aus ſich ſelbſt ſchöpft. Ein Geber

und Herrscher, ein Bauernaristokrat, wie sie besonders noch im Tirolerland wachsen. In anderen Ländern haben die sozialen Verhältnisse den natürlichen Bauernaristokratismus zurückgedrängt, teilweise entwurzelt und in unserer Zeit sind die von der Hörigkeit befreiten Bauern so frei geworden, daß sie sich vom altangestammten Boden losreißen, um fahrendes Volk der Industrie zu werden. Nach meiner Meinung ein bodenloser Leichtsinn!

Kurze Zeit vor dem Auftauchen des jungen Tiroler Dichters war Ludwig Anzengruber gestorben. Der hatte in seiner genialen Art alpbäuerliche Gestalten mit städtischer Denkweise, mit modernen Tendenzen vereint, in einer Art, die künstlerisch jedenfalls, sachlich nicht immer gerechtfertigt war. Hier, in Karl Schönherr, schien ein Dichter gekommen zu sein, der die Bauernseele nicht ausweitete nach gleichmachender Kultur hin, sondern sie vertiefte in sich selbst. Das haben seine tirolischen Dialektgedichte, die „Inntaler Schnalzer", „Allerhand Kreuzköpf'", „Tiroler Marterln" schon angedeutet, noch bevor die Dramen gekommen sind. Diese Tiroler Bauerndramen voller Urständigkeit, festgedrängter Härte und Schwere. „Die Bildschnitzer", „Sonnwendtag", „Die Karnerleut'", das war schon klingend hartes Metall; dann kam das Bauerndrama „Erde" und endlich die Tragödie eines Volkes „Glaube und Heimat".

Dieses scheinbar so lokal gehaltene Drama einfältiger Bauersleute, deren Weltanschauung und Geschicke kaum etwas mit unserer Gegenwart gemein haben, hat im Sturm die Theater Deutschösterreichs und Deutschlands erobert. Als ob in unserem Volke doch wieder die Sehnsucht nach Glaube und Heimat erwachte! — Als dieses Drama vor kurzem Kaiser Wilhelm in Kiel gesehen, sagte er begeistert, er glaube, daß in Karl Schönherr der Dichter entstanden sei, der bisher dem deutschen Volke noch fehle. Wie ist das gemeint?

Haben wir doch eine stattliche Anzahl namhafter Dichter, besonders Dramatiker, die aus dem Volke und für das Volk schreiben und deren Darstellungen sowohl aus städtischem Hinterhause, aus Proletarierkreisen sowie aus Bauerngehöften und Almhöhen sehr beliebt sind. Allerdings, manchem dieser Dichter geht es nicht um Wahrheit, sondern um Effekt; seine Kunst ist nicht ein Feuer, das läutert und leuchtet, sondern vielmehr eins, das nur zerstört. Tendenz nach unten! — Eine zweite Äußerung des Kaisers erhellt die erste: Es habe ihn gefreut, daß in „Glaube und Heimat" alles vermieden worden, was Religionsstreitigkeiten hervorrufen könnte, daß das Schwergewicht auf das rein Menschliche gelegt worden sei. Alles sei echt und wahr, voll aus dem Leben gegriffen. — Schlichter und treffender kann allerdings diese Tragödie eines Volkes kaum gekennzeichnet werden.

Gewiß hatte es der Dichter diesmal leicht, in der Ausführung jegliche Tendenz zu vermeiden, weil die „Tendenz" eben schon im Stoffe liegt. Das haben bei uns jene kirchlichen Kreise wohl erkannt, die das Stück verboten wissen wollten. Es gibt geschichtliche Vorgänge und Völkerschicksale, die — so lange sie schon vergangen sein mögen — den Nachfahren wie ein Vorwurf, wie eine Mahnung, als „Tendenz" empfunden werden. Das macht das böse Gewissen. Was in der Geschichte wie in der Kunst unser Gewissen beunruhigt, das fühlen wir zum mindesten als eine unbehagliche Anspielung. Unsere Zeit mit ihren Religionsstreitigkeiten, die zuweilen feindselig bis zur Gewalt werden möchte, kann Schönherrs Drama nicht ohne Augenliderzucken anschauen.

„Red nit viel und geh dein Glauben nach!" heißt es da. Wir machen es umgekehrt. Wir reden viel vom Glauben und gehen ihm nicht nach. Das Schicksal unserer Vorfahren in den Alpen, von dem Schönherrs neues Drama so erschütternde Kunde gibt, ist eine Blutzeugenschaft gewesen, die

heute noch die Schwurfinger aufhebt gegen Himmel. Damals handelte es sich nicht um mehr oder minder theologisches oder geistreiches Sprechen, Lehren und Zanken, um kleinliche, boshafte Parteifehden, sondern um das laute, persönliche, furchtlose Bekennen. Wenn nun jene evangelischen Älpler vor katholischer Gewalt ihren Glauben nicht verleugneten, sondern frei und treu bekannten, so mußten sie fort von ihrer uralten Heimat, mit Weib und Kind, alt oder jung, gesund oder krank; sie wurden ausgewiesen, arm und elend, in ein fremdes Land. Glaube oder Heimat! Viele Tausend solcher Bekenner haben zur Zeit der Gegenreformation so ihre Scholle, die sie ernährt, ihre Matten, auf denen die Jugendlust geblüht, ihre Friedhöfe, auf denen die Ahnen ruhten, für immer verloren. Der Älpler, der wie kein anderer deutscher Stamm an Heimweh vergeht! In einem früheren Stück, „Erde", hat der Dichter gezeigt, wie eisenfest echtes Bauernblut sich an die Scholle schweißt. Nur eines kann noch stärker sein als der Heimhang — der Glaube. Nicht bloß bei den Bauern. Die Menschennatur ist einmal so, daß für Glück und Kraft das Glauben entscheidend wird, daß in entscheidender Stunde die Seelengesichte mächtiger wirken als die sinnlichen Wahrnehmungen. Wenn unsere modernen Geister, die so verachtend auf den religiösen Glauben des Volkes herabhöhnen, wenn sie wüßten, welch eine Kraft und Seligkeit in diesem Glauben verborgen sein kann, und was sie anstellen, wenn sie ihn zerstören! Man muß zu ihrer Verteidigung annehmen, daß sie es nicht wissen. —

Schönherrs „Glaube und Heimat" ist ein Trauerspiel, aber ein versöhnendes, ein erlösendes. Die Poesie ist frömmer und gerechter als die Geschichte. Im Drama verzeiht der Gepeinigte dem Feinde und führt dadurch in diesem die Umkehr herbei. Als der Reiter, der die katholische Macht

verkörpert, an den Menschenopfern sieht, was er angerichtet hat, zerbricht er schweigend sein Schwert. Diesen erschütternden, echt menschlichen Zug hätte der Tendenzdichter — wenn er ihm auch eingefallen wäre — vermieden. Die moderne Kunst ist ja so gerne darauf aus, das Elend der Menschheit ohne Gegengewicht darzustellen und es dadurch noch mehr zu verelenden. Das ist nun freilich eine Fälschung, denn es ist auf Erden neben allem Häßlichen sehr viele Schönheit, neben allem Leide sehr viel Glück, neben aller Niedertracht sehr viel Adel vorhanden. Diese Schönheit und dieses Glück und diesen Adel sollte uns die Kunst nicht unterschlagen. Wenn die Kunst nicht mehr und nicht Besseres gibt als der Alltag, dann hat sie keinen Zweck. Dann sind alle Unterstützungen und Stiftungen, die der Kunst gewidmet werden, nicht bloß nutzlos, sondern schädlich, weil sie den Jammer künstlerisch und künstlich vergrößern helfen.

Der Deutsche Kaiser und mit ihm der noch gesunde Teil des deutschen Volkes sehnt sich nach Dichtern, die irdisches Leid verklären, menschliche Größe verherrlichen. Und so ist wohl der Ausspruch vom Dichter, der da kommen soll, gemeint gewesen. — Schönherr hat in der dramatischen Kunst bisher unbeachtete Geheimnisse fruchtbar gemacht, er hat wiederholt gezeigt, welche Wirkung auf der Bühne stummes Spiel hervorbringt. Die „schönen Worte" sind in „Glaube und Heimat" vermieden. Keine einzige Phrase, die dem Bauernmund nicht liegt, die aus anderen Ständen hineingetragen wäre, kommt im Stück vor. Knapp und halbgebrochen, im gestockten Schweigen beredter als im geläufigen Worte, ist die Sprache und manch wichtigste Szene vollzieht sich wortlos. Ich sage, in seinem „Sonnwendtag" ist es, daß in der letzten Szene eine alte, bisher katholisch fromme, schwer enttäuschte Frau stumm und halb verloren ihren Hausaltar abbricht, und damit ergreifend erkennen läßt, was

in ihr vorgeht. Eine noch größere Wirkung erzielt in „Glaube und Heimat" der Reiter mit dem stummen Zerbrechen des Schwertes. Auf einer kleinen Bühne hat man diese Geste als nebensächlich weglassen wollen, da riß es mich, dreinzureden: Wenn sie das Stück so wenig verstünden, sollten sie es am liebsten unaufgeführt lassen. Dieses Zerbrechen des Schwertes ist nicht eine theatralische Geste, es ist die bessere Hälfte des Stückes, möchte ich sagen, wenn nicht ein absichtliches Mißverstehen zu befürchten wäre.

Als ich gleich nach Erscheinen das Drama aus dem Buch kennen lernte, war meine Meinung: es ließe sich nicht vertheatern, so fest und geschlossen dramatisch es auch gebaut ist. Wo gibt es ein anderes Volksstück, in welchem eine historische Zeit und die Naturart unserer Alpler so eng und stramm auf ein paar Stunden und ein paar Bretter verdichtet wären? Insofern war es doch gewiß für die Bühne geeignet. Aber jene dumpfe, grenzenlose Not, die unsere, der Verbannung hingeworfenen Vorfahren erdulden mußten, ließe sich nach meiner Meinung nicht auf die Bühne bringen. Und einer, der diese Menschen in- und auswendig kennt, wird selbst mit der besten Aufführung kaum zufrieden sein können. Wie sollen unsere Schauspieler, die schön sprechen und kunstgerecht sich bewegen gelernt haben, die höchstens auf Theaterbauern eingeschult sind, die zur Not nur eine Theatermundart vorbringen, wie sollen sie Menschen darstellen, deren wettersteife Glieder von Arbeit gekrümmt sind und die am liebsten schweigend wirken, leiden und sich in ihrer besonderen Art ausdrücken! Ich habe trotz hervorragender Künstler nie ein echtes Bauernstück gesehen, das in voller Natur dargestellt worden wäre. Und Schönherrs Dramen vor allem verlangen Natur.

Man wird vielleicht gegen meine Theatersteptik Einwendungen erheben: es läßt sich auch darüber reden. Was

aber „Glaube und Heimat“ betrifft, dürfte folgendes stimmen: Keine Aufführung kann so gut sein, um dem Stücke völlig zu entsprechen, und keine so schlecht, als daß es ohne Wirkung bliebe. Das eben ist in der Dichtung das sieghafte Geheimnis des rein Menschlichen.

Man wird nun nach dem Inhalte des Dramas fragen. Ja, der steht eben im Buche und wird auf der Bühne dargestellt. Ich halte bei Besprechungen Inhaltsangaben nicht für gut. Sonst würde der Erzähler, der Dramatiker wohl selbst in einer Vorrede zu seinem Buch die Fabel desselben verraten. Das tut keiner, weil das Kunstwerk aus sich selber sich vorstellen und behaupten muß. Übrigens ist der Stoff des Dramas ja bekannt und geläufiger als sein Verstehen. Die Menschen der Gegenwart haben andere Ideale; freilich keines griff je so tief ins Herz als das des Glaubens, kein Ideal hat je so viel Märtyrer gemacht als der Glaube. Und so viel davon ist selbst dem Modernsten von heute noch übriggeblieben, daß er nach der Aufführung dieser Tragödie unserer Vorfahren erschüttert nach Hause geht. —

Neben den großen Werken Schönherrs gehen ihm auch kleine Arbeiten leicht von der Hand. Eben in dieser Zeit ist von ihm ein Büchlein erschienen: „Aus meinem Merkbuch.“ Literarische Holzschnitte. Tiroler, gleichsam aus klinghartem Ahornholz geschnitzt. Und trotzdem lebendig zum Mitgehen! Kleine Bauerngeschichten und Gestalten lustiger und tragischer Art. Mehr die letztere. Schönherr hütet goldenen Humor, aber er gibt ihn zu selten in Umlauf. Seine finstere Tragik will liebliche Sonnenstrahlen nicht dulden. Deshalb haben, um noch einmal sein neuestes Drama zu streifen, manche Zuschauer die Empfindung, als ob die zwei jungen Liebesleute, das an sich köstliche Vagabundenpaar, „die Trapperln“, nicht recht in das Stück gehörten. An einigen Bühnen soll man sie sogar gestrichen haben. Gewiß mit Un-

recht; es muß doch auch gezeigt werden, wie ſolche die Vertreibung aus der Heimat hinnehmen, die — keine haben. Sie haben keine Scholle und kein Dach, ſie haben nichts als ihr junges Leben, das ſie einander ſchenken. Der Habloſigkeit und Bedürfnisloſigkeit kann die Gewalt des Reiters nichts anhaben. Laſſet doch auf dieſe Blume einen Sonnenſtrahl fallen! —

Man würde nun vielleicht noch gerne etwas hören von der Perſönlichkeit des Tirolerdichters, der ſo kräftig auf den Plan getreten iſt. Aber hierin ſind ſogar die Berichterſtatterfedern verſchwiegen, und wohnten ſie auch in ſeiner nächſten Nachbarſchaft. Man weiß nicht viel von dem Dichter, und es wird ihm ſo auch am liebſten ſein. Er lebt in Wien ernſt und zurückgezogen, ein wenig wortkarg, ein wenig herb, innere Wärme und Milde gerne verbergend — eine aus ſeinen dichteriſchen Geſtalten. Zur Sommerszeit wird er ſich wohl am liebſten in ſeinen Tirolerbergen herumtreiben, denn er iſt mit ſeinem Können ſo feſt an die heimatliche Scholle gewachſen wie die Rottleute ſeiner Tragödie. Und ſollte es dem heute zweiundvierzigjährigen Manne einmal beikommen, wie der junge „Spatz" luſtig in die Fremde ziehen zu wollen, ſein Talent nach bekannten Muſtern auf anderen Gebieten zu verſuchen, ſo müßte ich ihm heftig zuſchreien: Bleib' daheim! Die Sänger und die Propheten hauſen auf den Bergen!

Die Freuden des Berühmtſeins.

(1914.)

Unter meinen zahlreichen Bekannten iſt auch ein junger Mann, ein ſonſt ganz prächtiger, geſcheiter Menſch, der aber die Schwäche hat, berühmt ſein zu wollen. Seit manchem Jahr arbeitete er an der Erreichung dieſes Zieles mit Kopf, Händen und Füßen. Er dichtete, er malte, er meißelte, er geigte; und da die ſchönen Künſte ſehr ſpröde waren, verſuchte er es auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege und ſtieg aufs Zweirad. Damit kam er nun allerdings raſch vorwärts, ſo raſch, daß er daran dachte, als Diſtanzfahrer in die Ruhmeshalle zu gelangen. Nun wollte es aber das Ungemach, daß auch andere auf dem Rade ſehr raſch vorwärts kamen, manche ſogar ein klein bißchen raſcher als er; und da ſchon einmal alles fuhr, ſo ließ er auch die Hoffnung fahren.

Nachdem er in den verſchiedenſten Richtungen zum Ruhme galoppiert war, kam er wieder zum Ausgangspunkt zurück, bei dem ſo viele gute Leute berühmt werden: zur Kunſt. Er hatte bemerkt, daß junge Maler, die widerliche Gegenſtände ſehr häßlich malten, noch am eheſten Aufſehen erregten, daß über ihre Malereien viel geſchrieben und geſprochen wurde, daß Kunſtkenner darüber ſogar Vorleſungen hielten und ob der Bilder ein Streit entſtand, der chroniſch wurde und alſo eine permanente Reklame abgab. Mein junger Freund malte alſo häßliche Bilder. Aber auch damit hatte er kein Glück; ſo ſehr er ſich auch anſtrengte, einen recht abſcheulichen Stoff zu finden, ihn recht unmöglich zu ſtiliſieren, mit recht garſtigen Farben ſtümperhaft zu malen: es gelang nicht. Der Mann hatte zu viel gelernt

und einen guten Geſchmack kann man ſowenig auf Ja und Nein abſchütteln wie einen ſchlechten. Die Malereien wurden nicht häßlich, nicht unappetitlich genug — oder es war etwas von jener klaſſiſchen Häßlichkeit an ihnen, die in ihrer Art ſchön iſt. Kein Hahn krähte alſo nach ſeinen Bildern und er ſelbſt wollte eigentlich nicht die Henne ſein, die laut gackert, wenn das Ei gelegt iſt.

Nun fiel ihm neuerdings die Dichtkunſt ein. Der Pegaſus hat Flügel: mit dem muß es doch noch am leichteſten aufwärts gehen. Auch braucht man dazu nur Papier, Feder und Tinte — nach einiger Meinung allerdings auch Talent. Daß er Talent beſaß, hatte ſich ſchon beim Fahrrad erwieſen; warum ſoll ein intelligenter Menſch, der radeln kann, nicht auch dichten können? Es kam wohl auch hier wieder auf einen recht aparten Stoff an. Ob er gefiel oder nicht, ob er künſtleriſch behandelt war oder nicht: wenn er nur packte! Wenn er dem guten Geſchmack ins Geſicht ſchlug — um ſo beſſer: dann ſchreit man, es erhebt ſich eine kritiſche Balgerei, das Publikum horcht auf, der Mann wird genannt, er macht Schule . . . und der Ruhm iſt da.

Weil es aber mein Befliſſener nicht ſo weit brachte, weil es immer nichts war, ſo viel er auch Schlechtes, Anſtößiges und Läppiſches ſchrieb, ſo fragte er einſt brieflich bei einem weltberühmten Künſtler an, wie er es doch machen müſſe, um berühmt zu werden. Er erzählte mir's nach vollbrachter Tat.

„Mein Lieber," ſagte ich ihm, „das hätteſt du dir auch erſparen können. Wenn der Mann überhaupt antwortet, was zwar nicht wahrſcheinlich iſt, ſo haſt du dich auf eine große Naſe gefaßt zu machen. Entweder der Meiſter kanzelt dich ab wegen deiner kindiſchen Eitelkeit, der es nicht darum zu tun iſt, etwas Tüchtiges zu leiſten, ſondern nur

darum, berühmt zu werden, oder er frozzelt dich zum Verkriechen neun Klafter tief in die Erde hinein. Wenn gerade seine satirische Ader geschwollen ist, dann läßt er sich den Prügeljungen nicht entgehen, schon zum Merks der anderen Ruhmesdurstigen, die auf allen Gassen, in allen Schulen, Amtsstuben und Kaffeehäusern dutzendweise herumlaufen und herumsitzen!"

Nach wenigen Tagen langte der Brief mit der deutschen Reichsmarke an. Zu meiner Verwunderung war der Meister weder grob noch spöttisch; er nahm den Fall in jenem ruhigen Ernst auf wie etwa ein Arzt, dem der eingebildete Kranke ein schweres Leid klagt. „Weh muß es ja doch tun, sonst würde er nicht klagen. Und dann ist's schon eine wirkliche Krankheit." Vielleicht auch war es dem berühmten Mann darum zu tun, über die beneideten Genüsse des Ruhmes einmal sein Herz auszuleeren.

Ich vermochte meinen Freund zu bestimmen, daß er den Abdruck des Briefes hier gestattete — unter der Bedingung natürlich, daß die Namen des Absenders und des Empfängers ungenannt blieben.

Und hier steht der freimütige Brief jenes erfahrenen Mannes über die Freuden des Ruhmes:

„Mein lieber Herr!

Ihre Zuschrift ist künstlerisch und ethisch keinen Gründling wert, aber mir ist sie sympathisch, ihrer Offenheit wegen. Andere meinen es bloß, Sie sagen es. Ob da was Rechtes geleistet wird, das ist auch Pappe. Hauptsache ist der Vorteil, ist der Ruhm. Nun, dem Vorteile ließe sich noch eher ein entschuldigendes Wort sprechen; der Ruhm aber ist ein Kujon. Der hetzt Sie wie ein Jagdhund den Hirschen, der bringt Sie um alle Lebenspoesie, der frißt Ihnen Ihr eigenes Herz aus dem Leibe. Sie meinen wohl, ihn trotzdem mit

Vergnügen erdulden zu wollen, den böſen Ruhm. Ich kenne Sie nicht. Sind Sie ein hohler Menſch, dann ſtopfen Sie den Kerl immerhin mit den unterſchiedlichen Früchten des Ruhmes aus. Sind Sie eine Perſönlichkeit, dann werfen Sie den Ruhm zum Teufel, wohin er gehört, und gehen Ihrer Wege.

Mich nennen Sie berühmt. Meinetwegen! Popularität ſchließt die Kalamität nicht mehr völlig ein, die mir zuſetzt. Obſchon der Ruhm eigentlich erſt nach dem Tode beginnen ſoll. Der echte Ruhm hat zwei Kränze; mit dem Dornenkranz ſchmückt er die Stirn des ringenden Erdenſohnes, mit dem Lorbeerkranz krönt er den Totenſchädel. Aber der Ruhm, den Sie ſuchen und den ich hiermit meine, iſt ein anderer. Mir iſt er ein großes Bündel Ungemach geworden und ich kann nicht ſagen, daß ich ihn verſchuldet habe. Ich habe ihn nicht geſucht, nicht genährt, nicht einmal erwartet. Als er ſacht kam, war er ſehr ſüß. Das geſtehe ich. Als er da war in ſeiner ganzen Dicke und Tücke, da ſah ich's eben, daß er ein Kujon iſt.

Werden Sie berühmt, mein Herr! Wie und wodurch, das iſt gleichgültig; werden Sie bloß einmal berühmt. Dann ſprechen wir weiter. Aber Sie verſtehen mich ja nicht! Sie meinen, dem Satten ſei es ſehr leicht, von Entſagung zu predigen. Na, Sie wollen nicht entſagen; und ſo mögen Sie wiſſen, wie der Tag eines berühmten Mannes ausſieht. Von Genüſſen und Ehren erfüllt, in der Tat! Setzen wir den Fall, Sie ſeien ein berühmter Schriftſteller. Das wird Ihnen ja recht ſein, denn man braucht nichts als Papier, Feder und Tinte und noch etwas dazu, nämlich Streuſand. Gottlob, dann hätten wir's ja beiſammen. Ihre Bücher werden vieltauſendfach geleſen, bewundert hüben und drüben. Es vergeht keine Stunde bei Tag und Nacht, da nicht irgendwo in der Welt Ihr Name ausgeſprochen wird.

Dieſes Bewußtſein macht Sie ſelig; und mit Recht. Vielleicht ſagt Ihnen auch Ihr Inneres, Sie hätten doch etwas wahrhaft Gutes geſchaffen, damit die halbe Menſchheit erfreut, viele beglückt. Das Gefühl iſt himmliſch, ich ſage es Ihnen. Aber dabei bleibt's nicht. Der Ruhm iſt kein Vergelter, kein Friedengeber, er hat keine Liebe, keinen Takt, er iſt ein zudringlicher Kujon.

Sie haben einen ſchweren Kopf noch von geſtern abend, Sie möchten gern noch ſchlafen, aber vor Ihrem Fenſter bringen Ihnen angeheiterte Studenten, die vom Kaffeehauſe kommen, ein klingendes Morgenſtändchen. Zu bedanken brauchen Sie ſich nicht; man ſetzt ja eigentlich gar nicht voraus, daß Sie ſchon zu Hauſe ſind. Hingegen wird noch an dieſem Vormittag die verſchleierte Dame kommen, die vor ein paar Tagen das Manuſkript brachte, das mit dem roten Bande, eine ſiebenaktige Tragödie, glaube ich; ſie will darüber Ihre maßgebende Meinung hören und Ihnen fährt es durch den Kopf: das Drama iſt noch gar nicht geleſen! Noch ſind Sie mit der Toilette nicht fertig und ſchon trägt die Magd einen Roſenſtrauß herein, den ein Dienſtmann gebracht hat: ‚Von einer durchreiſenden Verehrerin.' Sie legen das Bukett zu den geſtrigen, ſchon welkenden Blumenſpenden und denken: Das iſt zu nett von der Dame, daß ſie durchgereiſt iſt . . . Der Briefträger bringt die erſte Poſt; er vermag ſie kaum in einer Hand zu halten und etliche Zeitungen und Briefſchaften gleiten auf den Boden. Sie ſchieben einſtweilen mit der Stiefelſpitze die Sachen ſeitlings und wollen einmal ſehen, was es denn gibt. Journale, mit Rotſtift angeſtrichen. Ihr neueſtes Buch wird beſprochen — glänzend! ‚Es iſt ein literariſches Ereignis, ſooft ein Werk von unſerem genialen X. erſcheint!' In einem Briefe werden Sie gebeten, Ihr Bild mit biographiſchen Daten gütigſt zu ſchicken für ein illuſtriertes Unter-

nehmen, ‚das ſich mit einer eingehenden Würdigung des berühmteſten Zeitgenoſſen ſelbſt ehren will‘. Dann kommen zwei Autographenſammlerinnen, von denen eine auf der Adreſſe Ihren Namen falſch ſchreibt, die andere über ‚Ihren Roman Karfunkel maßlos entzückt iſt‘, während Sie dieſen Roman gar nicht geſchrieben haben. Ein dritter Brief bittet ebenfalls, den Abſender mit ‚Ihrem werten Namenszuge unendlich glücklich zu machen‘, da in ſeiner Sammlung gerade noch eine Lücke ſei. Ferner finden Sie unter Kreuzband, von einem guten Freunde zugeſandt, eine Kritik Ihrer Perſon und literariſchen Tätigkeit, die in dem Gedanken gipfelt, daß Sie und Ihre ſchriftſtelleriſchen Produkte mit der Literatur nichts zu tun haben, daß Ihre Popularität nur durch ein freches Cliquenweſen künſtlich aufgeblaſen worden iſt, ein Modegötze mit tönernen Füßen uſw. Solche Sachen — ſage ich Ihnen — leſen manchmal auch Ihre Verehrer nicht ungern: gönnen Sie den Leuten, die des Lebens ohnehin ſo ſelten froh werden, doch einmal, ein wenig ſchadenfroh ſein zu können‘ . . . Sie erhalten auch die Aushängebogen eines Buches, das Sie durchleſen ſollen, denn der Verfaſſer will es Ihnen widmen, als ‚dem unübertrefflichen Meiſter und großen Vorbilde in Ehrfurcht und Dankbarkeit‘. Sie erinnern ſich bei dieſer Nummer, daß ſchon lange ein Paket Korrekturbogen bei Ihnen liegt, die Sie ebenfalls durchleſen ſollten, weil der junge Verfaſſer Sie erſucht hatte, zu ſeinem Werke eine Vorrede zu ſchreiben, damit das Buch unter der Agide eines ſo illuſtren Namens leichter ſeinen Weg mache.

Noch ſind Sie mit der Morgenpoſt nicht fertig, als ſich ſchon die verſchleierte Dame melden läßt. ‚Tauſendmal,‘ ſagen Sie, ‚meine Verehrteſte, muß ich um Entſchuldigung bitten, daß ich noch nicht Zeit fand, Ihr Drama zu leſen. Wüßte übrigens auch kaum, wie Ihnen zu dienen wäre,

denn obſchon ich an der Vortrefflichkeit Ihres Opus nicht einen Augenblick zweifle, iſt doch weder bei einer Bühne noch bei einem Verleger je noch etwas anzubringen" — und ſo weiter. Die Dame iſt konſterniert. Sie hätte gemeint, einer Dame gegenüber dürfte doch wohl auch der berühmte Mann einige Rückſicht beobachten, ſich ein bißchen gefälliger zeigen, nachdem ihre Poeſien überall die freundlichſte Aufnahme gefunden hätten.

Es würde nicht ſo leicht geweſen ſein, die ‚Kollegin' auf gute Weiſe hinauszukomplimentieren, wenn nicht ein paar Vereinsdiener ſchon an der Tür ſtänden, die Beiträge einzukaſſieren haben. Denn alle Wohltätigkeits- und Geſelligkeitsvereine des ganzen Landes reißen ſich um die Ehre, den berühmten Literaten in ihren Liſten zu haben. Kaum ſind die mit ihrer Beute draußen, da gibt ein livrierter Diener die Einladung zum Souper beim Baron N. ab, wo ſich auch fürſtliche Perſönlichkeiten einfinden werden, die den Wunſch ausgeſprochen haben, den weltberühmten Verfaſſer des Soundſo kennen zu lernen. Das Knopfloch Ihres ſtrapazierten Fracdes iſt nicht einen Augenblick ſicher.

Im Vorzimmer wartet ſchon ſeit einer halben Stunde ein Herr, der bitten läßt, ſeine Aufwartung machen zu dürfen. Er iſt ſehr höflich und beſcheiden, ſein ſchwarzer Rock iſt faſt zu eindringlich gebürſtet worden, hie und da zeigt ſich ſchon ein bißchen das Fadenwerk. Seine Atmoſphäre riecht nach Spirituoſen; Optimiſten mögen denken, er putze ſich damit aus den Kleidern die Fettflecke. Es iſt ein Kollege auf der Reiſe, der ſich momentan in großer Verlegenheit befindet; an wen er ſich denn wenden ſolle als an den edlen Menſchenfreund uſw.

Mittlerweiſe ſagt die Magd den Poſtboten mit den Paketen und zu unterſchreibenden Empfangsſcheinen an. Ein Kiſtchen aus der Schweiz mit extrafeinem Emmentaler Käſe.

Eine Schachtel aus Nürnberg mit Lebkuchen; die Zollrechnung ist zwar wesentlich höher, als wenn Sie Käse und Kuchen bei dem nächsten Delikatessenhändler gekauft hätten, doch bitten die Spender inständigst, der Verehrung für den großen Dichter durch die kleinen Gaben Ausdruck verleihen zu dürfen. Dann die Pakete mit den Albums, Stammbüchern, Fächern, Stricktüchern, wo Sie entweder Ihre Photographie hineinstecken oder Ihren Namenszug einschreiben sollen. Eine Dame aus Ostpreußen oder aus Holland schickt Ihnen sinnig ein paar selbstgestickte Pantoffeln, wofür sie sich ein Exemplar Ihres neuen Buches mit eigenhändiger Widmung erbittet. Die täglich gespendeten Bücher aus allen Zonen werden für Sie nachgerade zu einer Plage, denn alle Kästen, Kisten und Schränke sind vollgepfropft, alle Tische und Ständer mit Büchern überladen, daß sie ächzen. Die arme Magd weiß schon nimmer, wie sie den angeschichteten Staub aus den Zimmern bringen soll, und auf dem Schreibtisch haben Ihre Ellbogen kaum mehr Platz: überall Bücher, Briefschaften, unaufgeschnittene Zeitungen und Zeitschriften in Stößen. Eingemauert sind Sie von Büchern, Broschüren und Schriften und haben keine Lust zum Lesen. Sie fliehen ins Freie. Da geht das Grüßen an. Überall werden Sie von Bekannten angesprochen, mit Komplimenten überschüttet und die Fremden umlauern Ihre Schritte und Tritte, Ihre Bewegungen, fangen jede Bemerkung auf, die Sie harmlos dem Erstbesten fallen lassen, deuteln sie, kritteln sie, tragen sie weiter und machen das alltäglichste Wort zu einer Staatsaktion. Nicht hundert Schritte können Sie unbehelligt spazierengehen. Die Leute tragen X-Hüte, X-Krawatten, Spazierstöcke, Busennadeln mit Ihrem Bilde. Man gründet X-Gesellschaften zur Verbreitung Ihrer Prinzipien, man errichtet X-Museen mit Aufstapelung von allerlei Plunder, der sich irgendwie auf Sie bezieht. Es gibt Postkarten mit

Ihrem Porträt, die Ihnen täglich in Haufen zugeschickt werden, damit Sie Ihren Namen draufschreiben sollen. Es gibt Backwerk, Bonbons, Schokolade auf Ihren Namen usw. Jeder Geschäftsmann benützt Ihren Namen, wo und wie er kann, zur eigenen Reklame, während Ihre Gegner die Meinung verbreiten, das alles sei von Ihnen selbst angestiftet.

Derlei hören Sie draußen und man beglückwünscht Sie überlaut. Angewidert kehren Sie in Ihre Wohnung zurück. Dort erwartet Sie Besuch. Zwei Herren in weißer Krawatte und Glacéhandschuhen bitten Sie, den Vorsitz bei einem zu gründenden Klub zu übernehmen; man brauche eine ‚Autorität'. Diesen Herren folgen fast auf dem Fuße zwei Damen in Seidenroben; sie haben ‚ein unendlich großes Anliegen: sie wünschen einen Festprolog zur Eröffnung eines Wohltätigkeitsbasars. Ihr Name wird ziehen.'

Endlich wollen Sie sich zum ruhigen Mittagstisch setzen, da trippelt fast ‚unangeklopft' ein jovialer Graf zur Tür herein, packt Sie ohne weiteres am Arm und ruft: ‚Aber, Doktor, Sie werden doch heute das Diner bei uns nehmen! Es erscheint die Gesellschaft. Und vorher eine kleine Spazierfahrt.' ‚Bester Graf,' rufen Sie aus, ‚heute geht es schlechterdings nicht, ich muß am Nachmittag dem Maler zum Porträt sitzen.' ‚Meine Damen werden untröstlich sein. Wir hatten auf einen Speech von Ihnen gerechnet.'

Sie hätten besser getan zum Grafen zu gehen und Sekt zu trinken, als beim Maler zwei Stunden lang auf einem Stuhl zu sitzen, unbeweglich, wie angeschraubt. ‚Den Kopf etwas mehr rechts, noch ein bißchen, so! Ein klein wenig höher. Ich danke. Wollen Sie mich ansehen. Ist es Ihnen unangenehm, mir ins Gesicht zu blicken? Sehr hübsch! Bitte:

etwas freundlicher. Gut. Wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, den Mund zu schließen. Schön! Vortrefflich. Wir wollen den Franzosen ein charakteristisches Bild unseres genialsten Romanciers schicken. Darf ich ersuchen, ein klein wenig mehr aufrechtzusitzen? Ist gut. Tut Ihnen das Licht im Auge weh? Wollen Sie gefälligst einmal an etwas Ihnen recht Liebes denken! Was sagen Sie zur neuen Primadonna? Bitte untertänigst, den Mund zu schließen. So. Ausgezeichnet!' Und während dieser fortwährenden Zusprüche pinselt er auf der Leinwand herum, heute so, morgen so. Das Bild ist für die Pariser Weltausstellung bestimmt... Ähnliche Sitzungen bei einem Bildhauer, der Sie modelliert. Der packt Sie von hinten und vorn, macht ein mächtiges Zeushaupt mit schweren Locken und langem, nacktem Halse, ganz klassischen Stils. Dann will er auch die Hände formen, ‚die so viel Schönes schon geschrieben haben'. Die werden gegossen. Er begießt die Hand mit milchigem Gips, bestreicht sie dick mit Gips — und als der hart wird, haben Sie einen wuchtigen Handschuh an, mit dem Sie mancherlei Leute einmal nach Belieben ohrfeigen möchten. Der dienstfertige Friseur schwärmt nicht für Zeuslocken; er weiß für die abgeschnittenen Haarsträhne bessere Verwendung. Hinter Ihrem Rücken vergibt er sie an enthusiastische Verehrerinnen gegen generöse Trinkgelder.

Als Sie aus dem Atelier heimkehren, erwartet Sie an der Tür Ihrer Wohnung ein geschmeidiges Herrchen mit schwarzem Haar und überredsamer Zunge. Das bittet um Gehör auf zehn Minuten in einer sehr wichtigen Sache. Es handelt sich um eine Rundfrage über die Abschaffung der Todesstrafe und da dürfe der Ausspruch eines so illustren Geistes nicht fehlen. Sie antworten ihm barsch, Sie seien für die Abschaffung der Todesstrafe; nur die Interviewer müsse man erbarmungslos hängen. Der Mann lächelt wie

zu einem guten Witz, läßt sich aber nicht abweisen, bis Sie ihm irgendeinen Brocken Meinung über die schwebende Frage hingeworfen haben.

Vielleicht noch an demselben Abend müssen Sie zu einem Bankett, das Ihnen zu Ehren veranstaltet wird. Ein Jubiläum. Irgend etwas wird doch gerade fünfundzwanzig oder zwanzig oder zehn oder fünf Jahre her sein. Man feiert Sie mit Reden und Trinksprüchen, mit Gedichten, die am nächsten Morgen mitsamt dem Menü in den Blättern stehen, — zur höchsten Selbstbefriedigung aller, die dabei waren, und zum Ärger anderer, die nicht geladen waren.

Das, mein lieber Ruhmdurstiger, ist ein Tag. Der nächste macht sich ähnlich — und so fort. Nur, daß die Post nebst den Schmeichelbriefen täglich auch Bettelbriefe bringt, nebst den Einladungen zu Festessen auch Trauungs-, Geburts- und Todesanzeigen Ihnen ganz unbekannter Leute. Natürlich müssen Sie alles beantworten, sonst werden die Sender ungehalten. Ruhm- und Dankbriefe, denen die Adresse des Aufgebers fehlt, sind eine Seltenheit; und daß Sie täglich fünfzig Adressen beantworten, bestätigen, bedanken, begratulieren oder kondolieren sollen, daran denken Ihre ‚Verehrer' nicht oder meinen, es wäre Ihnen ein Vergnügen.

Bloß eine Gattung von Briefschreibern verzichtet aufrichtig auf eine Antwort: die Gattung der anonymen. Nur sind anonyme Briefe meist nicht darauf berechnet, den Ruhm des berühmten Mannes zu erhöhen; hingegen können Sie sich auf ihre Aufrichtigkeit verlassen.

Endlich ist Ihnen die Sache unerträglich und Sie flüchten aufs Land. Das nützt Ihnen gar nichts. Auf dem Lande geht's ja gemütlicher zu; man lauert Sie auf Ihren Spaziergängen ab und schließt sich Ihnen an; man guckt

Ihnen zu den Fenstern hinein, man bringt Ihnen Ständchen, man legt zu Ihrem versteckten Lieblingsplätzchen schöne Wege an und leitet die Scharen der Sommerfrischler dahin. Sie haben niemals Ruhe, Sie werden grob: das nützt nichts, das findet man nur genial und interessant. Endlich stehen Sie fast auf dem Punkt, Ihre persönliche Freiheit mit blanken Fäusten zu erkämpfen. Sie flüchten tiefer in die Landeinsamkeiten. Bei den Holzern und Kohlenbrennern, wo man Sie derb fragt, was es denn eigentlich mit Ihnen sei, daß Sie so in der Einschicht herumstrichen, atmen Sie erst auf.

Nachdem ich nun eine Anzahl von Beispielen, die erstbesten, von den Freuden des Ruhmes mit großem Fleiße zusammengestellt habe, höre ich Sie, mein lieber ruhmdurstiger Mensch, sagen: diese Beispiele seien ja nichts weniger als abschreckend, vielmehr äußerst angenehm, eine Reihe von köstlichen Dingen. Für eine Weile, das gebe ich zu, macht es Spaß. Endlich aber, wenn man sich hingibt, verliert man sich darin und alles innerliche Leben verflüchtigt in Äußerlichkeiten. Und wer sich nicht hingeben will, der hat Tag für Tag den Kampf mit diesen Plagen des Ruhmes zu führen, der muß einen Teil seiner Widerstandskraft aufbrauchen, um die Persönlichkeit zu bewahren und der eitlen, neugierigen Menge nicht zum Opfer zu fallen. So sehr die wahren, innigen Verehrer, die taktvollen und anspruchslosen, glücklich machen, so heftig widert das Treiben der anderen an — glauben Sie mir. Die Eitelkeit erstreckt sich noch etliche Jährchen nach dem Tode des Berühmten, bis das Denkmal gesetzt ist; dann hört das Interesse für den „Herrlichen" auf und er gehört der Vergangenheit — oder besser der Vergessenheit — an. Trachten Sie, lieber Freund, nicht, ein berühmter Mann, sondern ein bedeutender Mensch zu werden. Es ist ein Unterschied. Berühmte Menschen sind

nicht immer bedeutend und bedeutende Menſchen ſehr oft nicht berühmt. Mit dieſem Merks empfiehlt ſich der Ihnen Ergebene."

Seit vor zwanzig Jahren dieſer Brief geſchrieben wurde, habe ich oft an ſeinen Verfaſſer gedacht, doch weiter nichts mehr von ihm gehört. Ich vermute, er iſt von ſeiner Berühmtheit zu Tode gehetzt worden.

Franz Joſef, der Getreue.

(1916.)

Im Laufe der Jahrzehnte hat der „Heimgarten" ſeinen Leſern manches von Kaiſer Franz Joſef erzählt, das jetzt zu neuer Bedeutung wird, nachdem die Erinnerung uns den geliebten Herrn erſetzen ſoll. So mag etliches in unſerem Gedächtniſſe wieder aufgeweckt werden.

Perſönlich kann ich nur wenig erzählen von ihm, um den Öſterreich-Ungarn jetzt trauert.

Wie manche Zeit ich auch in der kaiſerlichen Reſidenzſtadt gelebt habe, wie oft der Monarch auch in unſer Alpenland gekommen war, perſönlich habe ich den Kaiſer Franz Joſef nie geſehen, mit Ausnahme bei einem Grazer Feſt ganz flüchtig aus der Ferne. Wie lebhaft hat's mich oft gedrängt, unſerem höchſten Herrn einmal gegenüberzuſtehen, doch je heftiger dieſer Wunſch war, je ängſtlicher mied ich alle Gelegenheit, dem Monarchen in die Nähe zu kommen. Ich hätte ein übervolles Herz mitgebracht, ich hätte es nicht auszuſprechen vermögen, auch nicht ausſprechen dürfen; der hohe Herr hätte mir nur wenige ſeiner freundlichen Worte ſchenken können und einen gütigen Blick und vielleicht ſogar einen warmen Händedruck. Das wäre viel geweſen und ich hätte mich doch nimmer damit zufrieden geben können. Wenn ich mit einem bedeutenden Menſchen zuſammenkomme, ſo möchte ich von dem vielen, was er hat, auch etwas empfangen und von dem wenigen, was ich habe, etwas geben. Und nun gar vor meinem Kaiſer zu ſtehen und gebunden von herkömmlicher Form ohne alle menſchliche Annäherung wieder von ihm gehen zu müſſen, das hätte nichts als Betrübnis bei mir hinterlaſſen. Bauernblut iſt ſchon ſo.

Bauernblut ist patriarchalisch, und so habe ich bei den jeweiligen Schicksalen unserer Monarchie stets weniger an Minister, Reichsrat und Reich gedacht als an die Person des Kaisers. Wenn es manchmal schlechterdings zum Verzweifeln war — das Vertrauen zum Kaiser hat uns beruhigt und wieder ermutigt. Und soweit Journale oder Briefe uns über seine Person benachrichtigten, bin ich im Geist oft sein Begleiter gewesen, ob er nun in der Hofburg weilte oder auf seinem Königsschloß in Ofen, oder auf Reisen war durch seine weiten Länder, von herzlichen Huldigungen immer umbraust, oder endlich wohl gar, wenn er ausgeritten war ins Schlachtfeld wie beim Feldzug 1859. — Einzig froh waren wir immer zur Hochsommerzeit, den Monarchen in seinem friedlichen Ischl zu wissen; froh waren wir im Frühjahr oder Herbst, wenn er als Jäger in unseren Alpen weilte. Wenn der Kaiser kam als Privatmann, da ward keine Fahne gehißt und kein bekränzter Torbogen gebaut, da ward auch nicht Hoch und nicht Hurra geschrien. Aber in den Kehlen lockerten sich die „Juchhezer" und in den Lüften zitterte eine kindliche Freudigkeit, die nur vom Auerhahn, vom Hirsch und von der Gemse nicht geteilt wurde. Daß dieser beste Fürst auch der beste Jäger des Reiches war, das tat den wilden Tieren gar schmerzlich weh. —

Wenn man sagen wollte, daß Franz Josef I. — der 68 Jahre lang regierte und trotz verhängnisvollster Zeiten das alte Österreich zu einem modernen Staat gemacht hat — im Lande populär gewesen sei, so wäre das gewiß nicht das rechte Wort. Unser Kaiser war nicht populär, so wenig als man von einem Familienvater sagen kann, er sei bei den Seinen „populär". Unser Kaiser war geliebt. Geliebt im schönsten, innigsten Sinn des Wortes. Der Parteien bisweilen kannibalisch wilder Streit vor der Person des

Monarchen machte er halt. Des Kaisers Pflichtgefühl, Gerechtigkeitssinn, Güte und besonders die heldenhafte Tapferkeit, womit er die Schicksalsschläge ertrug, zwangen alles vor ihm nieder zur Dankbarkeit und Bewunderung. Das Schwerste, was Menschen auferlegt werden kann, ihm war es geworden, und trotzdem war er aufrecht und des Reiches größter Optimist geblieben. Wenn Österreich dieses hochgemute Vorbild nicht gehabt hätte, was wäre längst aus ihm geworden! Es wurde nicht widersprochen, als jener Redner ausrief: Österreich-Ungarn, dein eigentlicher Name heißt: Franz Josef!

Zum großen Vertrauen zu seinen Völkern kam die Güte zum einzelnen. Man muß die Leute reden hören, die von Audienzen erzählen. Jeder Staatsbürger hatte in seinem Anliegen Zutritt zum Kaiser; vielen konnte er helfen, nahezu alle gingen getröstet von ihm, gestärkt und erhoben. „Dieses gute blaue Auge," sagten sie, „mit dem er einen anblickt! Diese schlichte Sprache in gut wienerischer Art, dieses warme Wohlwollen dem Bittsteller gegenüber!" Aufmerksam und geduldig hörte er die kleinen Sorgen der Leute an, während er die großen und allergrößten auf dem Herzen hatte, die er vor niemand ablasten konnte. War er aber einmal gezwungen, seinen Tadel, seine Mißstimmung zu erkennen zu geben, dann genügte eine einzige Bewegung und Miene — und der Abgefertigte ging zerknirscht davon. Da wird erzählt, daß es unter den höchsten Herrschaften manchmal auch solche gebe, die nichts Unangenehmes hören wollen, die — wenn ihnen Berufene von üblen Zuständen des Landes berichten sollen — sich kurz abwenden, als ob das, was sie nicht wissen mögen, auch nicht existieren dürfe. Begreiflich wäre ein solches Sichabwenden bei unserm Kaiser gewesen, dem ja die Übelstände freilich bekannt sein mußten, der sich aber den Optimismus, das unbedingte Vertrauen zum Reich und

zu seinen Völkern nicht durch Klagen und Verklagen erschüttern lassen durfte.

Wenn dennoch Völkerzwist und -trutz an die Pforte des vereinsamten Herrschers pochten, wenn trotz seiner unermüdlichen Arbeit und Bemühung in redlichster Absicht, die alte Ordnung aufrechtzuerhalten, immer wieder die unheimlichen Gestalten sich ringsumher erhoben, dann nahm der Kaiser, um Erholung und Kraft zu suchen, seine Zuflucht zu den Wäldern und Bergen. Nach jedem großen Schicksalsschlag hat er — schlicht dankend für Teilnahme und Trostsprüche der Welt — sich für einige Tage zurückgezogen auf eins seiner Landschlösser oder in die entlegenen, stillen Jagdreviere bei Mürzsteg, Eisenerz oder Radmer. Dort bei seinen Älplern, selbst als solcher gekleidet, selbst noch von der alten Schweizer Habsburg her als deutscher Älpler sich fühlend, selbst gleich dem Bergbauer arbeitend vom frühen Morgen an und wie jener am Weidwerk sich erfreuend, hatte er das Gleichgewicht seines urgesunden Wesens allemal wiedergefunden.

Man versetze sich nur wenige Jahre zurück, wie es damals beschrieben wurde: Wenn im Älpental eines Tages die Hofwagen heranrollen, sitzen im vordersten zwei Jäger in abgetragener Lodenjoppe. Es ist der Kaiser und sein Begleiter; früher war das gewöhnlich der König Albert von Sachsen oder der Großherzog von Toskana oder der Prinz Leopold von Bayern, jetzt sind es auch andere Herren, denen er gerne seine Berge zeigt. Die Bevölkerung im Festgewand ist herangeeilt; jeder erkennt sofort den Kaiser, aber kein Geschrei wird laut, in schweigender Ehrerbietung entblößen die Männer ihre Häupter. Und wenn ein weißgekleidetes Mädchen ihm einen Blumenstrauß überreicht, ein Sprüchlein aufsagt und wohl gar dabei stecken bleibt, nimmt der Kaiser freundlich der Kleinen Händchen und hilft ihr mit gütigen Worten über die Verlegenheit hinweg. Ebenso freundlich

nimmt er die Aufwartung der Geiſtlichkeit, der Lehrerſchaft, der Gemeindevertretung an. Für jeden beſonders hat er ein ſchlichtes, paſſendes Wort, und eingehend erkundigt er ſich oft um die Anliegen der Dorfſchaft. Dann zieht er die Vertreter und Älteſten ſtets zu ſeiner Tafel. Dabei geht es ziemlich ruhig her; der Kaiſer ſpricht nur wenig und ziemlich leiſe zu ſeinen Nachbarn; im vielfachen Nicken ſeines Hauptes merkt die Tiſchgeſellſchaft ſeine gutmütige Zuſtimmung zu den Geſprächen und ſein Vergnügen an dem guten Appetit des Dorfrichters oder des Waldpflegers oder des Schullehrers, die ein ſolches Eſſen nicht alle Tage zu ſchmecken bekommen. Die Gänge entwickeln ſich raſch. Dann, wenn der ſchwarze Kaffee kommt, zündet der Kaiſer ſeine Zigarre an, ermuntert ſchüchterne Gäſte zum Rauchen und bietet wohl auch einmal eigenhändig dazu das Feuer. Daß bei ſolchen Mahlzeiten die Unterhaltung nie ſo unbefangen werden kann, als es der Kaiſer vielleicht ſelbſt wünſcht, liegt in der Natur der Sache. Freiere Geſpräche zwiſchen Gaſtherrn und Gäſten, wie das etwa am preußiſchen Hofe möglich iſt, läßt unſere Hofſitte ſchwer aufkommen. Ich kenne einen alten Alpenbauer, der als Gemeindevorſteher oft zur Hoftafel geladen war, der ſich allemal vornahm, mit dem Kaiſer einmal rund von der Leber weg zu reden über Wildſchäden, an denen der Waldbauer gar ſo viel zu leiden hat, und der ſonſt auch die entſprechende Dreiſtigkeit beſitzt. Oft ſaß er mit der Zigarre dem Kaiſer gegenüber, aber nie hat er ein Wort geſprochen. „Wenn man ihn ſo anſchaut", verſicherte er, „da verſchnürt's einem den Hals, man bringt kein ganzes Wort heraus." Der Oberſthofmeiſter würde ſich's wohl auch verbeten haben. Für derlei Vorbringungen ſind die Audienzen. Aber bei den Audienzen ſchnürt's auch wieder manchem den Hals zu. Selbſt Leute, die im Parlament das loſeſte Maul haben, ſtehen geknickt und ſtumm da,

wenn sie Gelegenheit hätten, an allererster Stelle für ihre Sache einzutreten. Die Majestät der Milde ist es, vor der auch die Keckſten kapitulieren.

Eine kaiserliche Jagd heischt monatelange Vorbereitungen, und oft hat der Kaiser davon nur wenig. Die Morgenstunden, nötigenfalls den ganzen Vormittag widmet der Kaiser den Regierungsgeschäften, deren Kuriere ihn überallhin verfolgen. Und gar manchmal ist es vorgekommen, daß selbst im Jagdrevier für die längst vorbereitete Lieblingserholung schließlich überhaupt keine Zeit übrig blieb. Da überläßt der Kaiser das Vergnügen der Jagdgesellschaft, er bleibt auf seinem Zimmer und arbeitet, nur mit dem Unterschied, daß statt der Mauern der Hofburg oder der Gärten von Schönbrunn der grüne Wald, die grauen Kalkwände zu den Fenstern hereingrüßen. Während der Jagd achtet der Kaiser keine Anstrengung, kein schlechtes Wetter, er läßt sich zu seinem Stand führen, der oft in den unwirtlichſten Felsen ist, und die ganze Jagd, die sich über Berg und Tal erstreckt, wickelt sich ab nach strengster Genauigkeit wie ein Kriegsmanöver. Nach gutem Jagderfolge — der Kaiser bringt oft die größte Anzahl Tiere zur Strecke — ist er in bester Laune und läßt sich gelegentlich mit Jagdburschen und Treibern in rege Gespräche ein.

„So unterwegen auf der Jagd," sagte mir einmal ein alter Förster, „da ist was zu reden mit ihm. Da habe ich ihm einmal ganz unversehens meinen Buben abgebettelt. Der war beim Militär. ‚Wie hart man so einen Buben tut g'raten (entbehren) daheim!' fahrt's mir heraus. Drei Tage später ist er mir heimgeschickt worden."

Etwas anderes wird von einer hübschen Almerin erzählt. Die lief im Jagdreviere dem Kaiser in den Weg, tat einfältig und fragte ihn, ob er nicht den Herrn Kaiser gesehen hätte, sie laufe ihm schon die längste Zeit nach. —

Was ſie von ihm denn wolle? — Ja, ſie möchte ihn ſo lange auf den Knien bitten, bis er ihr den Bräutigam freigebe, der bei den Soldaten ſei. „Bleib' ihm nur brav," ſoll der Kaiſer geantwortet haben, „wenn die drei Jahre vorbei ſind, wird er ſchon kommen."

Baß ergötzte der Kaiſer auf Jagden ſich an der oft recht derben Ausdrucksweiſe der Waldmenſchen. Im Neuberger Revier ſoll's geweſen ſein, führte den Monarchen ein Jäger frühmorgens bergwärts zum Auerhahn. Es war noch dunkel, alles ſtill, der Kaiſer aber ſtapfte in ſeinen ſchweren Bundſchuhen ganz vernehmlich über die Baumwurzeln hin. „Pſt!" machte der Jäger, „nit ſo laut ſtampfen!" Als ſpäter der Kaiſer einige Worte ſprach, wurde dem Jäger angſt und bang, der ſo lange mit Fleiß gehegte Auerhahn könnte abfliegen. „Nit ſo laut reden ſolln's!" flüſterte er. Und als ſie dem Hahn ſchon ganz nahe waren, der Kaiſer aber immer noch die richtige Vorſicht außer acht ließ, ſagte der Jäger: „Wann's nit ſtill ſein können, Majeſtät, wird Ihna der Hahn was pfeifen!" Etliche, die dieſes Geſchichtchen weitertragen, pflegen beizuſetzen, anſtatt „pfeifen" habe der Mann ein noch derberes Wort gebraucht.

Wenn bei ſolchen Gelegenheiten des Kaiſers Leutſeligkeit bezauberte, ſo gab es noch viel mehr andere Gelegenheiten, bei denen ſein hilfreiches Herz zu dankbarer Bewunderung hinriß.

Es ereignete ſich im ganzen weiten Öſterreich-Ungarn wohl kaum ein größeres Elementarunglück, ohne daß der Kaiſer mit ſeinem Privatſäckel zu Hilfe kam, es wurde kaum irgendwo eine bedeutende gemeinnützige Anſtalt gegründet, ohne daß der Kaiſer dazu beitrug. Und oft erkleckliche Summen. Tag für Tag langten in der kaiſerlichen Kanzlei von großen Ortſchaften, ſowie von kleinen Dörfern Bittgeſuche ein um Beiträge für Schulen, Kirchen, Spitäler, Feuer-

wehren, Kunſtanſtalten, Denkmäler uſw. Jedes befürwortete Geſuch ward berückſichtigt. Die kleine Waldgemeinde Radmer in Oberſteiermark, deren Mitglied der Kaiſer als Forſt- und Jagdbeſitzer war, hatte ihre alte Pfarrkirche zu reſtaurieren. Alſo ein Geſuch an den Kaiſer mit dem Bedeuten, daß die Sache wohl an 16000 Kronen koſten dürfte. Auf dem Wege des üblichen, recht krummen Bureaukratengeleiſes fand das bittliche Schriftſtück lange nicht zum Monarchen; aber des Kaiſers Kammerdiener, der davon erfuhr, betrieb die Angelegenheit. Als der Kaiſer das Geſuch las, rief er: „Sechzehntauſend Kronen, was heißt das? Damit ſtellt man keine Kirche wieder her.“ Er ſtrich die Ziffer und ſchrieb mit Bleiſtift an den Rand: hunderttauſend Kronen! — So ſind die armen Leute von Radmer zu einer prächtigen Kirche gekommen! Das geht hoch, was Franz Joſef Jahr für Jahr der Wohltätigkeit widmete und ſtets nach dem Verhältnis zur Sache, ohne ſich von irgendeiner Parteiſtrömung beeinfluſſen zu laſſen. Man konnte wirklich glauben, daß er ſeine Reichsangehörigen alle gleich lieb hatte, worin freilich eine Urſache der Konflikte lag, denn jedes Volk dieſes Reiches verlangt dreiſt für ſich, der Kaiſer ſolle es ganz beſonders lieb haben, natürlich auf Koſten der andern.

Das Reich hat großartige Kaiſerfeſte gefeiert. Abgeſehen von den Geburts- und Namenstagen, die alljährlich in jeder Kirche des Reiches feierlich begangen werden. Nur um die allerhervorragendſten zu nennen: 1853 ein Dankfeſt wegen wunderbarer Rettung des jungen Monarchen aus Meuchelmörderhand, 1854 Vermählung Franz Joſefs mit der engelsſchönen Prinzeſſin Eliſabeth, 1858 Geburt des Kronprinzen, 1879 ſilberne Hochzeit des Kaiſerpaares, 1898 fünfzigjähriges Regierungsjubiläum des Kaiſers. Aber im Laufe der Zeit lehnte der Landesvater prunkvolle Feſtlichkeiten immer mehr ab und er äußerte den Wunſch, ſtatt koſtſpieliger Pracht

Wohltätigkeitsanstalten zu stiften, so daß nun überall Schulen, Kranken- und Waiserhäuser, Kinderpflege- und Heilstätten, ja gemeinnützige Institute aller Art mit dem Namen „Franz Josef I." zu sehen sind. Die auf den Namen des angebeteten Kaisers getauften Straßen, Plätze, Brücken, Schiffe, Bergspitzen, Vergnügungsanstalten usw. sind Legion.

Als vor Jahren der Kaiser seinen Gast, den Zaren, ins steirische Gemsgebirge führte nach Mürzsteg, wunderte sich der russische Selbstherrscher darüber, daß Franz Josef völlig allein in den Wäldern und Bergen umherstieg, während des Zaren wegen der ganze weite Weg und die Jagdgrenzen mit Gendarmen besetzt werden mußten, als sei ein Gefangener zu bewachen. Trotz der Gendarmen hatte jemand dem Zaren an die Mütze ein Zettelchen praktiziert, auf dem die Worte standen: „Solange du dein Volk nicht willst befrei'n, wirst du selbst der Gefangene sein."

Der Zeiten Unruh wegen fühlte sich die Polizei allerdings verpflichtet, bisweilen auch Franz Josef beaufsichtigen zu lassen auf seinen Reisen und Jagdausflügen; aber besonders bei letzteren mußte das heimlich geschehen. Der Kaiser behauptete, die Gendarmen verscheuchten den Hirsch und die Gemse. An Schlimmes dachte er nicht, wenn er mitten unter seinen Alplern war. Und in unseren Bergen sangen alle Wälder, alle Wände mit, bei dem Lied: Gott erhalte, Gott beschütze!

Ich ſehe Land!

Seit Jahrhunderten denkt unſere Staatenpolitik mehr an die Fremde als an die Heimat. Schon manches europäiſche Volk hat in fernen Weltteilen mehr Grund und Boden als im Vaterlande; und manchem Volke iſt in der Abſicht, neue Vaterländer zu erobern, das alte in Gefahr gekommen.

Öſterreich-Ungarn iſt einer der wenigen Staaten, der nicht ins Weite ſtrebte, der ſich ſelbſt genügte, weil er daheim alles hatte, alles bauen und ſchaffen konnte, was die Menſchen zu einer anſtändigen Lebensführung brauchen. Aber einen Weg in die weite Welt hinaus wollte doch auch dieſer Staat haben, ein freies Sträßlein, ſo wie ein Landgut zwiſchen den Nachbarn hin ſeinen öffentlichen Gemeindeweg braucht, um Handel und Wandel mit weiteren Bereichen pflegen zu können. Darum Öſterreichs Wegrecht an der Adria. Aber gerade dieſe gute Gelegenheit, Güter auszutauſchen, machte uns allmählich leckerig nach fremden Produkten, für die wir eigene hingaben, um ſo das Leben reicher und mannigfaltiger zu geſtalten.

Dieſes Beſtreben iſt natürlich und auch gedeihſam, ſo lange es in richtigem Gleichmaße bleibt. Wehe aber, wenn es einſeitig wird! — Auch bei uns iſt es ſo geworden, daß man über die Herſtellung nützlicher Erzeugniſſe den Anbau der notwendigen vernachläſſigt hat. Wir glaubten ein gutes Geſchäft zu machen, wenn wir möglichſt viel Induſtriewaren gegen ſchweres Geld ausführen konnten; die Nahrungsmittel wollten wir dann leicht vom Auslande beziehen, und zwar billiger, als ſie daheim erzeugt werden konnten. Das ging

lange Zeit ganz gut, wir wurden reich dabei — das heißt, was man so nennt.

Da kam plötzlich der Krieg und schnitt uns die Ein- und Ausfuhr ab. Wir erschraken. Jetzt fanden wir daheim zu wenig Lebensmittel vor, weil wir der Scholle vergessen hatten; und von den reichlich aufgestapelten Industriewaren, die uns auf Lager blieben, konnten wir nichts herabbeißen. Hungersnot?

Nein, so weit war es doch noch nicht. Dafür hatten die Engländer um zehn Jahre zu früh gesperrt. Zehn Jahre später, und wir hätten landwirtschaftlich abgehaust gehabt. Diesmal kamen wir mit dem Schrecken davon. Für den allernotwendigsten Nahrungsbedarf hatte unsere Scholle noch vorgesorgt. Rasch begannen wir zu sparen, zu ackern und zu hegen, hielten durch bis zur neuen Ernte und waren für den Augenblick gesichert. Aber den Schweiß hatte uns die Arbeit und die Angst doch aus der Haut getrieben. Und da haben wir uns vorgenommen, fürder in Österreich wieder mehr Urproduktion zu betreiben.

Auch ich habe, wie so viele, die Scholle einst verlassen, aber nicht, um sie zu meiden, sondern um die Menschen zu ihr zurückzurufen. Seit nahezu einem halben Jahrhundert predige ich in allen Tonarten, lockend, bittend und drohend, die Rückkehr zum Bauerntum. Vielleicht findet die Mahnung jetzt, da die Arbeit zu einem neuen und gesunden Aufbau unseres Reiches beginnt, ein besseres Verständnis.

* * *

Das Bauerntum ist heutzutage fast zugrunde gerichtet. Nur die Beharrungskraft ist es in manchen Gegenden, vermöge der die Landwirtschaft noch mechanisch weiterrollt, ohne Glück, ohne Freude, ohne Hoffnung. Wir rechnen weniger

mit dem Brote, das wir bauen, als mit dem, das wir einführen. Und wenn vom Brote einmal nicht genügend sollte hereinkommen, müßten wir hinaus. Die Auswanderung in die Fabriken, in die Städte wächst sich immer mehr an zur Auswanderung in fremde Länder.

Zur Scholle zurück! Vornehmer geartete Menschen haben sich zu aller Zeit ferngehalten von jenen Orten, wo die Menge lärmt. Einer ist Mensch, ihrer mehrere sind Leute, ihrer viele sind Tiere. Die Vorstellung, daß auf dem Lande der Knecht und in der Stadt der Herr wohne, ist längst nicht wahr. Der tiefere Mensch, der Arbeitsfrohe, der Freie und Naturfreudige, der nach geistigen Gütern Trachtende zieht sich mit Vorliebe zurück auf die gute Stube — ins friedlichere Landleben.

Nicht überlistet zu werden, hingegen selber etwas zu erjagen — dahin muß sich das Denken und Trachten des Großstädters spitzen. Kampf ums Dasein, mit diesem Schlagworte wollen sie eine solche Lebensweise rechtfertigen. Mit dem Dasein meinen sie, in der Stadt sein, gerade in der Stadt. Wollten sie anderswo sein, wo die Leute schütterer wohnen, weniger bedürfen, gelassener leben, so hätten sie nicht diesen unwürdigen Ellbogen- und Faustkampf nötig. Draußen auf der freien, weiten Scholle ist das Schlagwort vom Kampf ums Dasein nicht erfunden worden.

Etliche Leser werden bereits nervös, daß man ihnen zumuten wolle, ein dummer Bauer zu werden. Wer mutet ihnen das nur zu? Im Bauerntum, wie es nun geworden ist, kann ich kein Heil sehen. Zwar, es gibt — und ich spreche aus Erfahrung — dort noch viele Menschen, deren Charakteradel an den der besten und gebildetsten Städter hinanreicht, und es gibt in der alten Bauernschaft hie und da noch Zustände, die eine wahre heilige Idylle sind, die jeden Poeten, der sie kennen lernt, erwärmen und anregen müssen.

Im ganzen jedoch ist das Bauerntum durch diesen Übergang zur Kultur entartet worden, es hat von der modernen Art zumeist nur die schlechten Seiten angenommen, nicht die guten, das zeigt sich besonders dort, wo der Bauer mit dem „Herrn" zusammenkommt, in der Umgebung der Städte. Dort ist der Bauer kein Bauer und kein Herr. Aber auch weit hinten auf dem flachen Lande ist er im allgemeinen nicht mehr viel wert. Er hat seinen Bauernstolz, seine Heimatliebe verloren, er ist zu jeder Stunde bereit, abzufahren, wenn's ihm „anderswo besser geht". Seine Freude ist nicht mehr das wohlbestellte Feld, das stattliche Rind auf der Weide, nicht die ländliche Arbeit und nicht die Eigenständigkeit; nein, Geld will er haben. Denn er braucht feines Tuchgewand, Kaffee, gute Zigarren und schwellende Sofas — wird ein Genußmensch, um nicht zu sagen, ein gesinnungsloser Lump. Das Bauerntum ist nicht, wie die Kaufmannschaft oder die Industrie, auf Bargeld eingerichtet, darum wird keinem Bargeld so gefährlich, als dem Bauer. Es macht ihn locker. Gierig gibt der Bauer jetzt seiner Väter Scholle her und bequemt sich fürs Zigeunerleben. Und immer nur hin gegen die Stadt! Da gibt es ein uraltes Märchen vom versteinerten Wald, in welchem ein gespenstiges Lichtlein war, das viele hineinlockte. Aber keiner von solchen, die in diesen Wald hineingingen, kehrte jemals wieder zurück. Sie versteinerten dort und waren verloren. Dieser versteinerte Wald ist — die Großstadt.

Warum nicht mehr zurück? Gibt es da keine Erlösung?

Ich halte traurig dafür, daß das gegenwärtige Bauerntum mit seiner ungegorenen Halbbildung, mit seinen alten Querköpfen, mit seiner frevlerischen Geringschätzung des eigenen Standes, mit seiner Gier nach „was Besserem" zugrunde gehen muß. Es wird einem andern, einem neuen,

klugen Bauerntum Platz machen müssen. Und woher soll dieses neue Bauerntum kommen? Vielleicht aus den Fabriken und aus den Städten. In solchen Fragen rechnet man nicht mit fünf oder zehn, sondern mit fünfzig und hundert Jahren, und innerhalb dieser Zeit kommt's. Innerhalb dieser Zeit kracht's. Dann stiebt alles auseinander, dann wird's da hinten in den Einöden schon wieder lebendig werden. Die Klugen dürften dieser Leuteexplosion zuvorkommen und sich beizeiten die besseren Plätze aneignen, wenn sie Geld haben: sogar die allerbesten Plätze, die Schloßherrschaften, die Rittergüter, die Großhöfe, um sich und ihren Nachkommen dort feste und beständige Heimstätten zu gründen, was in den Städten nicht möglich ist und auch keinen Sinn hätte, weil in der Stadt nachweisbar jede Familie in der dritten Generation sich auflöst.

Einstweilen müssen wir uns das sehr dumme und verhängnisvolle Vorurteil abgewöhnen, als ob die Umkehr zur Ländlichkeit, zur Natur Rückschritt bedeute. Das Heimfinden zur Natur ist vielmehr das Ziel unserer Zivilisation. Aus der tierischen Natur heraus, in die menschliche Natur hinein, das ist die Straße der rechten Kultur.

Ungewohnte Gedanken für Stadtleute! Aber es muß mir doch gelingen, sie verständlich zu machen und man wird sich an sie gewöhnen. Warum soll es ein Rückschritt sein, den stinkenden Stadtqualm mit frischer Landluft zu vertauschen, die engen, dumpfen Gassen für die weite Landschaft mit Sonnenschein und Wolkenhimmel hinzugeben, die mit Miasmen geschwängerten Brunnen für klares Quellwasser! Warum soll es Rückschritt bedeuten, wenn die Leute, anstatt in engen Räumen zusammengepfercht zu sein, sich ausbreiten können auf der gedehnten Landschaft, wo einst so viele frohe und starke Menschen wohnten und wo sie heute noch viel besser und bequemer wohnen könnten. Wenn sie kommen,

mit ihren Einwänden von den dumpfigen Kammern in den Bauernhöfen, von den Dunghaufen und Jauchen über der Waſſerleitung, von der ſchlecht gekochten Koſt und den verheerenden Seuchen auf dem Lande, ſo kann man dazu ſchweigen. Denn alles das kann man ja anders machen. Wir ſollen uns doch nicht in die alte Miſere hineinſetzen, wir ſollen das Neue und Gute und Schöne hinaustragen aufs freie Land und dort das Leben tüchtig und menſchenwürdig einrichten. Die armen Leute in den Städten ſind oft gerufen worden: zurück aufs Land! Ich rufe auch andere. In der Stadt gibt es eine Menge Leute, die Kraft und Vermögen haben und nichts Rechtes damit anzufangen wiſſen. Sie kommen zu keiner rechten Tätigkeit und Schaffensfreude, wüßte auch nicht, wieſo, da der Stadtgeiſt kritiſch und ſkeptiſch macht, vollends der moderne mit ſeinem Heißhunger nach ſinnlichen Genüſſen und ſeiner Armut an ſeelenſtärkenden Idealen. In ſolcher Umgebung voller Aufgeblaſenheit und Schalheit vergeht vielen die Freude am Leben. Daß aber draußen die große, ſtille, unverſehrte Natur lebt und waltet mit ihren Wundern — daran denken ſie nicht. Iſt es denn nicht denkbar, daß einer ſeine Sachen zuſammenrafft, aufs Land geht — aber nicht bloß zur Sommerfriſche, ſondern zur Lebensfriſche überhaupt —, daß er in ſchöner Gegend einen Grund kauft und ſich ein Haus baut? Man wird ſolchen Leuten aber noch nicht predigen dürfen, daß ſie wie ein Landwirt arbeiten ſollen mit höchſteigenen, leiblichen Händen. Das wäre für den Gebildeten doch nachgerade eine perſönliche Beleidigung. Auf ſolche Tätigkeit kommen ſie mit der Zeit ſchon ſelbſt und es wird noch Modeſache werden, perſönlich ſeinen Kohl zu bauen und ſeine Garben zu ſchneiden. Aber die Mode meine ich nicht, die am allerwenigſten. Ich meine die Art und den Verſuch, wie wir verfahrenen Menſchen unſerm kurzen Erdenleben wieder

größeren und besseren Inhalt geben könnten. Und dazu gehört auch die Freude nicht bloß an geistiger, sondern auch an körperlicher Arbeit.

Wäre das denn nicht hübsch, auf einem wohl eingerichteten Schlosse oder Landhause zu leben, mit richtiger Kleidung und Nahrung, durch unsere zahlreichen Verkehrsmittel jeden Augenblick beliebig verbunden mit den Nachbarn, mit den größeren Ortschaften, unter Beihilfe unserer Erfindungen mit allem Nützlichen und Angenehmen versehen. In Garten, Feld und Wald zeitweilig Hand anzulegen, den Erfolg solcher Arbeit zu beobachten, zu nutzen, in anderen Stunden stimmungsvoller Ruhe sich der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur hinzugeben, das Große und Schöne der Welt an uns heranziehend, das Gemeine beliebig fernhaltend. Ganze Menschen haben stets getrachtet, es sich so einzurichten, und bei den heutigen Mitteln ginge das besser als je. Das wirklich Beste des Stadtlebens mit dem Besten des Landlebens zu vereinigen, das wäre die „Blüte der Kultur", während jetzt die Großstadt mit ihrem G'schnas und ihren giftvollen Genüssen niemals Kulturblüte, sondern — Fäulnis ist. Großstadtleben — und ich spreche hier ein schweres Wort mit Bedacht aus — ist Entartung und Untergang, nur verlangsamt durch beständigen Zufluß ländlicher Kräfte. Ich kenne Stadtleute, die sonst sehr klug sind, denen es aber vorab, ohne darüber nachzudenken, als sicher gilt, daß das Stadtleben die normale Menschenexistenz sei. Alles andere, was draußen kraucht und fliegt, sei so ziemlich untergeordnet und das Bauerntum, die Industrie, die Eisenbahn, das Militär sei nur vorhanden, um die Städte mit allem Nötigen zu versehen und zu beschützen. — Der Waldbauer in seinem Gebirgsgraben denkt nicht beschränkter. Ich höre jetzt tausendfachen Widerspruch von solchen, die nur die Stadt kennen und in derselben wieder nur die beste Seite. Die Stadt hat

gewiß auch ihre Vorzüge, keinesfalls aber iſt ſie den Menſchen, am wenigſten dem Germanen, naturgemäß.

Ich habe länger als ein halbes Jahrhundert das Bauerntum mitgelebt, beobachtet und nebenbei an fünfzig Jahre lang das Stadtleben angeſehen. Vom Glanze der Stadtkultur, von der prickelnden Süßigkeit ſtädtiſcher Leckerbiſſen und einſchmeichelnder Verweichlichung zeitweilig berauſcht, betäubt, habe ich mich manchmal losmachen wollen von meinem alten Glauben an das Landleben. Aber allemal bin ich wieder erwacht zur Klarheit, daß das Aufgeben ländlichen Lebens die größte Torheit unſerer Zeit und die großen Städte das Verderben der Menſchheit ſind. Das muß man freilich zugeben, daß die Städte zeit- und ortweiſe eine Naturnotwendigkeit geworden, ungefähr, wie ſich an einem ungeſunden Körper Geſchwüre bilden, die den Körper retten, aber weiterwuchernd, ihn noch mehr vergiften können. Nur das kann ich nimmer verſtehen, wie vernünftige, ernſte Menſchen die Großſtadt als die Höhe der Ziviliſation bezeichnen können.

Aber, fragen ſie, iſt denn auf dem Lande das Leben immer ſo gut? Gewiß nicht. Nur iſt es ſo: auf dem Lande wohnt ſich's beſſer, wenn viele Menſchen dort ſind, in der Stadt wohnt ſich's ſchlechter, je mehr ſie bevölkert iſt. Man ſpricht ja vom körperlichen Degenerieren der Städter; daß die geiſtige Erkrankung vorausgeht, das ſieht man nicht ſo offen. Denken wir erſt einmal an Stadtleute, die alles haben, was ſie brauchen — ſie ſind unzufrieden, kritiſch, ſkeptiſch, peſſimiſtiſch, galliſch. Es iſt ſo vielen nicht behaglich, ſie fürchten ſich immer vor Erkrankungen, ſie müſſen Geld ausgeben, um ſich die Zeit zu vertreiben, um nicht vor Langweile umzukommen. Und das alles, weil ſie nicht arbeiten. Weil ſie nicht körperlich arbeiten, weil ſie's nicht mit Wetter, Sonnenbrand und Sturm zu tun haben, weil ſie dem großen

Gott nicht in sein erhabenes Antlitz schauen. Der Städter, der von der besseren Gattung, hat zwischen sich und Gott und der Natur den Buchstaben gestellt. Anstatt seinen Körper an der Schöpfung unbefangen zu laben, zu kräftigen, verbohrt er sich durch Bücher und Spintisiereereien in die „Welträtsel" und hetzt damit seine Seele zuschanden, wie der Jäger mit Jagdhunden das Reh, bis es röchelnd zusammenbricht. Die Selbstmorde sind weit vorwiegend eine Stadtkrankheit und die sie hinrafft, sind noch nicht einmal die Unglücklichsten. Die Elendsten sind solche, die zum Leben nicht die Mittel und zum Sterben nicht den Mut haben. Was hilft es, wenn die Statistik uns eine durchschnittliche Verlängerung des Lebens verbucht, wenn die Neigung zum Selbstmorde wächst! Dieselbe Statistik sagt uns auch, daß von hundert Selbstmorden über siebzig sich in den Städten ereignen.

Also taucht mancher Großstadtmensch auf und frägt mich, den einfältigen Landapostel, was er denn tun müsse, um glücklich zu werden. Wie ist er denn? Er ist genußhungrig, ohne herzhaft genießen zu können, ist ruhelos auf einer Jagd, ohne eigentlich zu wissen, was er erjagen will, ist unzufrieden mit sich selbst und weiß sich doch nicht besser zu machen. Es fehlt ihm der Glaube an Gott, an die Menschen, an sich selbst. Aber er wohnt vornehm, kleidet sich elegant, hat Pferde, Automobil, Lakaien, und wer weiß wie viele Freunde und Freundinnen. Er trinkt Sekt, raucht seine Zigarren. Was die Kunst und Literatur Neues hat, das kennt er, kritisiert er. Alles ist da, nur die warme, lichterlohe Freude fehlt. Die fehlt.

Und auf die käme es an, einzig und allein. Die Kultur ist die richtige, die uns Daseinslust und Freude bringt. Aber die Freude, die reine, lichte, ist wie eine Blume, die am liebsten unter freiem Gotteshimmel gedeiht.

Auf dem Lande — das höre ich nun ſagen — fehlt jene Bildung, die der Städter beanſprucht. Fehlt ſie? Nun, dann muß man ſie — wie ſchon angedeutet — eben mit hinaustragen. Wer ſagt denn, daß der Städter, wenn er aufs Land zieht, ſeine Bildung im Treſor einer Wertheimkaſſe zurücklaſſen ſolle? Gerade die Bildung — und ich denke da an eine große, umfaſſende — muß mithelfen, auf dem Lande ein feſtes, bequemes Haus zu bauen, um körperlich und geiſtig im ſchönen Ebenmaße darin zu leben. Ich habe es doch nicht not zu ſchildern, wie ſchön und bedeutſam man mit den heutigen Mitteln das Leben auf dem Lande einrichten könnte. Denke man ſich die Landwirtſchaft auf der Höhe der Kultur, wie reich, wie ſchön, wie anregend, wie vornehm ſteht ſie da! Kein Erwerbszweig und kein Beruf erfüllt ſo den Menſchen, keiner macht ihn ſo einheitlich geſchloſſen und bietet ihm ſo vielfältige Tätigkeit, keiner ſtärkt und adelt ihn ſo wie die Landwirtſchaft. Und wer Wiſſenſchaft und Kunſt betreiben will, wo in aller Welt haben dieſe Dinge die echten Vorbilder, den herrlichen Rahmen, als da draußen zwiſchen Feld, Wieſe und Wald, unter dem Himmelsbogen. Die Wiſſenſchaft findet da ein ungeheueres Naturalienkabinett vor; die Technik, unſer Schoßkind, die Elektrizität hat auf dem Lande die lohnendſten Aufgaben zu löſen. Schwerer hat's allerdings die Kunſt, die von der Naturſchönheit geſchlagen wird.

Aber — paßt denn der Städter überhaupt aufs Land? In einem meiner Romane habe ich darzuſtellen geſucht, wie ein Menſch, der Weltgift in ſich hat, nicht in die ländliche Natur zurückkehren kann und ſoll, weil er dort alles verderben würde. Nun, zu dieſen Armen ſpreche ich nicht. Ich meine nur ſolche Städter, die noch nicht verſeucht ſind, die ſich noch eine geſunde Luſt und ein bißchen Kraft für die ländliche Natur bewahrt haben.

Der Gesetzgeber, wenn er in die Zukunft schaut, müßte das Wachstum der Städte möglichst erschweren, anstatt es zu fördern, wie das heute geschieht. Und er müßte das Ansiedeln und Leben auf dem Lande möglichst begünstigen, anstatt es zu hemmen, wie es heute geschieht, da es glücklich so weit gekommen ist, daß unsere weiten, schönen, fruchtbaren Landstriche sich entvölkern, während in fremden Weltteilen Kolonien blutig erstritten werden müssen, um die Auswanderer unterzubringen. Der Gesetzgeber und Volksfreund müßte produktive körperliche Arbeit bevorzugen und ehren, er müßte die Wohlfahrtseinrichtungen auf dem Lande betreiben und schützen, er müßte durch Schulen, Wanderlehrer und Schriften dem Volke immer wieder zurufen, daß es ehrenhafter und vornehmer ist, auf dem Lande zu wohnen und mit der Hand zu schaffen, als in den Städten ein unnatürliches Leben zu führen. Und wenn wir so die Bildung, das Wissen und Können, festgelegt in allen Erfindungen, Entdeckungen und Idealen, aufs Land verpflanzen und dort Körper und Geist harmonisch betätigen — so möchte ich doch sehen, ob das Rückschritt ist. — Anfangen könnte der Staat mit dem, was des Staates ist. Bisher geschieht ja überall das Gegenteil von dem, was zweckmäßig wäre. Ist es denn auch notwendig, die Unterrichtsanstalten, Kasernen, Krankenhäuser, Gefängnisse, Fabriken, Kunstinstitute, Behörden usw. in die Stadt zusammenzustecken? Welch ein Herd für soziale, sanitäre, sittliche Gefahren! Aber freilich, die Kasernen, Krankenhäuser und Strafanstalten werden dort nötig, wo so viele Leute beisammen sind. Könnten öffentliche Anstalten nicht zerstreut werden über das Land hin, in kleinere Ortschaften? Um die nötigen Verbindungen wäre mir nicht bange, dafür haben wir die hundertfältigen Mittel des Verkehrs.

Es war sonst nicht Sache der Deutschen, große Städte zu bauen, sie haben sich nicht einmal gerne in kleinere ge-

ſchloſſene Weiler zuſammengetan, wie andere Völker. Die Herrenmenſchen der Germanen haben vielmehr vorgezogen, in Bergſchlöſſern und Einzelhöfen zu wohnen, ſich in kleine Staaten zu ſondern. Nach ſolchen Eigenſchaften zu ſchließen, müßte ihnen die Auseinanderziehung ihrer Wohnſtätten nicht ſchwerfallen. Es muß nur erſt ein Herzog kommen, der ſie führt. Der von Lauenburg ſoll zwar einmal den Ausſpruch getan haben, daß man Städte über 60000 Einwohner zum allgemeinen Beſten zerſtören müſſe; doch der Mann, der das deutſche Volk politiſch einigte, hatte nicht Zeit, es örtlich zu zerſtreuen. Das bleibt einem andern vorbehalten und die örtliche Zerſtreuung der großen Maſſen im Lande wird in dieſem Jahrhundert nicht weniger bedeuten, als im vorigen die politiſche Einigung. Und das wird eine Wiedergeburt der Menſchheit ſein.

Rouſſeaus Rückkehr zur Natur hat zur Revolution geführt, unſere moderne Rückkehr zur Natur ſoll die Revolution beenden. Dieſe Umkehr von den Großſtädten aufs Land geht vor ſich, muß vor ſich gehen, daran iſt kein Zweifel. Aber es kommt darauf an, wie. Auf dem Wege ruhiger Entwicklung kann ſie nur dann ſich vollziehen, wenn in uns der Glaube an ihre Möglichkeit und Notwendigkeit lebendig wird. Heim zur Mutter Erde! Nicht mit dem Schwert erobert man dauernd die Scholle, ſondern mit dem Pflug.

* * *

So wende ich mich zuletzt noch an die Jugend auf dem Lande.

Täglich, meine jungen Freunde, betet ihr: „Gib uns heute unſer tägliches Brot!“ ohne recht zu ahnen, wie groß die Bitte iſt an unſeren Herrgott. — Im Brot liegt

unſere Kraft, unſere Geſundheit, unſer Leben. So heilig iſt das Brot vom Korne, daß der Herr ſelbſt ſeine Geſtalt annimmt, wenn er uns ſtärken und ſegnen will.

Die Feinde ringsum wollen uns jetzt das Brot abſperren. Denn es mußte bisher viel vom Auslande kommen, was billiger ſei, hieß es in der Zwiſchenhändlerſprache. Wir hatten uns darauf verlaſſen und im Heimatlande den Kornbau vernachläſſigt. Wir hielten das heilige Kornfeld wenig in Ehren und wendeten uns hochmütig von ihm ab.

Jetzt pocht die Not an unſere Tore, hier noch mit leichtem Mahnen, dort ſchon mit Ernſt und Grimm. Den Ärmſten unter uns mangelt vielfach das wichtigſte Nahrungsmittel. Nicht bloß den Arbeitsſcheuen, Läſſigen (die bedauern wir nicht), ſondern auch den Fleißigen und Tüchtigen. Wir haben dies Jahr ſchon beſſer beſtellt und hoffen der reifenden Ernte entgegen. Sie wird kommen, unſer Vaterland wird zeigen, daß es uns ernähren kann, wenn wir treu zu ihm und ſeiner Erde halten.

In dieſer Zeit, liebe Freunde, müßt ihr lernen, was das heißt: Brot. Fraget einmal eure Vorfahren, es leben deren noch, wie ſie das Brot hoch und heilig haben gehalten. Das Brot vom Korne. Ehe ſie die erſte Handvoll ſäeten, die erſte Garbe ſchnitten, ſagten ſie: Gott geſegne's! Ehe ſie den Laib angänzten, haben ſie mit der Meſſerſpitze das Kreuz darüber gemacht: Gott geſegne's! Die Stücke haben ſie ausgeteilt mit dem Wort: Gott geſegne's! Jede Krume, jedes Stäubchen Mehl, wie wir heute es manchmal leichtfertig verſtreuen, haben ſie geſammelt oder in die Glut gelegt, weil es zu ehrwürdig war, um zertreten zu werden. Unſere Vorfahren ſind auch treu daheim geblieben bei ihren Feldern, Gärten und Wieſen; keinem Fremden waren ſie untertan in der Nahrung, kein Feind konnte ihnen das Brot ſperren. Trotz aller Einfalt, Einfachheit und Hörigkeit

ſind ſie ſoweit ſelbſtändige Herren geweſen. — Und nun ſchaut einmal, wie es heute iſt!

Die gegenwärtige Zeit des Blutens und des Zerſtörens wäre kaum zu ertragen, wenn wir in ihr nicht unſere Erzieherin ſehen dürften. Um das, was jetzt zugrunde geht, wollen wir uns ſelbſt wertvoller machen. Denkt einmal nach, wo die größten Fehler ſtecken. Iſt nicht die Fahrigkeit der Menſchen, ihre Großmannsſucht, ihr Ins-Ferne-ſtreben, ihr Alles-haben-wollen, ihre Genußgier eine Miturſache dieſes völkermordenden Krieges? Wenn dieſe Laſter ſchon ganze Völker ins Verderben ſtürzen, um wieviel mehr den einzelnen Stand, den einzelnen Menſchen!

Ihr lieben, jungen Freunde! Ihr wollet beſtehen auf dieſer harten Welt, wollet zufrieden und glücklich werden. Dazu muß jetzt ein Leben ernſter Einfachheit und Sparſamkeit anfangen. Schon morgen, ſchon heute im Alltäglichen und Kleinen. Wer im Großen will ſparen können, muß es erſt im Kleinen lernen. Nichts verlangen, was entbehrlich iſt, nichts vergeuden, was nötig iſt, beſonders an Nahrung. Eſſet nicht gleich bei jeder Gelegenheit, eſſet nur, wenn ihr Hunger habt und ihr werdet ſehen, um wieviel beſſer es euch ſchmecken, um wieviel wohler es euch bekommen wird. Viel eſſen heißt nicht, ſich gut nähren, es heißt eher, die Geſundheit ſchädigen. Strenge Mäßigkeit erhält den Magen geſund und man wird ſtark dabei und lebensfreudig; man erſpart, macht ſich dadurch unabhängig und kann auch etwas austeilen an ſolche, die trotz Bravheit und Fleiß jetzt weniger zu eſſen haben als zur Erhaltung nötig iſt. — Wenn ihr's doch alle wüßtet, was aus vernünftiger Einſchränkung und Genügſamkeit für Segen kommt! Weniger Bedürfniſſe, weniger Zerwürfniſſe. Mehr haſtloſes, harmloſes — ſchuldloſes Lebensglück.

Schon beim Kinde muß es anfangen. Wer von den

Kleinen ein Spielzeug kaufen möchte, der lege die Krone in seine Kasse und mache es sich selber. Es wird ihm lieber sein als das gekaufte. Wer zwei Äpfel hat, der spare einen auf morgen. Wer zwei Röcke hat, der lasse sich keinen dritten machen. Wer ein großes Stück Brot hat, der schaue einmal, ob in seiner Nähe nicht ein würdiger Mitmensch hungert. Wenn ja, denn breche er sein Brot in zwei Stücke. Von unserem Heiland steht geschrieben, seine Jünger hätten ihn — am Brotbrechen erkannt . . .

Wenn wir so leben, werden die ungeheuren Verluste, die der Krieg bringt, bald wettgemacht sein. Und wir stehen in verjüngter Kraft.

Und dann das Vaterland! Jene Millionen unserer Brüder, die jetzt bereit sind, ihr Leben dem Vaterland zu opfern, mahnen uns wieder, was das heißt: Vaterland, und was es wert ist. Und die draußen im fremden Lande stehen, die erfahren jetzt, was die Heimat wert ist. Das, ihr Freunde, ist es, weshalb ich gekommen bin, um euch zu bitten. Um euch in eurem und im Namen des Vaterlandes zu bitten: Bleibet der Heimat treu. Verlaßt nicht leichtfertig das Haus, das euch gebar, die Scholle, die euch nährt. Trachtet vielmehr, in Einigkeit euch samt und sonders zu stärken. Zusammenhalten! Genossenschaften! Alle Welt bildet Genossenschaften, warum der Bauer nicht? Das Auseinanderziehen hat den Bauernstand zerrissen, das Zusammenhalten wird ihn wieder fest machen. Habt ihr Vertrauen zueinander. Das Mißtrauen könnt ihr den Fremden schenken, die da bei euch umhergehen, um euch zu übervorteilen, oder gar euch fortzulocken zu anderen Ständen und Berufen, wo ihr euer Heil doch nicht finden würdet. Es gibt ja, wie überall, auch im ländlichen Heime Elend und Not, aber man erträgt's leichter, und teilnehmende, wenn auch manchmal herbe Nachbarn lassen keinen ganz zugrunde gehen. — Schützet

euch so viel als möglich vor dem ruhelosen, oft geradezu ruchlosen Weltlauf, bleibet daheim im Frieden eurer Felder, Matten und Wälder, haltet euch an die Arbeit, die am nächsten bei Gott ist — an die schöpferische Landarbeit. Die Natur mit allen ihren Geschöpfen, Kräften und Schönheiten der wechselnden Jahreszeiten — reinere Freude hat die Welt nicht. — So, im Frieden vom Staat beschützt und in Not den Staat beschützend, erfüllt sich am würdigsten das menschliche Leben.

Das, ihr lieben, jungen Heimatsgenossen, habe ich euch noch einmal sagen wollen. Eine Handvoll Samenkörner, gesäet in eure von großer Zeit aufgepflügten Herzen. Vielleicht geht doch ein oder das andere Körnlein auf. Gott gesegne's!

Inhalt.

	Seite
Vorwort	5
Empörung. (1891.)	7
Ein Zweigespräch	25
Versöhnung zwischen Bürger und Proletarier. (1899.)	31
Zur Naturgeschichte der Stadtleute. (1899.)	40
Bismarck. Betrachtungen an seiner Totenbahre. (1899.)	45
Er ist wiedergekommen. (1899.)	54
Sterben und erben. (1899.)	65
Soll man übertreten? (1899.)	78
Priester und Landvolk. (1899.)	82
Beim Pastor. (1900.)	91
Über den Reinlichkeitssinn in unserer Bevölkerung. (1900.)	99
Auch eine Zeitfrage. (1901.)	106
Ein Romanstoff. (1902.)	112
Lichte und Gesichte. (1902.)	122
Die Burenzeit — vorüber. (1902.)	126
Universitätsstudenten als Bauernknechte. (1902.)	129
Die Stiefmutter. (1903.)	140
Auf dem Spaziergang. (1903.)	147
Die serbischen Mörder. (1903.)	152
Wie lustig muß es sein, König zu werden! (1903.)	156
Der deutsche Kaiser und das Volkslied. (1903.)	158
Nichts. Eine Bergwanderung des Heimgärtners. (1904.)	163
Zwei Dörfer. (1904.)	168
Alkohol als Schützer der Herrenmenschen. (1904.)	177
Die Ehe im Vogelkäfig (1904.)	183
Hans Fraungruber. (1904.)	193
Friedrich Schiller. (1905.)	208
Franz Defregger. (1906.)	215
Bei Kernstock auf der Festenburg. (1906.)	223
Im Gerichtssaal. (1906.)	229
Weihenacht. (1906.)	238
Luxus das moderne Ideal. (1909.)	243
Warum ich nicht nach Oberammergau ging. (1910.)	250
Ein guter Kamerad. (1910.)	254
Karl Schönherr. (1911.)	262
Die Freuden des Berühmtseins. (1914.)	270
Franz Josef, der Getreue. (1916.)	283
Ich sehe Land!	292

L. Staackmann, Verlag, Leipzig

Peter Rosegger

Waldheimat

Ausgabe in 4 Bänden

Band 1: **Das Waldbauernbübl**
Band 2: **Der Guckinsleben**
Band 3: **Der Schneiderlehrling**
Band 4: **Der Student auf Ferien**

In geschmackvollem Einband Mark 30.—

Jeder Band ist ein in sich abgeschlossenes Werk und auch einzeln käuflich

Preis des Einzelbandes Mark 8.—

Seit kurzem liegt dieses Hauptwerk Peter Roseggers erstmalig in der Ausgabe zu 4 Bänden vor. Über den Wert von „Waldheimat" braucht heute kein Wort mehr verloren zu werden; es ist das Werk, in dem am meisten von den seltsamen Schicksalswegen des Dichters berichtet wird und das den Leser so eng mit dem Erzähler verknüpft, daß man all die humorvollen, eigenartigen, charakterstarken Gestalten mit den Augen des Dichters sieht.

L. Staackmann, Verlag, Leipzig

Peter Rosegger

Heimgärtners Tagebuch

17. Tausend

Geheftet Mark 5.— Gebunden Mark 7.—

und

Heimgärtners Tagebuch

Neue Folge

15. Tausend

Geheftet Mark 5.— Gebunden Mark 7.—

In diesen beiden Bänden ist die Altersweisheit des ewig jugendlich gebliebenen, herzwarmen Dichters aufgespeichert. Bald mit sonnigem Humor, bald mit abgeklärter Würde nimmt Rosegger in den beiden Büchern zu wichtigen Tagesfragen Stellung, oft auch werden Erinnerungen eingeschaltet oder ganz neue Gestalten tauchen auf; denn: Rosegger hatte das Talent, etwas zu erleben, wenn er's auch immer mit rührender Bescheidenheit vorträgt. Wenn irgend ein Tagebuch Daseinsberechtigung hat, so ist dies „Heimgärtners Tagebuch", dieses Schatzkästlein, in dem die Gedankenperlen eines frohen Weisen zusammengefaßt sind.

L. Staackmann, Verlag, Leipzig

Peter Roſegger
Geſammelte Werke

Vom Dichter neu bearbeitete
und neu eingeteilte Ausgabe
in vier Abteilungen zu 10 Bänden

Die Abteilungen ſind auch einzeln käuflich

Proſpekte ſtehen zu Dienſten

Peter Roſeggers Schaffen beſchränkt ſich nicht auf die Waldheimat, ſondern iſt großdeutſch und durch den ſteiriſchen Humor vergoldet. Die Werke dieſes urdeutſchen Dichters, der unſere Zeit miterlebt hat und deſſen Bücher aus unſerer Zeit heraus geboren ſind, bilden einen deutſchen Hausſchatz und gehören in jede Bücherei. So vielſeitig Roſeggers hunderterlei Geſchichten ſind, ſo bewegt in den großen Romanen die Lebensführung geſtaltet iſt, immer leuchtet der Grundzug echt dichteriſchen Schaffens durch: Recht, Sitte, Kraft, Frohſinn und Freimut.